Kleine Schriften

von

Ritter Anton von Prokesch-Osten.

Gesammelt von einem Freunde.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erster Band.

Stuttgart

1842

Hallberger'sche Verlagshandlung

Militärisches.

I.

Inhalt.

Seite

Die Schlachten von Ligny, Quatre-Bras und Waterloo 1

Briefe eines Militärs an einen andern 197

Erster bis vierter Brief. Ueber das 1815 erschienene Werk „Der Krieg. Nur wahre Krieger."

Fünfter bis siebenter Brief. Ueber den Feldzug von 1812. Mit Beziehung auf Vaudoncourts und Liebensteins Geschichte dieses Feldzugs und die Betrachtungen des Obersten Tschulkewitsch.

Strategische Uebersicht des Feldzuges in Rußland 1812 267

Die Schlachten

von

Ligny, Quatre-Bras und Waterloo.

Mit einer Ueberſichtskarte und einem Schlachtplane

Neu bearbeitet nach den im 6. 7. und 11. Hefte der öſterreichiſchen militäriſchen Zeitſchrift, Jahrgang 1819, gegebenen Aufſätzen.

La guerre est une science pour les hommes de génie, un art pour les médiocres et un métier pour les ignorans.

Frédéric.

Vor mehreren Jahren hatte ich das Vergnügen, die Schlachten von Ligny, Quatre-Bras und Waterloo für die österreichische militärische Zeitschrift zu bearbeiten. Sowohl diese Arbeit selbst, als hauptsächlich meine Dienstesverhältnisse brachten mich bald darauf im In- und Auslande mit Männern in Berührung, die durch den Rang, den sie begleiteten, durch den Einfluß, den sie nahmen, zu einem tieferen Urtheile im Fache des Krieges nicht nur berechtigt, sondern auch geeignet waren. Mehrere darunter haben die wichtigen Kämpfe, die ich hier schildern will, auf hohen Standpunkten mitgemacht, und die Männer gekannt, über deren Wesen ich im Laufe der Erzählung mir eine Meinung erlaubte.

Die Güte und Aufmerksamkeit, mit welcher jene Bürgen sowohl, als auch manche wissenschaftliche Blätter meine, ohne jede Empfehlung, auf gut Glück in die Welt hinausgesandte Arbeit beachtet

haben, ermuthigen mich, eine Ueberarbeitung derſelben vorzunehmen. Ich habe nach fremder Meinung hie und da die meinige gemodelt; — ich habe, wo ich nur beſtritten, aber nicht überzeugt worden bin, meine Gründe erläutert und vermehrt; — ich habe, was die Zeit in Bezug meines Gegenſtandes hervorbrachte, geprüft; und dann benützt, was mir wichtig — übergangen, was mir unwichtig — widerlegt, was mir irrig ſchien.

Im Juni 1824.

Prokeſch,

k. k. Hauptmann.

Die Worte, womit meine erste Bearbeitung dieses Gegenstandes endete, sollen zu Anfangsworten dieser zweiten werden, weil sie den Gesichtspunkt feststellen, aus welchem ich selbst diesen Versuch betrachte, und aus welchem er, wie ich wünsche, von Anderen betrachtet werden soll.

Die Erzählungen von Kriegsbegebenheiten lassen uns eben so selten, als die Jahrbücher der Weltgeschichte, den innern Bund zwischen Ursache und Wirkung schauen. Leiten auch, im günstigsten Falle, nur Thatsachen unser Urtheil, so wiegt doch schon der Ausgang uns diese Thatsachen vor; er setzt ihren Werth fest, und reiht sie gebieterisch aneinander, wie fremd sie sich in Hinsicht der Triebfedern und Absichten zufolge ihrer inneren, geheimen Ordnung auch immer seyn mögen. Es prahle daher Niemand mit dem Schilde der Wahrheit vor seiner Geschichte. Die Gegenwart begreift man im Zusammenhange nicht, und das Urtheil über die Vergangenheit ist nur darum gefahrloser für

uns, weil aus den Zügen der Zeit das Leben gewichen ist, und wenn wir aus einseitigen Denkschriften oder bezahlten Tagblättern eine Mumie bilden, sie eben Niemand zum Vergleiche neben das Lebende stellen kann. Es gibt in Allem, was Geschichte sagt, nur eine einzige Wahrheit. Diese thut in der innern Nothwendigkeit der Fort- und Umbildung des Ganzen sich kund, deren Schritte nur nach Jahrhunderten bemerkbar werden.

Wie im Allgemeinen, so im Theile. — Kriegsgeschichte kann nur der Feldherr schreiben. Auch dann ist nur die halbe Wahrheit verbürgt, d. i. höchstens nur das, was er von sich selber zu sagen hat. Aber ich glaube, auch so ist Kriegsgeschichte noch nie geschrieben worden: denn der Mensch erräth, versteht sich nicht immer, oder er vergißt sich auch wohl, und auf dem langen Wege von der That zur Abbildung derselben ändern sich Zeichnung und Farbentöne. Wir Anderen, die wir (wohl mehr zum eigenen Studium) darstellen wollen, was nicht durch uns geschehen, und beschreiben, was Andere thaten, stümpern Alle; der Unterschied liegt im mehr oder minder.

Ich habe mich an diese Arbeit gemacht, weil die Größe ihres Gegenstandes mich ergriff, und weil ich die Hoffnung

nährte, daß mein Verſuch, von wem und wie oft auch ein ähnlicher bereits gemacht worden iſt, neben dieſen anderen beſtehen könne.

Ich habe eine in militäriſchen Beſchreibungen ſelten angenommene Weiſe der Darſtellung befolgt, weil ich drei Geſetze für den Bearbeiter der Kriegsgeſchichte für unerläßlich halte, nämlich in ſeiner Schilderung das Verhältniß der Wichtigkeit der einzelnen Vorfälle auf das Genaueſte zu beobachten und auf das Innigſte fühlbar zu machen; zweitens, die Dinge zu geben, wie ſie ſind, und drittens, wie ſie im Augenblicke ihrer Bedeutung ſcheinen mußten. —

Weder Britte, noch Preuße, noch Franzoſe, will ich auf Koſten der Wahrheit Niemanden huldigen. Wer nur dem Einen glaubt, der das Wort führt, wird auch in den Begebenheiten, die ich zu ſchildern vorhabe, manches Räthſel finden, das ſich löſet, und manchen Tadel ausſprechen, der nicht gerechtfertigt wird, ſobald er ſich die Mühe nimmt, die Stimmen aller Theilnehmer zu hören.

Jedes Wort kann mit Beweiſen belegt werden. Sollte die Sprache manchmal die Farbe der Dichtung annehmen, ſo vergeſſe man nicht, daß es Augenblicke und Verhältniſſe

hienieden gibt, in denen die Dichtung nicht reicher als die Wirklichkeit iſt. Ich würde es mir zum Vorwurf machen, die Einbildung zur Verſchönerung des Stoffes herbeigerufen zu haben. Das Mittelmäßige wird durch den Zierrath gehoben, das wirklich Große durch ihn entſtellt.

I.

Ich übergehe die völkerrechtlichen Gründe eines Krieges, an dem ganz Europa Theil nahm. Ich will mich mit den Vorbereitungen nicht beschäftigen, welche die Mächte aufboten, um denselben nach Wunsch zu beendigen, noch zwischen den oft bestrittenen Meinungen zu entscheiden wagen, was wohl für Frankreich in diesem Vertheidigungskriege zuträglicher gewesen seyn würde, den Angriff auf irgend einem Vereinigungspunkte aller Kräfte abzuwarten, oder demselben zuvor zu kommen. Der französische Kaiser glaubte noch Zeit genug für das Eine zu haben, wenn er das Andere wählte, und, einmal entschieden für den Angriff auf die Niederlande, galt keine Zögerung; denn die Verbündeten rückten mit starken Märschen gegen den Rhein und gegen Frankreichs südöstliche Grenze. Noch ehe sie ankommen, noch ehe sie ihre Angriffsbewegungen gemeinschaftlich auf französischem Boden beginnen konnten, mußte der Schlag gegen die Niederlande ausgeführt seyn, und er konnte es auch; wenigstens standen Zeit und Kraft nicht dagegen. — Am 12. Juni verließ der Kaiser die Hauptstadt; er traf an demselben Tage in Laon ein. Seine Truppen im Nordosten des Reiches lehnten den linken Flügel an Lille, folgten der Grenze des Landes, bis an

die Maas, und dehnten ſich weiter bis an die Moſel. Die Grafen Erlon, Reille, Vandamme und Gerard befehligten die vier Abtheilungen, die zuſammen die Nord- und Moſelarmee ausmachten, und deren vereinte Stärke ſich auf 71,720 Mann, darunter 6000 Reiter, mit 168 Geſchützen belief. Graf Lobau mit 11,770 Mann und 38 Geſchützen befand ſich zu Laon. Die Reſerve-Cavallerie lag zwiſchen der Aisne, Maas und Sambre; ſie beſtand aus 11,290 Pferden und führte 48 Geſchütze. Die Garde endlich war dem Kaiſer vorausgegangen; ihre Stärke belief ſich auf 18,520 Mann und 96 Geſchütze.

Dem franzöſiſchen Heere entgegen lagen von der Küſte bis an die Dyle die vereinigten holländiſch-engliſchen Truppen unter dem Herzoge von Wellington. Sie führten zuſammen den Namen des niederländiſchen Heeres. Brüſſel war zum Hauptquartier erwählt. Der rechte Flügel unter Lord Hill hatte ſeinen Stand um Ath, der linke unter dem Prinzen von Oranien um Nivelles, die Reiterei unter dem Grafen Urbridge um Grammont. In Brüſſel ſelbſt und in der Umgegend lagen die Garden und die Unterſtützungen. Der Herzog von Braunſchweig hatte das Schloß Lacken bezogen, und ſeine Truppen ſtanden zwiſchen der Schelde und dem Kanal von Brüſſel. Die Vorpoſten waren auf der Straße nach Charleroi bis Frasne, zwei Stunden über Genappe, vorgeſchoben. Quatre-Bras, der Durchſchnittspunkt der Straßen von Namur nach Nivelles und von Charleroi nach Brüſſel ſollte der allgemeine Vereinigungsort ſeyn. Vier und zwanzig Stunden nach der Nachricht von dem erſten Kanonenſchuſſe konnte dieſe Vereinigung bewirkt ſeyn und das Heer nach jedem bedrohten Punkte ſich wenden. — Links an die Truppen des Herzogs von Wellington ſchloß ſich das niederrheiniſche Heer

unter dem Feldmarschall Fürsten Blücher. Er hatte sein Hauptquartier zu Namur; seine Truppen deckten die Sambre und Maas; es stand die erste Heeresabtheilung zu Charleroi, die zweite zu Namur, die dritte bei Ciney, die vierte zu Lüttich. —

Napoleon war kaum in Laon eingetroffen, als er die Bewegung aller Streitmassen in der Richtung nach Beaumont befahl. Er eilte selbst am 14. dahin, nachdem er den Tag zuvor in Avesnes zugebracht, die Werke besehen, und mit unermüdeter Thätigkeit an Geist und Körper, mit jener beruhigenden Entschiedenheit, die sein Benehmen in den ersten, schönsten Jahren seines Erscheinens auf dem Schauplatze der kriegerischen Welt so glänzend bezeichnete, — Anordnungen aller Art getroffen hatte. Nach und nach langten die Truppen an dem bestimmten Vereinigungspunkte an; viele derselben waren den Tag hindurch marschirt, und konnten erst spät eintreffen; der Kaiser besah sie alle; sie zogen jubelnd an ihm vorüber; auch er schien heiterer als jemals. Ein Aufruf in jenem schmeichelnden Style, der so sehr den Soldaten begeistert, der durch die Hinweisung auf vergangene Tage voll Ruhm und Mühen dem nächsten verhängnißvollen Augenblicke den Stachel nimmt, und gleichsam für dessen Inhalt und Ausgang bürgt, verkündigte nun den neuen Kampf; und er verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht; Führer und Heer schienen inniger als jemals unter sich vereinigt; die Zuversicht jener alten Krieger von Lodi und Rivoli, jener gefallenen Schaaren, die an der Säule des Pompejus und an den Pyramiden von Gizeh gefochten hatten, schien die Streiter dieses letzten napoleonischen Heeres zu beleben; sie sahen mit Verlangen dem nächsten Morgen entgegen, und der Ausruf: es lebe der Kaiser! war Gruß und

Willkomm, war Begleiter jedes Gespräches, jeder gemeinsamen Freude geworden! —

In drei Abtheilungen wurde gelagert; der linke Flügel hielt hart an die Sambre zwischen Laire und Solre, die Mitte blieb zu Beaumont, der rechte Flügel vor Philippeville hinter den Wäldern von Florenne und Frere. Ueberall waren die Lagerplätze in Vertiefungen gewählt, damit die Feuer der Wachen von dem nahen Feinde nicht ersehen werden konnten. Die Abendberichte wiesen folgende Stärke der gesammelten Streitmacht aus:

Linker Flügel.							
	1. Corps	16000 M. Inf.	1500 M. C.	46 Kan.	38,550 M.		
	2. „	19550 „	1500 „	46 „	92 Geschütze.		
Mitte.							
	Kais. Garde	14000 M. Inf.	4000 M. C.	96 Kan.			
	3. Corps	13000 „	1500 „	38 „			
	6. „	9000 „	1500 „	38 „		51,800 M.	
Kav. Res.	1. „	— „	2500 „	12 „		214 Geschütze.	
	2. „	— „	2500 „	12 „			
	3. „	— „	2500 „	12 „			
	4. „	— „	1300 „	6 „			
Rechter Flügel.							
	4. Corps	12000 M. Inf.	1500 M. C.	38 Kan.	14,700 M.		
Kürass.-Div.	De Lort.	— „	1200 „	6 „	44 Geschütze.		
	Gesammtkraft:	83550 M. Inf.	21500 M. C.	350 Kanonen.			

Den ersten Flügel sollte der Marschall Grouchy, der einstweilen die Reiterei befehligte, übernehmen; für den linken erwartete man den Prinzen von der Moskwa; die Mitte wurde dem Herzog von Treviso untergeordnet, der aber an diesem Tage erkrankte und den Bewegungen der Armee nicht folgen konnte. Die Oberleitung des Ganzen behielt sich der Kaiser vor, und wählte zum Major-General

den Marschall Herzog von Dalmatien, der durch Talent und Kriegserfahrung ohne Zweifel der Geeignetste unter den französischen Generalen war, den trefflichen und einsichtsvollen Fürsten von Neuchatel zu ersetzen. —

Die Beilagen **A**, **B**, **C** enthalten das Nähere über die Stärke und Eintheilung der gegenseitigen Kräfte. —

Zwischen zweien, in Standquartieren von beinahe gleicher Ausdehnung sich gegenüberliegenden Heeren darf dasjenige, welches sich zuerst vereinigt, jederzeit hoffen, für eine gemessene Zeit eine größere Stärke gegen den gewählten Punkt des Angriffs aufzubringen, als der Feind dort entgegen zu stellen vermag. Es versteht sich von selbst, daß die kluge Wahl des Sammelplatzes dabei von der höchsten Wichtigkeit ist, und natürliche oder künstliche Hindernisse, welche der Gegner benützt oder schafft, jeden Vorsprung an Zeit wieder ausgleichen können. Aber alle im französischen Hauptquartier einlaufenden Kundschaft-Berichte versicherten, wie es auch wirklich war, daß die Verbündeten keine künstlichen Hindernisse zur Verstärkung des Bodens, worauf sie standen, aufgeführt hatten. Darüber also war Napoleon beruhigt. Vertraute, die in der Nacht vom 14. zum 15. aus Brüssel und Charleroi kamen, berichteten, daß der Gegner auf diesen Punkten in völliger Ruhe und wahrscheinlich nicht in Erwartung des Angriffs sey. War es bis jetzt gelungen, die einleitenden Bewegungen zu verbergen, so durfte Napoleon mit Recht die Hoffnung nähren, die preußischen Heerestheile, bevor sie sich gesammelt haben würden, aufzureiben, und in jedem Falle zu schlagen, bevor eine bedeutende Unterstützung von Seite des niederländischen Heeres möglich geworden seyn würde. Geschah der Angriff mit Tagesanbruch, so konnte, wenn auch Lärmstangen u. s. w. im Allgemeinen den

Vorfall ſchneller verkündigten, doch der nähere Vorgang in dem von Charleroi acht Stunden entfernten Namur erſt um 10 Uhr Vormittags, in Brüſſel aber nicht vor Abend bekannt werden, denn die Entfernung dieſer Hauptſtadt vom preußiſchen Hauptquartiere betrug ſechszehn Stunden. Rechnete man für das Zuſammenſtoßen der verſchiedenen Truppenkörper, welche eine Heeresabtheilung im Großen bildeten, nur einen halben Tag, und zog man in Betrachtung, daß von Ciney nach Charleroi 14, von Hannut, wo ſich, was unter Bülow ſtand, verſammeln konnte, eben dahin 15 Stunden ſind, ſo war es deutlich, daß das halbe preußiſche Heer geworfen ſeyn mußte, bevor die andere Hälfte zum gemeinſamen Widerſtande anlangen konnte. Der in dieſem Falle nicht zu bezweifelnde Rückzug Blüchers auf ſeine Grundlinie zwiſchen Lüttich und dem Rheine ließ eine Trennung beider verbündeten Heere erwarten, und würde dem Kaiſer Gelegenheit zu neuen Entwürfen, zu glänzender und günſtiger Entwicklung des Feldzuges ſicher gegeben haben.

Beſtärkte auch die Vergleichung der Karaktere der gegenüberſtehenden Feldherren den Kaiſer in dem Entſchluſſe, den Feldmarſchall Blücher zuerſt anzugreifen, ſo genügte überhaupt ſchon die Stellung des niederländiſchen und niederrheiniſchen Heeres zur Begründung der gewählten Richtung des Angriffes. Dieſen einmal beſchloſſen, gab Napoleon für den nächſten Morgen folgenden Befehl:

„Am 15. um halb 3 Uhr wird die leichte Cavallerie-Diviſion des General Domont aufſitzen, und auf der Straße gegen Charleroi vorrücken. Nach allen Richtungen ſollen Reitertrupps, wenigſtens zu 50 Mann, die Gegend durchſtreifen, und von feindlichen Poſten reinigen.“

„Zur gleichen Stunde wird General-Lieutenant Pajol das erste Cavallerie-Corps versammeln, und der Bewegung des General Domont, der seinen Befehlen untergeordnet ist, folgen. Die zwei Divisionen seines Corps halten sich stets geschlossen, und machen keine Entsendungen; diese bleiben der vormarschirenden dritten überlassen. Domont nimmt seine Artillerie nicht mit; sie wird hinter dem ersten Bataillon des dritten Infanterie-Corps eingetheilt."

„General-Lieutenant Vandamme läßt um halb 3 Uhr den Ruf schlagen, und eine halbe Stunde darauf sein Corps sich gegen Charleroi in Marsch setzen. Die Wagen und das Gepäcke fahren rückwärts auf, und folgen erst dann, nachdem das sechste Armeecorps und die kaiserlichen Garden vorüber gekommen sind. Der General-Wagenmeister wird für die weitere Ordnung sorgen."

„Die Feldspitäler und Batterien folgen den Divisionen; jeder andere Wagen, der sich in der Colonne befindet, wird verbrannt."

„Der Graf von der Lobau wird um halb 4 Uhr den Ruf schlagen, um 4 Uhr aber sein Corps abmarschiren lassen. Er ist bestimmt den Grafen Vandamme zu unterstützen. Was für die Marschordnung des dritten Corps befohlen, gilt auch für die des sechsten."

„Die junge Garde bricht um 5 Uhr auf, und folgt dem sechsten Armeecorps. An sie reihen sich zunächst die Gardejäger zu Fuß; sie schlagen um 5 Uhr Ruf, und brechen um halb 6 Uhr auf. Eine halbe Stunde darnach folgen die Gardegrenadiere zu Fuß. Den zuvor bestimmten Anordnungen in Hinsicht auf Wagen und Gepäcke hat auch die Garde nachzukommen."

„Marschall Grouchy wird um halb 6 Uhr das an der Straße zunächst liegende Reitercorps aufsitzen lassen, um

die Bewegungen der Mitte zu begleiten. Die zwei übrigen Reitercorps folgen eines dem andern nach einer Stunde Zwischenzeit. Ihr Marsch hat auf Seitenwegen zu geschehen, um nicht auf der Hauptstraße Ueberfüllung zu verursachen. Der General-Wagenmeister wird wegen des Trosses die zweckmäßigen Verfügungen treffen."

„Graf Reille hat um halb 3 Uhr Ruf schlagen zu lassen; um 3 Uhr bricht sein Corps auf, um sich nach Marchiennes zu bewegen. Um 9 Uhr muß dieser Ort übergeben seyn. Alle Brücken werden besetzt und verhütet, daß Niemand darüber gelange. Die deßhalb und sonst nothwendigen Posten werden vom sechsten Armeecorps übernommen werden. Der Graf hat seinen Marsch zu beschleunigen, um dem Feinde zuvorzukommen, damit die Brücken, besonders jene von Marchiennes, über die er zu gehen haben dürfte, nicht früher zerstört werden können. Sollten sie beschädigt seyn, so wären sie augenblicklich auszubessern."

„Während des Marsches wird General-Lieutenant Reille nach Möglichkeit von den Landleuten Nachrichten über die Stellung und Stärke des Feindes einholen. Er wird deßwegen auch zu Thuin und Marchiennes die auf der Post befindlichen Briefe in Empfang nehmen, öffnen, und dem Kaiser das Bezughabende daraus zu wissen machen."

„Graf Erlon läßt das erste Armeecorps um 3 Uhr abmarschiren. Er folgt der Bewegung gegen Charleroi, und sucht bald möglichst die linke Flanke des zweiten Corps zu gewinnen, um es zu sichern, und nöthigen Falls zu unterstützen. Eine Cavallerie-Brigade wird die Verbindung mit Maubeuge unterhalten, und durch Entsendungen auf die Straße gegen Binch und Mons, die übrigens die

Grenze nicht zu überschreiten, und sich überhaupt in nichts einzulassen haben, Nachrichten über den Feind einziehen. Der Graf wird Thuin durch eine Division besetzen, die Brücke, sollte sie beschädigt seyn, herstellen, und ohne Weilen einen Brückenkopf auf dem linken Ufer entwerfen und ausführen lassen. Das Gleiche soll an der Brücke geschehen, die neben der Abtei d'Alnes über die Sambre führt."

„Das erste und zweite Corps stellen ihr Gepäck unter die Aufsicht des ältesten Wagenmeisters, der es zur linken des ersten Corps vorzubringen hat."

„Das vierte Armeecorps (Moselarmee) hat heute den Befehl erhalten, vor Philippeville Stellung zu nehmen. Ist diese Bewegung ausgeführt, und sind die Divisionen unter sich vereinigt, so wird General-Lieutenant Gerard um 3 Uhr gegen Charleroi aufbrechen. Vor diesem Orte soll er mit dem dritten Corps, mit dem er sich während des Marsches in Verbindung und in gleicher Höhe zu halten hat, auch zu gleicher Zeit anlangen. Zur Rechten hat er die Gegend vollkommen reinigen, und alle Wege gegen Namur durchstreifen zu lassen. Sein Corps wird in Schlachtordnung marschiren. Sein Gepäcke bleibt in Philippeville. Der General-Lieutenant hat die vierzehnte Reiterdivision zu befehligen, ihn nach Charleroi zu begleiten, dort aber sich an das vierte Reitercorps anzuschließen.

„Die General-Lieutenants Reille, Vandamme, Gerard und Pajol unterbrechen ihre gegenseitige Verbindung nie, und trachten in Masse und vereinigt vor Charleroi anzulangen. Bei ihren Vortruppen sollen sich Offiziere, die das Flämische inne haben, befinden, um überall Nachrichten einzusammeln; diese Offiziere aber haben sich für Führer von Streif-Abtheilungen auszugeben, und des Anmarsches der Armee nicht zu erwähnen."

„Bei jedem Armeecorps marschiren nach dem ersten leichten Infanterie-Regiment sämmtliche Sappeurs, um die Straßen auszubessern, die Ausbrüche tauglich zu machen, und Brücken über die Wasser zu werfen, welche die Wege durchschneiden."

„Die Marins, die Sappeurs der Garde und der Reserve werden nach dem ersten Regimente des dritten Corps marschiren, die General-Lieutenants Rogniat und Haro an ihrer Spitze. Sie dürfen nur zwei oder drei Wagen mit sich haben; der übrige Park des Genie wird zur Linken das dritte Corps begleiten. Stieße man auf den Feind, so werden diese Truppen nicht in's Gefecht gebracht."

„Die Garde-Reiterei bricht um 8 Uhr nach Charleroi auf. — Der Kaiser ist auf der Hauptstraße bei der Vorhut zu finden. Die General-Lieutenants werden Sorge tragen, daß Se. Majestät durch öftere Meldungen von ihren Bewegungen sowohl, als von den eingezogenen Erkundigungen schnelle Kenntniß erlange. Er theilt ihnen mit, daß seine Absicht dahin gehe, vor Mittag die Sambre zu gewinnen, und heute noch die ganze Armee auf das linke Ufer zu bringen."

„Ueber die Sambre werden drei Brücken geschlagen. Das Gepäcke hat stets drei Stunden hinter der Armee zu bleiben, und setzt ohne ausdrücklichen Befehl des Major-Generals nicht über den Fluß. Kein Wagen hat aus der Reihe zu fahren ohne Erlaubniß des General-Wagenmeisters; diesem werden fünfzig Gensdarmes beigegeben, und er bleibt für die Ordnung verantwortlich." *)

*) Dieser Befehl wird ob seiner Kürze, Klarheit und Bestimmtheit als Muster einer Anordnung in solchen Fällen dienen können,

Der Morgen des 15. Juni brach an, und die Bewegungen der Franzoſen begannen mit dem Schlage der anbefohlenen Stunde. Aber nicht ſo ganz verborgen, wie Napoleon vermuthete, war den gegenüberſtehenden Preußen die Mine geblieben, die nun losgebrannt werden ſollte. Schon am 10. ſprach man von der Abſicht der Franzoſen, über Rocroy vorzudringen. — Das unvermuthete Anlangen Soults in Maubeuge ließ irgend ein bedeutendes Vorhaben ahnen. Am 13. waren zu Namur beſtimmte Gerüchte über Bewegungen des Feindes laut geworden; am 14. überzeugte ſich General-Lieutenant v. Ziethen näher davon, und am Abende deſſelben Tages traf ſeine Meldung im Hauptquartiere des Feldmarſchalls ein. — Dieſer erließ noch vor Mitternacht an den zweiten, dritten und vierten Heertheil den Befehl, ſich bei Sombref, Namur und Hannut zu vereinigen; Ziethen aber erhielt die Weiſung, in ſeiner Stellung an der Sambre den Feind zu erwarten, und im Falle dieſer mit überlegenen Kräften ihn angriffe, ſich langſam gegen Fleurus (vier Stunden von Charleroi), dem gewählten Aufſtellungspunkte des geſammten niederrheiniſchen Heeres, zurück zu ziehen.

Daß bei einem ernſten Angriffe Brüſſel der Zielpunkt der Franzoſen ſeyn würde, war wohl nicht zu bezweifeln, ob aber der nun erwartete Angriff auch ein ernſter ſey? ob der Feind die Straßen über Nivelles und Genappe jenen

---

und deßhalb geſchah es auch, daß ich ihn in ſeiner ganzen Ausdehnung einrückte. Glücklich die Untergeordneten, die in dem verantwortungsvollen, unſtäten Getriebe des Krieges, wo ſie oft die ganze Freiheit des Gemüthes brauchen, um das Zweckmäßige und Rettende im rechten Augenblicke zu finden und zu thun, ſolch eine klare Grundlage ihres Benehmens ſich gegeben ſehen.

über Mons und Binch vorziehen würde? darüber konnte der Fürst Blücher um so weniger gewiß seyn, je unbestimmter die Nachrichten über die Bewegungen der Franzosen lauteten. An den Herzog von Wellington wurde indessen ohne Zögern Botschaft über das Vorgefallene gesendet. —

Ziethen (35,800 Mann) hatte sein Hauptquartier in Charleroi; seine Vortruppen lehnten sich mit dem rechten Flügel an Binch, folgten der Straße nach Charleroi bis Anderlues, beugten gegen Lobber aus, und reichten auf dem rechten Sambre-Ufer von Thuin über Ham bis Gerpinnes.

Um 3 Uhr Morgens begann auf der ganzen Länge der preußischen Vorpostenkette das Feuer der kleinen Gewehre. Ueber Solve-sur-Sambre wurde man zuerst das Heranrücken zweier feindlichen Colonnen gewahr; bald erschien ihnen zur Rechten eine dritte von zahlreicher Reiterei gedeckt; es waren das erste und zweite französische Armeecorps (42,000 Mann). Ziethen gab um halb 4 Uhr den Befehl zum Rückzuge; die erste Brigade sollte von Fontaine l'Evêque nach Gosselies, die zweite nach Vertheidigung der Sambre-Brücken von Marchiennes, Charleroi und Chatellet nach Gilly, die dritte und vierte aber sammt der Unterstützungsreiterei und dem Geschütze nach Fleurus marschiren, dort sich aufstellen, und die übrigen Heertheile erwarten. Um 9 Uhr hatte die linke Colonne des Feindes Thuin erreicht, und begann über die Sambre zu setzen. Um gleiche Zeit sollte Vandamme Charleroi nehmen, und gegen den Rücken der Preußen vormarschiren. Unbekanntschaft mit den wenigen Wegen, die zu dem gegebenen Punkte führten, hielt seine Colonne auf, und so gelang es dem General-Lieutenant Pajol (2700 Mann) erst gegen 11 Uhr,

nachdem das zweite Armeecorps bei Marchiennes bereits die Sambre durchwatet hatte, und die kaiſerlichen Garden (18,500 Mann) anrückten, den Widerſtand der Preußen zu beſiegen, und Charleroi zu nehmen. Die zweite preußiſche Brigade gewann noch Zeit, die Brücke zu zerſtören; ſie zog ſich dann, dem Befehle gemäß, langſam nach Gilly. Auch die Brücke von Chatellet blieb noch in der Gewalt der Preußen, denn das durch eine Abänderung des geſtern ausgegebenen Befehles dahin beſtimmte vierte Armeecorps war, theils ſchlechter Wege, theils gleicher Urſachen halber wie das dritte, in ſeinem Marſche aufgehalten, vor dem Angriffspunkte noch nicht erſchienen.

Der Thätigkeit des General-Lieutenants Pajol gelang es bald, die zerſtörte Brücke von Charleroi wieder in Stand zu ſetzen. Er rückte mit ſeinen Reitern gegen Gilly, während er den General Clary mit einem Huſaren-Regimente auf der Straße gegen Goſſellies vorſandte. In dieſem Augenblicke traf der franzöſiſche Kaiſer in Charleroi ein. Den Rückzug eines Theils des preußiſchen Corps nach Goſſelies vorausſehend, ließ er die leichte Reiter-Diviſion des General-Lieutenants Lefebre-Desnouettes (2100 Mann) der Bewegung des General Clary folgen, und außerdem noch ein Regiment Fußvolk mit zwei Geſchützen in der Richtung nach Goſſelies vorrücken.

Die junge Garde unter General Duhesme (3500 Mann) ſtellte ſich in Schlachtordnung hinter Pajol auf. So beſchloß man die Ankunft des zögernden dritten Armeecorps abzuwarten, dem, wie allen übrigen noch nicht eingetroffenen Truppen, der Auftrag entgegen geſendet wurde, die Bewegung zu beſchleunigen. — Reille, nachdem er den Uebergang bei Marchiennes vollendet hatte, rückte raſch gegen die Brüſſeler Straße. Ihm folgte Graf Erlon mit

dem erſten Corps. Der eben auf dem Schlachtfeld eingetroffene Marſchall Ney übernahm nun den Oberbefehl des linken Flügels. Der Kaiſer machte ihn mit ſeinem weiteren Plane bekannt und gab ihm den Auftrag, unaufgehalten auf der Straße gegen Goſſelies und Frasne nach Quatre-Bras vorzudringen, auf dieſer Höhe ſich zu ſtellen, und ſo die Trennung des niederrheiniſchen und niederländiſchen Heeres einzuleiten.

Die erſte preußiſche Brigade hatte ſich fechtend über Pieton nach Goſſelies gezogen. Als ſie dort ankam, fand ſie bereits den Ort durch Clary beſetzt, der die Preußen daraus vertrieben hatte. General Steinmetz, dem keine Wahl außer dem Angriffe blieb, nahm den Ort mit dem Bajonette und marſchirte bis hinter den Engpaß von Heppignies, dort erhielt er Verſtärkung und ſtellte ſich auf. Heftiges Kanonenfeuer entwickelte ſich hier. Die Infanterie-Diviſion Girard des zweiten Armeecorps beſchäftigte die Preußen, die ſich endlich langſam und fechtend gegen St. Amand zogen. Unaufhaltſam drang Reille einſtweilen mit dem übrigen Theile ſeines Armeecorps dem vorgeſteckten Ziele entgegen. Zu Frasne ſtanden die erſten Poſten des vereinigten holländiſch-engliſchen Heeres. Der Donner der Geſchütze, immer deutlicher zu Genappe hörbar, vermochte den Prinzen Bernhard von Weimar, mit ſeiner Brigade nach Frasne aufzubrechen. Zu Quatre-Bras erreichte ihn die Nachricht von der rückgängigen Bewegung Ziethens, und Flüchtige verkündigten den Verluſt des Poſtens bei Frasne. Er beſchloß daher, auf der Höhe von Quatre-Bras ſeine fünf Bataillone Naſſauer aufzuſtellen, und das Weitere zu erwarten. Auf dieſer Höhe ſchneiden ſich die Hauptſtraßen von Charleroi nach Brüſſel, und von Namur nach Nivelles; die vier Arme

des Wegweiſers, die nach dieſen vier Richtungen zeigen; gaben einigen freundlichen Häuschen den obigen Namen: Ein dichtes Gehölze liegt zur Rechten der Straße nach Frasne. Die franzöſiſchen leichten Truppen eilten, es zu beſetzen, und das Gefecht entſpann ſich. Indeſſen überzeugte ſich der Prinz bald, daß er es nicht mit der Hauptmacht des linken Flügels zu thun habe, und beſchloß um ſo mehr ſeine Stellung zu halten, als der Tag ſchon zu Ende ging. Ney, von der geringen Macht des Prinzen von Weimar unterrichtet, ſäumte, Quatre-Bras zu beſetzen, und hielt es vor der Hand für zweckmäßiger, mit der Hauptzahl ſeiner Truppen zwiſchen Goſſelies und Frasne ſich aufzuſtellen. Er gab dem General-Lieutenant Grafen Reille um ſo beſtimmter den Befehl, im Marſche einzuhalten, als das Kanonenfeuer zur Rechten immer heftiger wurde, Beſorgniſſe für ſeine Flanke ihn ergriffen, und er mit ſeinen Truppen, da es möglich war, daß der Kaiſer ihrer bedurfte, aus Vorſicht in deſſen Nähe bleiben wollte. Dieſes Kanonenfeuer wurde durch den Angriff der Franzoſen auf die preußiſche Stellung bei Gilly veranlaßt, der in dem Augenblicke begann, als der Kaiſer durch die Meldung von der Beſitznahme von Goſſelies über ſeine Linke beruhigt wurde. Vandamme (15,200 Mann) war mit dem Marſchall Grouchy (8400 Mann) endlich um 3 Uhr Nachmittags auf dem Schlachtfelde eingetroffen. *) Ziethen wußte dieſe beiden Generale lange über ſeine eigentliche Stärke zu täuſchen. Er ſchlug ihre Angriffe

*) Plathe (Krieg des verbündeten Europa gegen Frankreich im Jahr 1815, Berlin 1818, Seite 28) irrt, wenn er um 10 Uhr Charleroi durch Vandamme, der erſt um 1 Uhr daſelbſt eintraf, angreifen läßt. —

zurück, bis durch den Uebergang der Franzoſen bei Chatellet ſeine Stellung links umgangen war. In geſchloſſenen Vierecken zogen ſich nun die Preußen durch den Wald und gegen Fleurus. Napoleon, über die Zögerung ſeiner Generale ungehalten, betrieb lebhaft die Verfolgung. — Selbſt die vier Schwadronen, die ſeine Begleitung bildeten, mußten thätigen Antheil nehmen. General Letort, der ſie führte, warf ſich mit ſeltener Kühnheit auf die feſten Maſſen der Preußen, fand aber auch hier den Tod.*) Grouchy und Vandamme beſetzten den Wald, den Ziethen durchzogen, und nahmen Stellung zwiſchen der Abtei Soleilmont und Lambuſart. — Die Nacht war hereingebrochen; Fleurus konnte nicht mehr erreicht werden. Napoleon eilte nach Charleroi, um die von allen Seiten einlaufenden Meldungen zu durchſehen.

Die Stellung des franzöſiſchen Heeres in dieſer Nacht war folgende: Ney hatte ſein Hauptquartier zu Goſſelies. Das Corps des Grafen Reille blieb gegen Frasne vorgeſchoben. Girard war in der Verfolgung der erſten Brigade bis gegen Wagnele gerathen, Erlon noch zwiſchen Marchiennes und Jumet. Die Mitte unter Grouchy hielt den Wald von Fleurus beſetzt. Der rechte Flügel unter Gerard (14,200 Mann), der erſt ſpät über die Brücke von Chatellet gelangte, ſtand vorwärts dieſes Ortes. Mit dem Kaiſer zu Charleroi befand ſich das ſechste Corps

*) „Ce général était un des officiers de cavalerie les plus distingués: on n'était pas plus brave; nul officier ne possédait à un plus haut degré l'art d'enlever une charge et de communiquer l'étincelle électrique aux hommes comme aux chevaux; à sa voix, à son exemple les plus timides devenaient les plus intrépides.“ — Mémoires pour servir à l'histoire de France en 1815, p. 83. —

(11,700 Mann) und ein Theil der Garden. Die Küraſſier-Diviſion Kellermann (2800 Mann) und die Artillerie-Reſerven waren nicht ferne von dieſem Orte noch am rechten Ufer der Sambre. —

Blücher hatte um 10 Uhr Morgens die Nachricht von dem wirklich erfolgten Angriffe erhalten. Um 5 Uhr Nachmittags war er auf den Höhen zwiſchen Brie und Sombref, nahm eine Erkennung der Gegend vor, und ſandte dem Grafen Bülow, den er in Hannut glaubte, den Befehl, ohne Aufenthalt den Marſch bis Sombref fortzuſetzen. Hier war der Fürſt geſonnen, das Hauptquartier zu nehmen. Ziethen hatte ſeine Truppen, die während des ganzen Tages heldenmüthig gegen den Andrang ſo vielfach überlegener Feinde gefochten hatten, endlich um 11 Uhr Nachts zwiſchen St. Amand und dem Vorwerke la Haye vereinigt; die Vortruppen reichten bis Lambuſart und Heppignies. Die übrigen preußiſchen Heertheile waren indeſſen in voller Bewegung. Schon hatte der dritte Namur erreicht; der vierte war noch beſchäftigt, ſich in ſich zu vereinigen; der zweite aber ſtand bereits ſchlagfertig zu Sombref.

Nicht ſo war es im niederländiſchen Heere. Ruhig, und die Gefahr nicht ahnend, lagen die Engländer mit ihren Bundestruppen den Tag über in den Standquartieren. Erſt um halb 5 Uhr Nachmittags konnte in dem entfernten Brüſſel Nachricht über das am Morgen Geſchehene anlangen. Man war an der Tafel, und das letzte Gedecke wurde aufgetragen, als der preußiſche Eilbote eintrat. Augenblicklich erließ Wellington an alle Truppen den Befehl, ſich zum Aufbruch bereit zu halten, doch nicht früher konnte dieſer wirklich angeordnet werden, bis nicht nähere Nachrichten den Fortgang des Gefechtes und deſſen Zweck

enthüllten, und Meldung aus der Gegend von Mons eingelaufen war, ob nicht einer Unternehmung des Feindes auch nach dieser Richtung zu begegnen seyn würde.

Es war an diesem Abend Ball bei der Herzogin von Richmond angesagt. Wellington und eine große Menge von Offizieren fanden sich dabei ein. Das Vergnügen wächst in einem jugendlichen Gemüth durch den Gedanken, daß es der nächste Tag voll Ruhm und Gefahr vielleicht auf immer nimmt; darum hatte die heutige Nachricht die Freuden des Festes vermehrt. Aber um Mitternacht langte die zweite Sendung Blüchers an; sie hob jeden Zweifel über den eigentlichen Punkt des Angriffes, und machte den Verlust der Sambre bekannt. Eine Meldung des Prinzen von Weimar bestätigte diese Botschaft. — Nun trugen nach allen Richtungen Eilboten den Befehl zum Aufbruche. Die Hörner tönten auf dem königlichen Platze und klangen in gemessenen Zeiträumen wieder aus den entlegenen Theilen der Stadt; die Trommeln riefen durch die Straßen; das Schauspiel der lärmendsten Verwirrung begann, das sich bald, wie durch Zaubermacht, in Ordnung und Stille löste. Es hatte getagt, und die Sonne stieg über den Gesichtskreis, als die schottischen Regimenter, das zweiundvierzigste und zweiundneunzigste zuerst, durch die Thore von Brüssel zogen. Ihnen folgte ein deutscher Fürst, der Herzog Wilhelm von Braunschweig, an der Spitze seiner schwarzen Schaar. Wellington verließ Brüssel um 8 Uhr, und eilte in Begleitung des General-Lieutenants Sir Thomas Picton, der, dem Ersuchen des Herzogs folgend, eben gestern in Flandern angekommen war, den Truppen nach Quatre-Bras voraus. — Dort traf er um 11 Uhr Vormittags ein, und fand bereits den Prinzen von Oranien, der sich bei

Nivelles gesammelt, und den General-Lieutenant Perponcher mit der zweiten niederländischen Division (7,300 Mann) auf der Straße gegen Quatre-Bras aufgestellt hatte.

Die Ruhe des Feindes vor diesem Punkte ließ um so mehr vermuthen, daß er schwach sey, als von Seite Blüchers Mittheilungen einliefen, daß die Hauptmacht des Feindes sich gegen ihn bewege. Um sich nicht unnöthig in ein Gefecht zu verwickeln, ließ der Herzog die wieder vorgerückten Posten des Obersten Prinzen von Weimar zurückziehen; er aber eilte, den Feldmarschall Blücher bei seinem Heere aufzusuchen, um in diesem Augenblicke, zu wichtig, den langsamen und Mißverständnisse aller Art herbeiführenden schriftlichen Mittheilungen allein zu vertrauen, mit eigenem Auge den Stand der Dinge zu sehen.

In der Gegend von Fleurus war seit dem frühesten Morgen kriegerische Bewegung. Der dritte preußische Heertheil war angekommen; um 9 Uhr standen der zweite und dritte (58,000 Mann) hinter dem Lignybach vereinigt. Fürst Blücher war, trotz der feindlichen Ueberlegenheit, trotz der Ermüdung seiner Truppen, und obwohl erst drei Viertheile seines Heeres beisammen waren, dennoch entschlossen, die Schlacht am heutigen Tage anzunehmen. Und sollte er dies nicht? — Wohin ging seine Rückzugslinie, wenn er nicht zu stehen entschlossen war? — Doch nicht über die Dyle, um sich mit dem niederländischen Heere zu vereinigen, das zu dieser Stunde noch gar nicht zu treffen war? Dadurch würde er die Verbindung mit dem Niederrhein durch Namur verloren gegeben haben. — Oder etwa nach letzterem Punkte, um dem Grafen Bülow entgegen zu gehen? — Dann hätte er freiwillig eben das gethan, was der Feind erzwingen wollte; er würde die Vereinigung mit Wellington aufgegeben haben. Eine dritte

Rückzugslinie gab es nicht. Auf die eine oder die andere nach verlorener Schlacht geworfen zu werden, mußte freilich größere Nachtheile befürchten lassen, aber man hatte 100 Bataillone, 75 Schwadronen und 288 Geschütze; schon war der Vormittag halb verflossen; man konnte mit Recht die Hoffnung nähren, die Schlacht bis gegen Abend zu halten; dann aber mußte Bülow eingetroffen, und auch von dem niederländischen Heere Hilfe da seyn. Und welchen unerläßlichen Gewinn versprach eben diesem letzteren der Entschluß des Fürsten nicht, sich alsdann dem Andrange des Feindes entgegen zu stellen, und sollte er auch nicht mehr als den heutigen Tag damit erkaufen können! Diese Aufstellung allein deckte die Vereinigung der englischen Heertheile, die vor Mitternacht nicht geschehen seyn konnte; sie allein machte es ihnen möglich, sich durch eigene Corps-Aufstellungen die etwaigen Entsendungen des Feindes ferne zu halten; sie allein ersparte ihnen endlich die Verwirrung, die aus der Bestimmung neuer Vereinigungspunkte im Angesichte des siegenden Feindes, und aus den daraus folgenden Märschen und Gegenmärschen u. s. w. fast nothwendig hervorgehen muß. — Ließ sich endlich nicht die Hoffnung nähren, daß der durch den Kampf des heutigen Tages abgemattete Feind, wenn er die günstige Stellung der Preußen nicht gewänne, einem am nächsten Morgen mit vereinten Kräften ausgeführten Angriffe der verbündeten Heere unterliegen würde?... Diese Gründe überwogen. Außerdem konnte sich der Fürst auf die Tapferkeit und möglichste Anstrengung der Truppen verlassen und die Gegend zu seinem Vortheile nützen.

Wellington theilte des Fürsten Blücher Meinung. Auf welche Art er ihn am kräftigsten unterstützen könne, war nun die Frage. Eine Bewegung mit allen verwendbaren

Kräften über Fraene nach Geſſelies würde den in Flanke und Rücken bedrohten Feind zum Rückzug nach Charlerei gezwungen haben. Aber vor 4 Uhr Nachmittags konnten kaum 20,000 M. zu Quatre-Bras vereinigt ſeyn. Selbſt dieſe Macht war einem ſolchen Unternehmen kaum gewachſen. Es blieb daher nur, die möglich größte Zahl der zu Quatre-Bras vereinigten Truppen nach Sombref marſchiren zu machen, um die Streitkräfte des Fürſten Blücher zu verſtärken. — Mit dieſem Verſprechen eilte Wellington zu den Seinen zurück; Blücher aber gab die nöthigen Anordnungen, die Schlacht zu erwarten.

Sein Heer zerfiel in zwei Haupttheile. Ziethen bildete den rechten Flügel; er nahm ſeine Stellung zwiſchen Brie und Ligny, St. Amand gerade vor ſich. Der Boden ſenkt ſich da ſanft gegen den Lignybach und ſpringt in der Mitte etwas vor. Ziethens linker Flügel dehnte ſich bis gegen Sombref. St. Amand wurde mit drei Bataillonen und zwei Schützenkompagnien beſetzt, hinter demſelben aber die ganze erſte Brigade zur Unterſtützung aufgeſtellt.

Eben ſo ward Ligny mit drei Bataillonen beſetzt, und ſechs andere marſchirten hinter dem Dorfe auf. Die zweite Brigade und ſechs Bataillone der dritten bildeten zwei Treffen zwiſchen Brie und Ligny; die Reiterei reichte links von Ligny bis an die Heerſtraße, die von Fleurus nach Namur führt. — Thielemann machte den linken Flügel der Stellung. Er ſtand ziemlich gedehnt längs der Straße von Namur, lehnte ſich rechts an Sombref, was durch ein Bataillon beſetzt wurde, links an Botey. Vor ſeiner Fronte wurden die Dörfer Balatre, Tongrenne und Tongrenelle ſtark mit Truppen belegt. Die Reiterei befand ſich auf dem linken Flügel. — General-Lieutenant Pirch mit dem zweiten Heertheile ſtand etwa zweitauſend Schritte hinter

dem ersten in gerader Linie, den rechten Flügel an Brie, den linken an Sombref gelehnt, die Reiterei zur äußersten Rechten. — Graf Bülow von Dennewitz sollte sich bei seinem Eintreffen eben so als zweite Linie hinter Thielemann stellen. —

Das Schlachtfeld liegt etwa eine Stunde hinter Fleurus. Kleine Anhöhen, Bäche, Dörfer begünstigen die Vertheidigung. Die Schlachtlinie bezeichnete der Lignybach. Die herrschenden Punkte der Stellung, als die Anhöhe zwischen Ligny und St. Amand und der Windmühlenberg bei Brie, wurden mit Zwölfpfündern gekrönt. Die bei St. Amand liegende Windmühle, Ferme, aber, bei der sich Blücher aufhielt, wurde in Vertheidigungsstand gesetzt, und mit einem Bataillon belegt. — Man hat es dem Fürsten zum Fehler angerechnet, daß er dem dritten Heertheile eine so gedehnte Aufstellung gab, die jede Bewegung zu Gunsten der Mitte erschwerte, und dagegen dem Feinde leicht machte, den linken Flügel im Schach zu halten. Indessen deckte diese Aufstellung Gembloux und den Marsch des erwarteten Grafen Bülow, und schien um so weniger gefährlich, als man auf dessen Eintreffen rechnen konnte, auch ihm Raum sichern mußte, aufzumarschiren, und, wenn es die Noth erheischte, neben Thielemann in die Linie zu rücken. Endlich war dadurch der Feind zur gleichen Ausdehnung des gegenüber stehenden Flügels gezwungen. Die taktischen Nachtheile schienen sich also aufzuwiegen. —

Mittag war schon vorüber, als das französische Heer in zwei Colonnen aus dem Walde von Fleurus herauszurücken begann. Man sah, aus der preußischen Stellung, diese Colonnen aufmarschiren. Alles blieb ruhig. Erwartung und Ordnung fesselten beide Theile. — Mit frühem Morgen hatte Napoleon, um den Angriff auf das preußische

Heer fortzuſetzen, die Truppentheile, die noch am rechten Ufer der Sambre ſich befanden, auf das linke gezogen. Um jeder ſtörenden Bewegung von Seite Wellingtons zuvorzukommen, erhielt der Marſchall Ney den Befehl, die Stellung von Quatre-Bras, in der er ſich bereits geſtern hätte befinden ſollen, ohne Säumniß zu nehmen. Es wurde ihm weiter aufgetragen, im Falle ein Kanonendonner aus der Gegend von Fleurus oder Gembloux eine Schlacht verkündigte, die Preußen durch eine Entſendung auf der Straße gegen Namur in ihrer rechten Flanke anzugreifen. Der Generaladjutant Graf Flahault war der Träger dieſes Befehls. Der Ausführung deſſelben ſchien um ſo weniger ein Hinderniß entgegen zu ſtehen, als die Engländer vor Abend nicht vereinigt ſeyn konnten, der Marſchall aber, neuerlich durch die Reiterei des Grafen Palmy verſtärkt, über eine Macht von 46,780 Mann und 116 Geſchützen zu verfügen hatte.

Der Kaiſer begann den Marſch nach Fleurus. Gerard ſchloß ſich um 1 Uhr an die Mitte. Man erreichte ohne Widerſtand den Rand des Waldes, wo die Straße ſich in das enge Thal ſenkt, und bald die Höhe von Fleurus, von wo aus man den preußiſchen rechten Flügel überblickte. Dieſer ſtand in dichten Maſſen auf den entgegengeſetzten Höhen; das Auge ſuchte vergebens nach dem Ende des linken Flügels, der ſich unbeſtimmt in der Richtung gegen Gembloux verlor. Der Kaiſer ließ aufmarſchiren. Das Armeecorps des General-Lieutenants Vandamme rückte über Fleurus hinaus; Gerard blieb in der Mitte; Marſchall Grouchy bildete mit der Reiterei der Grafen Excelmans und Pajol den äußerſten rechten Flügel; einiges Fußvolk verband ihn mit Gerard. Am äußerſten linken zog ſich die Diviſion Girard, als eine Vorhut Ney's, zu deſſen Truppen ſie

gehörte, in die preußiſche rechte Flanke. Die kaiſerlichen Garden, die Küraſſier-Diviſionen Mathieu und Delort, und die Artillerie-Reſerve ſtanden in zweiter Linie hinter Fleurus. Das ſechste Armeecorps, vom Kaiſer in Charleroi zurückgelaſſen, erhielt jetzt den Befehl, ſich augenblicklich nach Fleurus in Marſch zu ſetzen.

Mit weniger Begleitung durchritt der Kaiſer die Gegend. Er beſah die preußiſche Stellung, fand ſie von vornen feſt, da der Lignybach und ein tiefer Hohlweg die Dörfer Brie, St. Amand und Ligny unter ſich verbinden, aber mit dem rechten Flügel höchſt unſicher gewählt, denn die Schlachtlinie ſtand beinahe ſenkrecht auf der Straße von Namur nach Quatre-Bras. — Sie würde in ihrer Verlängerung Goſſelies erreicht haben; Quatre-Bras und hiemit Ney befanden ſich alſo hinter der Mitte derſelben. Der Kaiſer zweifelte keinen Augenblick, daß Blücher auf eine Bewegung der Engländer gegen die linke franzöſiſche Flanke rechne, während die weite Ausdehnung des preußiſchen linken Flügels die Verbindung mit dem erwarteten vierten Heertheile vorbereiten ſollte. Bevor Eines oder das Andere geſchehen ſeyn konnte, mußte auch nach Napoleons Dafürhalten die Schlacht entſchieden ſeyn; er leitete daher den Angriff ein. Das ganze Heer machte eine halbe Linksſchwenkung. Auf dieſe Art befand ſich Vandamme vor St. Amand, Gerard vor Ligny, Grouchy aber in einer Stellung, die den preußiſchen linken Flügel zu umgehen drohte. Die Garden und die Küraſſiere Milhauds rückten über 500 Schritte vor Fleurus gegen St. Amand hinaus, und bildeten eine zweite Linie. Die Diviſion Girard, die über Wagnele der erſten Brigade des Ziethenſchen Heertheiles gefolgt war, ſchloß ſich nun an den äußerſten linken Flügel. — Die Waffenſtände wieſen die Stärke

des hier in Schlachtordnung befindlichen französischen Heeres mit 59,310 Mann (darunter 12,730 Reiter) und 204 Geschützen aus. Das sechste Armeecorps, 11,770 Mann mit 38 Geschützen, wurde erwartet.

Noch ehe die Schlacht begann, kam Meldung vom Marschall Ney: „Das Geschützfeuer, das am frühen Morgen, eben als die Truppen im Antreten waren, um dem Befehle gemäß nach Quatre-Bras zu marschiren, zu seiner Rechten vernehmbar geworden sey, habe ihn bewogen, anzuhalten, weil es ihm, eingelaufenen Nachrichten zufolge, nicht ganz unmöglich geschienen, daß Wellington sich mit Blüchern vereinigt habe; in diesem Falle aber dürfte der Kaiser seiner Truppen in der Schlachtlinie bedürfen." Napoleon, so wie er diese Zeilen erhielt, sandte den Obersten Forbin-Janson an den Marschall ab, um ihm seine Unzufriedenheit zu bezeigen, und die schleunige Erfüllung der erhaltenen Befehle wiederholt aufzutragen. Der Oberst sollte ihn zugleich mit der preußischen Stellung und der aus ihr hervorgehenden Leichtigkeit, sie von der Rechten nach der Linken aufzurollen, bekannt machen. Der Kaiser war von der Wichtigkeit und der entscheidenden Wirkung dieser Angriffsweise, wozu gegen alles Vermuthen sogar die Stellung des Feindes einzuladen schien, so sehr überzeugt, daß er den Obersten mit den Worten entließ: „Sagen Sie ihm, das Schicksal Frankreichs liege in seinen Händen!" — Es war drei Uhr, Alles vorbereitet, und höchste Zeit, sollte etwas erwirkt werden. Das Zeichen zum Angriff wurde auf der ganzen Linie gegeben.

Ueber die so oft mit Blut gedüngten Felder von Fleurus rückten Vandamme, Gerard und Grouchy im Sturmschritte gegen ihre Punkte. Das Feuer der preußischen Batterien empfing sie; um St. Amand entbrannte

zuerſt der Kampf. Die dritte Brigade ſetzte hier dem Muthe der Angreifenden gleichen Widerſtand entgegen. Vor den Eingängen der Dörfer häuften ſich die Todten; aber die Franzoſen konnten ſie nicht gewinnen. Schon ſtand das Dorf in Flammen; die Preußen verließen es nicht, bis durch Girard in ihrer Rechten umgangen, ihre Tapferkeit vergeblich und die Brigade an den Lignybach zurückgedrängt wurde. — Augenblicklich verlängerten die Franzoſen ihren linken Flügel, um die Hohlwege nach Brie und nach der großen Straße zu gewinnen; dadurch hofften ſie die Umgehung nachdrücklicher zu machen, die Verbindung mit dem niederländiſchen Heere zu gefährden, und zugleich der von Quatre-Bras aus erwarteten Mitwirkung Ney's vorzuarbeiten.

Feldmarſchall Blücher durchſah das Gefährliche dieſer Bewegung. Er ließ den hinter St. Amand zur Unterſtützung aufgeſtellten General Steinmetz mit ſechs Bataillonen abermals gegen das Dorf vorrücken. Von Ruinen zu Ruinen drängten die Preußen mit dem Bajonette den Feind; aber auf den ummauerten Kirchhof mißlangen alle Angriffe, und man mußte ſich begnügen, nur den einen Theil des Dorfes in Beſitz zu halten. Doch auch dieſer Beſitz währte nicht lange. Vandamme führte nach und nach alle Truppen in's Gefecht. Girard*) gewann durch eine Bewegung gegen Wagnele, das Brie gegenüber und nah an der großen Straße liegt, abermals die Flanke der Preußen, die nun ihrerſeits mit dem Bajonette zum Rückzuge genöthigt wurden. — Auch den Franzoſen lohnte ſich

*) Plathe Seite 39 verwechſelt den General-Lieutenant Girard, der die ſiebente Infanterie-Diviſion befehligte, mit Gerard, dem Commandanten des vierten Armeecorps.

der theure Kauf nicht. Die zwiſchen Ligny und Brie aufgeſtellte zweite Brigade nahm die fliehende erſte auf, drang, mit ihr vereint, gegen St Amand vor, und während ſich der Kampf um den Beſitz des Dorfes erneuerte, hielten die nach Wagnele entſendeten Truppen, die fünfte und ſiebente Brigade, den General Girard im nachtheiligen Gefechte. — Der Kaiſer war mit dem Kampfe auf dem linken Flügel unzufrieden. Um die Entſcheidung auf dieſem Punkte, dem wichtigſten in jeder Beziehung, herbeizuführen, ließ er dem Marſchall Ney befehlen, mit der im Plane liegenden Mitwirkung zu eilen, und beſtimmte ausdrücklich, um jeden weiteren Zeitverluſt zu beſeitigen, das erſte Armeecorps und die Reiterei des Generals Lefebre-Desnouettes zur Ausführung.

Blutig, aber gleich unentſchieden, wie der Kampf um St. Amand, war der um Ligny. Auch dieſes Dorf wurde nur halb genommen; alle Verſuche, den jenſeits des Baches liegenden Theil zu erſtürmen, mißlangen. Man kämpfte in den Straßen mit Kolben und Bajonett. Wie vom perſönlichen Haſſe ergriffen, wüthete Mann gegen Mann. „Es ſchien," ſagt ein Augenzeuge, „als wenn jeder Einzelne in dem Gegenüberſtehenden ſeinen Todfeind getroffen habe, und frohlocke, die erſehnte Gelegenheit zur Rache zu finden. Kein Quartier wurde gegeben, auch keines verlangt; die Franzoſen ſtießen dem in ſeinen Wunden dahin Sinkenden noch das Bajonett in die Bruſt; daſſelbe thaten die Preußen; ſie riefen Fluch dem Feinde entgegen, und tödteten Alles, was in ihre Hände fiel." Beide Theile ſtritten vergeblich um den ungetheilten Beſitz des Dorfes; auf der einen, wie auf der andern Seite, mußten bald wieder verlorene Strecken von einigen Schritten durch Aufopferung von Hunderten erkauft werden.

Aber auch Thielemann wurde bei Sombref angegriffen. Zeigte ſich zwar bald, daß hier das Gefecht nicht entſchieden werden ſollte, ſo hinderten die Angriffe des Marſchalls Grouchy doch, die Kräfte anderswo zu verwenden.

Es war fünf Uhr. Alle Unterſtützungen des dritten und vierten Armeecorps ſtanden im Gefechte; die errungenen Vortheile wogen die Opfer nicht auf. Jetzt erhielt der Kaiſer vom Marſchall Ney die Nachricht, daß er wider Vermuthen mit dem niederländiſchen Heere in Kampf verwickelt, und jede Entſendung unmöglich ſey. Dies brachte in die Lage der Sachen eine gewaltige Aenderung. Konnte man ſich nun über den wenigen Erfolg der Angriffe auf St. Amand und Ligny mit dem Gedanken tröſten, daß zum wenigſten Zeit zur eingeleiteten Bewegung Erlons gewonnen ſey, und daß die entſchiedenen Vortheile, die ſie erwarten ließ, Erſatz leiſten würden für die Verluſte, die ihre Zögerung veranlaßte, ſo war dagegen, wie die Dinge jetzt ſtanden, Muth und Kraft der Truppen umſonſt geſchwächt. Der Plan der Schlacht mußte verändert, eine neue begonnen, und, um ſie bald zu Ende zu bringen, um die verlorene Zeit nachzuholen, ein entſcheidender Schlag gethan werden. Der Kaiſer beſchloß, ihn gegen die Mitte des Feindes, gegen Ligny, zu führen. Gelang er, ſo war der Tag zum wenigſten gewonnen, wenn auch der Erfolg des Sieges nimmer derſelbe ſeyn konnte, den man früher zu erwarten berechtigt war. — Die Garden, bereits auf den Höhen von St. Amand angekommen, wurden zum Rückmarſche gegen Ligny befehligt; ſie zogen alſogleich ihre Geſchütze zurück, um das Feuer des Feindes nicht auf ſich zu locken, und zwecklos Verluſt zu erleiden. Napoleon ſetzte ſich nun ſelbſt an die Spitze der Grenadiere. Die geſammte Reiterei der Garde folgte der Bewegung.

In diesem Augenblicke, der die Entscheidung furchtbar zu gebären drohte, meldete der General, dessen Name Frankreich nun einmal kein Heil bringen sollte, Vandamme, „daß auf Entfernung einer Stunde zu seiner Linken eine Colonne von mehr als 20,000 Mann, Reiterei sowohl als Fußvolk, aus dem Walde breche, daß er sie anfänglich für die von Ney erwartete Unterstützung gehalten habe, daß sie aber viel stärker sey, und aus anderer Richtung komme; daß man kaum zweifeln dürfe, es seyen Feinde, indem Truppen der Division Girard sie bereits dafür erkannt hätten; der linke Flügel, durch diesen Umstand erschüttert, beginne zu wanken; übrigens sey aus der Richtung, welche die feindliche Colonne befolge, zu glauben, sie habe die Absicht, gerade auf Fleurus vorzudringen.“ Diese Meldung zwang den Kaiser, den beabsichtigten Angriff aufzuschieben, und Vorkehrungen gegen das beinahe unerklärbare Ereigniß zu treffen. — Sollten es wirklich Engländer seyn? — Aber wie durften diese es wagen, mitten zwischen des Kaisers Heer, zwischen ihn und seinen Marschall, sich einzudrängen? — Wäre es dennoch Erlon? — Aber man erhielt ja vor einer Stunde die Meldung Ney's, daß er außer Stande sey, die geringste Entsendung zu machen. — Genug, wer es auch immer seyn mochte, man mußte warten, bis bestimmte Nachricht einlief; mit diesem Warten aber ging der Vortheil der Ueberraschung im Angriff verloren. Blücher versäumte nicht, die zwei letzten verwendbaren Brigaden des zweiten Heertheiles, die sechste und achte, zwischen Ligny und St. Amand vorzuschieben. Er setzte sich zu gleicher Zeit an die Spitze der fünften Brigade, und durch Reiterei vom zweiten und dritten Heertheile begleitet, drang er gegen den letztern Ort vor, und warf den beunruhigten Vandamme heraus. Wie den

franzöſiſchen Reihen, hatte das dumpfe Gerücht des Herannahens engliſcher Hülfe ſich auch den preußiſchen mitgetheilt. Mit Begeiſterung erſtiegen dieſe die Höhen ſeitwärts vor St. Amand. Blücher ließ aufmarſchiren, um gemeinſchaftlich mit den erwarteten Engländern gegen den Rücken des Feindes vorzudringen; aber eine franzöſiſche Colonne, die, im gleichen Irrthume handelnd, den vermeintlichen Engländern von Ligny aus entgegen zog, warf den Feldmarſchall nach St. Amand zurück. —

Sechs Uhr war vorüber. Die Preußen hielten die Schlacht auf allen Punkten, aber auch alle Kräfte waren bis zur höchſten Spannung gebracht; mit jeder Minute wurde der Widerſtand ſchwieriger. Die Lage Blüchers wurde vollends bedenklich, als jetzt vom Herzoge v. Wellington Nachricht anlangte, daß bei Abgang des Eilboten kaum 20,000 Mann zu Quatre-Bras vereinigt ſtänden, und dieſe im heftigſten Gefechte mit dem überlegenen Feinde begriffen ſeyen. Nun mußte dem Fürſten um ſeine Stellung bange werden. Es war klar, daß die Colonne zu ſeiner Rechten nicht aus Engländern beſtehen könne; es war zu fürchten, daß der Feind die Stellung von Quatre-Bras nehmen, und eine bedeutende Entſendung gegen Brie und Sombref machen werde; der Muth der Truppen endlich mußte jetzt, wo die Täuſchung nicht mehr zu verbergen war, da man die vermeintliche Hülfscolonne ſich nicht allein nicht nähern, ſondern [illegible] zurückziehen und verſchwinden ſah, um ſo mehr [illegible] mit je größerer Freude das ganze Heer die mit Blitzeile verbreitete Nachricht des Anrückens der Engländer aufgenommen hatte. Zu allem dem kam, um den Fürſten auf das Aeußerſte zu bringen, noch die Meldung Bülows, daß erſt ſeine Vortruppen dieſen Abend in Gembloux eintreffen würden.

Entfernung, Verſpätung und Mißverſtand der Befehle hatten dieſe Zögerung veranlaßt.

Es war Abend geworden. Auf eine ganz eigene Art, die uns ein ſprechendes Beiſpiel von dem Einwirken der Zufälle in das Spiel der Schlachten gibt, wurden die kämpfenden Theile beide gezwungen, ſich auf einmal gegen einen dritten zu wenden, und, als hätten ſie ſich ſelbſt darüber faſt vergeſſen, war es ſtiller vor der Fronte geworden. Auch Napoleon harrte mit ungeſtümer Sehnſucht des Generals Dejean, der ihm Nachricht über jene räthſelhafte Colonne bringen ſollte. Er kam, und — es war Erlon! — Schnell mußte der Angriff wieder aufgefaßt werden, ſollte man den Preußen nicht zu lange Zeit zur Erholung gewähren; aber die Unterſtützungen brauchten eine halbe Stunde, bis ſie nach Ligny zurückgekehrt waren, und konnten vor ſieben Uhr dort nicht eintreffen.

Blücher, von der Wichtigkeit St. Amands, als Stützpunkt gegen jede Mitwirkung Ney's, die durch jene Colonne vorbereitet zu werden ſchien, bewogen, d. ſen eroberten Ort auf das Aeußerſte gegen die erneuerten Angriffe Vandamme's zu vertheidigen, ließ die letzte hinter Ligny aufgeſtellte Brigade dahin rücken. Dieſer Marſch wurde den Preußen verderblich: denn kaum erreichte die Brigade St. Amand, als der Angriff auf Ligny begann, — ſo begann, wie er — ohne Erlons Dazwiſchenkunft — zwei Stunden früher begonnen haben würde. Die Diviſion Pecheur griff das Dorf von vornen an; acht Bataillone Grenadiere überſchritten trotz dem Hagel der Kartätſchen den Bach und den Hohlweg, und ſtürzten mit dem Bajonette auf die im Dorfe ſtehenden Preußen; achtundvierzig Stücke reitenden Geſchützes trugen den Tod auf jeden Punkt, und in jede beliebige Nähe; endlich zertraten auch

noch die geſchloſſenen Maſſen der Küraſſiere Milhaud's die von allen Seiten zuſammengedrängten preußiſchen Vierecke; — ihr verzweifelter Widerſtand hörte auf, ſie wurden vernichtet, und ſo war die preußiſche Mitte durchbrochen. Zu gleicher Zeit umging Girard, nach des Kaiſers ausdrücklichem Befehl, abermals die Rechte; Grouchy aber warf ſich, obwohl vergeblich, auf Sombref.

Der Feldmarſchall hoffte noch, die unglückliche Entwicklung hinzuhalten. Sechs Schwadronen ſtanden um ihn; keine andere verwendbare Truppe war im Bereich. Er zögerte nicht, ſtürzte an der Spitze dieſer ſechs Schwadronen dem Eiſenwall der Küraſſiere entgegen; aber ſie zerſchellten, und hier war es, wo der Fürſt unter das fallende Pferd ſank, von den feindlichen Küraſſieren überritten, und durch ſeinen Adjutanten Grafen Noſtitz gerettet wurde. *) —

Die Schlacht war verloren und der Rückzug mußte angetreten werden. Er geſchah in Vierecken mit Ruhe und Feſtigkeit. General-Lieutenant v. Röder befehligte die Nachhut; er drang in die Engwege von Bric, welchen Ort er noch bis ein Uhr in der Nacht beſetzt hielt. Bei Morbais ſtellte ſich die zweite Brigade auf. Ziethen und Pirch zogen bis Tilly und Gentinnes, zwei Stunden vom

*) Es drängt ſich unwillkürlich die Frage auf, woher es kam, daß von der über 12,000 Mann ſtarken preußiſchen Reiterei, die in der Schlacht anweſend war, niemals auch nur 2000 Mann zum Angriffe verſammelt wurden? — In unſern Tagen, wo durch die Anwendung der Maſſenbewegungen im Kampfe gegen Reiterei der Vortheil ſo ſehr auf Seite des Fußvolks ſich befindet, kann nur die Schwere der Vielzahl wirken. — Um dies Räthſel zu löſen, müßte man übrigens die Verhältniſſe genau kennen, welche die Maßregeln des Feldherrn beſtimmten.

Schlachtfelde. Hier befahl Blücher den weitern Rückzug nach Wavre, wo die Vereinigung mit dem niederländischen Heere zu hoffen war. Thielemann rückte erst gegen Mitternacht nach Notre Dame de Moad unweit Gembloux, um mit den übrigen Heertheilen in Verbindung zu bleiben. Die Dunkelheit, die Ermüdung der Franzosen, und die Tapferkeit der Preußen hinderten die Verfolgung. Um zehn Uhr hörte das Feuer auf. Die Franzosen übernachteten auf dem ersiegten Schlachtfelde.

Der Verlust an diesen beiden Tagen war auf preußischer Seite bedeutend größer, als auf jener der Franzosen; er betrug 20,349 Mann (darunter 407 Offiziere,) an Todten, Verwundeten und Vermißten, nebst 2200 Pferden; Ziethen allein hatte 12,486 Mann, 225 Offiziere und 1006 Pferde verloren. Einige zwanzig Geschütze blieben in den Händen des Siegers, der seinen Verlust auf 6800 Mann angab.

Der große Unterschied in dem beiderseitigen Verluste wurde hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß, während die Franzosen Gelegenheit hatten, ihre rückwärtigen Linien durch die Vertiefungen des Bodens zu decken, die preußischen Unterstützungen frei dem Feuer des Feindes ausgesetzt waren, so daß die Kugeln von Linie zu Linie gellerten. —

Napoleon hatte die Schlacht taktisch entschieden gewonnen; sie war strategisch wenigstens zweifelhaft und ohne Erfolg geblieben; ja sie war vielleicht entschieden verloren. Daß die feindliche Mitte geworfen wurde, hatte den Rückzug des gesammten Heeres gerade in jener Richtung zur nothwendigen Folge, wo, durch die Dyle und durch Engpässe gedeckt, die Vereinigung mit dem indeß in sich vereinigten englisch-holländischen Heere als nicht länger zu verhindern vorausgesetzt werden mußte. Die Hoffnung, durch den Schlag

an dieſem Orte das preußiſche Heer zu zerſprengen, und dann theilweiſe auf der Flucht aufzureiben, konnte nur durch eine ſchnelle Verfolgung mit allen Kräften, und bevor Blücher Wavre erreicht hatte, nämlich nur in dieſer Nacht noch in Erfüllung gehen, denn am nächſten Morgen mußte Bülow mit 36,000 Mann über Gembloux eintreffen, und die engliſche Hauptmacht konnte ſich in die franzöſiſche linke Seite bewegen. Für eine ſolche Verfolgung war aber Napoleon um ſo weniger geſtimmt, als er aus dem Schwanken der Schlacht, aus der Haltung und dem Muthe der zurückgehenden Preußen ſich überzeugt hatte, daß keineswegs ein blinder Schrecken ſeinem Heere vorausflog, und daß ſeine Verfolgung wohl eine Schlacht im Marſche einleiten konnte, nicht aber die geordnete Macht des Feindes zerſtäuben würde.

Von dem Angriffe auf St. Amand zu jenem auf Ligny, als Schlüſſel des Schlachtfeldes, überzugehen, konnte aus keiner andern Urſache geſchehen, als, weil die Schlacht, einmal begonnen, auch fortgeführt werden mußte, und der taktiſche Sieg nun an ſich der Zweck wurde, war gleich der erwartete Vortheil nimmer zu erreichen. Girard's Bewegung gegen die rechte preußiſche Flanke hatte den Weg vorgezeichnet, auf dem das franzöſiſche Heer in errungenem Siege auch die Früchte ſeiner Anſtrengung ernten konnte. Ein Angriff auf St. Amand, geführt durch alle Garden und Reſerven, die durch eine Linksbewegung über die Höhe von Wagnele gegen die große Straße dem auf derſelben vorbrechenden Grafen Erlon die Hand geboten hätten, während Gerard und Grouchy den Feind von Ligny und Sombref beſchäftigten, würde einen ſtrategiſchen Sieg zur Folge gehabt haben; das preußiſche Heer hätte vielleicht nur unter den Kanonen von Maſtricht ſeine

Aufstellung wieder finden können, und jetzt wäre der Angriff auf Wellington mit aller Wahrscheinlichkeit des Erfolges zu beginnen gewesen. — Ney's nicht übereinstimmendes Benehmen rettete die Verbündeten. —

Blücher hatte den vorgesetzten Zweck nicht verfehlt. Ein Tag war gewonnen; — wie wichtig für die Sammlung der befreundeten Streitkräfte! — und die Verbindung mit Wellington war nicht verloren! — So groß der Preis, um den man diese Vortheile kaufte: sie waren desselben werth, — sie überwogen ihn weit. Ohne die Bewegung nach St. Amand in dem Augenblicke, als Ligny wirklich angegriffen und genommen wurde, würde auch der Verlust an Menschen viel geringer gewesen seyn; daß aber der Fürst den Besitz von St. Amand für so entscheidend hielt, um Alles für die Erhaltung desselben aufzubieten, ist natürlich. So lange er die englische Hülfe erwartete, war ihm dieser Ort als Sperrpunkt des Engweges gegen Brie von äußerster Wichtigkeit. Von dem Augenblicke aber, als er erfuhr, daß die versprochene Unterstützung nicht anlangen werde, konnten ihn die heftigen Angriffe der Franzosen auf diesen Punkt, endlich die Bewegung Erlons, über den gegen seine ausgesetzte rechte Flanke berechneten Plan des Kaisers nimmer in Zweifel lassen. Ob der rechte Flügel der Preußen nicht von ihrem linken aus, wo man bald im Klaren seyn mußte, daß hier die Schlacht nicht ihre Entscheidung finden sollte, unterstützt werden konnte, sondern ob es zweckmäßiger war, deßwegen die Mitte zu schwächen, ist eine bis jetzt unbeantwortete Frage. —

Das berechnete und nicht geschehene Eintreffen der Engländer hatte während des ganzen Tages eine Lücke im Schlachtplane verursacht, und um so mehr nachtheilig eingewirkt, als durch das Ausbleiben des sechsten französischen

Armeecorps, das erſt mit Beginn der Nacht bei Fleurus eintraf, die Ueberzahl der Streitkräfte auf preußiſcher Seite war, und Blücher, ſeiner Beſchränkung auf ſich ſelbſt bewußt und nicht durch die leere Hoffnung der eintreffenden Unterſtützung hingehalten, andere Maßregeln ergriffen haben würde. — Das Gleiche kann von dem franzöſiſchen Schlachtentwurf geſagt werden. Hätte Napoleon nicht auf die Mitwirkung des Marſchalls Ney zu warten gehabt, ſo wäre der Tag vielleicht früher, vielleicht entſcheidend gewonnen worden. Beide Theile wurden durch die weitläufige Zuſammenſtellung gelähmt; beide auf ähnliche Art von ihr getäuſcht. Aber die Franzoſen, des Irrthums früher bewußt, verbeſſerten ihn und ſiegten; die Preußen, ein richtiges Ineinandergreifen der Kräfte des Gegners irrig vorausſetzend und in dem Glauben handelnd, daß ſie ſchwächer ſeyen, wurden beſiegt. —

Es iſt nöthig, ſich endlich gegen die Seite zu wenden, von wo aus die Berechnungen beider Feldherren, die bei Ligny kämpften, auf gleiche Weiſe verwirrt wurden. Wir wollen ſehen, welcher Antheil der Schuld auf die Umſtände, welcher auf die Perſonen zu wälzen ſey.

Seit frühem Morgen waren die Vorpoſten des Prinzen von Oranien, der, wie wir wiſſen, die Stellung bei Quatre-Bras durch die holländiſche Diviſion Perponcher hatte beſetzen laſſen, mit denen des franzöſiſchen linken Flügels im Gefechte, und drängten die letzteren ſogar bis Frasne zurück. Marſchall Ney zögerte noch mit dem Aufbruche, um nähere Weiſung abzuwarten, und als dieſe endlich eintraf, und die geſtern und in der Nacht erhaltene Vorſchrift mit den ſchon erwähnten näheren Beſtimmungen beſtätigte, ſo glaubte er, dennoch mit dem Angriffe rückhalten zu müſſen, weil ihm nun die Vereinigung aller

Streitkräfte der Verbündeten bei Fleurus wahrſcheinlich vorkam, und er bedachte, daß im Falle er nach Quatre-Bras vorrückte, die Preußen, ſo lange ſie nicht wirklich angegriffen waren, ihn ſelbſt gefährden konnten. Ueberdies ſchien ihm vor ſechs Uhr Abends eine überwiegende Verſtärkung des Prinzen von Oranien nicht zu beſorgen.

Er lag ruhig den Mittag hindurch in ſeiner Stellung zwiſchen Goſſelies und Frasne, bis der Donner von St. Amand und Oberſt Forbin den Angriff des Kaiſers verkündigten. Nun ſetzte er ſich mit den drei Diviſionen des General-Lieutenants Reille, den Küraſſieren unter Kellermann und den zwei leichten Cavallerie-Diviſionen Piré und Jacquinot, zuſammen 22,840 Mann mit 56 Geſchützen, gegen Quatre-Bras in Marſch, ließ aber bis auf weiteren Befehl den Grafen Erlon mit vier Infanterie-Diviſionen (17,020 Mann) der leichten Garde-Reiter-Diviſion des General-Lieutenants Lefebre Desnouettes (2,340 Pferde) und mit 52 Geſchützen in Frasne zurück.

Die niederländiſchen Poſten wichen vor dem überlegenen Feinde, der, ohne anzuhalten, auf der Hauptſtraße vordrang, auf den letzten Höhen vor Quatre-Bras ſich entwickelte, ſeinen rechten Flügel bis Piermont ausdehnte und ſich zum Sturme gegen die niederländiſche Stellung bereitete. — Es ging nah an Rier. Die engliſche Diviſion des General-Lieutenants Sir Th. Picton (6,800 Mann) war gerade im Aufmarſche und in Beſetzung der angewieſenen Stelle dem rechten Flügel des Feindes gegenüber; ſie ſollte ſich an Piermont lehnen, dann der Richtung der Straße nach Quatre-Bras folgen. Die Diviſion Alten war beſtimmt, rechts neben Picton in die Linie zu treten und ſich an Quatre-Bras zu ſchließen, wo der Mittelpunkt der Stellung ſeyn würde. Das Feuer des Feindes beſtrich

die ganze engliſche Linie; ſeine leichte Reiterei ſtürzte durch die Felder voll hohen Korns in die Tiefe hernieder, die zwiſchen beiden Heeren lag, und hieb zwei Compagnien des im Marſche begriffenen 42ſten Regiments ſammt dem Führer deſſelben, dem Oberſten Macara, nieder. Oberſt-Lieutenant Dick bildete pfeilſchnell das Viereck, aber auch er ſank verwundet vom Pferde, und nur mit großem Verluſte wurden die Feinde zurückgewieſen. Dennoch beſetzten ſchottiſche Scharfſchützen das Thal, und durch eine drohende Bewegung gegen den feindlichen rechten Flügel wurde Zeit gewonnen, den Aufmarſch des eigenen rechten Flügels zu bewirken.

Ein dichtes Gehölz, der Wald von Boſſu genannt, von einem Hohlwege umſchloſſen, liegt zur Rechten der Heerſtraße, die von Quatre-Bras nach Frasne führt, und dehnt ſich von erſterem Orte bis gegen Piermont aus. Der Herzog ließ das Gehölz und die bis zur Straße liegenden Kornfelder durch den Prinzen von Weimar beſetzen, die Braunſchweiger aber (6600 Mann) die nebſt den Naſſauern unter Generalmajor v. Kruſe (3500 Mann) nach Sir Th. Picton eingetroffen waren, hinter der Waldſpitze rechts von Quatre-Bras aufmarſchiren.

Reitergefechte eröffneten die Schlacht. Die belgiſchen Dragoner wurden geworfen, aber die Huſaren Braunſchweigs nahmen die Fliehenden auf. Zwei Bataillone und zwei Schützencompagnien der Braunſchweiger rückten in Maſſen gegen die an der Straße liegende Schäferei vor. Der aus dem Gehölze von Boſſu kommende, mit der engliſchen Stellung beinahe gleichlaufende Bach trennte ſie vom Feinde, der ſich begnügte, ihnen durch eine bei Gemioncourt aufgefahrene Batterie Schaden zu thun, bis endlich vier engliſche Kanonen ihm zu antworten kamen. —

Es war 6 Uhr. Der Donner von Ligny hallte wie ein bedeutungsschweres Echo aus der Ferne wieder; da begann endlich Ney, seine Angriffscolonnen vorzuschieben. Die eine derselben, etwa 3000 Mann stark, stürmte gegen den Wald, warf den Prinzen aus der Richtung gegen Hautain le Val, und war im Begriffe, bei Quatre-Bras herauszubrechen, um eine zweite Colonne von gleicher Stärke, die sich, von Cavallerie-Massen begleitet, auf der Straße vorbewegte, im Angriff zu unterstützen. — „Was sind das für Truppen im Walde?“ fragte der Herzog den Prinzen von Oranien, der mit ihm auf einer nahen Höhe stand. „Ich glaube, Belgier,“ antwortete dieser, denn Weimars Rückzug war nicht zu sehen gewesen. Aber mit Adlerblick erkannte Wellington den Feind, und ließ ihn augenblicklich durch die eben auf dem Schlachtfeld eingetroffene erste Brigade der Leibgarden, unter Generalmajor Sir Pereg. Maitland (1900 Mann) angreifen. Dieser warf die Colonne zurück, trieb sie durch den Wald in die Felder hinaus, und stürzte mit dem Bajonette, ohne sich zur Herstellung der Ordnung Zeit zu gönnen, auf eine Unterstützungstruppe. Hier aber, von den Kürassieren in Flanken und Rücken gefaßt, gewannen die Engländer nur mit schwerem Verluste den Waldrand wieder, den sie behaupteten.

Während auf diesem Punkte der Kampf so blutig als unentschieden geführt wurde, war in der Mitte der Angriff nicht minder lebhaft. Durch jene zweite Colonne gedrängt, mußten die Braunschweiger die Schäferei auf der großen Straße verloren geben; ihre leichte Reiterei wurde nach verwegenem Widerstande durch die schwere des Feindes geworfen, und floh gegen Quatre-Bras. Mit vorgestrecktem Schwerte verfolgten sie die eisernen Massen,

aber es geſchah zum Verderben derſelben; denn in dem Graben der Straße lag das 42ſte Regiment von Sir Th. Picton zur Unterſtützung vorgebracht, und erſt als die deſſen nicht achtenden Küraſſiere in ihrer ganzen Länge auf der Straße vorgeprallt waren, gab das Regiment auf eine Entfernung, wo es den Feind mit dem Bajonette erreichen konnte, Feuer. Roß und Reiter ſtürzten; die feindliche Colonne war zerriſſen; — die Vorderen warfen ſich auf das Gefolge des Herzogs von Braunſchweig, wurden aber von den Huſaren niedergehauen; die Hinteren, ohne Zaudern von den Schotten, „dieſen Löwen in der Schlacht und Lämmern im Hauſe,“ *) mit dem Bajonette angefallen, brachen ſich mit blutiger Anſtrengung Bahn zu den Ihrigen. Das brave Regiment verfolgte ſie weit zwiſchen die feindlichen Maſſen hinein, bis über 300 Mann aus ſeiner Mitte das Opfer des Muthes wurden, und es ſich nach dem Verluſte von vier ſeiner höchſten Offiziere zum Rückzuge genöthigt ſah. Es verlor ſeine Fahne, aber auf eine ehrende Weiſe; denn der Träger erlag, und eine Kugel riß ſie in Trümmern mit ſich fort. — Die Infanterie-Diviſion Jerome Bonaparte hatte durch eine Vorrückung die geworfene Reiterei aufzunehmen geſucht; Braunſchweig führte ihr ſeine wiedergeordneten Truppen entgegen; in dem Gewirre dieſes Kampfes empfing er die tödtliche Wunde, und ſo mußte dieſer heldenmüthige und unglückliche Fürſt gegen jenen Schattenkönig nicht allein ſein angeſtammtes Land, ſondern auch das Leben verlieren.

*) Dieſe Bezeichnung erhielten ſie von den Niederländern, weil ſie ſich eben ſo gemüthlich in ihren Standquartieren als tapfer vor dem Feinde betrugen.

Auf dem linken Flügel war es dem Feinde gelungen, das Dorf Piermont und die Straße nach Namur zu gewinnen. Die Schlacht schien sich zum Vortheile des Feindes zu neigen, bis endlich die braunschweigischen Batterien nach drei Stunden scharfen Trabes auf dem Schlachtfelde eintrafen und des Feindes überwiegende Kraft an Artillerie dadurch mehr ausgeglichen war. — Mittlerweile langten auch die Bataillone Grubenhagen, Osnabrück und Bremen und die zweite Leibgarden-Brigade Generalmajor Sir John Byng (1900 Mann) an; sie marschirten im Feuer des Feindes auf. Den Leibgarden am rechten Flügel gelang es, durch Braunschweiger unterstützt, die vor ihnen stehenden Massen zu werfen; die Mitte drückte den Feind auf der Straße gegen Frasne zurück, und das Feldbataillon Lüneburg (Oberstlieutenant Kleuke) nahm am äußersten linken Flügel Piermont wieder.

Marschall Ney, der das Anwachsen der feindlichen Kräfte fühlte, sandte in diesem zweifelhaften Augenblicke nach dem ersten Armeecorps. Da er gleich nach Besichtigung der feindlichen Stellung, nicht lange nach drei Uhr, dem Kaiser die Mittheilung gemacht hatte, die Stärke des Feindes ließe keine Entsendung seiner Truppen zu, so vermeinte er dasselbe noch in seinem Rücken; aber um dieselbe Zeit hatte der Kaiser dem Marschall die Ausführung der verabredeten Bewegung gegen die preußische rechte Flanke erneuert auftragen lassen. Dieser Befehl wurde durch den Offizier, der ihn trug, und auf seinem Wege zu Ney an dem ersten Armeecorps vorüber mußte, dem Grafen Erlon bekannt gegeben. Dieser, von der Meldung des Marschalls nicht in Kenntniß, glaubte, keine Zeit verlieren, sondern sich augenblicklich gegen Fleurus in Marsch setzen zu müssen. In der Gegend von St. Amand

angekommen, wurde er Urſache der Verzögerung des Angriffes auf Ligny, und dort wendete er ſich, auf einander folgenden dringenden Befehlen Ney's gehorchend, wieder gegen die Linke, ſo daß er um neun Uhr Abends zum Marſchall ſtieß, da die Schlacht ſchon verloren war.

Denn als Ney die unvermuthete Nachricht erhielt, das erſte Corps ſey aus der Gegend von Frasne verſchwunden, ſo glaubte er bei den mit jedem Augenblicke zunehmenden Kräften des Feindes den Rückzug anordnen zu müſſen. Reiterangriffe ſollten denſelben decken; aber das achte und eilfte Küraſſierregiment wurden trotz ihrer muthigen Anſtrengung geworfen. Die polniſchen Lanciers ſuchten vergeblich das Viereck des achtundzwanzigſten Regiments zu durchbrechen; der feſte Geiſt, den dieſes Regiment in Spanien gezeigt hatte, bewährte ſich in dieſer Stunde wieder; es baute ſich aus ſeinen Todten den Wall, und die Polen, in Fronte und Flanken gefaßt, nahmen die Flucht. Mit dem Bajonette ſtürmte das neunundſiebzigſte Regiment die von dem Feinde beſetzten Höhen, und unter dem Klange der Pfeifen, die eine hochländiſche Weiſe ſpielten, rückten unaufhaltſam die Bergſchotten vor.

Die Menge der franzöſiſchen Verwundeten, die hinter ihrem Heere Schutz ſuchten, — die geworfenen Reiter, die ſich eben dort zu ſammeln ſtrebten, überhaupt die Flüchtigen aller Art, brachten Schrecken in den Troß, der leider aus der Begleitung der Heere nicht zu ſcheiden iſt. Die Wagen, die fliegenden Spitäler, die Marketender, die Diener u. ſ. w. glaubten den Tod im Nacken, überfüllten die Straße, und rißen mit ſich, was ihnen begegnete, oder noch ſtand. Auch die im Rückzuge begriffene Hauptmacht drohte die Haltung zu verlieren; aber der Küraſſierdiviſion des General-Lieutenants Roussel gelang es, die Sieger aufzuhalten.

Die Flüchtigen ſammelten ſich hie und da wieder, und der Marſchall zog ſich mit der Haupttruppe in geſchloſſenen Abtheilungen bis Frasne zurück. — Der Tag war zu Ende, mit ihm die Schlacht. —

Nach einem Verluſte von 4140 Mann war alſo der eine Theil der Aufgabe: die Stellung von Quatre-Bras zu nehmen, nicht gelöst; um ſo viel weniger konnte dem andern: eine Bewegung gegen Sombref zu machen, entſprochen werden. Was Mittags noch leicht geſchehen konnte, war Abends unmöglich geworden. — Das Benehmen des Marſchalls, für deſſen Hände das Schickſal Frankreichs zu ſchwer war, iſt ſo räthſelhafter Natur, daß es eine eigene Betrachtung verdient. Als ſcheinbare Entſchuldigung mag es gelten, daß er, nur zwei Stunden vom preußiſchen Heere entfernt, — ſo lange Fleurus vom Kaiſer nicht erreicht und Blücher durch ihn nicht feſtgehalten war, — ſeine Truppen nur mit Gefahr weiter vorſchieben konnte. Gerard's und Vandamme's verſpätetes Eintreffen hatte am 15. die Beſetzung von Fleurus verhindert; Ney hoffte am Morgen des 16. ſicherlich auf die Nachricht davon. Sie kam erſt Nachmittags; und er wagte früher nicht, einen Marſch anzutreten, der die Höhe ſeiner Heeresabtheilung ſo weit über die des Kaiſers, ja ſelbſt über die des Feindes hinausgebracht hätte. — Gefahr! und ewig Gefahr! — Wer 40,000 Mann befehligt, hat, was die Gefahr abwendet. — Konnte Blücher, der den Kaiſer gegen ſich hatte, ohne wahnſinnig zu ſeyn, etwas gegen Ney unternehmen? Wie endlich ſoll eine Ueberflüglung ſich in's Werk ſetzen, wenn man ſich nicht über die Höhe des Feindes hinaus wagt? — Wie wahr, wie bezeichnend ſind die Worte Gourgaud's, wenn er ſagt, daß, wie an den ſchönſten Siegestagen, ſo auch in dieſem Treffen

der Muth der franzöſiſchen Soldaten und ſeine Zuverſicht in den Sieg unverändert ſich zeigten, aber die Führer glichen ſich nimmer. Weder die einſtige Kraft des Charakters, noch jener Schnellblick, der überall das Tauglichſte und Beſte ausfindet, noch jene Kühnheit, die das Glück ſich verbindet, belebte ſie. Ueber ängſtlicher Vorſicht verloren ſie den Tag. Nur ihre perſönliche Tapferkeit blieb ihnen noch.*) — Aber auch Wellington hatte mit bedeutendem Verluſte den Poſten erkauft, deſſen Wichtigkeit für die preußiſche Flanke ſowohl, als für die Vereinigung des eigenen Heeres nicht zu verkennen war. An 5000 Mann ſeiner Truppen befanden ſich todt oder unfähig zum Streite. —

Von Stunde zu Stunde wurden Nachrichten zwiſchen den Heeren von Ligny und Quatre-Bras gewechſelt. Noch um halb neun Uhr traf ein Eilbote ein, durch den Blücher die Hoffnung ausſprechen ließ, daß er die Schlacht zu halten gedenke. Keine weitere Mittheilung an den Herzog erfolgte. — Dieſer beſchloß, auf dem Schlachtfelde zu lagern. Sein ganzes Heer mußte ſich in dieſer Nacht vereinigen; außer Lord Hill und der Reiterei des Grafen Urbrigde waren auch bereits alle Truppen eingetroffen. — Der Herzog nahm ſein Hauptquartier zu Genappe; Oranien zu Nivelles. — Die Nacht war halb vorüber, das Feuer von Ligny lange ſchon ſtill, und noch immer keine Nachricht über den Erfolg der Schlacht. — Dem Herzog ahnete, was geſchehen. Ausgeſandte Streifer meldeten endlich, daß ſie auf der Heerſtraße gegen Sombref Feind gefunden. Aber erſt am Morgen wurde Blüchers Rückzug nach Wavre bekannt; denn der mit der Nachricht hievon

*) Gourgaud, Campagne de 1815, Berlin 1819, pag. 35.

in der Nacht abgesendete Offizier war in der Dunkelheit vom Feinde überfallen und erschlagen worden.

Wellington hatte keine Wahl über sein nächstes Benehmen. Eine Stunde zur Linken stieß man auf die Posten des vierten französischen Armeecorps; Reitertrupps streiften vielfältig in geringer Entfernung um sein Lager; — es war kein Zweifel, daß die französische Hauptmacht hinlänglich nahe sey, um noch, ehe der Mittag kam, mit vereinten Kräften sich gegen ihn wenden, und ihn zum ungleichen Kampfe zwingen zu können. Auf Unterstützung von Seite der Preußen war in gegenwärtiger Lage nicht zu hoffen, vielmehr stand es an dem Herzoge, den Dienst des Helfers seinen deutschen Waffenbrüdern zu leisten.

Um 8 Uhr ließ er abkochen, und um 10 Uhr begann in drei Abtheilungen der Rückzug über den Thy-Bach. Die erste Abtheilung führte Lord Hill über Nivelles nach Braine la leude; die zweite der Erbprinz von Oranien auf der Brüsseler Straße über Genappe in dieselbe Gegend. Die dritte unter dem Prinzen Friedrich von Holland wurde über Braine le Chateau nach Hall gesendet, wo die von Ath und Mons nach Brüssel führenden Straßen sich vereinigen; sie bestand aus der holländischen Brigade des General-Lieutenants Baron Anthing, die den Namen der indianischen führte, der ersten holländischen Division Stedtmann, der sechsten englischen Brigade unter Calville, endlich aus drei Husaren-Regimentern unter Esdorf; sie sollte Brüssel decken und die rechte Flanke vor Umgehung schützen. *) Die Division Alten und die ganze Reiterei

*) Diese Entsendung gegen Hall hat man dem englischen Heerführer als einen bedeutenden Fehler zugerechnet. Ich glaube jedoch, man sollte sich hüten, einem so geübten Feldherrn, wie Wellington,

blieben auf dem Schlachtfelde zur Sicherung des Rückmarsches, bis, durch die von Marbais gegen Quatre-Bras vorbrechenden feindlichen Colonnen bedroht, diese Truppen um 2 Uhr Nachmittags dem Heere folgten. Die Artillerie des Feindes bedrängte die englische Nachhut lebhaft, bis Graf Urbridge mit der ersten Brigade der Leibgarden dieselbe zurückwarf.

Der französische Kaiser hatte die Nacht zu Fleurus zugebracht. Der größere Theil seiner Truppen stand zwischen Marbais, St. Amand und Ligny, die Garden und das spät eingetroffene sechste Armeecorps lagerten zwischen dem letzteren Orte und dem kaiserlichen Hauptquartiere. Gegen Mitternacht erhielt er durch den General

---

eine Unklugheit zuzutrauen, die man kaum dem gewöhnlichsten General verzeihen könnte. — Noch war es ja ungewiß, ob sich der Herzog vor Brüssel werde schlagen können und welchen Weg der Feind dahin einschlagen werde. Eine Bewegung desselben über Hall nach Brüssel schien sehr möglich. — Selbst eine feindliche Entsendung dahin konnte von den übelsten Folgen seyn, und die Beschaffenheit der Verbindungen lud zu solchem Unternehmen ein: denn drei Straßen führen von Nivelles nach Hall. Endlich ist dieser letzte Ort nur vier Stunden von Braine la leude entfernt; in sieben Stunden nach Absendung des Befehles konnten die Truppen im schlimmsten Falle zur Hauptmacht gezogen seyn, und wenn es in der Nacht vom 17. nicht geschah, so lag der Grund vielleicht darin, weil der Herzog, über den Zustand des preußischen Heeres beruhigt, und auf die Unterstützung desselben rechnend, dieses Corps nothwendiger bei Hall hielt, zur Sicherung der Hauptstadt überhaupt, als insbesondere auch zur Deckung einer Aufstellung hinter derselben, im Falle, daß die Schlacht verloren ginge. Bedenkt man endlich noch, daß die entsendeten Truppen größtentheils aus Neuausgehobenen bestanden, und Wellington derselbe Mann ist, der ein Jahr früher bei seinem Marsche über die Pyrenäen die spanischen Truppen zurücksandte, um des Restes seines Heeres desto gewisser zu seyn, so erscheint diese Entsendung hinlänglich erklärt.

Flahault Kunde, daß Marſchall Ney mit dem erſten und zweiten Armeecorps und der Reiterei des Grafen Valmy ſich wieder in der Stellung von Frasne befinde, und in Ungewißheit über die Ereigniſſe des Tages ſey. Er ſandte dieſem Marſchall wiederholt Nachricht über den Ausgang der Schlacht und zugleich Befehl, ſeine ſieben Diviſionen Fußvolk und die Reiterei morgen mit dem Früheſten aufmarſchiren zu laſſen, ſo zwar, daß ſie keine Stunde Raum einnähmen, damit er ſie wohl in der Hand haben und ſich derſelben nach Gutdünken bedienen könnte. Er ſetzte bei, es ſchiene ihm nicht möglich, daß der Herzog von Wellington etwas gegen die Truppen des Marſchalls unternähme, weil er in dieſem Falle das Heer dem völligen Untergange ausſetzen würde. Er theilte ihm endlich mit, ſein Wunſch ginge dahin, daß der Marſchall, wie ihm der Befehl dazu ſchon gegeben worden war, ſeine Stellung zu Quatre-Bras nähme, und wenn dies nun nicht mehr geſchehen könnte, ſo ſollte er dem Kaiſer auf der Stelle umſtändlichen Bericht darüber erſtatten, und dieſer würde dann alſogleich gegen Quatre-Bras vorrücken. Fände Ney nur eine Nachhut vor ſich, ſo ſolle er ſie ohne Zaudern angreifen und Stellung faſſen. *)

Der Kaiſer war demnach über die Nachtheile ſeines linken Flügels zum Theile beruhigt. Er hätte wohl nicht ungerne geſehen, daß Wellington, durch ſie verlockt, ſich weiter mit Ney beſchäftigte; aber er hoffte dies nicht und ſah vielmehr den Rückzug des Herzogs als gewiß an. Wie wir geſehen haben, war dieſe Meinung nicht irrig.

*) Geiſt der Zeit. 1819. 3. Band. p. 118. — Widerlegung der von Gourgaud dem Marſchall Ney gemachten Vorwürfe durch Herrn Gamot. —

Noch in der Nacht hatte Graf Bülow Gembloux erreicht. Er war am Tage zuvor (16. Juni) nach Hannut marſchirt, und hatte dort den Befehl des Fürſten Blücher gefunden, noch an dieſem Tage auf dem Schlachtfelde einzutreffen. Er ließ nach dem Ablochen ohne Säumen aufbrechen; dennoch war es zu ſpät; — er ſchloß ſich zu Gembloux an Thielemann. Mit frühem Morgen traten die preußiſchen Heertheile ihren weiteren Rückzug langſam, unverfolgt und in trefflicher Ordnung an, der erſte und zweite über den Engpaß von St. Guibert nach Bierge und Aiſemont, der dritte über St. Martin und la Bavette, der vierte über Walhain nach Dion le mont. An den Ufern der Dyle nahm das nun wieder vereinigte preußiſche Heer Stellung. Ziethen mit drei Brigaden des dritten Heertheiles beſetzte Limale, Bierge und Wavre als die Hauptübergangspunkte; Pirch und Bülow ſtanden am rechten Ufer, von Wavre über die Höhe bis Dion le mont; die Poſten des letzteren reichten bis Tourinnes und Maleves. Die vierzehnte Brigade, als Nachhut, hielt Vieux-ſart beſetzt, und ſchickte Abtheilungen bis St. Guibert.

Nur wenig beunruhigten die erſte leichte Cavallerie-Diviſion Pajols (General-Lieutenant Soult) und die mit Anbruch des Tages zur Verfolgung aufgebrochene Infanteriediviſion Teſte den Rückzug der Preußen. Beide waren von dem Wahne irre geführt, als zögen ſich dieſe in der Richtung von Namur zurück. — Der Kaiſer beſah am Morgen das Schlachtfeld, ließ ſeine Truppen im ſtolzen Zuge an ſich vorüber ziehen, und mit Ausnahme der ſiebenten Infanterie-Diviſion, die beinahe aufgerieben war, und deren muthiger Führer General-Lieutenant Girard ſelbſt unter ſchweren Wunden erlag, in zwei Colonnen

den Abmarſch bereiten.*) Mit der einen ſollte in der Richtung nach Quatre-Bras, mit der andern nach Wavre marſchirt werden. Die erſte aus den Garden, den zwei Infanterie-Diviſionen des ſechsten Armeecorps, der Diviſion Domont des dritten und den zwei Küraſſier-Diviſionen Milhaud's beſtehend, führte der Kaiſer; die zweite, aus ſechs Infanterie-Diviſionen des dritten und vierten Armeecorps und der Cavallerie Excelmans zuſammengeſetzt, wurde dem Marſchall Grouchy übergeben, der die Weiſung erhielt, der Bewegung Pajols zu folgen, die Preußen feſt im Auge zu halten, zu beſchäftigen und mit ſeiner Linken zu überflügeln, mit dem Hauptheere aber die Verbindung nie zu unterbrechen.

Eine ſo bedeutende Entſendung von Truppen fällt um ſo mehr auf, als ihr Abgang am nächſten Tage ſo entſcheidend wirkte. Aber man mußte ſicher ſeyn, daß die Preußen kein Hinderniß den Bewegungen gegen Wellington entgegenzuſetzen, noch weniger ihn zu unterſtützen fähig ſeyn würden. Dies war ihnen auf zweierlei Art möglich; entweder ging Blücher, verſtärkt durch Bülow, ſogleich wieder in den Angriff über, und wendete ſich abermals

*) „Le Général Girard s'était distingué au passage du Tessin en 1800; il avait beaucoup contribué au gain de la bataille de Lützen en 1813; c'était un des plus intrépides soldats de l'armée française; il avait éminemment le feu sacré.“ — (Mémoires pour s. à. l'h. d. France en 1815. p. 99.) und: „Peu d'officiers étaient doués d'un caractère aussi noble et d'une intrépidité aussi journalière. Plus avide des faveurs de la gloire, que des dons de la fortune, il ne possédait que son épée et ses derniers moments au lieu d'être embellis par le seul souvenir de ses actions héroïques, furent troublés par la douleur de laisser sa famille à la merci du besoin.“ (Fl. de Chaboulon Mémoires pp. II. 169.)

nach Fleurus, — oder er würde ſich mit dem Herzoge zu vereinigen ſuchen. Um das Eine wie das Andere zu hindern, brauchte der Marſchall zum Wenigſten 40,000 Mann, und das war ungefähr ſeine Stärke.*) Sollten ſich die Preußen nicht geſammelt haben, oder mit dem größeren Theil ihrer Truppen dem Herzog zur Unterſtützung nahen, ſo reichte Grouchy's Streitkraft zu, über Wavre den Wald von Soigne zu gewinnen, Brüſſel zu bedrohen und ſo den Herzog zum weiteren Rückzug zu zwingen. Nähme dieſer aber wirklich die Schlacht vor Brüſſel an, ſo deckte der Marſchall des Kaiſers rechte Flanke, und man hatte den Vortheil, in näherer Verbindung untereinander als Blücher und Wellington unter ſich zu ſtehen, alſo eine doppelte innere Linie der doppelten äußeren des Feindes entgegenzuſetzen.

Vor eilf Uhr war der Kaiſer gegen Quatre-Bras aufgebrochen. Im ſchnellen Ritte zu den Vortruppen ſich begebend, war er ſchon nahe an das Gehöfe von Quatre-Bras gekommen, als er durch eine Schwadron Huſaren, die eben zurückgeworfen und von den Engländern lebhaft verfolgt wurde, zu ſeinem Erſtaunen erfuhr, daß dieſer Punkt noch vom Feinde beſetzt ſey. Bald darauf begann außerhalb Marbais zwiſchen den Vortruppen des ſechsten Corps und der engliſchen Reiterei das Gefecht. Zur Linken, gegen den Wald von Villers-Peruin vernahm man ebenfalls Feuer aus kleinem Gewehr. Loban hielt daher für

*) Heer des Marſchalls:

25,460 Mann	Fußvolk	
4,870 „	Reiterei	
1,730 „	Artillerie,	102 Geſchütze.
Zuſammen 32,060 Mann,		102 Geſchütze.

nothwendig, aufmarſchiren zu laſſen. Das Feuer zur Linken endete bald; denn es waren Ney's Vorpoſten (rothe Lanciers der Garde), aus Verſehen von den Seitentruppen Loban's angegriffen. Der Marſchall, der bei Tagesanbruch den Feind in der geſtrigen Stellung vor ſich ſah, und deſſen Abmarſch, welchen der in Strömen fließende Regen ſehr begünſtigte, entweder nicht bemerkt hatte, oder nicht für klug hielt, durch ein Gefecht zu erzwingen, was der bloße Heranmarſch des Kaiſers bewirken mußte, blieb noch in ſeiner Stellung bei Frasne, als ſchon Napoleon die Höhe von Quatre-Bras erreicht hatte. Unwillig über die Zögerung ſandte dieſer unmittelbar an die Truppen des Marſchalls den Befehl, zu ihm zu ſtoßen; dennoch war einiger Zeitverluſt, dem auf dem Rückzug begriffenen Heere ſo heilſam, nicht zu vermeiden. Endlich wurde zur Verfolgung aufgebrochen; das Corps des Grafen Erlon bildete die Vorhut; ihm wurden noch zwölf Garde-Cavallerie-Kanonen und die Reiterei des ſechsten Corps (Domont) beigegeben. Das zweite Armeecorps, das ſechste und zuletzt die Garde folgten. Die Küraſſiere begleiteten auf den Flanken die Colonne; — ſie marſchirten durch die Felder neben der Straße, und traten die Ernte zu Dünger. Der Regen hatte die Wege ſehr verdorben, die Pferde ſanken tief in die ſchwarze, zähe Erde, und der Fußgänger rang mit Beſchwerden. Dennoch waren alle Regimenter voll Eifer und Siegesſtolz; denn ſie hofften, daß die Engländer ſich nimmer ſtellen, ſondern nach ihren Schiffen fliehen würden. Die Franzoſen beſchoßen die engliſche Nachhut, und vor Genappe kam es zu Reitergefechten.

Der Kaiſer aber nährte trotz der Verſäumniß bei Quatre-Bras die Hoffnung, das feindliche Heer noch heute

zu erreichen und zu ſchlagen, morgen aber in Brüſſel einzurücken. Dieſe Hoffnung begann zu ſchwanken, ſobald die Vorhut auf die Höhe Maiſon du Roi kam; denn hier wurde ſie durch ein eben ſo heftiges als unvermuthetes Feuer empfangen, und als endlich Napoleon durch einige Scheinbewegungen ſich überzeugte, daß nicht bloß die engliſche Nachhut, ſondern wahrſcheinlich die ganze Kraft des Herzogs ihn erwartete, ſo beſchloß er den Angriff auf den nächſten Tag zu verſchieben, denn es war bereits acht Uhr, der Abend dunkel und das Wetter ſtürmiſch. „Was gäbe ich nicht darum," ſagte er zu ſeiner Umgebung, „heute die Macht Joſua's zu haben und ihren Gang (er deutete auf die untergehende Sonne) nur um zwei Stunden zurückhalten zu können!" *)

Seine Truppen lagerten: Ney auf der Höhe zwiſchen Planchenoit und dem Vorwerke Mont-Plaiſir; die Garden, das ſechste Corps und die Reiterei vorwärts Genappe. Der Kaiſer bezog in dem Pachthof von Caillou, nahe an Maiſon du Roi, das Nachtquartier. Von hier aus ließ er Grouchy in Kenntniß ſetzen, daß er morgen zu ſchlagen geſonnen ſey, und daß er darum, welchen Weg für den Rückzug Blücher immer genommen habe, eine übereinſtimmende Bewegung von Seite des Marſchalls über Chapelle St. Lambert erwarte. —

Das niederländiſche Heer hatte keine Wahl, als ſich möglichſt bald mit dem niederrheiniſchen zu verbinden, und, wenn die vereinigten Kräfte den günſtigen Erfolg einer Schlacht nicht mit Wahrſcheinlichkeit verbürgten, weiter zurück zu gehen, bis die am Mittel- und Oberrhein ſtehenden

*) Mémoires pour servir à l'histoire de France en 1815. — Paris 1820, p. 182.

Streitkräfte unter dem Fürſten Schwarzenberg, dem allgemeinen Kriegsplane gemäß, nach Frankreich eingedrungen ſeyn, und den Feind zur Aufgebung der errungenen Vortheile und zum Schutze der Hauptſtadt gezwungen haben würden. In dieſem Falle aber mußte Brüſſel, der Mittelpunkt der Kriegseinrichtungen des vereinigten holländiſch-engliſchen Heeres, und für Napoleon vielleicht mehr, verlaſſen werden. Eine gewonnene Schlacht konnte es retten, und die Gegend von Waterloo war früher ſchon von dem Herzoge für einen ſolchen Fall ausgeſucht, für den er nun um ſo mehr geſtimmt wurde, als zufolge der am Morgen um neun Uhr erhaltenen Mittheilungen Fürſt Blücher ihm von dem Muthe und der guten Haltung der Truppen geſprochen, zu jedem Schlage bereit ſich erklärt, und zum Erſatz der abgängigen Waffen und des Schießbedarfs nur einige Stunden Zeit verlangt hatte. Auf die Einladung Wellingtons, ihn im Falle einer Schlacht mit zwei Heertheilen zu unterſtützen, antwortete Blücher, „daß er am 18. nicht allein mit zwei, ſondern mit allen entbehrlichen Truppen über St. Lambert zur Unterſtützung heranrücken wolle, und bereit ſey, am 19. in Vereinigung mit ihm ſelbſt angriffsweiſe zu Werke zu gehen, ſollten die Franzoſen bis dahin die Schlacht nicht wagen."

Nun war der Herzog über das, was morgen geſchehen ſollte, entſchieden. Er durchritt das Feld. Den rechten Flügel unter Lord Hill zog er aus Braine la leude in die Vertiefung gegen Merbe-Brain zurück, ließ die Heerſtraßen von Nivelles und Genappe, die ſich hinter der Stellung vereinigen, mit umgehauenen Bäumen bewerfen, und den Pachthof von Hougomont zur Vertheidigung einrichten. Links wurden die Truppen aus Friſchermont etwas näher gegen Papelotte gezogen. Ueber Ohain ging die

Verbindung mit dem preußiſchen Heere. Der Herzog nahm ſein Hauptquartier in Waterloo, einem Dorfe nah' am Walde von Soigne, der im Rücken der Stellung lag. —

Marſchall Grouchy, mit der rechten Colonne der franzöſiſchen Armee, hatte, ungewiß über die eigentliche Rückzuglinie Blüchers, und beſorgt über Bülows etwaige Bewegungen, ſeine Zeit mit Ueberlegungen verloren. Auf den Straßen nach Wavre und Lüttich ſandte er ſtarke Abtheilungen vor, und blieb dieſe Nacht, anſtatt vor dem erſtern Orte einzutreffen, noch in Gembloux.

Das Streben auf der einen Seite, ſich zu vereinigen, und auf der andern dieſe Vereinigung durch überraſchenden Angriff zu hindern, war die Urſache der blutigen Vorſpiele des 18. Juni. — Man hat es den beiden Feldherrn der verbündeten Heere zum Vorwurf gemacht, daß ſie erſt durch Aufopferung von Tauſenden ihre Vereinigung erzielten, erſt durch ein Wageſtück gewannen, was ſie ſichern hätten ſollen. Allein man bedenke, wie gebunden jedem Feldherrn im verbündeten Staate die Hände ſind, — wie drückend auch wirklich die Vereinigung von Truppen auf einem Lande laſten mußte, das kaum aufgehört hatte, Kriegsſchauplatz zu ſeyn, und durch die nothwendigen Lieferungen aller Art beinahe erſchöpft war. Endlich hatten auch die Franzoſen in beinahe gleich weitläufigen Standquartieren gelegen, und man hatte die Hoffnung nähren können, von jeder ihrer Bewegungen hinlänglich ſchnell unterrichtet zu ſeyn. Daß man es nicht war, daß ſich dadurch ein wirklicher Ueberfall von Seite eines ganzen Heeres gegen ein anderes unternehmen und ausführen ließ, wage ich weder zu erklären, noch zu entſchuldigen.

Trotz dem Siege bei Ligny, und trotz dem erzwungenen Rückzuge der Engländer trug doch Alles, was bis

jetzt geſchehen war, einen unentſchiedenen, ja für die Franzoſen einen wenig erfreulichen Charakter. Sie hatten verſäumt, ſich aus der Verfolgung der Preußen Erſatz für die ſtrategiſchen Verluſte während des Tages zu verſchaffen. Ihr Spiel ſtand aber in dieſem Feldzuge ſo, daß ſie nicht, wie in anderen, zehn Glücksfälle hinwerfen durften, weil ſie den eilften erwarten konnten. Sie mußten kargen und Alles benützen; dann vielleicht hätten ſie ausgereicht. Sie mußten das Glück als den Verbündeten ihrer Gegner anſehen, kein Geſchenk mehr erwarten, ſondern Alles zu erringen entſchloſſen ſeyn; dann vielleicht hätten ſie es wieder auf ihre Seite gebracht. Es ſcheint, daß viele ihrer Führer dieſe wahre Lage nicht kannten. Sie ſahen dem nächſten Tage mit Zuverſicht und Verlangen entgegen. Er ſollte die Entſcheidung bringen, und — er brachte ſie.

II.

Die Handlung iſt begonnen, die Verwicklung eingeleitet; laſſet uns nun die Löſung ſehen.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Juni, um zwei Uhr, erhielt der Kaiſer die Meldung von der unerwarteten Säumniß des Marſchall Grouchy, der, wie wir wiſſen, in Gembloux verweilte, ſtatt, dem Sinne des ihm gegebenen Befehles und ſeiner Beſtimmung gemäß, unaufgehalten bis Wavre vorzumarſchiren. Der um 10 Uhr Abends aus dem Hauptquartiere Caillou mit den Befehlen für den nächſten Tag abgeſandte Offizier hatte in der Vorausſetzung, daß Grouchy ſich vor Wavre befinde, die Weiſung erhalten, dahin ſeinen Weg zu nehmen. Es war zu fürchten, daß er entweder den Marſchall zu ſpät, oder gar nicht treffe. Napoleon erneuerte daher mit Aeußerungen gerechten Unwillens die geſtern erlaſſenen Befehle, und trug dem Marſchall ausdrücklich auf, noch vor Tagesanbruch den Marſch zu beginnen, oberhalb Wavre über die Dyle zu ſetzen, und über Chapelle St. Lambert die linke Flanke des holländiſch-engliſchen Heeres zu umgehen. Der Offizier, der dieſen Befehl trug, ging vor drei Uhr ab; vor ſechs Uhr konnte er in Gembloux ſeyn, da deſſen Entfernung nur fünf Stunden beträgt und eine gute Straße dahin führt. Mußte freilich bei ſeinem Eintreffen die Zeit

des Tagesanbruches ſchon vorüber ſeyn, ſo ſpornte doch die Beſtimmung dieſes Zeitpunktes den Marſchall, mit ſeinen Bewegungen zu eilen. — Doch um 5 Uhr kam eine zweite Meldung Grouchy's, worin dieſer ſeinen Entſchluß ausſprach, den Feind mit Beginne des Morgens in der Richtung gegen Wavre zu verfolgen. Das Schreiben war um 2 Uhr gefertiget. Brach der Marſchall um 4 Uhr auf, ſo mußte ihn der mit dem Befehle abgeſendete Offizier im Marſche treffen, da die Straßen von Gembloux bis Wavre, und von dort über St. Lambert nach dem kaiſerlichen Hauptquartiere, erſt zwei Stunden vor Gembloux ſich trennen. Durch dieſen Zeitgewinn konnte der Marſchall ſtatt um Mittag, wie man erwarten durfte, ſchon um 10 Uhr Vormittags in St. Lambert eingetroffen ſeyn. — Sollte auch im ſchlimmſten Falle der mit dem Befehle nach Gembloux eilende Offizier die indeſſen aufgebrochenen Truppen verſäumen oder verfehlen und ihnen nachfolgen müſſen, ſo konnte dies Grouchy's Eintreffen in St. Lambert höchſtens bis 2 Uhr Nachmittags verzögern.

Es war eine kalte finſtere Nacht, nur manchmal erhellt durch das Leuchten der Blitze; — der Regen floß in Strömen; — der Sturm brauste über die kahlen Hügel, und der ermüdete Krieger, frei den Elementen hingegeben, ſehnte ſich vergebens nach Erholung. Um 1 Uhr verließ Napoleon, bloß von Bertrand begleitet, das Lager, und durchging die Linie der Vorwachen. Er ſchien den Abmarſch der Engländer zu beſorgen, und ſtand bei jedem Geräuſche ſtill, um zu horchen, ob er nicht Bewegungen von Truppen vernähme. So war er bis zu dem Wäldchen von Hougomont gekommen, da glaubte er wirklich den Marſch einer Colonne zu hören, und es ſchien ihn zu freuen, als er die Ueberzeugung erhielt, daß er ſich täuſchte. — Der Sturm legte

ſich mehr und mehr; wie in Flammen ſtehend durch die Menge der engliſchen Wachfeuer ſchnitt der Wald von Soigne ſich aus dem Dunkel der Nacht. Napoleon nahm die Berichte einiger Streifwachen und Ueberläufer auf, die alle darin übereinſtimmten, daß die Engländer keine Bewegung machten, ſondern ermüdet in tiefem Schlafe lägen; — beruhigt ging er nach Caillou zurück. Endlich brach der von Furcht und Hoffnung mit gleicher Bangigkeit erwartete Tag an; — wahrlich ein Tag des Herrn.*) —

Noch dauerte der Regen ununterbrochen fort. — Die Wolken hingen zerriſſen aus dem naßkalten Himmel herab und ſchienen ſich nimmer heben zu wollen. Erſt nach acht Uhr begann er ſich etwas aufzuhellen. Napoleon ſtieg zu Pferde, um die feindliche Stellung zu beſehen.

Karte und Plan geben ein Bild des Schlachtfeldes. Ich will es deutlicher zu machen verſuchen.

Die Straße von Brüſſel nach Genappe führt nicht ferne von der erſtern Stadt in den dichten Wald von Soigne, der von Südweſt nach Nordoſt den Geſichtskreis begränzt. Nachdem man etwas über drei Stunden gemacht, öffnet ſich der Wald, und zieht zur Rechten und Linken der Straße noch eine Weile in wechſelnder Entfernung fort. Der rothe Thurm von Waterloo hebt ſich aus der Vertiefung, in der dieſer Ort liegt. Die Straße ſteigt hart außer dem Dorfe; zerſtreute Bäume decken den Waldboden, bis man eine ſtarke Viertelſtunde vor Waterloo endlich die Höhe von Mont St. Jean erreicht, die ſich rechts gegen Braine la leude und Hougomont zieht, links aber gegen Papelotte und den Thalgrund ſenkt, durch welchen der Weg von Ohain nach Planchenoit ſich windet.

*) Der 18. Juni fiel auf einen Sonntag.

Auf dieſe Höhen, welche die geringe Breite von einer halben Stunde haben, ſtellte der Herzog von Wellington ſein Heer, ſo zwar, daß Mont St. Jean, wo ſich die Straßen nach Genappe und Nivelles trennen, im Rücken ſeiner Mitte blieb. — Nach allen Richtungen durchziehen Wege die offene Gegend. Die Engländer hatten gerade vor ihrer Stellung einen ſolchen Feldweg, der von Braine gegen Papelotte und Ohain führt, an einigen Stellen mit Bäumen bewachſen, und an der linken Seite der Heerſtraße nach Genappe mit Hecken bezäunt iſt. Eben wo er die Straße trifft, hebt ſich ein kleiner Hügel, von wo aus unter dem Schatten eines Baumes, den die Bewohner der Gegend jetzt mit Stolz den Reiſenden zeigen, Wellington die Schlacht leitete. Links von dieſem Punkte erblickt man das Dörfchen La Haye auf Entfernung einer Viertelſtunde, — und weiter zur Linken, ¾ Stunden etwa, hemmt das Gehölz hinter Friſchermont, der Wald von Paris genannt, die weitere Ausſicht. Eine Viertelſtunde zur Rechten ſieht man halb verhüllt aus einem Wäldchen Schloß und Thurm von Hougomont (Chateau de Goumont), im altflämiſchen Style gebaut, auf einem Hügel gelegen, der ziemlich jäh gegen Süden abſchießt, und ſich auch bis über Merbe-Braine mit gleicher Steile zieht.

Folgen wir der Hauptſtraße nach Genappe weiter, ſo kommen wir am Abhange der vorſpringenden Höhe am Pachthofe La Haye Sainte vorüber, der mit einer ſtarken Mauer umgeben iſt. Die Straße, ziemlich tief in den Boden eingeſchnitten, ſenkt ſich neben dem Obſtgarten des Hofes, und ſteigt nun wieder gegen die mit der engliſchen Stellung gleichlaufende Höhe, auf deren ſanfter Wölbung Belle-Alliance, kaum vier Ackerlängen (400 Klafter) von La Haye Sainte entfernt, liegt. Der

Boden erhebt sich stufenartig bis an den Pachthof Caillou und den Wald von Neuve-Cour. Links führen einige Hohlwege nach dem von der Hauptstraße eine halbe Viertelstunde entfernten Dorfe Planchenoit, das ganz in der Tiefe liegt und darum von hier aus nicht sichtbar ist. — Auf dieser mit der englischen Stellung gleichlaufenden Höhe sollte das französische Heer aufmarschiren, so daß die Heerstraße von Genappe beinahe senkrecht beide Stellungen durchschnitt. — Das Schlachtfeld war offen, ohne Bezäunungen, der Grund uneben, der Boden fester Thon; überall, eine kleine Grasstrecke auf französischer Seite ausgenommen, Ackerland, und damals hochstehende Erndte.

Zwischen den Straßen von Genappe und Nivelles, auf 1800 Schritte Ausdehnung, stand die Mitte des englischen Heeres. Sie war dem Prinzen von Oranien untergeordnet und bestand aus folgenden Truppen*):

A) Division des General-Majors Cooke.

a) Brigade des General-Majors Maitland.

b) „ „ „ Sir John Byng.

B) Division des General-Lieutenants Baron Alten.

c) Brigade des Obersten Ompteda.

d) „ „ General-Majors Graf Kielmansegge.

e) „ „ „ Sir Coltin Halket.

f) Corps des Herzogs von Braunschweig.

g) Nassauisches Contingent. General-Major v. Truse.

C) Reiterei des Grafen Urbridge. Englische und Hannöveranische:

h) schwere Brigade des General-Majors Lord Sommerset.

*) Siehe den beigefügten Plan.

i) leichte Brigade des General-Majors Sir W. Dörnberg.

k) leichte Brigade des Obersten v. Ahrenschieldt.

l) „ „ „ General-Majors Sir C. Grant.

Belgische Reiter-Division des General-Lieutenants Collvert:

m) leichte Brigade des General-Majors v. Merlen.

n) „ „ „ „ v. Ghigny.

o) schwere „ „ „ v. Tripp.

Diese drei Divisionen hatten in erster Linie 7, — als nächste Unterstützung aber 8 Batterien, außerdem noch die Raketenbatterie des Capitain Whinyages. — Der rechte Flügel unter Lord Hill stand größtentheils in Colonne auf der freien Höhe, die gegen Merbe-Braine abstürzt; vor sich den Weg, der von Maison du Roi nach Braine la leude führt. Er bestand aus folgenden Truppen:

D) Division des General-Lieutenants Sir Heinrich Clinton.

p) Brigade des General-Majors Adam.

q) „ „ Obersten du Plat.

r) „ „ „ Halkett.

s) „ „ „ Mitchell (von der Division Colvilles, deren übrige zwei Brigaden bei Hall standen).

E) Division des General-Lieutenants Chassé.

t) Brigade des Obersten Delmers, hielt Braine la leude besetzt.

u) Brigade des General-Majors d'Aubreme, wurde über den Hainbach nach den Höhen hinter dem Pachthofe Foriez hinausgeschoben.

Dem rechten Flügel waren fünf Batterien beigegeben.

Links von der Straße nach Genappe, hinter den Hecken des Feldweges nach Ohain, und vor sich eine gleichlaufende, hin und wieder steil eingehöhlte Vertiefung, stand Sir Th. Picton mit dem linken Flügel, der sich auf 2000 Schritte bis Papelotte, la Haye und Smohain ausdehnte.

F) Division des General-Lieutenants Perponcher.

v) Brigade des Obersten Prinzen von Weimar, (hielt jene drei Punkte besetzt.)

w) Brigade des General-Major Grafen Byland.

G) Division des General-Lieutenants Sir Th. Picton.

x) Brigade des Obersten Vincke.

y) „ „ General-Majors Sir Denis Pack.

z) „ „ „ Sir James Kempt.

aa) „ „ „ Sir J. Lambert (zur sechsten Division gehörig).

bb) Schwere Reiterbrigade des General-Majors Sir W. Ponsomby.

cc) Leichte Reiterbrigade des General-Majors Sir J. Vandeleur.

dd) Leichte Reiterbrigade des General-Majors Sir Hussey Vivian.

Drei Batterien.

Haye Sainte sowohl als Hougomont hatte der Herzog mit Schießscharten versehen und zur Vertheidigung einrichten lassen. Oberstlieutenant Baring mit dem zweiten leichten Bataillon der königlichen Legion wurde nach dem erstern Punkte gesendet, die Leibgarde-Division Cooke aber mit der Sorge für die Behauptung von Hougomont beauftragt. Das Schloß, der Hof und der mit einer Mauer umgebene Garten waren mit drei Compagnien

des Regiments Coldſtream (zweites Regiment der Leibgarde zu Fuß, Brigade des General-Majors Byng) unter Oberſt-Lieutenant Macdonell, der Wald und der Baumgarten aber, die etwa vier Morgen Ausdehnung haben, hohe Bäume einſchließen und rings mit einem Graben umzogen ſind, durch vier leichte Compagnien dieſer Diviſion, durch das erſte Bataillon des zweiten naſſauiſchen Regiments und durch ein leichtes braunſchweigiſches Bataillon beſetzt.

Das Fußvolk bildete zwei Linien, und hatte die geſammte Reiterei als dritte Linie hinter ſich. Dieſe war größtentheils durch die Wölbung des Bodens gedeckt; auch ſchon ein Theil der zweiten Linie genoß dieſes Schutzes. Die Artillerie-Vorräthe waren in den Vertiefungen an beiden Seiten der Heerſtraße, zum Theil auch hinter Braine la leude, aufgefahren. —

Ziehen wir von der Geſammtſtärke des unter dem Herzog von Wellington ſtehenden Heeres die Verluſte vom 16. und 17., die nach Hall entſendeten und die hie und da in Niederland zurückgelaſſenen Truppen ab, ſo betrug die Stärke des hier aufmarſchirten Reſtes:

An Fußvolk	51,000	Mann	
„ Reiterei	12,000	„	
„ Artillerie	4000	„	230 Geſchütze
	67,000	Mann,	230 Geſchütze.

Der erſte Ueberblick der engliſchen Stellung überzeugte den Kaiſer, daß, um die Schlacht entſcheidend zu ſchlagen, der Augenblick des Sieges zugleich den zunächſt liegenden Rand des Waldes von Soigne, wo die hohe Straße in denſelben tritt, in ſeine Hände bringen müſſe: denn nur aus der Beſitznahme dieſer einzigen Rückzugslinie nach Brüſſel war der völlige Untergang des Feindes

zu hoffen. *) Ein geringeres Ziel aber durfte Napoleon ſich nicht ſetzen. Jetzt war die Zeit nicht da, wo es hinreichend geweſen wäre, den Herzog aus dem Felde zu ſchlagen; die Umſtände drängten; jeder Tag brachte die öſterreichiſchen und ruſſiſchen Heere Frankreichs Boden näher; durch den einen Schlag mußte in den Niederlanden entſchieden ſeyn: denn leicht konnte es an Zeit gebrechen, einen zweiten zu führen. Sollte der Angriff alſo das feindliche Heer nicht bloß aus der Stelle, die es jetzt behauptete, drängen, ſollte er vernichtend auf daſſelbe wirken, ſo war er nicht wohl auf den einen oder auf den andern Flügel zu führen, wäre auch der rechte weniger feſt geweſen, und gewährte gleich der linke dem Angreifer taktiſche Vortheile. Die Mitte mußte durchbrochen, die nächſten Regimenter derſelben mußten auf der Brüſſeler Straße zurückgeworfen werden, Colonne auf Colonne ſie mit ſtürmender Eile verfolgen, und, mit ihnen zugleich in die Ausgänge des Waldes dringend, dem indeſſen feſt gehaltenen linken und rechten Flügel die Rückzugslinie nach Brüſſel abſchneiden. Zerriſſen durch die ohne Unterlaß eingeſchobenen Maſſen, geängſtigt durch den Verluſt jenes einzigen Weges, auf dem eine geordnete Rettung möglich war, von allen Seiten bedroht oder gefaßt, wie ſollte nicht Verwirrung das engliſche Heer ergreifen? — und mit Wahrſcheinlichkeit durfte man dann erwarten, daß es in ihr ſeinen Untergang fände. Grouchy's Mitwirkung mußte ihn beſchleunigen, indem ſie zugleich jenen Schlag auf die Gemüther ausführen ſollte, den die mitten im zweifelhaften Streben der Schlacht unerwartet erſcheinende

*) Campagne de 1815. Par le général Gourgaud. Berlin 1819, p. 46.

Hülfe durch Erhebung der eigenen und Lähmung der feindlichen Kraft zu bewirken nie verfehlt.

Der Kaiſer hatte das Feld mit möglichſter Sorgfalt ſelbſt erkundet. — Nicht die kleinſte Unebenheit — keine Hecke entſchlüpfte ſeiner Aufmerkſamkeit. Alles zeichnete er genau in eine Karte ein, die er nicht aus der Hand ließ. *)

Nachdem er gegenüber von la Haye Sainte die Meldungen der Offiziere der Artillerie und des Genieweſens empfangen hatte, wodurch er über die Bereitſchaft des Geſchützes, und über die Abweſenheit künſtlicher Deckungen von Seite der Gegner beruhigt wurde, **) — ſo gab er ſeinen Schlachtentwurf kund. Zwei Generale, auf der Erde ſitzend, ſchrieben des Kaiſers Worte, die Adjutanten brachten ſie pfeilſchnell dem Heere, das nun alsbald in eilf Colonnen abbrach und in folgende Stellung rückte:

Zwiſchen den Heerſtraßen von Nivelles und Genappe (2500 Schritte Ausdehnung)

I. Das zweite Armeecorps.

1. Infanterie-Diviſion des Prinzen Jerome.
2. „ „ General-Lieuten. Bachelu.
3. „ „ „ Foy.

60 Geſchütze.

4. Schwere Reiter-Diviſion des General-Lieutenants l'Heritier.

---

*) Edmund Boyce the second Usurpation of Buonaparte, or a History of the causes, progress and termination of the Revolution in France in 1815. Vol. II., 37. —

**) Fleury de Chaboulon (Mémoires sur la vie de Napoléon en 1815. Tome II., p. 173), deſſen Schilderung der Kriegsvorgänge überhaupt nicht ſehr genau iſt, irrt, wenn er die Engländer hinter Verſchanzungen wiſſen will.

5. Schwere Reiter-Diviſion des General-Lieutenants Rouſſel.

6. Leichte Reiter-Diviſion des General-Lieut. Piré. —

Rechts von der Heerſtraße von Genappe in gleicher Höhe mit dem engliſchen linken Flügel (auf 2000 Schritte Ausdehnung)

II. Das erſte Armeecorps.

7. Infanterie-Diviſion des General-Lieutenants Alix.
8. „ „ „ Douzelot.
9. „ „ „ Marcognet.
10. „ „ „ Durutte.

80 Geſchütze.

11. Schwere Reiter-Diviſion des General-Lieut. Delort.
12. Schwere Reiter-Diviſion des General-Lieutenants Bathier de St. Alphonſe.
13. Leichte Reiter-Diviſion des General-Lieutenants Jacquinot. —

In geſchloſſenen Colonnen ſtand zu beiden Seiten der Heerſtraße als Reſerve hinter der Mitte der Stellung:

III. Das ſechste Armeecorps.

14. Infanterie-Diviſion des General-Lieut. Simmer.
15. Infanterie-Diviſion „ „ Jeannin.
16. Leichte Reiter-Diviſion des General-Lieut. Domont.
17. Leichte Reiter-Diviſion des General-Lieutenants Subervick.

30 Geſchütze.

Die kaiſerliche Garde bildete die allgemeine Reſerve:

IV. Die junge Garde.
V. Die alte Garde.
VI. Die Grenadiere zu Pferd und Dragoner.
VII. Die Jäger zu Pferd und Lanciers.

40 Zwölfpfünder.

Die Infanterie und die leichte Reiterei bildeten durchgehends das erste Treffen; hinter ihr waren als zweites Treffen die schweren Reiter-Divisionen aufgestellt, und endlich als drittes die Garden. Die Divisionen des ersten Treffens marschirten in zwei Linien auf, die zweite auf 75 Schritte hinter der ersten, das Geschütz vor der Fronte. Zweihundert und fünfzig Schritte hinter der letzten Linie des ersten Treffens stand das zweite. Die schweren Reiter-Divisionen nahmen ebenfalls in zwei Linien Stellung. Das 6. Armeecorps blieb dagegen in geschlossenen Divisionscolonnen, und mochte 250 Schritte Tiefe haben. Das dritte Treffen beobachtete gleichen Abstand; die Reiterei nahm eine Aufstellung, die der im zweiten glich, das Fußvolk entwickelte sich in sechs Linien mit 25 Schritten Abstand. Beide Heerstraßen, jene von Charleroi, so wie die von Nivelles nach Brüssel, waren zur ungehinderten Bewegung des Geschützes frei von Truppen gelassen.

Bringen wir die Verluste vom 15. und 16., dann die mit dem Marschall Grouchy entsendeten Truppen, endlich die zurückgelassene Division Girard in Abrechnung, so betrug die Stärke des hier aufmarschirten französischen Heeres:

An Infanterie	48,220	Mann	
An Cavallerie	14,160	„	
An Artillerie	4,620	„	240 Geschütze.
	67,000	Mann,	240 Geschütze *).

*) Heer des Kaisers ..... 67,000 Mann, 240 Geschütze
„ „ Marschalls .... 32,000 „ 102 „
Division Girard ..... 3,200 „ 8 „
Verlust zu Ligny ..... 6,000 „ — „
„ „ Quatre-Bras 4,140 „ — „
Sonstiger Abgang ..... 40 „ — „
Zusammen ..... 113,300 Mann, 350 Geschütze, was

Nur durch ein enges Thal und durch eine ſanfte Höhe, oft kaum auf 1000 Schritte getrennt, ſtanden die Heere ſchlagfertig ſich gegenüber. Es war nahe an 11 Uhr. Es regnete nur wenig mehr, und in abgeriſſenen Zeiträumen. — Napoleon, nachdem er die begeiſterten Reihen durchritten, und die letzten Befehle ausgegeben hatte, beſtieg einen Hügel vor Maiſon du Roi, von wo aus ſein Auge das Schlachtfeld überſah, und, feſt vertrauend auf den Muth ſeiner Truppen und das gewohnte Zuſammengreifen aller Anordnungen und Maßregeln, gab er um 11 Uhr das Zeichen zur Schlacht.

Die engliſchen Truppen, gelagert auf ihrer Linie, verzehrten gerade das Mittagsbrod, als ſie auf den gegenüberliegenden Höhen plötzlich ſich Maſſen an Maſſen langſam vordrängen ſahen. Das vive l'Empereur! der Tauſende, die Muſik, die Trompeten, die Trommeln ſchollen laut herüber, und weckten ſie aus ihrer kurzen Ruhe. Die Adjutanten in fliegender Eile riefen rings zu den Waffen. In wenigen Augenblicken war das Heer geſtellt. Wellington durchritt die Linien der Mitte, erwartend, was der Feind zu unternehmen gedenke. —

Es waren überhaupt wohl nur drei Richtungen des Angriffs möglich: entweder konnte ſich die franzöſiſche Armee über die Höhen gegen Braine la leude ziehen und auf der Straße von Nivelles den rechten Flügel angreifen. In dieſem Falle wollte der Herzog ſich rechts ſchwenken und die über Ohain und Laêne anrückenden Preußen als ſein letztes Treffen betrachten. — Oder der Feind konnte auf der Straße von Genappe gegen die Mitte und den

(ohne die Sappeurs, Mineurs u. ſ. w. einzurechnen) die Stärke des franzöſiſchen Heeres war, als es über die Sambre ging.

linken Flügel ſich bewegen. Dann verſprach die feſte Behauptung der angenommenen Stellung bis zum Eintreffen der Preußen den Sieg herbeizuführen. — Oder endlich, der Feind konnte die engliſche Schlachtlinie beſchäftigen, durch eine Bewegung gegen St. Lambert ſich zwiſchen beide Heere werfen, und dieſe durch die Bedrohung, ſie an ihren innern Flanken aufzurollen, zum weitern Rückzuge zwingen. In dieſem Falle würde Fürſt Blücher den Angriff aufnehmen, der Herzog aber eine Linksſchwenkung in des Feindes Rücken und Flanke ausführen laſſen.

Sollte der Feind das Spiel vom 16. wiederholen, und, während er das engliſche Heer zu ſchlagen verſuchte, die Preußen durch eine ſtarke Entſendung feſthalten laſſen, ſo konnte dies wohl ein geringeres Mitwirken von Seiten der Letzteren, aber nie ein gänzliches Einzelnwirken zur Folge haben. *)

Die Bewegungen des anrückenden Feindes enthüllten bald ſeine Abſicht. Die Maſſen ſchienen in Colonnen ſich zu ordnen, um gegen la Haye Sainte, dem Mittelpunkte der engliſchen Stellung, vorzubrechen. — Eine Linie von Küraſſieren zog im Schritte längs den Höhen von der Rechten zur Linken, und wieder von der Linken zur Rechten, als ſollte ihr furchtbarer Anblick die Engländer ſchrecken. Von den äußerſten Flügeln jagten leichte Reiterſchwärme in weiten Halbkreiſen vor, und eröffneten das Gefecht; es waren Abtheilungen der Diviſionen Pire und Jacquinot. Das Geſchützfeuer auf die engliſche Linie begann. Wellington ließ Blüchern augenblicklich benachrichtigen, daß

*) C. de M. History of the Campaigne in the year 1815. Translat. fr. th. German. London 1816, p. 17.

der Angriff des Feindes ohne Zweifel der Mitte gelten werde, und bat, den Anmarsch zu beschleunigen.

Aber an der Spitze des linken Flügels wurde das Gefecht zuerst lebhaft. Durutte schien die englische Stellung zwischen Smohain und Frischermont umgehen zu wollen; er fand durch die Brigade Weimar ernsten Widerstand. Zu gleicher Zeit war das zweite französische Armeecorps durch den Hohlweg, der vor dessen Aufstellung hinläuft, marschirt. Es sollte nach des Kaisers Absicht Hougomont und die am weitesten vorspringenden Höhen hinter diesem Punkte gewinnen. Fünf und dreißig Minuten nach eilf Uhr fielen hier die ersten Schüsse. Sechs Bataillone der Division des Prinzen Jerome drangen gegen die linke Seite des Wäldchens vor; Plänkler eröffneten in diesem Augenblick auf der ganzen Linie das Feuer, und die hinter Belle-Alliance aufgestellten feindlichen Massen schienen nur auf den Fall von Hougomont zu warten, um gegen Haye Sainte vorzubrechen. —

Das Wäldchen wurde muthig von den Nassauern, und den vier leichten Compagnien der Leibgarde-Division Cooke unter Oberst-Lieutenant Saltoun vertheidigt. Aber die Zahl der Angreifenden wuchs mit jedem Augenblicke; es wurde verloren, genommen und wieder verloren, bis endlich die eine Hälfte desselben, durch einen Graben getrennt, in den Händen des Feindes blieb, während die andere desto hartnäckiger von den nachrückenden Braunschweigern vertheidigt wurde. —

Der Kaiser, um das Meiergebäude und Schloß, aus deren Schußscharten der Oberst-Lieutenant Macdonell den französischen Angriffsmassen besonders vielen Schaden zufügte, zu zerstören, befahl dem General-Lieutenant Reille, eine Batterie Haubitzen gegen diese Gebäude auffahren,

und zugleich den Angriff mit aller Heftigkeit fortsetzen zu lassen. Aber die aus der englischen Linie nachrückende Unterstützung von vier Compagnien Coldstream unter dem Obersten Woodfort machte alle Anstrengungen der Franzosen vergeblich. Jeder Baum, jeder Busch wurde vertheidigt. Schon ging es nahe an zwei Uhr; aber die Franzosen konnten den Hof nicht gewinnen. Die Divisionen Bachelu und Foy wurden nach und nach in das Gefecht gebracht. Es gelang den Stürmenden, das eine Thor des Hofes wegzunehmen. Schon glaubten sie den Besitz von Hougomont sich errungen zu haben. Doch mit dem Bajonette wurden sie aus der schwer erkauften Stelle geworfen, und fanden Verderben mitten in der Hoffnung des Sieges. —

Aber über die Sorge für die Erhaltung dieses Stützpunktes verlor der Herzog das Hauptziel des Feindes nicht aus den Augen, der es gerne gesehen hätte, daß die Mitte der Engländer sich schwäche, um den Schlüssel ihres rechten Flügels zu sichern. Wellington traute dem Kaiser mit Recht die Absicht zu, nach der Wegnahme von Hougomont und la Haye Sainte auf beiden Heerstraßen gleichzeitig gegen St. Jean vorzudringen. Er ließ der Division Clinton des indessen in Colonne eingeschwenkten rechten Flügels befehlen, zur Unterstützung der bedrohten Mitte vorzurücken. —

Der Kaiser hatte so vielen Widerstand in Hougomont nicht vermuthet. Der Angriff auf la Haye Sainte und auf den linken englischen Flügel mußte in jedem Falle unternommen werden. Wollte man gleich den Fall von Hougomont früher abwarten, um weniger Widerstand auf jenen Punkten zu finden, so war doch zu viele Zeit darüber verloren gegangen, und man konnte auch umgekehrt

durch die Wegnahme von la Haye Sainte dem Falle von Hougomont vorarbeiten. Sollte aber Haye Sainte, wenn es einmal gelungen war, es zu nehmen, auch behauptet werden, so mußte der linke englische Flügel, der gleichsam eine Wache dieses Punktes bildete, geworfen seyn.

Zwei Uhr war vorüber, als der Marschall Ney den Angriff auf diesen Flügel begann. Die französische Artillerie rückte auf der ganzen Linie vor, 80 Kanonen, darunter 24 Zwölfpfünder, rechts von der großen Straße schon gesammelt, eröffneten ihr vernichtendes Feuer. Die Colonnen, bald Reiterei, bald Fußvolk, folgten. Der Herzog sah seine Vortruppen zurückgehen, und die Colonnen nahen. Er befahl, sich zum Empfange der Reiterei bereit zu machen, und unter dem Hagel der Kartätschen des Feindes schloß alles englische Fußvolk Vierecke. *)

Staffelweise nahten vier große Infanteriemassen, Theile des ersten Corps, die sich hinter der Höhe, welche von Belle-Alliance nach Papelotte zieht, gebildet hatten. Der rechte Flügel war versagt. Gegen Haye Sainte schien die erste Masse ihre Richtung zu nehmen. Um diese Bewegung des Fußvolks zu unterstützen, schwenkten die Küraſſiere über die große Straße, und warfen sich, von dem dichten Dampfe des Pulvers begünstigt, mit solcher Schnelligkeit auf Oraniens linken Flügel, daß die Kanoniere kaum Zeit gewannen, die Geschütze zu verlassen und sich in die Vierecke zu flüchten. Trotz des heftigen Gewehrfeuers, das die

*) Die Vierecke werden im Bataillon, und da jedes derselben in vier Divisionen (oder acht Compagnien) zerfällt, stets auf die zweite oder dritte Division gebildet. Diese Division bleibt stehen; die zwei zunächst stehenden schwenken rechts und links ein; die entferntere Flügel-Division aber macht rechtsum und zieht sich rechts oder links, um das Viereck rückwärts zu schließen.

ſchweren franzöſiſchen Reiter hier empfing, brachen ſie doch durch die vordere Linie, und hieben in die engliſchen Reihen ein.

Indeſſen waren die Infanterie-Colonnen genaht. Das fünfundneunzigſte engliſche Regiment lag hinter den hohen Rainen, die von la Haye Sainte am Abhange herüber laufen. Es mußte den Stoß zuerſt empfangen. Der Herzog ſprengte zu ihm, um es durch ſeine Gegenwart zu ſtärken. „Steh feſt, Fünfundneunzigſtes!“ rief er ihm zu. — Aber der Muth des tapfern Regiments war hoch entflammt. „Laßt uns auf ſie! laßt uns hinab auf ſie!“ war der einſtimmige Ruf der Leute und kaum konnte ſie der Herzog von einem voreiligen Angriffe abhalten. „Noch nicht! noch nicht, meine Braven!“ ſprach er zu ihnen — „was würde man ſagen in England, wenn wir geſchlagen würden? — Aber bald ſollt ihr auf ſie!“ — Schon waren die erſte und zweite feindliche Abtheilung in der Vertiefung. Sie rückten langſamen Schrittes, trotz dem Hagel der Geſchütze, und unter dem Feuer der ganzen durch die Hecken gedeckten Linie, den Abhang herauf. Ermüdet durch den Marſch über die zertretenen Saaten, und ohne feſten Tritt auf dem naſſen Lehmgrunde, konnte nur die unausweichliche Nähe der Gefahr und ein ſeltener Muth dieſe an ſich unbeholfenen Maſſen zuſammenhalten. Dennoch erſteigen das fünfundvierzigſte und hundertfünfte feindliche Regiment die Höhe, dringen bis an die Hecken vor. Sie werfen mitten aus der Schlachtlinie die belgiſche Brigade Byland zurück. Die achte engliſche Brigade (Sir Jam. Kempt) füllt augenblicklich den Raum; das zweiunddreißigſte engliſche Regiment rückt aus der zweiten Linie in die erſte. — Mit Ungeſtüm wird es angegriffen; ein feindlicher Offizier reißt die Fahne aus den

Händen des Trägers — es beginnt zu wanken. — Da läßt Sir Th. Picton die zunächst zur Linken stehenden Regimenter, das zweiundvierzigste und zweiundneunzigste (Sir Denis Pack) rechts einschwenken, und stürzt mit dem Bajonette in die Seite der stürmenden Feinde. Mit seinem Leben zahlt dieser edle Greis, den das ganze Heer wie einen Vater liebte, und den es aus Verehrung nur immer „Wellingtons rechte Hand" nannte, das muthige Unternehmen; eine Kugel trifft ihn am Kopfe; — er fällt — und augenblicklich ohne Schmerz geht der Held hinüber. Aber die Feinde, an ihrer Blöße gefaßt, verwirren sich; das unausgesetzte Feuer von vornen und von der Seite wirft ganze Reihen in den dichten tiefen Massen nieder; — Unentschlossenheit, der Vorbote der Flucht, zeigt sich. — Da sucht die französische Reiterei die Nachtheile auszugleichen; sie hat die Kühnheit, über Hecken und Hohlweg zu setzen. — Aber die schwere Reiter-Brigade Ponsomby, die leichten Dragoner unter Vandeleur und Ghigny schwenken mit halben Schwadronen ab und fallen auf sie, werfen sie auf die eigene Infanterie zurück, hauen ohne Verweilen in diese ein — und machen gegen 2000 Gefangene. Die Leibgarde-Dragoner, die Grey's und Jenikillings *) nehmen jenen zwei kühnen feindlichen Regimentern die Adler. Die Franzosen fliehen bis hinter ihre Höhen. Aber selbst bis dahin werden sie verfolgt; Ponsomby fällt über die feindliche Artillerie, tödtet von 5 Batterien die Pferde, so daß die Kanonen erst gegen Abend wieder beweglich gemacht werden konnten. — Nun aber stürzte das siebente

*) Brigade Ponsomby, die, ein Sinnbild der brittischen Nation, aus einem englischen, einem schottischen und einem irländischen Regimente bestand. —

und zwölfte feindliche Küraſſier-Regiment von der einen, zwei Regimenter Lanciers (das dritte und vierte) von der andern Seite auf die braven Dragoner. Sie ſuchen vergeblich der Ueberzahl zu widerſtehen und werden geworfen. Ponſomby's Pferd bleibt in dem Lehm der weichen Ackerfelder ſtecken; Lanciers nahen; er zieht aus dem Buſen ein Gemälde und einige Zeilen für ſein Weib, und reicht es ſeinem Adjutanten hin; — aber es iſt zu ſpät; — beide fallen unter den Lanzen der Feinde. Man fand die Leichen neben dem Pferde. Sieben Stiche hatten den Körper des Generals durchbohrt. *) — Der Kaiſer, um den Erfolg des Angriffes zu ſehen, hatte ſich auf die Höhe von Belle-Alliance begeben. Um ihn ſtanden die Reſerven, und er konnte ſie auf jeden Punkt der Schlacht nach Gutdünken ſenden, denn ſein Auge umfaßte das ganze Feld, die Flügel ſeiner Stellung ſowohl als der feindlichen. Er hatte Bewegungen von Seiten des Herzogs erwartet, und es mußte theilweiſe auch der Zweck ſeines Angriffes ſeyn, den Feind zur Entwicklung ſeiner eigentlichen Stärke und zur Enthüllung der Abſicht, wie er die Schlacht zu halten gedenke, zu zwingen. Aber Wellingtons brittiſche Ruhe vereitelte die Erreichung dieſes einen Zweckes. Als die franzöſiſche Reiterei geworfen war und Unordnung in den Colonnen ſich zeigte, eilte Napoleon auf ſie zu. Die Küraſſiere Milhaud's hielten an und ſtellten ſich auf; Garden rückten hinter ſie; die unbrauchbar gewordenen Kanonen wurden erſetzt, und während

*) „England has never lost a better soldier, nor society a brighter ornament. He was deservedly beloved by his friends and companions, adored by his family, and lamented and honoured by his country.“ Residence in Belginm. Lond. 1817, p. 315.

der erwähnte glückliche Angriff auf die engliſche Reiterei geſchah, wurde der Sturm auf la Haye Sainte erneuert. Der Kaiſer ſtand in möglichſter Nähe; der erfahrene und gewandte Befehlshaber der Artillerie ſeiner Garde, General Devaux, ſtürzte an ſeiner Seite todt vom Pferde, die Kugeln ſchlugen rings um ihn ein, und gellerten von Linie zu Linie; er ſchien nichts zu achten, ſein Auge ruhte felſenfeſt auf den Colonnen, die eben la Haie Sainte erreichten. Heldenmüthig warf die Brigade Ompteda (fünftes und achtes Linien-, erſtes und zweites leichtes Bataillon der königlichen Legion) den Feind zurück, der ſchon gegen ihre Batterien vordrang. Eine Brigade der feindlichen zweiten Diviſion, die tollkühn bis an die Mündungen vorrannte, wurde zerriſſen. Aber der erſten Diviſion, unterſtützt durch die Reiterei des Grafen v. Valmy, gelang es endlich, die Bataillone zurückzudrängen. Sie zogen hinter die erſte Linie, hart von den Küraſſieren verfolgt. Mit Faſſung trat Lord Sommerſet dieſen entgegen; ſie wichen. Dennoch — trotz dieſes Angriffes, trotz des kreuzenden Feuers von Kartätſchen und Raketen, das die Stürmenden in Haufen vor la Haye Sainte niederwarf, ward dieſer Pachthof vom Feinde genommen, nachdem die Beſatzung (das zweite Linien-Bataillon der königlichen Legion) ohne allen Schießbedarf, und der einzige Eingang des Hofes in der Gewalt der Franzoſen war. —

Mit dieſem Punkte, beinahe zu gleicher Zeit, fiel auch der bis jetzt noch glücklich bewahrte Theil des Wäldchens von Hougomont. Auch war dem Feinde gelungen, das Schloß in Brand zu ſtecken. Die Vertheidiger, deren Kräfte insgeſammt in Anſpruch genommen waren, dem Andrange der Stürmenden zu widerſtehen, konnten ſich mit der Rettung der Verwundeten, die man in das Schloß

zuſammengetragen hatte, nicht befaſſen. Dieſe wurden daher ein Opfer der Flammen; aber die Brüder feierten ihren Tod durch die Vertheidigung gegen alle Stürme. War auch der Wald verloren, die flammenden Ruinen konnten vom Feinde nicht genommen werden, obwohl ſeine Reiterei jede herbeieilende Unterſtützung mit großem Nachdruck empfing und zurückwarf. Hier fiel der Oberſt-Lieutenant des erſten engliſchen Fuß-Leibgarde-Regiments Miller. Er küßte im Sterben die Fahne, und bat, daß man ſie über ihn ſchwinge, bis ſein Auge brach. — Prinz Jerome, ſchon beim Uebergange der Sambre und im Gefechte von Quatre-Bras leicht verwundet, mußte hier, zum dritten Mal verwundet, das Schlachtfeld verlaſſen.

Der Beſitz des Wäldchens ſicherte dem Feinde den Raum, ſeine Angriffs-Colonnen gegen die Rechte der engliſchen Mitte zu bilden. Zwar hatten ſie, ſobald ſie hervorbrechen wollten, das Feuer des Gartenwalls zu erleiden, aber deſſen Wirkung konnte kaum mehr ein Hinderniß genannt werden; überdieß war zu erwarten, daß das Schloß dem nächſten Sturme doch endlich erliege, und ſo waren alſo beide Vorwerke der engliſchen Stellung für erobert zu betrachten, und es konnte nun endlich der entſcheidende Angriff eingeleitet werden.

Es war nahe an vier Uhr, — der erſte Akt des großen Schlachtſpieles vorüber.*)

Noch ſtanden auf den Höhen hinter Belle-Alliance franzöſiſche Maſſen, die bis jetzt keine Bewegung gemacht

*) „Une bataille, comme une action dramatique, a un commencement, un milieu et un denouement. Le commencement donne lieu à des contremouvemens de l'ennemi, fait naître des incidens qu'il faut surmonter, et qui influent sur le dernier mouvement, qui décide la bataille.“ Gourgaud Relation etc.

hatten: das ſechste Corps und zum Theile die Garden. Noch war aber auch Lord Hill ohne Verluſt; denn die zu Mont Plaiſir ſtehende feindliche leichte Cavallerie-Diviſion Piré hatte nur ein höchſt unbedeutendes Streifgefecht am Hainebach und vor Braine la leude begonnen, ſonſt ſtand dem engliſchen rechten Flügel kein Mann gegenüber; er konnte daher als Unterſtützung verwendet werden. — Der Verluſt der engliſchen Mitte war groß. Der Herzog beſchloß deßhalb, die belgiſche Diviſion Chaſſé näher an ſich zu ziehen, und befehligte den General-Lieutenant, durch die erſte Brigade die aus dem rechten Flügel abgerückte Diviſion Clinton erſetzen zu laſſen, mit der zweiten aber über Merbe Braine nach der Mitte zu marſchiren. Einen ähnlichen Auftrag erhielt die Brigade Mitchel der vierten Diviſion. Zugleich rückte das ganze braunſchweigiſche Fußvolk in die erſte Linie ein. —

Napoleon hatte die unerſchütterliche, beſonnene Tapferkeit der engliſchen Truppen nicht erwartet. Er ſah von der Höhe von Belle-Alliance mit Erſtaunen ſeine Angriffe mißlingen, und konnte beim Beginn eines jeden kaum begreifen, wie man im Stande ſeyn ſollte, ihm zu ſtehen. „Werden ſie nicht bald ſich wenden?“ fragte er den Marſchall Soult. „Ich fürchte, ſie laſſen ſich früher zuſammenhauen,“ antwortete dieſer, der den gegenüberſtehenden Feind in andern Tagen am Tajo, in den Engpäſſen der Pyrenäen und vor Toulouſe geſehen hatte, und ihn darum beſſer kannte. Der Kaiſer bewunderte den Anſtand und die Beweglichkeit der ſchottiſchen Greys. Mehrere Male rief er aus: „Wie ſtattlich ſie dort ſtehen, jene weißen Pferde!“ — Aber gewiß, das ganze Heer verdiente das Lob des Feindes. Wie auf dem Uebungsplatze wurden alle Bewegungen ausgeführt, und jeder Befehl auf das

Genaueſte befolgt. So oft die Reiterei mit dem Anfall drohte, wurden die Vierecke ruhig gebildet; die vorderen Reihen fielen auf das Knie, und Alles war zum Empfange bereit. Kaum wendeten ſich die feindlichen Pferde, ſo ſtand auch ſchnell die Linie wieder entwickelt da, und von der ganzen Länge derſelben erfolgte in Abtheilungen das Feuer des kleinen Gewehrs.*) —

Um die Zeit, als der Kaiſer den Angriff auf Mont St. Jean zu unternehmen Willens war, langte General Domont mit der Nachricht an, daß ein preußiſches Corps aus dem Walde von Friſchermont hervorzubrechen beginne. Schon um Mittag hatte Napoleon von der Höhe bei Maiſon du Roi in der Gegend von Chapelle St. Lambert — ungefähr zwei Stunden zu ſeiner Rechten — Truppen aus allen Waffengattungen bemerkt.**)

„Marſchall," ſagte er zu Soult, „was ſehen Sie gegen Saint Lambert?" — „Truppen," antwortete dieſer, — „an 5 bis 6000 Mann; ohne Zweifel eine Abtheilung Grouchy's." — Alle Fernröhren der Umgebung wandten ſich nach dem bezeichneten Punkte; ein Streit der Meinungen entſtand, — die Einen wollten Truppen im Marſche, die Andern in Colonnen haltend, die Dritten gar nur Bäume ſehen. Napoleon, um in's Klare zu kommen, ließ, ohne weiter ein Wort zu fragen, den General Domont kommen, und trug ihm auf, mit ſeiner Diviſion und der des Generals Subervick ſchleunigſt die Truppen, die über St. Lambert ankamen, zu erreichen, ſich an ſie zu ſchließen,

*) Bekanntlich ſtehen die Engländer in zwei Linien und feuern noch immer in Abtheilungen. —

**) Mémoires pour servir à l'histoire de France en 1815. Paris 1820, p. 137. — Gourgaud Relation etc., p. 47. —

wenn ſie von denen des Marſchalls Grouchy wären, ſie anzugreifen, wenn es feindliche ſeyn ſollten. Obwohl er aus Vorſicht auch dieſes letzten Falles gedachte, ſo war er doch ganz der Meinung Soults, daß, was aus dieſer Richtung käme, ohne Zweifel ein Theil von Grouchy's Corps wäre.

Aber eine Viertelſtunde ſpäter riß ein von Jägern zu Pferde (die eben gegen St. Lambert geſtreift hatten) aufgefangener preußiſcher Huſar den Kaiſer aus dem zu entſchuldigenden Irrthum. Man erſah das Annähern Bülows aus dem Schreiben, welches der Huſar trug. Es war an den Herzog von Wellington geſtellt; Bülow bat ihn darin um Verhaltungsbefehle. — Der Major-General hatte ohne Zaudern den Marſchall Grouchy von dieſem unerwarteten Ereigniß in Kenntniß ſetzen, ihm Schreiben und Ausſage des Gefangenen zugleich mit dem Befehle zuſenden laſſen, ſich eilig in die Flanke und den Rücken dieſer kühnen Feinde zu bewegen. General Domont und die Diviſion Subervick — an dritthalb tauſend Pferden — wurden ſofort zur Beobachtung dieſes feindlichen Corps und zur Beſetzung aller Engwege gegen die Dyle, die am Beginne der Schlacht durch die Diviſion Jacquinot durchſtreift worden waren, in der rechten Flanke aufgeſtellt. Graf Lobau erhielt den Befehl, die Gegend auf dieſer Seite genau zu erkunden, und im Falle der Noth dem Feinde mit Nachdruck zu begegnen.

Blücher hatte mit Tagesanbruch den zweiten und vierten Heertheil über Wavre, Neuf Cabarets nach St. Lambert, den erſten über Fromont nach Ohain aufbrechen laſſen. Der dritte aber ſollte, im Falle eine feindliche Colonne von Gembloux nachrückte, die Stellung bei Wavre vertheidigen, oder, wenn dies nicht der Fall wäre, dort nur

einige Bataillone ſtehen laſſen, und rechts bis nach Couture abmarſchiren, um als Unterſtützung zu dienen. Der Weg über Overyſche nach Löwen, wohin auch das Gepäcke geſchickt worden war, wurde im Falle eines unglücklichen Ausganges zur Rückzuglinie beſtimmt.

Kaum hatte der Vortrab des Grafen Bülow Wavre erreicht, als ein heftiges Feuer in dieſem Orte ausbrach, und deſſen Marſch aufhielt. Ueber dem Löſchen ging viele Zeit verloren, und doch mußte ſie aufgewendet werden, weil das Geſchütz und die dazu gehörigen Wagen keinen Weg als den durch die Stadt hatten. Endlich war es gelungen, den Flammen Einhalt zu thun, und die Colonne rückte weiter. Aber die engen, durch den Regen noch vollends verdorbenen Hohlwege ließen nur langſamen Marſch zu. Auch mußte man, ſo nahe am Feinde, auf Gegenbewegungen gefaßt ſeyn, und daher die Kräfte möglichſt vereinigt halten, aber über dem Warten einer Abtheilung auf die andere ſchwand wieder manche halbe Stunde dahin. Dennoch erreichte die fünfzehnte Brigade um zehn Uhr Chapelle St. Lambert. Am Mittage kamen die ſechzehnte, die dreizehnte und die als Nachhut verwendete vierzehnte Brigade nach. — Der zweite Heertheil aber war durch den angreifenden Feind gezwungen worden, ſich aufzuſtellen, und erſt gegen zwei Uhr Nachmittags gelang es ihm, über die Dyle zu ſetzen, und dem vierten zu folgen. — Auch der erſte konnte Vierge vor Mittag nicht verlaſſen, vom Feinde bis dahin im Schach gehalten.

Mitten in den Hohlwegen, die den Boden zwiſchen der Dyle und Basne durchſchneiden, und die nur wenige, für das Geſchütz kaum brauchbare Verbindungen unter ſich haben, erhielt Blücher die Meldung, daß der Feind mit bedeutender Macht gegen Wavre vorrücke. Eine zweite,

die beinahe zu gleicher Zeit eintraf, berichtete, daß die Nachhut seiner Colonnen im Gefechte sey. Noch mehr; eine Stunde später — um drei Uhr ungefähr — stieß Graf Bülow im Marsche auf eine feindliche Reitercolonne, die aus der Richtung von Linale zu kommen schien.*) Der Fürst sah sich demnach zugleich in Flanke und Rücken auf nachtheiligem Boden angegriffen. Er mußte für seinen Rücken mit Recht besorgt seyn, da aus den Berichten Thielemanns hervorging, daß Wavre wahrscheinlich verloren gehen werde. Er konnte überdies nicht daran zweifeln, daß, wenn er den Marsch in der genommenen Richtung fortsetzte, bei der Ankunft im offenen Felde vor Belle-Alliance der Feind sich seinem Aufmarsche nicht nur mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, entgegensetzen werde, sondern vielleicht schon in den Engwegen selbst alle Vorkehrungen getroffen habe, um dem möglichen Mitwirken der Preußen entgegen zu arbeiten. Einem minder entschlossenen Heerführer würde man verziehen haben, wenn er, in diesem Augenblicke für sein eigenes Wohl besorgt, den Angriff in eine bloße Scheinbewegung verwandelt, oder wohl gar das vorgestern geschlagene Heer wieder in seine Stellung zurückgeführt hätte. — Aber Vorsicht ohne Kühnheit**) macht keinen Feldherrn! — Blücher beharrte

*) Carl von Plothe, der Krieg des verbündeten Europa gegen Frankreich im Jahr 1815. — Berlin 1818, S. 65.

**) Man wolle das Wort Kühnheit nicht mit Verwegenheit verwechseln. — Obwohl dieser Marsch immer ein höchst gewagter war und ein seltenes Beispiel von Muth und Seelenstärke ist, so erübrigte jetzt doch kaum etwas Anderes, als ihn fortzusetzen. Hätte Grouchy im Rücken Blüchers über die Dyle gesetzt, und das erste, zweite und vierte preußische Corps im Marsche angegriffen, so würde Blücher einen schweren Stand gehabt haben, denn seine Truppen waren getrennt und

auf ſeinem Entſchluſſe, ließ die Gegend vor und rings um ſich durch Abtheilungen beleuchten, und beſchleunigte den Marſch. Um vier Uhr gelangten zwei Bataillone der fünfzehnten Brigade und das zweite ſchleſiſche Huſaren-Regiment in den Wald von Friſchermont (Bois de Paris). Eine halbe Stunde ſpäter bildeten ſich die fünfzehnte und ſechzehnte Brigade in Angriffs-Colonnen, und rückten, von der Reiterei des Prinzen Wilhelm und hinlänglichem Geſchütze begleitet, ſogleich gegen Planchenoit und Friſchermont vor. Die leichten Truppen des Feindes wurden geworfen, und durch den letztern Ort die Verbindung mit dem niederländiſchen Heere bewirkt.*) —

---

der Feind griff ſie aus dem Schneidepunkte ihrer Marſchlinien an. Das Klügſte in dieſer Lage blieb daher immer, ſich zu beſtreben, möglichſt bald das freie Feld vor Belle-Alliance zu erreichen, wo man wenigſtens die drei Heertheile vereinigen und dem Angriffe des Kaiſers auf günſtigerem Boden und mit bedeutenden Kräften widerſtehen konnte, wodurch der Marſchall aber, ſollte er die Verfolgung wagen, in dieſelbe Lage verſetzt war, in der ſich früher der Fürſt befand. Endlich, was Grouchy nicht überlegt zu haben ſcheint, das bedachte wohl Blücher, — daß nämlich nicht zu Wavre, ſondern zu Belle-Alliance entſchieden werden müſſe, um dieß aber zu erwirken, keine Zeit mit Aufſtellungen und Hin- und Hermärſchen zu verlieren ſey. — Die preußiſchen Truppen ſelbſt hatten hierüber nur eine Stimme. Ihre ganze Beſorgniß war, zum Hauptſchlage zu ſpät zu kommen.

*) Boyce in ſeiner History of the second Usurpation of Buonaparte. London 1816, II. 68. führt die Anekdote an, daß Bülow, ſtatt jetzt mit ſeinem rechten Flügel gegen Friſchermont vorzukommen, dieſen Ort zum Zielpunkte ſeines linken nehmen wollte: der Landmann aber, der die Colonne durch die Hohlwege führte, ſchlug die Richtung gegen Planchenoit ein, um näher am Rücken der Franzoſen herauszubrechen. — Schauer überläuft Einen, wenn man bedenkt, daß an der Einfalt und der Treue eines einzelnen Landmanns vielleicht der Ausgang des Tages hing. — Uebrigens iſt dies nur eine Sage: — ich will ihre Wahrheit nicht verbürgen. — Auch weiß ich, daß ſchon um

Dieſes war der Augenblick, in welchem Domont dem Kaiſer das Geſchehene zu berichten eilte. — Das von dem Prinzen Wilhelm eröffnete Feuer machte gefährlichen Eindruck auf das ganze franzöſiſche Heer; denn die in ihm ſorgfältig verbreitete Nachricht, daß Marſchall Grouchy im Anrücken ſey, war dadurch widerlegt. Alsbald begannen die bei Caillou aufgeſtellten Wagen die Flucht nach Genappe.

Napoleon erließ an den Grafen Lobau den eiligen Befehl, ſich gegen die Preußen zu wenden. Es ſahen die engliſchen Linien — noch unbewußt warum — die Reſerve des Feindes eine Rechtsſchwenkung machen, und in drei Colonnen von der Höhe hinab gegen ſeinen rechten Flügel marſchiren. Zugleich beſchloß der Kaiſer, mit allen Kräften den Angriff auf das engliſche Heer fortzuſetzen. — Und was erübrigte ihm Anders? — Der an den Marſchall Grouchy zur Mittagszeit abgeſendete Offizier des Generalſtabes konnte in zwei Stunden ſeinen Auftrag vollführt haben. Es war vier Uhr ſchon lange vorüber. Man durfte hoffen, daß in der nächſten Stunde die Preußen, von vornen und hinten gefaßt, außer Stande ſeyn würden, den Herzog zu unterſtützen. Man durfte hoffen, daß — im Falle der zufälligen Zögerung des Marſchalls — durch den Angriff im dermaligen Augenblicke die Schlacht entſchieden werden konnte, ehe noch die Preußen mit bedeutender Macht an ihr Theil zu nehmen im Stande ſeyn würden. — Scheiterte dieſe Hoffnung aber auch, und reichten die Bemühungen nicht zu, um jetzt die Entſcheidung

---

vier Uhr Morgens ein Offizier aus dem Hauptquartier Waterloo zu Blüchern abgeſendet wurde, um ihn durch die beinahe ungangbare Strecke zu führen. —

herbeizuführen, ſo war im ſchlimmſten Falle doch zu erwarten, daß ſo viele Zeit gewonnen würde, als der Marſchall brauchte, um wenigſtens zu einer Stunde einzutreffen, wo ein neuer Angriff mit wieder belebtem Muthe und mit einem ſo bedeutenden Zuwachs an friſchen Kräften den Sieg erringen konnte. — Der Fall, daß der Marſchall gar nicht käme, war vernünftiger Weiſe nur dann möglich, wenn dieſer Feldherr durch große Uebermacht zu Wavre feſtgehalten wurde. Dann aber konnte das Unternehmen der Preußen gegen die rechte Flanke von nicht vieler Bedeutung ſeyn, und der Marſchall nützte an dem Orte, wo er ſtand, mehr als auf dem Schlachtfelde. Die Schlacht aufzuheben, wie Einige meinten, wäre gegenwärtig, wo die Truppen Vortheile erkämpft hatten, wohl übertriebene Vorſicht geweſen, die das Heer für den nächſten Tag in eine weit unvortheilhaftere Lage gebracht hätte. —

Die Schlacht ſtand gut und konnte gewonnen werden. Das Loos war geworfen, keine Wahl mehr übrig, als mit kecker Hand in den Glückstopf zu greifen, in dem eben ſo viele Treffer als Nieten lagen. — „Neunzig Fälle aus hundert," ſagte der Kaiſer, „hatten wir dieſen Morgen für uns; Bülow macht uns dreißig verlieren; noch haben wir ſechszig gegen vierzig." — Aber einmal für die Fortführung entſchieden, war die Art derſelben die eigentliche Aufgabe für Napoleon. Es war die Frage, ob, ſtatt den Angriff in gleichlaufender Linie gegen das engliſche Heer fortzuſetzen, das franzöſiſche nicht, des Annäherns der Preußen wegen, ſeine Aufſtellung ändern ſollte? — Für den Angriff auf Mont St. Jean war ſeit Beginn der Schlacht auf beiden Hauptſtraßen, die ſich dort hinter der engliſchen Mitte vereinigen, vorgearbeitet worden. Nach vielen Opfern hatte man endlich la Haye Sainte und das

Wäldchen von Hougemont genommen. Man gibt ungerne eine Idee auf, an deren Ausführung ſo viele Kraft bereits gewendet wurde, vor der man nach langen Mühen nun jedes Hinderniß niedergeworfen zu haben glaubt. Der Kaiſer war überdieß von dem Nachtheile, in welchem ſich der Herzog dadurch befand, daß er eine einzige, durch dichten Wald gehende Straße zum Rückzuge hatte, ſo eingenommen, daß er den vollſtändigſten Sieg als gewiß vorausſah, gelang ihm nur, die Mitte zu werfen und der Waldſpitze ſich ſchnell zu bemächtigen. Jeder Angriff auf einen Flügel verſprach im günſtigſten Falle nur einen halben Erfolg. Außerdem waren die Augenblicke koſtbar, und man hätte deren viele bedurft, bis eine neue Aufſtellung bezogen worden wäre. Man erwartete endlich den Marſchall Grouchy, dem nur die jetzt innehabende Stellung des Kaiſers bekannt war. Dieſe Gründe alle beſtärkten ihn im Entſchluſſe, den eingeleiteten Angriff auf die engliſche Mitte vollends auszuführen; nur wollte er zugleich am ſchwachen Endpunkte des feindlichen linken Flügels la Haye und Papelotte nehmen laſſen, und ſo die Verbindung der Preußen und Engländer verhindern. —.

Eine richtigere Schätzung der Gefahr und weniger Zutrauen in den General, der geſtern wahrlich nicht viel gethan, um ſolches zu verdienen, würden den Kaiſer vielleicht zu anderem Entſchluſſe gebracht und ihn ſicherlich nicht in die Lage verſetzt haben, in der er ſich wenige Stunden darauf befand. — Den äußerſten linken Flügel als ſtehenden Halt betrachtend, hätte das Heer durch eine Rückwärtsſchwenkung auf der Höhe, die von Maiſon du Roi gegen Braine la leude zieht, eine Frontſtellung gegen die Preußen und zugleich eine ſchräge Schlachtlinie gegen Wellington gewonnen. Selbſt die Geſtaltung des Bodens

ſchien hiezu einzuladen. Die Straße von Nivelles wäre nun ſowohl zur Angriffslinie, als im Falle des Verluſtes der Schlacht zur mehr geſicherten Rückzugslinie geworden. Ohne Wahl hätten die Engländer durch eine theilweiſe Rechtsſchwenkung der Bewegung der Franzoſen folgen müſſen. Bedenken wir nun, welch eine Veränderung in der Kraft und Zuverſicht eines Heeres jeder erzwungene Stellungswechſel hervorbringt; wie verderblich er nach dem ganzen Charakter der Schlacht beſonders auf das engliſche hätte wirken müſſen; überlegen wir weiter, welche entſchiedene Vortheile ſchräge Angriffe auf einen Flügel gewähren: ſo durfte wohl der Unfall, den etwa Grouchy erleiden konnte, wenn Bülow ſich gegen ihn wandte, oder die übrigens richtige Vorausſetzung, daß die Vereinigung der beiden verbündeten Heere dadurch erleichtert worden wäre, gegen ſo viele Vortheile nicht in Rechnung kommen. — Zugegeben ſogar, daß der Marſchall angegriffen und geſchlagen werde: — was that das? — Nicht jede Niederlage iſt bedeutend, und an dem Verluſte des entlegenen Theiles liegt nichts, wenn dagegen auf dem Hauptpunkte der Sieg errungen wird. —

Es konnte dem Kaiſer ferner nicht entgehen, daß die Unbeweglichkeit der engliſchen Stellung keineswegs aus Unentſchloſſenheit, noch weniger aus Mangel an Plan entſpringe; denn er hatte die ſelbſtbewußte Tapferkeit der ihm gegenüberſtehenden Truppen zu erkennen hinlängliche Gelegenheit gehabt, und für den Geiſt der Führung bürgte der Feldherr. Daß alſo der Herzog nur in Erwartung des Fürſten Blücher ſo handeln könne, als er handelte, daß ein gemeinſchaftlicher Plan der Schlacht zum Grunde liege, und des Herzogs unbewegliche Feſtigkeit auf Blüchers Mitwirken berechnet ſey, daran konnte Napoleon nicht

zweifeln, und um ſo mehr mußte er — wie mich dünkt — ſich beſtreben, eine Stellung gegen das engliſche Heer zu nehmen, die es dieſem unmöglich mache, die bis jetzt bewahrte ſofort zu behaupten. — Der mehr durchſchnittene Grund um Planchenoit, gut beſetzt, würde die Preußen von dem Vordringen gegen Belle Alliance zwar nicht abgehalten — das ſollte es auch nicht, — aber daſſelbe gewiß verzögert haben. Und wenn auch der linke Flügel der Engländer eigentlich der ſchwächſte Punkt ihrer Stellung war, ſo würde durch die ſchräge Schlachtlinie und durch die Bedrohung ihrer Rückzugſtraße der rechte in den ſchwächern umwandelt worden ſeyn.

Ueberdieß war ein bedeutender Theil der Kräfte, die den Stoß auf die engliſche Mitte bewirken ſollten, das ſechste Corps, ſchon anderswo verwendet. Wenn der Feind gegen Mont St. Jean geworfen war, und nun Colonne auf Colonne in die Lücke eingeſchoben werden konnte, ſo würde freilich der vollſtändige Sieg kaum zweifelhaft geweſen ſeyn. Aber waren die hiezu beſtimmten Reſerven nicht in ganzer Linie mit Bülow beſchäftigt? — Wie in der Schlacht bei Ligny war auch jetzt wieder ein Augenblick gekommen, wo das Größte aufgegeben werden mußte, um nicht Alles zu verlieren. Indeſſen — der Kaiſer hatte ſich anders entſchieden. Er zögerte keinen Augenblick, durch die Diviſion Durutte la Haye und Papelotte angreifen zu laſſen. Gegen die Mitte aber begann der Angriff, durch Marſchall Ney geführt, um 5 Uhr mit dem Vorrücken aller Geſchütze; Reihen von Plänklern verbanden wie Glieder einer Kette dieſe trefflich geleiteten Werkzeuge der Zerſtörung. Die zwei Küraſſier-Diviſionen Milhaud's und die leichte Reiterei der Garde ſtürzten gegen die ſich augenblicklich in Vierecke verwandelnde engliſche Linie. Mit

verwegenem Muthe, vertrauend auf den Schutz ihrer Eisenhüllen, umritten die Ersteren die lebendigen Bollwerke, und suchten Gelegenheit, zwischen den Bajonetten einzudringen. *) Die Kugeln prallten von den Panzern zurück, und nur auf die Pferde konnte man mit Erfolg das Feuer richten. Durch die Zwischenräume der zwei ersten Treffen bis in die dritte Linie drangen die Reiter ein, so daß, während alles Geschütz vor der Fronte schweigen mußte, weil die Bedienung in den Vierecken sich befand, die im Rücken stehenden Batterien Lord Hill's rücksichtslos auf die kecken Feinde zu feuern begannen. — Ihre Haufen flogen bald rechts, bald links. Sie vernichteten ein Bataillon Hannoveraner, welches dieselben nach der Richtung, aus der sie kamen, für englische Reiter hielt, und bei dem schweren Dampfe, der über dem Schlachtfelde lag, zu spät den Irrthum erkannte. Aber noch war jede Anstrengung, in die Vierecke zu brechen, vergeblich. Freiwillige Opfer traten mehrmals aus den Reihen der Angreifenden. Sie suchten das Feuer auf sich zu ziehen, während die geschlossene Zahl auf den günstigen Augenblick wartete, wo sie, ehe geladen oder eine Lücke ausgefüllt war, einbrechen könnte. Dennoch stand das englische Fußvolk unerschütterlich da; es bot diesen trefflichen Reitern siegenden Trotz,

*) Leur équipement consistait en une cuirasse et un dossier réunies par une agrafe comme les anciennes armures; celles des soldats étoient de fer, celles des officiers de cuivre plaqué d'acier; elles étoient à l'épreuve de la balle de mousquet, à moins qu'elle ne frappât dans une direction exactement droite: ajoutez à ces armes un casque avec ses mentonniers. Un long sabre et des pistolets formoient leurs armes offensives; ils ne portoient pas des carabines. W. Scott. Lettres de Paul à sa famille. Paris 1822. I., p. 89.

und trug heldenmüthig die Verheerung, die aus hundert Kanonen über ſeine Reihen ſich ausgoß. Der Kaiſer war mit dieſem Reiterangriffe, der voreilig geſchah, ehe die Infanterie-Colonnen noch völlig bereitet und nahe genug waren, um ihn zu unterſtützen, nicht zufrieden geweſen. Trotz dem Siegesjubel, der aus den Reihen der Seinigen ihm entgegen tönte, rief er: „Eine Stunde zu früh!“ — Aber wohl fühlend, daß jetzt einer jener Augenblicke eingetreten war, wo der kleinſte Vorfall die größte Bedeutenheit haben konnte, ſandte er die 3000 Küraſſiere Kellermanns im geſtreckten Trabe vor. Dieſe gaben unter dem lauten Rufe: Es lebe der Kaiſer! dem Angriffe neues Leben. Ihnen folgte ohne Befehl die ſchwere Reiter-Diviſion der Garde, unter dem General Payot, die in zweiter Linie hinter Kellermann aufgeſtellt geweſen war. Der Kaiſer bemerkte es, und ſandte Bertrand ab, um ſie zurückzurufen, aber dieſer General fand ſie bereits im Gefechte. Zugleich waren auch die zum Angriffe beſtimmten zwei Infanterie-Colonnen — das erſte und zweite Corps — neben Hougomont und durch die tiefe Straße an la Haye Sainte herausgebrochen. —

Wellington, der Prinz von Oranien, der Graf von Urbridge und Lord Hill waren in dieſem furchtbaren Augenblicke auf allen Punkten der Schlacht. Schon mußte der linke Flügel der Diviſion Alten Raum geben; da warf ſich wieder Lord Sommerſet mit den Leibregimentern dem Feinde entgegen. Er brach die Gewalt des Stoßes, und trieb die Küraſſiere auf der großen Straße vor ſich her. — Der enge Raum war überfüllt; — und ſo geſchah es, daß, gekeilt in die drangvolle Enge, Roß und Mann in die tiefe Sandgrube, die zunächſt la Haye Sainte an der linken Seite der Straße liegt, ſtürzten. Verwundete von Feind

und Freund hatten in ihr Schutz gesucht vor dem Hagel des Geschützes. Sie wurden erschlagen, zertreten durch die fallenden Massen. — General-Lieutenant Tripp führte die niederländischen Carabiniere gegen die des Feindes, und warf sie zweimal zurück. Die leichte Reiterei focht muthig gegen die schwerbewaffneten Garden. General von Merlen fand an der Spitze des fünften belgischen Dragoner-Regiments den Tod. General-Major Cooke ward am Arme verwundet; aber die Brigaden Maitland und Lyng, die er führte, standen ein Muster der Festigkeit allen übrigen Truppen da. Auch General-Lieutenant Alten sah sich verwundet; seine Division hielt unerschüttert alle Angriffe aus. — Eilfmal wurde die aus der Mitte zum Theile vorgeschobene Brigade des General-Majors Sir Colin Halkett *) von den Lanzenträgern der Garde und Küraissieren angegriffen. Es kam so weit, daß die Engländer mit diesen Feinden schon vertraut wurden, und die Gesichter erkannten, sobald sie sich näherten. Aber die Opfer und Mühen der Franzosen blieben vergebens. Mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit wurde jedesmal, kaum daß die Feinde sich wandten, die englische Linie auf's Neue entwickelt, das Feuer auf den Knien, auch liegend, begonnen, und eben so bald war man, wenn die Geschütze des Feindes schwiegen, auf das Befehlwort: reform square! wieder zum Empfange der Reiterei bereitet. Doch bei jedem Angriffe verdünnte sich die heldenmüthige Schaar.

Der Herzog besuchte in der tobenden Schlacht stets die der Gefahr am meisten Ausgesetzten. „Wie geht es

*) 30., 33., 69., 73. Regiment. — Das zweite und das letzte hatten am 3. Mai 1799 den Sturm auf Seringapatam ausgeführt, der dem Reiche von Mysore und dem Leben Tippo-Saybs ein Ende machte. —

euch?" rief er dem dreißigsten und dreiundsiebenzigsten Regimente zu, als es gerade dem Feinde gelungen war, das zunächststehende neunundsechszigste in Stücke zu hauen. Man wies auf den Haufen der Todten: — zwei Drittheile der Brigade Halkett waren gefallen; — den Händen der noch Stehenden entsank aus Mattigkeit das Gewehr. Einige Minuten der Erholung nach solcher Arbeit verdienten sie wohl. Sie baten um Ablösung für eine Viertelstunde. Aber kaum hatte ihnen der Herzog gesagt, daß er nur in der Festigkeit, mit der die Stellung gehalten werde, Bürgschaft des günstigen Erfolges finden, daß jede Platzveränderung in diesem Augenblicke entscheidend schaden könne, so rief der heldenmüthige General und mit ihm der Rest seiner Brigade: „Genug! wir stehen bis auf den letzten Mann!" —

Wer kann solche Anstrengung nach Gebühr bewundern! — Wie recht hat Simpson, wenn er sagt: „Das Vaterland kennt nicht den zehnten Theil des Verdienstes der Sieger von Waterloo." *)

Alle Unterstützungstruppen waren im heftigsten Gefechte. Der Bruder des General Halkett, Oberst und Befehlshaber der dritten hannöveranischen Brigade, vollführte jener Thaten eine, deren Gelingen nur durch das Erstarren begreiflich wird, in welches der Anblick überraschender Kühnheit versetzt. Nahe vor ihm steht eine französische Masse, zu der so eben ein General aufmunternde Worte spricht. — Da sprengt Halkett, der Oberst, auf ihn zu; — mit der Pistole in der einen Hand, faßt er die Zügel von

*) Simpson Jam. A Visit to Flanders in July 1815. Edinburg 1815.

des Generals Pferde mit der andern, und unbeſchädigt kehrt er mit dem Gefangenen zu den Seinigen wieder.

Durch das Feuer der ſtaffelweiſe aufgeſtellten Vierecke endlich in Unordnung gebracht, wurde die feindliche Reiterei von der flachen Höhe der engliſchen Stellung geworfen. Die engliſche ſtürzte nach. Die Kanoniere begannen ihr Feuer wieder aus dem Geſchütze, das der Feind zwar umringen, aber nicht fortſchaffen konnte, da die Pferde deſſelben ſchon gleich Anfangs hinter das Heer zurückgebracht worden waren. Nun wurden auch die anrückenden Infanterie-Colonnen ohne Säumen angegriffen. So vielfältig mit der Reiterei und Artillerie des Feindes im Kampfe betrachtete man dieſe Angriffe als Erholung.

Es war 6 Uhr; — das Feuer der Preußen bereits im Rücken des Feindes hörbar. — Belle-Alliance wurde von Blüchern allen ſeinen Truppen zum Zielpunkte gegeben. Der rechte preußiſche Flügel lehnte ſich an Smohain (von Naſſau-oraniſchen Truppen beſetzt und von den Preußen aus Irrthum beſchoſſen und genommen). Der linke ſtand auf einer Höhe hinter Plancheneit, während dieſes Dorf ſelbſt noch vom Feinde beſetzt war, der mit der großen Straße eine gleichlaufende Linie nahm, ſo daß die franzöſiſche Schlachtlinie nunmehr unter einem rechten Winkel gebrochen war. — Bülow dehnte ſich immer mehr und mehr links aus. — Napoleon, in der Beſorgniß, umgangen zu werden, ſandte die junge Garde unter Ducheſne mit zwei Batterien rechts neben Plancheneit vor. Um dieſe Zeit war es der Diviſion Durutte gelungen, Pappelotte und la Haye zu nehmen und ſo beide verbündete Heere wieder zu trennen. Das Gefecht blieb ſtehend, bis die dreizehnte und vierzehnte franzöſiſche Brigade vorrückten, und die ſechzehnte gegen Plancheneit geführt werden konnte. In

drei Colonnen wurde der Angriff gegen dieſes Dorf unternommen. Das fünfzehnte und das erſte ſchleſiſche Landwehr-Infanterie-Regiment nahmen daſſelbe, erſtürmten den ummauerten Kirchhof, eroberten mehrere Geſchütze und machten Hunderte von Gefangenen. Aber der eben ſo muthige Feind drang abermals vor, nahm den Kirchhof wieder, und unter dem Ringen dafür und dagegen wurde Planchenoit ein zweites Ligny. —

Der Kampf in der Mitte dauerte fort. **Es war halb Sieben.** Ueber 10,000 Mann des niederländiſchen Heeres lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, und ein zweiter mächtiger Feind, der Schrecken, hatte das Heer um eine nicht kleine Zahl geſchwächt. Flüchtige belgiſche Reiter warfen nach jenem furchtbaren Angriff um zwei Uhr den Zunder der Angſt in den vor Waterloo aufgefahrenen Troß. In Eile ſuchten die Wagen das Weite, und furchtbetäubte Knechte brachten die Nachricht der gänzlichen Niederlage der Engländer nach Brüſſel. Alle unterwegs angetroffenen Truppenabtheilungen, die nach dem Schlachtfelde zu ziehen im Begriffe waren, wurden mitgeriſſen und ſelbſt bis in das ſtehende Heer verbreitete ſich die Angſt, ſo daß viele junge Krieger ausrießen. *)

Deſto ſicherer aber konnte der Herzog auf jene zählen, welche blieben. Gleich den Kreidenfelſen der engliſchen Küſte, die nicht weichen, wenn auch der Sturm alle Waſſer gegen ſie aufwühlt, ſo hatten ſie unerſchütterlich den ganzen Nachmittag geſtanden. Als es ſpäter und immer ſpäter geworden war, und dünner die Reihen der Krieger und

*) Es iſt nicht zu vergeſſen, daß die Hälfte des engliſch-holländiſchen Heeres aus Neuaufgehobenen beſtand. —

drängender die Angriffe des Feindes, und noch immer die Preußen ſich nicht gezeigt hatten, da ſah der Herzog nach der Uhr: „Es braucht viele Stunden, bis ſie zuſammengehauen werden," ſagte er, „und ſo wird die Nacht doch kommen, wenn auch nicht Blücher." — Aber der Muth der Truppen war auf dem Punkte zu ſinken. Wenn die volle Thätigkeit alle Kräfte hebt, ſo lähmt dagegen das bloß leidende Verhalten, das Abwehren ohne Angriff, die Spannkraft der Seele. —

Auch in dem franzöſiſchen Heere waren die Jubelrufe verklungen, und außer dem Waffenſchlage herrſchte tiefes Schweigen durch die ganze Linie. Schwanken begann ſich zu zeigen. Die unbrauchbaren Geſchütze zogen zurück; — die große Zahl der Verwundeten verließ die Regimenter, und trug die Angſt, wohin ſie kam. Auch die franzöſiſchen Truppen waren, mit Ausnahme eines Theiles des Fußvolks der Garde, alle im Gefechte, und trotz des kühnen Muthes und der heldenmüthigſten Aufopferung erzwangen ſie die Gunſt des Sieges nicht. —

Der Kaiſer hatte kaum das Zurückweichen der Infanterie-Colonnen und den verderblichen Kampf ſeiner Reiterei vor Mont St. Jean geſehen, die unter Ney auf eine Art ſich in's Gefecht verwickelt hatte, daß ſie ganz aus ſeinen Händen geriſſen war, ſo eilte er ſelbſt mit den vier Regimentern der Mittelgarde (drittes und viertes Jäger-, drittes und viertes Grenadier-Regiment) und vier Batterien bis nahe an la Haye Sainte vor.*) Denn nun waren die Umſtände ſo geſtaltet, daß das Aeußerſte gewagt

*) Meiſt neugegoſſenes Geſchütz, wobei man ſich der alten republikaniſchen Model bedient hatte. Fraternité, Egalité, Liberté, oder auch Voltaire, Rousseau war gewöhnlich die Aufſchrift.

werden mußte. Hier trat General Friant an ihre Spitze. Sie zogen an dem Kaiser vorüber, der ihnen zurief: „Das iſt der Weg nach Brüſſel!“ — „Vorwärts!“ und „es lebe der Kaiſer!“ war die einſtimmige Antwort dieſer hochherzigen Truppen. Vier Bataillone Linien-Infanterie ſchloßen ſich im Marſche an ſie. —

Es iſt ſieben Uhr vorüber. Wellington hat ſo eben den Befehl gegeben, den Wald von Hougemont wieder zu nehmen, aus deſſen Nähe die Brigade des Oberſten Mitchel und die braunſchweigiſche Reiterei bereits die feindliche Batterie, welche die immer noch vertheidigten Mauern des Landſitzes niederzuſchmettern bemüht geweſen war, verjagt hatten, — als er die zwölf Bataillone gegen die Mitte anrücken ſieht, und zugleich die Meldung erhält, daß Reille das zweite Corps hinter Hougemont wieder in Colonnen ordne. Er läßt den Fürſten Blücher ohne Weilen von der Wahrſcheinlichkeit eines neuen allgemeinen Angriffs verſtändigen, damit der über Ohain erwartete erſte preußiſche Heertheil den Marſch gegen Pappelotte beſchleunige. Die dort ſtehenden Brigaden Vandeleur und Vivian erhalten den Befehl, beim Erſcheinen Ziethens im ſchnellſten Ritte nach der Mitte zu eilen. Die Braunſchweiger werden von dort nach dem linken Flügel gezogen, — an ihre Stelle rückt die Brigade Gelmers (dritte niederländiſche Diviſion). Der Herzog reitet langſam durch die Reihen der Krieger. Alles iſt zum Empfange des Feindes bereitet.

Es iſt halb Acht. Die Colonnen nahen, und plötzlich machen ſie Halt. — Vier Bataillone rücken mit Erſtaunen und Bewunderung erregender Kaltblütigkeit, Gewehr im Arm, gegen die Höhe von Mont St. Jean. Sie ſollen den Marſchall Ney unterſtützen und durch die Ruhe

ihrer Bewegung Muth über das zweifelnde Heer verbreiten. Die übrigen acht Bataillone bilden sich unterdessen in drei abgesonderte Körper, zwei als erste Linie, der dritte als Unterstützung auf Bataillonstiefe nachmarschirend. Jeder dieser Körper besteht aus drei Bataillonen, wovon eines in Linie entwickelt ist, die beiden übrigen als geschlossene Colonnen die Flügel stützen. Die Geschütze fahren in den Zwischenräumen auf.

Ein augenblickliches Schweigen tritt auf dem ganzen Schlachtfelde ein. — Die Batterien halten ihre Blitze zurück. Es ist, als wären alle Augen nur auf den einen Punkt gerichtet, alle Kräfte nur für den nächsten Augenblick gespart zum Angriff, wie zur Vertheidigung. — Da tönt fern herüber zur Rechten der Franzosen dumpf der Donner der Kanonen, und verkündet, daß jenseits der Wälder, an der Dyle, eine zweite Schlacht geschlagen werde. Die Hoffnung, die im Angesichte des entscheidenden Augenblickes sich so gerne an jeden Strohhalm hängt, ruft allen Franzosen zu, daß es Grouchy sey! Die Adjutanten, die Ordonnanz-Offiziere sprengen durch die Linie, und verkünden die Annäherung des Marschalls. — Mit einer Freude, die von der Verzweiflung den Ausdruck leiht, rufen es laut die weiten Linien nach, und deutlich hört man den Ruf bis in die englischen Reihen. Labedoyere bringt mit dieser Nachricht den Befehl zum Angriffe. Der jugendliche Held dringt bis zu Ney auf die Flachhöhe vor, eilt von Glied zu Glied, mit Jubel empfangen, von Jubel begleitet. Er begeistert, wohin er kömmt; er gibt dem Ermatteten seine Kraft, dem Entmuthigten seine Unerschrockenheit wieder. Die Verwundeten, wie sie stürzen und liegen, blicken noch einmal mit glühenden Augen empor, und sterben getröstet. Der Kaiser springt von seinem

Schimmel, und richtet ſelbſt auf der Höhe hinter la Haye Sainte die Kanonen. *) Die Bewegung beginnt. Rechts und links ſchließen ſich an den ſicheren Halt die geworfenen Bataillone. — Schon fallen ſie in den Bereich der engliſchen Batterien, die, ohne ſich um die feindlichen zu kümmern, dem Befehle gemäß, allen ihren Hagel nur über die Colonnen ausſchütten. Die alten Grenadiere fallen, wie unter der Sichel die Ernte, und die eigenen Todten hemmen ihren Schritt.

Aber zwei Augenblicke des Schwankens nur, und ſie trotzen dem geſchäftigen Tode. Sie können lange die Höhe nicht gewinnen; denn ſah man ſie aus der tief in den Boden eingeſchnittenen Straße und aus den Verſenkungen des Grundes, in der Richtung gegen Mont St. Jean heraufbrechen, ſo glich es einem Lauf im Traume, wo man trotz aller Anſtrengung nicht von der Stelle kömmt. — Wellington läßt die braunſchweigiſchen Bataillone gegen la Haye Sainte vorrücken, um dieſen Anlehnungspunkt der Angriffs-Colonnen zu bedrohen. Unausgeſetzt, ſeit dieſer Pachthof im Beſitze des Feindes war, hatte ſich ein Kugelſchauer über ihn ausgegoſſen, und Tauſende fielen dort, im Beſtreben, den Poſten zu behaupten, den man den Schlüſſel zur engliſchen Stellung nannte. Jetzt war dies den Franzoſen kaum mehr möglich. Sie ließen dem Kaiſer vorſtellen, daß das Feuer einer ganz nahe ſtehenden engliſchen Batterie ſie vernichte. Er aber antwortete: „Es bliebe ihnen alſo nichts übrig, als die Batterie zu nehmen.“ — Die vier Bataillone mittlerer Garde drängen,

*) Narrative of the Conduct of Napoleon Buonaparte on the 18. of Juni 1815. — From the evidence of John Bapt. de Coster, who served him as Guide on that day. — By Sir John Sinclair, Bar.

la Haye Sainte rechts laſſend, gegen die Straße vor. Wellington führt ihnen vergeblich die Braunſchweiger entgegen. Oranien reißt das erſte Regiment der Naſſauer aus der Linie, und wirft ſich mit dem Bajonette auf ſie; aber verwundet trägt man ihn im nächſten Augenblicke vom Schlachtfelde. Alle wiedergeordneten Maſſen des erſten und zweiten Corps werfen ſich auf die engliſche Stellung, die, wie vom körperlichen Stoße erſchüttert, einen Augenblick ſchwankt. — Da langen die ſechs Bataillone der belgiſchen Diviſion Chaſſé an, und ſtellen das Gefecht her. Der Widerſtand iſt des Angriffes würdig. Die Franzoſen müſſen verweilen im feindlichen Feuer; es verdünnen ſich ihre Reihen; Zeit iſt gewonnen und die Wuth des Angriffes gebrochen. Ney verliert das Pferd unter dem Leibe, — Friant iſt verwundet, — General Michel todt. Aber die Garden halten; das Gefecht ſteht, und wenn ſie weichen, ſo geſchieht es nur — wie Wellen der See, — um geſammelt wieder zu kehren, obwohl Tod ſie empfängt und Tod ihnen folgt.

Bei einem ſolchen Rückzuge war es, daß ein franzöſiſcher Offizier, dem die Verheerung das Herz brach, welche die engliſchen Geſchütze jederzeit, wenn die Franzoſen ſich wandten, unter ihnen anrichteten, allein neben eine engliſche Batterie ſich ſtellte, und das Feuer nicht zugab, ſo lange er lebte. Der Schuß eines braunſchweigiſchen Jägers warf ihn nieder; aber Vielen der Seinen war das Leben durch ihn gerettet. Der Name dieſes Helden iſt unbekannt. — Friede ſeiner Aſche! *)

Mittlerweile hatten die Franzoſen gegen den äußerſten linken engliſchen Flügel Vortheile errungen. Auch

*) Bain, a detailed account etc., p. 139.

Frichermont fiel in ihre Hände. Die über Ohain erwarteten Preußen kamen nicht, und, sonderbar genug, sogar vorgeschobene Posten, die ihr Annähern verkündigt hatten, verschwanden wieder von der Höhe. — Aber sieh! Auf der Straße zur rechten Hand des Waldes von Ohain marschirt endlich der Vortrab des so lange erwarteten ersten preußischen Heertheiles heran! Er bestand aus der ersten Brigade, der Reiterei und vier Batterien. Ziethen hatte diesen Weg als weniger Hindernisse entgegensetzend erkannt, und darum ihn gewählt. General Steinmetz läßt sogleich durch eine Reiterabtheilung und eine Batterie die Höhe von la Haye besetzen und aufmarschiren. Ein englisches leichtes Dragoner-Regiment der Brigade Bandeleur war so eben geworfen und suchte das Feld, um sich zu ordnen. Da blasen die preußischen Trompeter das **God save the king!** und mit lautem Hurrah dringen die Truppen vor. Aus 32 Kanonen beginnt das Feuer. Um 8 Uhr ist la Haye wieder genommen. Bülow läßt zu gleicher Zeit Planchenoit durch die vierzehnte, sechszehnte und fünfte Brigade stürmen; die schlesischen und pommerschen Landwehr-Regimenter dringen mit beispielloser Heftigkeit in das Dorf; — das 1. schlesische und das 15. Infanterie-Regiment umgehen es, — die Franzosen, von drei Seiten angegriffen, schwanken, weichen. Im Sturmschritt und unter Trommelschlag folgen die Preußen. Der Weg, den sie gehen, ist der nach Belle-Alliance. Nichts widersteht ihrem Ungestüm. Die Verzweiflung des Feindes zersplittert an den preußischen Bajonetten, die Alles vor sich niederwerfen. — Die Verbindung Lobau's mit dem übrigen französischen Heer ist gebrochen. —

Das Feuer Ziethens erstickte in den französischen Reihen nun auch die letzte Hoffnung auf Grouchy's Ankunft,

auf eine glückliche Entscheidung des Tages; dagegen wurden die englischen Krieger mit hohem Jubel erfüllt. Vielen war unter dem unausgesetzten Lärm der Schlacht die Theilnahme Bülow's noch unbekannt geblieben. Jetzt aber, als so unvermuthet als mächtig der Donner von la Haye schallte, hörte man aus allen Gliedern den Ruf: „Da kömmt er endlich, der alte Blücher!" — Der Herzog zweifelte nicht mehr an dem Siege, obwohl die Höhe bis zum Hohlwege der englischen Stellung vom Feinde erstürmt war, und mehrere Bataillone sogar Feld geben mußten. Er führte die Braunschweiger abermals vor. — Auf 150 Schritte war das französische Geschütz herangefahren und schmetterte die englischen Massen nieder. — Das Gleiche traf den Feind. — Aber bald wurde das Handgemenge allgemein, das Geschütz schwieg; die Soldaten setzten sich die Gewehre an die Brust. Ney, unter seinem Pferde, dem fünften, das er an diesem Tage verloren hatte, herausgerissen, focht, den Degen in der Faust, zu Fuß an der Spitze der Seinen; man konnte nicht tapferer seyn als er; er hätte verdient, an diesem Tage zu sterben! — Die Menge der Verwundeten, die von beiden Seiten zurückgeschleppt wurden oder sich selbst zurückschleppten, gab ein Bild, als wichen beide Theile. Die Schlacht war auf ihren Neigepunkt gestiegen. — Der Kaiser ließ die 8 Bataillone der Garden, bis jetzt zum Angriff auf die Mitte bestimmt, rechts ziehen, um den aus la Haye und Papelotte Fliehenden einen Damm entgegen zu setzen, und überhaupt dem ersten Armeecorps Gelegenheit zu geben, sich hinter ihnen zu ordnen. — Da langen im schnellsten Ritte die Brigaden Vandeleur und Vivian, dem Befehle gemäß, hinter der englischen Mitte an. Der Herzog läßt seine gesammte Reiterei durch die Zwischenräume des

Fußvolks brechen, und, während die übrigen Brigaden in die franzöſiſchen Haufen einhauen, werfen ſich die zwei Letztgenannten zwiſchen la Haye Sainte und das Corps des Grafen Reille und faſſen jene 8 Gardebataillone von der Seite. Der Kaiſer ſucht vergeblich nach Reiterei: — alle iſt im Handgemenge; die letzte Reſerve-Diviſion war im vorſchnellen Muthe, ohne nur Befehl abzuwarten, nach der Höhe gejagt, um die Waffenbrüder zu unterſtützen. In einer ähnlichen Lage, wie Blücher nach dem Verluſte von Ligny, befand ſich jetzt Napoleon. Nichts als die vier Schwadronen, die ſeine Wache bilden, kann er dem Feinde entgegenführen. Er thut es; aber ſie werden geworfen und mehren nur die Verwirrung. —

Der Sturmwind, der den ganzen Tag hindurch wehte, warf oft den Nebelſchleier des Dampfes zurück und ließ für einen Augenblick in's ausgebreitete Feld des Todes ſchauen. So ſahen auch jetzt mit Entſetzen die noch vor Mont St. Jean kämpfenden Franzoſen auf der Höhe gegen Belle-Alliance die vor den Preußen fliehenden Schaaren. Sie ſehen in ihrem Rücken die Vierecke der Garden gelähmt und umgeben von den Dragonern und Huſaren des Feindes. Da wird der Wald von Hougomont genommen, *) la Haye Sainte erſtürmt, das Geſchützfeuer im Rücken immer heftiger. Schon beſtreichen die Kugeln der Preußen die hohe Straße — die Verwirrung auf dieſer wächst, und Allen ſichtbar, wird ſie Allen ein Bild des Schreckens. —

*) Der Herzog ſelbſt leitete den Sturm auf den Wald von Hougomont. Von der Wichtigkeit des ſchnellen Gelingens deſſelben durchdrungen, trieb er die Leibgarden mit Ungeduld vor. Während der ganzen Dauer der Schlacht war dieſer Augenblick der einzige, wo er aus ſeiner Ruhe herausſchritt.

Die Nacht fällt dämmernd ein. Da befiehlt der Herzog, der ſich eben bei den Fußgarden befand, des Augenblicks gewiß, einen allgemeinen Sturm. — Die Vierecke rollen ſich in eine furchtbare Linie auf, die ſich alsbald unter dem Rufe aller Trommeln und Hörner bewegt. — Vor ihr her wälzen ſich die gedrängten Maſſen der Reiterei des Feindes. Die Unordnung hemmt ihre Flucht. Die engliſchen Dragoner, auf ſchnellen Pferden, fallen über ſie, und während ihre Hiebe nur auf Geſicht und Arm, — die einzigen Stellen, wo keine Schutzwaffe ſie deckte, — gerichtet ſind, brechen die Hochſchotten in die Haufen ein und ſtoßen die ſchweren Pferde nieder. Das eben ſo unvermuthete als plötzliche Uebergehen von einer Benehmungsweiſe, welche den ganzen Tag hindurch als feſte Regel vorgeſchrieben zu ſeyn ſchien, in die gerade entgegengeſetzte, konnte, in einem Augenblicke, wie der damalige, nicht anders als im vollſten Umfange entſcheidend auf das feindliche Heer wirken. Die Verwirrung in dieſem greift gleich einem ungeheuern Brande um ſich. Nur die vier Bataillone der Mittelgarde verſuchen geſchloſſen den Rückzug; aber ſie werden mit dem Bajonette zerriſſen, niedergeſtochen und verlieren ſich zerſtreut in den Haufen der Flüchtigen. „Was!“ rief Napoleon aus, „auch dieſe getrennt!“ und er wurde blaß wie eine Leiche.

Noch ſtanden jetzt die acht übrigen Garde-Bataillone. In der Hoffnung, daß die Truppen auf der zweiten Linie ſich insgeſammt ordnen und ſtellen werden, beginnen auch dieſe tapfern Kohorten, die Triarier des franzöſiſchen Heeres, den Rückzug. Die Augen aller Hoffenden waren noch auf ſie gewendet, und Schauer ergriff das ganze Heer, als nun auch dieſe wichen. Bald werden ſie von Sir James Kempt erreicht; — die Greys jagen über die

Hecken weg; ſie fordern unter dem Jubelruf: „Das Vaterland hoch!“ die Garden auf, ſich zu ergeben. Dieſe antworten: „Die Garde ergibt ſich nicht, ſie ſtirbt!“ *) — Aber bald erlag die Hälfte dieſer Kerntruppen; die andere Hälfte zog furchtbar geſchloſſen zurück. Die Höhe von Belle-Alliance, mit Kanonen beſetzt, gab ihnen die letzte Hoffnung. Doch auch dieſe trügt: denn Wellington läßt dieſe Höhe durch die Leibregimenter mit Sturm nehmen, nachdem er an ihrem Fuße ſeinen ermüdeten Truppen zwei Augenblicke Erholung gewährt hatte.**) Nun werden auch die vier letzten Garde-Bataillone durch die engliſche Reiterei über den Haufen geworfen oder von den Flüchtigen mitgeriſſen und erdrückt. Das 23., 52. und 71. engliſche Regiment dringen rechts neben der Straße in die Vertiefungen des Bodens. Sie überreichen und umfaſſen die feindlichen Haufen, und Tauſende ſtrecken das Gewehr. — Aber ſchon kreuzen ſich die Kugeln der Preußen und Engländer. Es ließen daher der Herzog und der Fürſt das Feuer einſtellen. Prinz Wilhelm eilte dagegen mit Allem, was er an Reiterei ſammeln konnte, die hohe Straße zu gewinnen. —

Der Kaiſer war unter dem vergeblichen Streben, die Flüchtigen zum Stehen zu bringen, gegen Roſome entflohen. Das Heer war außer ſeiner Gewalt, oder beſſer geſagt, es gab kein Heer mehr. Doch hier ſtand noch ein Garde-Regiment

*) Alle engliſchen Werke über dieſe Schlacht ſind einſtimmig hierüber.

**) Zum Lohne für das heldenmüthige Betragen des erſten und zweiten Regiments der Fußgarde ernannte ſich der Prinz-Regent zu ihrem Oberſten (General Order From the War Office: Juli 24. 1815). Alle Fähndriche erhielten Lieutenantsrang von dieſem Tage an, und auch für die Zukunft ward daſſelbe Rangverhältniß feſtgeſetzt, eben ſo wie alle Lieutenants den Rang der Capitaine (War Office; Juli 29., 1815).

mit 2 Batterien. — Er führte es den Siegern entgegen. — Gourgaud erhält den Auftrag, die nahende engliſche Reiterei durch die Batterien entfernt zu halten. Aber dieß Regiment wird ohne Weilen geworfen. In zwei Vierecken zieht es ſich wieder gegen Roſome. Hier wird das erſte durchbrochen, und hier zerſchmetterte dem Grafen von Urbridge — der den Tag über 8 Pferde unter dem Leibe verlor, aber wie durch ein Wunder erhalten wurde — eine Kanonenkugel das Bein.

Napoleon will, von Verzweiflung gefaßt, mit dem andern Vierecke ſterben: „O Sire! ſind die Feinde nicht glücklich genug?“ ruft ihm Soult zu, und reißt ihn mit ſich fort. *) Jetzt fallen die letzten Kanonenſchüſſe der Franzoſen. General Piré verſucht den Flüchtigen durch ſeine leichte Reiterei einen Damm entgegen zu ſetzen; auch dieſer letzte Halt ſinkt. Der Kaiſer iſt verſchwunden; — alle Bande ſind gelöſet; — kein Befehlswort wird gehört; — keine Würde geachtet; — die Geſchütze werden verlaſſen; die Troßknechte hauen die Stränge ab, um ſich zu retten auf den Roſſen; — Wagen und Flüchtige überfüllen die einzige Straße; — ein wilder Haufe, aus allen Waffen zuſammengeworfen, ziehen ſie hin, von Verzweiflung und Angſt getrieben; — ſie wähnen ſich vom Feinde erreicht, umringt; ihrer ſelbſt nimmer bewußt, ſtürzen ſie gegen einander; — wer noch kämpft, richtet, wie vom Wahnſinn befallen, gegen den Fluchtgefährten die Waffen. — Auch die Ueberbleibſel des zweiten Corps — an 6000 Mann — erfaßt dieſelbe Verwirrung, noch ehe ſie Maiſon du Roi erreichen, wohin in ſtürmenden Wogen der ganze wilde Strom der Beſiegten und Sieger ſich gießt. Alles Geräthe bleibt ſtehen; beinahe alles Geſchütz fällt dem Sieger in die Hände.

*) Extrait du Journal du général Gourgaud.

Blücher und Wellington treffen um 9 Uhr in Belle-Alliance zuſammen. Ihre Truppen begrüßen ſich gegenſeitig durch Muſik und Ehrenſchüſſe. *) Die Feldherren aber umarmen ſich, und die Tauſende, die ſie umringen, theilen das Gefühl dieſes großen Augenblickes. Wellington läßt die Seinigen zurückrufen, mit Ausnahme von Braunſchweigs ſchwarzen Huſaren, die um die Erlaubniß bitten, ſich an Blüchern, der die Verfolgung übernimmt, anſchließen zu dürfen. Auch nicht die Nacht rettet den Feind, denn zu ſeinem Verderben hatte das Wetter ſich aufgeheitert, der Vollmond leuchtete hell vom Himmel, und keine Wolke zog über ihn. Der Donner des Geſchützes war ausgetönt; — die Jagd hatte ſich entfernt; da kehrten die Engländer nach dem Schlachtfelde zurück, um die Nacht hindurch auszuruhen von ihren Mühen. Wie verändert war die Stelle! — Vor wenigen Stunden noch voll welterſchütternden Lärmens und von Tauſenden überfüllt, die im Kampfe drohend ſich bewegten. Nun waren dieſe Tauſende verſchwunden, oder lagen friedlich nebeneinander, auf die Erde gebettet vom Tode. Nicht der Geſchützdonner, nicht das Raſſeln der Wagen und Pferde, nicht das wilde Geſchrei der wahnſinnigen Begeiſterung, nicht der Sturmſchlag der Trommeln, noch der helle Ruf der Trompeten, — nur das Jammern der Verwundeten, der Wehlaut der Sterbenden brachen die Stille. Die Sorge für die Verwundeten beſchäftigte noch lange in der Nacht die ermüdeten Sieger. Sie ſuchten nach den gefallenen Freunden, und ſtanden denen, die noch lebten, in den ſchweren Nöthen bei. Schon während der Schlacht

*) Boyce the second usurpation etc. II. 76. Bain, a detailed account etc. p. 158.

waren die Weiber den Gatten gefolgt. Sie trugen den Verſchmachtenden aus Waterloo Waſſer zu, denn auf dem Schlachtfelde ſelbſt gab es keinen Tropfen zur Labung. Sie ſanken unter dem Hagel der Kartätſchen, während ſie ihre verwundeten Männer auf den Schultern aus der Schlacht zu ſchleppen bemüht waren. — Auch jetzt thaten ſie viel Gutes. Es erfreut das Gemüth, ſo manche Züge voll Liebe und Treue darüber zu leſen, die wir in engliſchen Büchern aufbewahrt finden. *)

Der Verluſt an dieſem Tage mußte bei der gedrängten Stellung beider Heere ungeheuer ſeyn. Er wäre noch größer geweſen, hätte der Regen den Boden weniger erweicht, wodurch ſich beſonders die Granaten oft ſchadlos in die Erde gruben.**) —

Die britiſch-hannoveraniſchen Truppen verloren, zu Folge der dienſtlichen Eingaben, an Todten, Verwundeten und Vermißten:

	786	Offiz.,	10,387	Mann,	2,900	Pferde,
die niederländ. u. naſſauiſchen	113	„	2,594	„	1,630	„
die Braunſchweiger	33	„	627	„	77	„
die Preußen	188	„	7,266	„	720	„
Zuſammen	1,120	„	20,874	„	5,327	„***)

*) Narrative of a Residence in Belgium. London 1817.

**) Nach der Angabe des Sir Auguſt Frazer (Remarks on the organization of the Corps of Artillerie in britiſh service, London 1818) machten die engliſchen Truppen allein an dieſem Tage 9467 Kanonen- und 987,000 Gewehrſchüſſe. —

***) Den bedeutendſten Verluſt erlitten nach Verhältniß: das erſte Regiment der Leibgarde zu Fuß, das am 15. Juni noch 1972 Mann

Es iſt ſchwierig, den Verluſt auf franzöſiſcher Seite genau zu beſtimmen. Gourgaud ſetzt ihn auf 25,508 Mann. — Geblieben waren die Generale Friant, Devaux und Michel; — verwundet der Prinz Jerome und viele andere; gefangen wurden Lobau, Cambrone, Duſheme, Compans. —

Auf engliſcher Seite war Niemand aus dem Gefolge des Herzogs unberührt geblieben. Alle fielen entweder, wurden verwundet, oder verloren zum wenigſten ihre Pferde. Nur ihn bewahrte ein ſchützender Engel mitten im Getümmel der Schlacht; bloß ſeinen Degen ſtreifte eine Kugel. — Als er einmal unter dem Baume ſtand, der nun ſeinen Namen trägt, richtete der Feind die

---

ſtark, jetzt nur mehr 930 Mann zählte (dies Regiment iſt es, das wegen der Tapferkeit, mit der es den franzöſiſchen Grenadieren begegnete, den Namen des Grenadier-Regiments der Fußgarde erhielt); das erſte Linien-Regiment (Royal Scots) drittes Bataillon, vor Beginn der Schlacht 592 Mann ſtark, nun 230; — das 27. Linien-Infanterie-Regiment, erſtes Bataillon, vor der Schlacht 698, nun 220 Mann ſtark; — das 42. L.-J.-R., erſtes Bataillon, vor der Schlacht 557, nun 218 Mann ſtark; — das 69. L.-J.-R., zweites Bataillon, vor der Schlacht 517, nun 270 Mann ſtark; — das 73. L.-J.-R., zweites Bataillon, vor der Schlacht 503, nun 167 Mann ſtark; — das 79. L.-J.-R., erſtes Bataillon, vor der Schlacht 675, nun 196 Mann ſtark; — das 92. L.-J.-R., vor der Schlacht 886, nun 184 Mann ſtark; — das zweite leichte Bataillon der deutſchen Legion, vor der Schlacht 395, nun 193 Mann ſtark; — das erſte Gardedragoner-Regiment, vor der Schlacht 509, nun 254 Mann ſtark; — das ſechste Dragoner-Regiment, vor der Schlacht 395, nun 178 Mann ſtark; — das erſte und zweite Regiment der Leibgarde zu Pferd, vor der Schlacht 470, nun 202. Von dieſen war übrigens nur mehr ein Drittheil beritten. Alle Offiziere bis auf Lieutenant M. James hatten ihre Pferde verloren, ſo daß Lord Sommerſett dieſem Lieutenant die folgende Nacht hindurch den Befehl über beide Regimenter gab. (Extract from a letter from an Officer in the Horse-Guards. — The battle of Waterloo by a near observer. London 1814, p. 59.)

Kanone einer Batterie auf ihn; denn er erkannte den Feldherrn am Gefolge, am Ab- und Zueilen der Offiziere. Die Kugeln schlugen durch die Zweige. „Das nenn' ich geschickt," sagte der Herzog, „sie schießen besser als in Spanien." Sir Alexander Gordon stürzt durchbohrt zur Erde, als er eben den Feldherrn angeht, den gefährlichen Platz zu verlassen; dieser aber steht unversehrt im Felde, wo der Tod in tausend Gestalten wüthet. — Ein andermal springen die Küraſſiere auf ihn los. Kaum kann er sich in das nächste Viereck retten, das alsbald vom Feinde umgeben ist. Aber das Fußvolk fühlt den Schatz, den es vertheidigt; die Reiter werden blutig zurückgeworfen; sie tauschen für den sicher geglaubten Fang nur Flucht und Verderben ein. — 15 Generale, 142 Stabsoffiziere, darunter 17 Obersten, 61 Offiziere des Generalstabs und 45 Adjutanten waren englischerseits todt oder verwundet.*)

*) Getödtet: General-Lieutenant Picton, Ponsomby, General-Major Baron v. Merlen, Oberst und General-Quartiermeister Delancy, die Obersten du Plat, v. Dmpteda, Morin, Ellis, Oberstlieutenant von Heinemann (Chef des braunschweigischen Generalstabs). — Verwundet: General en Chef Prinz von Oranien, General-Lieutenant Graf Uxbridge, General-Lieutenant Baron von Alten, General-Lieutenant Baron Gellaert, General-Major Cooke, General-Major Barner, General-Major Kempt, General-Major Halkett, General-Major Adams, General-Major Dörnberg, General-Major Pack, Oberst von Berger (Chef des hannöverischen Generalstabs), General-Major Graf Byland, Oberst und Divisionär von Olfermann, die Obersten Abercromby, vom General-Quartiermeisterstabe, Askew vom 1. Regiment Fußgarde; Barnard vom 95. Infanterie-Regiment; Elley, General-Adjutant; Fuller vom 1. Dragoner-Garde-, Merice vom 69. Regiment; Reynell vom 71. Regiment; Stuart vom 1. Regiment Fußgarde; Wilkin vom 95. Infanterie-Regiment; v. Zaylen.

Preußischer Seits waren achtzehn Stabsoffiziere todt oder verwundet; unter den ersteren die Obersten und Brigadiere Graf Schwerin und von Lettow.

Auch der General-Quartiermeiſter Oberſt William Delaney, ein junger, von dem Herzog vorzüglich geachteter Mann, fiel, als er ein hannoveraniſches Regiment ordnete und vorführte. Die Leute eilten zu dem Gefallenen, um ihn aus dem Feuer zu tragen. Er aber, der ſeine Wunde tödtlich fühlte, ſchickte die Begleiter zurück, um ſie nicht unnütz dem Kampfe zu entziehen, und bat, nur ihn ruhig ſterben zu laſſen. Noch am nächſten Morgen, als man auf dem Schlachtfelde nach etwa noch Lebenden ſuchte, traf man ihn athmend; — der Plan des Schlachtfeldes, deſſen ſich Wellington häufig bedient hatte, ſtack in ſeinem Buſen; der Oberſt Carmichael Smith nahm dies Andenken, worauf das Blut ſeines Freundes klebte. Man verſuchte Mittel der Kunſt; ſie waren zu unmächtig, ihn zu retten. Erſt vor wenigen Wochen vermählt, betrog ihn der Tod um die Freude des Lebens. —

Viele edle Züge verdienten, der Nachwelt aufbewahrt zu werden. Leider drängen ſich in unſern Tagen die Ereigniſſe im Großen ſo ſchnell hinter einander, daß die That des Einzelnen darüber vergeſſen wird, und über der Luſt am Neuen der Blick nicht Zeit gewinnt, auf dem Edlen zu verweilen. Wie herrlich iſt es nicht, wenn der Graf von Urbridge mitten im Schmerze der Ablöſung des zerſplitterten Beines ausruft: „Wer gäbe nicht gerne ſein Bein für ſolchen Sieg hin!“ — Wie ſchön iſt es, wenn Oberſt-Lieutenant Canning, Adjutant des Herzogs, als ihn der tödtliche Schuß trifft, den zur Hülfe herbeieilenden Lord March*) ſtatt aller Klage nur mit brechender Stimme frägt: „Iſt der Herzog noch unverwundet?“ und lächelnd ſtirbt, als Jener es bejaht. — Wie helden-

*) Aelteſter Sohn des Herzogs von Richmond.

müthig iſt es, wenn Capitain Curzon,*) den eine Kugel vom Pferde riß, noch einmal mit der letzten Kraft ſich hebt, und demſelben Lord March, der in dieſem Augenblicke einen Haufen Küraſſiere mit dem zunächſt ſtehenden Regimente Naſſauer zurückwirft, ſterbend ein „Bravo!“ zurufe. — Wer wird nicht im Innerſten gerührt, wenn er hört, daß Picton, der Greis, der bereits fünfundvierzig Jahre für die Sache ſeines Vaterlandes in allen Welttheilen gefochten hatte, eine am 16. Juni erhaltene bedeutende Wunde verbirgt, um nur am erwarteten Hauptſchlage Theil nehmen zu können. — Was geht dieſen Helden ab als ein römiſches Zeitalter, um unſterblich zu werden? —

Die Zuneigung des Soldaten iſt die Bürgſchaft für den Werth des Feldherrn. Mit einem Vertrauen ohne Gleichen hingen die Engländer an ihrem Heerführer; dies ging ſo weit, daß man es abergläubiſch nennen könnte. Der gemeine Mann, vor deſſen Auge dichte Rauchwolken oft den nächſten Nachbar verbargen, zweifelte nicht, daß der Blick des Herzogs den Geringſten der Seinen bemerke, und jede Bewegung des Feindes erſpähe. Wo ſich Wellington zeigte, hob der geſunkene Muth ſich empor, und die unerſchütterliche Feſtigkeit ſeines Weſens ging in die Herzen Aller über. Gleich einem Uebermenſchlichen oder vom Himmel Beſchützten ſah ihn der Soldat unverletzt im Feuer des Feindes verweilen. Sterbend riefen die Krieger noch ſeinen Namen. — Er aber fühlte den Verluſt ſo vieler Braven tief in der Bruſt, und als er das leichenbedeckte Feld ſpäterhin überſah, brach er voll Ernſt zu ſeinem Begleiter in die Worte aus: „Glauben Sie

*) Vierter Sohn des Lord Ecarsdale, und ebenfalls Adjutant des Herzogs.

mir, nach einer verlorenen Schlacht iſt nichts ſo traurig, als eine gewonnene."

Aber laſſet uns auch dem Heldenmuthe der Franzoſen Gerechtigkeit widerfahren. Laſſet uns nicht verächtlich auf ſie niederblicken, weil ſie unſere Feinde waren. Der Krieger ehrt den Krieger auch im Feinde; ſterbend reicht der Tapfere dem Tapfern die Hand, und hofft, daß jenſeits in erhabener Verſammlung alle Helden verſöhnt ſich treffen werden; nur die Feigen werden daraus geſchieden ſeyn. Es erhöht den Ruhm der Verbündeten, und mehrt die Ehre des Sieges, ihn über Männer errungen zu haben, von denen der Herzog ſelbſt ſagte: „daß er ſehr nahe daran geweſen, durch ihre ſeltene Tapferkeit beſiegt zu werden." *) — Viele Jahrzehnte werden vergehen, bis wieder ein Heer ſo vollkommener Art, ſo reich mit kriegeriſcher Tugend ausgeſtattet, auf den Schauplatz der Schlachten tritt. Hingebung für ihren Feldherrn und Kaiſer war in jedes einzelnen Kriegers Bruſt als ausnahmloſe, höchſte Pflicht geſchrieben, und der entſetzliche Untergang dieſes Heeres hatte zum großen Theile eben in dieſer leidenſchaftlichen Liebe den Grund. Sie erklärt ſich durch das Weſen des Feldherrn und durch den Antheil, den auch der Geringſte am Vaterlande nahm. Im Kaiſer erblickte Jeder den einzigen Retter, den Rächer der erlittenen Schmach, den Mann des Jahrtauſends. Es war ein Heer aus Freiwilligen, nicht aus Gezwungenen; es waren die alten Soldaten, die, der Königsherrſchaft nicht achtend, für den Kaiſer wieder die Waffen aufgenommen hatten; ſie drängten ſich an ihn, wie er ſich an ſie; ſie glaubten ſich und das Vaterland nur dann zu retten, wenn ſie ihn

*) Letter to his brother the honour. S. Wellesley Pole.

retteten. Hiezu ihre Achtung und ihr Vertrauen in ſeinen überwiegenden Geiſt, welches die erlittenen Unglücksfälle nicht erſchüttern konnten. Dort hatten die Elemente geſiegt, hier ihn die Bundesgenoſſen verrathen; dieſe Schuld kam aus dem Unvermögen, jene aus der Treuloſigkeit der Generale; ſo entſchuldigte ihn der Untergeordnete bei ſich ſelbſt und vor der Welt; und wer die Ereigniſſe von Leipzig bis Paris nicht mit erlebt hatte, und aus eigener Erfahrung kannte, glaubte ſie kaum. Solche Krieger hatte Napoleon auf dem Felde von Waterloo! Die, unter ſie durch Zeit und Menſchen geſäeten, trennenden Elemente waren wirkungslos in ſeiner Nähe; nur in den entſendeten Corps gab ſich ihr Daſeyn kund. Sein Blick genügte, um Begeiſterung in einem ganzen Regimente mitten in der Bedrängniß des Kampfes zu wecken. In ihrem Blute ſich wälzend, prieſen die Verwundeten den Kaiſer, und riefen: „Den letzten Tropfen für ihn!“ — Sie ließen ſich in Stücke hauen, bevor ſie die Waffen aus der Hand legten, oder mit ihrem: „Es lebe der Kaiſer!“ einhielten. Man hörte die Verſtümmelten ſein Lob ſingen, und ſah Sterbende nach dem Glücke geizen, ihn noch einmal zu ſehen.*)

*) Simpson (A visit to Flandern etc.) hat uns Seite 15 einige Züge aufbewahrt, die einen Beweis liefern für den Geiſt des franzöſiſchen Heeres. In Antwerpen lag eine Menge ihrer Verwundeten unter Obſorge engliſcher Aerzte. Alle waren für den Kaiſer. Einer ſtieß den Stumpf des zerſchoſſenen Arms in die Höhe und rief: „Es lebe der Kaiſer!“ — Ein Anderer, dem man eben den Fuß abnahm, ſagte mit Thränen: „ein einziger Blick ſeines Kaiſers würde ihn heilen.“ — Ein Dritter, dem man eine Kugel aus der linken Seite, nahe am Herzen nahm, ſprach ruhig zu den Aerzten: „Sucht nur tiefer, ihr findet den Kaiſer!“ u. ſ. w. Lord Byron führt in einer Note zu den Gedichten, die unter der Aufſchrift „Waterloo“ in ſeiner Sammlung erſchienen, folgende Stelle eines Briefes aus Brüſſel an: „At

Sein Ernſt, ſeine Beſtimmtheit, ſein offenes Ohr für jede Klage, ja ſelbſt für den Rath des gemeinſten Kriegers, ſeine Strenge gegen ſich und gegen Jedermann, ſein durchaus militäriſches Benehmen hielten den Zauber aufrecht, den ſeine Siege geſchaffen hatten, und der ſichere Griff auf die geheimſten Taſten eines kriegeriſchen Gemüthes gab dieſen von Zeit zu Zeit und im rechten Augenblicke friſches Leben. „Am Jahrestage von Marengo und Friedland führe ich euch in's Feld!“ hatte er ihnen an der Sambre geſagt, und Marengo und Friedland glänzten dem Auge der Krieger wie glückliche Sterne über dem Felde von Waterloo. Ihre Sterne täuſchten, und die unſeren blieben wahr! Aber Achtung werde dieſem Heere! Die Garden, die ihre Fahnen, mit Trauerflor umwunden, trugen, ſtehen ein Muſterbild den Kriegern aller Zeiten da. — Parteiſucht glaubte, die Tapferkeit des franzöſiſchen Soldaten verdächtig machen zu müſſen; ſie nimmt, ungerecht und unklug, dem Sieger dadurch das halbe Verdienſt.

Waterloo, one man was seen whose left arm was shattered by a cannon ball, to wrench it off with the other, and throwing it in the air exclaimed to his comrades: Vive l'Empereur jusqu'à la mort! — There were many instances of the like: this you may however depend on as true.“ —

III.

Die nächſten Folgen der Entſcheidungsſchlacht von Waterloo ſind bekannt. — Die Aufzählung derſelben gehört an einen andern Ort. Unſer Epos iſt geendet. Was alſo bleibt uns noch zu ſagen? — Nur wenig Geſchichtliches mehr, doch manches Wort der Ueberlegung und Prüfung.

Wenn ſich Feldherren ſolcher Größe gegenüber ſtehen, wie in dieſem Feldzuge, kann man mit Recht vorausſetzen, daß dem Zufalle der möglich kleinſte Theil am Gewinn oder Verluſte des großen Spieles zukomme. Iſt jene dunkle, unberechenbare Gewalt, die man das Glück nennt, auch niemals ganz aus der Entwicklung der Begebenheiten zu verdrängen, ja, gefällt es ihr oftmals, die weiſeſten Entwürfe menſchlicher Klugheit ſo zu verwirren, daß ſie Geburten der Thorheit ähnlich ſehen: als Regel muß man doch annehmen, daß im Verhältniß der Kraft und Weisheit der Erfolg Lohn des Verdienſtes iſt. Es würde uns nicht ſchwer werden, die Hand des Glückes gerade in dieſem Rieſenkampfe von drei Tagen dem blödeſten Auge ſichtbar nachzuweiſen; aber wir wollen insbeſondere, wie es dem denkenden Leſer geziemt, dem Handeln der Menſchen nachſpüren, ihre Entwürfe und Schritte betrachten, und die Gründe aufſuchen, warum die Berechnungen des Einen

ſcheiterten, und die des Andern mit Erfolg gekrönt wurden. Wer Kriegsgeſchichte nicht aus dieſem Geſichtspunkte lieſt, nähme beſſer Kindermährchen zur Hand.

Die Beurtheiler dieſes Feldzuges pflegen, je nachdem ſie zur einen oder andern Partei gehören, den Verbündeten ungetheiltes Verdienſt, oder den Franzoſen unverdientes Unglück zuzuſchreiben. Die Einen theilen ſich wieder in ſolche, die den Herzog von Wellington als alleinigen Sieger betrachten, und in jene, die ihn ohne Blüchers Dazwiſchenkunft für verloren geben; die Andern ſetzen alles Unglück entweder auf Rechnung des Kaiſers, oder auf die ſeiner Marſchälle, oder endlich wohl auch auf die des Zufalls.

Was man als Fehler beiden verbündeten Feldherren vorwirft, iſt hauptſächlich ihre Aufſtellung in den Standquartieren. Man tadelt insbeſondere den Herzog über das Mangelhafte ſeines Kundſchaftweſens, und Napoleon ſelbſt fügt dieſen Vorwürfen noch bei, daß es, ſtrategiſch, falſch war, eine Schlacht anzunehmen; daß es unklug geweſen, mit getheiltem Heere zu ſchlagen; daß es den Untergang des geſammten Heeres verdient hätte, die Schlacht in der Stellung von Waterloo zu geben.

Man tadelt Blücher, ſeine Vortruppen unter Ziethen längs der Sambre ſo vertheilt zu haben, daß ſie überall zu ſtark zur bloßen Beobachtung und zu ſchwach zum wirklichen Widerſtande waren. Man iſt ferner mit der Schlacht von Ligny unzufrieden. —

Man gibt dem Marſchall Ney Schuld, den Kaiſer am 15. und 16. durch ſtrategiſche Unthätigkeit, am 18. aber durch taktiſchen Unverſtand und blinden Eifer zu Grunde gerichtet zu haben.

Man klagt den Marſchall Grouchy an, den zweiten Augenblick, da Napoleons Sterne wieder günſtig

ſtanden, verſäumt und durch ſein Benehmen am 17. und 18. Alles verloren zu haben, eben da Alles gewonnen ſchien.

Man wirft endlich dem Kaiſer Zerſtücklung der Streitkräfte vor, Unbeſtimmtheit der Befehle, zu ſpätes Beginnen der Schlachten, Unthätigkeit nach der einen und unkluge Zuverſicht vor der anderen; man nennt es verderblichen Uebermuth, am 16., und nochmals am 18., zwei Schlachten zugleich liefern zu wollen; man nennt es Tollkühnheit, bei Waterloo zu ſchlagen, ohne mit Grouchy verbunden, und der Preußen mit Gewißheit enthoben zu ſeyn; man nennt es Mangel an Feldherrnblick, die Straße von Genappe und nicht jene von Nivelles als Angriffslinie gewählt zu haben; man klagt über Abgang der gewöhnlichſten Vorſicht, daß weder für die bedrohte Flanke geſorgt, noch auf den Fall des Verluſtes der Schlacht gedacht war.

Was die Stellung der Verbündeten bei Eröffnung des Feldzuges betrifft, ſo war ſie ihrer Natur nach durch den Poſten von Mons, durch die Aufſtellung einer ſtarken Maſſe bei Nivelles und durch die Vortruppen an der Sambre hinlänglich gegen Ueberrumplung geſichert. Auch die Wahl von Sombref, als Sammelpunkt des niederrheiniſchen Heeres, war zur Deckung des Hauptpunktes Brüſſel und der Quartiere des niederländiſchen vollkommen entſprechend: aber die Zweckmäßigkeit dieſer Stellung beruhte auf den Vorausſetzungen, daß die Vortruppen nicht ſelbſt durch die feindliche Hauptkraft überraſcht würden, und zweitens, daß die Preußen ſo ſchnell um Sombref geſammelt ſeyn konnten, als nothwendig war, um zur rechten Zeit dem Angreifer Halt zu gebieten.

Die erſte dieſer Vorbedingungen machte ein thätiges und geregeltes Kundſchaftsweſen nothwendig. Dies ſcheint wirklich gemangelt zu haben, denn ſonſt begriffe man

nicht, wie das ganze feindliche Heer ſich auf ein paar Stunden von der Gränze, beinahe unentdeckt, ſammeln, und als es zum Angriffe vorbrach, nur auf unvorbereitete Poſten ſtoßen konnte. Unter den Truppen des verbündeten Heeres ging die Meinung: „Napoleon werde ſich hüten, den Angreifer zu machen; all ſein Beſtreben gehe vielmehr dahin, die Vertheidigungsmittel im Innern des Reiches zu mehren; er halte jeden Tag des ſpäteren Angriffes für Gewinn.“ Von dieſer Meinung waren die meiſten der höheren Offiziere, und wahrſcheinlich auch die höchſten. Eben dieſe Zuverſicht ſcheint Urſache der Fahrläßigkeit geweſen zu ſeyn, die ſich im Kundſchaftsweſen bemerkbar machte. Ich weiß nicht, welcher Grad der Wahrhaftigkeit dem damals im Heere verbreiteten Gerüchte inwohnt, es ſey der Herzog v. Wellington durch Fouché hintergangen worden. Durch dieſen nämlich von allen Vorgängen in Paris in Kenntniß gehalten, habe der Herzog in ihm den beſten und ſicherſten Kundſchafter zu haben geglaubt und anderer wenig geachtet. Fouché ſoll ſich verpflichtet haben, dem Herzog den Feldzugsplan des Kaiſers mitzutheilen; er habe ihm denſelben auch wirklich geſendet, aber die Sache ſo einzuleiten gewußt, daß ſeine Mittheilung nicht vor dem 16. in die Hände Wellingtons gerieth. *)

Eben weil man im verbündeten Heere den Fall der Ueberraſchung nicht vorausgeſetzt zu haben ſcheint, waren auch die Heerestheile der Preußen nicht in der Verfaſſung, den ſtrategiſchen Werth von Sombref auf ſchnelle und weniger koſtbare Weiſe aufrecht zu halten. Kein Zweifel,

*) Auch W. Scott, lettres de Paul à sa famille, Paris 1822, p. 107 behauptet dieſes.

daß, ohne die nothwendige Schonung des Landes deßhalb außer Acht zu laſſen, ein engeres Zuſammenziehen des preußiſchen Heeres ſeit Anfang Juni geſchehen ſollte und konnte. Ein einziger Marſch mußte genügen, um es bei Sombref zu vereinigen. — Wie die Sachen am 15. Morgens ſtanden, waren von 100 Fällen 90 für den Kaiſer; es bedurfte großer Opfer und ſo zu ſagen eines Wunders, um das Verhältniß auf den Fuß zu bringen, auf dem es bei Beginn des Feldzuges von ſelbſt und ohne alle Anſtrengung geſtanden hätte, wenn nur die preußiſchen Quartiere enger um ihren Sammelpunkt geſchloſſen worden wären.

Was den Vorwurf betrifft, daß es ſtrategiſch ein Fehler von Seite des Herzogs geweſen ſey, den Glückswurf einer Schlacht zu thun, ſo äußerte ſich Napoleon vielmals darüber und ſeine Beſorgniß, daß Wellington während der Nacht zum 18. ſich zurückziehe, gründete ſich auf die Ueberzeugung, daß der Rückzug eigentlich der klügſte Entſchluß ſey, den er ergreifen könne. Der Ausgang einer Schlacht war ungewiß; nicht ſo die Wirkung eines Rückzuges. Die Heere am Rheine brachen ſchon über den Strom; bald mußte Napoleon im Rücken genommen ſeyn, und von den Niederlanden ablaſſen. Folgte ihm das preußiſch-engliſche Heer mit ungetheilten Kräften in das Innere Frankreichs, ſo mußte er bald dieſem, bald dem verbündeten Hauptheere die Stirne bieten und ſein Untergang ſchien gewiß.

So vernünftig dieſe Anſichten immer ſeyn mögen (für die übrigens noch ſpricht, daß ſogar in der zu Wien zwiſchen dem Herzoge v. Wellington und dem Fürſten Schwarzenberg ſtattgefundenen Unterredung über den Feldzugsplan ein ähnliches Benehmen von Beiden für das Zweckmäßigſte anerkannt und demnach feſtgeſetzt wurde),

ſo durften doch die politiſche Wichtigkeit von Brüſſel — die Art der Eröffnung des Feldzuges, die ohne große Beeinträchtigung des Geiſtes im Heere und Volke keinen weiteren Rückzug zuließ — die treffliche Beſchaffenheit und die Stärke der verbündeten Truppen zu dem Verſuche der Schlacht berechtigen.

Nicht nur, daß das engliſche Heer ein vorzugsweiſe für eine regelmäßige Schlacht gebildetes war, alſo der Herzog Alles, was von Soldaten zu verlangen iſt, von dieſen erwarten durfte: er hatte auch in dem Treffen von Quatre-Bras zwei große, durch das ganze Weſen der franzöſiſchen Armee greifende Fehler entdecken können, den Mangel an Thatkraft von Seiten der Generale, und den unvorſichtigen, Unordnung erzeugenden Muth der Truppen. Er, der ſeines Heeres wie einer trefflichen Maſchine gewiß war, und die Leiſtungen deſſelben mit Klarheit zu berechnen verſtand, durfte daher, als er, trotz des Verluſtes von Ligny, der thätigen Mitwirkung der Preußen ſich verſichert ſah, an die Erhaltung der Niederlande und an die Ehrenrettung der ihm untergeordneten und verbündeten Waffen wohl den Verſuch einer Schlacht ſetzen, deren Ausgang er, im ungünſtigen Falle, mit Beruhigung beſtimmen zu können glaubte.

Und hierin eben wich Napoleons Meinung von der des Herzogs gänzlich ab. Dieſer ſah höchſtens eine hartnäckige, den Feind ermüdende Schlacht zuletzt durch einen geordneten Rückzug aufgegeben; jener betrachtete den gänzlichen Untergang des niederländiſchen Heeres von dem Verluſte der Schlacht unzertrennlich, und geſtand dem Herzoge kaum für ſeine Perſon die Möglichkeit der Rettung zu. Beide ſtützten, was das Sonderbarſte iſt, ihre Meinung auf denſelben Grund: weil nämlich der Wald

von Soigne im Rücken Wellingtons lag. „Meine Abſicht war nicht," ſagte Napoleon, „die Schlacht ſo halbhin zu liefern; vernichtet mußten die Engländer werden; und dies würden ſie geweſen ſeyn, wenn ſtatt Blüchern Grouchy, oder wenn keiner von Beiden gekommen wäre. Der Herzog hatte keinen Rückzug. Einen Wald im Rücken und eine einzige Straße, um denſelben zu durchziehen! Man muß wiſſen, was eine verlorene Schlacht und was ein Rückzug iſt, um einzuſehen, daß der Herzog ſammt ſeinem ganzen Heere ohne Rettung war. Man braucht mehrere Wege und muß ſich auf jedem vertheidigen können, wenn man geordnet aus der Schlachtlinie ſich zurückziehen will; die Engländer hätten zwölf Stunden gebraucht, um auf der einzigen Straße, die ſie hatten, alle in den Wald zu gelangen; und zwölf Stunden unangefochtener Ordnung! Wo hätten ſie dieſe, wenn ſie die Schlacht verloren, gefunden? — Ihr Untergang war gewiß; dies Heer war mein; aber das Schickſal entſchied anders, und ſo mag man denn loben, was der Herzog that und mag meine Maßregeln verwerfen!" — Aus dem Geſichtspunkte, wie Napoleon den Angriff auf die engliſche Stellung führen wollte, erſcheint ſeine kühne Behauptung nicht ganz ohne Halt, denn der Sieg ſollte eben dieſe einzige Straße in ſeine Hände liefern, ſo daß den Engländern kein gebahnter Weg zum Rückzuge geblieben wäre. Von dem Augenblicke an, wo jedoch dieſer Erfolg nicht errungen wird, iſt eben dieſer Wald eine Schutzwehr für die Engländer; ſie decken dieſen einzigen Eingang, der nicht zu umgehen iſt, leicht durch eine in überlegener Zahl vereinigte Geſchützmaſſe, die Truppen ziehen in geſchloſſenen Colonnen auf der Straße fort, während Schwärme von aufgelöstem, leichtem Fußvolk rechts und links des Waldes Meiſter

bleiben. Das Räthſel, wie beide Feldherren entgegengeſetzte Meinungen auf dieſelbe Grundlage bauen konnten, iſt daher dadurch gelöst, daß Wellington überzeugt war, den Eingangspunkt der Straße in den Wald nie zu verlieren, und Napoleon nicht daran zweifelte, ihn zu gewinnen.

Der andere Vorwurf, geſchlagen zu haben, ohne mit vereinigter Kraft die Spitze zu bieten, iſt bei weitem untergeordneter an Bedeutung. Was die Entſendung nach Hal betrifft, iſt das zu Erwiedernde bereits in einer Note geſagt. Daß aber Wellington ſchlug, ohne mit Blüchern verbunden zu ſeyn, und der ganzen Schlacht ſeinerſeits die Anordnung gab, die bewies, daß er auf Blüchers Eintreffen als unfehlbar baute, zeigt nur das Vertrauen, das er in ſeinen Mitfeldherrn ſetzte, und daß er die Möglichkeit eines Nichtkommens von Seite Blüchers nicht für wichtig genug hielt, die Gründe, die ihn zur Schlacht vermochten, zu überwiegen. Unternehmungen, auf das Zuſammentreffen mehrerer Colonnen in einem angegebenen Zeitmomente berechnet, mißlingen freilich oft; doch nicht oft genug, um den Fall des Gelingens bei einem erprobten Feldherrn ſo unternehmender Art, wie Blücher war, vernünftiger Weiſe nicht annehmen zu dürfen. Immer wird in Kriegsunternehmungen etwas dem Glücke überlaſſen bleiben müſſen. — Die Annäherung an ſeine Stellung nicht durch künſtliche Hinderniſſe erſchwert zu haben, iſt auch einer der Vorwürfe, die man dem Herzoge macht. Ich halte ihn ſo untergeordneter Natur, daß ich ihn nicht widerlegen will. Es iſt gewiß, daß die Engländer am 17. und in der Nacht zum 18. hie und da eine Straße abgraben, eine Pfeilſchanze errichten, einen Verhau aufthürmen konnten; die Franzoſen würden dieſe Hülfen

überwunden und vielleicht ihrerseits dann wieder Nutzen daraus gezogen haben. Wer weiß, ob sich die Engländer und Deutschen hinter diesen Hindernissen so gut, als ohne dieselben, mit freier Brust, geschlagen hätten? — Dem sey, wie ihm sey; die Sache ist nicht wichtig genug. — Vorarbeiten größerer Art hätten früher beginnen müssen. Ein so vorbereitetes Schlachtfeld aber würde Napoleon wahrscheinlich umgangen und dadurch unnütz gemacht haben.

Was nun Blüchern angeht, so mag die Zerstücklung des Ziethen'schen Heertheiles allerdings Mangel an Vorsicht genannt werden, aber die Grundquelle der gefährlichen Folgen, welche der Angriff der Franzosen am 15. auf diese Abtheilungen hatte und haben konnte, bleibt allein die erlittene Ueberraschung. Ohne diese hätte Ziethen hinlängliche Zeit gehabt, eine strengere Vorbutsstellung zu beziehen, was man vielleicht damals nur, weil man den Ausbruch des Krieges nicht so nahe hielt, und aus Rücksicht für die Schonung des Landes, noch hinausetzte. — Reiterposten und eine Kette leichten Fußvolks hätten hingereicht, die Sambre zu beobachten; die Hauptkraft, bei Gosselies oder Fleurus vereinigt, immer schlagfertig und drohend, wäre bedeutend genug gewesen, um den angreifenden Feind zu langsamem Vorschreiten zu nöthigen, sich ohne große Opfer in die Stellung von Ligny zu ziehen und die Schlacht nach Wunsch vorzubereiten.

Daß Blücher diese Schlacht gab, wird von Vielen eine kaum zu entschuldigende Uebereilung genannt. „Nichts hinderte die Preußen," so sagen diese, „bis Gembloux zurückzugehen, und die geringste Ueberlegung mußte Napoleon hindern, ihnen zu folgen." — Im Laufe der Erzählung selbst habe ich gesucht, auf diesen Einwurf zu antworten. Ich glaube, daß die Schlacht von Ligny

unerläßlich und dem Geiſte des Feldzuges vollkommen angemeſſen war.

Ob Blücher nicht beweglicher in der Schlacht ſelbſt ſeyn konnte? Ob deſſen linker Flügel nicht angriffsweiſe zu Werke geben, Fleurus und die Verbindung mit der Sambre bedroben ſollte, iſt eine andere Frage. Ich glaube, daß ihm hiezu, ſeiner Meinung nach, die Truppenkraft mangelte.

Und nun laſſet uns den Fehlern der Gegner nachforſchen, und unterſuchen, wie es geſchehen konnte, daß ein gelungener Ueberfall auf den in Standquartieren vertheilten Feind — ein Sieg, der dieſem 20,000 Mann niederwirft — eine Verfolgung mit dem Degen in den Rippen — eine erſehnte und gefundene Gelegenheit zu zweiter Schlacht gegen getheilte Kräfte und auf günſtigem Boden, zum plötzlichen beiſpielloſen Untergange des ſeitherigen Siegers führten. Die Fäden müſſen früh aufgenommen werden; mit dem erſten Erfolge wächst das Verderben gleichzeitig auf.

Es war von dem ſchädlichſten Einfluſſe für die ganze Entwicklung des Feldzuges, daß am 15. die Punkte Charleroi und Chatellet nicht zur feſtgeſetzten Stunde genommen wurden. An dieſe Verſäumniß kettete ſich Glied an Glied; und mit dieſer Kette feſſelte das Verhängniß den jugendlichen Sieg der Franzoſen. Die höchſt verdorbenen Wege entſchuldigen zum Theile dieſen entſcheidenden Verluſt von fünf unerſetzlichen Stunden. Die Spitze des Pfeiles war dadurch ſchon abgeſtumpft und minder wirkſam. Neue Hemmung empfing ſein trefflich gewählter Flug durch die Vorfälle von Gilly. Der Entſchloſſenheit Zietbens iſt es zuzuſchreiben, daß die Franzoſen nicht ſchon am 15. Abends in Fleurus ſtanden, und am 16. die

Schlacht nicht bei Gembloux, ſondern noch bei Ligny verloren werden konnte; der Entſchloſſenheit Ziethens iſt es zuzuſchreiben, daß zunächſt der General-Lieutenant Perponcher und dann Oranien noch den Verſuch machen konnten, Quatre-Bras, den Deckpunkt des ſich eben vereinigenden niederländiſchen Heeres, und das Thor, wodurch man zum Verderben des preußiſchen gelangte, zu halten und zu vertheidigen. Hätte der Kaiſer am 15., wie es im Plane lag, zu Fleurus übernachtet, ſo würde der Marſchall Ney an dieſem Tage bis Quatre-Bras gekommen ſeyn. Marſchall Ney! — „Unſeliges Verhängniß!" rief der Kaiſer aus, — „dreimal in dieſen drei Tagen entfiel meinen Händen der Triumph Frankreichs, und der Ruhm, ihm ein glorreiches Schickſal zu bauen! — Unbegreifliche Vorſehung! — Dreimal war der Erfolg in meine Hand gegeben — Ney hat die Preußen von der Vernichtung gerettet." Dieſe Anklage verdient eine ernſte Unterſuchung.

Was man gegen und für das Verweilen Ney's zu Frasne ſagen kann, wurde im Gange der Erzählung zum Theile ſchon angeführt. Der Marſchall hat an dem Herrn Gamot, Offizier der Ehrenlegion und ehemaligen Präfekten, einen Vertheidiger gefunden. Er weiſet alle Befehlsſchreiben vor, die Ney in dieſen Tagen erhalten, und gründet auf ſie ſeine Worte. Ihr Inhalt war mir vielfältig ſchätzbar, auch wenn ich die ausgeſprochenen Anſichten nicht theile. *)

Können Befehlsſchreiben in einem Verhältniſſe, wie das Napoleons zu Ney war, und in einer Zeit von

*) Mir iſt dieſe Schrift eigentlich nur in ſofern bekannt, als ſie im Geiſte der Zeit, Juli 1819, in der Ueberſetzung erſcheint, S. 101.

ſolchem Drange, wie die Tage vom 15. bis 18. Juni, den ganzen Umfang der Weiſungen bezeichnen, welche der Marſchall vom Kaiſer erhielt? Wie, es ſollte, bevor der Eine vom Andern am 15. ſich trennte, nicht mündlicher Austauſch der Hoffnungen, Wahrſcheinlichkeiten, Abſichten und Entwürfe ſtattgefunden haben, es ſollten nicht mündliche Vorſchriften gegeben worden ſeyn? Unterlag des Kaiſers Wunſch, die Preußen zu ſchlagen, bevor ſie von dem Herzoge unterſtützt würden, und die Anſicht deſſelben, wie dies am zweckmäßigſten durch Mithülfe Ney's bewirkt werden konnte, einem Zweifel? warum ſollte dennoch am 15. gerade dasjenige mit keinem Worte bedacht, das verſchwiegen worden ſeyn, was dem Kaiſer zu ſagen ſo natürlich, und dem Marſchall zu wiſſen ſo unerläßlich war?

Aber dies geſetzt (nicht zugegeben), konnte über die Wichtigkeit des Punktes Quatre-Bras Ney's erfahrner Blick erſt Napoleons Wink benöthigen? „Die Truppen waren erſchöpft," ſagt Herr Gamot; „ſeit frühem Morgen thätig, war Abends acht Uhr doch endlich an der Zeit, ſie ausruhen zu laſſen." Dieſe Halbheit traut Gamot dem Marſchall zu? Iſt Ney nicht derſelbe Mann, der im Jahre 1812 den Erſtaunen und Entſetzen erregenden Zug über den eisbedeckten Dnieper that, — der im Jahre 1813 und 1814 die pfeilſchnellen Bewegungen Napoleons ſah und theilte? — Er ſollte nicht gewußt haben, daß im Kriege nicht Schwert und Geſchütz allein, ſondern auch Ruheloſigkeit und außergewöhnliche Anſtrengung berechtigt ſeyen, ihre Opfer zu fordern? — Vier Straßen laufen bei Quatre-Bras zuſammen — drei derſelben führten zu dem Feinde; — Regen von wenigen Stunden genügt, um alle Seitenwege ungangbar zu machen; und Ney hätte

dieſen auf zwei Stunden entlegenen Punkt nicht wichtig genug finden ſollen, um eine Brigade noch am Abend dahin zu ſenden? —

„Aber der Marſchall traf erſt gegen Abend bei Napoleon ein," ſagt Herr Gamot, „er hatte folglich gar keine Kenntniß von den unter ſeinen Befehl geſtellten Truppen, und die Nacht iſt nicht geeignet, ſich dieſe zu verſchaffen."

Der Marſchall traf nach 5 Uhr zu Charleroi ein, als eben die Preußen über Gilly und Goſſelies wichen. Er drängte ſie aus Mellet, Heppignies und Fraſne. War es 8 Uhr, als er dort ankam, ſo konnte er bis nach 9 Uhr in Quatre-Bras ſeyn. — Kenntniß der unter ſeinen Befehl geſtellten Truppen nicht gehabt zu haben, iſt militäriſch unmöglich, denn der Dienſt legt die Fäden des Getriebes dem Feldherrn in die Hand. Geſetzt aber, es wäre ihm das wirklich nicht genug geweſen (was uns nie einfiele, zu behaupten), ſo würde der nächſte Weg, die Truppen zu ſehen und kennen zu lernen, ſie zu vereinigen geweſen ſeyn, wie dies zu Quatre-Bras geſchehen ſollte. — Aber beſorgte der Marſchall vielleicht den Einbruch der Nacht? Er kannte ja die Gegend und kannte den Feind. Das eine verſichert ſelbſt Grouchy, da er ihn vertheidigt, *) und über die Unfähigkeit des niederländiſchen Heeres, im damaligen Augenblicke zu ſchaden, hatte er die ſicherſten und jüngſten Nachrichten. Der Widerſtand der Naſſauer in Fraſne konnte ihn daher nicht beirren; auch war dieſe Gegenwehr nur von kurzer Dauer. Eben ſo wenig Grund hat die Meinung, daß die Entfernung der Abtheilungen unter ſich den Marſchall vermögen mußte, zu Fraſne

*) „Observations sur la relation de la campagne 1815, publiée par le général Gourgaud etc. Paris 1819 p 60."

anzuhalten; zwei Reiterregimenter würden hingereicht haben, Quatre-Bras zu nehmen und zu halten, denn ehe noch Oranien zur Unterſtützung Weimars herangerückt ſeyn würde, konnte auch ſchon Ney ſeinem Vortrab gefolgt ſeyn.

Wenn alſo nicht Müdigkeit der Truppen, nicht Unbekanntſchaft des Feldherrn mit denſelben, nicht Stellung und Kraft des Gegners hinlänglichen Grund enthielten, dem Marſche Ney's am 15. die eine Stunde abzubrechen, durch die allein Zweck und Ziel der Bewegung erreicht werden konnten, wenn ferner alle Wahrſcheinlichkeit dafür iſt, daß des Kaiſers Wunſch dem Marſchall bekannt und mit der eigenen Ueberzeugung des Letztern übereinſtimmend war, ſo erklärt nur, was bereits im Gange der Erzählung als Grund angeführt wurde, das beſtrittene Verweilen. — Ney kannte ohne Zweifel des Kaiſers Plan im Zuſammenhange; er wußte, daß am 15. Abends das Hauptquartier in Fleurus ſeyn ſollte, da aber vom Kaiſer die Aufgabe des Tages nicht völlig gelöſet war, ſo mochte ihm für gut dünken, auch mit ſeinem Antheil nur nach Verhältniß zu Ende zu kommen. Dieſer Entſchluß trug den Charakter der Vorſicht, und ſchien gefahrlos, denn man wußte, daß auch am 16. Morgens der Gegner auf dem Punkte Quatre-Bras keine hinlängliche Streitmacht geſammelt haben konnte.

War Ney's Benehmen am 15. wirklich auf dieſe Ueberzeugung gegründet, ſo fragt es ſich, warum er am 16., um die Zeit, als Napoleon nun den Reſt der geſtrigen Aufgabe löſte, nicht von ſeiner Seite daſſelbe that? — Herr Gamot hat vier Befehle wörtlich aufgeführt, welche Ney am 16. aus dem großen Hauptquartier empfing. Sie ſind:

I.

Charleroi, den 16. Juni 1815.

„Herr Marſchall! der Kaiſer hat ſo eben dem Grafen Valmy befohlen, nach Goſſelies zu rücken; dort wird er zu Ihrer Verfügung ſeyn. — Die Abſicht Sr. Majeſtät iſt, daß die Reiterei der Garde, welche auf der Brüſſeler Straße vorgeſchickt wurde, zurückbleibe und wieder zur übrigen kaiſerlichen Garde ſtoße. Damit ſie keine rückgängige Bewegung mache, können Sie dieſelbe, nachdem ſie in der Linie erſetzt iſt, hinter ſich ſtehen laſſen. Da werden ihr während der Bewegungen im Laufe des Tages die Befehle zukommen, und General-Lieutenant Lefevre-Desnouettes hat deßhalb einen Offizier abzuſchicken, um ſie einzuholen.

Belieben Sie mich zu benachrichtigen, ob das 1. Corps ſeine Bewegung vollzogen habe, und welches an dieſem Morgen die genaue Stellung des 1. und 2. Armee-Corps und der zwei zu denſelben gehörigen Reiter-Diviſionen iſt. Laſſen Sie mich zugleich wiſſen, was Sie an Feinden vor ſich haben, und was man weiter in Erfahrung gebracht hat.“

II.

Charleroi, 16. Juni 1815.

„Herr Marſchall! ein Offizier der Lanciers meldet ſo eben dem Kaiſer, daß der Feind Maſſen in der Gegend von Quatre-Bras zeige. Vereinigen Sie die Corps der Grafen Reille und Erlon und dasjenige des Grafen Valmy, der ſich ſo eben in Marſch ſetzt, um zu Ihnen zu ſtoßen. Mit dieſen Kräften müſſen Sie im Stande ſeyn, jede feindliche Abtheilung, die ſich zeigen dürfte, zu ſchlagen und zu vernichten. Blücher befand ſich geſtern zu Namur; es iſt nicht wahrſcheinlich, daß er Truppen nach Quatre-Bras ſandte. Sie werden es alſo nur mit dem, was von

Brüſſel kömmt, zu thun haben. — Marſchall Grouchy wird die Bewegung gegen Sombref vollziehen, die ich Ihnen mitgetheilt habe, und der Kaiſer ſich nach Fleurus begeben; ſenden Sie dahin Ihre ferneren Nachrichten.

III.

Vorwärts Fleurus, 16. Juni 1815 um 2 Uhr.

„Herr Marſchall! Der Kaiſer beauftragt mich, Ihnen zu ſagen, daß der Feind zwiſchen Sombref und Bry Truppen vereinigt und aufgeſtellt hat, und daß Marſchall Grouchy ihn mit dem 2. und 4. Corps um ½3 Uhr angreifen wird. Die Abſicht Sr. Majeſtät iſt, daß Sie gleichfalls, was Sie immer vor ſich finden mögen, angreifen, und daß Sie ſich, nachdem Sie mit Nachdruck vorgeſtoßen haben, nach uns zu wenden, um mit beizutragen, daß der Feind früher eingebrochen werde. Dann wird Se. Majeſtät in Ihrer Richtung die ferneren Bewegungen einleiten, damit auch Ihre Unternehmungen beſchleunigt werden."

„Benachrichtigen Sie den Kaiſer alſogleich von Ihren Verfügungen und von dem, was ſich in Ihrer Fronte zuträgt."

IV.

Vorwärts Fleurus, den 16. Juni 1815 ein Viertel nach 3 Uhr.

„Herr Marſchall! ich habe Ihnen vor einer Stunde geſchrieben, daß der Kaiſer den Feind um halb 3 Uhr in der Stellung, die er zwiſchen St. Amand und Bry inne hat, angreifen laſſen wird. In dieſem Augenblick iſt das Gefecht ſehr lebhaft. S. M. beauftragt mich, Ihnen zu ſagen, daß Sie auf der Stelle die Maßregeln nehmen ſollen, die Rechte des Feindes zu umgarnen, und Streich auf Streich in ſeinen

Rücken zu fallen. Dieſes Heer iſt verloren, wenn Sie mit Nachdruck handeln; das Schickſal Frankreichs liegt in Ihren Händen! Zaudern Sie keinen Augenblick, die Bewegung in's Werk zu ſetzen, die der Kaiſer anbefiehlt, und richten Sie ſich gegen die Anhöhen von Bry und St. Amand, um zu einem vielleicht entſcheidenden Siege beizutragen."

„Der Feind iſt auf der That ertappt in dem Augenblicke, da er ſich mit den Engländern zu vereinigen ſucht."

Dieſe Befehle waren ſämmtlich von dem Major-General Herzog von Dalmatien unterzeichnet. — Jenes andern Befehles, wodurch Erlon nach St. Amand gerufen wurde, gedenkt Herr Gamot wohl, doch verſichert er, ihn unter Ney's Papieren nicht gefunden zu haben. Da er aber den Ueberbringer, den Artillerie-Oberſten Laurent, ſprach, ſo kann er die wirkliche Abſendung dieſes Befehls nicht in Zweifel ziehen, und hält ihn für verlegt, oder nicht ſchriftlich gegeben.

Wer nun, ohne ſeinen Urtheilen und Schlüſſen eine gewiſſe Stellung aufdringen zu wollen, die vorliegenden Befehle durchlieſt, wird ohne Zweifel darüber entſchieden ſeyn, daß der eine wie der andere nur Nebenbeſtimmungen enthalten, nur das beſprechen, was von dem Augenblicke hervorgebracht, nicht zum Voraus beſprochen werden konnte, und endlich, daß alle vier auf einem unwandelbaren Grunde vorausgegangener Hauptbeſtimmungen ruhen. So entſtehen überall, bei jedem Heere, die Befehle, welche an die oberſten Führer ergehen, ſie werden nicht anders bei dem franzöſiſchen entſtanden ſeyn. Dies ſey geſagt, um darauf hinzudeuten, daß ſolche Befehle nicht den Umfang der erhaltenen Weiſungen bezeichnen. — Grouchy, der Vertheidiger Ney's und ſeiner ſelbſt, als er eben von

dem Nachhutsgefecht bei Gilly ſpricht, und, um zu beweiſen, daß man ihm und Vandamme fälſchlich vorwerfe, dort koſtbare Zeit verloren zu haben, anführt, er ſey, ſobald er Ziethen aufmarſchirt geſehen habe, wieder nach Charleroi zurückgekehrt, um Befehle einzuholen, ſagt unter Anderem auch, er habe Napoleon eben damals mit Ney im Geſpräche gefunden.*) Es ſteht zu vermuthen, daß dieſe Herren damals nicht Nebenſachen, ſondern die Hauptſache werden abgehandelt haben.

Wir finden im zweiten Befehle die Beziehung Soults auf eine frühere Mittheilung über Grouchy's Bewegung nach Sombref. Dieſe Bewegung war die Einleitung zur Schlacht von Ligny; ſoll Soult dem Marſchall Ney dieſe Bewegung, die nur im Zuſammenhange wichtig war, abgeſondert mitgetheilt haben? — Wozu dann? — Ohne Zweifel beſprach er ſich mit ihm über die Art, wie, nach des Kaiſers Anſicht, überhaupt der Angriff auf die Preußen zu machen ſeyn werde, d. h. er ſprach oder ſchrieb ihm über die Mitwirkung, die Ney ſelbſt daran zu nehmen habe. Man kann nicht ſagen: „Am 15. Abends oder am 16. Morgens konnte man nicht von der Art des Angriffs auf die Preußen ſprechen, da man erſt gegen Mittag ihre Stellung bei Fleurus ſah.“ Es iſt hier nicht die Rede von dem taktiſchen Angriff auf die Schlachtlinie, denn das iſt Nebenſache, ſondern überhaupt von der Abſicht, warum man ſchlagen wollte, und von der Art, wie man den Sieg zu halten gedachte. Darüber aber war

*) „Je retournai immédiatement à Charleroi pour prendre les ordres de Napoléon, qui était occupé à en donner au maréchal Ney .... (Observations sur la rel. de la camp. de 1815 etc. Par le comte de Grouchy. Paris 1819, p. 61.)

von dem Augenblicke an entſchieden, als man am 15. die Ueberraſchung der Sambre-Linie gelungen ſah: denn nun mußte das nächſte Ziel unerläßlich darin beſtehen, die errungenen Vortheile ſchleunigſt zum Sieg über das preußiſche Heer zu benützen, und dieſes auf eine Weiſe zu ſchlagen und aus der Linie zu werfen, daß es dem Angriffe auf das engliſche fortan kein Hinderniß entgegenſetzen konnte. Dieſes einzige Ziel war aber offenbar auf das Sicherſte dadurch zu erreichen, daß man das preußiſche Heer auf ſeinem rechten Flügel angriffe und durch den Sieg auf Namur würfe. — Die Sache ſcheint wichtig genug, auf daß man ſie am 15. beſprochen. — Aber gehen wir zu den vier Befehlen im Einzelnen über.

Der erſte enthält eine Nebenverfügung in Bezug auf Wechſel der Reiterei. Kann er als Beweis dienen, wie Herr Gamot meint, daß Ney am 16. Morgens keinen Befehl hatte, anzugreifen? — Es wird darin geſagt, der Marſchall ſoll die Gardereiter-Diviſion hinter ſich ſtehen laſſen. So geht auch aus dieſem in Bezug auf den ſtrategiſchen Zuſammenhang der Bewegungen unbedeutenden Befehl, der von der Art iſt, wie das Getriebe des innern Radwerks deren jederzeit viele erfordert, dennoch hervor, daß der Marſchall ſich vorbewegen mußte, denn wie hätte er ſonſt die Diviſion, die in ſeiner Linie ſtand, und von der ausdrücklich geſagt wurde, daß ſie keine Rückbewegung machen ſollte, hinter ſich gebracht? Eine Stunde vor ſich hatte er aber den Feind; wie er alſo vorgehen und doch nicht den Befehl zum Angriff ſollte gehabt haben, iſt ſchwer zu begreifen.

Aber der zweite widerlegt dies vollends, denn er ſetzt den Auftrag zum Angriff ſonnenklar voraus. Da dieſer Befehl am frühen Morgen des 16., als Soult

noch in Charleroi war, gegeben wurde, Ney aber, der ihn anderthalb Stunden darauf erhalten haben mußte, erst Nachmittags seine Stellung bei Frasne verließ, so kann man nicht behaupten, daß der Marschall den erhaltenen Weisungen nachgekommen sey. Wer schlagen und vernichten soll, wird dies schwerlich dadurch bewirken, daß er in einer vom Feinde entfernten Stellung stehen bleibt, Truppen besichtigt, mit Generalen spricht und sich mit seinen Mitteln bekannt macht, da es Zeit ist, sie anzuwenden.*)

Ueberdies beruhigt Soult den Marschall Ney auch über die Bewegungen Blüchers: „Sie werden es nur mit dem, was von Brüssel kömmt, zu thun haben," — sagt er, „es ist nicht wahrscheinlich, daß Blücher Truppen abschicken ließ, —" aber wohin abschicken ließ? — Nach Quatre-Bras. Dort also wird der Marschall nur das, was von Brüssel kommt, finden; dort soll er mit dem Gegner zu thun haben; — für diesen Punkt war man der Preußen wegen besorgt. Wie dies Alles, wenn er ihn nicht angreifen sollte? —

War dieser zweite Befehl am Morgen geschrieben, so fällt der erste in eine frühere Stunde, und jenes andere Schreiben, worauf sich Soult beruft, dürfte wohl dasjenige seyn, das der Adjutant des Kaisers, General Flahault, in der Nacht dem Marschall Ney überbrachte.

Gamot findet erst im dritten Befehle den Auftrag, anzugreifen. Ich finde darin eine Wiederholung dessen, was verabredet war, eine Versicherung, daß er im vollsten

*) „Marschall Ney hatte bereits seine Verfügungen getroffen, er hatte seine Divisionen besichtigt, mit dem General gesprochen, sich mit seinen Mitteln bekannt gemacht." (Gamot's Widerlegung u. s. w. Geist der Zeit, Juli 1819, S. 111.)

Umfange ausführbar ſey, und in zwei Zeilen einen Rückblick auf den ganzen gegen Blücher und Wellington entworfenen höchſt einfachen Kriegsplan. Der vierte Befehl endlich enthält nur die Beſtätigung des Angriffes, die örtliche Bezeichnung für Ney's Mitwirkung und den Beweis für den hohen Grad der Ueberzeugung, womit man vor Fleurus dem Erfolge der eingeleiteten Maßregeln entgegenblickte. Vielleicht iſt nie einem untergeordneten Feldherrn ein erhebenderes Wort zugerufen worden, als damals dem Marſchall Ney: „Der Feind iſt verloren, wenn Sie mit Nachdruck handeln, das Schickſal Frankreichs liegt in Ihren Händen!“ —

Abgeſehen von der Sache, wofür er ſtritt, wie konnte Ney, da er ſie einmal zur ſeinigen gemacht hatte, nicht von dem Gewichte dieſer Worte erfüllt, Alles wagen, Alles thun, um zu beweiſen, daß er dieſes großen Augenblicks würdig ſey? —

Noch aber iſt des Marſchalls Schuld nach ihrem ganzen Umfange nicht bezeichnet; ihr wichtigſter Theil ſteht noch aus, — Erlon heißt deſſen Ueberſchrift! Wenn der Marſchall aus Beſorgniß für die rechte Flanke dieſen in der Stellung von Frasne zurückließ: warum zog er ihn nicht gleich anfänglich nach Quatre-Bras, da er den Feind dort ſtärker fand, als er meinte, und wußte, daß deſſen Kraft ſich mit jedem Augenblicke mehre? — Warum ließ er die Hälfte ſeines Heeres unthätig, da es galt, ſich in den Beſitz des bereits angegriffenen Sammelpunktes des Feindes völlig zu ſetzen, eine taktiſche Maßregel, die jederzeit große Vortheile verſpricht? — Als er aber durch dieſe Fahrläßigkeit ſein eigenes Spiel verloren ſah, wie konnte er durch die Zurückrufung Erlons auch das des Kaiſers noch verderben? — Was ſagt die ſtumpfe

Verzweiflung, mit der er im Augenblicke der Bedrängniß vor Quatre-Bras ausrief: „Hört Ihr dieſe Kugeln? ich wollte, ſie drängen alle in meine Bruſt!“ *)

Auch dieſe Worte beweiſen nur, daß Gourgauds pſychiſche Bemerkung über Ney nicht irrig iſt; — ſie beweiſen, daß der Verfaſſer der Denkwürdigkeiten für die Geſchichte Frankreichs im Jahre 1815 alle Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, wenn er die ähnliche Bemerkung macht und beiſetzt: „In anderen Feldzügen hätte Ney um 6 Uhr Morgens die Stellung von Quatre-Bras beſetzt, die ganze belgiſche Diviſion geſchlagen und gefangen; — entweder das preußiſche Heer durch eine Entſendung im Rücken ſeiner Schlachtlinie umgangen, oder er wäre raſch auf der Straße von Genappe vorgerückt, hätte die Braunſchweiger und die fünfte engliſche Diviſion, welche von Brüſſel kamen, auf dem Marſche überfallen und vernichtet, und würde dann der erſten und dritten engliſchen Diviſion entgegengerückt ſeyn, welche auf der Straße von Nivelles ohne Geſchütz, ohne Reiterei, beinahe der Müdigkeit unterliegend, ankamen.“ **)

Ich will mich bei dieſen Bildern nicht aufhalten, ſo ſprechend und lebendig ſie ſind, und ſo wahr es bleibt, daß von Frasne nach Brüſſel vierzehn Stunden ſind, die Engländer vor Abends 6 Uhr nicht vereinigt ſeyn konnten, im Juni der Tag um 3 Uhr beginnt, und eine Truppe, die von 8 Uhr bis dahin ruht, ausgeſchlafen hat. — Aber über die Folge des ängſtlichen Benehmens Ney's in Bezug

*) Mémoires sur Napoléon etc. par M. Fleury de Chaboulon. London 1820, p. 167. T. II.

**) Mémoires pour servir à l'histoire de France en 1815, Paris 1820, p. 181, 182.

auf Erlon, den er weder zu gebrauchen, noch zu entbehren verstand, hat Soult selbst in einem Schreiben sich ausgesprochen, das uns Gamots Schrift kennen lehrt. „Wenn die Truppen der Grafen Erlon und Reille vereinigt gehalten worden wären, so würde auch nicht einer von den Engländern entkommen seyn, welche sie angriffen; — hätte Erlon die Bewegung nach St. Amand, die der Kaiser befahl, vollzogen, so wären die Preußen vernichtet und vielleicht 30,000 Gefangene gemacht worden. — "

Es geschah aber weder das Eine noch das Andere, und so brachte die Schlacht von Ligny die vernünftiger Weise zu erwartenden Erfolge nicht. Da nun die Frist vorüber war, in welcher Napoleon seine Gegner unvereinigt finden und folglich sicher schlagen konnte, so fand sich auch am Abend des 16. der kaum eröffnete niederländische Feldzug aus der außergewöhnlichen Art, womit er begann und die sein günstiges Ende verbürgte, in die gewöhnliche zurückgeworfen, wo das Verhältniß der Wahrscheinlichkeit zur Unwahrscheinlichkeit gleichgestellt, und dann durch die Begebenheiten am 17. und 18. für Napoleon gänzlich verloren wurde.

Was das Benehmen Ney's am 18. betrifft, so ist der Tadel, den man gegen dasselbe ausspricht, vielleicht unstatthaft. Die Unbehülflichkeit der französischen Massen-Colonnen kann dem Marschall nicht zugerechnet werden; sie ging nothwendig aus der Größe dieser Abtheilungen hervor. Der Erfinder dieser Angriffsmassen ist aber der Kaiser selbst; er entschied mehrere der größten Schlachten durch ihre Anwendung zu seinem Vortheile; doch in den zwei Schlachten, die über sein politisches Daseyn entschieden, in jener von Leipzig und Waterloo, wandten sie sich zu seinem Nachtheile. — Daß sich die Truppen auf eine

Weiſe in's Gefecht verwickelten, daß der Marſchall ihrer nicht mehr Meiſter war, hatte entſcheidend üble Folgen, aber den größeren Theil der Schuld haben dieſe Truppen ſelbſt zu tragen, da ſie in der Wuth des Kampfes vergaßen, daß Ordnung die Seele jedes Angriffes iſt! Wie oft iſt jene ritterliche Begeiſterung, die Mutter der kühnſten Thaten, auch die Zerſtörerin der größten Erfolge geworden! Hat Napoleon Unrecht, wenn er den vorſchnellen Muth der Reiter-Diviſion Guyot als eine Haupturſache des Verluſtes der Schlacht anklagt? Dieſe Diviſion, 2000 Mann der ausgewählteſten Reiter ſtark, die Waffenbrüder im Gedränge ſehend, jagte auf die Feinde los und zerrann nutzlos in dem ausgebreiteten Strome. Sie brachte den Kaiſer in die Lage, für unglückliche Fälle keine einzige Reitertruppe zur Hand zu haben; das Heer von Waterloo war ohne geordneten Rückhalt! — Aber iſt dies Ney's Schuld? Konnte er, der die Angriffsmaſſen vorführte, nachdem einmal der Kampf im Gange war, auf mehr als auf die nächſten Oberſten wirken? Begeiſterten die Scheinvortheile nicht, welche hie und da erfochten wurden, und konnte er hindern, daß man ſie zu benützen ſuchte? — Eine Schlacht, auf dieſen Neigepunkt geſtiegen, regiert die Hand eines Einzelnen, der im Gedränge ſteht, nicht mehr, regiert nur eine feſte, kräftige Reſerve, die man von Außen im rechten Augenblicke hineinſchleudert. —

Laſſet jetzt zu Grouchy uns wenden, zu ihm, dem Napoleon den größten Antheil der Schuld zuzählt. „Alles war wieder im Gange, zum drittenmale der Augenblick da, wo ſie hätten vernichtet werden ſollen; Grouchy hat mich ihn verlieren gemacht, unerſetzlich!“ — Dieſem Marſchall war die Vollendung des Sieges bei Ligny aufgetragen. Was hat er gethan, um dieſen Auftrag zu löſen? —

Er iſt am 17. zwei Stunden weit marſchirt, verlor den Tag unter Zweifeln über Blüchers Rückzugslinie, — brach am 18. um 9 Uhr gegen Wavre auf, kämpfte den Nachmittag hindurch, um den Uebergang der Dyle zu gewinnen, — marſchirte am 19. über Wavre hinaus, und zog ſich endlich geſchickt und klug nach Laon zurück. —

Unwillkürlich fragt man, hatte der Marſchall vergeſſen, daß Schnelligkeit die Grundbedingung des guten Erfolges aller militäriſchen Unternehmungen iſt? — Warum iſt er am 17. nicht bis ſpät in die Nacht hinein marſchirt? Warum hat er zum Wenigſten nicht an dieſem Tage noch den Engpaß von St. Guibert genommen, ſondern dem Feinde Zeit gelaſſen, ſich hinter demſelben zu ſammeln? — Durfte man verweilen, nach den bekannten Abſichten des Kaiſers? — Warum überhaupt ſchlug der Marſchall die Straße über Gembloux ein, da er die feindlichen Heere trennen und ſich mit dem Kaiſer in ſteter Verbindung erhalten, folglich an der Dyle marſchiren ſollte? — Die Art des Ausganges der Schlacht von Ligny, die Natur der Lage, in der ſich die Heere Blüchers und Wellingtons befanden, mußten ſie den Marſchall darüber nicht berichtigen, daß die Preußen ſich wohl lieber auf den linken engliſchen Flügel ziehen, als alle Verbindung mit Wellington aufgeben würden, — daß folglich der Weg nach Wavre und nicht der nach Löwen, noch weniger jener nach Namur, für ihn hauptſächlich zu wählen war? —

Endlich am 18.! — General Berton *), der eine Brigade unter Grouchy befehligte, ſagt uns, daß Pajol um 5 Uhr nach Tourinnes aufbrach — die 8 Dragoner-Regimenter Excelmans um 8 Uhr gegen St. Martin — das

*) Sur les batailles de Ligny et de Belle-Alliance. Paris 1816.

3. und 4. Infanterie-Corps aber zwiſchen neun und zehn Uhr in einer einzigen Colonne über Walhain nach Wavre ſich in Marſch ſetzten. Von Gembloux bis dorthin ſind vier Stunden; eine größere Truppenabtheilung wird dieſen Raum nicht vor ſechs Stunden zurücklegen können. Um zehn Uhr ſtieß Excelmans auf den Feind; — der Engpaß von Mont St. Guibert mußte genommen werden, und bald darauf hörte man den Donner von Waterloo. Excelmans, Gerard und viele andere Generale waren der Meinung, augenblicklich über die Dyle zu ſetzen, und nach der Gegend, aus welcher das Feuer kam, zu marſchiren. Grouchy fürchtete, daß in dieſem Falle Blücher ſich nach der Rückzugslinie des Kaiſers bewege, und hielt ſich an den Befehl, der ihn nach Wavre wies. Er dachte aber nicht, daß, da er bereits geſtern auf dieſem Punkte hätte ſtehen ſollen, die Preußen einen Marſch voraus hatten. Seine Truppen verwickelten ſich alsbald in's Gefecht. Er erhielt eine Meldung: „Blüchers ganzes Heer ſtehe vor ihm," und beſchloß, durch Beſchäftigung deſſelben weſentlich dem Kaiſer zu dienen. — Aber wie hat er glauben können, daß dieſe Meldung mehr als die erſte übertriebene Schätzung eines angegriffenen Vorpoſtens ſey? — Von der Höhe bei Wavre, die ſeine Vortruppen am Mittage beſetzten, überſieht man zum Theil die Gegend bis St. Lambert. Hat er die Preußen nicht marſchiren geſehen? — Der zweite preußiſche Heertheil zog vor ſeinen Augen ab — er beſchoß ihn ſogar, als er am linken Ufer hinzog, und Reiter-Abtheilungen griffen ihn an. Und dennoch ließ er ſich von Thielemann hinhalten, und verlor Volk und Zeit!! — Würden nicht 10,000 Mann hinreichend geweſen ſeyn, die Preußen zu beſchäftigen, während der Marſchall mit den Uebrigen dem Fürſten Blücher folgte? —

Man ſagt, der Marſchall habe die Weiſung erhalten, nicht ohne ausdrücklichen Befehl des Kaiſers von Wavre zu weichen. Aber ſchon die Form, in der man dieſen Befehl abgefaßt wiſſen will, ſpricht gegen Diejenigen, welche behaupten, daß er gegeben wurde. Ich will nicht einmal darauf hinweiſen, daß vernünftiger Weiſe ein Befehl ſolchen Inhalts ſchon der Lage der Sachen nach gar nicht begreiflich wäre. Warum ſollte Grouchy bei Wavre ſtehen bleiben? — In jedem Falle, ob ſich Blücher nach Löwen oder Brüſſel zurückzog, oder ob er ſich hinter der Dyle aufzuſtellen verſuchte, in jedem Falle konnte Grouchy zu dem Hauptſchlage von Waterloo beitragen; denn dort mußte der Knoten zerhauen werden. Nach gewonnener Schlacht erübrigte Zeit genug, Blüchern zu folgen. — Man hat ſich ferner darauf berufen, daß außer dem Oberſten Zenowitz kein einziger Offizier, der von dem Kaiſer abgeſendet wurde, den Marſchall traf. Aber iſt dieſer Zufall hinlänglich, um einen Marſchall zu entſchuldigen? — Warum hat er überhaupt nicht höher oben, warum nicht bei Mouſtieu, bei Limelette über die Dyle geſetzt? Dadurch wäre der Verbindung mit dem Kaiſer nichts mehr entgegen geſtanden, und ſogar dem Angriff auf Wavre vorgearbeitet worden, weil man die hinter der Stadt liegenden Höhen ohne Weilen nehmen konnte.

Die Welt hat den Rückzug des Marſchalls gelobt, und er verdiente Lob. Wer aber erinnert ſich in ſolchem Augenblicke nicht jenes Schreibens Buonapartes, der in Italien Krieg führte, an den Kriegspräſidenten Carnot, worin er dieſen bat, „ihm nur keinen General zu ſenden, der gelehrte Rückzüge mache.“ — Ein kühner Geiſt hätte an Grouchy's Stelle, ſelbſt am 19. noch, wahrſcheinlich etwas Anderes gethan. —

Aber wir wollen dieſe flüchtigen Gedanken an einen geſicherten Haltpunkt lehnen. Gleichzeitig mit der erſten Bearbeitung der Schlachten von Ligny, Quatre-Bras und Waterloo, welche im Sommer des Jahres 1819 in der öſterreichiſch-militäriſchen Zeitſchrift aufgenommen wurde, erſchienen zu Paris Bemerkungen des Marſchalls Grafen Grouchy gegen den Bericht des Grafen Gourgaud über den kurzen, aber für Europa entſcheidenden Feldzug des Jahres 1815.*) Der Marſchall, unter den Waffen ergraut, ſchwer getroffen vom Schickſale, das ihm die Ernte eines thätigen Lebens im Herbſte deſſelben niederſtürmte, mußte mit ſchmerzlichem Gefühle die Anſchuldigungen hören, die von der Partei des geſtürzten Regentenhauſes ſowohl, als von der größeren Zahl der denkenden Krieger gegen ihn ausgeſprochen wurden. Den letzten Troſt ſeiner Tage, den Ruf, den er durch Blut und Mühen erworben, ſich zu retten, benützte er das Erſcheinen des erſten Werkes, das einen öffentlichen Charakter trug, jenes des General Gourgaud, um ſeine Vertheidigung kund zu machen. Verbannt vom vaterländiſchen Boden, ohne Behelfe, ohne Freunde, wie hätte ſeine Stimme aus dem fernen Nordamerika zu uns herüber reichen können? — Oberſt Grouchy, der Sohn, entledigte ſich der Kindespflicht, den Kampf des Vaters auszufechten, und ſo erſchienen die oben angeführten vorläufigen Bemerkungen, von dem Marſchall ſelbſt verfaßt, und von dem Oberſten mit einer Vorrede und einem Nachtrage begleitet.

Nicht allein weil es dem Soldaten wichtig iſt, das Bild jedes Kampfes nach Möglichkeit treu in allen ſeinen

*) Observations sur la relation de la campagne de 1815, publiée par le général Gourgaud. Par le comte de Grouchy. Paris 1819.

Zügen zu kennen, ſondern weil, wer dem Tadel gegen den Marſchall beigetreten, abgeſehen davon, ob er ſeine Meinung geändert, zur Pflicht hat, auch deſſen Stimme zu verbreiten, wollen wir eben die genannten Bemerkungen zum Leitfaden der Begebenheiten vom 17. bis 19. Juni nehmen und unſere Anſicht nur beziehungsweiſe neben ſie ſtellen.

Die Fehler, welche dem Marſchall von der Mehrzahl der Militärs vorgeworfen werden, gehen aus der einfachſten Darſtellung der Begebenheiten hervor. — Nach dem Tage von Ligny theilte Napoleon, wie wir wiſſen, das Heer. Die Hauptſtärke deſſelben wollte er in Perſon gegen Wellington führen. Eine bedeutende Macht wurde dem Marſchall Grouchy zur Verfolgung des Fürſten Blücher untergeordnet. Beide Theile ſetzten ſich um die Mitte deſſelben Tages in Bewegung. — Napoleon traf noch Abends den Feind, der ihn in der Stellung von Waterloo erwartete. Er blieb ihm ruhig gegenüber bis zum nächſten Morgen. Jetzt, in der Vorausſetzung, daß Blücher von Grouchy beſchäftigt und nicht im Stande ſeyn werde, an der Schlacht Theil zu nehmen, griff der Kaiſer den Herzog an. — Dieſer hielt unerſchüttert die Stellung. — Blücher erſchien. — Nun hoffte der Kaiſer, daß auch der verfolgende Marſchall erſcheinen werde. — Aber der Abend nahte; — der Marſchall kam nicht; — die Schlacht ging verloren, und das ganze franzöſiſche Heer fand in ihr und in der Flucht ſeinen Untergang. —

Wer dieſe wenigen Zeilen lieſt, dem werden vor Allem zwei Fragen ſich aufdrängen: warum hat Grouchy den Fürſten Blücher nicht feſtgehalten, entfernt von den Feldern, wo deſſen Erſcheinen die Vernichtung der franzöſiſchen Macht veranlaßte? — und dann, warum war er

ihm nicht gefolgt, als dieſer durch die Hohlwege von St. Lambert den für Napoleon ſo verderblichen Marſch unternahm? — Wollen wir dem General Gourgaud glauben, und auf die Mittheilung ſehen, die dem Marſchall im Augenblicke der Trennung auf dem Schlachtfelde von Ligny und in jenem des Anlangens des franzöſiſchen Kaiſers im Nachtquartiere Caillou gemacht wurden, ſo iſt der Verluſt der in der Nacht vom 17. und während dem Verlaufe des 18. an ihn erlaſſenen Befehle zu unbedeutend, um als Entſchuldigungsgrund den Tadel zu heben, den man gegen den Marſchall ausſprach. Auch iſt es dieſer Verluſt nicht, worauf Grouchy ſeine Vertheidigung ſtützt. Er eröffnet ſie vielmehr mit der Behauptung, daß Gourgaud, die Rechtfertigung der geſcheiterten Entwürfe Napoleons vor Augen, keinen Anſtand genommen habe, die geſchichtliche Wahrheit zu verletzen. „Mit Anordnungen, die nie vorgeſchrieben, mit Bewegungen, die nie gemacht, und mit Abſichten, von denen nicht bewieſen iſt, daß ſie jemals gehegt wurden, ſehe ich" — ſo ſagt er — „dieſes Werk prunken..... Unſere Unfälle ſind eine Folge falſcher Berechnungen, eine Folge der Nichtberückſichtigung der Entfernungen, und der Zeit, die man braucht, um ſie zurückzulegen, eine Folge der Zerſtückelung der Streitkräfte, und übereilter Befehle. Vor Allem entſpringen ſie aus dem unbegreiflichen Entſchluſſe, bei Waterloo eine Schlacht zu liefern, ohne zu wiſſen, wo ſich das preußiſche Heer befand, ohne mit den Truppen, die man zu deſſen Verfolgung abgeſendet hatte, auf eine Art in Verbindung zu ſeyn, die es möglich machte, von ihnen unterſtützt zu werden."

Wir werden im Verfolge dieſer Zeilen Gelegenheit finden, auf die Worte des Marſchalls, in ſo fern ſie alle Schuld des unglücklichen Ausganges auf den Kaiſer werfen,

zurückzukommen. In wie fern die Beſchuldigungen gegründet ſind, die Gourgaud und Grouchy gegen einander ausſprechen, mag ſich zum Theil aus den Thatſachen entnehmen laſſen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn Grouchy am 17. Abends vor Wavre geſtanden und die Verbindung mit dem Heere des Kaiſers wirklich unterhalten oder ſich ſo benommen hätte, daß ſie der Feind vorausſetzen mußte, Fürſt Blücher nicht wagen durfte, ſich zu theilen, ſich in Engwege zu werfen, durch die ſeine Truppen nur vereinzelt und zerſtückt ſich drängen, ſeine Geſchütze nur langſam, mit wechſelnder und mit verſtärkter Beſpannung gebracht werden konnten. — Warum aber iſt Grouchy am 17. nicht bis Wavre marſchirt? — Hierauf ſeine Antwort: weil ihm Wavre keineswegs als Zielpunkt gegeben war; weil vielmehr die Rückzuglinie der Preußen ihm unbekannt geweſen iſt und erſt aufgeſucht werden mußte; weil er hiezu in dem Lager von Fleurus erſt am 17. Mittags den Befehl erhielt, und alſo, wenn ihm auch wirklich der Marſch nach Wavre anbefohlen geweſen wäre, dieſen Punkt an demſelben Tage nicht mehr erreichen konnte, und zwar erſtens, weil Wavre von Fleurus zehn Marſchſtunden entfernt liegt, und zweitens, weil, ungeachtet der augenblicklich getroffenen Verfügungen, die ihm untergeordneten Truppen vor 3 Uhr nicht zum Aufbruch bereit waren. — Die Erzählung der Begebenheiten vom 16., 17. und 18., wie ſie der Marſchall gibt, erläutert dieſe Antwort. Es wird nicht überflüſſig ſeyn, dieſe vor Allem im Auszuge hier folgen zu laſſen:

„Die Schlacht von Ligny" — ſo ſpricht der Marſchall — „endete gegen 9 Uhr. Man konnte den Rückzug der Preußen vermuthen; ſich davon zu überzeugen, erlaubten die Dunkelheit der Nacht, die ihre Bewegungen verbarg,

und die Ermüdung der Truppen nicht, die, ſeit dem 15. Morgens im Kampfe, durch Geſchwindmärſche abgemattet, nicht im Stande waren, ſie zu verfolgen. Blüchers Verluſt war zu bedeutend, als daß er hätte hoffen dürfen, das Schlachtfeld zu behaupten; aber er verließ es in Ordnung; durch erneuerte Angriffe verbarg er ſeine weiteren Maßregeln.... Späterhin, als deſſen Rückzug nicht länger zweifelhaft blieb, begab ich mich in des Kaiſers Hauptqartier nach Fleurus, um ſeine Befehle zu empfangen. Er beſchied mich auf den nächſten Morgen, und da ich mich vor Sonnenaufgang einfand, erhielt ich von dem Major-General um halb 8 Uhr die Weiſung, dem Kaiſer nach dem Schlachtfelde, das er beſichtigen wolle, zu folgen. — Indeſſen wurde dem General Pajol der Befehl gegeben, die Preußen mit ſeiner leichten Reiterei und einer Diviſion Fußvolk zu verfolgen. Es war ihm gelungen, einige Kanonen auf der Straße nach Namur zu nehmen. Dieſer Umſtand veranlaßte die Meinung, daß Blücher ſich nach dieſem Punkte zurückziehe."

„Zwiſchen 8 und 9 Uhr verließ Napoleon zu Wagen Fleurus, um ſich nach dem Schlachtfelde zu begeben. Der beſchwerliche Weg über die mit Gräben und tiefen Furchen durchſchnittenen Aecker verzögerte die Fahrt; — Napoleon ſtieg darum zu Pferde. Angekommen zu St. Amand, ließ er ſich nach allen Zugängen führen, auf welchen der Ort am vergangenen Tage angegriffen worden war. Dann durchritt er das Feld, ſprach mit den Verwundeten, und eiferte zur Sorgfalt für dieſelben an; lobte, als er vorüberging, die ohne Waffen ausgerückten Regimenter, die ihn mit lautem Zurnf begrüßten, ſtieg dann vom Pferde und unterhielt ſich mit Marſchall Gerard und mit mir über die öffentliche Meinung in Paris, — über das

gesetzgebende Corps, die Jakobiner und über verschiedene andere Dinge, die dem Gedanken, der ihn jetzt beschäftigen sollte, ganz fremd waren. — Erst gegen Mittag, nachdem die Meldung einer nach Quatre-Bras ausgeschickten Entsendung eingelangt war, fing er an, die nöthigen Befehle zur Ausführung seiner Entwürfe zu ertheilen. Er setzte Truppen auf dem Wege nach Quatre-Bras in Bewegung, und mir gab er den mündlichen Befehl, mit dem dritten und vierten Armeecorps nebst der Reiterei der Generale Pajol und Excelmans den Feldmarschall Blücher zu verfolgen."

„Diese Truppen waren bereits durch Marschbefehl aus Charleroi vom 16. Juni mir untergeordnet, und bildeten den rechten Flügel der Armee."

„Ich bemerkte dem Kaiser, daß die Preußen schon um 10 Uhr Abends ihren Rückzug begonnen hatten; daß noch viele Zeit verfließen werde, ehe die Truppen, die sehr zerstreut lagen, — ihre Waffen, um sie zu reinigen, zerlegt hatten, — eben im Abkochen begriffen waren, — und an diesem Tage keinen Marsch erwarteten, — gesammelt seyn konnten; daß also der Feind um 17 bis 18 Stunden im Vortheile sey, und man überdieß im jetzigen Augenblicke nicht einmal wisse, wohin er sich gewendet habe; endlich daß, wenn anders die Meldungen der Reiterei nichts Genaueres über die Richtung seines Rückzuges angäben, es zu vermuthen sey, daß dieser nach Namur genommen wurde, daß ich folglich, wenn ich diese Richtung einschlüge, ganz abgesondert, ganz getrennt vom Hauptheere bleiben und aus dem Bereiche seiner Unternehmungen gerathen würde. Der Kaiser nahm diese Bemerkungen übel auf, wiederholte den mir gegebenen Auftrag, und setzte hinzu: „„Es sey meine Sache, in Erfahrung zu bringen, welche Straße

Blücher eingeschlagen habe; er gehe jetzt, die Engländer zu schlagen; ich müsse die Niederlage der Preußen vollenden, sie darum angreifen, sobald ich sie fände, und zum Briefwechsel mit ihm könne mir die große gepflasterte Straße dienen, die unferne am Schlachtfelde vorüber nach Quatre-Bras zieht....." — Andere Mittheilungen, andere Weisungen habe ich durchaus nicht erhalten. Ich eilte nun, den Generalen Vandamme und Gerard den Befehl zu geben, ihre Truppen in das Gewehr treten zu lassen. Ueber den Marsch der Preußen wußte ich damals nur das, was ich aus dem Berichte Pajols, der sich zu Mazi, auf der Straße nach Namur, befand, ersah. Spuren des Feindes zeigten sich aber auch in der Richtung nach Gembloux. Ich schickte also die Reiterei des General Excelmans dahin und begab mich für meine Person mit dem Fußvolk nach dem Punkte, wo die Straßen von Namur und Gembloux zusammentreffen. Hier erfuhr ich, daß die preußischen Colonnen, die anfänglich auf der letztgenannten Straße gegangen waren, links in die Seitenwege, gleichlaufend mit jenem, der von meinem Aufstellungspunkt nach Gembloux führt, eingebogen hätten. Ich schloß daraus, daß sich Blücher entweder nach Brüssel oder nach Löwen zurückziehe, und begab mich daher nach Gembloux, wo ich zwar erfuhr, daß in der Nacht vom 16. auf den 17. mehrere preußische Colonnen und viele Generale durchgekommen waren, aber wohin sie ihren Marsch gerichtet hatten, war nicht auszumitteln."

„Während ich diese unzureichenden Nachrichten einsammelte, langte das Corps des General Vandamme in Gembloux an. Die Nacht fiel ein. Erst gegen 10 Uhr waren alle Abtheilungen Gerards in diesem Orte versammelt. Excelmans, der über Gembloux hinausrückte, stieß

auf den Feind. Ich gab ihm Befehl, denſelben nicht aus den Augen zu verlieren, ließ den General Pajol rechts und trotz des überaus ſchlechten Wetters den General Vandamme links von Gembloux, das von Gerard beſetzt blieb, Stellung faſſen."

„Dies wurde dem Kaiſer gemeldet, und als ich in der Nacht einige Nachrichten eingezogen hatte, ſandte ich ihm am 18. Morgens um 2 Uhr einen zweiten Bericht, worin ich ihm kund gab, daß ich mit Anbruch des Tages nach Sart-a-Valain aufbrechen würde. Dies geſchah. Dort angelangt, ſchickte ich einen erfahrenen Offizier, den Major la Frénaie, in das Hauptquartier ab, ſowohl um zu melden, daß ich in Erwartung ſey, im nächſten Augenblicke auf die preußiſche Nachhut zu ſtoßen, als auch um weitere Befehle, wenn er deren erhielte, ſchleunigſt zu überbringen."

„Die Meinung eines alten Kriegers, den das Kreuz der Ehrenlegion zierte, und bei welchem ich zu Sart-a-Valain abſtieg, ging dahin, daß die Preußen ſich in den Ebenen von Löwen zuſammenziehen würden. Ich eilte wieder zum General Erceimans, der ſeit dem Morgen der preußiſchen Nachhut auf dem Fuße gefolgt war. Um 11½ Uhr, 1½ Stunde gegen Wavre zu, entdeckten wir endlich preußiſches Fußvolk mit Geſchütz. Sobald ich daſſelbe erkannt hatte, ließ ich es angreifen. General Vandamme an der Spitze ſeiner Truppen warf es. Im Gehölz von Limelette ſetzte ſich der Feind; aber auch hier angegriffen und geworfen, zog er ſich auf Nieder-Wavre. Wir folgten ihm dahin, und befanden uns nach einer oder zwei Stunden im Beſitz jenes Theiles der Stadt, der am rechten Ufer der Dyle liegt."

„Während des Gefechtes im Gehölz von Limelette ließ ſich Kanonendonner links in der Ferne hören. Ich

zweifelte nicht, daß Napoleon das engliſche Heer angreife. Da ich den Befehl hatte, die Preußen zu verfolgen, und mit denſelben bereits handgemein war, ſo hielt ich mich auch verpflichtet, von ihnen nicht abzulaſſen, und ſie auf das Lebhafteſte in Wavre anzugreifen. Denn wenn ſie durch mich auf dieſem Punkte beſchäftiget wurden, ſo konnten ſie gegen das Heer nichts unternehmen, das ſich bei Waterloo ſchlug. Daß aber zwei preußiſche Corps ſchon bei Tagesanbruch Wavre verlaſſen hatten, konnte ich damals nicht wiſſen. Mein Corps zu theilen, fand ich zu gewagt, weil es nur 32,000 Mann ſtark war, und ich die ganze preußiſche Armee von noch 95,000 Mann mir gegenüber glauben mußte."

„Gleichwohl entſendete ich etwas ſpäter den General Pajol nach Limale, in der Richtung, woher der Kanonendonner gehört wurde. Im Beſitz eines Theiles von Wavre hatten wir am jenſeitigen Ufer der Dyle ein preußiſches Heer vor uns, deſſen Stärke zu ſchätzen, der Natur des Bodens wegen, höchſt ſchwierig war."

„Ein lebhaftes Feuer von einem Ufer zum andern begann; unſer Fußvolk plänkelte mit dem preußiſchen; aber es konnte den Uebergang nicht erzwingen."

„Indeſſen langte General Gerard an der Spitze ſeiner Colonne an und erhielt den Befehl, die Mühle von Bielge anzugreifen, um auf dieſem Punkte über den Fluß zu brechen. Excelmans war zu Nieder-Wavre; Pajol, wie ſchon geſagt, marſchirte nach Limale, um mich mit Napoleon in Verbindung zu ſetzen, und den Preußen, wenn es gelang, ſie aus Wavre zu werfen, den Rückzug nach Brüſſel abzuſchneiden."

„Der Angriff auf die Mühle von Bielge, ohne Nachdruck gemacht, gelang nicht. Ich wollte ihn wiederholen

laſſen, als ich — es war etwa 7 Uhr — ein Schreiben des Major-Generals folgenden Inhaltes erhielt:

Von dem Schlachtfelde bei Waterlee,
den 18. um 1 Uhr Nachmittags.

„„Herr Marſchall! — Um 2 Uhr Morgens berichteten Sie an den Kaiſer, daß Sie nach Sart-a-Valain marſchiren. Ihre Abſicht war alſo, ſich nach Wavre oder Corbair zu begeben. Dieſe Bewegung iſt den Ihnen mitgetheilten Entwürfen Sr. Majeſtät ganz angemeſſen.““

„„Indeß trägt mir der Kaiſer auf, Ihnen zu ſagen, daß Sie ſtets nach unſerer Richtung hin ſich bewegen müſſen. Merken Sie wohl auf den Punkt, wo wir ſtehen, um in Gemäßheit darnach zu verfahren, die Verbindung mit uns anzuknüpfen, und ſo in Bereitſchaft zu ſeyn, über feindliche Abtheilungen, die unſere Rechte beunruhigen könnten, herzufallen und ſie zu vernichten. In dieſem Augenblicke iſt die Schlacht von Waterloo gewonnen. Die Mitte des Feindes iſt zu Mont St. Jean. Alſo trachten Sie, ſich an unſern rechten Flügel anzuſchließen.

(Gezeichnet)

Der Herzog von Dalmatien.““

„„Nachſchrift. Ein aufgefangener Brief ſagt, daß General Bülow unſere Flanke angreifen werde. Wir glauben, ſein Corps auf der Höhe von St. Lambert zu ſehen. Verlieren Sie alſo keinen Augenblick, um ſich mit uns in Verbindung zu ſetzen, und Bülow auf friſcher That zu vernichten.““

„In dem Augenblicke, als ich dieſes Schreiben erhielt, waren alle Truppen, die ich bei mir hatte, im Gefechte. Das Corps des General Vandamme ſtack in dem von uns genommenen Theile von Wavre; es war unmöglich, es

herauszuziehen, ohne ſich einem Uebergange des Feindes auszuſetzen. In gleicher Lage befand ſich der Theil des Gerard'ſchen Corps, welcher die Mühle von Bielge hätte nehmen ſollen."

„Aber mehr als die Hälfte dieſes vierten Corps befand ſich noch auf dem Marſche von Gembloux nach Wavre. In Begleitung Gerards ging ich dieſen Truppen bis an das Häuschen, das man la Baraque nennt, entgegen, in der Abſicht, ſie über Limale nach St. Lambert zu ſenden. Die Geſchwindmärſche, die theilweiſe Auflöſung der Ordnung, und der Eindruck, welchen die Entweichung des General-Lieutenant Bourmont, eines Oberſten und mehrerer anderer Offiziere auf die Truppen des vierten Corps gemacht hatte, nahmen den Bewegungen dieſes Corps die erforderliche Schnelligkeit und den gehörigen Nachdruck.*) Geſtern hatte daſſelbe einer unglaublichen Zeit bedurft, um den Marſch von Fleurus nach Gembloux anzutreten, heute war es zu ſpät aufgebrochen. Nach langem Warten kamen die Truppen endlich, welche die einzigen zu einer Bewegung nach St. Lambert verwendbaren waren. Aber der Mangel an guten Wegweiſern, die durch den Regen verſchlechterten Wege und andere Urſachen verzögerten auch

*) In meiner Darſtellung der Schlachten von Ligny, Quatre-Bras und Waterloo unterließ ich abſichtlich, Erwähnung von der Entweichung der berührten Offiziere zu thun, einmal, weil ich das Ereigniß lange nicht für ſo bedeutend in ſeinen Folgen hatte, als einige Schriftſteller behaupten, da dieſe Offiziere von Metz kamen und vor Verſammlung des Heeres bei Beaumont entwichen; zum andern, weil mir von der Aufnahme dieſer Herren niemals etwas zu Ohren gekommen war. Ich ſah hierin einen Beweis, daß ſie ſich in den Geſinnungen verrechneten, die ſie den Feldherrn der Verbündeten zutrauten, und nahm dies für einen Grund mehr, ſie mit Stillſchweigen zu übergehen. —

dieſe Bewegung. Während ſie ausgeführt werden ſollte, kehrte ich nach Wavre zurück, wo ich die Sachen im Alten fand: Geſchützfeuer und Geplänkel ohne Erfolg. Ungeduldig darüber, leitete ich ſelbſt an der Spitze eines Bataillons einen neuen Angriff auf die Mühle von Bielge, wo man ſich herumſchoß, ohne im Geringſten etwas zu erzwecken. Aber General Gerard fiel, und auch dieſer Angriff führte nicht zum Ziele." —

„Da ich weder bei Wavre noch bei Bielge den Uebergang erzwingen konnte, und mir daran lag, mich mit dem Kaiſer, es koſte, was es wolle, zu verbinden, ſo entſchloß ich mich, nur die Generale Vandamme und Excelmans vor Wavre zu laſſen, mit den übrigen Truppen aber nach Limelette zu marſchiren, um mich mit dem Theile des Gerard'ſchen Corps, den ich von la Baraque aus dahingeſendet hatte, zu vereinigen. Als die Nacht einfiel, waren die Reiterei Pajols und eine Diviſion Fußvolk bereits über die Dyle geſetzt; die übrigen Truppen folgten. Der enge Hohlweg, der vom Thale der Dyle nach der Höhe führt, welche Limale und Limelette beherrſcht, — die Dunkelheit der Nacht, — die Nähe des Feindes hinderten auch hier eine ſchnelle Bewegung. Ich blieb bis Mitternacht auf dieſer Höhe, um die Truppen, wie ſie nach und nach anrückten, zu ſtellen."

„Ueber den Ausgang der Schlacht von Waterloo war ich unbekümmert; der Brief des Major-Generals theilte mir ja mit, daß ſie gewonnen ſey. Aber ich wunderte mich, keine Nachricht darüber zu erhalten, obwohl ich Offiziere und Parteien ausgeſchickt hatte. Den größten Theil der Nacht verwendete ich zur Vorbereitung des Angriffes für den nächſten Morgen. Er erſchien, und die Preußen kamen mir zuvor. Ich warf ſie zurück; die Diviſion Teſte

nahm Bielge und Wavre; Vandamme ging nun über die Dyle, und der Feind wurde bis Roſierre verfolgt, das auf der Straße nach Brüſſel liegt. Wir hofften, daß Napoleon nach dem Siege am vergangenen Tage bereits Meiſter dieſer Stadt ſeyn werde."

„Um eilf Uhr machte uns ein von dem Major-General abgeſendeter Offizier mit dem unglücklichen Ausgange der Schlacht von Waterloo bekannt. — Sein Bericht war nur mündlich; er überbrachte weder Befehle noch Weiſungen, woraus ich die Punkte hätte entnehmen können, nach welchen der Kaiſer ſich zurückzog, und wohin auch ich mich wenden konnte. Mein erſter Gedanke war, die Feinde im Rücken anzugreifen. Aber zu ſchwach für ſolches Unternehmen, zog ich den Rückzug nach der Sambre und Maas als das Zweckdienlichſte vor."

„In einem größeren Werke über den Feldzug des Jahres 1815, wozu mir in den Vereinigten Staaten einige der nothwendigſten Belege noch fehlen, werde ich das Nähere über meinen Rückzug nach Paris geben. Es genügt hier, zu ſagen, daß ich ſowohl meine Truppen als die Reſte jener des Kaiſers ohne Verluſt und unerwartet für Alle nach Paris brachte, und daß der erſte Gedanke des Kriegsminiſters, als er dem geſetzgebenden Corps meine Ankunft melden ließ, war, daſſelbe zu erſuchen, öffentlich bekannt zu geben, daß ich mich um das Vaterland wohl verdient gemacht habe."

Hier ſchließe der Auszug der Erzählung des Marſchalls, einer Erzählung, die allerdings von der des Generals Gourgaud abweicht, und auch deßhalb bemerkenswerth iſt, weil ſie Geſtändniſſe über das Mangelhafte der inneren Ordnung des Heeres thut, zu denen franzöſiſche Schriftſteller ſich nur ſelten herbeilaſſen. —

Die Mehrzahl der Militärs wird unter ſich darin übereinkommen, daß das ſpäte Abſenden Grouchy's von dem Schlachtfelde bei Ligny dem Fürſten Blücher eine koſtbare Zeit ließ, die er zu benützen nicht verſäumte. Ich will nicht unterſuchen, ob der Kaiſer früher, als er es that, die Felder von Ligny verlaſſen konnte; ich will nicht beſonderen Werth darauf legen, daß nicht allein die franzöſiſchen, ſondern auch die engliſchen Berichte vom 17. Napoleons Erſcheinen auf der Höhe von Quatre-Bras zu einer Stunde angeben, die vorausſetzt, daß er wenigſtens nach zehn Uhr den Marſch nach dieſem Punkte eingeleitet, folglich auch um dieſe Stunde an den Marſchall den Befehl zum Aufbruch ſchon erlaſſen haben mußte; es fragt ſich vor der Hand nur: war es bei den Umſtänden, wie ſie nach Grouchy's Erzählung lagen, unmöglich, am 17. Abends vor Wavre zu erſcheinen? — Die Entfernung von Fleurus nach Wavre iſt beinahe dieſelbe, wie die von Fleurus nach dem Pachthofe Caillou, in welchem der franzöſiſche Kaiſer in der Nacht vom 17. auf den 18. ſein Hauptquartier bezog. Man weiß, daß der Marſch des Kaiſers durch das verſpätete Vorrücken des Marſchalls Ney, ſo wie durch den Widerſtand der engliſchen Reiterei bedeutend verzögert wurde. Dennoch erreichte derſelbe vor Einbruch der Nacht den oben genannten Punkt, und nahm zum Theil vorwärts zwiſchen Planchenoit und Mont-Plaiſir, zum Theil auf der Straße von Genappe ſeine Aufſtellung. Was alſo die Entfernung des Punktes Wavre von Fleurus betrifft, ſo war es keineswegs unmöglich, dahin zu gelangen. — Die obige Frage verändert ſich demnach in dieſe: welche Gründe ließen am 17. den Marſch nach Wavre nicht zu? — In der Erzählung des Marſchalls finden wir die Antwort. Erſtens waren die Truppen, als ihnen der Befehl zum

Aufbruch ertheilt wurde, nicht dazu bereit, und konnten vor drei Uhr dem Befehle nicht nachkommen; zweitens war Grouchy über das Ziel seines Marsches nicht im Reinen und durch die Berichte Pajols irre geführt.

Der erste Umstand befremdet. Kaum dürfte man auf eines andern Schriftstellers Wort zu wiederholen wagen, daß am Tage nach einer gewonnenen Schlacht die Truppen keinen Marsch erwarteten; daß sie in einem Zustande seyn konnten, aus dem sie nur nach dreistündiger Vorbereitung sich herauszuhelfen vermochten, und wodurch es möglich wurde, daß der größere Theil derselben, obwohl nicht in Standquartieren, sondern im Lager stehend, erst um zehn Uhr Abends, also zehn Stunden nach Erhalt des Marschbefehles, in dem zwei Stunden entfernten Gembloux eintraf. Dem Worte des Marschalls müssen wir Glauben beimessen. Besser, man dürfte dies nicht, weil eben der Umstand, daß die Truppen, deren unbegreifliche Saumseligkeit der Marschall schildert, schon seit dem 16. unter seinem Befehle standen, einen Theil des Tadels, den die Sache verdient, auf seinen Schultern läßt.

Die Voraussetzung des Rückzuges Blüchers in der Richtung von Namur wurde, wie Grouchy gesteht, die Ursache des Verweilens vor Gembloux, nämlich der Aufstellung im Vereinigungspunkte der Straßen nach Namur und dem letztgenannten Orte; sie wurde die Ursache des Marsches nach Gembloux und zwang zur Entfernung von der Dyle, welcher der Marschall sonst gefolgt seyn würde, — eine Richtung, die, wäre sie eingeschlagen worden, der Schlacht von Waterloo einen andern Charakter geben mußte. Sie war vielleicht auch die Ursache des Verweilens während der Nacht vom 17. auf den 18. in Gembloux. — Aber wie konnte man solcher

Vorausſetzung Raum geben? Eine Flucht nach Namur, wäre die Schlacht von Ligny anders geſchlagen worden, war begreiflich; ein Rückzug dahin aber nur dann, wenn entweder Blücher von den Engländern nichts als die Flucht nach ihren Schiffen erwartete, oder wenn die Stärke derſelben ſo beträchtlich geweſen wäre, daß die Seitenſtellung bei Namur größere Vortheile verſprach, als die unmittelbare Verbindung. — Aus der Erzählung Grouchy's geht hervor, daß es die Berichte des Generals Pajol waren, welche die Meinung von dem Rückzuge der Preußen nach Namur veranlaßt hatten. Dieſer General nahm auf der Straße nach der letztgenannten Stadt dem Feinde einige Geſchütze und ſandte ſie in's Hauptquartier. Genügte dies, die gewiß zunächſt liegende Vermuthung, daß Blücher ſich mit Wellington vereinigen werde, aufzugeben? — Daß die vorgeſchickte Reiterei Pajols auf der Straße nach Namur auf preußiſche Truppen ſtieß, war ſo ganz natürlich: denn trotz aller Ordnung, die bei einem Rückzuge herrſchen möge, kann doch nicht verhindert werden, daß nicht einige Abtheilungen nach verlorner Schlacht, die noch dazu im Abenddunkel entſchieden wurde, auf der Straße, auf der ſie den Tag hindurch und im Augenblicke der Entſcheidung ſtanden, forteilen. Gewiß iſt es aber, daß der berührte Umſtand zu keiner entſchiedenen Meinung berechtigen durfte; denn der im Rückzuge begriffene Feldherr ſchickt wohl auch abſichtlich einige Abtheilungen nach falſchen Richtungen ab. *) — Außerdem gab die Straße nach Namur die

*) Hierbei muß wegen des Erfolges und wegen einer Behauptung in der Vertheidigungsſchrift des Marſchalls Grouchy, über die Rückzugslinie der Preußen getäuſcht worden zu ſeyn, nothwendig bemerkt werden, daß eine, Tages vorher bei Onez, in der Verlängerung des feindlichen rechten Flügels, zur Beobachtung aufgeſtellte Colonne

vorderſte Verbindung aller jener gleichlaufenden Wege, auf welchen die Preußen den Rückzug wirklich vollbrachten; denn die Schlacht iſt, ſo zu ſagen, auf dieſer Straße geliefert worden; es mußten daher auf einer gewiſſen Breite derſelben preußiſche Abtheilungen wohl zu finden ſeyn. — Wo aber hat Pajol die Kanonen genommen? Etwa in bedeutender Entfernung vom Schlachtfelde? — Nein, eine kleine Stunde davon, zu Mazi. Bis nach dieſem Orte mußten aber während der ganzen Dauer des 16. die Preußen wohl ununterbrochen geſtreift haben; denn man kann ſagen, erſt dort ſchloß ſich das Schlachtfeld von Ligny. Von Botry, bis wohin, wie wir wiſſen, der preußiſche linke Flügel während der Schlacht ſich erſtreckte, geht man über eine ſanfte Höhe nach dem Thale des Orneau, an deſſen linkem Ufer Mazi liegt. Unfern von dieſem Orte fällt der Lignybach in den Orneau, ſo daß jene Höhe eigentlich den letzten Baſtion auf dem linken Flügel der Frontſtellung hinter dem Lignybach bildete.

Führen wir uns die Aufſtellung der Preußen in der Nacht vom 16. auf den 17. in Erinnerung, ſo kann man

---

Uhlanen von der Reſerve-Cavallerie einzubeordern vergeſſen war; ferner, daß eine ganz dementirte, die Geſchütze ſchleppende 6pfündige Batterie des zweiten Armeecorps, welche Abends vorher, von feindlicher Cavallerie abgeſchnitten, ſich dem dritten Armeecorps angeſchloſſen hatte, den beſtimmten Befehl, nach Gembloux zu marſchiren, nicht befolgend, ohne weitere Bedeckung als die eigene Mannſchaft, mit Tagesanbruch den Weg nach Namur einſchlug. Die gedachte Uhlanen-Escadron zog ſich am 17. früh zurück, gerieth aber, ſo wie jene Batterie, unter die, auf der Straße nach Namur recognoszirende feindliche Cavallerie des Generals Pajol; die Escadron verlor 30 Gefangene; die Geſchütze fielen aber ſämmtlich dem Feinde in die Hände." (Oeſterreichiſche Militär-Zeitſchrift. Jahrgang 1820. 6. Heft. — Das Gefecht von Wavre, von preußiſcher Seite angeſehen.)

ſich eben kein großes Bild von der Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen leichten Truppen, von der Klugheit ihrer Führer oder von der Umſicht derjenigen machen, welche ihnen die Streifwege vorzeichneten.

Ziethen und Pirch brachten die Nacht zwei Stunden vom Schlachtfelde, zu Tilly und Gentinnes, zu. Eine Brigade ſtellte ſich zu Marbais, eine Stunde vom Schlachtfelde, — eine andere bis ein Uhr Nachts zu Brie auf, das auf dem Schlachtfelde ſelbſt liegt. Die Truppen, die bei Sombref gekämpft hatten, verließen zum Theil ebenfalls erſt um Mitternacht dieſen Punkt und zogen in die Gegend von Gembloux nach Notre Dame de Moad. Der General-Major von Bork aber mit drei Regimentern Fußvolk und die Reiterei des dritten Heertheiles blieben zwiſchen Sombref und Point du Jour an dem Schlachtfelde bis vier Uhr Morgens aufgeſtellt, um welche Zeit ſie endlich den weiteren Marſch antraten. Einige hundert Schritte vor ſich hatten ſie die franzöſiſchen Lagerwachen. *) — Man betrachte die ganze Aufſtellung, wie ſie ſich mit dem rechten Flügel den Quellen der Dyle näherte; wie ſie ihre Mitte hinter den Bächen hielt, die bei Saint Guibert ſich vereinigen, und nicht weit oberhalb Mouſtier ihre Waſſer der Dyle zuführen; wie ſelbſt die Spitze des linken Flügels am rechten Ufer des Orneau

*) „Dem Feinde, deſſen Vedetten nur tauſend Schritte von den preußiſchen Maſſen ſtanden, konnte daher über den Rückzug des preußiſchen Heeres nicht der geringſte Zweifel bleiben; ja ſelbſt über die Direktion, ob nach Namur oder nach Gembloux, konnte er ſich kaum täuſchen, worüber übrigens die kleinſte nachgeſchickte Patrouille jede Ungewißheit beſeitigt haben würde." — (Oeſterreichiſche Militär Zeitſchrift Jahrgang 1820. 6. Heft. Das Gefecht von Wavre, von preußiſcher Seite angeſehen.)

blieb, während Gembloux am linken liegt, alſo in einer Richtung vor dieſer Stadt lagerte, die der nach Namur gerade entgegengeſetzt iſt. — Man betrachte dieſe Aufſtellung, ſo leuchtet deutlich der beabſichtigte Rückzug an die Dyle aus ihr hervor, und ſelbſt zugegeben, daß die Franzoſen durch fleißige Streifwachen, die doch keine Ermüdung der Truppen, keine Dunkelheit der Nacht ausſchließen darf, nicht das Bild dieſer Linie ſich erwarben, ſo wird es doch den meiſten Militärs unbegreiflich bleiben, wie der franzöſiſche Kaiſer, 15 Stunden nach dem Siege, noch über die Richtung des preußiſchen Rückzuges ungewiß geweſen ſeyn ſollte, und wie ein franzöſiſcher Marſchall zu dieſer Zeit die Meinung haben konnte, als gehe ſie nach Namur?

Des Kaiſers zuverſichtliche Antwort auf des Marſchalls verlegene Bemerkungen über den erhaltenen Auftrag zur Verfolgung der Preußen iſt ein Beweis, wie wenig jener verlegen geweſen wäre, wenn er die Rolle des Marſchalls zu übernehmen gehabt hätte.

Es iſt wohl eine nothwendige Bedingung bei Ausführung jedes Auftrages, wie der Marſchall ſagt, daß der Feldherr den Untergeordneten auch in den Stand ſetze, ihn ausführen zu können; aber hat es an dem Kaiſer gelegen, die einzelnen Berichte über den Rückzug der Preußen einzuſammeln? — Und ſoll es denn wirklich ſelbſt noch am 17. Nachmittags ſo ſchwer geworden ſeyn, Nachrichten über die preußiſchen Truppen zu erhalten? — Hatten ſie ſo unermeßlichen Vorſprung, daß ſie ganz außer dem Bereiche der Verfolger ſich befanden? — Ein Preuße erzählt uns darüber:

„Am 17. nach 7 Uhr Morgens hatte das dritte Armee-Corps Gembloux paſſirt und machte jenſeits des Orts bis um 1 Uhr Halt, um den ermüdeten Truppen die

nöthige Erholung zu geben. Es konnte dies um ſo eher ohne Gefahr geſchehen, da man die Nachricht vom General Grafen Bülow erhielt, daß derſelbe mit dem vierten Armeecorps, welches an der Schlacht nicht Theil genommen hatte, eine Stunde hinter Gembloux lagere. Um 1 Uhr Mittags wurde der Marſch auf Wavre fortgeſetzt, wo das Corps, mit Ausnahme der die Nachhut machenden neunten Diviſion, nach 8 Uhr Abends die Dyle paſſirt hatte und ſich auf dem linken Ufer lagerte. Die neunte Diviſion traf wegen der durch einen heftigen Gewitterregen grundlos gewordenen Wege erſt in der Nacht ein, und blieb auf dem rechten Dyle-Ufer vor der Stadt." *)

Es ſtanden alſo preußiſche Truppen am 17. noch eine Stunde nach Mittag auf eine deutſche Meile dem Schlachtfelde nahe, und dennoch waren die Franzoſen darüber ohne Kenntniß? — Als jene endlich abzogen, brauchten ſie nicht Landesfuhren, Boten u. ſ. w.? — War denn die dortige Gegend, erſt vor einem Jahre von Frankreich abgeriſſen und ausgedienter Soldaten voll, ſo ſehr der neuen Lage der Sachen ergeben, daß man gar keine Kundſchaft erhielt? — So ſchnell ändern ſich Volksneigungen nicht. — Napoleon rechnete ja vielmehr darauf, dort Anhang zu finden, und ſeine Hoffnungen kann man nicht ganz auf Sand gebaut glauben.

Der Marſchall, einmal in Gembloux angelangt, war, wie er ſagt, im Zweifel, ob Blücher nach Brüſſel oder nach Löwen gehe? — In beiden Fällen iſt Wavre der einzige Punkt, der die Möglichkeit gewährt, ſich beiden Orten auf ſolche Art zu nähern, daß man nach Umſtänden

*) Oeſterreichiſche Militär-Zeitſchrift. Jahrgang 1820. 6. Heft. Das Gefecht von Wavre, von preußiſcher Seite angeſehen. —

mit wenigſtem Zeitverluſte nach dem einen oder dem anderen marſchiren konnte, und es dünkt mich, daß Grouchy überdies, wenn er einmal den Rückzug der Preußen nach einem dieſer beiden Zielpunkte vorausſetzte, keinen Augenblick anſtehen durfte, zu glauben, daß ſie, ſobald als thunlich, zu ihrem Schutze die Dyle zu gewinnen trachten würden. — Für außerordentliche Fälle langt man mit gewöhnlichen Mitteln nicht aus. Preußen und Engländer brachten die Nacht vom 17. auf den 18. großen Theils im Marſche zu. — Warum that dies Grouchy nicht? — Der Regen floß in Strömen; die Truppen waren ermüdet: — aber dies duldeten ja auch die Feinde. Wahrſcheinlich, daß der Marſchall, zu viel Soldat, um dem Ungemache der Elemente zu weichen, und zu viel Feldherr, um, wo es nicht an der Zeit iſt, Truppen zu ſchonen, — den Nachtmarſch in der Richtung, die er am nächſten Morgen einſchlug, und wodurch er ſicherlich noch in der Nacht Wavre erreicht hätte, nur darum nicht unternahm, weil er ſein Auge ſtets noch nach Namur hingekehrt hielt. Wie der Marſchall bei ſeinem Abmarſche von Fleurus, durch zwei Kräfte gerade vor ſich und rechts gezogen, die Mittellinie nach Gembloux ging, — ſo blieb er hier, von dreien gefaßt, bis zum Uebergewichte der einen ſtehen. Dieſe Aufſtellung war leider eine halbe Maßregel, und ſprach ſich auch als ſolche in den Folgen aus. Betrachtet man alle dieſe Umſtände, ſo kann man auf die Falſchheit der Berichte ſchließen, die Grouchy von Seite Pajols erhalten haben muß. Aber Schade, daß auch dies nicht zureicht, den Marſchall zu entſchuldigen; denn Pajol war unter ſeinem Befehle, er war ein Werkzeug in ſeiner Hand. Hatte die durch eine nothwendige Verkettung für die Franzoſen ſo verderbliche Vorausſetzung des preußiſchen

Rückzugs nach Namur auch in Pajols Kopfe den Urſprung gefunden, es war dennoch der Marſchall, der ſie feſthielt. —

In dieſer Beziehung mußte man ſich denn doch in der Nacht vom 17. auf den 18. berichtigt haben. Es ſcheint dies auch wirklich geſchehen zu ſeyn, da der Marſchall am 18ten in der Richtung nach Wavre aufbrach. Nach deſſen eigenen Worten ſtießen ſeine Truppen um 11 ½ Uhr, 1 ½ Stunde vor Wavre, das ſechs Stunden von Gembloux entfernt liegt, auf die feindliche Nachhut, und während des Gefechtes hörte man den Donner von Waterloo. Wenn man annimmt, daß die Franzoſen um 3 Uhr Morgens (der Marſchall ſagt: mit Tagesanbruch) Gembloux verließen, ſo hatten ſie 8 ½ Stunden gebraucht, um 4 ½ Wegeſtunden zurückzulegen. Die Wege müſſen ſich in einem Zuſtande beinahe gänzlicher Unbrauchbarkeit befunden haben; denn ſonſt iſt dieſer Zeitaufwand, ſo wie die Urſache, warum Grouchy durch das in jeder Richtung durchſchnittene Land nur auf einer einzigen Straße marſchirte, nicht ganz erklärbar. Aber auch ſchon am 17. waren die Wege grundlos, und dennoch marſchirten die Preußen in drei Abtheilungen, wovon die eine von Gembloux bis hinter Wavre ſechs Wegeſtunden zu gehen hatte, und dies von 1 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Abends bewirkte.

Dieſer Zeitaufwand der Franzoſen konnte es dem Feldmarſchall Blücher möglich gemacht haben, ungeſtört eine übereinſtimmende Bewegung nach den Anſichten des Herzogs von Wellington einzuleiten, der, wie der Donner des Geſchützes verkündigte, die vom franzöſiſchen Kaiſer gewünſchte Schlacht angenommen hatte. Der Marſchall ſollte dieſes bei der Stärke Blüchers, die ihm bekannt war, vorausſetzen; und war nicht die bisherige Marſchrichtung eine unverkennbare Einleitung zur gänzlichen

Verbindung mit dem Herzog? — Auch hier scheint der Marschall durch übertriebene Berichte seiner Vortruppen getäuscht worden zu seyn, da er in dem Augenblicke, wo er von dem Angriffe auf Wellington hörbare Beweise erhielt, sich mit dem Gedanken beruhigte, die Preußen vor Wavre nicht aus dem Schach zu lassen, und selbst gesteht, daß er damals den Abmarsch von drei Viertheilen des preußischen Heeres nach Saint Lambert nicht wußte, im Gegentheil die ganze Streitkraft des Fürsten vor sich zu haben glaubte.

Die preußischen Berichte über die Begebenheiten bei Wavre stehen in bedeutendem Widerspruche mit einigen Angaben Grouchy's. Ich führe die betreffenden Thatsachen hier an, um, in so ferne es an mir liegt, die Vertheidiger des Marschalls auf die Punkte aufmerksam zu machen, wo ihre Gründe nicht zureichen. Nach den benannten Berichten, verglichen mit der Erzählung des Grafen Grouchy, wird eine große Zahl der Militärs immer noch die Frage stellen: wie war es möglich, daß man sich einen halben Tag hindurch über die Stärke der Preußen täuschen, und 16,000 Mann — so stark war Thielemann *) — für 95,000 halten konnte? — Wenn auch zur Stunde des Angriffes auf Wavre das linke Dyle-Ufer bereits so sehr von den Truppen des ersten, zweiten und vierten preußischen Heertheiles entblößt gewesen seyn sollte, daß Bewegungen, die Blüchers Marsch verrathen konnten, nicht mehr bemerkbar waren, so verließ doch die Brigade von York (oder vielmehr 6 Bataillone, 2 Schwadronen und eine Batterie) im Angesichte der Franzosen das rechte Ufer,

*) Carl von Plethe u. s. w. Der Krieg des verbündeten Europa gegen Frankreich im Jahr 1815, Seite 75.

und trat um 3 Uhr den Marsch nach Couture an. *) Aber die Straßen nach Saint Lambert und Couture waren um diese Stunde noch keineswegs von Truppen entblößt; Thieleman zählt vielmehr die Ueberfüllung derselben mit Abtheilungen des ersten und zweiten Heertheiles mit unter den Gründen auf, warum er um 3 Uhr Nachmittags den Marsch nach Couture, wozu er Befehl hatte, nicht fortsetzte, sondern hinter Wavre aufmarschiren ließ. **)

Die preußischen Berichte sagen ferner, daß Ziethen erst am Mittage Bierge (von Grouchy Bielge genannt) verließ, um über Ohain die rechte Seite des französischen Heeres zu gewinnen. ***) Aber auch die siebente und achte Brigade des zweiten Heertheiles, welche längere Zeit zur Unterstützung der neunten Brigade zu Wavre aufgestellt waren, konnten erst spät den Marsch nach Saint Lambert antreten, und kamen nicht vor 2 Uhr über den Fluß, ja sie wurden von den Batterien des Marschalls während ihrer Bewegung am jenseitigen Thalrand mit Granaten beworfen. ****)

Wie konnte nach diesen Thatsachen geschehen, daß während der Annäherung des Grafen Grouchy, ja während er bereits im Besitze von Nieder-Wavre war, preußische Truppen ungesehen nach der Richtung hinziehen konnten, wo die Schlacht zwischen dem Kaiser und dem Herzog von Wellington, Allen hörbar, geschlagen wurde? — Wie läßt sich der Frage begegnen, ob denn von den Landleuten der Gegend, von den Bewohnern des Theiles von Wavre,

*) Plothe u. s. w. Seite 73.
**) Plothe u. s. w. Seite 73.
***) Plothe u. s. w. Seite 63.
****) Plothe u. s. w. Seite 63.

der gleich Anfangs in franzöſiſche Hände gerieth, gar nichts über den Abmarſch von drei Viertheilen des preußiſchen Heeres zu erfahren geweſen ſeyn ſollte? —

Es iſt zu vermuthen, daß die Reiterabtheilung, welche dem General Bülow aus der Richtung von Limale begegnete, und welcher er das zweite pommer'ſche und erſte ſchleſiſche Landwehr-Cavallerie-Regiment mit Erfolg entgegenſendete, zum Corps des Generals Pajol gehörte, der, wie Grouchy erzählt, nach jenem Punkte in Marſch geſetzt wurde. Da der Marſchall weder von dieſem Ereigniß, noch von der Beſchießung der am linken Ufer marſchirenden ſiebenten und achten Brigade Erwähnung thut, ſo läßt ſich auf die Nachläßigkeit ſchließen, mit der die Meldungen in das Hauptquartier gemacht wurden.

Das Gefecht bei Wavre und Bierge ehrt die Preußen, den General ſowohl als die Truppen, ungemein. Wir ſehen Thielemann in einer ſchwierigen unerwarteten Lage mit Scharfblick und Entſchiedenheit die Vertheidigung der Dyle gegen einen doppelt überlegenen Feind ordnen und durchführen; — in einer unerwarteten Lage, denn Thielemann war auf nichts weniger, als auf dieſe Rolle gefaßt, ſondern vielmehr bereits im Marſche, um als Nachhut Blüchern zu folgen. Es iſt bekannt, daß Blücher am 18. Morgens gar nicht mehr erwartete, verfolgt zu werden, da er es durch 36 Stunden nach der verlorenen Schlacht nicht geworden war. Darum wurde ihm am 17. deutlich, daß der Kaiſer ſich mit allen Kräften gegen Wellington gewendet habe, und darum wollte er am 18. ſogar auch den dritten Heertheil mit ſich nach Saint-Lambert nehmen, und an der Dyle nur einige Bataillone ſtehen laſſen. Als Thielemann das Anrücken Grouchy's vernahm, entſchloß er ſich augenblicklich, dem Kommenden einen Damm

entgegen zu ſetzen, der wenigſtens ſo lange hielte, bis bei Waterloo der Kampf entſchieden ſeyn würde. — Für die Franzoſen kam das Gefecht bei Wavre und Bierge zu keiner Entſcheidung. — Es löſete ſich in ein Geknalle auf, worüber, wie es in ſolchen Fällen zu geſchehen pflegt, Zeit und Beſinnung verloren gingen. Der Marſchall fühlte dieſes wohl. Er ſpricht es auch unverholen aus. Aber durch das Lob, das er den Talenten und dem Muthe des Grafen Vandamme ertheilt, hat er den Einwurf nicht widerlegt, daß der Angriff auf Wavre gelungen wäre, wenn man denſelben hinlänglich unterſtützt und gehalten hätte. Es bleibt noch immer unbegreiflich, wie 32,000 Mann über 16,000 in 10 Stunden und in der Lage, worin ſich beide befanden, nicht die Oberhand gewinnen konnten.

Das Schreiben des Major-Generals, welches der Marſchall um 7 Uhr erhielt, ſcheint beſonderer Beachtung werth. Es iſt „um 1 Uhr Nachmittags" überſchrieben; der Eilbote, der nach Napoleons Berechnung in zwei Stunden den Marſchall treffen ſollte, bedurfte hiezu ſechs, und zwar darum, weil er, ſtatt über Mouſtier zu gehen, den längſten Weg über Quatre-Bras und Gembloux ging. Vier höchſt wichtige, unerſetzbare Stunden waren durch dieſe Verſpätung für den Marſchall verloren!

Dieſer führt den Befehl des Major-Generals als Beweis an, daß er Gourgauds Vorwurf, den des Mißverſtehens der erhaltenen Weiſungen, nicht verdiene. Aber man wird einwenden: beweiſt dieſer Brief wohl, daß Grouchy am 17. die Meinung des Kaiſers nicht mißverſtand? — Nein, er ſagt nur, daß er am 18. um 2 Uhr Morgens auf dem rechten Wege war. — Beweiſt er, daß der Marſchall ſpäterhin genau in die Befehle des Kaiſers eingegangen ſey? — Nein; denn er iſt von früherer

Stunde. — Er bürgt alſo für nichts als für die Zweckmäßigkeit des Marſches von Gembloux nach Sart-a-Balain. — Das Stillſchweigen des Major-Generals über Grouchy's Benehmen am 17., gegen das er freilich kein Lob, aber auch nicht den geringſten Tadel ausſpricht, kann als eine Billigung deſſelben angeſehen werden. Aber Zweifler ſagen: Man weiß ja, wie ſchwer man ſich in einem Augenblicke, wo man ſieht, daß geſchehene Fehler verbeſſert werden, zum Tadel herbeiläßt. Man kann noch ſo ſehr mit dem Grafen unzufrieden geweſen ſeyn, ſo wollte man ihm jetzt nicht wehe thun, jetzt, wo man ihn brauchte, und wo er ſich anſchickte, den früheren Weiſungen nachzukommen, auf die der Major-General, eben durch die Billigung des Marſches auf Sart-a-Balain, aus Grund der Uebereinſtimmung mit des Kaiſers Willen, hinwies.

Wie kömmt es aber, daß man auf einmal von Weiſungen ſprechen, und ſich darauf berufen hört, da der Marſchall doch behauptete, nie deren erhalten zu haben? — Gourgaud und mehrere Andere ſprechen von Befehlen, die am 17. Abends und am 18. Morgens an den Grafen Grouchy erlaſſen wurden, die aber leider nicht ankamen, und deren Verluſt als eine Haupturſache des unglücklichen Ausganges der Schlacht von Waterloo anzuſehen ſey. Der Marſchall dagegen zweifelt, ob dieſe Befehle je gegeben wurden. Die Weiſungen, nach deren Sinne gehandelt zu haben der Graf behauptet, können ihm alſo zu keiner andern Zeit als während ſeiner Zuſammenkunft mit dem Kaiſer auf dem Schlachtfelde von Ligny gegeben worden ſeyn. Nach ſeiner Erzählung aber wurde ihm dort gar nichts weiter geſagt, als daß der Kaiſer die Engländer zu ſchlagen gehe, und daß es an ihm liege, die Niederlage der Preußen zu vollenden. Hat nun Grouchy keinen

beſtimmteren Auftrag erhalten, ſo däucht es ein Räthſel, wie es kommt, daß der Major-General einen Marſch deſſelben darum mit den Entwürfen des Kaiſers übereinſtimmend finden kann, weil er nach Corbair oder Wavre, d. i. in die Richtung der Dyle, führt. Dieſe Worte nehmen dem Marſchall das Verdienſt, ſelbſt die Wichtigkeit der Dyle beachtet zu haben, und wenden es dem Kaiſer zu. Da nun der Marſchall hierüber ſchweigt, ſo werden Manche noch immer dem Glauben getreu bleiben, daß er, wie Gourgaud anführt, bei ſeinem Abmarſche von Fleurus dennoch beſtimmtere Befehle erhielt. *) Daß mit dieſen auch der Auftrag verbunden war, die rechte Seite der Armee des Kaiſers zu decken, iſt nur unter der Vorausſetzung zu bezweifeln, daß man in dem damaligen Augenblicke von der Rückzuglinie der Preußen nicht die entfernteſte Ahnung hatte; und eben ſo wenig über den Umſtand, ob und wo Wellington die Schlacht annehmen würde, unterrichtet geweſen war. Unabänderlich feſt können freilich ſolche Befehle nicht gegeben werden; aber der Fall, daß die Preußen ſich auf die Engländer zurückziehen werden, mußte doch auch in Berathſchlagung kommen, und für dieſe Möglichkeit mußte eine Anordnung entworfen

*) Grouchy ſagt: Napoléon ne me prescrivit point, ainsi que voudrait le faire croire le signataire de l'écrit, dont je m'occupe (Gourgaud), de couvrir le flanc droit de l'armée qui devait attaquer les Anglo-Belges, en prenant une position ou en marchant parallement à elle: un tel ordre donné au moment ou il allait les combattre sans positivement savoir ou ils étaient, et ou ils recevraient la bataille et quand il ignorait sur quels points s'étaient retirés les Prussiens, qu'il m'ordonnait de poursuivre, un tel ordre, dis-je, eût été absurde. On ne peut à la fois prendre une position, couvrir le flanc d'une armée et en poursuivre une autre.“ — (Observations etc. p. 29.)

seyn, in der man den verfolgenden Truppen, wenn auch nicht den Punkt, zum wenigsten doch die Richtung, der sie folgen sollten, bezeichnete. Wenn sich auch die zwei Zwecke, ein feindliches Heer zu verfolgen, und einem befreundeten die Flanke zu decken, nicht jederzeit vereinigen lassen, so wird man doch zugestehen, daß dies durch den Marsch Grouchy's an die Dyle geschehen wäre. Das um 7 Uhr erhaltene Befehlsschreiben hatte keinen zweideutigen Charakter; aber der Marschall befand sich nicht in der Lage, gehorchen zu können. Seine Truppen waren im Gefechte verwickelt, staken in den Häusern oder befanden sich auf dem Anmarsche. Die Schilderung von dem Zustande des Gerardischen Corps, das, statt um Tagesanbruch von Gembloux aufzubrechen, großen Theils um 7 Uhr Abends noch nicht einmal Bavette erreicht, folglich in 16 Stunden nicht 5 Wegstunden zurückgelegt hatte, erregt Bedauren, weil man dessen elenden Zustand sowohl, als überhaupt die Mattigkeit und Unsicherheit der späteren Bewegungen desselben dem Marschall, dem es untergeordnet war, zuschreiben wird, indem man überhaupt jeden General tadelt, der seine Truppen schon vor der Schlacht so aus der Hand läßt, daß er aufhört, über sie verfügen und sie seinen Ansichten entsprechend verwenden zu können. Des Marschalls Eifer, es koste was es wolle, zu der gewünschten Verbindung mit dem Kaiser zu gelangen, spricht sich durch den Entschluß aus, seine Kräfte zu theilen, Vandamme und Excelmans vor den angegriffenen Punkten zu lassen, mit den übrigen Truppen aber über die Dyle zu gehen. Konnte dieser Entschluß jetzt gefaßt und ausgeführt werden, warum nicht früher, wo noch Erfolg zu erwarten war? — Thielemann, jeden Augenblick befürchtend, vor Wavre und Bierge übermannt

zu werden, hätte den Uebergang bei Limale niemals verhindern können.

Die Nacht brach ein. Der Donner von Waterloo schwieg. Die zwölfte preußische Brigade, welche den auf den Höhen von Limale in dichten Massen aufgestellten Franzosen entgegenstand, wußte ihre Schwäche zu verbergen. Grouchy setzte seinen Marsch nicht fort, sondern bereitete sich zum Gefechte für den nächsten Morgen, unbekümmert, wie er selbst sagt, über den Ausgang der Schlacht von Waterloo, die ihm der Major-General gewonnen nannte. Ist es möglich, daß dem Marschall trotz dem, daß der aus der Ferne herüber schallende Geschützdonner die Richtung nicht änderte, was ein Beweis war, daß die Schlacht den ganzen Nachmittag hindurch von den Engländern gehalten wurde, trotz den anerkannten Eigenschaften des Herzogs von Wellington, — trotz der für Napoleon überraschenden Mitwirkung Blüchers (denn davon überzeugte ihn das Schreiben, wenn er bis 9 Uhr Abends nicht selbst den Abmarsch der Preußen hat in Erfahrung bringen können), — daß ihm auch jetzt noch kein Zweifel über den Ausgang derselben in den Sinn kam? Sollte wirklich die Nachricht des Major-Generals ihn in diesem festen Glauben erhalten haben? — er gibt dies wohl nicht im Ernste an; denn der erfahrene Krieger weiß gewiß, daß man den Tag nicht vor dem Abend loben dürfe, daß eine Schlacht, gleich nach ihrem Beginne (der Brief Soults ist um 1 Uhr Nachmittags geschrieben) für gewonnen erklärt, allerdings noch Wendungen unterworfen sey, und daß überhaupt der Ausdruck Soults nicht mehr sagen will, als daß sich die Schlacht gut anlasse. —

Am 19. unterlag endlich Thielemann; aber er hatte das Seinige gethan, das Gefecht vom 18. war auch für

ihn ein Sieg und hohen Lobes werth. — Grouchy in der Vorausſetzung des glücklichen Ausganges der Schlacht von Waterloo wollte nun nach Brüſſel vorrücken, als die Nachricht kam, die mit einem Schlage alle ſeine irrigen Hoffnungen vernichtete. Die Art, wie er dieſe Nachricht erhielt, ohne Befehle, ohne Mittheilung von dem Beginnen Napoleons, mußte ihn, wenn dieß auch nicht das Wort des Bringers that, von der gänzlichen Auflöſung des kaiſerlichen Heeres überzeugen.

Seine Lage in dieſem Augenblicke war ohne Zweifel höchſt ſchwierig; aber gerade der Mangel an jeder ferneren Weiſung wies ihn ganz auf ſich ſelbſt zurück, und ließ ihm freie Hand, Alles zu thun, was er für zweckmäßig halten würde. Vieles hing von dem Entſchluſſe, den der Marſchall jetzt zu nehmen hatte, ab.

Er beſtimmte ſich zum Rückzuge, den er auch mit beſonderer Klugheit glücklich vollendete, und er ſagt bei dieſer Gelegenheit die höchſt wichtigen Worte:

„Mein erſter Gedanke war, die Feinde im Rücken anzugreifen; aber zu ſchwach für ſolches Unternehmen, zog ich den Rückzug nach der Sambre und Maas als das Zweckdienlichſte vor.“ — Der Gedanke eines Angriffs im Rücken der Feinde, der hier von dem Marſchall ſelbſt ausgeſprochen iſt, war es, was mir im Sinne lag, als ich weiter oben ſagte: „Ein kühner Geiſt hätte an Grouchy's Stelle ſelbſt am 19. noch wahrſcheinlich etwas Anderes gethan.“ Ich wagte damals, als ich dieſe Worte zum erſten Male ſchrieb, nicht, dieſen Gedanken klar auszuſprechen, und deutete nur darauf hin; — daß Grouchy ihn denken konnte, iſt ein Beweis, daß er ausführbar war. Und nun die Frage: warum geſchah dies nicht? — Das Erſcheinen von 30,000 Mann im Rücken der zerſtreut

verfolgenden Verbündeten hätte große Nachtheile für ſie haben können, hätte ſie vielleicht zum Stehen gebracht; denn derjenige, der einen ſolchen Zug thut, thut auch mehr und wird gewiß gefürchtet. Flügelſchnelle Bewegungen von Grouchy's Seite würden die Verbündeten gehindert haben, ſeine Stärke bald und genau zu ſchätzen! — Tauſende von Gefangenen hätten ſich an ihn geſchloſſen; — Waffen, Siegeszeichen, Bedürfniſſe aller Art wären ihm in die Hände gefallen: genug, um ſeine durch die Niederlage von Waterloo ſo tief gekränkten Truppen zu den kühnſten Thaten zu begeiſtern. Verwegener Muth von ihrer Seite, hohe Thätigkeit von der ſeinigen würden dieſem Unternehmen einen Charakter von Gefährlichkeit, und dem Marſchall einen Ruf von Unternehmungskraft verſchafft haben, wodurch er die Hauptſtärke der Preußen und Engländer von dem Einbruche in Frankreich ab-, und vielleicht gegen ſich gezogen hätte. Der Kaiſer und die Flüchtigen aber gewannen Zeit, ein Engel demjenigen, der Rettung ſucht. — Was war zu wagen dagegen? was zu fürchten im ſchlimmſten Falle? — Mit der Zeit aufgerieben zu werden? — Wahrſcheinlicher Weiſe. Aber dies zugegeben, war der Preis eines ſolchen Opfers nicht vielfach werth? — Was nützte der geſchickte Rückzug Grouchy's der Sache, für die er ſtritt? —

Die angegebene Bewegung in den Rücken der Verbündeten, nicht erſt am Morgen, ſondern ſchon in der Nacht vom 18. auf den 19. ausgeführt, würde natürlich von noch größerem Erfolge geweſen ſeyn. Man denke ſich nur die Zertheilung der Preußen, die Ermattung der Engländer, das nächtliche Dunkel und das Unvermuthete der ganzen Sache! Ueberdieß war Wellington entfernt von den Seinigen, in Brüſſel. Welch ein Zufall! Freilich

wußte ihn Grouchy nicht; aber dies allein hatte ihn auch nicht zu bestimmen; es beweiset nur die Wahrheit des Satzes: „Dem Kühnen verbindet sich das Glück!“ — Grouchy wußte am 18. Abends von dem Verluste der Schlacht noch nichts; aber wenn er, dem Befehle wörtlich nachkommend, die Abends um 7 Uhr begonnene Bewegung über Couture oder Saint-Lambert fortgesetzt hätte, um sich rechts an den Kaiser anzuschließen, wie dann? — Für die Unthunlichkeit des Marsches nach Saint-Lambert überhaupt führt Grouchy an, daß Blücher von Tagesanbruch bis 1 Uhr marschirt sey, um auch nur dahin zu gelangen; daß er folglich Flügel hätte haben müssen, wenn er noch vor Entscheidung der Schlacht bei des Kaisers Heere hätte eintreffen sollen. Aber die Entfernung von Limale oder Wavre nach Saint-Lambert ist nun einmal nicht über drei Stunden, und man weiß ja, wie sehr die Preußen auf jenem Marsche aufgehalten wurden, welche Strecke sie noch am rechten Ufer der Dyle zurückzulegen hatten, und wann sie eigentlich abmarschirt und angelangt sind. Doch diese Einwendung betraf nur eine übereinstimmende Bewegung Grouchy's am 18. Nachmittags. Wer hätte diese in der Nacht gehindert? Von der Stärke Thielemann's konnte man sich während des Tages doch überzeugt haben, und obwohl diese der Marschall als Theilbestimmungsgrund zum Rückzuge am 19. angibt, so erlaube ich mir doch, zu glauben, daß es hauptsächlich der Zustand der Truppen war, der ihn von jenem kühnen Unternehmen abhielt. Brav jeder einzelne Mann für sich, aber auch gegen jeden Zügel empört, konnte ihn nur die Gegenwart des Kaisers in Zaum halten. In der Ordnungslosigkeit verlor sich die Kraft. Aber sollte es denn nicht Mittel gegeben haben, die Truppen aufzuregen, zu leiten? — Warum konnte

der Kaiſer dieſe Mittel finden? warum der Marſchall nicht? —

Hier wollen wir die Worte Rogniat's anführen, die Grouchy nicht überſieht, und die, wenn man dem Marſchall auch alle Behauptungen zugibt, die er zu ſeiner Rechtfertigung vorzubringen für nöthig hält, noch immer eine Beſchuldigung in ſich faſſen, die ſchwer abzulehnen ſcheint. In ſeinen Betrachtungen über die Kriegskunſt *) ſagt der General Rogniat: daß Generale, welche Seitenabtheilungen führen, nicht erſt den Befehl des Oberfeldherrn abwarten ſollen, um ihren Nachbarn zu Hülfe zu eilen; daß es, ſobald ſie ein etwas lebhaftes Feuer bei der Haupt-Colonne vernehmen, ihre Pflicht ſey, alſogleich, ohne erſt Befehle, die durch Zufälle aller Art verſpätet werden können, abzuwarten, und dadurch eine koſtbare, oft unerſetzliche Zeit zu verlieren, nach der Gegend des Feuers zu marſchiren, um an dem Gefechte Theil zu nehmen; — daß das Schickſal der Schlachten, das Wohl der Heere von ihrer Entſchloſſenheit abhänge; — daß der zu berühmte Feldzug von Waterloo ein denkwürdiges Beiſpiel der Unfälle ſey, die daraus folgen, wenn man dieſe Grundſätze vergißt. —

Dieſe Worte, im Zuſammenhange aufgefaßt, enthalten eine tiefe Wahrheit. Sie weiſen die Gränzen an, wo die Form der Einſicht weichen muß, und zeigen den Weg, die Gewalt des böseinwirkenden Zufalls zu mindern, indem man ihm ſchneller begegnet. So lange dieſe Einwirkung von Außen aus der Führung des Krieges, wie aus der Leitung der Schlachten, nicht verbannt werden

*) Rogniat (le Baron de) considerations sur l'art de la guerre. 2. édition. Paris 1817, p. 341.

kann, ſind beſtimmte Befehle, d. h. ſolche, die keine Aenderung zuließen, für den einen wie für den andern Fall unmöglich. Jeder Führer einer abgeſonderten Truppe befindet ſich in der Lage, auf das Einwirken von Umſtänden, die in ſeiner Weiſung nicht berechnet waren, gefaßt ſeyn zu müſſen. Trifft ein ſolcher Umſtand die Haupttruppe, und ändert dort die Verhältniſſe, ſo ſind auch die aller Nebentheile geändert, und Alles hat nur in Bezug auf die erſtere zu wirken. — Man kann von dem Marſchall nicht verlangen, daß er die berührten Grundſätze Reginat's ganz ruhig und unbefangen leſe. Darum auch ſeine Antwort: „wenn man die Wahrheit dieſer Sätze zugibt, ſo folgt daraus, daß ich, ſobald ich den Donner der Kanonen um Mittag hörte, von der Verfolgung Blüchers hätte abſtehen ſollen, deſſen Nachhut bereits von mir angegriffen war, um mich ohne Verweilen zu Napoleon zu begeben. Meine Meinung — ich geſtehe es — iſt ganz entgegen. Ich glaube nicht, daß es einem Untergeordneten zukömmt, den Befehlen ſeines Chefs zuwider zu handeln." — Wer zweifelt an dieſen Worten, wenn man ſie im Allgemeinen betrachtet? — Aber nicht abſtehen von Blüchers Verfolgung ſollte Grouchy — warum von einem Pol zum andern? — Thun ſollte er am Mittage, was er am Abend thun wollte: die Preußen beſchäftigen mit einem Drittheil ſeiner Streitkräfte, mit den andern beiden die Verbindung mit Napoleon ſuchen. — Wie ſehr dies der Kaiſer wünſchte, bezeigt das Schreiben des Major-Generals. Was Reginat ſagt, traf hier wörtlich ein: die Befehle aus dem Hauptquartiere gingen verloren, oder wurden verſpätet; — eine koſtbare unerſetzliche Zeit ſchwand ungenützt dahin, und während man dort hoffte und hier zauderte, geſchah hier nichts und dort ging Alles zu

Grunde. — Die Truppe iſt ein Werkzeug in der Hand des Führers, und Jeder, welchen Namen er trage, iſt es, ſo lange er unter den Augen eines Höheren ficht. Der abgeſonderte Führer aber iſt keines mehr. Freie Verſtandesthätigkeit muß ihm zugetraut und zugegeben werden. Der Mangel an Einſicht der Untergeordneten hat ſo manche kluge Unternehmung ausgezeichneter Feldherrn ſcheitern gemacht, wie wir das häufig in der Kriegsgeſchichte finden. Freilich iſt der eigene Schritt dem ſchwer, der nur getragen zu werden gewohnt iſt, und bequemer möchte es ſeyn, ſich all und überall nur an das Wort zu halten. Aber hat wohl Graf Grouchy ſelbſt dieſes gethan? — Er ſagt: „Mein Auftrag war, den Feldmarſchall Blücher zu verfolgen, ihn nicht aus dem Geſichte zu verlieren, und ihn anzugreifen, ſobald ich ihn erreiche.“ Was enthält wohl dieſer Auftrag anders, als das, was eigentlich geſchehen hätte ſollen und nicht geſchehen iſt? — Verfolgt hat Grouchy den Feldmarſchall Fürſten Blücher freilich, aber hat er ihn auch ſtets im Geſichte behalten? — Er, der am 17. nur 2 Stunden weit kam, während Thielemann bis Abends 8 Uhr 7 Wegſtunden zurücklegte, und dennoch von früh 7 Uhr bis Nachmittags um 1 Uhr, alſo 6 volle Stunden, bei Gembloux raſtete? — Daß der Marſchall am 18. erſt Nachmittags 3 Uhr vor Wavre erſchien, ſich betrog in der Schätzung der gegenüberſtehenden Feinde, und einen langen Nachmittag hindurch 16,000 Mann für 95,000 Mann hielt, das wird ihn kaum entſchuldigen, und obwohl der Tadel großen Theils auf die Nachläßigkeit der Truppen fallen muß, ſo theilt der Feldherr auch dieſen, wie er ihren Ruhm theilt. Der Donner von Waterloo, den man bis Köln hörte, ſeit 11 Uhr Morgens bis Abends 9 Uhr unabänderlich auf demſelben Platze feſtgebannt, konnte, in

Entfernung einiger Stunden im Flachlande, nicht für das Zeichen eines Nachhutsgefechtes gehalten werden. Der Marschall spricht aber weder von einer Truppenentsendung, deren bestimmter Auftrag gewesen wäre, sich früh genug Kunde darüber zu verschaffen, was dieses Feuer zu bedeuten habe; in welcher Lage sich der Kaiser befinde ꝛc., noch überhaupt von irgend einem zulänglichen Mittel, das er angewendet hätte, sein Verhältniß zur Hauptcolonne in diesen wichtigen Stunden erschöpfend kennen zu lernen. Man wird ihm daher, obgleich er es versichert, nicht zugeben, daß er sich streng nach den Regeln des Krieges benommen. — Und warum hat der Marschall den Kaiser während des 18. nicht von Stunde zu Stunde von seiner Lage unterrichtet? War es klug, denselben in der völligen Unwissenheit über das, was an der Dyle vorging, zu lassen? — Ungewißheit ist der furchtbarste Feind des Entschlusses. Hätte der Kaiser bis um 5 Uhr mit Sicherheit erfahren: „Die Preußen kommen, aber Grouchy nicht," — wer weiß, welche andere Wendung er seiner Sache gegeben? — Hätte er Abends gewußt, wie es mit dem Marschall steht, wer kann sagen, er hätte nicht irgend einen überraschenden Vortheil aus 30,000 gesammelten, unter seiner Führung trefflichen Soldaten ziehen können?

Die Vorschläge, welche der Marschall gibt, um den Feldzug gegen den Herzog von Wellington und den Fürsten Blücher auf eine für Napoleon günstige Weise durchzuführen, bringen uns ganz natürlich zu den Vorwürfen, welche dem Kaiser selbst von verschiedenen Seiten gemacht werden. Wir wollen zunächst seine beiden Marschälle hören.

Grouchy tadelt in dem Entwurfe des Kaisers hauptsächlich, erstens: den Entschluß, das Heer, nachdem es den Uebergang der Sambre erzwungen, zu theilen.

Sofern er glaubt, daß der Kaiſer 46,000 Mann unter Ney nur allein aus der Urſache, um den Engländern zu begegnen, nach Quatre-Bras marſchiren ließ, wird man ihm Recht geben müſſen. Aber man war im franzöſiſchen Hauptquartiere zu genau von Stunde zu Stunde über den Vorſchritt der Zuſammenziehung des engliſch-holländiſchen Heeres unterrichtet, als daß man nicht einen andern Zweck mit dieſer bedeutenden Entſendung verbunden hätte. Der andere Zweck war, wie bekannt, die der einen Hälfte von Ney's Truppen für den Fall, daß Blücher dieſſeits Gembloux eine Schlacht annehme, vorgezeichnete Bewegung in den Rücken der preußiſchen Hauptmacht. Die Nichtausführung dieſer Anordnung war es, welche der Schlacht von Ligny den wenig entſcheidenden Charakter, und dem Siege die Folgen nicht gab, die man erwarten durfte. — Was der Marſchall über die wenige Zuverläßigkeit des Zuſammentreffens getrennter Heerestheile im Augenblicke einer Schlacht ſagt, iſt von den klügſten Feldherrn weit öfter ausgeſprochen als beherzigt worden. Bei Ligny und Waterloo haben wir abermals Beweiſe des Scheiterns ſolcher Entwürfe, aber auch ein großes Beiſpiel des Gelingens.

Am Ende wird vielleicht das eine wie das andere nur von dem Charakter, den Talenten und der Umſicht der Generale abhängen.

Der zweite Tadel betrifft den ſpäten Beginn der Schlachten am 16. und 18., und die Unthätigkeit des Kaiſers am 17. Vormittags. — Ich wage gegen dieſen Tadel, inſoweit er die Schlacht von Ligny trifft, nichts zu ſagen. Ob es möglich war, das vierte Corps von Chatellet früher nach Fleurus zu ziehen, oder nicht? — ob bei der Vorausſetzung der anbefohlenen Mitwirkung Ney's der Kaiſer

nicht durch deſſen verſpätetes Vorrücken gegen Quatre-Bras aufgehalten wurde? — ob es vielleicht in ſeiner Abſicht lag, nicht früher zu ſchlagen, bis er gewiß war, daß die Engländer zu nahe ſeyen, um, wenn Blücher geworfen war, noch eine Schlacht vermeiden zu können? — das weiß ich nicht. — Die ſcheinbare Unthätigkeit der franzöſiſchen Armee am 17. Vormittags hatte einen Grund für ſich, wenn man bedenkt, daß Napoleon von dem Gefechte bei Quatre-Bras, und von der Lage Ney's nach demſelben, unterrichtet war, und daß Wellington bis 10 Uhr daſelbſt verweilte, — alſo doch vorerſt eine Erkennung gegen dieſen Punkt vorgenommen und abgewartet werden mußte, wie dies auch wirklich geſchah. Uebrigens war dieſer Punkt gewiß wichtiger, als ihn der Marſchall ſchätzt. Die Geſchütze, Wagen, der Troß des franzöſiſchen Heeres hatte keine andere Straße als die nach Genappe. Grouchy, der den ſchlechten Zuſtand der Verbindungswege ſo oft zu ſeiner Entſchuldigung anführt, ſcheint denſelben zu vergeſſen, wenn er ſagt: „in einem offenen Lande, wo Geſchütz und Reiterei überall fortkommen, darf man nicht ſo viele Wichtigkeit dem einen Punkte (Quatre-Bras) geben.“ — Endlich, wenn man auch zugibt, daß ein früherer Aufbruch von Fleurus möglich geweſen ſey, mußte die Schlacht von Waterloo ohne denſelben denn nothwendig verloren ſeyn? — Ich glaube: nein. Die Schlacht am 18. früher zu beginnen war kaum thunlich, wenn man bedenkt, daß der düſtere Himmel vor 8 Uhr keinen Blick in's Feld gönnte; daß dieſes unterſucht, erkannt werden mußte; daß der Kaiſer vorerſt die Stellung des Herzogs zu prüfen hatte; daß die Truppen, die in gedrängten Abtheilungen lagerten, herbeigezogen werden und aufmarſchiren mußten. —

Aber ſelbſt ſeine Entſendung gegen Blücher betrachtet Grouchy als einen Fehler, der nicht wenig zum Verluſte der Schlacht am 18. beitrug.

Nicht die Entſendung, wird man ſagen, ſondern die unzweckmäßige Führung derſelben brachte dieſe Folge. — Was ſollte man mit den Preußen indeſſen anfangen, wenn Napoleon keine bedeutende Macht ihnen nachgeſendet hätte? — Warum ſchlägt man ſich überhaupt, als um den Feind zu verderben? — Eine Schlacht ohne Verfolgung gleicht einem Ausfalle, durch den der Belagerte den gewiſſen Untergang nur verzögern will. Und welches Mittel gab es denn, insbeſondere dem Siege von Ligny die Früchte abzunöthigen, die mit Recht von ihm verlangt werden konnten und unerläßlich waren? Mußte dem Kaiſer einerſeits daran liegen, ſeinen Sieg folgenreich zu machen, ſo war ſeine beſondere Abſicht bei der ſtarken Entſendung, die er dem Grafen Grouchy anvertraute, ſich der Preußen wenigſtens für die Zeit zu verſichern, in der er den Herzog von Wellington zu ſchlagen meinte.

Endlich wollen wir noch auf das zurückkommen, was Grouchy am Eingange ſagt, daß nämlich: „die Unfälle der franzöſiſchen Armee hauptſächlich aus der unbegreiflichen Entſchließung des Kaiſers entſpringen, die Schlacht von Waterloo zu liefern, ohne zu wiſſen, wo das preußiſche Heer ſich befand, und ohne mit den Truppen, die zu deſſen Verfolgung entſendet waren, ſo verbunden zu ſeyn, daß im Nothfalle auf deren Unterſtützung zu rechnen war.“ — Hat Napoleon davon am Morgen des 18. beſſer unterrichtet oder überhaupt in günſtigerer Lage ſeyn können, als am Mittage? — Und dennoch tadelt der Marſchall, daß er nicht früher angriff. — Ich weiß, man wird antworten: „dieſer Tadel gründet ſich auf die Vorausſetzung,

daß der Kaiſer am 18. nun einmal ſchlagen wollte; — aber klüger wäre geweſen, es damals ganz zu unterlaſſen." — Und was thun indeſſen? — Die Preußen waren geſchlagen: ehe ſie wieder zur Beſinnung kamen, mußte der Angriff auf Wellington ausgeführt werden. — Dieſes vor Augen haltend, wollte ihn Napoleon auch bereits am 17. unternehmen; aber es war zu ſpät. — Wohin die Preußen auch immer ihren Rückzug genommen hatten, die Nothwendigkeit, den Herzog von Wellington zu ſchlagen, blieb für den Kaiſer dieſelbe. Er konnte dies auch ohne Grouchy's Zuthun; — denn der Marſchall wurde nur durch Blüchers Mitwirkung zur Entſcheidung der Schlacht auch ſeinerſeits zur Theilnahme an derſelben bedingt; — folglich war eine unmittelbare Verbindung zwiſchen ihm und dem Hauptheere, wodurch eine große Menge Truppen verſtreut worden wäre, nicht geradezu nothwendig. Hätte Blücher wirklich den Rückzug nach Namur eingeſchlagen, wie das gewiß in des Kaiſers Wünſchen lag, — ſollte Napoleon auch dann nicht den Herzog von Wellington angreifen? — Und doch würde der Marſchall in dieſem Falle nicht haben verlangen können, daß er ſich vorerſt mit ihm in Verbindung ſetze.

Oberſt Graf Grouchy erzählt in einer Note, daß ſich unter den Papieren, die er ſammelte, das Protokoll der von dem Major-General erlaſſenen Befehle befinde, welches ſeinem Vater, dem Marſchall, eingehändigt wurde, als dieſer zu Soiſſons den Oberbefehl über das geſammte Heer nahm. Er ſagt, daß ſich in dieſem Protokolle keine einzige jener Weiſungen eingezeichnet finde, welche Gourgaud an den Marſchall am 17. erlaſſen wiſſen will. Im Gegentheile enthalte es ein Befehlſchreiben vom 18. um 10 Uhr Vormittags, wodurch dem Marſchall mitgetheilt wurde,

daß die Engländer vor Waterloo Stellung gefaßt hätten, der Kaiſer geſonnen ſey, ſie anzugreifen, und ihm der Auftrag gegeben wurde, ungeſäumt nach Wavre zu rücken, um den Preußen keine Zeit zu laſſen, ſich dort zu ſammeln, und zugleich durch dieſen Marſch die Verbindung mit dem Heere des Kaiſers anzuknüpfen. — Dieſer Befehl würde doch nicht ganz beweiſen, daß Grouchy nicht ſchon am 17. Abends von dem, was Napoleon am 18. zu thun Willens war, in Kenntniß geſetzt worden war; denn man gebraucht im Kriege ja oft die Vorſicht, dieſelbe Sache, wenn ſie wichtig genug iſt, mehrmals mitzutheilen oder auftragen zu laſſen. Der Marſchall erhielt übrigens den oben angeführten Befehl ebenfalls nicht; — warum kann der vom 17. Abends, oder jener vom 18. zwei Uhr früh nicht auch verloren gegangen ſeyn? — Da ſich aber im Protokoll auch das Schreiben, was Grouchy Abends um 7 Uhr vor Wavre erhalten zu haben ſelbſt erzählt, nicht vorfindet, ſo iſt man allerdings berechtigt, die ganz beſondere Genauigkeit, welche der Oberſt von dieſem Regiſter rühmt, in Zweifel zu ziehen, und der Umſtand, daß die von Gourgaud erwähnten Befehle ſich nicht eingezeichnet finden, reicht als Beweis darum nicht aus, daß ſie gar nicht gegeben wurden, beſonders wenn man bedenkt, welch ein Drängen von weit wichtigeren Geſchäften, als das Abſchreiben erlaſſener Befehle iſt, die Offiziere des Hauptquartiers am 16., 17. und 18. in Anſpruch genommen haben mochte.*) Iſt es überhaupt vernünftigerweiſe denkbar, daß der Kaiſer, der am 17. Nachmittags das Gefecht

*) Der Marſchall ſagt ſelbſt: „Ceux qui ont servi sous Napoléon savent que rarement il donnait les ordres par écrit.....“ (Observations etc. p. 30.)

von Genappe lieferte, am Abend das ganze engliſche Heer in der Stellung von Mont St. Jean vor ſich fand, und von ſeiner Seite entſchloſſen war, am nächſten Morgen anzugreifen, den Marſchall nicht davon benachrichtigt und ihm das Zweckdienliche aufgetragen haben werde? —

Die Bemerkungen Grouchy's, die wir eben jetzt durchgegangen haben, ſind übrigens nur der Vorläufer eines größeren Werkes, das der Marſchall in kurzer Zeit der Welt vor Augen legen will. Dieſes wird vielleicht die Zweifel löſen, die noch nicht gelöſet ſind, und Licht über die Begebenheiten des kurzen Feldzuges vom Jahre 1815, über die Unglücksfälle, welche das franzöſiſche Heer trafen, und über die Urſachen derſelben, die noch ein zweideutiges Dunkel verhüllt, geben. Der dem Marſchall eigenthümliche Charakter der Rechtlichkeit und Gutmüthigkeit iſt ſelbſt in den vorliegenden Bemerkungen nicht verkennbar; ſelten ſpricht der Beleidigte; er ſteht nur im Hintergrunde. — Er wirft ſich zum Vertheidiger der Generale gegen den Oberbefehlshaber auf, und das ſchadet ſeiner Sache; aber er vertheidigt Ney, und das iſt, ſelbſt wenn es ohne Erfolg blieb, edel. Der Todte hat keine Sprache mehr: — wohlfeil iſt das Verdienſt, ihn zu tadeln; Grouchy achtet in Ney nur den Waffengefährten; für ihn verdeckt das Grab die Schattenſeite des Gefallenen. „Steht auf, ihr Krieger von Waterloo, die ihr an ſeiner Seite gefallen!“ — ruft Herr Gamot am Schluſſe ſeiner Vertheidigung Ney's — „ſagt, wie, nachdem fünf Pferde unter ihm erſchoſſen wurden, er der Letzte auf dem Schlachtfelde geblieben, — wie ſeine Kleider von Kugeln durchlöchert waren, — wie er zu Fuß bis in die Nacht hinein beim Wetterleuchten des feindlichen Geſchützes gekämpft, von aufgeſchichteten Leichnamen umringt, die er nicht verlaſſen wollte;

entrüſtet euch, daß man ſeine noch rauchende Aſche auszugraben wagt, um ſie dem Haſſe und der Verachtung Preis zu geben!" — Ferne ſey ſolch herzloſes Benehmen von jedem Krieger! Wer wird das Andenken eines Mannes antaſten, der 25 Jahre lang ſein Blut für das Vaterland vergoß? — Aber auch die geſchichtliche Wahrheit hat ihre Rechte, ſie ſündigt nicht, wenn ſie tadelt, und was Jedem Wahrheit dünkt, muß er durchzufechten den Muth haben.

Wenn das viel bekannt gewordene Schreiben Ney's an den Herzog von Otranto ächt iſt, ſo warf dieſer Marſchall dem Kaiſer Napoleon den Entſchluß vor, am 16. zwei Schlachten an einem Tage zu liefern. Aber war dies des Kaiſers Entſchluß? — Sollte nicht vielmehr durch Ney's Mitwirkung die Sache bei Ligny entſchieden ſeyn, bevor Wellington mit hinlänglicher Kraft bei Quatre-Bras erſcheinen konnte? — Sollte nicht die Wegnahme von Quatre-Bras das niederländiſche Heer um ſeinen vorhinein gewählten Sammelpunkt bringen, es über neuen Anordnungen Zeit verlieren machen, und zu einer weiter rückwärtigen Aufſtellung zwingen? — oder konnte Wellington etwa nach Charleroi vormarſchiren, ſobald Blücher bei Ligny, ſo wie es in des Kaiſers Plan lag, geſchlagen wurde? — „Durch welch unglückſeliges Geſchick" — fragt Ney — „hat der Kaiſer, anſtatt alle ſeine Streitkräfte gegen Wellington zu richten, dieſen Angriff blos als Nebenſache betrachtet?.... Wenn er eine Beobachtungstruppe gegen die Preußen gelaſſen hätte, um ſie in Zaum zu halten, und mit ſeinen ſtärkſten Maſſen mich unterſtützt haben würde, ſo war das engliſche Heer ohne Zweifel zwiſchen Quatre-Bras und Genappe aufgerieben!" — Dieſe Stellen machen mich an der Aechtheit des Schreibens zweifeln. Wie

kann man den Marſchall Ney in Verdacht haben, daß ſolch ein Urtheil das ſeinige ſey? — Nachdem 35,000 Preußen am 15. zurückgeworfen waren, und am 16. um zehn Uhr Morgens 100,000 derſelben ſchlagfertig in der Stellung von Ligny ſtanden, hätte Napoleon den Engländern entgegen gehen ſollen, deren nicht mehr als 20,000 um vier Uhr Nachmittags verſammelt ſeyn konnten? — Die 100,000 Mann, die geſammelt Schlacht oder Vormarſch erwarteten, hätte er ſollen beobachten laſſen, um halb ſo vieler ungeſammelten Truppen entgegen zu gehen, was nicht anders möglich war, als wenn er zugleich Seite und Rücken gänzlich aufgab! — Glaubt man denn, daß der unternehmende Blücher nicht die Gelegenheit würde benützt haben, den Feind, der, je weiter er vorging, um deſto ſicherer den Untergang finden mußte, und vor dem der Herzog nur zurückzugehen brauchte, um ihm die Schwäche ſeiner Berechnung thätlich fühlen zu machen, daß Blücher nicht würde die Gelegenheit benützt haben, dieſen Feind auf das Kräftigſte anzugreifen, die Beobachtungstruppen zu ſchlagen, ſich in des Kaiſers Rücken zu werfen, ihn ſeiner Schutzlinie, der Sambre, von der Blücher kaum zwei Stunden entfernt ſtand, zu berauben, überhaupt zu handeln, wie man handelt, wenn man ſeinen Gegner vernichten will, und dieſer die Gelegenheit dazu bietet? — Und überhaupt, was heißt denn das, zwei Schlachten an einem Tage liefern? Wie viele Schlachten wurden denn am 18. October bei Leipzig geliefert? Doch nur *eine*, denn die Angriffe Aller, aus ſo verſchiedenen Richtungen ſie kamen, waren nach einem und demſelben Plane zuſammengreifend und ſich gegenſeitig ergänzend geordnet. So bei Ligny und Quatre-Bras, Punkte, die nicht weiter von einander abſtehen, als die Linien Schwarzenbergs und Blüchers vor Leipzig. Nicht

die Entfernung dem Raume nach, ſondern die Verſchiedenheit der vorgeſetzten Abſicht und ihre Unbezüglichkeit für den einen und denſelben taktiſchen Zweck beſtimmen zwei für ſich abgeſchloſſene verſchiedene Schlachten. Die Bewegung nach Quatre-Bras, um dem Wenigen, was dort bis zum 16. Abends geſammelt ſeyn konnte, eine Wand vorzuſetzen, und mit dem Reſte in Blüchers Flanke zu wirken, macht mit dem Angriffe des Kaiſers erſt zuſammen ein Ganzes aus. Eben weil Ney ſich abgeſondert betrachtete, erhielt der Tag bei Ligny ſeine unvollendete Geſtalt.

Der Fehler, deſſen man den Kaiſer am Wiederholteſten beſchuldigt, und der ſogar von Männern ausgeſprochen wird, die gewiß eine Stimme in der Beurtheilung eines Feldherrn haben, *) iſt, am 18. ſein Schlachtfeld und die Lage ſeines Heeres zu wenig erkannt zu haben, weil er ſonſt ſicherlich die Engpäſſe zu ſeiner Rechten, durch welche die Preußen hervorbrechen mußten, nicht unbeſetzt gelaſſen hätte. — Aber woher die Truppen zur Beſetzung nehmen? — Es wurde die Gegend bis zur Dyle am Beginne der Schlacht durch die leichte Reiter-Diviſion Jacquinot erkannt, und vom Feinde nicht beſetzt gefunden. Als der Kaiſer um Mittag von dem Anrücken Bülow's unterrichtet ward, ließ er ihn blos beobachten, weil er ſeine Truppen gegen die engliſche Mitte brauchte, die Preußen nicht von bedeutender Stärke glauben konnte, und ganz ſicher von Seite des Marſchalls Grouchy eine Bewegung in den Rücken Bülows erwartete, die aller Wahrſcheinlichkeit äußerſt günſtig auf den Lauf der Schlacht einfließen mußte.

*) C de M. (Müffling) History of the campaign in the year 1815. Translated from the German. — London 1816. — Ich habe das deutſche Original nicht zur Hand.

Wenn eine Berechnung durch den nicht vorauszuſetzenden mindern Werth der angewandten Größen ſcheitert, ſo braucht man keinen Rechnungsfehler zur Erklärung aufzuſuchen. — Daß der Kaiſer überhaupt bei Waterloo ſchlug, kann ihm nur wohl von denen zum Verbrechen gemacht werden, welche ſeine und der Verbündeten damalige Lage gar nicht kennen. — Der Preußen mit Gewißheit enthoben zu ſeyn oder ihre Annäherung wenigſtens nicht fürchten zu dürfen, hatte er einige dreißigtauſend Mann in die Wage gelegt; nach einer Schlacht von Ligny wahrhaftig genug! — Daß er den Plan der Schlacht bei Annähern der Preußen nicht änderte, iſt im Laufe der Erzählung ſelbſt beſprochen worden. Es bleibt daher nur noch der Vorwurf, daß er den Fall des Geſchlagenwerdens gar nicht vorausgeſetzt habe, indem nach verlorner Schlacht die Flüchtigen zu keiner zweiten Aufſtellung mehr gebracht werden konnten, und ihnen überhaupt kein Verſammlungsplatz bekannt war. — War aber auch die Flucht vorauszuſehen, die ſpäterhin eintrat? — Wie die Sachen vor der Schlacht ſtanden, was war im ſchlimmſten Falle zu erwarten? — Ein abgeſchlagener Angriff auf das Bollwerk der engliſchen Stellung. — Man hatte die Brückenköpfe der Sambre hinter ſich. Die Maßregeln zu treffen, ſich, wenn es Noth thut, dahin zu ziehen, wer ſollte geglaubt haben, daß hiezu die Zeit mangeln würde? Ohne den taktiſchen Fehler vor Mont St. Jean, der aus unzeitigem Muthe der Truppen und aus Mangel eines eigenen Führers der Garden, da Treviſo nicht erſetzt war, entſtand, dürfte auch der Verluſt der Schlacht nicht die gänzlich verwirrte zaumloſe Flucht zur Folge gehabt haben. — Von entſchiedenem Nachtheil war ohne Zweifel, daß Napoleon am 15. Aenderungen in der Unterordnung der verſchiedenen Theile ſeines Heeres

machte, auf die es damals nicht gefaßt war. So wurden Erlon und Reille dem Marſchall Ney, Gerard und Vandamme dem Marſchall Grouchy untergeordnet. Dadurch, verbunden mit dem Mißtrauen, was durch andere Vorfälle im Heere ausgeſäet wurde, entſtand ein Schwanken und eine Unſicherheit in der Meinung der Truppen, die wie ein böſer Stern überall walteten, wo der Kaiſer nicht in Perſon war, und ebenfalls einen Erklärungsgrund der beiſpielloſen Flucht enthalten, welche das Schauſpiel der Schlacht ſo treuen Charakters ſchloß.

Im Allgemeinen möchte ich von Napoleon in dieſem Feldzuge ſagen, daß ihm, gleich einem vom Verhängniß Gezeichneten, jede Maßregel, jedes Mittel zum Verderben ausſchlug. Wenn in den Jahren ſeines jugendlichen Glückes der Aufwand an Kraft und Geiſt, der ſeinen viertägigen Feldzug von 1815 bezeichnet, vielleicht zum günſtigen Erfolge ausgereicht hätte, ſo vollendete eben derſelbe jetzt nur ſeinen Untergang.

Hier, am Schluſſe ſeines Lebens als Feldherr, wäre der Ort, ſo Manches über Napoleons Weſen der Kriegführung zu ſagen. Möchte Jemand, den Rang, Alter, Erfahrung und geiſtige Kraft hiezu berechtigen, in ſo gehaltvollen Stoff eingehen. Nur dies ſey noch geſagt, daß die ſcharfe Scheidung zwiſchen einer alten und neuen Schule, wornach in jener Menſchenſchonung, Würdigung und möglichſte Ausſchließung der Zufälligkeiten — in dieſer Menſchenaufwand, tolles Wagen und planloſes Hineinrennen als eigenthümliche Zeichen angegeben werden, und wovon einerſeits Turenne, Montecuculi, Eugen u. ſ. w. — anderſeits Napoleon und ſeine Marſchälle die Meiſter ſeyn ſollen, — daß dieſe Scheidung ein unbegründetes Spielwerk ſeyn dürfte. Bonaparte kann als Feldherr Fehler

gemacht haben ohne Zahl, ſo bleibt doch kein Urtheil ſeichter, als wenn man ihn darum verdammt, weil er nicht buchſtäblich Regeln nachkam, welche vergangene Zeiten aufſtellten. Man vergißt, daß die Regeln ſo gut alt werden als die Menſchen, und ihre Tauglichkeit, gleich dieſen, überleben. Das Talent zergliedert die Thaten des Genies, es überträgt ſie in eine für die Menge verſtändliche Sprache, und richtet die Weisheit deſſelben zum täglichen Hausgebrauch ein. So haben Talente aus Eugen und Friedrich Regeln gezogen; ſo werden Talente ſie aus Napoleon ziehen. Der Geiſt, der ſich die eigene Bahn wählt, iſt nach dem Vermögen vergangener Jahrhunderte nicht zu bemeſſen; Guſtav Adolph und Wallenſtein haben ſo gut ihren eigenen Maßſtab, als Cäſar und Pompejus.

Der Herzog von Wellington erſcheint während dieſer Tage in einem hohen Lichte. Zum erſten Male ſtand er dem Kaiſer ſelbſt gegenüber, deſſen Marſchälle er auf ſpaniſchem Boden ſo oft geſchlagen hatte. Es war, als wollte die Siegesgöttin, die ihren Liebling auf den Feldern des Sieges (Vittoria) ſeine ſchönſte Schlacht ſchlagen ließ, nun die Gelegenheit geben, die Echtheit der Lorbeern von Talavera, Fuente de Onor, Toulouſe und ſo vielen anderen Orten durch das unwiderlegbarſte Beiſpiel zu bezeugen.

Der große Meiſter weiſet ſich ſchon im Griffe, wenn er ſein Inſtrument faßt. Das enge Zuſammenhalten der Kräfte, ſo daß ihr Gebrauch keinen Augenblick beſchränkt iſt; die Einfachheit der Anordnungen und Entwürfe; das ruhige klare Bewußtſeyn des Wollens; der ſichere Blick, der das allein Wahre und Nothwendige überall und jeder Zeit umfaßt, zeichnen in dem Herzog den großen Feldherrn.

Sein Charakter ging, wie es zu geſchehen pflegt, in das Heer über.*)

Aber könnten wir von dieſen Zeiten ſcheiden, ohne dem jugendlichen Greiſe zu huldigen, der das begeiſterte Heer der Deutſchen führte? — Seines ausgezeichneten perſönlichen Muthes will ich nicht erwähnen, da Fürſt Blücher eben von dieſer Seite auf das Glänzendſte der Welt bekannt iſt; aber ſeine Beſonnenheit am 16., ſeine Klugheit am 17., ſeine Willenskraft am 18. würdigen dieſe drei Tage eines Platzes unter den einflußreichſten und ſchönſten ſeines Lebens.

Viel Blut iſt durch den Sieg von Waterloo erſpart worden. — Der Wanderer, der dort über die Felder zieht, bezahlt den Tribut der Bewunderung und der Trauer den gefallenen Helden. Er wird die Bäume des Wäldchens von Hougomont, deſſen Zweige von dem Sturme des Krieges gleich der kämpfenden Jugend vor der Zeit zur Erde geworfen wurden, wieder grünend finden; ſie leben wieder auf: — aber die Helden nimmer! — Und dennoch

*) Zum Lohne für das vortreffliche Betragen der engliſchen Truppen in der Schlacht von Waterloo erlaubte der Prinz-Regent allen in der Schlacht anweſenden Regimentern, das Wort Waterloo auf ihren Fahnen und Uniformen zu tragen. (Gén Ord. f. the War Office. Juli 25. 1815.) Dieſe Erlaubniß wurde ſpäter auch auf die hannöveriſchen Truppen ausgedehnt. — Zugleich befahl der Prinz-Regent, daß auf allen Standeslisten die „Männer von Waterloo" eine beſondere Rubrik ausmachen, daß überhaupt Liſten für alle „Männer von Waterloo" im Kriegsarchiv für künftige Zeiten aufbewahrt werden ſollen, und daß jeder „Mann von Waterloo" zwei Jahre Dienſtzeit ſich zuzählen könne, wornach zwar nicht eine frühere Entlaſſung zu regeln ſey, wohl aber ein um zwei Jahre früheres Einrücken der Offiziere in den höheren Gehalt, und eine zweijährige Abfertigung jedes Gemeinen. (Gen. Ord. f. th. War Office, Juli 31. 1815.)

lebt Etwas dauernder als Baum und Stein, und Alles, was der Gebrechlichkeit des menſchlichen Körpers ſpottet: — der Ruhm!

Ruhe ihnen, die dort liegen, von der einen wie von der andern Seite! Sie ſtarben Beide für ihren Glauben, — und das Auge über der Welt ſieht nur auf dieſen.

Briefe eines Militärs

an einen andern.

An Hauptmann Wilhelm von Mayern.

Erſter Brief.

Leipzig, im Frühjahr 1820.

Mein Freund! Es drängt mich, an Sie zu ſchreiben. Die Hälfte meiner Kraft, der Muth, ſie zu gebrauchen, iſt gelähmt, ſeit ich von Ihnen getrennt bin. Kann es eine größere Demüthigung geben, als ſo tief fühlen zu müſſen, wie der Geiſt des Geiſtes bedarf, um ſich zu heben, und wie er ermattet, muß er der fremden Anregung entbehren? — Es zu geſtehen dies Bedürfniß, wie ich es thue, iſt Alles, was noch erübrigt. Ueberfliegen kann ich die Berge und Thäler nicht, die zwiſchen uns liegen, aber wegträumen kann ich ſie, und wenn die Stunden kommen, die wir ſonſt im Geſpräche zuſammen durchlebten, mich wieder an Ihrer Seite denken. Verhallt das ausgeſprochene Wort ungehört, ſo ſpreche das ſchriftliche. In meinen Briefen will ich leben.

Sie wiſſen, ich habe einen heiligen Boden betreten, mir heilig, weil ich ein Deutſcher bin. Aber er iſt mir auch wichtig und lehrreich, und nicht ohne Nutzen will ich auf ihm verweilen. Davon vielleicht ein andermal mehr. Jetzt will ich Sie mit einem Werke bekannt machen, das ich für ſehr vorzüglich halte, das mir Vergnügen und Belehrung gab, das, obwohl ſchon im Jahre 1815 erſchienen, dennoch nicht ſo bekannt iſt, wie es ſeinem Werthe nach ſeyn ſollte. Der

Titel dieſes Buches iſt: Der Krieg. Für wahre Krieger. Der Verfaſſer ungenannt. Zwei Motto's ſtehen auf dem Titelblatte. Das eine: „Sans peur et sans reproche“ kündigt unverkennbar die Geſinnung an, mit welcher der Verfaſſer ſein Werk der Welt übergibt; das andere: „Plus être que paroître“ enthält im Keime das Werk ſelbſt.

Der Verfaſſer geht von dem Begriffe des Krieges aus; er nennt ihn das äußerſte Mittel der Staaten, um mit Gewalt zu erlangen, was auf friedlichem Wege nicht erreichbar war. Die nächſten Folgen, welche ſich aus dieſem Begriffe entwickeln laſſen, ſind entweder allgemeine, d. h. ſie betreffen die Anſtalten und Vorbereitungen zum Kriege im Frieden, ſo wie die Anſtalten und Unternehmungen im Kriege ſelbſt, oder ſie ſind beſondere, und führen als ſolche auf die Bildung und auf die Eigenſchaften, welche das Weſen des Kriegers ausmachen. Hier haben ſie das Gerippe, mein Freund, nach welchem der Verfaſſer ſeine Vorleſungen (denn in dieſe Form kleidet er ſein Werk) ordnet.

Die edle Sprache, welche den Leſer ſchon bei Beginn des Werkes begrüßt, wird den Eindruck auf Sie nicht verfehlen, denn ich kenne Sie. Sie, wie ich, haſſen das tändelnde Spiel, das ſo oft mit unſerer tüchtigen Sprache im Reiche des ernſten Wiſſens getrieben wird; — Sie, wie ich, halten die Klarheit höher als den Prunk, und ziehen eine lichtvolle Darſtellung den ſcheinbaren Tiefen ſchwankender, unverſtändlicher Redensarten vor, die mich wie Schanzen bedünken, welche das nothkluge Vorurtheil um ſeine Puppe von Wiſſenſchaft baut. — Wollen Sie das Wort eines Mannes? — Sie finden es in dieſem Buche. Meinungen können verſchieden ſeyn und bleiben,

aber die Seele erſchließt ſich, wenn ſich der Mann dem Manne gegenüber weiß.

„Je mehr berichtigte und geſunde Begriffe und An„ſichten vom Kriege ſich in einem Lande befinden, deſto „mehr befindet ſich daſſelbe in einem künftigen Kriegen „günſtigen Zuſtande, deſto eher werden aus einer Nation „große Feldherren hervorgehen. Es gibt National-Anſich„ten vom Kriege, die nimmer veralten.“ *) (Ich will die Worte, welche der Verfaſſer den angeführten zunächſt folgen läßt, nicht beifügen, denn ſie enthalten eine Behauptung, eben ſo kränkend für uns Deutſche, als treffend. Ich gehe die Geſchichte durch, und finde nichts, was ich gegen ihre Richtigkeit anführen könnte.) Die Nation, wo jeder Einzelne mit Stolz ſich einen Theil derſelben nennt, und es für ſeine oberſte Pflicht hält, ihre Würde wie ihre Selbſtſtändigkeit zu vertheidigen, — die Nation, die über ihre Stellung, über ihre Rechte und Pflichten, über ihre Bedürfniſſe und Kräfte, über die Umſtände, die ihr Veranlaſſung zum Kriege werden können, und über die Nothwendigkeit, ihn dann auf eine Art zu führen, daß der gewünſchte Zweck ſicher und ſchnell erreicht werde, fortwährend denkt und im Klaren iſt, — die Nation wird gleich einem Manne aus der Heldenzeit in Ehrfurcht gebietender Rüſtung daſtehen, ihre Haltung allein wird genügen, den kühnen Eroberer zurückzuſchrecken, der die Schwäche ſucht und nur durch ſie groß wird. Was hat Rom und Griechenland zu Siegern gemacht? — was hat zu allen Zeiten Völker auf die Höhe der Unbezwinglichkeit für Jahrhunderte gehoben? — was hat in unſern Tagen das Joch eines Feindes gebrochen, der ſtark genug war, es

*) Der Krieg. Für wahre Krieger. Leipzig 1815, S. 6.

um unſern Nacken zu werfen? — Daß die Idee des Krieges dem Volke angehörte, darin lag der Zauber, dies iſt das Palladium des Sieges! — Die erſte Frucht dieſer Kriegsbereitſchaft eines Volkes iſt ein wohleingerichtetes Heer. Der Verfaſſer entwickelt die Hauptidee, die jeder Truppengattung zu Grunde liegt, kurz, doch erſchöpfend. Er ſpricht über Feſtungen und Feſtungsſyſteme, in ſo weit es nothwendig iſt, um über dieſen oft beſprochenen Gegenſtand klare Begriffe zu verbreiten. Er bemüht ſich, die größere Kunſt des Recognoscirens, der wahren Terrain-Kenntniß und Beurtheilung der Vortheile des Bodens gegen die mit kindiſcher Mikrologie behandelte Situations-Zeichnung zu vertheidigen. Er zeigt, wie Kriegs-Memoires eingerichtet ſeyn ſollten, und warum dies vielleicht wohl in Frankreich, nicht aber in Deutſchland bewirkt werden konnte. Wo iſt über dieſe Gegenſtände nicht gedacht, nicht geſchrieben worden! — Aber es iſt der Fluch der Wahrheit, daß ſie zu einfach iſt, zu nahe liegt, um unſer Auge auf ſich zu ziehen; es iſt der Fluch der Wahrheit, daß ſie ſelten auf dem Boden wächst, von wo ſie ins Leben gebracht werden könnte, auf jedem andern aber als Unkraut verworfen und ausgejätet wird! —

Iſt der Krieg einmal entſchieden, ſo gibt es kein Schwanken mehr, ſondern nur ein Streben und Drängen nach einem und demſelben Ziele mit allen zu entbietenden Kräften. Wer von dieſem Gedanken durchdrungen iſt, wird Sorge tragen, dem Zuſtande der eigenen Wahl und der Nothwendigkeit zu entſprechen. Halbe Maßregeln, Ungewißheit, Lauigkeit in der Ausführung haben die größten Entwürfe ſcheitern und Staaten zum Opfer der Unſchlüſſigkeit ihrer Lenker gemacht. Wer die eigenen Kräfte, ſo wie die des Gegners kennt, die Spannung zu

beurtheilen weiß, die ſie ertragen, wird auch wiſſen, ob er den Krieg beginnen ſoll, oder nicht. Soll er es, ſo geſchehe dies mit dem Uebergewichte, mit der Schnellkraft, die den Erfolg verbürgen. Unfälle können ſich ereignen, und müſſen getragen werden, ſie fallen mit in die Berechnung; wenn aber Unordnungen vorgebeugt iſt, und gegen Vernachläßigungen, die Haupturſachen des Verderbens der Heere, Sicherung getroffen wurde, dann kann mit einem Schlage ein Heer nicht zu Grunde gerichtet, ein Staat nicht gezwungen werden, den wohlerwogenen Entſchluß zum Kriege aufzugeben. — Wenn jede Vorbereitung zum Erſatz des möglichen Abganges der Kräfte vergeſſen oder für unnöthig erachtet wurde, — wenn die Verpflegung für Mann und Pferd, die Rüſtung des ſtreitbaren, die Heilung und Verſorgung des kranken, verwundeten, verſtümmelten Kriegers aus Leichtſinn oder Unverſtand nicht unwandelbar geſichert ſind, — überhaupt, wenn der Staat, um eine Summe, groß oder klein, zu erſparen, ſeine Selbſtſtändigkeit auf das Spiel ſetzt, — was Wunder, daß ein ſolcher Staat, jetzt noch mit genügenden Kräften daſtehend, in wenigen Wochen entwaffnet, gelähmt, der Gnade ſeines Gegners anheimgegeben iſt? — Große Feldherren, beſonders wenn ſie auf Thronen ſaßen, haben von jeher das Geheimniß gefunden, Staaten, und wenn deren Kraftloſigkeit zum Sprichworte geworden war, auf einen Grad von Tüchtigkeit zu heben, der die Welt in Erſtaunen ſetzte. Und wodurch geſchah dies wohl? — Hatten ſie die Sehnen vielleicht nur überſpannt, und fielen dieſe im nächſten Augenblicke in größere Abſpannung zurück? — Erſchöpften ſie das Land durch außerordentliche Aufbietung von Allem, was nur aufzubieten iſt? — Nein, ſie bedurften und nahmen nicht mehr als Andere, aber ſie wandten es

am rechten Orte an; ſie waren weder karg, noch verſchwendeten ſie, denn das Eine ſetzt das Andere voraus; ſie verloren ſich in Einzelnheiten nicht, und ließen große, weit ausgreifende Ideen ihre Führer ſeyn; ſie ehrten den Geiſt, aber nicht die Spielereien des Geiſtes; ſie ſchätzten die Nation, und weil ſie dieſelbe ſchätzten, bewies ſich dieſe ſchätzenswerth. — O mein Freund! gehen Sie die Geſchichte durch, beweiſet ſie nicht hundert Male, was ich hier ſage? und dieſe Lehren, liegen ſie denn ſo verborgen da, ſind ſie denn nicht ſo einfach, daß eben darum der Zweifel Recht gegen ſie behält? — Perſien und Macedonien bedurften nur eines Cyrus und Philipps, um aus dem Nichts emporzuſteigen, und ſich zum mächtigſten Reiche ihrer Zeit zu machen; ſie fielen durch ihr Streben nach Weltherrſchaft; daß ſie aber dies Streben nähren konnten, iſt Beweis ihrer Kraft, denn kühne Gedanken entwachſen kraftloſem Körper nicht. Rom lag in Aſche, als ſein Camillus es wieder hob; Griechenland drohte im inneren Kampfe zu zerfallen, als die perſiſchen Heere unter den Schwertern ſeiner Helden ſanken; die fränkiſche Monarchie war ein Spott ihrer Vaſallen geworden, als Martel und Pipin die ſchlaffen Zügel ergriffen, und der größere Sohn das ehrwürdigſte Reich der Chriſtenheit aus ihr bildete. Ich will mich in Beiſpiele nicht verlieren, bedarf ich deren? — — Aber große Männer, wo ſind ſie, dieſe Treffer im Glückeſpiele der Zeit? — Ich bin nicht ſo unglücklich, das Menſchengeſchlecht für vollends verarmt zu halten; es gibt deren zu allen Zeiten, bei allen Völkern! Suchet ſie, ehret das Verdienſt, laſſet die Weisheit ins Leben übergehen, ſich aus dem dürren Boden der Studierſtube, wo ſie entarten muß, in die heitere freie Welt verpflanzen; — ſie wird Früchte bringen, welche mit tauſendfältigem Ertrage

lohnen die edle Wahl. — O daß dies nur Worte ſind, nur flüchtig, wie man es mit Worten zu halten gewohnt iſt, das Auge des Dritten feſſeln! Daß zwiſchen Wort und That durch Gewohnheit, Vorurtheil, Mißtrauen, ja ſelbſt aus Klugheit Mauern aufgebaut ſind, die niederzureißen zwar wohl die Kraft des Einzelnen hinreicht, doch nur desjenigen Einzelnen, zu dem ſolche Worte ſelten tönen, und, wenn ſie auch bis dahin gelangen, nach anderem Maßſtabe der Verſtändlichkeit bemeſſen werden! .... Wie bin ich abgekommen von meinem Stoffe! Sie theilen dies Vergehen, mein Freund; ich dachte mich an Ihre Seite, wo ich das Glück habe, meine Seele ergießen zu können, wo es mir Bedürfniß wird, den verborgenſten meiner Gedanken heraustreten zu laſſen.

Zweiter Brief.

Ich übergehe, was der Verfaſſer von allgemeinen Folgen im Kriege ſagt, — ich wünſche, daß Sie es leſen. Sie werden darin den Widerſpruch gegen die Idee der Baſis finden, welche Bülow in allen ſeinen Werken, der Erzherzog Karl in der Darſtellung der Feldzüge von 1796 und 1799, und ſo viele andere neuere Schriftſteller vertheidigen. Aber leſen Sie die Stelle unſeres Autors wohl durch, und es wird Ihnen nicht entgehen, wie nahe ſich die ſcheinbar widerſprechenden Meinungen ſtehen.

Der Verfaſſer zürnt gegen die Anmaßung der Eitelkeit, gegen die Enggeiſtigkeit unſerer Zeit, die da glaubte, es laſſe ſich ein Kriegsplan wie eine mathematiſche Formel einlernen und auflöſen. „Der Geiſt der Kriege bleibt „derſelbe. Allein ihn in eine Theorie ſyſtematiſch zu bannen, „iſt eine Unmöglichkeit. Daher wird es kein vollſtändiges

„Lehrbuch für den Krieg geben, und alſo dem menſchlichen „Scharfſinn zum Trotz unmöglich bleiben, den Krieg aus „Büchern zu lernen. Es iſt gut, daß man dies zum „Voraus weiß, um die Schwierigkeit bei dem eigentlichen „Kriegsſtudium kennen zu lernen. Das Nachdenken, das „wahre, nüchterne, verſtändige Nachdenken über den Krieg „gleicht dem Kriege ſelbſt. Es iſt ernſt und ſcharf, und „ſetzt perſönliche Geiſteskräfte voraus. Der Begriff vom „Kriege, der höchſtvielſeitige, unzähliger Ableitungen fähige, „liegt dieſem Nachdenken zum Grunde. Ueber den Be„griff hieraus kann kein menſchlicher Scharfſinn ein voll„ſtändiges Gebäude aufführen..... Es gibt eine „Wiſſenſchaft, welche in ihren neueren Fortſchritten unſere „Lehrmeiſterin ſeyn kann, die Philoſophie. Nach ihr mag „ſich eine Kriegs-Philoſophie bilden. Dieſer muß es über„laſſen bleiben, zu zeigen, daß, da die Theorie im Kriege „auf Erfahrungs-Grundſätzen beruht, das Gebiet der Mög„lichkeiten bloß und allein den Inſpirationen des Genius „vorbehalten bleiben muß.“ *) — Ich kenne Leute, die dieſe Worte Läſterung gegen die Wiſſenſchaft des Krieges nennen. Aber eben ſo gut könnte man Lehrbücher ſchreiben, wie man vorgehen müſſe, um Erfinder zu werden. Das iſt es eben; iſt die Sache einmal da, dann fehlt es an Erklärungen nicht, wie es möglich war, daß ſie entſtand. Theorien weiſen nach, aber ſchaffen werden und ſollen ſie auch nichts. Wenn die Unvernunft an die Vernunft Forderungen macht, die ihr nicht zukommen zu erfüllen, wenn die Gewohnheit, dieſe nahe Verwandte der Eitelkeit, die Antworten, welche auf Fragen ſolcher Art nie fehlen werden, heiligt, — wie ſollen ſich

*) S. 35, 36.

dann nicht Irrthümer verbreiten, die der Unvernunft zur neuen Stütze werden? — Wer aber der Meinung iſt, als ſeyen Werke über den Krieg völlig unnütz, der verfällt in den entgegengeſetzten Fehler. Der Verfaſſer ſpricht an mehreren Orten über den Nutzen militäriſcher Schriften. Wir ſtehen auf den Schultern von hundert Generationen, und ihre Erfahrungen uns anzueignen, iſt ein nicht zu unterlaſſender Vortheil. Wir gewinnen durch Leſung von Büchern über den Krieg, indem eine dynamiſche Wirkung auf unſere Geiſteskräfte davon die Folge iſt. Der im Durchdenken gegebener Fälle geübte Verſtand wird gewandter werden in Auflöſung der ähnlichen, die ſich im Leben ereignen, er wird eingebürgert in die Verhältniſſe des Standes, ſie beherrſchen ihn weniger, und laſſen ihm ruhige Bewegung. So bereitet ſich der Künſtler durch den Anblick, durch das Studium großer Meiſterwerke zu eigenen Schöpfungen vor. Er bleibt Nachbildner, wenn er ſich in Kleinlichkeiten ängſtlich verliert; er wird ſelbſt Meiſter, wenn er den Geiſt des Ganzen faßt, die Idee erſchaut, die das Werk ins Leben hervortreten ließ. Dieſe Bildung, welche in dem Geſammten des Menſchen ſich äußert, iſt es, welche ſeinem Beſtreben eigentlichen Werth ertheilt, — ſo verſchieden von dem eingebildeten Werthe des Vielwiſſers, in welchem die mechaniſch aneinander gerieben und aufgehäuften Stoffe nie in Verbindung unter ſich (die ich im Gegenſatze der mechaniſchen bildlich eine chemiſche nennen möchte,) übergingen, nie das dritte erzeugten, welches allein der vernünftige Zweck des Zuſammenhäufens der Stoffe ſeyn kann.

Thätigkeit, und wieder Thätigkeit, und immer Thätigkeit — halten Sie das nicht für die oberſte Regel des Feldherrn? — Der Fall, wo Unthätigkeit zur Thätigkeit

wird, iſt ein ſcheinbarer und ſeltener; die Umſtände, unter welchen er eintritt, ſind ſo ſcharf bezeichnet, daß im Laufe gewöhnlicher Feldzüge, wo nämlich nicht übergroße Verſchiedenheit an Streitkräften zwiſchen den kriegenden Mächten vorkömmt, daran gar nicht gedacht werden ſollte. Nicht ſowohl im Schlagen, als in Märſchen zeigt ſich der Feldherr. Es iſt großen Feldherrn ſo oft gelungen, den weit überlegenen Feind von ihren Bewegungen ganz abhängig zu machen, und ſich auf dieſe Weiſe ſeiner Schritte ſo lange zu verſichern, bis das Eintreffen einiger Verſtärkungen, Schwächung des ermüdeten Gegners, Fehler, wozu man ihn verleitete u. ſ. w., den günſtigen Augenblick zum Schlagen herbeiführten. Und dieſen günſtigen Augenblick nun zu benützen, mit allen Kräften zu benützen, die zu Gebote ſtehen, nicht karg zu berechnen, mit wie viel man ausreichen werde, weil der Zufall die dritte Perſon im Spiele iſt, und ihm zu begegnen geſorgt ſeyn muß — darin liegt die Zauberei, welche oft das Unbegreifliche vor den erſtaunten Augen der Welt geleiſtet hat — ſo unterlagen Rieſenheere dem an Zahl minder ſtarken, doch am Geiſte überlegenen Gegner.

„Schlachten niemals annehmen, ſondern immer geben" — ſagt der Verfaſſer, das iſt der wahre Sinn in der Herzählung einzelner Fälle, in welchen Schlachten angenommen oder vermieden werden ſollen. „Nur dies iſt „keine unumſtößliche trockene Regel, ſondern der Geiſt der „Regel, denn nicht immer iſt der Angegriffene derjenige, „der die Schlacht annimmt." *) — Darüber iſt die Welt klar, denn oftmals iſt das, wenn auch in anderen Worten, geſagt worden. Man leſe, was der Erzherzog Carl in

*) S. 41.

ſeinem Feldzuge von 1799 über den Vortheil des Angreifenden, was Bülow, Rogniat und viele Andere darüber ſagen. Warum werden aber doch die meiſten Schlachten angenommen, die wenigſten gegeben? — Dieſe Frage beantwortet Bülow, wenn er ſagt: „wenn man ſich in die „Nothwendigkeit verſetzt ſieht, eine Schlacht zu liefern, muß „ein Fehler vorgegangen ſeyn.“ *) — Es läßt ſich ganz wohl denken, daß ſich die gegenüberſtehenden Feldherrn beide eine und dieſelbe Schlacht geben; dies war gewiß der Fall bei Wagram, wo das günſtige Terrain den Erzherzog einladen mußte, ſeinen Gegner zu erwarten, dieſem aber daran lag, mit einem glücklichen Schlage dem Kriege ein Ende zu machen. Eben ſo glaube ich, daß bei Leipzig ſowohl der Fürſt Schwarzenberg als Napoleon die Schlacht gaben. Ich fühle, daß dieſe Behauptung einer Vertheidigung bedarf. Daß dem Fürſten nichts erwünſchter kommen konnte, als ſeinen Gegner bei Leipzig zur Schlacht entſchloſſen zu ſehen, leuchtet ein. Der Fürſt vereinigte dort zum erſten Male alle Streitkräfte der Verbündeten; eine größere Maſſe konnte er dem franzöſiſchen Kaiſer nirgends, und vielleicht nicht zum zweiten Male entgegen ſetzen. Eben dies ſcheint Grund, warum dieſer der Schlacht bei Leipzig ausweichen ſollte. Er that es nicht, und konnte es doch durch einen Rückzug hinter die Saale leicht bewirken, an welchem ihn zu verhindern Niemand im Stande war. Er wählte alſo die Schlacht. „In dem Zeitraum von achtzehn Jahren wurden zwölf „Hauptſchlachten bloß darum verloren, weil ihr Erfolg auf „zuſammengeſetzte Bewegungen, und auf den gleichzeitigen „Angriff entfernter Colonnen berechnet war“ — ſagt der

*) Lehrſätze des neuern Krieges. Berlin 1805.

Verfaſſer des Feldzuges von 1799. — Napoleon hatte durch ſolche Maßregeln ſeiner Gegner in Italien, in Deutſchland, in Polen, in Spanien geſiegt, ſollte er den Verſuch gerade jetzt, wo er die ungleichartigſten Truppen gegen ſich hatte, nicht abermals wagen? — Konnte er der Coalition, nach allen Erfahrungen des letzten Jahrzwanzigs, jene Beweglichkeit, jenes innige Einvernehmen, jene Genauigkeit in der Ausführung des Kriegsentwurfes zutrauen, um nicht vielmehr den Wunſch zu nähren, ihr in dem Zeitpunkte bevorſtehender Vereinigung, was auch die Vereinigung ſeiner Kräfte erlaubte, einen entſcheidenden Schlag zu liefern? — Was wäre der Erfolg geweſen, wenn es ihm gelungen wäre, am 16. October der böhmiſchen Armee eine Niederlage beizubringen? — Unſchlüſſigkeit, einzelne Schläge, wo der Sieg nicht zweifelhaft geweſen wäre, da ſie Napoleon mit der Hauptſtärke ſeines Heeres geben konnte; ich will der politiſchen Folgen nicht einmal gedenken. Die Wahrſcheinlichkeit, die böhmiſche Armee am 16. zu ſchlagen, war nach dem Verhältniß der gegenſeitigen Streitkräfte, der Geübtheit der Truppen, der Möglichkeit, ſie zu lenken, der Vortheile des Terrains, und der moraliſchen, durch die Tage von Dresden nicht wenig veränderten Stimmung, auf Seite der Franzoſen; fünfzig Fälle unter hundert ſprachen für ſie. Ich glaube alſo, daß Napoleon ſich mit Vorſatz in die Stellung von Leipzig begab, daß die Nachrichten von dem Heranrücken der einzelnen verbündeten Heere ihm willkommen waren, mit einem Worte, daß er entſchloſſen war, ihnen die Schlacht zu geben. — Daß er ſich am 16. in ſeinem Gegner verrechnete, führte das Mißlingen des unumgänglich nothwendigen Schlages herbei; dann ſtand aber die Wahrſcheinlichkeit des Erfolgs zur Unwahrſcheinlichkeit für den

18. noch immer wie 30 : 100, und überhaupt war es nimmer an der Zeit, den begonnenen Kampf abzubrechen. — Die Kämpfe bei Regensburg, bei Borodino, bei Vittoria, bei Brienne und Paris waren alle nur von einer Seite gegeben. Selbst die Schlacht von Waterloo war dies nur von Seite der Franzosen, Wellington befand sich durch die Vorfälle von Ligny in die Nothwendigkeit gesetzt, sie anzunehmen.

Eben so wichtig als die Einleitung zum Schlagen ist die Benützung des Sieges. Viel liegt in den Worten des Verfassers: „mit einer Schlacht fängt eine neue Periode an“ *); ich wünschte, er hätte den Gedanken mehr ausgeführt. Große Feldherrn haben von jeher entscheidend geschlagen, — sie haben den Feind nicht allein niedergeworfen, sie haben ihn verhindert, sich wieder zu heben, — die Benützung des Sieges war es, welche dem Siege selbst den entscheidenden Charakter gab. So Eugen am Beginn des vorigen, so Napoleon am Beginn des jetzigen Jahrhunderts. Als der Letztere die Einleitung zur Schlacht von Bautzen getroffen hatte, und ihren Erfolg sah, saß er ruhig, ohne sichtliche Gemüthsbewegung, auf einer Trommel seiner Garde, das Fernglas in der Hand. Was immer geschah, bald mehr, bald weniger günstig, es schien ihn nicht anzuregen. Von dem Augenblicke aber, als durch die Eroberung der Krekwitzer-Höhen das Schwanken der Schlacht entwich, that in ihm der Geist des lebendigsten Eifers sich kund; er bestieg das Pferd, folgte heftig treibend den Colonnen, und bot Alles auf, die Verfolgung unverweilt an den Sieg zu knüpfen. Dies Benehmen wiederholte sich an jedem seiner Siegestage. **)

*) S. 41.

**) Odeleben, Erläuterung zu dem Plane der Gegend um Bautzen. Dresden 1819.

Dritter Brief.

Welchen Einfluß die Persönlichkeit des Kriegers auf den Erfolg im Kriege habe, zeigen tausendfältige Erfahrungen. Dennoch scheint sie so oft, wenn auch nicht übersehen, doch nicht hinlänglich gewürdigt zu werden. Der Verfasser thut Alles, um darauf aufmerksam zu machen. Das Streben seines ganzen Buches geht unverkennbar dahin, zu beweisen, daß die Erwerbung persönlicher Eigenschaften das Nothwendigste, und das Wissen nur untergeordnet, nur Hülfsmittel sey. — Daß diese Wahrheit in jeder Beziehung des Lebens angewendet werden möchte! — Menschen, in deren Innerem auf einem Sandboden von trostloser Unfruchtbarkeit eine Menge fremdartigen Samens gesäet ist, der zur Frucht nichts als Eitelkeit bringt, die das Bischen Instinkt vollends übertäubt, was sonst noch darin gewaltet hätte, solche Menschen sind das Haupthinderniß der Verbreitung wahrer Bildung; ihr Anblick allein macht diese vor den Augen so manches Edlen verdächtig, wie wohlthätig, wie erhebend ihr Einfluß auch immer sey. Solche Zwittergestalten entweihen die Gabe, die sie nährt, machen die Tugend zittern, und verderben das junge schwankende Gemüth. Welchen Einfluß werden sie erst haben, wenn sie wie der Feldherr, wie der Krieger überhaupt, auf Punkten stehen, wo es sich neben dem Worte auch um die That handelt? — Nur kolossale Naturen haben zu allen Zeiten das Große gethan. Nur diese vermögen fremde Größe — äußere sie sich auch im beschränkten Raume — zu würdigen, zu nützen, zu ertragen.

Man wird dem Verfasser alles früher verzeihen, als daß er sich unterfteht, der gesunden Vernunft das Wort zu reden, daß er sie für höher hält, als objektives Wissen,

und den Preis des Opfers nicht werth erklärt, wenn dieses durch jene erkauft wird. Ein Amerikaner, der dem Congreß zu Washington die Verhältniſſe der europäiſchen Staaten unter ſich und überhaupt den Charakter des Europäers entwickelte, ſagte, daß in Europa nichts ſchwerer zu finden ſey, als geſunder Menſchenverſtand. Schade, daß ich die Stelle nicht zur Hand habe, ich las ſie, vor einem Jahre etwa, in irgend einem Blatte, in welchem, weiß ich nicht mehr. Ich hoffe, mein Freund, daß Sie mich nicht mißverſtehen: Wiſſen gleicht nur zu häufig dem Gifte, einmal wird es Heilmittel, ein andermal tödtet es, — es kommt eben auf die Anwendung an. Oberflächlichkeit verkrüppelt nach und nach den Verſtand, — tiefes, ernſtes Forſchen, ſtrenges Vorgehen in Schluß und Folge, unermüdetes Hinunterſteigen bis zu den Wurzeln eines Satzes, überhaupt ſyſtematiſches Wiſſen erhöht alle Kräfte des Geiſtes. Deutlichkeit, Klarheit, Schärfe, Ordnung im Denken wird nicht nur allein für die Wiſſenſchaft, ſie wird für das Leben gewonnen. — Der Verfaſſer ſagt: er kenne nur zwei Hauptwiſſenſchaften für den Soldaten, Mathematik und Geſchichte. Ich möchte die Logik nicht ausſchließen, weil ſie nur zum Theil durch Mathematik erſetzt werden kann. Es gibt leider noch eine nicht kleine Zahl Soldaten, welche der Meinung iſt, man brauche in dieſem Stande eigentlich gar nichts zu wiſſen, Fertigkeit im Gebrauche der Waffen und Kenntniß des Dienſtes ſeyen zureichend, alles Uebrige ſchädlich oder wenigſtens unnütz. Dagegen läßt ſich nun freilich nichts ſagen, denn der Verſuch, ſie von ihrem Irrthum zu überführen, kann nicht unternommen werden, ohne zugleich einen Beweis für ihre Rohheit zu liefern. Es gehört ſchon einige Bekanntſchaft im Reiche des Wiſſens dazu, um einzuſehen, daß der

geringſte Vortheil des Wiſſens der ſey, das Gedächtniß bereichert zu haben.

Feldmeßkunſt, Situationszeichnung, Terrainkenntniß, Geographie, die Lehre von dem Gebrauche der einzelnen Waffen, Fortifikation, die Stellungs- und Bewegungskunſt der Truppen gehören unter die mathematiſche Abtheilung. Trefflich ſind die Bemerkungen, welche der Verfaſſer jedem dieſer Artikel beifügt. Ich habe nicht die Abſicht, auch nicht die Kraft dazu, eine Prüfung des ganzen Buches in meinen Briefen an Sie vorzunehmen. Sehen Sie dieſe Briefe nur als die Fortſetzung der Unterhaltung an, welche die Stunden des Umgangs mit Ihnen, mein Freund, zu den angenehmeren meines Lebens machten. Ich leſe, ich fühle mich angezogen von dieſer oder jener Stelle, entweder weil ſie im Widerſpruche mit meinen Anſichten ſteht, oder dieſelben bewährt, — an dieſen Eindruck reihen ſich Gedanken — ſo entſtehen dieſe Briefe, — ungezwungen, ungeſucht — eines freundlichen Auges gewiß, und nur für dieſes geſchrieben. —

Vierter Brief.

Man muß die kühne Kraft bewundern, mit welcher der Verfaſſer über die Geſchichte ſpricht. Ich möchte ſeine Worte vor den Annalen geſchrieben wiſſen, wo die Frucht der Erfahrung niedergelegt wird. Geſchichte, was iſt ſie? — Gibt es eine Geſchichte? — Wenn die verblichenen Jahrhunderte wieder in das Leben treten könnten, würden ſie dem Bilde gleichen, das wir auf allen Jahrmärkten von ihnen zeigen? — Und ſey es auch, mögen wir immer nur eine geträumte Welt an der Stelle der

wirklichen ſchildern, dennoch kann die Geſchichte Lehrerin des Lebens werden.

Den Geſichtspunkt, unter welchem man das Studium der Kriegsgeſchichte betrachten muß, iſt von dem Verfaſſer eben ſo richtig als deutlich nachgewieſen. Es gibt und hat Leute gegeben, die glaubten, man werde Feldherr, wenn man Cäſars galliſchen Krieg und die Memoires des Marſchalls von Sachſen geleſen; es gibt und hat andere gegeben, die es für Beſchimpfung eines Feldherrn hielten, wenn man von ihm behauptete, er las; — Beides gleich thöricht! — Der Krieg wechſelt jedes Mal ſeine Geſtalt; wer ſich über ſein Benehmen Schritt für Schritt in Büchern Raths erholen will, wird nur dem Zufall zu verdanken haben, wenn er ſeines Geiſtes Armuth nicht theuer bezahlt; wer aber jede Vergegenwärtigung der Vergangenheit entbehren zu können glaubt, muß ſich ein überaus großes Faſſungsvermögen zutrauen, das, ohne Uebung, ſieht, trifft und ordnet, er muß ſich für klüger halten, als alle vorhergegangenen Feldherrn, weil er es für unnöthig hält, ihre Fehler kennen zu lernen, welche in der Kriegsgeſchichte gleich Warnungstafeln aufgeſtellt ſind. — „Les faits passés „sont bons pour nourrir l'imagination et meubler la me„moire. C'est un repertoire d'idées qui fournit de la „matière, que le jugement doit passer au creuset pour „l'épurer," ſagt Friedrich. Tiefer faßt der Verfaſſer ihren Nutzen auf, wenn er ſagt, daß die Kriegsgeſchichte den Krieger das Weſentlichſte, nämlich den Charakter des Krieges überhaupt, lehre. Man kann ſich Grundſätze überall und immer daraus ziehen, die zu Geſichtspunkten werden müſſen, aus welchen man den Krieg und ſeine Stellung in demſelben anzuſehen hat, — man kann die Verwandtſchaft erforſchen, die große Geiſter zu allen Zeiten

unter ſich haben, und groß werden an großen Vorbildern, — man kann ſeinen Geiſt einführen in das Leben der Thätigkeit, und ſeine Kraft kennen lernen, — ja ſelbſt jenes Gefühl des Anwendbaren, jenen unerklärbaren Takt durch mit Liebe betriebenes, thätiges Studium erwerben, eine Münze, die in der Wirklichkeit mit großem Gewinn in Umlauf zu bringen iſt. „Große Thaten zu bewundern, „dies iſt die erſte Stufe des Lehrlings; die Denkungsart „und Handlungsweiſe, welche zu ihnen erfordert wird, ſich „zu eigen machen: dies iſt das Ziel, wornach man ſtreben „muß. Hierzu kann uns die Kriegsgeſchichte anleiten.“ *)

Gerne folge ich der Anleitung, die der Verfaſſer gibt, wie Kriegsgeſchichte ſtudirt werden ſoll. Die Nothwendigkeit, ſo zu ſtudiren, hat mir lange eingeleuchtet. Es iſt dieſelbe Art, die wir oft beſprochen; beſchwerlich iſt der Weg, doch fördert er, und die Beſchwerde mindert ſich in dem Beſtreben.

Eine der größten Wahrheiten, die der Verfaſſer ausſpricht, iſt, daß es die Ausbildung der Seelenſtärke ſey, welche den Feldherrn mache. Ich habe das immer geglaubt, aber Sie wiſſen, welche Scheu ich trage, ſolche ketzeriſche Lehren auszuſprechen. Man werde groß, und man wird Großes leiſten. Was ſagen Sie dazu? — Wie man ſich zum Krieger ſelbſt erziehen könne? — Durch Oberherrſchaft, die man in jeder Beziehung ſtreng über ſich ausübt. Alle Zeiten ſtellen davon Muſter auf. Forſchen, prüfen, ſich Geſetze geben, und, überzeugt, daß jede Verletzung derſelben ſich unausbleiblich beſtrafe, ſtandhaft ſie erfüllen, ſey es auch mit der größten Aufopferung, — dies bildet große Menſchen in jedem Stande, um wie viel

*) S. 179.

mehr im Stande des Kriegers, deſſen Charakter Aufopferung und Thätigkeit iſt. — Leſen Sie, mein Freund, was der Verfaſſer über den Charakter des Soldaten, über die Kraft des Willens, über die Kunſt, das Leben gleich einem Geſchäft zu betreiben, ſagt; gediegen Gold ſind ſeine Worte. Verkennen Sie ihn nicht, wenn er, das Wort ohne die That haſſend, zu bitter gegen das erſte ſpricht. Wie liebe ich ſie, dieſe Bitterkeit, ſie deutet auf ein edles Gemüth, und herzlich heiße ich ſie willkommen. Ich kenne den Verfaſſer nicht. Man hat mir verſchiedene Namen genannt, ich wünſchte den wahren zu wiſſen. Der ernſte Mann würde des Jünglings Wort überhören, aber es freute mich, ihm ſagen zu können, daß ich ihn achte.

Wie Vieles könnte ich Ihnen noch ſchreiben; ich breche nur gezwungen ab. Ich wünſche, daß dieſer „Krieg für wahre Krieger" nie von Ihrem Leſetiſche komme.

Fünfter Brief.

Ich habe ein paar Worte zur Hand, die den Feldzug von 1812 betreffen. So viel mir bekannt, hat dies ungeheure Ereigniß den Geſchichtſchreiber noch nicht gefunden, der es ohne Haß und Liebe, treu, klar und wahr geſchildert hätte.

Der General Guillaume de Vaudoncourt in ſeinen **Mémoires pour servir à l'histoire de la guerre entre la France et la Russie en 1812, Paris 1817**, hat hierin vielleicht noch am meiſten geleiſtet. Dies Werk würde wegen Schärfe des Urtheils, würdiger Sprache und zweckmäßiger Anordnung hoch zu ſetzen ſeyn, wenn es manche Angabe berichtiget und ſich frei erhalten hätte von dem unreinen Zuſatze parteiiſcher Scheelſucht. Neben dieſen

Memoiren las ich L. A. Friedrich von Liebensteins „Krieg Napoleons gegen Rußland in den Jahren 1812 und 1813, Frankfurt 1819", eine Arbeit, blühender in der Sprache, reicher in einzelnen Schilderungen, umfassender in Betrachtung der Folgen und Eigenthümlichkeiten, aber an militärischer Strenge, Einfachheit und Beurtheilung nicht an jene reichend.

Weder mit dem Einen noch mit dem Andern kann jene Schaar von Geschichten und Memoiren verglichen werden, welche die Sonne des Augenblickes ausbrütet, und die ihr unvollkommenes Leben eine Weile durch die Neugierde der Müßigen fristen. Besonders England war an solchen Schriften über den Feldzug 1812 ergiebig, aber auch Deutschland that sein Möglichstes, und Frankreich hat uns in General Sarazin für diese Klasse einen bewährten Mann geliefert.

Je mehr Geschwätz, desto weniger Beurtheilung; man könnte den Feldzug 1812 in dieser Beziehung beinahe unter die unbekannten rechnen. Und doch muß gerade dieser Feldzug das Auge des Kriegers ungewöhnlich festhalten. Streitkräfte, Plan, Fortgang, Ausdehnung, Endzweck, Ende und Folgen — Alles riesenmäßiger Natur! — Da ich, wie Sie wissen, mich viel mit diesem Feldzuge beschäftige, so entstand der folgende Ueberblick, den ich Ihnen recht steif und trocken vorlegen will.

Ich nehme den Faden der Ereignisse von dem Zeitpunkte auf, wo das Spiel der Verhandlungen endete, und der Krieg wirklich begann.

Von Lemberg über Lublin nach Warschau und längs dem Strome der Weichsel über Elbing bis Königsberg standen unter dem Befehle des französischen Kaisers 390,000 Mann (nach Vaudoncourt 355,000 Mann Fußvolk

und 59,500 Reiter), in die kaiſerlichen Garden, in vier Corps der Reſerve-Reiterei und in zehn Armee-Corps, das öſterreichiſche mitbegriffen, vertheilt. Zwei andere Armee-Corps (70,000 Mann) ſammelten ſich auf der zweiten und dritten Linie an der Oder und Elbe. Die Weichſel, durchaus ſchiffbar, durch ſechs Feſtungen gedeckt, rechts an das verbündete Oeſterreich, links an die Oſtſee, wo die Dänen Bundesgenoſſen waren, gelehnt, durch Danzig geſperrt, bildete die vortreffliche Baſis der großen Armee. Dieſe hielt ihre Mitte bei Thorn zurück, und ſchob die Flügel gegen den Niemen und Bug vor.

Der Armee Napoleons gegenüber ſtanden die Ruſſen längs der offenen Gränze des Reiches von der Oſtſee bis an den Dnieſter, in vier Heere getheilt, 228,000 Mann ſtark. Der mit der Pforte geſchloſſene Friede verſprach 40,000 Mann kriegsgeübter Truppen zur Verwendung gegen den bedrohten Weſten, 16,000 Mann wurden aus Finnland erwartet; im Innern des Reichs ſammelten ſich auf verſchiedenen Punkten die Unterſtützungen. — Vaudoncourt gibt die Stärke der ruſſiſchen Streitkraft, das finnländiſche Corps eingerechnet, auf 238,000 Mann Fußvolk und 89,000 Reiter an; wohl möchte dieſe Angabe der Wahrheit näher kommen. —

Man hat im Allgemeinen ſchon aus dem Umſtande, daß während die ruſſiſchen Heere auf eigenem Boden ſtanden, die franzöſiſchen ſo weit von ihrer Heimath entfernt waren, den Ausgang des Feldzuges erklären wollen, aber man vergißt, daß im Juni 1812 das franzöſiſche Gebiet der Weſenheit nach vom atlantiſchen Meere bis zum Niemen reichte.

Die Stellung der Streitkräfte beider kriegführenden Mächte, — der Vergleich der Mittel, die ihnen zu Gebote

ſtanden, — die Berückſichtigung der feſten Baſis, welche die Franzoſen zur Grundlage ihrer Unternehmungen hatten, weiſet noch vor Ausbruch des Krieges klar darauf hin, an wem der Angriff, an wem die Vertheidigung ſtand. Laſſet uns ſehen, wie beide geführt wurden.

Die Aufſtellung der Franzoſen längs der Weichſel ließ den Punkt, welchen ſie zum Angriffe wählen würden, zweifelhaft. Dadurch um einen Schritt vor dem Feinde im Vortheil, hatten ſie die Wahrſcheinlichkeit für ſich, daß dieſer Angriff, wo er immer geſchehe, gelingen werde. Nach drei Richtungen mußten ihn die Ruſſen erwarten. Die Franzoſen konnten die Fronte beſchäftigen, mit der Hauptmaſſe hinter dem linken Flügel ſich in Colonne ſetzen, über den unteren Niemen gehen, und ſchnell die Düna von Dünaburg bis zu ihrer Mündung zu gewinnen ſuchen. Gewohnt, den franzöſiſchen Kaiſer in den meiſten ſeiner Feldzüge auf dem kürzeſten Wege nach der Hauptſtadt des Gegners dringen zu ſehen, erwarteten Viele die erſte Angriffsrichtung, weil ſie nach Petersburg führt; Anderen wurde ſie darum wahrſcheinlich, weil das verſchanzte Lager bei Driſſa den Franzoſen einen Wink über die Wahl der zweiten Aufſtellungslinie der ruſſiſchen Heere gab, und ſie bewegen konnte, durch einen Flankenmarſch nach der Düna den Rückzug der Ruſſen zu veranlaſſen. — Zweitens: die Franzoſen konnten aus der Mitte vorbrechen und der Richtung über Wilna nach Smolensk folgen, um vor Entwicklung ihrer weiteren Abſichten erſt Boden zu gewinnen. Dieſer Angriff mußte den Ruſſen verderblich werden, weil alle Maßregeln, die ſie dagegen ergreifen konnten, nicht mehr zur rechten Zeit, ſondern erſt nach dem Schlage in Anwendung zu bringen waren. Der Umſtand, daß in Polen die Hoffnung der Herſtellung des

Königreichs und der Vereinigung der getheilten Nation alle Herzen belebte, war eine Urſache mehr, dieſe Angriffsrichtung zu wählen.

Endlich ſprach drittens für den Einbruch über Grodno oder durch die ganz offene Strecke zwiſchen dem Niemen und dem Bug das Beiſpiel Karl XII. und ſelbſt die Richtung, welche die Franzöſen im Jahre 1807 befolgt hatten. Es ſchien der Mühe werth, die reichen Provinzen des Südens vorerſt zu unterwerfen, um dem Gegner Mittel zu entziehen, und ſich dagegen deren zu verſchaffen.

Die Ruſſen, ungewiß, wohin der erſte Schlag treffe, ſtanden noch ruhig in der oben bezeichneten Stellung, als die Franzoſen mit halbem Juni aus ihren Quartieren an der Weichſel aufbrachen, und, ſich im Vormarſch ſtaffelweiſe gegen die Mitte ziehend, am 23. deſſelben Monats vor Kowno erſchienen. Zwei Tage darauf ſtanden 200,000 Mann am rechten Ufer des Niemen, hielten beide Ufer der Wilia in ihrer Gewalt und waren dadurch ſtrategiſch Meiſter des ganzen Landes zwiſchen der Düna und dem Przpice.

Einmal bis Wilna vorgedrungen, zerrißen die Franzoſen die zu nah an der Gränze gewählte erſte Vertheidigungs-Linie der Ruſſen, denen, da ſie nicht geſammelt waren, um eine Schlacht zu liefern, oder auch nur durch kluge Stellung Zeit zu gewinnen, nun nichts erübrigte, als, ſo getrennt wie ſie waren, nach ihrer zweiten zu eilen. Napoleon kannte dieſe zweite; ihre Richtung gegen die erſte war es ohne Zweifel, was ſeinen Angriffsplan beſtimmte.

Sobald Wilna genommen war, ſehen wir die Mitte des franzöſiſchen Heeres ihre nächſten Unterſtützungstruppen an ſich ziehen, und, zwei innere Linien bildend,

getheilt nach der Düna und nach Minsk vordringen. Die Flügel wirken zu gleicher Zeit im Sinne der Mitte. Der linke bemächtigt sich Samogitiens und nähert sich Riga, der rechte bricht über Grodno, Bialistock und Pruszani vor, um in Verein mit den von Wilna nach Minsk rückenden Massen die eine Hälfte der russischen Macht aufzureiben, und die in Volhynien stehenden oder sich bildenden Streitkräfte zu lähmen. Alles, was von russischen Truppen im Augenblicke des Verlustes von Kowno auf dem rechten Ufer der Wilia, oder in der Umgegend von Wilna stand, warf sich schnell nach der Düna zurück, wohin die Straße offen stand; was dagegen südlich von Wilna bis an den Muchawiec seine Aufstellung hatte, war durch den Verlust von Wilna von jenen übrigen Truppen getrennt, durch den Marsch französischer Massen nach Minsk außer alle Verbindung mit der zweiten Aufstellungs-Linie gesetzt, und durch eine drängende Verfolgung der über Nieswiecz nahenden Franzosen mit dem völligen Untergange an den Ufern der Berezina oder des Dniepers bedroht.

Der große Erfolg, welchen der Angriff des eigentlichen strategischen Punktes dem französischen Kaiser brachte, mochte den weitern Plan des Feldzuges in ihm festsetzen, oder dessen nähere Bestimmung veranlassen. Wir sehen die Mitte der großen Armee, nachdem die eine Hälfte des russischen Hauptheeres über die Düna zurückgeworfen ist, *in drei Theile getheilt nach eben so vielen Richtungen sich bewegen*. Wir sehen nämlich einen Theil der französischen Truppen am linken Ufer der Düna aufmarschiren, einen andern die Richtung nach dem Dnieper befolgen, den dritten endlich von dieser sich abwenden, in schiefer Linie sich nordwärts ziehen und — eine solche Aufstellung nehmen, daß jedem Versuche der ersten Westarmee,

ſich der bedrängten zweiten zu nähern, zuvorgekommen werden konnte.

Der Kaiſer blieb in Wilna zwanzig Tage lang; warum? — Um ſich mit der Einrichtung Lithauens, mit den Angelegenheiten des alten Polens zu beſchäftigen? — Er war der Mann nicht, um den Nebenſachen die Hauptſache unterzuordnen, um zu Geſchäften ſolcher Art der Ruhe mitten im Drange des Krieges zu bedürfen, wo der eigentliche Werth der Zeit nicht mit Provinzen aufzuwiegen iſt; gewohnt, den halben Welttheil aus ſeinem Feldlager zu regieren, würde er im Tumulte der Schlacht zu jener halben Antwort noch Zeit gefunden haben, womit er den Wünſchen Warſchau's die Flügel lähmte. Warum alſo dieſe zwanzigtägige Raſt des Kaiſers, da der Feldzug kaum eröffnet war? — Eben darum, weßwegen er 60,000 Mann ſcheinbar unbenützt bei Wilna und Dockſice verſammelt hatte.

Nicht an der Düna, am Dnieper mußte jetzt gewirkt werden. Dort war einſtweilen der Grund zur weitern Ausführung des Kriegsplanes zu legen, hier aber mußte durch den Schlag gegen Bagration die Zeit, wann man zu dieſer weiteren Ausführung übergehen könne, beſtimmt werden. Dieſer Schlag konnte, Zeit und Raum verglichen, vom 20. zum 25. Juli geſchehen, — am 18. verließ der Kaiſer Wilna und begab ſich mit allen Garden auf den rechten Flügel ſeiner gegen die Düna gewendeten Truppen. Da Graf Barklay die nächſte Abſicht Napoleons, ihn hinter der Düna feſtzuhalten, zu ahnen begann, verließ er ſchnell ſein verſchanztes Lager, und eilte nach Witepsk die Düna hinauf. Dieſe kluge Bewegung zwang den franzöſiſchen Kaiſer, ſeinen Plan mehr zu enthüllen, indem er, ebenfalls nach Witepsk aufbrechend, deutlich

darauf hinwies, wie wichtig es ihm war, daß Barklay ſeine Richtung nach dem Norden nicht verlaſſe.

„L'Empereur m'écrit à la date du 24. Juillet" — ſchreibt Baſſano am 26. an den eben nach Slonim vorrückenden Fürſten Schwarzenberg — „qu'il est arrivé à Kamen, que le Vice-roi est à Babinowiski et que l'ennemi paraît être à Witepsk. S. M. ajoute: Nous y marchons. Le Prince Bagration paraît être entre Mohilow et Bobruisk." — Das richtige Erfaſſen des Augenblicks und die Zuſammenſtellung der Bewegung Bagrations, die man als ſeine letzte vorausſetzte, mit dem Marſche nach Witepsk weiſet auf den entworfenen Kriegsplan.

Zu Witepsk empfing Napoleon die Nachricht von der mißlungenen Unternehmung gegen Bagration, und von dem Augenblicke an mußte der erſte Kriegsplan aufgegeben, und ein zweiter angenommen werden, der auf die Vorausſetzung gegründet war, daß Bagration mit Barklay ſich wirklich bei Smolensk vereinige.

Worin beſtand aber jener erſte und anfängliche Kriegsplan? Genaue Prüfung der Vertheilung der Kräfte, der Schnelligkeit, Richtung und Ausdehnung der Bewegungen, des thätigen oder ſcheinbar zögernden Verhaltens, des Tones, der im Befehl und Meldung herrſcht, überhaupt des ganzen Krieges haben mir folgende Meinung hierüber aufgedrungen.

Vor Allem glaube ich nicht, daß Napoleon am Beginne des Krieges ſich ſchon mit dem Gedanken trug, nach Moskau zu gehen. Nichts verhinderte den Kaiſer, hätte er dies gewollt, nach der Wegnahme von Wilna bis Smolensk vorzudringen, was er doch aller Wahrſcheinlichkeit nach gethan haben würde,

wenn jener Plan ſeinem Feldzuge zu Grunde gelegen hätte. So wie das 10. Armeecorps zureichte, Eſſen nach Riga zurückzuwerfen, würden die an der Düna ſtehenden 120,000 Mann unter Murat, Reggio, Ney und Nanſouty mehr als hinlänglich geweſen ſeyn, die linke Flanke des Kaiſers gegen das nicht ſtärkere ruſſiſche Hauptheer zu decken. Sicher hätte daher Dieſer mit ſeinen Garden, mit dem 4. und 6. Corps (100,000 Mann) nach dem Schlüſſel von Moskau voreilen können. Wenn ſpäterhin ſchon die Bedrohung, die Ruſſen in der Ausdehnung ihres linken Flügels an der Düna zu überreichen, den Erfolg hatte, daß dieſe der Verbindung mit Smolensk eilig ihre verſchanzte Stellung bei Driſſa aufopferten, ſo würde der wirkliche Marſch der franzöſiſchen Mitte nach dieſem Punkte wohl dieſelbe Wirkung gethan haben und Napoleon nicht lange von ſeinen Truppen an der Düna getrennt geblieben ſeyn.

Die rechte Flanke war durch den über Minsk nach dem Dnieper eilenden Marſchall Davouſt vollkommen geſichert. Nichts ſtand alſo im Wege, mit der Mitte nach Smolensk zu gehen, wenn es der Kaiſer wollte. Er that es nicht, ein Beweis, daß der Marſch nach Moskau im Augenblicke ſeines Einrückens in Wilna nicht mit ſeinen Abſichten übereinſtimmte. — Was that er aber? Er verweilte in Wilna bis zum 18. Juli und wandte ſich dann gegen die Düna. Würde das eine oder das andere, bei der Freiheit, die der ſtrategiſche Sieg ihm verſicherte, ſtattgefunden haben, wenn ſein Zielpunkt damals ſchon Moskau geweſen wäre? —

Man braucht ſich nicht einmal darauf zu ſtützen, daß bei der Vorausſetzung dieſes Falles ſeine Streitkräfte gewiß eine ſehr verſchiedene Stellung angenommen haben würden, denn dann reichten z. B. 50,000 Mann zur

Beachtung des Lagers von Driſſa hin, und die übrigen 70,000 verſtärkten die Mitte.

Wenn alſo Moskau bis gegen das Ende des Monats Juli nicht der Zielpunkt des Kaiſers war, ſollte dieſer Mann, der wohl wußte, daß in der Hauptſtadt der Zuſammenfluß aller Nerven des Staates ſey, nicht vielleicht Petersburg ſich dazu auserſehen haben? Vorſichtig dehnte ſich der eine Theil ſeines Heeres, der gegen Norden gewendet war, immer mehr und mehr rechts aus; es ging deutlich aus dem Benehmen dieſer Heeresmaſſen hervor, daß ſie nicht für die Gegenwart, ſondern für die Zukunft handelten; ſie ſuchten den Feind nicht, aber ſie bereiteten ein Unternehmen gegen ihn vor; ſie drückten ſich zum Theile nahe an ſein verſchanztes Lager, tändelten mit ihm, beſchäftigten ſeine Aufmerkſamkeit, während andere nach vielen Raſttagen, nur wie zur Unterſtützung, nach Gloubokoe marſchirten, der Vizekönig aber, der auf der Straße nach Minsk ein paar Märſche gemacht hatte, dieſe plötzlich verließ, und bei Dockſice (einige Werſte von Gloubokoe) erſchien. Beide Punkte liegen auch in gleicher Entfernung von Driſſa und Polock; die Truppen daſelbſt konnten eben ſo gut die Beſtimmung haben, dem Grafen Barklay die Straße nach Smolensk zu verrammeln, als dem Könige von Neapel zur Unterſtützung zu dienen. Da dieſer (120,000 Mann gegen 120,000 Mann) aber offenbar keiner Unterſtützung bedurfte, ſo hatte der Vizekönig ſammt den Garden des Kaiſers und dem 6. Armeecorps, die ganz ſtille nach und nach bei Gloubokoe ſich zuſammenfanden, ſicher nur den Zweck, vor der Hand Wache zu ſtehen, und die letztere Beſtimmung, die man öffentlich ausſprach, kam recht gelegen, die erſtere, die eigentliche, zu verbergen. — Aber wie kommt Napoleon, der ſo ſchnell

Königreiche eroberte, als ein anderer sie durchreiset, zu der Unthätigkeit, welche die Unternehmungen seiner gegen die Düna gerichteten Truppen bezeichnet? — Das 10. Armeecorps allein schien von dem Geiste der Thätigkeit belebt; es hatte von Tilsit aus im Kurzen sich Samogitiens und Kurlands bemächtigt, den russischen General Essen nach Riga geworfen, und beherrschte schon am 18. Juli den Lauf der Düna von Dünaburg bis an die Hauptstadt Kurlands, während 120,000 Franzosen, seit 8 Tagen ihre Kräfte in nichtigen Gefechten versplitternd, bei Disna weilten, — andere 100,000, als wenn es keinen Feind zu überwinden gäbe, mehrere Märsche rückwärts bei Glouboloe standen, und der Kaiser, nachdem er zwanzig Tage damit zubrachte, Präfekten ein- und abzusetzen, Deputationen zu empfangen u. s. w., endlich zur Armee ging.

Welcher Soldat wird einem Feldherrn wie Bonaparte solch Benehmen zutrauen, ohne nicht auf den Gedanken zu kommen, daß es mit Absicht gewählt war? — Ein Blick auf die Thätigkeit, die bei jenen Heerestheilen herrschte, welche gegen Süden und Osten standen, genügt, um sich völlig davon zu überzeugen.

Bagration, mit dem zweiten Haupttheile der russischen Streitkraft von Barklay getrennt, hatte die schwere Aufgabe, sich mit diesem wieder zu vereinigen. Die zweite Aufstellungslinie der Russen, gegen ihre erste vielleicht unter einem Winkel von 60° geneigt, war für ihn kaum möglich zu erreichen, nachdem Wilna nicht mehr in der Gewalt der Russen sich befand. Aber diese verlängerte Trennung war der geringere Nachtheil, den das Versehen der russischen Heere, nicht früher sich zurückgezogen, oder vielmehr nicht eine weiter rückwärts liegende Linie zur ersten Aufstellung gewählt zu haben, ihnen brachte.

Die Vernichtung Bagrations konnte und ſollte daraus erfolgen. Dieſe zu bewirken waren Davouſt und der König von Weſtphalen beauftragt. Der Eine, 45,000 Mann ſtark, ſollte vor allem ſorgen, jeden Verſuch Bagrations, ſich nach Norden zu wenden, ſcheitern zu machen, ihm durch Gewaltmärſche zuvorkommen, und keine Wahl als die einer Schlacht an den Ufern der Berezyna oder des Dniepers laſſen.

Daß dieſe mit einer entſcheidenden Niederlage für Bagration ende, war der Schnelligkeit des Königs von Weſtphalen anheimgegeben. Mit mehr als 80,000 Mann hatte dieſer dem ruſſiſchen Feldherrn auf dem Fuße zu folgen, ihn mit ſeiner ganzen Maſſe zu drängen, keinen Augenblick frei zu geben, mit ihm an der Berezyna, ſo wie am Dnieper einzutreffen, ihn möglichſt zu ſchwächen, bevor er zur Schlacht gebracht werden könne, und dann endlich vereinigt mit Davouſt ihn aufzureiben.

Es war nicht wahrſcheinlich, daß Bagration ſich nach Volhynien würfe; wollte er es doch, ſo hatten der König von Weſtphalen und der Fürſt Schwarzenberg die Mittel, es zu hindern.

Der Untergang Bagrations ſchien unvermeidlich. — Vergebens ſuchte er auf der Straße nach Wilna, vergebens auf der von Minsk durchzubrechen, weniger glücklich als Doktorow und Pahlen, die, zu Barklay gehörig und ebenfalls abgeſchnitten, durch einen gewandten Marſch nach zwei geſcheiterten Verſuchen endlich nur mit dem Verluſt ihres Gepäckes die Wiedervereinigung erkauften. Von zwei Kräften getrieben, mußte Bagration die Diagonale nach dem Dnieper gehen; dort keines hinlänglichen Vorſprunges gewiß, um den Uebergang zu bewerkſtelligen, ohne zu ſchlagen, blieb ihm kaum eine andere Ausſicht,

als zu erliegen. Nach der ganzen Lage der Sachen war es alſo erlaubt, auf die Vernichtung Bagrations den Plan des Feldzuges zu gründen.

Si j'avois eu Bagration, je l'aurois écrasé comme ça — ſagte Napoleon zu dem Adjutanten des Fürſten Poniatowski, Grafen Potocki, der ihm in's Lager bei Oſtrowna die nähere Meldung über die Vorfälle am Dnieper brachte; und dieſe Worte begleitete eine Geberde, die ihnen zum Nachdruck und zur Erklärung diente. War Bagration vernichtet, was ſollten dann 120,000 Franzoſen am Dnieper machen, wo 20,000 zureichten, um einige Punkte, die man zur Sicherung des Verpflegs-Geſchäftes gerade wählen wollte, zu beſetzen? Sicher wären ſie nicht müßig ſtehen geblieben, ſondern 100,000 Mann würden am Dnieper herauf gerückt ſeyn, und Davouſt, über Smolensk nach der obern Düna ſich wendend, bildete nun den rechten Flügel der Mitte.

Jetzt wahrſcheinlich würde das ſcheinbar entwichene Leben in den Unternehmungen des Kaiſers ſich wieder plötzlich kund gethan haben, und alle Blitze, im Stillen geſchmiedet, wären mit einem Male auf den Reſt der ruſſiſchen Streitkräfte niedergeſchleudert worden. Mit geringem Zeitaufwande würde die eingeleitete Rechtsziehung aller gegen die Düna gewendeten Maſſen ihre Ausführung gefunden haben; die Aufſtellung mehrerer Truppen zu Wilna, Boriſow, Orsza und Smolensk bezeichnete und ſicherte die veränderte Baſis; Davouſts Eintreffen zu Welly oder Biloi hätte nunmehr das Zeichen zum ſtrategiſchen Angriffe gegeben. Man kann nicht ſagen, Barklay würde nicht den Rückzug in der Richtung nach Petersburg gewählt haben, denn daß ihm keine Wahl bliebe, dafür konnten die Franzoſen ſorgen. Abgeſchnitten von den

reichen Ländern des Südens, überflügelt in ſeiner Linken, bedroht in ſeiner Rechten, würde er nun mit Rieſengewalt von der Düna durch das Land der Seen über Pleskow nach Petersburg geworfen worden ſeyn. — Die Ruſſen trauten im Auguſt dem Marſchall Oudinot (2. Armee-Corps) die Abſicht zu, nach dieſer neuen Hauptſtadt des Reichs vorzudringen, und Wittgenſtein wurde der Held der Zeit, weil er dieſen vermeintlichen Plan ſcheitern machte. Solch vereinzeltes Unternehmen konnte in der Abſicht Napoleons nicht liegen, wohl aber würde Oudinot mit Macdonald den linken Flügel gebildet haben, wenn für den Kaiſer die Zeit gekommen wäre, den Angriff nach der erwähnten Richtung auszuführen. — Ein Plan, ſo rieſenhaft, und doch, wenn der Schlag gegen Bagration gelang, höchſt einfach zu bewirken und nicht mehr zu hindern. Wenn der rechte Flügel der großen Armee einmal die wolkonskiſchen Höhen erreicht hatte, ſo war alles Land in ſeinem Rücken bis über Moskau hinaus unvertheidigt den Franzoſen ohne Kampf überlaſſen; keine geordnete Maſſe ſtand von Moskau bis über Jaroslaw an der Nordgränze des Reiches, keine in der ganzen ungeheuern Strecke von der Wolga bis zum Don und Dnieper; was dort aufgeboten werden konnte, war höchſtens der Zahl nach, nie aber ſeiner Kraft wegen, bedeutend; Flanken und Rückzugslinie der gegen Petersburg vordringenden großen Armee waren daher ganz ohne alle Gefährde.

Der Süden war durch Schwarzenberg, durch das, was Davouſt zurückgelaſſen haben würde, durch die Aufgebote Polens vollkommen gedeckt. Die von der Donau erwarteten 40,000 Mann konnten den unausführbaren Verſuch nicht wagen, durch Schwarzenberg ſich Bahn zu brechen und die geſammte franzöſiſche Armee im Rücken

anzugreifen; nur der Untergang des Napoleoniſchen Heeres machte ſpäterhin die geringe Zahl von 40,000 Mann bedeutend; auf jeden Fall würde ſie auch nicht zeitig genug da geweſen ſeyn, um durch irgend eine Seitenunternehmung den Fall von Petersburg zu verzögern.

Barklay, nun kaum 100,000 Mann ſtark, würde er mit allen Aufgeboten, die man von Riga bis Petersburg und in den nördlichen Provinzen zuſammen treiben konnte (wenige Streif-Abtheilungen und die Beſetzung einiger Hauptpunkte reichten zu, die kaum begonnenen Rüſtungen in allen Provinzen zu zertrümmern), würde er einer doppelt ſo ſtarken Kraft, die noch dazu Napoleon leitete, haben widerſtehen können? — Wenn er, ohne zum Schlagen gebracht, und folglich aufgerieben zu werden, über die Newa oder über Nowogrod entkam, ſo müßte man dem Kaiſer Napoleon alle Fähigkeit, Krieg zu führen, abſprechen. Späteſtens in den erſten Tagen des Septembers würden Petersburg und vielleicht Rußland dem Sieger gehuldigt haben. — Rußland? könnte man fragen. „Wenn in Moskau der Friede nicht zu finden war, warum in Petersburg?“ — Darauf dürfte die Antwort nicht ſchwer ſeyn. Einmal wenn Petersburg gewonnen war, von jener Baſis aus gewonnen war, der oben erwähnt wurde — ſo war ſtrategiſch zum wenigſten auch Moskau in der Gewalt der Franzoſen, und es gab in Rußland keine Hauptſtadt mehr; dann, wenn Petersburg genommen war, ſo hatte man den Feldzug wirklich geendet, ſtand in den günſtigſten Verhältniſſen in Beziehung auf Nachſchub an neuen Kriegskräften und an Mitteln, die eroberten Provinzen zu behaupten; man war dort nicht der Schwächere und durfte den Frieden nicht anſuchen; man hatte nicht 200,000 Mann ſich gegenüber, und wahrſcheinlich bewohnte

man auch nicht die Ruinen der Hauptſtadt; dem Gegner wuchs der Muth nicht durch die Möglichkeit, verderbliche Angriffe im Rücken einzuleiten. — Ueberhaupt die ganze Lage war anders geſtaltet. Suchte der Beherrſcher von Rußland jetzt den Frieden nicht, ſo konnte er im nächſten Feldzuge verwirklicht ſehen, was er in einem Aufrufe zur Stärkung ſeines Volkes verſicherte, nämlich: früher nach dem äußerſten Winkel von Aſien zu flüchten, als einen unwürdigen Frieden zu unterzeichnen.

Der Angriff auf Petersburg, unausführbar, wenn er zu Anfang des Krieges durch die Küſtenländer gemacht werden ſollte, war alſo der zweckmäßigſte, kürzeſte und folgenreichſte für Napoleon, ſobald er einmal vom Niemen bis Smolensk baſirt war. Ich bin überzeugt, daß kein anderer Feldzugsplan den Kaiſer während des Aufenthalts zu Wilna beſchäftigte. Daher die ſcheinbare Unthätigkeit der Mitte, — daher das Beſtreben Macdonalds, Riga bald zu umgeben und der untern Düna ſich zu verſichern, — daher das halbverdeckte Verſchieben großer Maſſen nach Glouboloe, die Ueberflügelung Barklays bereitend, ohne ſie noch zu verrathen, — daher die Abreiſe des Kaiſers am 18., und zwar, um ſich zu eben dieſen Maſſen zu begeben, denen unter allen gegen Norden gewandten Truppen die wichtigſte Rolle in wenigen Tagen zufallen mußte, denn um dieſe Zeit konnte der Schlag gegen Bagration geſchehen. Daß man ihn erwartete, ſcheint ſelbſt aus einem Schreiben Baſſano's an den Fürſten Schwarzenberg aus Wilna vom 26. Juli hervorzugehen, worin er ſagt: Je reçois à deux heures de pistance deux lettres de S. M., datées de Bechenkovichi le 25. et le 26. — Je m'empresse de vous communiquer les nouvelles qu'elles contiennent; elles sont

uniquement destinées à vous tenir au courant de ce qui se passe et non point à être transmises à d'autres qu'à vous. *Etant à la veille de grands évènements* il vaut mieux qu'ils ne soyent point annoncés d'avance et qu'on apprenne en même tems les faits et leurs résultats. Und was ſind dieſe grands évènements? — Er gibt Nachricht von dem Gefechte bei Mohilow, ohne noch deſſen Ausgang zu kennen, ſagt, daß der Kaiſer nach Witepsk eile und ſicher darauf rechne, bald in dieſer Stadt zu ſeyn. Sollte der Feind, der ſich dort ſammle, halten, ſo ſchreibe der Kaiſer, er werde übermorgen, alſo heute, eine Schlacht liefern. — Der angedeutete Zuſammenhang zwiſchen den Bewegungen an dem Dnieper und an der Düna ſcheint zu Folge dieſes Schreibens keinem Widerſpruche unterworfen.

Die Langſamkeit oder vielmehr die Unſicherheit der Bewegungen des Königs von Weſtphalen waren der thätigſte Verbündete, den Rußland in ſeiner jetzigen Lage, die man einem Wandeln auf Minen vergleichen möchte, finden konnte.

Dieſe Unſicherheit rettete Rußland. Davouſt mußte es wohl während ſeines Marſches von Oſmiana nach Minsk gefühlt haben, daß es eines andern Führers an der Spitze derjenigen Truppen bedurfte, denen der wichtige Auftrag zu Theil ward, dem Fürſten Bagration ſo zu folgen, daß ſie mit ihm und Davouſt zugleich am Dnieper eintreffen und gemeinſchaftlich ſchlagen könnten.

Dieſe Ueberzeugung, vielleicht dem Kaiſer geradezu mitgetheilt, oder im Tagebericht verſtändlich darauf hingewieſen, mochte Veranlaſſung geworden ſeyn, warum Napoleon, dem höhern Zweck ohne Schonung Familien-Rückſichten unterordnend, ſchon am 15. Juli dem Marſchall

den Befehl über ſämmtliche, zur Vernichtung Bagrations beſtimmte Truppen gab, und ſeinen Bruder, den König, ſammt dem unter ihm befehlenden Vandamme, nach Hauſe ſandte. Aber ſelbſt die Uebergabe des Oberbefehls verurſachte Zeitverluſt.

Das achte Corps, ſtatt ſich Davouſt durch einige Gewaltmärſche zu nähern, kam zu weit rechts heraus und hatte die Spur Bagrations verloren; genug, dieſer erzwang mit ſeinen 50,000 Mann gegen 15,000, die ihm Davouſt, der, auf die übrigen Corps zählend, ſeine Truppen — geſchah es zur Vorbereitung ſeines weiteren Marſches oder zur Sicherſtellung der Flanke — längs dem Dnieper vertheilt hatte, entgegenſtellen konnte, den Uebergang des Dniepers, und wurde dadurch der Retter des Staates. Damit ſchließe ich mein heutiges Schreiben.

Sechster Brief.

Die Nachricht von dem Entkommen Bagrations konnte Napoleon kaum vor dem 26. Juli erhalten haben. An dieſem Tage befand er ſich zu Oſtrowna, auf der Straße nach Witepsk, Barklay vor ihm, lagernd an dieſer Stadt. Eine neue Epoche des Krieges beginnt mit dem Augenblicke des Eintreffens dieſer Nachricht. Nirgends iſt dieſer Umſtand, ſelbſt nicht bei Vaudoncourt, gehörig herausgehoben. Keiner macht darauf aufmerkſam, daß alle Unternehmungen von jetzt an offenbar nach einem andern Endpunkte zielen. 50,000 Mann konnte Napoleon in ſeiner rechten Flanke nicht ſtehen laſſen. Die Rüſtungen in den Statthalterſchaften von Smolensk, Tula, Kaluga, Moskau, Twer u. ſ. w., unſchädlich, ſo lange Deckung und Anhaltspunkt fehlten, wären groß gewachſen an dieſen 50,000

Mann. Der Marſch über Nowogrod und Luga, Pleskow und Dorpat nach Petersburg, von dem früher behauptet wurde, daß er im Plane lag, mußte alſo aufgegeben werden. — Die Vortheile, um welcher willen man ihn ausgeführt haben würde, beſtanden zunächſt in der ſtrategiſchen Eroberung aller im Rücken liegenden Provinzen, und in der Möglichkeit, das letzte, einzige ruſſiſche Heer zu vernichten. Dem Feinde würden dadurch nicht allein die wirklichen, ſondern auch noch die im Keime liegenden Mittel des Widerſtandes genommen worden ſeyn. Nun aber durfte Bagration, wenn Davouſt, verſtärkt durch den Vizekönig, die Rolle, ihn entfernt von Barklay zu erhalten, wiederholte, nur jedem Schlage ausweichend in der Richtung von Moskau zurückgehen, ſo wuchſen ſeine Kräfte mit jedem Tage, ſo wie die ſeiner Gegner abnahmen. War Napoleon hinlänglich im Norden vorgedrungen und Bagration ſtark genug, ſo bot ſich ihm die Gelegenheit zum Uebergange in einen für die Franzoſen höchſt gefährlichen Angriffskrieg dar, der den Kaiſer nothwendig von ſeinem Marſch nach Petersburg abgerufen hätte. Aber ſelbſt dieſer Marſch konnte nimmer mit jenen Kräften unternommen werden, wie dies möglich geweſen wäre, wenn Bagration am Dnieper ſeinen Untergang gefunden hätte. Längs der ganzen Düna würden nun ſtarke Abtheilungen gegen Bagration, zahlreiche Truppen ihm entgegen zu ſtellen nothwendig geworden ſeyn; es konnte daher die Unternehmung nach Petersburg nicht mehr mit dem Nachdrucke betrieben werden, der allein den gehörigen Erfolg verſprach, denn es handelte ſich nicht um einen vorübergehenden Beſitz der Hauptſtadt, ſondern um die Aufreibung Barklay's, und um die Beendigung des Krieges.

War der ſtrategiſche Angriff zum Theile mißlungen, ſo erübrigte noch ein anderes Mittel. Es konnte ein Schlag, wenn der verſammelte Feind hiezu die Hände bot, vielleicht ebenfalls zum Ziele führen, wenn auch auf anderem Wege. Barklay und Bagration trachteten unverkennbar, ihre Vereinigung bei Smolensk zu bewerkſtelligen. Konnte der Kaiſer dieſe nicht hindern? Wahrſcheinlicher Weiſe; aber wozu? Er mußte ſie vielmehr unter ſo geänderten Umſtänden wünſchen. Als in der Nacht vom 27. auf den 28. Barklay den Abmarſch von Witepsk ſehr klug eingeleitet hatte, und am Morgen des 28. die überraſchten Franzoſen die leeren Ebenen ohne Spur, wohin der Rückzug ging, vor ſich ſahen, zweifelte Napoleon gewiß keinen Augenblick über dies Wohin. Wenn ſich Barklay bei Witepsk in eine Schlacht eingelaſſen und eine gänzliche Niederlage erlitten hätte, ſo wäre vielleicht noch an das Verfolgen des erſten Planes zu denken geweſen, vielleicht auch nicht. Da er aber dieſelbe vermieden hatte, ſo konnte Napoleon keinen andern Wunſch haben, als die beiden Heere, die getrennt ihm durch ein kluges Vertheidigungsſyſtem, durch Märſche und Mangel vielen Schaden zufügen und überhaupt dem Kriege einen für die Franzoſen höchſt ermüdenden Charakter geben konnten, ſich vereinigen zu laſſen. Ihre Vereinigung konnte ſie zu dem Verſuche einer Schlacht bewegen, und dieſe war es eben, worauf Napoleon jetzt einzig zu hoffen und zu bauen hatte. Dafür findet ſich ebenfalls in mehreren Schreiben Baſſano's Beſtätigung:

„L'Empereur a laissé reposer l'armée," ſagt er — „il est fort probable que S. M. ne tardera pas à marcher sur Smolensk pour voir *si l'ennemi est enfin décidé à nous attendre.* Bagration a fait sa jonction

avec une quarantaine de mille hommes. Wittgenstein est trop en arrière et le Duc de Reggio lui donne de l'occupation. *Il paraît donc que les Russes ont actuellement tout ce qu'il leur sera possible de réunir.*“ Tags darauf (13. Auguſt) ſchreibt er: Tout porte à penser que l'ennemi tiendra devant cette ville. Il est donc probable que d'ici au 20. il y aura eu une bataille *qui donnera une couleur aux affaires.* Si l'ennemi évacue Smolensk sans bataille il laissera à découvert Moscou, car il ne gagneroit rien à laisser prendre Smolensk, qui est une ville considérable, pour donner bataille 3 ou 4 jours après. Il n'y a aucun avantage à la donner à 50 ou 60 lieues de Moscou plutôt qu'à 80. *Toutes les probabilités sont donc pour une bataille à Smolensk.* Und am 17. Auguſt: Il est fort possible que l'armée ait célebré dignement la fête de S. M.

Da alſo zu Smolenſk aller Wahrſcheinlichkeit nach der Knoten zerhauen werden ſollte, ſo ſtellte ſich Moskau, als in der Verlängerung der neuen Angriffslinie liegend, von ſelbſt zum weitern Zielpunkte auf. —

Manche haben geglaubt, daß es die Erwartung, große Anhänger in der alten Hauptſtadt zu finden, war, die den Kaiſer dahin rief, aber der Sohn der Revolution wußte gewiß, wie wenig ein Haufen Mißvergnügter wiege. Es bedurfte, wie wir ſehen, auch ſolcher entfernter und unmächtiger Beweggründe nicht; die militäriſche Lage enthielt an ſich deren genug.

Der Obriſt v. Tſchuikewitſch, welcher mit unter diejenigen zu gehören ſcheint, die vergeſſen, daß es den eigenen Ruhm erhöht, wenn man die Geſchicklichkeit und Kraft des beſiegten Feindes nicht herabſetzt, zählt unter die ſieben Fehler, welche er dem Kaiſer Napoleon in dieſem Kriege

vorwirft, auch dieſen, daß er den Ruſſen nicht in Witepsk zuvorkam. „Als den 3. — 15. Juli" — ſagt er — „die erſte „Armee aus Driſſa über Polock und Witepsk marſchirte, „um ſich dem Vereinigungspunkte der zweiten Armee zu „nähern, waren Napoleons Truppen ſchon den 4. — 16. Juli „in dem Flecken Dockſchitz und den 6. — 18. Juli in Orſcha, „und der große Strategiker kam uns nicht durch die Be„ſetzung von Witepsk zuvor. Durch eine ſtarke Beſetzung „dieſer Stadt hätte Napoleon die Vereinigung der erſten „und zweiten Weſtarmee bei Smolensk vereitelt." *)

Den erſten Kriegsplan vorausgeſetzt, fällt dieſer Tadel augenblicklich. Nicht allein, daß dem Kaiſer Napoleon, ſo lange Barklay in Lager bei Driſſa ſtand, an der Beſetzung von Witepsk gar nichts liegen konnte, ſo würde eine Bewegung dahin auch voreilig ſeinen Plan kund gegeben haben. War doch der ſchiefe Marſch nach Gloubokoe ſchon zureichend, die Ruſſen, obwohl Napoleon ihre Aufmerkſamkeit durch Angriffe auf Dünaburg u. ſ. w. in Anſpruch nahm, zur Verlaſſung des verſchanzten Lagers zu bewegen.

Uebrigens war am 18. in Oréza noch nichts als eine Reiterbrigade, und wenn von Dockſice nach Witepsk 160 Werſte, von Driſſa dahin nur um 18 mehr ſind, die ruſſiſchen Truppen ſchon am 15. Driſſa zu verlaſſen begannen, und dieſen Marſch mit allen möglichen Hilfen und mit großer Eile betrieben, die Franzoſen aber erſt am 16. nach Dockſice kamen, ſo iſt ſchwer zu begreifen, wie, ſelbſt dem Raume nach, ein Zuvorkommen mit hinlänglicher Maſſe, um Barklay vor Witepsk zu empfangen, möglich

*) Betrachtungen über den Krieg von 1812. Herausgegeben von dem beim Kriegsminiſterium angeſtellten Obriſten des Generalſtabs und Ritter P. v. Tſchitſchewitſch — St. Petersburg 1813.

geweſen ſeyn ſollte. Tſchuikewitſch arbeitet übrigens durch den Schlußſatz jenes Tadels unwillkürlich gegen ſeinen Zweck, denn er will doch nicht Fehler der ruſſiſchen Heerführer bekannt machen? Was muß aber vorausgegangen ſeyn, wenn ſtrategiſche Hauptzüge, von denen der Ausgang eines Feldzuges abhängt (unter dieſe zählt man doch die Vereinigung der beiden Heere), nur durch Verſehen des Gegners gelingen? Verſehen, die aber nicht aus dem ſeitherigen Stande der Sachen mit Nothwendigkeit folgen, ſondern die noch eben ſo gut nicht gemacht als gemacht werden konnten. Genug davon. Wenn der Schlag gegen Bagration gelungen wäre, ſo würden Davouſt, über Smolensk vorrückend, und der Kaiſer, in der Fortſetzung ſeiner Rechtsziehung, mehr als zureichend geweſen ſeyn, um die Ruſſen, auch wenn ſie bereits bei Witepsk verſammelt geweſen wären, über die Düna zurückzuwerfen.

Es gelang aber nicht, und ſein Mißlingen hatte noch den Nachtheil, daß Manches nicht geſchah, was ſonſt geſchehen wäre, hätte man ihn nie unternehmen wollen. —

So fragt Tſchuikewitſch weiter: „Warum kam uns „der Marſchall Davouſt, der die gegen die zweite Armee „gerichteten Truppen kommandirte, durch die Beſetzung „von Smolensk nicht zuvor, da er doch dahin weit nähere „und beſſere Wege hatte?“

Wenn Davouſt die gegen Bagration gerichteten Truppen in dem Augenblicke, als ihn dieſer angriff, verſammelt gehabt hätte, was auch zum Marſche nach Smolensk, auf jenem kürzeren Wege nämlich, nothwendig war, ſo würde er etwas Beſſeres gethan haben, als über Mochilew und Orsza den Ruſſen vorauszueilen. Als aber endlich ſo viele Truppen mit Davouſt vereinigt waren, daß er dem Fürſten Bagration die Spitze bieten konnte, hatte

dieſer trotz ſeines Umweges zu großen Vorſprung, als daß ihn Davouſt verhindern konnte, das befeſtigte und zu deſſen Aufnahme bereite Smolensk zu erreichen. —

Ueber die Kriegspläne von beiden Seiten iſt viel geſchrieben worden. Liebenſtein neigt ſich zu Denjenigen, welche glauben, daß der Rückzug der Ruſſen ſchon vor Beginn des Krieges von ihnen beſchloſſen war; dennoch pflichtet er dieſer Meinung nicht in ſo weit bei, alles ſpäterhin Erfolgte in anfänglicher Berechnung gegründet zu finden. Vaudoncourt räumt den Ruſſen gar keinen beſtimmten Kriegsplan ein, und glaubt nur, daß ſie Willens waren, nach Entwicklung des Planes Napoleons angriffsweiſe vorzugehen. Die Vertheidigungsſtellung, welche ſie in dieſem Kriege hätten wählen ſollen, bezeichnet er trefflich. Keinem Militär, deſſen Blick unbefangen der Geſchichte dieſes Feldzuges folgt, werden die Nachtheile entgehen, welche aus der Aufſtellung der Ruſſen hinter dem Niemen und der Düna gleichſam mit Naturnothwendigkeit hervorgingen. Liebenſtein erzählt vorzüglich das Treffen von Mochilew klar und treu. Er ſchließt die Schilderung davon mit einer Würdigung, die ſeinen Charakter als Geſchichtſchreiber und ſeinen richtigen Blick bezeichnet. „Bagration hatte" — ſo ſagt er I. S. 189 — „nun einen weiten Zug unter ſehr ſchwierigen Umſtänden „ohne bedeutenden Unfall zurückgelegt, und Beweiſe von „Einſicht und Gegenwart des Geiſtes gegeben, die ſeinem „Namen ein ehrenvolles Andenken in der Kriegsgeſchichte „ſichern werden. Wenn aber in manchen Schriften aus„führlich die Rede davon iſt, wie Bagration, von allen „Seiten umringt, der Gefahr, gänzlich abgeſchnitten und „vernichtet zu werden, nur durch ſeine überlegene Kunſt „entgangen ſey, ſo geſtehe ich, daß ich eine ſolche

„Darſtellung mehr redneriſch als der Wahrheit der Thatſache „entſprechend finde. Bagration war nicht umringt. Von „hinten folgte ihm langſam genug der König von Weſt„phalen, auf ſeiner linken Flanke zog Davouſt. Vor ihm „und auf der rechten Flanke war kein Feind. Von der „Gefahr, abgeſchnitten zu werden, konnte aber vollends „keine Rede ſeyn. Südlich von der Linie ſeines Marſches „lagen weite Länder, in die er ſich ohne alle Gefahr ziehen „konnte. Niemand konnte ihn hindern, nach Kiew zu „gehen. Wenn er durch eine ſolche Bewegung auf die „Vereinigung mit dem Hauptheere, dem er entgegen zieben „ſollte, verzichtete, ſo näherte er ſich dagegen der anrücken„den Moldau-Armee, und zwang vielleicht Napoleon, dem „Zuge nach Moskau ganz zu entſagen.“ —

Sollte die zuletzt ausgeſprochene Meinung richtig ſeyn? Der Verfaſſer ſetzt nur ein Vielleicht hin. Gegen ſo beſcheidene Waffen wäre es Unrecht, zu kämpfen. Obwohl in dieſer Stelle nicht genug gezeigt iſt, daß ja eben die Vereinigung mit Barklay die Haupturſache des Marſches Bagrations an den Dnieper war, ſo thut ſie doch das Streben nach Unparteilichkeit dar, des Geſchichtſchreibers unerläßlichſte Eigenſchaft. Dennoch trägt Liebenſtein noch ſehr oft die Abneigung gegen den Charakter des Führers der Franzoſen in die Beurtheilung ſeiner Eigenſchaften als Krieger hinüber, ſo wie im Gegenſatze Vaudoncourt ſeine Feder in Galle taucht, ſo oft er von den Ruſſen etwas Gelungenes zu erzählen hat. Liebenſtein iſt ein guter Maler, doch ſündigt er manchmal gegen die Wahrheit der Farbe. Wie will er z. B. vertheidigen, was er S. 157 bei der Schilderung des Elends, welches die Franzoſen ſchon bei Beginn des Krieges fanden, ſagt: „Nirgends fand der Soldat, für deſſen dringendſte

Bedürfnisse zu sorgen der kaiserliche Führer unter seiner Würde gehalten hatte, einen Bissen genießbaren Brodes u. s. w." Der kennt Napoleon wenig, der nicht weiß, daß ihm die Erhaltung seiner Soldaten vor Allem auf dem Herzen lag, daß nichts zu kostbar, zu schwierig zu erlangen war, um die Bedürfnisse seines Heeres zu decken. Aber wahr bleibt es, daß Napoleon im Allgemeinen nicht genug berücksichtigte, was der Krieg in einem Lande wie Rußland an Verpflegungs-Fürsorge unerläßlich macht. Gewohnt, in Deutschland und Italien das Heer aus seinem Länderbereiche zu ernähren, waren die Verpflegungs-Anstalten schon ihrer Anlage nach nicht genügend, um den Bedarf der ganzen Armee zu decken, um wie viel weniger aber ausgreifend genug, dies mit den Mitteln, die nach den Umtrieben der Beamten noch übrig blieben, bewirken zu können. —

Zur Veränderung seines Feldzugsplanes genöthigt, entschieden über die Wahl des zweiten, welche Maßregeln ergreift der Kaiser zur Erreichung des neuen Zielpunktes? — Die auf der Linie von Mochilew bis Witepsk stehenden Corps brechen nach einer Rast von zehn Tagen auf, um sich auf dem linken Ufer des Dniepers zu vereinigen. In Colonne dringen sie nach Smolensk und erscheinen an demselben Tage vor den Mauern dieser Stadt, als Barklay und Bagration auf dem entgegengesetzten Ufer die lang gewünschte Verbindung bewirken.

Der 17. August scheint die Schlacht herbeiführen zu wollen, die der eine Theil aus militärischen Gründen sucht, und der andere aus moralischen kaum vermeiden kann. Dennoch dringt die richtige Beurtheilung der Umstände durch. Barklay vermeidet die offene Feldschlacht und zieht sich nach blutigen Kämpfen auf der Straße nach

Moskau zurück. Napoleon läßt Smolensk mit Sturm nehmen und ſchlägt einen Theil des ruſſiſchen Heeres bei Walutina-Jura. Am 28. erreichen Barklay und Bagration Wiasma, ununterbrochen verfolgt durch den König von Neapel. Tags darauf übergibt Barklay den Befehl über das Heer an den Fürſten Golmitſcheff-Kutuſow, der am 1. September bei Borodino, entſchloſſen zur Schlacht, in vorbereiteter Stellung die Franzoſen erwartet. Dieſe ſammeln ſich zu Ghat, zwei Märſche vor Borodino, und marſchiren am 5. im Angeſichte der Ruſſen in Schlachtordnung auf. Die Schlacht wird am 7. geſchlagen, und am 14. zieht Napoleon in die Hauptſtadt der alten Czaren, in Moskau, ein. — Liebenſtein beginnt den Abſchnitt, worin er die Begebenheiten vom Wiederbeginn der Kriegsunternehmungen bis zum Einzuge der Franzoſen in Moskau und dem Untergange dieſer Stadt erzählt, mit den Worten: „Zu Witepsk ſtand Napoleon auf dem Scheidewege ſeines Glückes. Wenn er es über ſich gewinnen konnte, die Hitze ſeiner Entwürfe zu mäßigen, ſich für dieſes Jahr mit der Eroberung aller polniſchen Provinzen zu begnügen, die ihm von Süden her drohenden ruſſiſchen Heere nach Kiew über den Dnieper zurückzuwerfen, und durch die Einnahme Riga's ſeine linke Flanke gegen alle Gefahren ſicher zu ſtellen, ſo ſchien der Erfolg ſeines Unternehmens unfehlbar, für Rußland keine Wahl mehr, als zwiſchen der Unterwerfung unter das harte Gebot des Siegers und gänzlichem Untergang in der Fortſetzung eines ungleichen verzweifelten Kampfes, und für Europa der letzte Hoffnungsſtrahl der Freiheit erloſchen. Aber ein dunkles Verhängniß waltete über Napoleons Haupt. Je raſcher ihn die wunderbare Gunſt des Glückes auf eine ſchwindelnde Höhe emporgehoben hatte, deſto erſchütternder ſollte der gähe

plötzliche Hinabſturz ſeyn. Das Licht ſeines hellen Verſtandes verdunkelnd, riß ihn ein Gaukelbild des Ruhmes hinein in die unermeßlichen Ebenen Rußlands. Der Glanz, in welchem die Zinnen der alten Hauptſtadt der Czaren ihm entgegenſtrahlten, zog ihn fort mit geheimnißvoller, unwiderſtehlicher Gewalt, und nicht eher ſollte ihm das furchtbare Räthſel gelöſet werden, als bis dieſer Glanz ſich in ein weites Feuermeer verwandelt hatte, das rings umwogend ihm das Verſchwinden ſeines Glückſternes, dem erſtaunten Europa aber die anbrechende Morgenröthe der Befreiung verkündete."

Bekanntlich pflichten dieſer Meinung die Meiſten bei, welche den Feldzug von 1812 zum Gegenſtande ihres Geſpräches oder ihres Nachdenkens machen; nichtsdeſtoweniger bleibt Manches dagegen zu ſagen, wenn man ſich genau die Lage Napoleons und überhaupt den Stand der Dinge vom Anfange Auguſts in Erinnerung halten und dieſe Epoche nicht durch das Mittel der ſpäteren betrachten will. — Die Erwartung, bei Smolensk auf offenem Felde den vereinigten Armeen Barklay's und Bagrations eine Niederlage beizubringen, war geſcheitert, weil dieſe die Schlacht nicht annahmen; aber ein Angriff auf die befeſtigte Stadt, einer Schlacht gleich, entſchied den ſchnellen Rückzug der Ruſſen, und Napoleon zog als Sieger in das brennende Smolensk. Warum ſollte er nicht erwarten, daß nun die Verfolgung bewirke, wozu die Gelegenheit ſich noch immer nicht geboten hatte? Wie ſollte Napoleon den Vortheil ſeines Sieges aufgeben, er, der aus ſo vielen Schlachten die Ueberzeugung trug, daß es die Benützung deſſelben ſey, welche Heere zerſtört und Staaten umwirft? „Ajourner la défaite entière d'une armée vaincue, c'est en compromettre l'événement," ſchrieb Carnot einſt

dem ſechsundzwanzigjährigen Feldherrn, und Napoleon zeigte ſpäterhin, daß er ſich dieſen Erfahrungsſatz eigen gemacht hatte. Sollte er das ruſſiſche Heer frei ziehen laſſen, ihm Zeit gönnen, ſich zu verſtärken, zu heben, zu vereinen? — Von ihm ſeine Kräfte abwenden, um ſich mit der Zurückwerfung der von Süden her drohenden ruſſiſchen Abtheilungen (Richelieu, Tſchitſchagoff), mit der Einnahme Riga's zu beſchäftigen, — Aufgaben, zu deren Löſung einzelne Corps hinreichen mußten, — was hieße das anders, als jetzt ſchon den Feldzug **beenden**?

„Land iſt das Objekt im Kriege." Freilich; — aber der Hauptzweck iſt Vernichtung des Widerſtandes, wodurch der Beſitz gefährdet iſt.

Wäre die große Armee eben ſo zahlreich noch bei Smolensk geweſen, als ſie über den Niemen ging, ſo würde Napoleon wahrſcheinlich die polniſchen Provinzen haben nehmen laſſen. Er konnte das jetzt nicht thun, weil er ſeine Kräfte auf dem Hauptpunkte brauchte. Verdienten dieſe polniſchen Provinzen einen Feldzug der geſammten großen Armee? Sie hätte dabei wenige Beſchäftigung gefunden, denn es ſtand kein Feind darin, der gegen ſie damals in Betrachtung kam. Dieſe Provinzen blieben unerobert, aber ſie waren auch unvertheidigt, denn Tormaſſow, von dem Fürſten Schwarzenberg geſchlagen, flob ſo eben nach dem Styr zurück. Das neunte Corps, das noch jenſeits des Niemens ſtand, wäre es zu entbehren geweſen, würde zugereicht haben, im Verein mit den Oeſterreichern und Sachſen alles Land bis Kamieniec und Kiew dem franzöſiſchen Kaiſer zu unterwerfen.

Wie Lukullus, als er gegen Tigranes zog, ſeinem Heere, das die Wegnahme eines feſten Punktes zur Sicherung des Landes wünſchte, in der Ferne das Grenzgebirge

des Gegnerſtaates zeigte und zurief: „Jenes Schloß müſſen wir erſt erobern, dies alles bleibt für den Sieger aufgehoben;“ — ſo Napoleon. Die polniſchen Provinzen konnten ihrem Schickſale nicht entgehen, wenn das ruſſiſche Hauptheer, ſey es wo es ſey, nur erſt völlig aus dem Felde geſchlagen war.

Als Smolensk fiel, befand ſich überdieß Tſchitſchagow noch ſo ferne, daß Napoleon hoffen durfte, den Frieden in Moskau zu erzwingen, noch ehe dieſer Feldherr ihm gefährlich werden konnte. Rückte der Admiral aber auch ſchneller herbei, als man vorausſetzte, und war dann nicht zu erwarten, daß die Oeſterreicher und Sachſen den Heeren von Volhynien und von der Moldau zugleich widerſtehen würden, ſo war auch zu vermuthen, daß der Admiral ſich nach dem Innern des Reiches zur Verſtärkung Kutuſow's wenden werde. „Frappés au coeur, tout porte à penser qu'ils ne s'occuperont plus désormais que du coeur,“ ſchrieb damals Baſſano, der treue Wiederhall des Kaiſers.

Als Napoleon im Angeſichte von Smolensk ſtand, vor ihm 200,000 vortreffliche Krieger, die vielverſuchten Marſchälle des Reichs an ihrer Spitze; als er ſich gegenüber den Feind ſah, der, ſeinen Anblick ſcheuend, die Mauern ſuchte; als er die Folgen bedachte, die ein Feldzug von acht Wochen bereits hervorgebracht hatte, rieſenmäßig wie ſein Entwurf, — welche Zumuthung, jetzt den ſo begonnenen Feldzug aufzugeben, zehn Monate mit Unternehmungen, die nicht zum Ziele führten, mit Nebendingen zuzubringen! — Das Leben wie die Zeit eilt; wer im Laufe nach dem Ziele, wo es den Preis gilt, auf der Bahn ſtürzt, iſt es gut, dem zu rathen, er hätte einen Umweg dahin nehmen oder langſam gehen ſollen? —

Die Ereigniſſe, welche die Schickſale von Reichen und Welttheilen entſcheiden, ſind vermöge ihres Einfluſſes großartig; gleicher Maßſtab muß den Urſachen dieſer Ereigniſſe angelegt werden. Die Gründe, welche den franzöſiſchen Kaiſer zum Marſche nach Moskau bewogen, waren gewiß nicht ſo myſteriöſer Natur, wie Liebenſtein ſie darſtellt. Nicht das Gaukelbild des Ruhms, ſondern zuvörderſt die Nothwendigkeit legten ihm den weitern Marſch, den Marſch nach Moskau auf. Der Fechter ſtand im Ausfalle, Bruſt gegen Bruſt und Degen gegen Degen. Es war nicht gethan damit, dieſe Stellung zu halten, ſie führte zum Tode, wenn ſie nicht zum Siege leiten konnte. Nicht der Glanz, welchen die Zinnen der alten Hauptſtadt der Czaren ihm entgegenſtrahlten, ſondern die Ueberzeugung, daß dort das Herz des Reiches ſey, der einzige Punkt außer Petersburg, wo in Europa noch Friede geſchloſſen werden konnte — dieſe zog ihn fort mit unwiderſteblicher Gewalt. Land, nach dieſer Richtung, war ſein Wunſch. Auch wenn er das Ende des Krieges nicht abſah, er konnte nichts thun, als den Feind, der nach Moskau ſich zurückzog, nach Moskau verfolgen. — Tag für Tag konnte die Gelegenheit zu einer entſcheidenden Schlacht bringen; Napoleon mußte in Bereitſchaft ſeyn, ſie zu benützen. Er hat ſich verrechnet. Wohl, wer thut das nicht? — Aber nicht die Rechnungsweiſe war fehlerhaft, ſondern die Größen, die er für beſtändige hielt, betrogen ihn.

Befand ſich Napoleon nicht in einer ähnlichen, nur ungleich ſchlimmern Lage, wie nach dem Falle von Smolensk, zur Zeit der Unterhandlungen zu Leoben 1797? Damals ſchrieb er an das Direktorium: **D'ailleurs nous ne devons pas nous dissimuler que quoique notre position militaire soit brillante, nous n'avons point dicté**

les conditions. La cour avait evacué Vienne; le Prince Charles et son armée se repliaient sur celle du Rhin, le peuple de la Hongrie et de toutes les parties des états héréditaires se levait en masse, et même, dans ce moment-ci, leur tête est déjà sur nos flancs. Le Rhin n'était pas passé; l'Empereur n'attendait que ce moment pour quitter Vienne et se porter à la tête de son armée. S'ils eussent fait la bêtise de m'attendre, je les aurais battus; mais ils se seraient toujours repliés devant nous, se seraient réunis à une partie de leurs forces du Rhin et m'auroient accablé. Alors la retraite devenait difficile, et la perte de l'armée d'Italie pouvoit entrainer celle de la république: aussi étais-je bien résolu à essayer de lever une contribution dans les faubourgs de Vienne et à ne plus faire un pas.

Wenn der Krieg fortgedauert hätte, ſo würde Bonaparte ſich damals wohl gehütet haben, ſich tiefer einzuſenken in das Gebiet des Gegners. Er beurtheilte die Folgen einer ſolchen Angriffsweiſe damals ganz richtig; will man ihm aufbürden, daß er in ſeiner jetzigen Lage, wo er noch dazu die Verſchiedenheit des Clima's, Bodens, der Erhaltungsmittel u. ſ. w. in Berechnung bringen mußte, nicht überlegt habe, was er thue? — Mit Recht tadelt man Friedrich II., daß er im Jahr 1756, da er 120 Bataillons und 180 Schwadronen hatte, nicht durch Mähren nach Wien marſchirte, ſondern mit halbem Entſchluſſe, von der Elbe bis an die Oder ſich ausbreitend, nichts Entſcheidendes that. Was Tempelhof zur Vertheidigung des Königs ſagen mag, ſo bleiben von Neiße nach Wien doch immer nur 12 Märſche, und Friedrich ſelbſt hat ſich ſpäterhin über den damals begangenen Fehler ausge-

ſprochen. — Aehnlich war der Zug des Kaiſers nach Moskau. Man hört fortwährend die Behauptung ausſprechen, daß nichts allen Regeln „de la Stratégie ou grande tactique“ mehr entgegen ſeyn konnte, als eben dieſe Bewegung. Unwillkürlich fällt mir dabei ein, daß der Erzherzog Karl bei Gelegenheit der Vertheidigung einer gelungenen Unternehmung, die im Widerſpruche mit den Grundſätzen der Kriegskunſt zu ſtehen ſchien, irgendwo ſagt: „Dem Manne, der eine Wiſſenſchaft völlig ergründet hat, ſind die Motive ihrer Regeln nicht unbekannt, folglich auch nicht die Fälle, welche Ausnahmen geſtatten.“

Aber war vielleicht die Hoffnung, daß Napoleon ſeine Gegner auf dem Rückzuge erreichen und auf's Haupt ſchlagen könne, eine thörichte? — Nach dem Verluſt von Smolensk ſtacken die Ruſſen mit 600 Kanonen in den Engwegen zur Rechten der großen Straße nach Moskau, und nur das Verſäumniß des Marſchalls Junot war diesmal ihr Retter. „Le duc perdit le plus beau jour de sa vie,“ ſagte damals Bonaparte. Zu einer andern Zeit, wo ſein Hoffnungsſtern noch weniger hoch geſtanden hätte, würde er um eines ſolchen Verſäumniſſes willen gegen den General, der ſich daſſelbe zu Schulden kommen ließ, anders verfahren ſeyn. So wie man zu Walutina die Ruſſen zu finden hoffte, glaubte man daſſelbe in der Stellung von Dorogobuſch. „S. M. m'écrit (ſchreibt Baſſano am 29. Auguſt) que l'avantgarde est à 60 lieues de Moscou; qu'Elle part Elle même le 25. au matin pour se porter a Dorogobuy, où il paraît, que l'ennemi a fait halte, et où l'on assure qu'il y a une position dont les Russes veulent profiter pour livrer bataille.“ — Dieſelbe Hoffnung führte den Kaiſer nach Wiasma. Baſſano ſchreibt abermals: „S. M. me charge de Vous faire

connoître, qu'Elle sera le 28. à Wiasma et qu'Elle regarde comme probable que l'ennemi quoique affaibli et découragé recevra bataille avant notre arrivée à Moscou.“ Ein Schreiben Baſſano's an Schwarzenberg vom ſelben Tage (1. Septbr.) wiederholt dieſe Hoffnung: „Je Vous annonçais par ma lettre du 29., que S. M. se portait sur Dorogobuy, où l'on croyoit que l'ennemi livreroit bataille. Après avoir en effet manifesté cette intention, avoir construit des fortifications, élevé des batteries et des redoutes, l'ennemi comme à l'ordinaire a manqué de résolution. On disoit encore que l'ennemi étoit résolu à nous attendre à Wiasma.“ — Dieſe Hoffnung führte immer näher an das Herz von Rußland. Auf den Feldern von Borodino boten die Ruſſen den Franzoſen die langerſehnte Gelegenheit zum Kampfe; der Ausgang deſſelben iſt bekannt. — Erklärt dieſe ſtetig fortwirkende Hoffnung, die aus den Umſtänden hervorging, nicht ſchon hinlänglich den Zug von Smolensk nach Moskau? — Ob die Ruſſen ſich dieſer Lockung bewußt waren, ob nicht? iſt eine andere Frage. Daß ſie die Schlacht von Borodino gaben, ſcheint Beweis für das Letztere zu ſeyn, weil man ſie ſonſt einer Abweichung von dem Plane zeihen müßte, deſſen Vortheile, einmal erkannt, zu bedeutend und ſicher waren, als daß man ſie auf das Spiel ſetzen ſollte. Wenn es auch keine Schlacht von Borodino gegeben hätte, die Ereigniſſe, welche ſpäterhin über das Schickſal der Franzoſen entſchieden, würden demungeachtet mit gleicher Nothwendigkeit eingetroffen ſeyn, und auf dieſelbe Weiſe, als ſie wirkten, auch dann noch gewirkt haben. Beide Heere würden um 50,000 Mann ſtärker nach Moskau gekommen ſeyn, das wäre aber für Napoleon kein Vortheil geweſen. So lange der Feind gleichen Abgang

an Kräften mit ihm litt, blieb dem Kaiſer durch die erleichterte Möglichkeit, den Reſt zu ernähren, das Uebergewicht an Kriegserfahrung und Kriegskunſt noch immer unaufgewogen; bei gleicher Vermehrung der beiderſeitigen Kräfte aber bewahrte der Feind nicht nur das Uebergewicht der Zahl nach, weil er ſeine Truppen ernähren konnte, ſondern dem Kaiſer drohte in der dann um ſo größeren Noth frühere Auflöſung der inneren Ordnung, oder wenn er ſich zu ſehr um Moskau ausdehne, theilweiſe Aufreibung.

Indeſſen mag die Schlacht bei Borodino ruſſiſcher Seits um moraliſcher Urſachen willen nöthig geweſen ſeyn. Nur iſt es jederzeit ein gewagtes Spiel, zur Erhöhung der Werkthätigkeit eines Getriebes ſich ſolcher Mittel zu bedienen, die, wenn ſie fehlſchlagen, eine um ſo größere Erſchlaffung zur Folge haben. —

Die Schlachten von Smolensk und Borodino werden von Vaudoncourt, ſo wie auch von Liebenſtein klar und gut geſchildert. Dem Militär wird die Kürze und Ordnung des Erſteren mehr zuſagen. Der Gebrauch der Artillerie in beiden Schlachten dient zur Belehrung. Große Maſſen derſelben gegen einen und denſelben Punkt angewendet, bereiten die Entſcheidung überall vor. Bei Smolensk nahmen ſechzig Kanonen die feindliche Linie in die Flanke; bei Borodino waren vor der Mitte, auf den Höhen von Chewarino, drei ſchwere Batterien, jede zu ſechzig Geſchützen, aufgeſtellt, eine vierte ſtand ohnferne zur Linken.

Was L'Eſpinaſſe irgendwo von der Gewohnheit Napoleons, das Geſchütz erſt im Augenblicke des Schlachtbeginns in Batterien auffahren zu laſſen, ſagt, ſehen wir auch bei Smolensk wieder befolgt. Die Artillerie, welche

am 16. August durch zwei Stunden die Stadt beschoß, wurde zurückgenommen, dann eine Erkennung gemacht, und erst am 17., am Schlachttage, das Geschütz in die Batterien vertheilt.

Die russischen Berichte über die Schlacht von Borodino übertreffen freilich an Unwahrheit Alles, was die verschrieenen französischen Bülletins in glücklichen und unglücklichen Lagen je sich zu sagen erlaubten. Außer in den unberufenen Schülerarbeiten eines Ker-Porters u. a. m., die, ohne jedes militärische Urtheil geschrieben, auch nur den Glauben der Blinden und Lahmen gewinnen konnten, wird man sie auch nirgends als baare Münze ausgeprägt finden. Geschichtsschreiber aber, die wie Vaudoncourt und Liebenstein sich mit der unnöthigen Mühe befassen, die Wahrheit gegen diese Kriegsberichte zu vertheidigen, sollen die Umstände nicht vergessen, welche solche Berichte nothwendig machten.

Ein Siegesruf belebt den Muth von Hunderttausenden, und erzeugt die Mittel, zu verwirklichen, was einstweilen nur vorausgesetzt ist. Niederlagen dürfen nur dann öffentlich verkündiget werden, wenn man ihnen eine Siegesnachricht folgen lassen kann. „Man muß den Krieg erlernt haben, um die neueren Kriegsberichte zu verstehen," sagt Bülow; und obwohl ein von dem seinigen sehr verschiedener Ideengang auf diese Worte führt, so seyen sie doch zur Vertheidigung übertriebener Kriegsberichte hieher gesetzt, weil eben, wer den Krieg kennt, genau zu schätzen wissen wird, wie viel und wann ihm diese Berichte gelten. Die Menge braucht in Augenblicken, wo sie größerer Absichten und Zwecke willen nur Werkzeug seyn muß, nur das zu wissen, was man gerade für nothwendig hält. —

Aber ich komme ganz und gar auf Abwege, lieber Freund. Für heute ſchließ' ich.

Siebenter Brief.

Die merkwürdigſte Epoche in dieſem Feldzuge iſt ohne Zweifel die dritte und letzte. Dreißig Tage lang ſehen wir Napoleon in den Trümmern von Moskau verweilen, und den gehofften Frieden vergeblich ſuchen. Wir ſehen den Feldmarſchall Kutuſow anfänglich den Rückzug in ſüdöſtlicher Richtung fortſetzen, dann eine Flankenſtellung bei Kaluga nehmen, ſich mit den Aufgeboten aus allen freien Provinzen vereinigen, den Kreis um Moskau immer enger und enger ziehen, den Geiſt ſeiner Truppen erhöhen, und endlich mit dem Gedanken vertraut werden, daß die Stunde zu Napoleons Untergange gekommen ſey. Unmerklich iſt die ganze Stellung zwiſchen den Ruſſen und Franzoſen gewechſelt. Die um die Mitte Septembers als Sieger in Moskau einzogen, kämpfen einen Monat ſpäter nur mehr zu ihrer Vertheidigung; die, welche vom Niemen bis hinter die Moskwa vor den franzöſiſchen Adlern wichen, haben durch Ausdauer ihre Stärke gefunden, und ſich in die angreifende Partei umgewandelt. Aus dem zweifelnden Süden ſehen wir das ruſſiſche Donau-Heer endlich losgewunden und durch ſein Gewicht den Fürſten Schwarzenberg zurückdrücken. Aus Finnland kommend, verſtärken 12,000 Mann den Grafen Wittgenſtein; Milizen aus Petersburg und aus andern Städten rücken zu ihm; er wirft das zweite und ſechste franzöſiſche Armeecorps aus der Stellung von Polock, ſetzt über die Düna und geht gegen die Ula vor. Die ohnedem zur Länge der Angriffslinie in keinem genügenden Verhältniſſe der Breite

ſtehende Baſis der franzöſiſchen Armee wird alſo noch um Vieles verengt. Napoleon verläßt endlich Moskau. Am 15. October beginnen ſeine Truppen auf der Straße nach Kaluga den Marſch. Am 23. ſprengt Treviſo den Kreml in die Luft und folgt dem Heere. Der Vizekönig und der König von Neapel haben ungleiche blutige Gefechte zu beſtehen; Napoleon folgt mit dem Kern ſeines Heeres bis auf einen Marſch Entfernung ſeiner bedrängten Vorhut, er beſichtigt die ruſſiſche Hauptmacht, die ihm entgegen rückt und wendet ſich dann, die Schlacht vermeidend, plötzlich nach der Hauptſtraße, die über Moſaisk nach Smolensk führt. Der Rückzug beginnt mit Eile. Am 29. October iſt der Kaiſer in Moſaisk, am 1. November in Wiasma, am 6. in Dorogobuſch, am 9. in Smolensk. — Kutuſow marſchirt in der linken Flanke der franzöſiſchen Armee, und iſt am 9. in Jelina. Miloradovich und Platow folgen den Franzoſen auf dem Fuße und halten ſie fortwährend in Athem. Der Vizekönig verliert ſeine ganze Artillerie in den Sümpfen des Wop, da er den Marſch von Dorogobuſch nach Witepsk, das indeſſen von den Ruſſen durch Ueberfall genommen iſt, vergeblich verſucht. Er ſtößt am 13. in Smolensk wieder zur Armee.

Schon am 6. begann die große Kälte. Froſt, Entblößung, Hunger und Anſtrengung reiben die große Armee auf. Von den 100,000 Mann, die Moskau verließen, erreichen kaum 30,000 bewaffnet Smolensk, 400 Kanonen ſind verloren, es gibt keine Reiterei mehr. Kutuſow ſetzt, während die Franzoſen in Smolensk ruhen, den Marſch fort, kömmt zur Linken der Stadt vorüber und ſperrt den Weg nach Oreza.

Die Trümmer des franzöſiſchen Heeres thun das Unbegreifliche; ſie ſchlagen ſich vom 14. bis 18. November

mit dem Muthe der Verzweiflung und mit ungeheurem Verluſte durch die geſammte ruſſiſche Hauptmacht, und erſcheinen am 24. auf den Höhen vor Boriſow an der Berezyna. Durch eine ſtrategiſche Berechnung, die außer dem Bereiche militäriſcher Ausführbarkeit zu liegen ſcheint und nur durch Fehler von Seite der Franzoſen gelingen konnte, befinden ſich die Uebergangspunkte der Berezyna in den Händen der Ruſſen. Napoleon erzwingt am 27. bei Weſelowo den Uebergang gegen den Admiral; ſeine Nachhut, die einzigen Truppen, die noch verwendbar ſind, erliegen großen Theils der Uebergewalt Wittgenſteins. Das franzöſiſche Heer iſt aufgelöſet, deſſen Reſte flüchten am 9. und 10. December durch Wilna. Am 13. hält Kutuſow ſeinen triumphirenden Einzug daſelbſt. — Schon am 6. verließ Napoleon die ordnungsloſen, verſtümmelten Haufen, die man nur wie zum Spotte noch die große Armee nannte. Am 30. December ſtand kein Feind mehr auf ruſſiſchem Boden. —

Dieſe Epoche iſt von ſo außerordentlichem Inhalte, daß die genauere Würdigung derſelben ein Buch erforderte. Schule kann ſie uns werden in ſehr mannichfaltiger Beziehung. Das Eigenthümliche eines Krieges in Rußland, die Nothwendigkeit der Feſtſtellung eines klug geregelten Verpflegsſyſtems, die Wichtigkeit der Befeſtigung der Knotenpunkte einer zu ſehr verlängerten Angriffslinie, der Erfolg der Beharrlichkeit in den Mißgeſchicken des Krieges und die Herrſchaft, welche ein feſter Wille über das größte und dauerndſte Elend ausübt, leuchten bei der flüchtigſten Betrachtung des Rückzuges der Franzoſen von Moskau nach dem Niemen hervor.

Das zu lange Verweilen Napoleons in Moskau, die Haupturſache des Untergangs der großen Armee, dürfte,

militäriſch, wohl nicht entſchuldigt werden können. Sobald die Unterhandlungen mit dem ruſſiſchen Heerführer die Abſichten des Cabinets von St. Petersburg enthüllten (und das thaten ſie doch!), konnte Napoleon keinen Augenblick länger zweifeln, daß er das Ziel des Feldzuges verfehlt habe. Unentſchloſſenheit in ſolcher Lage führt zum Verderben.

Es ſcheint anmaßend, dem Manne, der gewohnt war, eben durch ſeine Entſchloſſenheit die Kräfte aller ſeiner Gegner aufzuwiegen, Mangel derſelben vorzuwerfen. — Aber ſoll man anderſeits ſeinem Blicke die Schärfe nicht zutrauen, ſeine Lage in Moskau ſchnell erkannt, ganz durchſchaut zu haben? — Es iſt ſchwer, ſich von Hoffnungen loszureißen, auf die man ein ganzes Gebäude gefußt, für welche man die Opfer eines ganzen Feldzuges gegeben hat; es iſt ſchwer, einen Weg, und ſey er auch noch ſo kurz, mit dem Geſtändniſſe, daß er ganz unnütz, alſo ſchädlich war, zurück zu gehen; man hofft immer noch, die ſcheinbare Vergeblichkeit der Mühe werde ſich ausgleichen und doch zum Ziele führen. Aehnlicher Art mag der Zuſtand des Kaiſers geweſen ſeyn, als er in Moskau ſaß. Dem General Grafen Bubna geſtand er bald nach ſeiner Rückkunft zu Paris ſelbſt den Fehler des Verweilens in Moskau: „Je suis allé à Moscou,“ ſagte er, „pour forcer et conquérir la paix par une grande bataille. Je m'y suis arrêté 15 jours de trop après l'incendie de Moscou et après qu'on m'avoit ôté les moyens de m'y maintenir pendant l'hiver, j'aurois dû me retirer du moment, où je reconnus que la paix ne pouvait se faire.“ —

Einmal zum Rückzuge entſchloſſen, mußten zwei Richtungen an die Frage kommen, die über Smolensk und die nach Kiew. Die Hauptſtraße nach Smolensk war

verwüſtet, entblößt von Hilfen des Landes, vom Feinde überall bedroht; aber ſie war gekannt, ausgebeſſert, kürzer; hundert Verſtärkungstransporte, Nachfuhren an Bedürfniſſen jeder Art u. ſ. w. zogen auf ihr einher; ſie mußten alle aufgegeben werden, wenn man ſie nicht dadurch deckte, daß die Armee dieſe Rückzugsrichtung wählte. Der Marſch nach Kiew führte durch ein reiches Land, er zerriß aber alle Verbindung mit den in Litthauen befindlichen franzöſiſchen Truppen, er machte die Mitte auf ſich allein beruhen, und das Heranrücken jeder Verſtärkung vor Erreichung des Dniepers gefährlich. War der Kaiſer entſchieden, welchen Weg er einſchlagen ſoll, als er Moskau verließ? — Wer vermag darauf zu antworten? Er zog auf dem Wege nach Kaluga aus in der Richtung nach Kiew. Nur zwei Abſichten konnten ihn zum Marſche auf der gewählten Straße bewegen: entweder wollte er der Richtung nach Südweſt weiter folgen, oder die ruſſiſche Hauptmacht über die Oka zurückwerfen, um ſich bequemen Marſch nach Smolensk ſowohl über Ghat und Wiasma als auf den Nebenwegen über Medin, Juchnow und Jelnia zu ſichern. — Keines von Beiden geſchah. Napoleon wählte die Straße nach Kiew nicht, er warf auch nicht die ruſſiſche Hauptmacht zurück. Der Tag von Malo-Jaroslawecz lud ihn ein, das Letztere zu verſuchen. Der Vicekönig hatte das ganze feindliche Heer durch ſeine trefflichen Maßregeln zum Aufmarſch genöthiget; noch in der Nacht vom 24. Oktober rückte der Kaiſer heran. Die Ruſſen boten am 25. die Schlacht, aber Napoleon fand es nicht für gut, von dieſem Anerbieten Gebrauch zu machen. Zum erſten Male in allen ſeinen Feldzügen möchte man dem Kaiſer an dieſem Tage ein Betragen Schuld geben, das auch auf dem Schlachtfelde im Angeſichte des Feindes

Unentſchloſſenheit, zum Wenigſten halbe Maßregeln verräth. Es iſt ſchwer, ihm gegenüber zu behaupten, daß er die Ruſſen hätte angreifen ſollen, aber ſo viel iſt gewiß, daß er zu andern Zeiten ſie nicht in ſeiner Flanke hätte ſtehen laſſen, wenn er einmal auf ſie los marſchirte; daß er zu andern Zeiten ihnen nicht den ſtärkenden Anblick bereitet hätte, die franzöſiſchen Adler vor den ruſſiſchen Fahnen ohne Schlacht weichen zu ſehen; daß er nicht zehn Tage mit nichts entſcheidenden Bewegungen zu einer Zeit verloren hätte, wo eben die Zeit ſein fürchterlichſter Feind war.

Für dieſe Anſicht findet ſich in einem Werke (sur la Puissance politique et militaire de la Russie en 1817), deſſen bekannter Verfaſſer ein heftiger Gegner Bonaparte's und folglich nicht geſtimmt war, deſſen Thaten über Gebühr zu loben, eine beſtätigende Stelle. „Après la bataille de Malo-Jaroslawecz ..... si Bonaparte avait le second jour lancé son avantgarde, au lieu de faire un mouvement oblique pour regagner Moscou et la route de Smolensk, toute l'armée russe, conformément aux ordres qu'elle en avait reçus se serait retirée derrière Oka; elle aurait abandonné un riche pays, laissé à Bonaparte une ligne de marche assurée dans quelque direction qu'il lui eût plû de rentrer en Pologne.“

Die verlorne Zeit einzubringen, waren Gewaltmärſche nöthig. Alle Märſche von Borosk bis Smolensk können ſolche genannt werden; dieſe Entfernung, nahe an 100 Stunden, wurde in 14 Tagen zurückgelegt. Welches Heer wird ſolcher Anſtrengung, wenn noch dazu durch den Mangel des Nothwendigſten, durch die alles lähmende Kälte, durch Feindesnähe jede Stärkung und Erleichterung entbehrt werden muß, nicht endlich unterliegen? Ausdauer, kühne Entſchloſſenheit, Geiſtesſtärke und Gewandtheit bezeichnen die

Führer der Franzoſen auf dieſem Rückzuge. Mannigfacher Tadel wurde gegen die verfolgenden Ruſſen ausgeſprochen. „In der That" — ſagt ſelbſt Liebenſtein — „hat, das „Treffen von Wiasma abgerechnet, das ruſſiſche Heer bis „Smolensk kaum einen ernſtlichen Verſuch gemacht, dem „flüchtigen Feinde zu ſchaden, und das Ungemach, welches „das franzöſiſche Heer erduldete, war faſt ausſchließliches „Reſultat der immer mit Nothwendigkeit wirkenden Kräfte „der Natur." Andere haben die Frage geſtellt: „Warum kam Kutuſow den Franzoſen bei Wiasma nicht zuvor, da er über Medin den näheren Weg dahin hatte? — Wollte er alles dem Winter und dem Hunger überlaſſen?" Ich will dieſe Fragen weder machen noch beantworten. Wenn übrigens die immer mit Nothwendigkeit wirkenden Kräfte der Natur zum gewünſchten Ende führen, wenn vorauszuſehen iſt, daß der Gegner den Verluſt ſeines Heeres bald durch das Aufgebot eines zweiten erſetzen wird, wenn alſo, um die Früchte des Sieges zu behaupten, das Auftreten mit einer geordneten zahlreichen Streitkraft in eben dem Augenblicke, wo der Feind völlig entwaffnet daſteht, unerläßlich iſt, wenn endlich Kutuſow durch eine thätigere Verfolgung ſeine jungen Truppen ſelbſt aufzulöſen fürchten mußte, — ſo mag ſein Benehmen die Folge wohl überlegter Berechnung geweſen ſeyn. Während Napoleon in Smolensk verweilte, änderte der ruſſiſche Feldherr dies Benehmen, denn, mit 70,000 Mann die Straße nach Orsza bei Krasnoi ſperrend, ſchien er es auf den gänzlichen Untergang der Franzoſen angelegt zu haben. Warum aber verweilte Napoleon zu Smolensk? Die Antwort dürfte leicht ſeyn; und Oberſt Tſchitſchagow verläugnet wohl nur aus Gefälligkeit gegen die Zeit, in der er ſchrieb, ſeinen Scharfſinn, wenn er ſie nicht finden will. Ein Heer,

das von Moskau nach Smolensk bei 20 Grad Kälte und bei der Nahrung von Pferdefleisch läuft, bedarf ohne Zweifel einiger Ruhe, es geht unter, wenn es abermals zwanzig Tage ohne Aufenthalt fortlaufen soll, denn es löset sich in eine Kette von Nachzüglern auf, die so lange ist als sein Weg. Das Schlimmste, was ihm geschehen kann, wenn es sich sammelt und stärkt, ist, daß es dem indessen vorgerückten Feinde, der ihm den Weg sperrt, unterliegt: das Schlimmste ist aber noch immer nicht das Einzige; das Vielleicht des Untergangs in diesem Falle muß gegen die Gewißheit in jenem die Oberhand behalten.

Die Hauptmasse des Heeres kam vom 9. bis 11. Nov. in Smolensk an, aber erst am 13. der Vicekönig, am 14. der Marschall Ney, und noch an diesem Tage begann das Heer die Stadt zu räumen; wie war es vernünftiger Weise möglich, dies früher zu thun? —

Die Tage von Krasnoi gehören unter die schönsten in der französischen Kriegsgeschichte, — 22,000 Bewaffnete, durch einen großen Troß Unbewaffneter gelähmt, ohne Reiterei, schwach an Geschütz, auf das Aeußerste entkräftet, schlagen sich durch 70,000 Mann siegbelebter Gegner, die mit fast 600 Stücken Geschütz in vortheilhafter Stellung sie erwarten, mit 10,000 Reitern auf den offenen Schneefeldern sie umgeben. Der Zug Ney's über den Dnieper enthält alles, was über Ausdauer und Muth des Soldaten, über Geistesgegenwart und Entschlossenheit des Feldherrn im gränzenlosesten Elend aufgestellt werden kann. Wir sind Liebenstein eine ausführliche Darstellung dieses merkwürdigen Zuges schuldig, der „in seiner kühnen Ausführung ein ruhmvolles Denkmal der Seelenstärke und hohen Feldherrngaben Ney's" ist. — Ueberhaupt dienen

die Tage von Krasnoi als ein Beiſpiel, was mit Truppen, die entſchloſſen ſind, ihre Ehre zu vertheidigen, unternommen werden könne.

Das nämliche überraſchende Schauſpiel der höchſten Kraftanſtrengung wiederholt ſich an der Bereczyna. Der Uebergang dieſes Fluſſes iſt in der Zeitgeſchichte ſo merkwürdig geworden, daß wohl Niemanden der genauere Hergang bei demſelben unbekannt iſt. Wir ſehen den Kaiſer, durch das neunte Armee-Corps verſtärkt, die alte Thätigkeit und Umſicht wieder entfalten; wir ſehen die Franzoſen und ihre Bundesgenoſſen keine Aufopferung, keine Anſtrengung ſcheuen, das ſcheinbar Unmögliche möglich zu machen. Der Kaiſer täuſcht ſeinen Gegner über den Ort des Uebergangs. Während er bei Boriſow alle Anſtalten hiezu treffen läßt, bricht er nach Weſelowo auf; hundert Polen ſchwimmen über den ſchwere Eismaſſen treibenden Fluß, die Poſten des Feindes zu beſchäftigen; die Pontoniere ſtehen durch Stunden im Waſſer, bis die Brücken geſchlagen ſind. Die Armee bewirkt im Angeſichte des getheilten Admirals den Uebergang; nur ihre Nachhut unterliegt dem herbeigeeilten Wittgenſtein.

Der Plan, aus dem Norden und Süden zwei Heere an der Bereczyna zuſammenzurufen, um dem Kaiſer den Heimweg zu verwehren, wurde wirklich während dem Verweilen Napoleons in Moskau zur Ausführung zweckmäßig gefunden, und an Wittgenſtein, Steinheil und Tſchitſchagoff die Befehle deßwegen erlaſſen. Wenn Unternehmungen, welche auf das Zuſammentreffen mehrerer Colonnen in der feindlichen Stellung aus Entfernung von einigen Märſchen ſich ſtützen, ſchon von den bewährteſten Feldherren widerrathen werden, ſo ſehen wir hier dagegen eine zum Theile gelingen (und wie die Sachen ſtanden,

ſo lag es wirklich nicht an den Franzoſen, daß ſie nicht in vollem Umfange gelang —), wozu die Theilkräfte aus Finnland und aus der Walachey in Bewegung geſetzt wurden. — Vergleicht man die Weiſungen, welche Steinheil, Wittgenſtein und Tſchitſchagoff von dem Oberbefehlshaber in Bezug auf ihr Zuſammentreffen an der Bereczyna erhielten, mit dem, was ſie zur Ausführung derſelben thaten, ſo iſt es räthſelhaft, wie gegen das Benehmen des Admirals ſo viel tadelnde Stimmen ſich erheben konnten: „Quant à l'Admiral Tschitschagoff sur qui tombèrent tous les reproches, le lecteur aura facilement jugé, d'après le simple exposé des faits, qu'il fut le seul qui exécuta les ordres qu'il avait reçus, et que la désobeissance des Généraux qui devaient l'aider fut l'unique cause qui l'empêcha de remplir la commission dont il était chargé.“ So ſpricht ſelbſt Vaudoncourt. In der That, was konnte er mit 20,000 Mann Fußvolk, die er bei ſich hatte (die Reiterei war des Bodens wegen ganz unverwendbar), thun? Er mußte vor allem Boriſow als den Hauptübergangspunkt decken, konnte nicht gleichzeitig mit Napoleon ſeine Hauptſtärke gegen Weſelowo ziehen, weil das neunte Corps, welches als Nachhut der großen Armee noch vor Boriſow zurückblieb, mit dem Uebergange daſelbſt drohte; er durfte die untere Bereczyna nicht unbemerkt laſſen, weil der Punkt, wo Napoleon den Uebergang erzwingen wollte, unbekannt war. Daher die Vertheilung ſeiner Truppen. Liebenſtein faßt die Schuld des Mißlingens richtig auf, wenn er ſowohl Wittgenſtein als Kutuſow auch ihren Theil daran tragen läßt. „Es iſt nicht „zu verkennen,“ ſagt er, „daß Wittgenſtein nach dem „Treffen bei Smolnia viele koſtbare Zeit unbenutzt an „der Ula verlor, und die Reſultate ganz anders geweſen

„ſeyn würden, wenn er, ſtatt dem Marſchall Viktor auf „dem Fuße zu folgen, ſich von der Ula rechts nach der „obern Bereczyna gewendet, über den Fluß geſetzt und „ſeine Macht am rechten Ufer mit der des Admirals ver„einigt hätte. Noch größern Tadel aber verdient Kutuſow, „der mit gemächlicher Langſamkeit vorſchreitend, noch in „der Nähe des Dniepers ſich befand, als ſchon nach ſeinem „eigenen Entwurfe die großen Verhängniſſe an den Ufern „der Bereczyna entſchieden werden ſollten. Wären am 25. „Tſchitſchagoff und Wittgenſtein vereinigt mit 60,000 am „rechten Ufer der Bereczyna geſtanden, wie ſie es unläng„bar konnten, und wäre Kutuſow mit 60 bis 70,000 Mann „im Nacken Napoleons geweſen, wie es ihm nicht minder „möglich war, ſo waren der Kaiſer und ſein Heer trotz „allem Genie des erſteren und aller Tapferkeit des letztern „ohne Rettung verloren und Tod oder Gefangenſchaft ihr „unabwendbares Loos.“ (2. 267.) Wenn die Schlacht an der Bereczyna den gehofften Erfolg nicht brachte, ſo vollendete dagegen die Noth den Untergang der Franzoſen, denn Tſchitſchagoff hatte auf dem Marſche nach Boriſow Minsk genommen, das Hauptmagazin der großen Armee. Ohne den Fall von Minsk und dem Zuſammentreffen Wittgenſteins und Tſchitſchagoffs an der Bereczyna würde Napoleon, wie es ſeine Abſicht war, ſich vielleicht in Smolensk, an der Düna und an dem Dnieper erhalten haben. Wie wäre aber Minsk zu retten, wie jenes Zuſammentreffen zu verhindern geweſen? Darauf ſcheint die Antwort ſchwer. Bedenkt man aber, wie nachläßig Minsk vertheidigt wurde, wie vereinzelt die franzöſiſchen Corps den ruſſiſchen entgegen geſtellt waren, wie getrennt ſie handelten, — erwägt man weiter, daß die im Gebiete zwiſchen der Bereczyna und dem Dnieper einzeln herum-

ziehenden Armee-Corps der Marſchälle Reggio, Belluno und Saint Cyrs, die Menge der von Wilna bis Smolensk verſtreuten Truppen, die Beſatzung von Minsk ſelbſt und endlich Dombrowski zuſammen eine Maſſe von 80,000 Mann bildeten; daß Wittgenſtein und Tſchitſchagoff vereinigt ebenfalls nicht mehr führten; daß dieſe vor der Hand noch immer nicht vereinigt waren, und auch leicht getrennt erhalten werden konnten; daß der Eine in Flanke und Rücken die Armee des Kaiſers; der Andere die des Fürſten Schwarzenberg, der eben mit der Aufreibung Sackens beſchäftigt war, zu fürchten hatte, ſo dürfte es nicht ſowohl an Mitteln, als an Einheit ihrer Anwendung gemangelt haben, die oben gemachte Frage genügend durch die That zu löſen.

Mit dem Uebergange der Bereczyna endet der Feldzug der großen Armee. Man hat es dem Kaiſer zum Vorwurf gemacht, daß er die Trümmer des Heeres verließ und nach Paris eilte. Da Herrſcher andere Pflichten als irrende Ritter haben, ſo iſt dieſer Vorwurf ohne Bedeutung. Und nun zum Schluſſe. Ich habe mich in dieſen Bemerkungen nur mit dem Allgemeinen befaſſen wollen. Mit Siegeshoffnung und mit allem, was hiezu berechtigen kann, ſehen wir über eine halbe Million Krieger über den Niemen ſchreiten, nach verändertem Beſtreben bis in die Rieſenſtadt vordringen, wo Abendland und Morgenland die Sitten tauſchen; hier, ohne Schlag, durch die Beharrlichkeit des Gegners beſiegt, begann und endete vor unſerem Auge der beiſpielloſe Rückzug. Die Umwandlung von ganz Europa war die außerordentliche Frucht einer ſo außerordentlichen Saat.

Sechs Momente in dieſem Feldzuge ehren nach meiner Anſicht vor allem die Ruſſen. Auch ſie erſcheinen überall

zu wenig beachtet. Die blinden Anhänger der Franzoſen vergeſſen, daß Beharrlichkeit auch ein Verdienſt iſt, und zwar das größte, wenn eben ſie das einzige Mittel wird, zum Ziele zu gelangen. Die blinden Anhänger der Ruſſen hingegen ſetzen ihr Vaterland, die Regierung und das Heer herab, wenn ſie den Tempel des Ruhms, den ſie ihnen errichten wollen, auf Unterlagen bauen, die ohne Halt ſind. Die dem Kampf der Parteien entrückte Nachwelt, welche die Schwäche ſolchen Baues ſieht, wird dadurch verleitet, auch das wahrhaft Preiswürdige, Große und Kräftige in dieſer merkwürdigen Epoche der Geſchichte Rußlands zu verkennen. Der erſte aus jenen ſechs Momenten iſt: die Klugheit Barklay's, das Lager von Driſſa im rechten Zeitpunkte gegen die Stellung von Witepsk zu vertauſchen; der zweite: ſeine Gewandtheit, einer Schlacht in dieſer Stellung auszuweichen; der dritte: Bagrations entſchiedenes Benehmen am Dnieper; der vierte: die Nichtannahme einer Hauptſchlacht bei Smolensk; der fünfte: Kutuſow's Flankenzug nach Kaluga; und der ſechste: die Idee, welche den Vorgängen an der Wereczyna zu Grunde lag. Welchen Einfluß jeder dieſer Momente auf den Gang des Krieges hatte, geht aus dem früher Geſagten hervor. Welche Fehler theils in ſtrategiſcher und taktiſcher Beziehung, theils in den Hülfsmaßregeln zur Verſtärkung der militäriſchen Wirkungen von Seiten der Ruſſen begangen wurden, — darüber iſt vieles, theils in der Abſicht, ſie zu verdecken, theils in der Abſicht, ſie zu erhöhen, geſchrieben worden; wer die Wahrheit ſucht, wird ſie finden.

Die Leiſtungen Napoleons zeichnen ſich durch ein großes Uebergewicht an geiſtiger Kraft aus. Ihm gebührte der Sieg, wenn Genie allein ein Recht darauf gäbe. In dem Benehmen mehrerer ſeiner Marſchälle ver-

mißt man das Zuſammengreifen und die Entſchloſſenheit, die den Erfolg verbürgen. Napoleon, nach dem Maßſtabe der eigenen Fähigkeit ſchließend, hat vielleicht in der Berechnung deſſen, was Andere leiſten, geirrt. J'ai fait la guerre trop en Empereur, il faut que je redeviens Capitaine, ſagte er im Frühjahr 1813 zu einem ſeiner Adjutanten. Dies Geſtändniß bezeichnet trefflich die Führung des Krieges.

Die Fehler im Verpflegungsweſen bei der franzöſiſchen Armee haben ſich in dieſem Kriege furchtbar gerächt. Eine zweckmäßige Verbindung des Requiſitionsſyſtems mit der Magazinalverpflegung hätte dem Gange deſſelben vielleicht eine ganz andere Wendung gegeben.

Was die Truppen betrifft, ſo leiſteten ſowohl die Ruſſen als die Franzoſen und ihre Bundesgenoſſen Alles, was von dem Soldaten verlangt werden kann. Vaudoncourt hat Unrecht, wenn er das Benehmen der erſteren herabzuwürdigen ſucht; er vergißt, was der Franzoſe und ſein Bundesgenoſſe durch beſſere Bewaffnung und zweckmäßigere Bildung vor dem Ruſſen voraus hatten. Beiſpiele der außerordentlichſten Anſtrengung haben die Franzoſen bei Krasnoi und an der Vereczyna geliefert; dieſe bleiben ein Muſter für alle Zeiten. Es iſt nicht allein unwahr, es iſt auch unedel, ſie verringern zu wollen.

Wie ſollen dieſe Bemerkungen enden? Mit einem Satze der Erfahrung, der tauſendfältig ſich bewährte, und tagtäglich im Großen wie im Kleinen ſich ausſpricht. „Zuweilen iſt es bloß Gefühl des Genies, die beſten Maßregeln zu wählen, oft nur ein Zufall, wenn ſie gelingen. Die weiſeſten Entſchlüſſe, wenn der Erfolg ſie vereitelt, werden Thorheiten ähnlich.“ — Sturz ſagt dies in Bezug auf einen Miniſter; die Anwendung auf den Feldherrn liegt nahe.

Strategiſche Ueberſicht

des

Feldzugs in Rußland.

1812.

Ohne uns herauszunehmen, den an Thaten wie an Folgen reichen Feldzug von 1812 irgend einer Art von Prüfung zu unterziehen, wollen wir jedoch die Begebenheiten desſelben nochmals in einer nahen Zuſammenſtellung an uns vorübergehen laſſen, damit der Blick leichter und ſicherer das Ganze, ſo wie die Hauptmomente dieſer merkwürdigen Erſcheinung erfaſſe.

Die Streitkräfte, welche Napoleon in dieſem Feldzuge verwendete, werden verſchiedentlich angegeben, je nachdem Derjenige, der ſie uns erzählt, zu der einen oder andern politiſchen Partei gehörte. Was Guillaume de Vaudoncourt in ſeinen **Mémoires pour servir à l'histoire de la guerre entre la France et la Russie en 1812 etc.**, Londres 1815, darüber ſagt, iſt aus dienſtlichen Quellen geſchöpft, und ſowohl darum als nach der ganzen Stellung des Werkes das Wahrſcheinlichſte, was bis jetzt hierüber zu wiſſen iſt. Seine Angabe iſt aber folgende:

Stärke und Eintheilung des franzöſiſchen Heeres:

Oberbefehlshaber: der Kaiſer. Major-General: Alexander Berthier.

1. Armeecorps — Davouſt.	1. Diviſion		
	2. „		
	3. „	65,000 Mann	
	4. „		
	5. „		
Leichte Reiterei, zwei Brigaden		2,400 Pferde	

2. Armeecorps —	6. Diviſion		
Oudinot.	8. „	}	32,000 Mann
	9. „		
Leichte Reiterei, zwei Brigaden ...			2,400 Pferde
3. Armeecorps —	10. Diviſion		
Ney.	11. „	}	35,000 Mann
	25. „		
Leichte Reiterei, zwei Brigaden ...			2,400 Pferde
4. Armeecorps —	13. Diviſion		
Prinz Eugen.	14. „		
	15. „	}	38,000 Mann
	italieniſche Garde		
Leichte Reiterei, zwei Brigaden ...			2,400 Pferde
5. Armeecorps —	16. Diviſion		
Poniatowsky.	17. „	}	36,000 Mann
	18. „		
Leichte Reiterei, zwei Brigaden ...			2,400 Pferde
6. Armeecorps —	19. Diviſion		
Saint-Cyr.	20. „	}	25,000 Mann
Leichte Reiterei, zwei Brigaden ...			2,400 Pferde
7. Armeecorps —	21. Diviſion		
Reynier.	22. „	}	24,000 Mann
Leichte Reiterei, zwei Brigaden ...			2,400 Pferde
8. Armeecorps —	23. Diviſion		
Junot.	24. „	}	18,000 Mann
Leichte Reiterei, eine Brigade			1,200 Pferde
9. Armeecorps —	12. Diviſion		
Victor.	26. „	}	25,000 Mann
	28. „		
Leichte Reiterei, zwei Brigaden ...			2,400 Pferde
10. Armeecorps —	7. Diviſion		
Macdonald.	27. „	}	26,000 Mann
Leichte Reiterei, zwei Brigaden ...			3000 Pferde
Garde zu Pferd. Beſſieres			3,800 Pferde
Garde zu Fuß. Leſevre. Mortier			32,000 Mann

Reſerve-Reiterei. Murat.				
1. Corps, Nanſouty.	1. Diviſion	leichter	Reiterei	7,200 Pferde
	1. „	ſchwerer	„	
	5. „	„	„	
2. Corps, Montbrun.	2. „	leichter	„	7,200 Pferde
	2. „	ſchwerer	„	
	4. „	„	„	
3. Corps, Grouchy.	3. „	leichter	„	7,200 Pferde
	3. „	ſchwerer	„	
	6. „	„	„	
4. Corps, Lefebvre-Desnouettes.	4. „	leichter	„	7,100 Pferde
	7. „	ſchwerer	„	

Oeſterreichiſches Hilfscorps. General der Cavallerie: Fürſt Carl Schwarzenberg.

3. Diviſion	Infanterie	24,000 Mann
1. „	Reiterei	6000 Pferde

Zuſammen 380,000 M. Infanterie. 61,900 M. Reiterei.

Die Maſſe war in 541 Bataillons, 521 Schwadronen vertheilt, von denen aber nur 247 Bataillons und 251 Schwadronen aus Franzoſen, die übrigen aus Truppen anderer Völker beſtanden.

Liebenſtein, *) nach Vaudoncourt der glaubwürdigſte Schriftſteller über dieſen Krieg, ſtimmt mit dieſem in der Angabe der Stärke des franzöſiſchen Heeres beinahe überein; nach ihm betrug die ganze Heeresmacht Napoleons 379,000 Mann Fußvolk, 63,000 Mann Reiterei, zuſammen 442,000 Mann, wobei das 11. Armeecorps mit 47,000 Mann 2500 Pferde eingerechnet iſt, das jedoch während der Dauer des Feldzugs auf ruſſiſchem Boden nur mit einem geringen Theile in die Linie rückte.

*) Der Krieg Napoleons gegen Rußland in den Jahren 1812 und 1813. — Frankfurt am Main 1819. 2. 9°.

Ein englischer Autor *) setzt das Heer der Franzosen nur auf 350,000 Mann, der Obrist Tschukewitsch **) dagegen auf 575,000 Mann, und der Franzose Labaume, ***) der hinter seinen Gegnern nicht zurückbleiben will, auf 680,000 Mann, darunter 176,850 Reiter. Ueber die Anzahl der Geschütze sind die Angaben noch unsicherer; wir werden nicht sehr irren, wenn wir sie auf 1200 setzen. —

In der Stärke und Eintheilung des russischen Heeres wollen wir Plotho ****) folgen; nach ihm war sie folgende:

1. Westarmee. Barklay de Tolly.

2. Infanterie-Corps, Bagawouth.	4. Divisien 17. „	.....	15,000 M.
3. Infanterie-Corps, Schuwalew.	1. Grenadier-Divisien 3. Infanterie- „		15,000 M.
4. Infanterie-Corps, Tuschkew I.	11. Grenadier-Divisien 22. Infanterie- „		15,000 M.
5. Infanterie-Corps, Lawrow.	Garden ..... 1 zusammengesetzte Grenadier-Divisien		18,000 M.
6. Infanterie-Corps, Dochturow.	7. Infanterie Divisien 24. „ „		15,000 M.
1. Reserve-Cavallerie-Corps, Uwarow.		1. Küraissier Divisien .. Leichte Garde 1. Brigade der 1. Divisien	12,000 Pf.
2. Reserve-Cavallerie-Corps, Gallizin V.		2. Cavallerie-Divisien .. 3. Cavallerie-Divisien	10,000 Pf.
	Zusammen 78,000 Mann, 22,000 Pferde.		

*) A history of the war between France and Russia in 1812. London. 1. 8°.

**) Betrachtungen über den Krieg von 1812. Petersburg 1813. 1. 8°.

***) Relation de la campagne en 1812. Paris 1814. 1. 8°.

****) Der Krieg in Deutschland und Frankreich in den Jahren 1813 und 1814. Berlin 1817. 3. 8°.

2. Weſtarmee. Bagration.

7. Infanterie-Corps, Rajewsky.	12. Infanterie-Diviſion 26. „ „	15,000 M.
8. Infanterie-Corps, Baradin I.	2. Grenadier-Diviſion 23. Infanterie- „	15,000 M.
9. Infanterie-Corps, Weltensky III.	2. zuſammengeſetzte Grenadier-Diviſion 27. Infanterie-Diviſion	15,000 M.
10. Infanterie-Corps, Kamenesky.	13. Infanterie-Diviſion	8000 M.
3. Reſerve-Cavallerie-Corps,	2. Küraſſier-Diviſion 4. Cav.-Div. 5. „ „	15,000 Pf.

Zuſammen 53,000 Mann, 15,000 Pferde.

Koſaken-Corps. Platow. 12,000 Pferde.

1. Corps. Wittgenſtein.

5. Infanterie-Diviſion 14. „ „ 25. „ „ 1. Reiterei- „	18,000 Mann, 2000 Pferde

Finnländiſches Corps. Steinheil.

6. Infanterie-Diviſion 21. „ „ 1. Brigade Cavallerie	11,000 Mann, 1000 Pferde

3. Reſerve-Armee. Tormaſſow.

Corps des General-Lieutenant Sacken ..... 10. Infanterie-Diviſion 16. „ „ 8. Cavallerie- „	18,000 Mann, 2000 Pferde

Donau-Armee. Kutuſow.*)

*) Da der Verfaſſer dieſes Aufſatzes zufällig ſowohl über die Donau-Armee als auch über die 3. Reſerve-Armee genauere Angaben hat, ſo kann er verbürgen, daß beider Stärke hier zu ſchwach angenommen iſt.

1. Corps,	8. Infanterie-Division		
Langeron.	18. „ „		
2. Corps,	9. „ „		
Markow.	15. „ „		30,000 M. 5000 Pf.
	6. Grenadier-Bataillon		
Reiterei,	6. Cavallerie-Division		
Saß.	2. „ „		
	7. „ „		
Abgetheiltes Corps in Grusien.		Rosen.	
	19. Infanterie-Division		
	20. „ „		14,000 M. 1000 Pf.
	1. Brigade Cavallerie		
1. Reserve-Corps, Miloradowich			25,000 M.
2. Reserve-Corps, Oertel			20,000 M.
Garnison von Riga und Essen			8000 M. 2000 Pf.

Alles in Allem 326,000 Mann.

Während des Feldzugs wurden an Milizen aufgerufen 270,000, — freiwillig gestellt 20,000 Mann. — Dagegen erhielten auch die Franzosen an 30,000 Mann Ergänzungsmannschaft. —

Mit Anfang Juni 1812 waren die französischen Streitkräfte schon größtentheils an der Weichsel eingetroffen und folgendermaßen vertheilt:

1. Armeecorps bei Elbing,
2. „ „ Marienwerder,
3. „ „ Thorn,
4. u. 6. „ „ Plock,
5. „ „ Warschau,
7 u. 8. „ „ Pulawa und Lublin.

Oesterreichisches Hilfscorps bei Lemberg.
Preußisches „ „ Königsberg.

Als um die Mitte Septembers beide Armeen vereinigt hinter dem Styr standen, bildeten sie eine Masse von nahe an 80,000 Mann.

Ihnen gegenüber hatten die Ruſſen hinter dem Niemen folgende Stellung inne:

General Eſſen in Kurland.

Erſte Weſtarmee von Samogitien längs der Grenze bis Grodno, und zwar:

1. Infanterie-Corps bei Szawle und Raidani am linken Ufer der Aa.
2. Infanterie-Corps bei Wilkomirz,
3. „ „ Wilna,
4. „ „ Troki,
5. „ „ Wilna,
6. „ „ Lida und Grodno,
1., 2., 3. Reiter-Corps „ Wilna.

Zweite Weſtarmee, zwiſchen dem Niemen und Przypiec, und zwar:

7., 8., 9. Infanterie-Corps zwiſchen Wolkowisk, Slonim und Pruſzani.

4., 5., 6. Reiter-Corps zwiſchen Bialiſtok und Brześć-Litewski. —

Koſakenhettmann Platow bei Grodno.

3. Reſerve-Armee bei Lez'k in Volhinien.

General Dertel bei Mozyr am Przipiec.

Am 19. Juni erhielt Napoleon zu Gumbinnen Nachricht, daß Kaiſer Alexander dem abermals an den Staatskanzler Grafen Romanzow abgeſandten General Lauriſton verweigere, ſeines Auftrags ſich zu entledigen. Er beſchloß daher, den Feldzug zu eröffnen. Die Armee war hiezu bereits durch eine Stellungsveränderung vorbereitet, denn um die Mitte Juni waren die Garden, das 1., 2. und 3. Armeecorps den Pregel hinaufgerückt und zwiſchen Gumbinnen und Goldapp vereinigt; das 4. und 6. ſtanden zu Raſtenburg, das 5. rückte nach Pultusk, das 7.

und 8. ſammelte ſich in Warſchau. Das 1., 2., 3. Reiter-Corps eilte nach dem linken Flügel der bei Gumbinnen ſtehenden Hauptmaſſe. Macdonald, den äußerſten Linken bildend, ging vom Pregel nach Tilſit am untern Niemen; Schwarzenberg, den äußerſten Rechten, von Lemberg nach Sielce, und rückte an den Bug.

So wie die vorhergegangene Stellung an der Weichſel über den Kriegsplan des franzöſiſchen Kaiſers noch keine begründete Vermuthungen faſſen ließ, ſo war er dagegen durch dieſes Einleitungsmanöver ausgeſprochen.

Am 22. erließ Napoleon aus ſeinem Hauptquartiere Wilkowiski den bekannten Armee-Befehl, der dem Heere kundgab, daß der zweite polniſche Krieg beginne; am 23. ſtand ſein Heer folgendermaßen:

Linker Flügel: bei Tilſit.

Mitte: 1., 2., 3. Armeecorps, Garden .... } vor Wilkowiski auf den Straßen nach Kowno und Prene.

4. und 6. Armeecorps bei Olezke.

1., 2., 3. Corps Cavallerie-Reſerve dicht am Niemen zwiſchen Kowno und Prene.

Rechter Flügel: 5., 7., 8. Armeecorps, 4. Cavallerie-Corps } bei Nowogrod an beiden Ufern der Narew.

Aeußerſte Rechte: Fürſt Schwarzenberg vor Drohiczyn am Bug.

Die Ruſſen machten keine Gegenbewegung.

Am 23. um 8 Uhr Abends ſetzte ſich die franzöſiſche Mitte gegen Kowno in Marſch; um 10 Uhr erreichte das 1. Armeecorps den Niemen zwiſchen dem genannten Orte und Eckstani; — der Diviſions-General Morand ging mit drei Voltigeur-Compagnieen über den Fluß und deckte

die Schlagung dreier Brücken. In einer Stunde war dieſe bewerkſtelligt. Um 2 Uhr des Morgens ſtand das 1. Armeecorps bereits auf ruſſiſchem Boden, das 2., 3., die Garden, die Cavallerie-Reſerve folgten während des 24. und 25. Am 24. Abends waren beide Ufer der Wilia in der Gewalt der Franzoſen, und ſchon am 25. ging das 2. Armeecorps bei Kowno über dieſen Fluß, um nach Kaidany zu rücken, während gleichzeitig die Reſerve-Cavallerie nach Jimory, das 3. Armeecorps aber nach Kormelow vordrang, und ſo auf beiden Straßen von Kowno aus Wilna bedrohten. In dieſer Richtung ward die Bewegung am 26., 27., 28. fortgeſetzt; an dieſem Tage aber zog Napoleon in Wilna ein.

Die Ruſſen hatten dem Uebergange ſowohl als dem Marſche bis Wilna nur geringen Widerſtand entgegengeſetzt. Ihr zweites Corps, das Kowno beſetzt hielt, zog ſich am 25., verfolgt durch Reggio, nach Spirwinty; der franzöſiſche Marſchall aber ſchlug am 26. den Weg nach Jaswoin ein, und ging am 27. durch Kaidany wieder auf das rechte Ufer der Na, nach Szaty, um Wilkomirz zu bedrohen, wohin ſich das erſte ruſſiſche Corps indeſſen gezogen hatte. Das dritte und vierte ruſſiſche Corps ſtanden am 27. vor Wilna in Schlachtordnung, zogen aber in der Nacht zum 28. mit allen übrigen Truppen, die man bis dahin vereinigen konnte, ab, und nahmen die Richtung nach Swentziani. In dieſelbe Richtung warf Reggio an dieſem Tage den Grafen Wittgenſtein durch die Gefechte bei Deweltowo und Wilkomirz. — Napoleon, über den erwarteten Rückzug der erſten Weſtarmee an die Düna nun in Gewißheit, ſandte am 29. ſein drittes Armeecorps noch unter Wilna über die Wilia, um vereint mit dem zweiten die linke Flanke des zurückgehenden Gegners zu gefährden.

Das vierte und ſechste Armeecorps aber gingen am 29., 30. Juni und 1. Juli bei Pilony (zwiſchen Kowno und Prene) über den Niemen und erſchienen am 4. bei Troki.

Der linke Flügel war am 24. bei Tilſit über den Fluß gegangen und traf ſechs Tage darauf in Roſienne ein. An dieſem Tage (30. Juni) bewerkſtelligte der rechte Flügel den Uebergang bei Grodno; Schwarzenberg, als letzter Staffel deſſelben, rückte am 1. und 2. Juli über den Bug.

Auch auf beiden Flügeln that der Feind wenig Widerſtand.

Es fragt ſich zunächſt, inwieferne die urſprüngliche Aufſtellung der einen wie der andern fechtenden Partei zu dem Plane paßte, nach welchem ſie den Krieg zu führen beſchloſſen hatte, und inwieferne die erſten Bewegungen aus dieſer Aufſtellung dem geſteckten Ziele näher führten?

Vergleich der Streitkraft, Boden, innere und äußere Verhältniſſe ließen Rußland keine Wahl, ob es einen Angriffs- oder Vertheidigungskrieg führen ſolle. Einmal für den letzteren entſchieden, arbeitete man ſchon im Jahre 1811 an Verſchanzungen hinter der Düna, welche in der Faſſung ſeyn ſollten, im Falle des Rückzuges das geſammte oder wenigſtens den größern Theil des Heeres aufzunehmen. Die Wahrſcheinlichkeit, daß Napoleon auch in dieſem Kriege die Hauptſtadt des Reiches, St. Petersburg, zu ſeinem Ziele nehmen werde, bei der Unwahrſcheinlichkeit, daß er dies längs der Küſte erreichen wolle, die Hemmung endlich, welche eine in ſeiner Flanke vortheilhaft gelagerte, auf die geſammten nördlichen Provinzen geſtützte Armee ſeinen Unternehmungen auflegen würde, im Falle dieſe nicht ſowohl nach Petersburg als nach Moskau zielten — mögen die Beweggründe für die Wahl der Vertheidigungslinie

hinter der Düna gewesen seyn, und gewiß ist, daß sie beide Hauptstädte zu gleicher Zeit deckte, wenn man anders eine solche Streitkraft dahin zu bringen im Stande war, die, mit den Vortheilen der Kunst und Oertlichkeit vereinigt, der feindlichen das Gleichgewicht zu halten vermochte.

Hauptfolgerung im Geiste dieses Planes für die erste Truppenaufstellung also war: daß der Uebergang aus dieser nicht einmal nothwendig vorbereitenden, sondern gleichsam nur verdeckenden Stellung in die eigentliche der Vertheidigung mit möglichst größter Sicherheit und mit möglichst kleinstem Verluste geschehen könne.

Ob die von den Russen gewählte Aufstellung auf 60 Stunden Länge, zwei Stunden von der Grenze entfernt, dieser Forderung entsprach, hat der Erfolg gelehrt. Der ganze auf das Lager von Drissa gestützte Feldzugsplan war dadurch seines Halts beraubt, und jeder andere, weil er von nun an nur auf die Fehler des Feindes zu bauen war, sehr zweifelhaft.

Die Grundaufstellung der Franzosen längs der Weichsel vom Einflusse des Sans bis zur Mündung des Stromes hatte alle Eigenschaften einer trefflichen Stellung, und würde selbst als Vertheidigungslinie vortrefflich gewesen seyn; doch taugte sie mehr zum Angriffe. — Napoleon hatte auf ihr seine Kräfte, obwohl in Massen vereinigt, doch gleichmäßig vertheilt; seine Stellung verrieth daher nicht seine Absichten, und zwang doch dem Gegner Sorge für alle Punkte seiner ausgedehnten Grenze von Kurland bis Volhynien ab.

Welchen Punkt der Kaiser Napoleon für seine Unternehmungen ausersehe, ob Petersburg, ob Smolensk und in der Verlängerung Moskau: die Aufstellung seiner Gegner mußte in jedem Falle zum Vormarsche aus der Mitte

einladen, und dies zwar um ſo mehr, als er aus den Verſchanzungen hinter der Düna die Abſichten der Ruſſen errieth, wie dies leicht begreiflich iſt, und wie es uns auch Vaudoncourt und mehrere Andere ſagen. Durch dieſe Angriffsweiſe durfte er hoffen, gleich anfänglich die Beſtrebungen des Gegners zu verwirren, und dann aus dieſer Verwirrung einen entſcheidenden Nutzen ziehen zu können.

Die Bewegungen der Franzoſen vom 15. bis zum 23. Juni wurden mit eben ſo vieler Genauigkeit ausgeführt, als ſie richtig berechnet waren. Am 23. Abends, bevor noch der erſte Schuß gefallen, war der ſtrategiſche Sieg ſchon entſchieden.

Eben ſo treffend ſind die Bewegungen der Franzoſen bis zum Einmarſche in Wilna. Die Folgen dieſes erſten Manövers begannen jetzt an Tag zu treten.

Mit Anfang Juli ſind das 1., 2., 3., 4., 5. ruſſiſche Infanterie-Corps und das 1. und 2. Corps der Reiterei im Rückzuge nach der Düna; — das 7., 8., 9. Infanterie-Corps und das 4., 5. und 6. Reiter-Corps ſtehen noch zu Wolkowisk; — das 6. Infanterie-Corps mit dem 3. Reiter-Corps befindet ſich ſeit dem 28. Juni im Marſche von Lida nach Wilna, und ſtößt am 30. auf franzöſiſche Truppen. Platow, aus Grodno gedrängt, eilt nach Lida. Tormaſſow ſteht unbeweglich am Styr.

Von dem Augenblicke des Einmarſches in Wilna hatte die 1. Weſtarmee, welche man nicht hindern konnte, in ihre Verſchanzungen zu eilen, aufgehört, Hauptaugenmerk Napoleons zu ſeyn; dieſes fiel vielmehr nach der ganzen Stellung der Dinge auf die 2. Weſtarmee, denn ihre wahrſcheinliche Vernichtung war eben die Frucht des bisherigen Vorganges. Durch drei franzöſiſche Armeecorps des rechten Flügels über Grodno auf dem Fuße verfolgt, von Wilna

aus durch einen Theil der franzöſiſchen Mitte fortwährend leicht zu überreichen, war nicht nur allein eine Verbindung dieſer 2. Weſtarmee mit der 1. hinter der Düna nicht zu beſorgen, ſondern es war zu erwarten, daß ſie, noch ehe ſie den Dniepr erreicht, dem Uebergewichte der Gegner gänzlich erliege.

Schon am Tage nach dem Einmarſche in Wilna ſandte Napoleon den Marſchall Davouſt mit der 4. und 5. Infanterie-Diviſion, der Weichſel-Legion, der 5. Küraſſier-Diviſion und mit drei Brigaden leichter Reiterei auf der Straße nach Osmiana vor, um dieſe Flankenbewegung gegen Bagration und Doctorow, von welch letzterem man erwarten durfte, daß er, von der 1. Weſtarmee, zu der er gehörte, abgeſchnitten, ſich auf die 2. ziehen werde, auszuführen. Das 3. Reiter-Corps unter Grouchy wurde zu gleichem Zwecke zwiſchen den Straßen nach Osmiana und Lida zu ſtreifen beordert. Seinen Marſch zu ſichern, ließ Davouſt, während er in der anbefohlenen Richtung aufbrach, gleichzeitig eine Reiter-Brigade auf der Straße von Lida ſelbſt vorrücken (29. Juni).

Auf dieſe ſtieß Doctorow am 30. bei Soleszniki, zwei Märſche von Wilna entfernt. Der ruſſiſche General erkannte ſeine Lage; ohne zu einem zeitverzehrenden Gefecht Gelegenheit zu nehmen, wandte er ſich nach Osmiana, in der Hoffnung, der Spitze der franzöſiſchen Colonne, die er auf der Minsker Straße von Wilna vorrückend erwarten mußte, zuvorzukommen; aber während ſeine Vorhut von der einen Seite in Osmiana einrückte (1. Juli), geſchah dies von der andern durch die Vorhut des 1. franzöſiſchen Armeecorps, die ſich augenblicklich auf die Ruſſen warf. Doctorow ging noch in der Nacht nach Olezany zurück, wiederholte aber am nächſten Tage den Verſuch, indem er

bei Smorgony herausbrach und glücklich vor der Ankunft der Franzoſen über die Minsker Straße gelangte.

Nun ging er am 2. über die Wilia, und zog über Swentziay nach der Düna. Napoleon, von der Bewegung Doctorows nach Smorgony unterrichtet, dachte an die Möglichkeit, daß dieſer dem 1. Armeecorps über die Wilia entkomme, und ließ daher den General Nanſouty mit der 1. Diviſion Fußvolk und zwei Reiter-Diviſionen (der 1. ſchweren und 1. leichten) nach Michaliszki aufbrechen, um die Straße von Smorgony nach Swenziany zu nehmen. Doctorow aber war ſchneller als ſein Gegner; nur die Nachhut dieſes ruſſiſchen Corps hatte am 3. Juli bei Swir mit Nanſouty ein Gefecht zu beſtehen, erfocht ſich aber, obwohl mit vieler Aufopferung, den Rückzug. Doctorow hatte ſonach in fünf Tagen 52 Stunden gemacht, obwohl gerade dieſe fünf Tage ſich als die ſchlechteſten des ganzen Sommers auszeichneten, denn es regnete unaufhörlich, und die frühere Hitze hatte ſich plötzlich in ſehr empfindliche Kälte verwandelt. Die franzöſiſche Armee verlor an dieſen Tagen eine Menge Pferde aus Mangel und Anſtrengung, und ſelbſt die Mannſchaft, auf das Erträgniß des Landes oder die eroberten ruſſiſchen Vorräthe beſchränkt, da die Colonnen-Magazine ob der elenden Wege nicht folgen konnten, litt außerordentlich.

Während Doctorow dieſen rühmlichen Zug that, waren auch Bagration und Platow bemüht, nach der Düna zu gelangen. Der Letztere, nachdem er am 30. aus Grodno gedrängt wurde, wollte nach Wilna, und zog daher nach Lida. Dort vernahm er am 4., daß die Straße nach Wilna in den Händen der Franzoſen ſey, und ſtieß nach dieſer Richtung überall auf Reiterabtheilungen Grouchy's, ging daher am 5. nach Zwie, und am 6. über den Niemen,

um ſich bei Nowogrodek mit Bagration zu verbinden, der nach Zurücklaſſung des 10. Infanterie-Corps und der Reiter-Diviſion des General Lambert bei Kowel, an der Grenze von Volhynien, von Wolkowisk und Slonim, ebenfalls in der Abſicht des Marſches nach Wilna, ſich dem Niemen genähert hatte.

Davouſt war am 4. von Osmiana aufgebrochen, um dem Fürſten Bagration in Minsk zuvorzukommen, und wählte daher die nächſte Straße über Wolozyn und Nakow. Am 8. hatte er Minsk erreicht.

Jerome Bonaparte aber war mit dem ihm untergeordneten 5. und 8. Armeecorps an dieſem Tage zu Nowogrodek, mit dem 7. zu Slonim eingetroffen. Er griff am nächſten Tage die Nachhut Bagrations, der in großer Ausdehnung marſchirte, und damals ſeine Vorhut bei Swerzin am Niemen hatte, bei Korelitzi und am 10. bei Mir an, und war am 13. in Nieswitz. Bagration, ſobald er ſich durch Eckmühl in Minsk überreicht ſah, wählte alſogleich die Straße nach Glusk, ſeine Nachhut ſchlug ſich am 14. hartnäckig mit Latour-Maubourg, der die Vorhut Jerome's bildete, bei Romanow; Bagration verdoppelte aber ſeine Eile, und ſo gelang es ihm, ſich von der drängenden Verfolgung zu befreien; am 20. erreichte er bei Nowi-Bychow den Dnieper.

Ein Befehl Napoleons, den Eckmühl zu Minsk erhielt, ordnete auch das 5. und 8. Armeecorps unter ſeine Leitung, wies dagegen das 7. zur Deckung Warſchau's an den Muchawiec zurück; gleichzeitig erhielt Schwarzenberg, der am 9. in Preszani eingerückt war, die Weiſung, nach Minsk vorzurücken. Der Wechſel im Oberbefehl, der dieſer das 5., 7. und 8. Armeecorps betreffenden Verfügung Folge war, und die Abreiſe des Königs von Weſtphalen,

der, nun ohne Truppen, in ſein Reich zurückkehrte, verurſachten Zögerung und Unbeſtimmtheit in den Bewegungen der ihm bisher untergeordneten Heerestheile, und ſicherte dem Fürſten Bagration den Vorſprung. Die Thätigkeit Eckmühls konnte dieſen Zeitverluſt nicht mehr ungeſchehen machen. Er traf am 15. in Igumen ein, ſandte eine Reiter-Brigade auf der Straße gegen Bobruisk vor, und wandte ſich nun, in der Vorausſetzung, daß Bagration zwiſchen der Berezyna und dem Dnieper hinauf zu rücken beſtrebt ſeyn würde, nach der Berezyna, ging über den Fluß, war am 17. in Golowizina und am 20. in Mohilow am Dnieper, während die Reiterei Grouchy's ſchon am 15. Boriſow nahm, und am 18. Orſze am Dnieper, und Kochanowo, den Punkt, wo ſich die Straßen von Minsk nach Smolensk und von Mohilow nach Witepsk und Polozk ſchneiden, beſetzte.

Davouſt, in Ungewißheit über die Bewegungen des Gegners ſowohl, als ſelbſt über die des 5. und 8. Corps, aber ganz richtig vermuthend, daß der eine nicht fern ſeyn könne, ſandte am 21. ein Reiter-Regiment in der Richtung von Bychow vor, während Bagration, der am 21. nur einen Marſch mehr von Mohilow entfernt war, ebenfalls eine Erkennung auf derſelben Straße, aus entgegengeſetzter Richtung, unternommen hatte. Die franzöſiſchen Jäger, überwältigt und geworfen, verkündigten dem ihnen mit einigen Infanterie-Regimentern folgenden Marſchall die Annäherung des Feindes. Dieſer, obwohl er im damaligen Augenblicke nur über ſechs Infanterie-Regimenter, eine Küraſſier-Diviſion und eine leichte Reiter-Brigade (an Stärke zuſammen nicht über 15,000 Mann) verfügen konnte, machte noch in der Nacht die zweckmäßigſten Anſtalten, dem Gegner den Weg durch Mohilow zu ſperren.

Bagration, obwohl dreifach an Zahl überlegen, mußte am 23. nach einem zehnſtündigen Kampfe von dem Angriffe abſtehen und nach Stara-Bychow zurückgehen, dort aber ging er am 24. über den Dnieper, folgte dem Hettmann Platow, der dies ſchon am 21. gethan hatte, in der Richtung nach Smolensk, und war ſonach außer dem Bereiche ſeiner Gegner.

Wie die ſcheinbar ſo gut berechnete Unternehmung der Franzoſen gegen Bagration mißlingen konnte, geht ſelbſt aus dieſem kurzen Auszuge hervor. Die Urſachen liegen ſchon in der zu wenig drängenden Verfolgung von Grodno bis Nieswiecz, die dem Hauptcorps des Fürſten Bagration jederzeit einen viel zu großen Vorſprung vor ſeiner Nachhut erlaubte; ſie liegen in der Unbeſtimmtheit, welche der Wechſel der unmittelbaren oberſten Leitung für einige Tage in den Bewegungen des 5. und 8. Armeecorps veranlaßte; ſie liegen endlich in der Thätigkeit des ruſſiſchen Generals, den weder Vor- noch Nachtheile von ſeinem Hauptziele ablocken konnten.

Der Marſchall zog, nachdem Bagration entkommen war, den Dnieper bis an den Einfluß der Berecznya hinab. Das 8. Armeecorps ſetzte ſich in Marſch nach Orsza; Poniatowsky mit 2 Diviſionen und der leichten Reiterei des 5. ging nach Mohilow; General Latour-Maubourg blieb mit ſeinem Reitercorps und der Diviſion Dombrowsky zur Beobachtung von Bobruisk und Mozyr in der Gegend von Glusk. Dieſe beiden Armeecorps, auf deren Erſcheinen Davouſt noch während des Treffens von Mohilow ſo ſehr gerechnet hatte, waren, über die Marſchrichtung Bagrations irre geführt, der Straße von Bobruisk nach Rohaczew gefolgt, alſo zu tief unten herausgekommen.

Welche Folge das Scheitern der gegen Bagration eingeleiteten Operation auf den Gang des ganzen Krieges hatte, wird aus dem Folgenden hervorgehen. Zunächst iſt es Zeit, ſich wieder nach der Mitte beider Heere zu begeben, die wir im Zuge nach der Düna verließen. —

Nach dem Treffen bei Dewektowo zog Wittgenſtein (1. Corps) über Maliaty und Rimszany nach Widzy, nahe verfolgt auf dieſem achttägigen Flankenmarſche durch Reggio. Das zweite ruſſiſche Corps, worüber der Oberbefehl in dieſen Tagen dem General-Lieutenant Oſtermann-Tolſtoi gegeben wurde, war gezwungen, über Gedroitze nach Swentziany zu gehen; ihm folgte der Marſchall Ney auf dem Fuße. Kaiſer Alexander mit dem dritten, vierten und fünften Corps hatte über Niemenczin ebenfalls den Weg nach Swentziany eingeſchlagen; dieſem ſandte Napoleon den König von Neapel mit dem zweiten Reitercorps und zwei Diviſionen Fußvolk nach; Doctorow endlich ging von Swir nach Poſtawy und wurde, wie wir wiſſen, von Nanſouty gedrängt. — Rückzug ſowohl als Verfolgung geſchah daher in vier Colonnen, wovon die ruſſiſchen die Abſicht hatten, ſich auf der Straße nach Braslaw im Marſche zu vereinigen; die franzöſiſchen richteten darnach ihre Bewegung, und waren insgeſammt dem König von Neapel untergeordnet. Am 4. Juli gelangte die ruſſiſche Armee über die Desna, am 7. ſtand ſie vereinigt in der Umgegend von Braslaw, am 10. rückte Wittgenſtein bei Dünaburg über die Düna, und Barklay mit den übrigen Truppen der erſten Weſtarmee in das verſchanzte Lager bei Driſſa. — Die Verfolgung hatte tägliche Gefechte veranlaßt, aber im Ganzen war die Haltung der Ruſſen gut. Erſt am 13. drängte Reggio die Nachhut Wittgenſteins über die Düna und ſtellte ſich dieſſeits Dünaburg

auf. Murat zog ihn am 14. nach Druia längs dem linken Ufer hinauf, während Wittgenſtein am rechten eine gleiche Bewegung machte, und den Vortrab des Königs von Neapel, der der ruſſiſchen Nachhut über Druia folgte, am 15. mit großem Nachdrucke angriff, und nach Slobodka zurückwies. Murat zog ſeine Truppen um Opſa, 10 Stunden von Dünaburg und 14 von Druia, zuſammen, und erwartete in dieſer beobachtenden Stellung die weiteren Befehle.

Das verſchanzte Lager der Ruſſen lag am linken Ufer der Düna, in der Krümmung, welche dieſer Fluß nicht weit unter Driſſa macht. Die Fronte hatte eine Ausdehnung im Bogen von 3000 Klaftern. In der Mitte des Bogens ſtand ein großes Werk, aus einem Vollwerke, zwei gebrochenen Kurtinen und zwei Redouten beſtehend; es hatte ein anderes Werk vorgelegt, von beinahe gleicher Form; rechts und links zog eine Linie von Redouten und Fleſchen bis an die Düna; der rechte Flügel war außerdem durch einen auf 60 Klafter breiten Verhau geſichert, der ſich an eine doppelte Paliſſadenreihe ſchloß, welche die übrigen Theile der Fronte deckte. Hinter dieſer erſten Linie befand ſich eine zweite, nach ähnlicher Art angelegt, und unter ſich durch Paliſſaden verbunden; endlich eine dritte nur aus Redouten beſtehend. In der Mitte der Flußkrümmung war die Pontonsbrücke geſchlagen, und dieſe durch einen für ſich beſtehenden Brückenkopf am linken Ufer geſichert. Auf dem rechten Ufer hatte man zur Verbindung mehrere Batterien aufgeworfen.

Welchen ſtrategiſchen Vortheil die Ruſſen unter den damaligen Verhältniſſen durch die Beſetzung des Lagers bei Driſſa gewinnen konnten, iſt nicht erſichtlich; auch fanden ſie bald für gut, daſſelbe zu verlaſſen, ſobald ſie

nämlich durch die nächſten Bewegungen der franzöſiſchen Mitte auf die nachtheiligen Folgen aufmerkſam wurden, die aus einem längeren Verweilen daſelbſt entſtehen mußten. Napoleon ließ am 7. Juli das vierte Armeecorps von Troki nach Osmiana aufbrechen, wo es am 12. anlangte; von dort ging es über Smorgony nach Dokeſitze, welchen Punkt es am 17. erreichte. Den Herzog v. Treviſo, mit einem Theil der Garde, ließ der Kaiſer am 9. von Wilna aufbrechen und nach Glaubokoe marſchiren; dahin wendete ſich auch das ſechste Armeecorps; am 18. waren über 100,000 Mann zwiſchen Glaubokoe und Dokſitze vereinigt; ſie bedrohten aus dieſer Stellung das Lager von Driſſa, die Straße über Polozk nach Petersburg, und waren mit der erſten Weſtarmee auf gleiche Entfernung von Witepsk. Welchen Kriegsplan der Kaiſer immer entworfen, ob er nach Moskau vordringen wollte, ob ſich mit ſeinem rechten Flügel nur bis Smolensk ausbreiten, und, auf die Düna baſirt, nach Petersburg gehen, — ob endlich die eben in der Ausführung begriffene Unternehmung gegen Bagration gelinge oder nicht: immer war die Aufſtellung dieſer Streitmaſſe in der Umgebung von Glaubokoe das Zweckmäßigſte, was bei Berückſichtigung der erwähnten Fälle geſchehen konnte. —

Barklay verkannte nicht, die Abſicht Napoleons ziele dahin, ihn von Witepsk und ganz von Bagration, vorausgeſetzt, daß dieſer über den Dnieper gelange, zu trennen; er verließ daher am 18. Juli das Lager und ging, während Wittgenſtein, die Straße nach Petersburg zu decken, noch in der Gegend von Driſſa ſtehen blieb, in Eilmärſchen über Polozk nach Witepsk. Napoleon war an dieſem Tage zu Glaubokoe eingetroffen, wahrſcheinlich weil dies der Zeitpunkt war, wo er an die weitere

Entwicklung ſeines Planes ſchreiten wollte. Er vernahm den Abmarſch Barklay's, und ſetzte alſogleich ſein ganzes Heer nach Witepsk in Bewegung. Am 20. war das vierte Armeecorps in Kamen, die Garde zu Uſacz, der König von Neapel mit dem zweiten und dritten Armee-Corps, mit den zwei Diviſionen des erſten und mit dem erſten und zweiten Reitercorps auf der Linie von Polozk bis unter Driſſa; — das zweite Armeecorps erhielt insbeſondere die Weiſung, gegen Wittgenſtein zurück zu bleiben, das zweite Reitercorps aber ließ Murat an dieſem Tage über die Düna ſetzen, in der Hoffnung, die erſte Weſtarmee im Marſche zu erreichen. Dieſe aber hatte großen Vorſprung gewonnen, war am 22. in Kurilowzina, und erreichte am 24. Witepsk, wo ſie über die Düna ging, und am linken Ufer Stellung nahm. Das vierte franzöſiſche Armeecorps, das vorderſte im Marſche, ſtieß ſchon am 23. an der Ula auf Koſakenhaufen, die jedoch über dieſen Fluß und die Düna zurückgeworfen wurden. Am 24. Morgens vereinigte ſich das dritte und vierte Armeecorps, ſo wie der General Nanſouty mit der erſten leichten und erſten ſchweren Reiter-Diviſion zu Beſzenkowiczi; der Vice-König, noch ungewiß, ob die erſte Weſtarmee auf dem rechten Ufer ihn bereits überreicht habe, machte Anſtalten, über den Fluß zu gehen, und das ſechste ruſſiſche Corps, was er dort aufmarſchirt ſah, anzugreifen. Nachmittags langte Napoleon mit ſeinen Garden in Beſzenkowiczi an. Er ging ſelbſt über die Düna und erkannte an der Spitze einer bairiſchen Chevaurlegers-Brigade den Feind. Aus der Richtung, in welcher dieſer zurückzog, entnahm der Kaiſer, daß Barklay bereits Vorſprung habe; er ließ daher noch am Abende den König von Neapel mit der zweiten Reiter-Diviſion von Beſzenkowiczi auf

der Straße nach Witepsk vorrücken. Dieser stieß am 25. vor Ostrowno auf das zweite russische Corps, das Barklay, um dem Marsch der Franzosen Widerstand entgegen zu setzen, aus seiner neuen Stellung vorrücken ließ. Nach einem heftigen Gefechte, das bis in die Nacht währte, zogen die Russen auf Entfernung einer halben Stunde hinter Ostrowno zurück, dieser Ort wurde von Murat und den Truppen des Vice-Königs besetzt, die am 26. gemeinschaftlich die Angriffe auf die russische Vorhut unternahmen. Diese, durch die dritte Infanterie-Division verstärkt, hielt mit großer Anstrengung das Gefecht abermals bis in die Nacht; alsdann zog sie bis Dobrijke, 2 Stunden von Witepsk, zurück. „Am Morgen des 27. stand das russische Heer in Schlachtordnung vor Witepsk auf einer weiten, über der Stadt und dem Strom erhöhten Fläche.“*) Auch dieser Tag wurde mit Gefechten der beiderseitigen Vortruppen ausgefüllt, die damit endeten, daß die russischen in die Hauptstellung einrückten; der nächste aber versprach die von den Franzosen so sehr gewünschte Schlacht. Napoleon zog seine Garden und die übrigen Truppen nach und nach heran; Alles lagerte während der Nacht in Schlachtordnung.

Der russische Oberfeldherr erkannte, wie wenig in diesem Zeitpunkte sein Vortheil darin bestand, eine Schlacht zu geben. Von Bagrations Marsch nach Smolensk am 27. in Kenntniß gesetzt, konnte er nichts Klügeres thun, als ebenfalls dahin eilen, um die Vereinigung zwischen beiden Westarmeen wieder zu bewirken. Diese Vereinigung war durch das Manöver der Franzosen sehr gefährdet, aber nicht unausführbar gemacht; noch am Abende

*) Liebenstein I. 202.

des 27. verließ Barklay mit aller Vorsicht und Stille das Lager von Witepsk, um in zwei Colonnen über Liozeá und Janowiczi nach dem zweiten Vereinigungspunkte aufzubrechen.

Am 28. Morgens war das Feld, auf welchem die Franzosen die Schlacht zu geben vermeinten, von ihren Gegnern gänzlich verlassen; keine Patrouille, keine Vedette war zu sehen. — Die Franzosen deßhalb, wie Vaudoncourt gesteht, *) einigermaßen über den Weg, den Barklay zum Rückzug gewählt habe, verlegen, zogen endlich theils durch Witepsk, theils aber neben der Stadt vorüber auf die Straße, die nach Suracz und Janowiczi führt, und die zwei Divisionen des ersten Armeecorps erhielten die Weisung, der Straße nach Babinowiczi zu folgen, um zu ihrem Armeecorps einzurücken. Am 29. rückte der Vice-König nach Suraj, und Murat nach Janowiczi; da befahl Napoleon, überzeugt, daß die Vereinigung der beiden Westarmeen nicht mehr zu hindern sey, die Verfolgung einzustellen, und beschloß, dem Heere Erholung zu gönnen, durch die es sich vorbereiten sollte zu den weitern Unternehmungen des Krieges. Der Vice-König dehnte sich nur noch bis Welij aus, um die Straße von Smolensk nach Petersburg zu durchschneiden, und sandte eine Reiter-Brigade auf das rechte Ufer der Düna. Die übrigen Truppen der französischen Mitte bezogen Erholungslager. Das Haupt-Quartier und die Garden blieben in Witepsk, das dritte Armeecorps lagerte bei Liozna, der König von Neapel mit der Reiterei bei Rudnia. Das erste Armeecorps war um diese Zeit zu Dubrowna zwischen Orsza und Smolensk; das fünfte zu Mohilew, das sechste, in der Gegend

*) P. 114.

von Dokeſitze beim Vormarſch nach Witepsk zurückgelaſſen, rückte nach Polozk. Das achte ſtand zu Orſza, das neunte zog von der Weichſel nach Wilna. — Barklay hatte hinter dem See von Kaplin eine Stellung bezogen und Bagration, der am 26. Auguſt bei Katan über den Dnieper ging, ſich dort mit ihm vereinigt. Der Marſch des erſten franzöſiſchen Armeecorps von Orſza nach Dubrowna veranlaßte den Grafen Barklay, die zweite Weſtarmee am 10. wieder auf das linke Ufer gehen zu laſſen, wo ſie bei Korytnia Stellung nahm.

Der äußerſte linke franzöſiſche Flügel hatte indeſſen die Truppen des Generals Eſſen nach Riga geworfen, und breitete ſich von Schlok bis Bauſk am linken Ufer der Aa und von dort bis an die Düna aus.

Reggio, der mit dem zweiten Armeecorps und einer Küraſſier-Diviſion gegen Wittgenſtein zurückgelaſſen wurde, war dagegen am 26. in Polozk eingerückt und beſchloß, nach Sebej, dem Vereinigungspunkte der von Driſſa und Polozk nach Petersburg führenden Straßen, vorzugehen, um Wittgenſtein, der zwiſchen beiden Straßen ſtand, zu beſchäftigen. Dieſer, der gleichzeitig die Nachricht erhielt, daß Macdonald Jakobsſtadt an der Düna beſetzt, ja ſelbſt dieſſeits des Fluſſes Abtheilungen habe, glaubte die Bewegungen beider Marſchälle übereinſtimmend, um ihn von Petersburg abzuſchneiden. Er marſchirte daher am 30. dem Marſchall Reggio, der ſchon über die Driſſa gerückt und bis Kliaſtitzi gelangt war, in die Flanke, und es entſpann ſich ein zweitägiges heftiges Gefecht bei Jakubowo, wodurch Reggio über die Nisza und am 1. Auguſt ſelbſt wieder über die Driſſa zurückgedrängt wurde, die Verſuche der Ruſſen, über dieſen Fluß zu gelangen, aber zurückwies. An dieſem Tage rückte der äußerſte rechte Flügel

Macdonalds in Dünaburg ein, und ließ die Verſchanzungen, welche dieſen Ort umgaben, niederwerfen.

Während dies in der Mitte und auf dem äußerſten linken Flügel des großen Heeres vorging, hatte auch der äußerſte rechte Flügel hinlängliche Beſchäftigung. Am Anfang Juli war Schwarzenberg, wie oben bereits geſagt wurde, über den Bug gegangen, und marſchirte als letzte Maſſe des ſtaffelweiſe vorrückenden rechten Flügels nach Pruſzany, wo er am 13. eintraf.

Am 14. Juli erhielt Schwarzenberg den Befehl, nach Nieswicz aufzubrechen. Dem General Graf Reynier wurde mit dem ſiebenten Armeecorps die Uebernahme der Stellung der Oeſterreicher, welche die ganze Linie von Brzeſc bis an den ozyeskiſchen Kanal ſperrten, und die dadurch beabſichtigte Deckung Warſchau's aufgetragen. Schwarzenberg zögerte mit dem Aufbruche von Pruſzany noch bis zum 20., weil er eine Vorrückung der am Styr ſtehenden Ruſſen erwartete. An dieſem Tage ſetzte er ſich, in Folge eines wiederholten Befehles, in Marſch nach Slonim. Am 24. waren alle Poſten der Oeſterreicher an die Sachſen übergeben. Indeſſen hatte Tormaſſow wirklich eine Vorrückung zu Gunſten Bagrations in der Ausführung. Er brach am 17. von Luzk auf und ging nach Kowel, wo er ſich mit Kamensky vereinigte; am 24. erſchien er vor den drei Hauptpunkten der ſächſiſchen Linie Brzeſc, Kobryn und Pinsk, überraſchte ſie und brachte den Sachſen großen Verluſt bei. Reynier, unvermögend, zu widerſtehen, zog ſich auf den Fürſten Schwarzenberg zurück, der, obwohl bereits durch einen Befehl Napoleons nach Minsk gewieſen, und eben im Begriffe, von Nieswicz dahin aufzubrechen, augenblicklich umwandte, Reynier am 4. Auguſt bei Slonim aufnahm und den Ruſſen über die

Jaſſolde entgegenging. Ein Schreiben des Kaiſers, das er am 6., als das Heer eben die Engpäſſe der Jaſſolde anzugreifen vorging, erhielt, billigte die Abweichung von dem erhaltenen Befehle, und ſetzte das ſiebente Armeecorps unter ſeinen Oberbefehl. Der Fürſt drohte die Ruſſen mit ſeinem rechten Flügel zu überreichen, während er ihre Vortruppe mit ſeinem linken Flügel bei Swicewice angriff und ſchlug. Am 10. drängte er ſie aus Pruſzany, erzwang noch an dieſem Tage den Marſch über die hartnäckig vertheidigten Moräſte bei Kozibrod, und erſchien am 11. im Angeſicht der ihn in Schlachtordnung erwartenden ruſſiſchen Armee bei Gorodeizna und Podubnie. Trotz der vortrefflichen Stellung, die der Feind gewählt hatte, und die beim erſten Anblicke unangreifbar ſchien, wurde Tormaſſo am 12. Auguſt völlig geſchlagen, und von dem Fürſten nunmehr in unausgeſetzter Verfolgung über den Muchawiez, den Przipiec und die Turia an den Stur gedrängt, wo das Erſcheinen der Donau-Armee den Kriegs-Verhältniſſen auf dieſem Flügel alſobald eine Wendung gab.

Welchen Einfluß das Nichtgelingen der gegen Bagration eingeleiteten Unternehmung auf den Gang des Krieges nahm, iſt ſchwer zu beſtimmen, da die Bewegungen der Franzoſen bis zu Ende Juli noch eine doppelte Auslegung des Kriegsplanes Napoleons zulaſſen.

Richtig iſt, was uns Vaudoncourt für den Fall ſagt,*) wenn dieſe oben erwähnte Unternehmung mit dem allerdings zu erwartenden, ja wahrſcheinlichem Erfolge gekrönt worden wäre. „War Bagrations Corps aufgerieben und zerſprengt, ſo hinderte nichts mehr das erſte, fünfte, ſiebente

*) P. 91.

und achte Armeecorps, nach Smolensk zu gehen, wo ihnen Barklay nicht mehr zuvor kommen konnte. Das russische Heer, gezwungen, in seiner Transversal-Stellung hinter der Düna zu beharren, würde aber dann gänzlich von den südlichen Provinzen des Reiches abgeschnitten und in einen Landstrich eingeengt worden seyn, wo es nicht lange, ohne die größte Noth zu leiden, bestehen konnte."

Man möchte zu dieser Aeußerung weiter hinzu fügen: War eine so bedeutende Streitkraft, als das erste, fünfte und achte Armeecorps (angenommen nämlich, daß das siebente am äußersten rechten Flügel nothwendig geworden war) in Smolensk zu der Zeit vereinigt, als dies geschehen seyn konnte, wenn Bagration am Dnieper erlegen wäre, so konnte man die Linie von Kowno über Wilna nach Smolensk, die bei dem Uebergewichte der Streitkräfte auf französischer Seite mit der größten Sicherheit bewahrt werden konnte, als eine neue Basis des französischen Heeres ansehen, oder was dasselbe sagen will, Napoleon war auf alle südlichen Provinzen des Reiches basirt, und beherrschte Moskau strategisch; denn die von der Donau anrückenden russischen Truppen, die späterhin so bedeutenden Antheil an dem Kriege nahmen, waren an der Zahl viel zu schwach, um den Rücken Napoleons in erwähntem Falle zu gefährden; der Einfluß, den sie späterhin übten, war nur durch den vorhergegangenen Untergang des französischen Heeres möglich geworden. — Napoleon war also, wenn die Unternehmung gegen Bagration gelang, Herr, den Angriff nach Moskau zu tragen, was er schwerlich gethan hätte, weil ihm dort kein Feind entgegenstand; oder er war Herr, in der Verfolgung Barklay's nach Petersburg zu gehen, was wahrscheinlich den Krieg schneller und für ihn glücklicher geendet haben würde.

Anders war die Lage der Sachen, als er im Lager vor Witepsk das Entkommen Bagrations erfuhr. Er ſcheint ſeit dieſem Zeitpunkte die Wahrſcheinlichkeit, daß die Ruſſen nun eine Hauptſchlacht wagen würden, vor Augen gehabt und auf ſie gerechnet zu haben. Die Verbindung Barklay's mit Bagration konnte ihm, da die Sachen nun einmal ſo ſtanden, daher nicht ſehr unangenehm ſeyn; auch that er von dem Augenblicke des Erhalts jener Nachricht nichts mehr, um ſie zu hindern, und verlegte das Heer vielmehr in Erholungsquartiere, als wolle er ſeinen Gegnern die Vereinigung recht bequem machen und ſie Muth faſſen laſſen, ihn auf offenem Felde zu erwarten.

Am 10. Auguſt endlich ſetzte er das Heer wieder in Bewegung. Die Richtung konnte keine andere ſeyn, als die nach Smolensk. Liady, am linken Ufer des Dniepers, 16 Stunden von Smolensk entfernt, wurde zum Vereinigungspunkte des ganzen Heeres gewählt. Das erſte Armeecorps ſammelte ſich daher am 13. bei Dubrowna; das dritte erſchien an dieſem Tage gegenüber von Chomino, zwiſchen dem Einfluſſe der kleinen Berezyna und Razasna, am rechten Ufer des Dniepers, ſchlug in der Nacht zwei Brücken, und ging auf das linke; — das vierte folgte dem dritten über Linzea und Liubawizi, und ging am 14. bei Razasna über den Fluß; das fünfte ließ nur die Diviſion Dombrowski bei Mohilew zurück, war mit dem größeren Theile des vierten Reitercorps am 13. zu Romanowo bereits auf dem linken Ufer, und marſchirte in der Richtung von Krasnoi vor; das achte, das zu Orſza ſtand, war auf der Linie, und durfte alſo nur dem erſten im Marſche folgen. Der König von Neapel mit dem erſten und zweiten Reitercorps war von Rudnia ebenfalls über Liubawizi nach Chomino gegangen, wo er

mit dem dritten Armeecorps gleichzeitig den Uebergang bewerkſtelligte. Das dritte Reitercorps endlich war ſchon am 12. bei Razasna erſchienen, wo der General Eblé alſogleich drei Brücken ſchlagen ließ; dort trafen am 13. auch die Garden ein. — Am 14. befand ſich alſo das franzöſiſche Heer ſechszehn Stunden von Smolensk vereinigt. Napoleon hatte am 13. Witepsk verlaſſen, und traf Tags darauf in Razasna ein. Barklay ſetzte den Bewegungen der Franzoſen, ſo wie ihrer Vereinigung, kein Hinderniß entgegen. Liebenſtein ſagt (II. 6): es habe der ruſſiſche Feldherr den Entſchluß gefaßt gehabt, angriffsweiſe zu Werke zu gehen, und während die zweite Weſtarmee auf das linke Dnieper-Ufer ging, hätte ſich die erſte ſchon in der Richtung gegen Witepsk zu bewegen angefangen; dem ſey, wie immer, Barklay befahl dem Fürſten Bagration, die ſiebenundzwanzigſte Infanterie-Diviſion in Krasnoi und das ſiebente Armeecorps in Korytnia zu laſſen, mit den übrigen Theilen der zweiten Weſtarmee aber nach Smolensk zurückzugehen; dahin brach auch die erſte Weſt-Armee auf. In der Nacht vom 16. auf den 17. geſchah die Vereinigung beider, die jedoch noch in dieſer Nacht wieder aufgehoben wurde, da Barklay Gefahr für ſeinen Rücken befürchtete. Schon am 14. hatte Grouchy bei Liady die Vortruppen der vorgeſchobenen ruſſiſchen Diviſion geworfen, und als ſich noch an dieſem Tage unter dem König von Neapel die ganze Reſerve-Reiterei vereinigte, und als Vorhut der in zwei Colonnen über Liady und Romanowo vorrückenden franzöſiſchen Armee eben jene Diviſion am 15. angriff, und in wiederholtem Gefechte auf das ſiebente Corps warf — die ganze franzöſiſche Armee aber (mit Ausnahme des vierten Armeecorps, das zu Siniaky blieb,) in der Nacht zum 16. zwiſchen Lubea und Korytnia,

vier Stunden von Smolensk, lagerte, so rief Barklay seine Vortruppen ein, und befahl dem Fürsten Bagration, alsogleich nach Doregobusch aufzubrechen.

Diese Entsendung ist vielfältig getadelt und im günstigsten Falle eine halbe Maßregel genannt worden. Indessen bleibt es wahr, daß das Klügste, was die Russen im damaligen Augenblicke thun konnten, darin bestand, einer Hauptschlacht auszuweichen, — daß die Nützlichkeit dieser ausweichenden Maßregeln in dem Verhältniß gesteigert wurde, als der Feind bei dem Vormarsch Zeit verlor, folglich Smolensk von den Russen nicht unvertheidigt gelassen werden durfte, und daß endlich, weil Barklay einmal über den weiteren Rückmarsch auf der Straße von Moskau entschieden war, eine Umgehung Napoleons über Jelnia ihm sehr gefährlich werden konnte, er folglich durch eine bedeutende Entsendung sich dagegen sicher stellen mußte.

Am 16. erschien das dritte französische Armeecorps zuerst im Angesichte von Smolensk; die ganze Armee folgte, und nahm Stellung, so daß das dritte, erste und fünfte Armeecorps und die Reiterei unter Murat in erster Linie die Stadt am linken Ufer umschloßen; die Garden und das vierte Armeecorps bildeten die Reserve; das achte Armeecorps, während des Marsches bestimmt, dem Feinde die linke Flanke zu bedrohen, war irre gegangen und noch nicht eingetroffen.

Smolensk, von alten hohen Mauern, Thürmen und Gräben auf 4000 Klafter Ausdehnung eingefaßt — an der westlichen Seite mit einer Citadelle und starken Erdwerken versehen — konnte allerdings bedeutenden Widerstand leisten; die Russen hatten außerdem alle Vorstädte stark verschanzt, und mehrere Erdwerke vor den schwächeren

Punkten aufwerfen laſſen; drei Brücken führten über den Dnieper, und verbanden die untere Stadt mit der eigentlichen Feſtung. Die Vertheidigung derſelben übertrug Barklay dem ſechsten und ſiebenten Corps, mit den übrigen Truppen nahm er am rechten Ufer auf den Höhen, welche die untere Stadt beherrſchten, Stellung.

Das Anrücken der franzöſiſchen Truppen am 16. hatte Reiter-Gefechte und Angriffe einzelner Abtheilungen veranlaßt, aber erſt am 17. Nachmittags 2 Uhr befahl Napoleon den Sturm auf die Vorſtädte und Außenwerke. Das erſte, dritte und fünfte Armeecorps machten ſich in Kurzem dieſer Gegenſtände Meiſter; der Gebrauch einer zahlreichen und trefflich geleiteten Artillerie ſicherte den Franzoſen den Vortheil. Noch in der Nacht zum 18. zog Barklay ſeine beiden Armeecorps aus Smolensk, und ließ die Stadt in Brand ſtecken; am 18. Morgens drangen die Franzoſen ein, griffen alſogleich die untere Stadt an, und ſchlugen im Angeſichte des Feindes zwei Brücken über den Strom. Barklay beſchloß daher am 18. Nachmittags den Rückzug, den er um 7 Uhr Abends in zwei Colonnen, die eine (fünftes, ſechstes, ſiebentes Infanterie-Corps, zweites, drittes Reiter-Corps) über Stabna nach Prudiczin, die andere (zweites, drittes, viertes Infanterie-Corps, erſtes Reiter-Corps) über Poludnia nach Bredichnio antrat. Zu dem Umwege, den er die Truppen machen ließ, um auf die Straße nach Dorogobuſch zu gelangen, mag ihn entweder die Beſorgniß, von den Franzoſen im Marſche angegriffen zu werden, oder die Meinung, ſie über ſeine Rückzugsrichtung zu täuſchen, gebracht haben.

Am 19. 2 Uhr Morgens ſetzte General Korf, der die ruſſiſche Nachhut führte, die untere Stadt in Brand, und folgte der zweiten Colonne, bei welcher ſich Barklay für

ſeine Perſon befand. Zwei Stunden darauf ging das dritte franzöſiſche Armeecorps über die zwei Pontons-Brücken, die Reiterei unter Murat folgte, beide ſchlugen die gerade Straße ein, die zunächſt ungefähr eine Stunde am Dnieper fortläuft; das achte Armeecorps, am 18. Nachmittags vor Smolensk eingetroffen, wurde beordert, oder der Stadt bei Prudiszczi über den Fluß zu ſetzen, über Szenkowo und Latoszczino nach der Hauptſtraße vorzugehen, und die Bewegungen des dritten Armeecorps zu ſichern. Dieſes traf nah an der Stadt, auf der Höhe von Weſowina, die feindliche Nachhut, und drängte ſie mit Kraft an die Stabna; Korf hielt bei Walutina-Gora mit vieler Thätigkeit das Gefecht und zog ſich endlich hinter die Kolodnia, wo ihn Barklay, kaum zwei Stunden mit dem Heere entfernt, durch zwei Diviſionen aufnehmen ließ. Selbſt bei der Nachhut angekommen, führte er ihr noch eine Infanterie-Diviſion, eine Diviſion Grenadiere und die Küraſſiere unter Ouworow zu, ſie erſchienen auf den Höhen von Polodki, als die drei Diviſionen der Nachhut ſo eben von dem Marſchall Ney aus ihrer Stellung gedrängt und im Rückzuge nach jenen Höhen begriffen waren. — Da das achte franzöſiſche Armeecorps noch immer nicht eintraf, ſo hielt ſich das vierte indeſſen nur vertheidigungsweiſe; die Ruſſen dagegen griffen, obwohl ohne Erfolg, an, und ſobald die Spitze des erſten franzöſiſchen Armeecorps, das dem dritten folgte, ſichtbar wurde, und die Diviſion Gudin deſſelben das Schlachtfeld erreichte, ſo zwang Ney ſeine Gegner mit großem Verluſte zum Rückzug.

Nach dem Treffen von Walutina-Gora ließ Barklay das Heer bei Pnewa auf das linke Ufer des Dniepers gehen und dort Stellung nehmen. Koſakenhaufen blieben am rechten, um die Verbindung mit Winzingerode zu

erhalten, der von Porieze nach Duchowicza zurückzog. Am 21. ging auch die ruſſiſche Nachhut über den Fluß, und Barklay nahm Tags darauf bei Uswiat Stellung, während das 7. Armeecorps bei der 2. Weſtarmee einrückte, die ſchon am 19. in Dorogobuſch angelangt war. Am 23. rückte dieſe gegen Uswiat vor, wo ſie links an Barklay ſich anſchloß. In Schlachtordnung erwarteten die ruſſiſchen Heere die franzöſiſche Vorhut, welche auch am Abend deſſelben Tages erſchien, die ruſſiſche Nachhut angriff, durch Uswiat jagte und die linke Flanke der Ruſſen bedrohte. Dieſe, in Sorge, durch größere franzöſiſche Maſſen über Jelnia umgangen zu werden, zogen ſich in der Nacht zum 24. wieder durch Dorogobuſch und ſetzten ſich in drei Colonnen am Morgen nach Wiasma in Marſch. Die 1. Colonne (2. Corps) ging nach Karuszkino; die 2. (3., 4., 5., 6. Corps) nach Slawkowo und Semlewo; die 3. (2. Weſt-Armee) nach Luszki. Alles Gerähte wurde nach Bieloi geſendet, wohin auch General Winzingerode mit ſeinem Corps beordert ward, um deren weitere Rückſchaffung zu decken. Dieſer General war, als er von Pioricze nach Duchowicza marſchirte, auf das 3. franzöſiſche Reiter-Corps geſtoßen, das von Smolensk nach dem letztgenannten Orte vorging; er beeilte daher ſeinen Rückzug nach Bieloi.

Das 4. franzöſiſche Armeecorps (mit Ausnahme der 15. Diviſion, die mit der leichten Reiter-Brigade Pajol vom 1. Armeecorps am 21. nach Witepsk in Marſch geſetzt wurde, um dieſen Ort gegen Winzingerode zu ſichern, einige Tage darauf aber wieder über Porieze bei der Armee einrückte) hatte von Smolensk aus ebenfalls urſprünglich die Richtung nach Duchowicza erhalten, wandte ſich aber, als Grouchy (3. Reitercorps) von dort nach Wolodimerowa mit der Nachricht zurückkehrte, daß Winzingerode

nicht bedeutend und im vollen Rückzuge nach Bieloi ſey, über Prudiſczin nach Dorogobuſch, und langte am 25. bei Zaleſie, vier Stunden von Dorogobuſch, an. Napoleon, deſſen Truppen am 20. bereits alle bei Smolensk über den Dnieper waren, hatte am 25. ſeine Garden, das 1. und 3. Corps bei Dorogobuſch vereinigt; das 5. ſtand bei Woloſek, die Cavallerie war in Verfolgung der Ruſſen begriffen. Am 26. und 27. befand ſich das ruſſiſche Heer zu Semlowo, Slukino und Afanaſſewo hinter Kanuszknio; die Nachhut wurde bei Rybki angegriffen und über die Ozma gedrängt. Am 28. vereinigten ſich die ruſſiſchen Colonnen bei Wiasma, brachen aber am 29. früh nach Zarewo-Saloniczi auf, wo ſie Stellung nahmen. Hier trat Barklay dem Fürſten Kutuſow den Oberbefehl ab.

Der neue Feldherr führte ſein Heer durch Ghat, und am 1. September nach Borodino, wo es eine Verſtärkung von 30,000 Mann Infanterie, 3800 Pferde und 80 Kanonen unter Miloradowiſch und 24,000 Milizen unter Markow fand. Hier begann er ſich zu verſchanzen. Napoleon war von Dorogobuſch aus den Ruſſen ebenfalls in drei Colonnen gefolgt, wovon die linke (4. Armeecorps) über Kanuszknio, Koſteretzkö, Nowoe und Pokrow — die rechte (5. und 8. Armeecorps) über Luzky, Piakrowkö und Slobodka ging, die mittlere aber (die Reiterei, das 1. und 3. Armeecorps, die Garden), bei welcher ſich Napoleon ſelbſt befand, der Hauptſtraße folgte. Am 26. und 27. war des Kaiſers Hauptquartier in Slawkowa, am 28. nahe bei Semlewo, am 29. bei Wiasma, am 30. in Wiasma ſelbſt, am 31. in Weliczewo, am 1. September in Ghat; die Garden, das 1. und 3. Corps lagen in der Stadt und rings um dieſelbe; die linke Colonne zu Pawlowo, die rechte zu

Budaiewo, — Murat, der den Ruſſen ſtets auf dem Fuße folgte, war auf dem halben Wege nach Gridnewo.

Da Napoleon die Abſicht der ruſſiſchen Feldherrn, eine Schlacht zu liefern, erkannte, ſo gewährte er ſeinem Heere eine zweitägige Ruhe. — Am 4. September brach er in der bisherigen Ordnung nach Borodino auf; Murat fand zu Gridnewo die ruſſiſche Nachhut, und warf ſie aus dem Orte; ſie ſuchte am 5. ſich bei Kolozkoi aufzuſtellen, da aber die franzöſiſchen Flügel-Colonnen beinahe gleichzeitig dieſen Ort überreichten, ſo zog ſie ſich nach Alexino unter die Kanonen der vorderſten Werke des Schlachtfeldes von Borodino zurück. Der Augenblick war gekommen, in welchem Napoleon die Erfüllung des Wunſches zu erringen hoffen durfte, der ihn von Witepsk nach Smolensk und von dort nach Moskwa geführt hatte. Eine Hauptſchlacht allein konnte die vielfältigen Opfer aufwiegen, die er in dieſem Feldzuge an Streitkräften, an Zeit und an Vorſicht bereits gebracht, denn der immer weichende, nie zu faſſende Gegner ſchien ihm gefährlicher als der zum Schlagen entſchloſſene.

Kutuſow hatte ein treffliches Schlachtfeld ausgewählt, und dies durch künſtliche Mittel noch verſtärkt. Das ganze Heer ſtand auf ſanften Höhen am rechten Ufer der Kaloga. Der rechte Flügel war durch zuſammenhängende Verſchanzungen in der Flanke und durch mehrere Batterien in der Fronte gedeckt; zwiſchen ihm und der Mitte ging die große Straße nach Moskau quer durch die Stellung und durch das verſchanzte Dorf Gorcka, das gleichſam einen Knotenpunkt zwiſchen dem rechten Flügel und der Mitte bildete. Dieſe lehnte ſich links an das mit Verhauen umgebene Dorf Seminskoe, und hatte zwei große Batterien in ſeiner Fronte, die Vaudoncourt (174) le pivot de l'ordre de

bataillo nennt; der linke Flügel war an dichtes Gebüsch gestützt, durch welches die alte Straße von Smolensk nach Mosaisk führt; drei Redouten deckten die Fronte dieses Flügels; da sie aber Kutusow noch nicht hinlänglich gesichert hielt, so ließ er auf einem ziemlich steilen Hügel vorwärts dem Dorfe Chewarino (etwa 1200 Klafter vor der Frontlinie) eine vierte ganz unabhängige Redoute von sehr starkem Profil bauen, die er durch seine Nachhut vertheidigen wollte; überdies, um den linken Flügel vor Umgehung zu schützen, wurde hinter dem Dorfe Passarewo auf der Straßenhöhe vor dem Walde eine starke Batterie aufgeführt. Der rechte Flügel bestand aus dem 2. und 4. Infanteriecorps, aus dem 1. und 2. Reitercorps, und war dem Grafen Barklay untergeordnet; die Mitte aus dem 6. und 7. Infanteriecorps, dem 3. und 4. Reitercorps und den Garden; sie wurde durch Beningsen befehligt; — der linke Flügel aus dem 8. und 3. Infanteriecorps, dann aus einem Corps leichter Reiter und einer Küraſſier-Brigade, endlich aus den Milizen von Moskau bestehend, war dem Fürsten Bagration anvertraut. Das ganze Heer stand in zwei Treffen und hatte die Reiterei als drittes Treffen hinter sich; nur das 5. Corps (die Garden) bildete hinter der Mitte eine eigene Reserve. Das 3. Corps zur äußersten Linken, das man als solche zu gebrauchen vermeinte, sah sich bald in der Fronte beschäftigt. Das russische Heer mochte an 130,000 Streiter zählen.

Die französischen Colonnen erschienen am Mittage im Angesichte der Russen; Poniatowski auf der alten Smolenskер-Straße; Murat auf der Hauptstraße; Prinz Eugen auf einem Seitenwege links derselben; alle drei in beinahe gleicher Höhe. Napoleon, der sich bei der Reiterei befand, besah die Aufstellung des Gegners und gab ohne Verweilen

den Befehl, die auf dem Hügel vor Chewarino aufgeführte Redoute wegzunehmen. Bevor dies geſchehen konnte, mußte die ruſſiſche Nachhut (3. Diviſion), die zwiſchen Alexino und einem Wäldchen durch eben jene Redoute gedeckt ſtand, aus dieſer Stellung auf ihr Hauptheer zurückgeworfen werden. Um zwei Uhr Nachmittags war dies durch die Diviſion Compans des 1. Armeecorps inſoweit bewirkt, daß ſowohl Alexino als das erwähnte Wäldchen in den Händen der Franzoſen ſich befanden, und der Sturm auf die Redoute durch eben dieſe Diviſion ausgeführt werden konnte. Kutuſow hatte die 2. Grenadier-Diviſion des 8. Corps und zwei Diviſionen Küraſſiere zur Behauptung dieſes wichtigen Punktes vorgeſendet; aber die Franzoſen erſtürmten die Redoute, obwohl ſie dieſelbe dreimal verloren, jedesmal wieder, und blieben zuletzt Meiſter darin. *)

Nach dieſer Vorarbeit bezog das franzöſiſche Heer noch am 5. Abends folgende Stellung: Das 1. Armeecorps vorwärts Alexino und Woloniewo auf beiden Ufern der Koluga, die Diviſion Compans in und an der eroberten Redoute; — das 5. Armeecorps links der alten Smolenſker-Straße hinter dem 1. Corps; — die ſämmtliche Reiterei zwiſchen dieſem und der eroberten Redoute; — das 4. Armeecorps in gleicher Höhe mit dem 1. auf den Höhen von Borodino. Die Garden auf der Hauptſtraße bei Woloniewo, wo Napoleon ſein Nachtlager nahm. Das 3. und 8. Corps

*) Dieſen Sturm hatte das 61. Regiment mit einer bewundernswürdigen Tapferkeit ausgeführt, aber es wurde auch zur Hälfte aufgerieben. Als Napoleon den folgenden Tag das Regiment muſterte und den Obriſten fragte, was aus einem ſeiner Bataillone geworden ſey, erwiederte der unerſchrockene Krieger: „Es liegt in der Schanze, Sire!“ Liebenſtein. II. 39.

waren noch hinter Golowino zurück. Das franzöſiſche Heer mochte an 140,000 Mann ſtark ſeyn.

Am 6. mit Tages-Anbruch unternahm Napoleon eine genaue Erkennung der feindlichen Stellung. Die Linke derſelben war deren ſchwache Seite, und nun um ſo mehr, als die Redoute vor Chewarino ſich in den Händen der Franzoſen befand. Napoleon beſchloß daher, gegen dieſen linken Flügel den Hauptſchlag auszuführen, deßhalb ſeinen eigenen linken zu verſagen, und alle Kraft auf ſeinem rechten zu ſammeln. Er gründete den Erfolg dieſer Angriffsweiſe hauptſächlich darauf, daß die ruſſiſche Stellung auf der alten Smolenſker-Straße zu umgehen wäre, folglich das Heer befürchten müſſe, von Moſaisk abgeſchnitten zu werden; es würde demnach gezwungen ſeyn, frühzeitig den Rückzug anzutreten, der aber nur mit dem größten Verluſte erkauft werden könnte, da eine Stunde hinter dem Schlachtfelde ein bedeutender unausweichbarer Engweg iſt.

Das 1. Armeecorps zog mit Zurücklaſſung der 1. und 3. Diviſion, die an den Vice-König überlaſſen wurden, in Folge dieſes Angriffs-Entwurfs etwas rechts vor die eroberte Redoute an einen Wald, der von dort bis zur alten Smolenſker-Straße hinzieht; das 5. Armeecorps blieb an demſelben Wald gelehnt hinter ihm in ſeiner geſtrigen Stellung; das 4. Armeecorps blieb ebenfalls auf der Höhe vor Borodino, nur zog es die zwei Diviſionen des 1. Armeecorps und das 3. Reitercorps an ſich. Das 3. und 8. Armeecorps, beide dem Marſchall Ney untergeordnet, bildeten die Mitte, indem ſie in zwei Treffen auf den Höhen zwiſchen Alexino und Chewarino aufmarſchirten. Die Reiterei ſtand unverrückt am Fuße der geſtern genommenen Redoute, zwiſchen dem 5. und 1. Corps. — Auf den Höhen vor Chewarino wurden drei Batterien, jede zu 60 Geſchützen, aufgefahren.

Auch das 4. Corps hatte eine eben ſo ſtarke Batterie vor ſeiner Fronte; um die gänzlich entblößte Linke zu decken, ließ der Vice-König Schulterwehren aufwerfen.

Kutuſow, dem die Vorbereitungen der Franzoſen nicht entgehen konnten, ließ die 2. Garde-Diviſion und die 2. Küraſſier-Diviſion näher hinter das 8. Corps rücken. — Der Tag blieb ruhig.

Am 7. um 2 Uhr Morgens gab Napoleon auf der Schanze vor Chewarino ſeinen Marſchällen die letzten Befehle; um 5 Uhr traten die Truppen unter Waffen; um 6 Uhr begannen die Batterien das Feuer, und der Marſchall Davouſt führte die 5. Diviſion zum Angriff auf die links vor dem 8. ruſſiſchen Corps ſtehende Redoute vor, während die 4., ſich rechts haltend, dieſelbe umging. Gleichzeitig wandte ſich das 5. Corps rechts auf die alte Straße, die es bei Jelina erreichte; der Vice-König griff mit der 13. Diviſion Borodino an, während er mit der 1., 3., 14. Diviſion und der italieniſchen Garde über die Kaloga gegen die ruſſiſche Mitte rückte; das 1. Reitercorps folgte dem Marſchall Davouſt, das 2. ging neben Chewarino links von Semineskoe vor, um die Lücke, dem 7. ruſſiſchen Corps gegenüber, auszufüllen; das 3. rückte hart an die Kaloga, die Angriffe des Vice-Königs zu unterſtützen; das 4. war dem Marſchall Ney zugewieſen. Dieſer brach um 7 Uhr neben Chewarino ebenfalls gegen das 8. ruſſiſche Corps vor, die 10., 11., 25. Diviſion in Colonnen, das 8. Corps in zwei Linien hinter ſich. Napoleon nahm ſeinen Aufenthalt in der Redoute vor Chewarino, und zog die Garden dahin. — Um 8 Uhr waren die zwei Redouten vor dem 8. ruſſiſchen Corps durch die 5. und 11. Diviſion genommen, und das 1. und 4. Reitercorps warf das 1. Treffen dieſes Corps auf das 2., während die zwei Diviſionen

das zwiſchen dem 7. und 8. Corps liegende verſchanzte Dorf Seminskoe mit Sturm nahmen.

Der Vice-König hatte indeſſen den Feind aus Borodino geworfen, die ganze Kraft der feindlichen Mitte auf ſich gezogen, und zugleich einen kräftigen Reiter-Angriff, den Barklay auf ſeine entblößte Linke unternehmen ließ, abgeſchlagen. Im Verein mit den Küraſſieren des 2. Reiter-Corps nahm er die eine vor der Mitte ſtehende große Schanze, und drängte das 6. ruſſiſche Corps und einen Theil des 7. in Unordnung zurück. Kutuſow machte den Verſuch, mit einem Theil des vom rechten Flügel herbeigezogenen 2. Corps, einer Küraſſier-Diviſion und der 2. Garde-Diviſion der Schlacht in der Mitte und am linken Flügel eine günſtige Wendung zu geben; er ließ den Fürſten Bagration mit dieſen Truppen raſch gegen Seminskoe vorrücken; aber die Hoffnung, es wieder zu nehmen, ſcheiterte an dem franzöſiſchen Feuer, indem Murat, als er dieſe Maſſen anrücken ſah, alles Geſchütz, was eben zur Hand war, 80 Kanonen, zuſammen fahren ließ, und ſie damit empfing. Dennoch dauerte dieſer erneuerte Kampf auf dieſem Punkte zwei Stunden; endlich zogen ſich die Ruſſen zurück, und da jetzt Murat alle der ruſſiſchen Mitte und dem 8. Corps entgegenſtehenden Kräfte zum gemeinſamen Angriffe vorrücken ließ, ſo wurde der Feind hier gänzlich geſchlagen, verließ das Feld und zog ſich in die Wälder zurück. Es war halb 7 Uhr Abends. Da aber die Mitte nicht der Punkt war, wo die Franzoſen die Entſcheidung erringen wollten, ſo würde der hier errungene Erfolg um ſo größer geweſen ſeyn, wenn der rechte Flügel (5. Armee-Corps) gleichzeitig einen ähnlichen errungen hätte; dieſer drang auf der alten Smolenſker-Straße vor, nahm das Dorf Paſſarewo und einzelne Wäldchen, ohne welche ſeine

weitere Vorrückung nicht gesichert gewesen wäre, hielt sich aber im Ganzen zu sehr mit dem Kanonenfeuer auf, so daß erst Nachmittags 3 Uhr das 3. russische Armeecorps aus seiner Stellung gedrängt werden konnte; die Verfolgung desselben reichte auf eine Stunde.

So endete die Schlacht bei Borodino, oder wie die Franzosen sie nennen, die Schlacht an der Moskwa, hartnäckig, wie wenige waren und in gewisser Beziehung von beiden Seiten verloren, denn sie entschädigte die Franzosen für die Opfer nicht, die sie, seit dem Abmarsche von Witepsk, immer den zahlenden Schlachttag vor Augen, gebracht, und glich die Gefahren nicht aus, in welche sie sich durch die Vorrückung in das Herz des Reiches bei so später Jahrszeit gesetzt hatten. — Die Russen verloren an diesem Tage über 30,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen, darunter an 30 Generale; der Verlust der Franzosen mag nicht geringer gewesen seyn.

In der Nacht zum 8. brach Kutusow nach Mosaisk auf, er führte seine Verwundeten vor sich her; Miloradowitsch bildete die Nachhut, Winzingerode wurde nach Zwenigorod gewiesen, um von dieser Seite Moskau zu decken. Am 13. nahm das russische Heer eine Stunde vor Moskau Stellung, und Kutusow berieth sich mit seinen Generalen, ob man hier eine zweite Schlacht annehmen solle. Am 14. zog das Heer durch Moskau und nahm die Richtung nach Kolomna.

Der sicherste Beweis, wie wenig der Ausgang der Schlacht den Wünschen Napoleons entsprach, liegt in der Art, wie er sich nach derselben betrug. Er, dem man nicht vorwerfen kann, er habe nicht verstanden, einen Sieg zu benützen, folgte dießmal den Russen mit mehr als Behutsamkeit. Der König von Neapel, der am 8. Morgens

zur Verfolgung aufbrach, hatte zwar mit der ruſſiſchen Nachhut fortwährend Gefechte, aber das ruſſiſche Heer wurde keineswegs zur Eile genöthigt, und zog in kleinen Märſchen nach Moskau hin. Die franzöſiſche Hauptkraft verließ das Schlachtfeld von Borodino in drei Colonnen. — Das fünfte Corps zog, Moſaisk rechts laſſend, auf die Straße von Kaluga, die es bei Fomiesloe erreichte. — Das vierte Corps, bei welchem die fünfzehnte Diviſion eben wieder eingerückt war, ging zwiſchen Borodino und Moſaisk über die Moskwa, und nahm die Richtung nach Zwenigorod, die übrigen Truppen folgten der Hauptſtraße, das achte Corps aber wurde am 9. in Moſaisk zurückgelaſſen.

Am 14. um Mittag erſchienen Murat und bald darauf der Vice-König mit dem vierten Corps vor den Thoren der Hauptſtadt. Die ruſſiſche Nachhut räumte zufolge einer mündlichen Uebereinkunft mit Murat unangefochten die Stadt, die Franzoſen rückten ein, nahmen den Kremlin, aus welchem man ſie beſchoſſen hatte, mit Sturm, und ſtellten ihre Poſten auf der Straße von Kolomna aus. Napoleon traf mit den Garden an demſelben Tage in Moskau ein und wählte den Kremlin zu ſeinem Aufenthalte. — Das vierte Corps lagerte am 15. bei dem kaiſerlichen Schloſſe Petrowskoe, das an der Straße nach Twer liegt; — das fünfte Corps an den ſüdlichen, das erſte und dritte an den weſtlichen Schlagbäumen.

Schon in der Nacht vom 14. zum 15. zeigten ſich Spuren der Vorbereitungen, welche der Gouverneur von Moskau zum Untergange dieſer alten Czarenſtadt gemacht. Es brach hie und da Feuer aus, das aber wieder gelöſcht wurde; am 16. begünſtigte ein Sturmwind den Brand, der durch 4 Tage und Nächte währte, und dann aus

Mangel des Verbrennbaren erstarb. Die Stadt lag in Trümmern, nur der Kreml und wenige Gebäude waren durch Zufall erhalten. Napoleon zog am 16. in das Schloß Petrowskoe, kehrte aber schon am 19. wieder nach dem Kreml zurück. — Da die Mittel zur Stillung des Brandes den Franzosen genommen waren, so suchten sie während jener grausenhaften Scene wenigstens an Lebensmitteln und andern Bedürfnissen, was möglich war, zu retten; das brennende Moskau wurde daher von dem ganzen Heere geplündert. Die Gräuel dieser Tage suchen ihres Gleichen in der Weltgeschichte. —

Am 16. zog Kutusow weiter auf der Straße nach Kolomna. Nachdem er bei Miaczkowo über die Moskwa gegangen, ließ er seine Nachhut auf dem rechten Ufer und wandte sich nach Podol, wo er am 18. anlangte, und am 19. nach Krasnoe, auf der alten Straße von Kaluga, wo er Stellung nahm. Murat, ein Theil der Garden und das fünfte Corps brachen auf den Straßen nach Borrowsk, Kaluga und Tula zur Verfolgung Kutusows auf, der am 28. sein Lager bei Krasnoe verließ und am 4. October zwischen Tarutino und Letaszewo abermals Stellung nahm. Ihm gegenüber, bei Winkowo, stellte sich Murat im Verein mit dem fünften Corps auf, nachdem er mancherlei Gefechte mit der russischen Nachhut bestanden hatte.

Gleichzeitig mit dieser Bewegung Murats waren die des dritten Armeecorps, das über Moskau nach Bogoderowsk hinaus rückte; das vierte schickte Partieen auf den Straßen nach Dmitrow und Twer vor, das Hauptheer lagerte um Moskau. Kutusow begnügte sich, Moskau gleichsam von dem übrigen Reiche abzuschneiden, indem er eine Menge kleiner Trupps aussandte, den Franzosen

die Zufuhr zu wehren. Winzigerode, der ſich von Zwenigorod nach Klinn gezogen hatte, war ihm hiezu vor Allen behülflich.

Während die Mitte des napoleoniſchen Heeres von Smolensk über Ruinen und Leichen nach dem verhängnißvollen Moskau zog, waren Reggio und Wittgenſtein beinahe im ununterbrochenen Kampfe. Der franzöſiſche Marſchall, am 1. Auguſt hinter die Driſſa gedrängt, rückte einige Tage bei Walpetzi wieder über den Fluß, und ſandte ſeine Vorhut über die Swoiana. Wittgenſtein, der nach Kochanowa, zwei Stunden hinter dieſem Flüßchen, gerückt war, griff am 10. Auguſt die franzöſiſche Vorhut mit Erfolg an, und Reggio zog ſich am 13. wieder nach Polozk zurück, wo er ſich mit dem ſechsten Corps vereinigte. Wittgenſtein rückte dagegen über Walpetzi vor und ſuchte durch ſeine Vortruppen Polozk einzuſchließen; er ließ einen Theil derſelben gerade auf der Straße von Driſſa vorgehen, ſandte einen anderen über die Straße nach Sebej nach jener, die von Polozk nach Newel führt, und da dieſe Vortruppen in der Nacht vom 16. auf den 17. ſich Polozk näherten, ſo warfen ſie am rechten Ufer der Polota bis zur Düna alle franzöſiſchen Vorpoſten zurück, und bereiteten in der Ebene von Polozk dem Grafen Wittgenſtein den Aufmarſch, der am 17. mit ſeinen Geſammtkräften erſchien, und die Franzoſen, die vor die Stadt rückten, angriff. Dieſe wieſen jedoch alle Anſtrengungen der Ruſſen während dieſes blutigen Tages zurück, und St. Cyr, der an des verwundeten Oudinot Stelle den Befehl über beide Armeecorps übernommen hatte, drängte die Ruſſen am 18. Nachmittags durch überraſchenden Angriff wieder zurück. Dieſe ſtellten ſich am 20. bei Bieloi, zwei Tage darauf aber jenſeits der Driſſa auf, und ließen

diesseits nur eine Nachhut. Wittgenstein beschränkte sich jetzt, durch Parteien den Franzosen die Zufuhr zu erschweren, was tägliche Postengefechte veranlaßte.

Der äußerste linke Flügel war fortwährend mit der Beobachtung von Riga und in gewisser Beziehung mit der Sicherung von Wilna beschäftigt, indem er die Düna bis Dünaburg aufwärts gedeckt hielt. Die Russen machten aus Riga mehrere bedeutende Ausfälle, und als sie vernahmen, der Belagerungspark für Riga sey von Königsberg in Mietau angelangt, so versuchten sie, obwohl vergeblich, sich desselben zu bemächtigen; am 23. August griffen sie nicht ohne Vortheil die preußischen Truppen auf der Straße nach Ekau an, wurden aber am 26. wieder von ihnen in die Festung zurückgeworfen. Sie verhielten sich ruhig, bis gegen Ende Septembers die Division Steinheil aus Finnland zu Riga eintraf; durch sie verstärkt, glaubte Essen einen Ueberfall auf Mietau versuchen zu können. Dieser wurde am 29. September auch wirklich ausgeführt, zog aber Gefechte nach sich, in Folge welcher die Russen wieder nach Riga zurückgingen, jedoch eine starke Vorhut zu Dahlenkirchen ließen.

Während dies zur äußersten Linken verging, war die äußerste Rechte eben so wenig unthätig geblieben. Schwarzenberg, nach der Schlacht von Podubnie in der Verfolgung Tormassows an dem Muchawiec angelangt, sandte das siebente Armeecorps nach Brzesc, umging mit demselben und dem größeren Theile der Oesterreicher die Quellen des Przipiec, während die Division Bianchi den Feind durch die Sümpfe von Dyrwin und Ratno über den Fluß drängte. Tormassow, in seiner Linken fortwährend bedroht, ging über die Turia, und da er durch die österreichische Brigade Mohr, die von Pinsk aus die entgegenstehenden

Ruſſen an den Styr zurückwies, ſich auch in ſeiner Rechten gefährdet ſah, und zugleich ein Theil ſeiner Nachhut von den Oeſtreichern bei Wyszwa, ein anderer von den Sachſen bei Luboml geworfen wurde (25. Auguſt), ſo ſetzte er den Rückzug unaufgehalten bis an den Styr fort, wo er ſich aufſtellte, das rechte Ufer bei Liczk und auf einigen andern Punkten verſchanzte, das moraſtige linke aber durch Zerſtörung der Dämme unzugänglich zu machen beſtrebt war, und in dieſer Stellung die Donau-Armee erwartete. Schwarzenberg war von dem Herannahen derſelben unterrichtet. Vorausgeſetzt, daß ſie wirklich beſtimmt ſey, zu Tormaſſow zu ſtoßen, ſo konnte dies ſchon in der erſten Hälfte des Septembers geſchehen; die Verbündeten hielten daher an und bezogen den Ruſſen gegenüber am Styr eine Stellung, um die Richtung, welche der neu anrückende Feind nehmen werde, abzuwarten. —

Dreißig Tage verweilte das franzöſiſche Heer in und um Moskau; ſeine Bewegungen während dieſer Zeit zielten nur auf Erweiterung des Kreiſes, aus dem es Lebensmittel zog, oder auf Vertheidigung gegen das ruſſiſche Hauptheer. — Dieſes ſuchte entgegen zu wirken und umgab daher mit größeren und kleineren Parteien den Feind, die unermüdet die franzöſiſchen Zufuhren gefährdeten. Der General-Major Dorochow nahm in der Nacht vom 9. zum 10. October ſogar das verſchanzte Wereja, in deſſen Nähe das achte franzöſiſche Armeecorps ſtand, und deſſen Beſitz, als zwiſchen der Straße nach Smolensk und Kaluga gelegen, den Franzoſen wichtig ſeyn mußte.

Am 15. October endlich, als jede Hoffnung für Napoleon verloren war, daß die bis jetzt errungenen Vortheile und der Beſitz der einen Hauptſtadt des Reichs ſeine Gegner zum Frieden bewegen würden, ließ er das

Heer den Rückzug antreten, um hinter dem Dnieper und der Düna die Wiederkehr der für die Fortsetzung des Feldzugs günstigen Jahreszeit oder überhaupt die Umgestaltung der Verhältnisse abzuwarten. „Auf der gänzlich verwüsteten Heerstraße über Mosaisk und Wiasma nach Smolensk zu ziehen, schien aber nicht möglich, ohne das Heer gänzlichem Untergang preis zu geben. Es mußte ein anderer Weg gesucht werden, auf dem Menschen und Vieh die Mittel ihres Unterhalts fanden. Dieser schien gefunden, wenn man südlich von der Heerstraße über Borowsk, Medyn, Jucheow und Jelna nach Smolensk zog, durch ein fruchtbares Land, das noch keinen Feind gesehen und alle seine Vorräthe wohl erhalten hatte." *) Da dieser Weg mit der früher genannten Hauptstraße gleichlaufend ist, so konnten dennoch auf letzterer alle unnützen Wägen, alles Hemmende zurückgeschafft werden; geringe Bedeckung reichte zu, dies gegen die nördlich von Moskau herumstreifenden russischen Abtheilungen zu sichern; gegen die russische Hauptmacht aber würde das ganze französische Heer, als zwischen ihr und der Hauptstraße sich befindend, Deckung gewesen seyn.

Um diese Bewegungen auszuführen, mußte früher Kutusow, der noch immer in seinem verschanzten Lager hinter der Nara stand, über Kaluga zurückgedrängt werden. Am 15. verließ die vierzehnte Division mit der Reiterei des vierten Armeecorps Moskau, und rückte auf der alten Straße von Kaluga bis Fominskoe vor; am 18. folgte der übrige Theil des vierten Armeecorps, nachdem alle Vortruppen nördlich und westlich Moskau eingezogen worden waren, und lagerte bei Kolomeaskoe, auf der alten Straße nach Kaluga. In zweiter Linie rückte während

*) Liebenstein. II. 191.

des 19. das erſte und achte Armeecorps, unter dem Oberbefehl des Marſchall Davouſt, dann das dritte nach. Der Kaiſer mit ſeiner alten Garde ging an demſelben Tage nach Troizkoe, das bei Krasnoe ebenfalls auf der alten Straße nach Kaluga liegt. Der Wagenzug, mit den Trophäen beladen, die Verwundeten, Kranken und das ſchwerſte Geſchütz waren auf die Heerſtraße nach Moſaisk gewieſen. Mortier mit der jungen Garde blieb noch in der Hauptſtadt zurück.

Die Bewegung des franzöſiſchen Heeres in der linken Flanke zu decken lag dem König von Neapel ob, der mit dem größten Theil der Reiterei und dem fünften Armee-Corps noch immer auf der neuen Straße am linken Ufer der Nara ſtand. „Da er auf dieſer Straße nicht vorwärts rücken konnte, ohne auf das ganze ruſſiſche Heer in ſeinem nahen Lager zu ſtoßen, ſo mußte er ſeine Bewegung mit einem Rückzug beginnen. Er verließ daher am 17. die Stellung an der Nara und zog ſich hinter den Engpaß von Winkowo, um ſich unfern von Tarutinio am Bache Czerniſcha auf's Neue aufzuſtellen.*) Kaum erfuhr Kutuſow dieſe Bewegung, als er zum Angriff überging. Dem General Beningſen, der an Barklay's Stelle zum Heere gekommen war, vertraute er das zweite, dritte, vierte und ſechste Corps, die leichte Reiterei der Garde und zehn Regimenter Koſaken. Mit dieſen Truppen ging Beningſen in der Nacht zum 18. über die Nara, und griff am Morgen in drei Colonnen an. Die Ueberzahl und vorzüglich die Ueberraſchung verſprachen große Vortheile; wirklich umgingen die Ruſſen den linken Flügel Murats, brachten ſeiner Reiterei großen Verluſt bei, aber

*) Liebenſtein. II. 198.

die Geistesgegenwart des französischen Feldherrn und die Tapferkeit seiner Truppen mäßigten den Erfolg. Langsam zogen die Franzosen nach Woronowo; die Russen gingen wieder über die Nara zurück.

Die nächsten Anordnungen Kutusows machen glauben, er habe besorgt, daß der französische Kaiser seinen Rückmarsch nach Czernigow und Kiew nehme. Bedeutende Kräfte wurden nach Jizdra entsendet, um Briansk, welches auf der Straße nach Nowogrod-Sewierskoi liegt, und den Uebergang der Desna vertheidigt, zu decken; durch eine Reihe von Posten und Streifern suchte sich der russische Feldherr von einer Bewegung Napoleons in dieser Richtung die schnelle Kenntniß zu verschaffen.

Napoleon aber war am 21. in Ignatien, am 22. in Fominskoe und am 23. bei Borowsk, wo sich die Hauptmasse des Heeres sammelte, und Murat sich mit derselben vereinigte. An diesem Tage flog der Kreml in die Luft, und Treviso, der Tags vorher den etwas unvorsichtig in die Stadt dringenden General Winzingerode zum Gefangenen gemacht hatte, folgte dem Heere. Das fünfte Armeecorps war nach Weresa gezogen, um die Verbindung mit dem dritten zu unterhalten. Dieses rückte nach Mosaisk, um den auf der Hauptstraße nach Smolensk ziehenden Schätzen, Bedürfnissen und Geräthen zur Sicherung zu dienen.

Der Flankenmarsch Napoleons von der alten auf die neue Kalugaer Straße veranlaßte eine gleiche Bewegung Kutusows. Dieser verließ am 23. Abends seine Stellung an der Nara, und setzte sich nach Malo-Jaroslawetz in Marsch. Als am 24. Morgens das sechste Corps, welches die russische Vorhut bildete, vor dem Städtchen anlangte, fand sie dasselbe bereits durch die dreizehnte Division des

vierten französischen Armeecorps besetzt, welche Tags zuvor von Borowsk dahin gerückt war. Dies gab zu dem Treffen von Malo-Jaroslawetz Veranlassung, in welchem sich das nach und nach anlangende vierte französische Armeecorps (Vice-König von Italien) mit dem gesammten russischen Heere während der ganzen Dauer des Tages schlug. Abends erreichte das erste französische Armeecorps das Schlachtfeld. — Kutusow zog sich aber auf der Straße nach Kaluga einige Werste zurück und erwartete in Schlachtordnung seinen Gegner. Dieser erschien am 25. auch wirklich (mit Ausnahme des dritten und fünften Corps) vereinigt vor Malo-Jaroslawetz. Alles verkündigte eine Hauptschlacht und der beabsichtigte Marsch nach Medyn und Juchnow war auch wirklich ohne eine solche unmöglich, — indem Kutusow stets auf der kürzeren Linie nach diesem Punkt stand und sie durch Vortruppen bereits stark besetzt hielt.

War es der Zustand der Truppen oder ihre verhältnismäßige Schwäche, waren es andere Gründe, welche Napoleon vermochten, die bis jetzt im Plane liegende Richtung des Rückmarsches aufzugeben — darüber ist keine verbürgte Antwort bekannt. *) — Genug, am 26. schlug Napoleon den Rückweg nach Borowsk ein — war am 27. in Wereja, und erreichte am 28. bei Mosaisk die Hauptstraße nach Smolensk wieder. Am 29. war dort das ganze Heer gesammelt, mit Ausnahme des fünften Corps, das von dem Vereinigungspunkte der Wege, die von

*) Das französische Heer, beim Ausmarsch von Moskau noch 100,000 Mann stark, mochte etwa 70,000 Mann bei Malo-Jaroslawetz den Russen entgegen zu stellen haben, die ihrerseits 130,000 Mann zählten.

Mosaisk und Wereja nach Medyn führen, Jegoriewskoi, gerade nach Ghiaz sich wandte.

Diese Bewegung erklärte nicht nur allein entschieden den Rückzug, sondern bedingte gleichsam eine außergewöhnliche Eile, weil die Russen auf der Sehne des Bogens standen, welchen die Franzosen durchziehen mußten, wenn sie Smolensk früher als jene erreichen sollten. Von Malo-Jaroslawetz über Juchnow nach Wiasma sind nicht mehr als 30 Stunden, während die Franzosen über Mosaisk dahin an 50 hatten.

Schon die drei ersten Märsche der Franzosen, wodurch sie die Hauptstraße bei Mosaisk gewannen, waren unter den waltenden Umständen, bei der Entbehrung nämlich an Lebensmitteln und Futter und bei der drängenden Verfolgung durch die Kosaken-Haufen Platows, welche, obwohl Davoust bis zum 27. im Angesicht der russischen Hauptmacht stehen geblieben war, zu beiden Seiten derselben vordrangen, Gewaltmärsche geworden. Von nun an aber fing der eigentlich zerstörende Rückzug an. Am 1. November war das französische Heer schon in Wiasma; es zog in folgender Ordnung: Voraus Napoleon mit seinen Garden, zunächst Murat mit der Reiterei, dann das dritte und fünfte Corps, endlich das vierte. — Das erste aber bildete die Nachhut; in drei Tagen hatte dieses Heer 30 Stunden Wegs zurückgelegt, von 40 Regimentern Kosaken begleitet.

Kutusow suchte den Vorsprung, den seine Lage ihm gab, zu benützen, und brach über Medyn nach Suleiki auf, das auf der Straße zwischen Ghiaz und Juchnow liegt. Den General Miloradowitch mit dem zweiten und siebenten Corps und der zweiten Cavallerie-Division sandte er auf dem nächsten Wege nach Ghiaz, und ließ ihn

während des Marſches noch durch die ſechsundzwanzigſte Diviſion verſtärken.

In Wiasma, wo die Straße von Juchnow mit der Hauptſtraße nach Smolensk ſich vereinigt, angekommen, beſorgte Napoleon das Erſcheinen der ruſſiſchen Hauptmacht. Er ließ daher das dritte und fünfte Corps am 2. November bei Wiasma zurück, um das vierte und erſte zu erwarten, die in fortwährendem Gefechte mit Platow und den zahlloſen Streifparteien nur langſam folgen konnten. Das dritte Corps war außerdem beſtimmt, das erſte in ſeiner Verwendung als Nachhut abzulöſen. Am 3. brach auch wirklich Miloradowitch bei Wiasma auf der Straße von Juchnow heraus und warf ſich vereint mit Platow zwiſchen die vier franzöſiſchen Armeecorps, die größtentheils im Marſche begriffen waren. Nach blutigen Kämpfen, in welchen ſich beſonders die Geiſtesgegenwart und Feldherrngaben des Vice-Königs von Italien glänzend darthaten, machten ſich dieſe die Straße zum weitern Rückzug frei; das dritte Corps übernahm die Nachhut. Am 6. war das Heer in Dorogobuſch. Von dieſem Tage an wandelte ſich der Rückzug in eine Flucht, denn jetzt traten die ſtarken Fröſte ein, der Schnee fiel häufig und dicht, ſchneidende Winde zerſtäubten im Wortſinne ganze Regimenter. Es reichen keine Farben zu, um das ſchauderhafte Gemälde des Rückzugs der Franzoſen auch nur annäherungsweiſe auszumalen; aber der kriegeriſche Muth dieſes unglücklichen Heeres überſtand auch jede Probe, und konnte nur mit der Vernichtung deſſelben vernichtet werden.

Am 7. ging der Marſch nach Smolensk fort; das vierte Corps, um die rechte Flanke gegen Wittgenſtein zu ſichern, erhielt die Weiſung, nach Witepsk zu gehen, und wandte ſich daher nach Duchowszina. Ihm folgte, oder

vielmehr ihn umgab Platow, während Miloradowitch die Hauptmasse des Heeres drängte, die vom 9. bis zum 11. fechtend Smolensk erreichte. Am 9. fand sich der Vice-König (viertes Armeecorps) an den Sümpfen des Wopp — er erfocht den Uebergang in einem Kampfe, der alles Unglaubliche an Leistung verwirklichte, und verfolgte, mit Zurücklassung seines gesammten Geschützes, das, durch das Eis gebrochen, in den Sümpfen zurückblieb, den anbefohlenen Marsch. Am 11. war er in Duchowczina; am 12. wandte er sich aber wieder nach Smolensk, da das Corps bereits in einem Zustand sich befand, der gar keiner Hoffnung des Gelingens eines abgesonderten Unternehmens mehr Raum gab; am 13. erreichte er die Stadt, bis an die Thore von den Kosaken gehetzt.

In Dorogobusch, und nach seiner Ankunft in Smolensk, vernahm Napoleon die Unfälle, welche indessen seine Flügelheere erlitten, und wodurch die Möglichkeit, hinter dem Dnieper, der Berezyna und Düna während des Winters zu halten, aufgehoben ward. Schon aus dem Lager von Leszlazewo hatte Kutusow an die Generale Steinheil, Wittgenstein und an den Admiral Tschitschagow ausgedehnte Weisungen, den ganzen weiteren Feldzugsplan enthaltend, erlassen. Der Erstere wurde darin angewiesen, seine Marschrichtung längs der Statthalterschaft von Wilna fort zu befolgen, so daß er am 16. October in Swenziany seyn könne. Begegne er dem Marschall Oudinot, der von Wittgenstein geschlagen seyn würde, so solle er nunmehr die Verfolgung desselben übernehmen, und ihn über den Niemen drängen. Auch müsse er diesen Fluß gegen die Preußen sichern, und sich als Reserve jener Heeresabtheilungen betrachten, die bei Minsk oder an der Berezyna vereinigt werden würden.

Wittgenstein wurde angewiesen, Polozk zu nehmen, dem Marschall Oudinot den größtmöglichsten Verlust beizubringen, ihn auf Steinheil zu werfen, dann mit aller Eile nach Dokesitze zu gehen, wo er am 27. Oktober eingetroffen seyn könne, alsdann seine Verbindungen mit Minsk zu eröffnen, und sich, indem er über die Bereczyna gehe, mit Tschitschagow zu vereinigen. Er habe weiters Lepel und den ganzen Lauf der Ula von der Bereczyna bis zu ihrem Ausflusse in die Dwina zu besetzen und alle Uebergänge zu verschanzen. Tschitschagow endlich sollte am 7. Oktober in Pinsk, am 13. spätestens in Nieswicz seyn. Er müsse sich's zum Hauptziele machen, den Fürsten Schwarzenberg und den General Regnier von Minsk, von der Bereczyna und von dem übrigen französischen Heere abzuschneiden; er solle deßhalb, wenn es nöthig wäre, die bisher unter Tormassow gestandenen Truppen verstärken, damit diese im Stande seyen, jene Generale aus dem Warschauischen oder nach Gallizien zu werfen. Am 21. October habe er mit seiner Hauptkraft in Minsk zu seyn, dort werde der General Ertel, von Mozyr kommend, zu ihm stoßen; und nun müsse sein Streben dahin gehen, sobald als möglich Borisow und die Bereczyna zu erreichen. Dort werde er ein verschanztes Lager anlegen, alle Punkte auf dem Wege von Borisow nach Bober verschanzen, und überhaupt die Hindernisse nach Thunlichkeit häufen. Er habe sich sonach bereit zu halten, nach dem Gange der Ereignisse, worüber nichts Bestimmtes vorauszusagen sey, so zu verfahren, daß der von dem Hauptheere nah verfolgte Feind an der Bereczyna seinen gänzlichen Untergang finde.

Dieser Anordnung zufolge ging Steinheil die Düna aufwärts bis gegen Drissa, wo er am 10. October Truppen

Wittgenſteins ſand, und ſich, da Polozk noch immer in den Händen der Franzoſen war, mit dieſem General zur Wegnahme dieſes Punktes verband. Am 16. drang Steinheil daher in Dziſna ein, — und rückte am 17. und 18. auf dem linken Ufer gegen die Uſacz und Polozk vor. Wittgenſtein griff an dieſem Tage den Marſchall St. Cyr in der letztgenannten Stadt an, die nach zweitägigem Kampfe den Ruſſen überlaſſen werden mußte. St. Cyr, ſchwer verwundet, überließ das zweite Armeecorps dem General Legrand, das ſechste dem General Wrede; jenes wandte ſich gegen die Ula, um hinter dieſem Fluſſe, bei Lepel, ſich wieder aufzuſtellen, dieſes zog ſich auf der Straße nach Dokſitze zurück, nur leicht von Steinheil verfolgt, der ſich am 25. bei Uſacz mit Wittgenſtein vereinigte. Beide ruſſiſche Generale glaubten, von den erhaltenen Weiſungen in ſo ferne abweichen zu dürfen, als der eine es für überflüſſig hielt, mit der Verfolgung des nach Dokeſitze zurückgegangenen franzöſiſchen Armeecorps, — der andere mit dem Umwege über dieſen Punkt, Zeit zu verlieren. Wittgenſtein eilte vielmehr gerade an die Ula, und drängte am 31. October die Nachhut des zweiten Corps aus Cſasniki, während er den General Steinheil an der Dziſna ließ, und Entſendungen gegen Druia und Braslaw machte, um ſich von den Unternehmungen Macdonalds in Kenntniß zu erhalten. Von Cſasniki aus ließ Wittgenſtein eine Abtheilung leichter Truppen unter dem General Laharpe nach Witepsk aufbrechen; und wirklich gelang es dieſem General am 7. November durch Schnelligkeit und Klugheit in ſeinen Bewegungen, dieſen einen Anhaltspunkt der beabſichtigten Winterquartiere zu überraſchen und zu nehmen. Das zweite franzöſiſche Corps zog ſich auf das neunte zurück, das im October von dem

Niemen unangefochten bis Smolensk gekommen war, und hier gleichsam eine Centralarmee-Reserve bildend, anhielt, bis die Unfälle bei Polozk es zum Marsche nach Seno bewogen. Hier vereinigten sich beide Corps; Wittgenstein suchte sich dagegen an der Ula auszubreiten. Um diese Zeit empfing er durch Czernitscheff Nachricht von den Unternehmungen und dem Herannahen des Admirals.

Dieser hatte vom 15. zum 18. September seine Vereinigung mit Tormassow hinter dem Styr bewerkstelligt. Der Letztere ging für seine Person zum Hauptheer ab, der Admiral nahm daher den Befehl über beide Heere, und ließ alsogleich vier Brücken über den Styr schlagen, auch warf er eine bedeutende Zahl seiner leichten Truppen über den Fluß. Schwarzenberg überzeugte sich am 20. durch eine Reiter-Erkennung sowohl von der Anwesenheit als von den Absichten des Admirals, und begann Tags darauf seinen Rückzug über die Turia, den er langsam und staffelweise bis in die Ebene von Luboml fortsetzte; dort hielt er an und stellte sich in Schlachtordnung. Am 22. brachen die Russen über den Styr, und erschienen am 25. und 26. in zwei Colonnen bei Kowel und Turysk an der Turia, während sie gleichzeitig über Wlodzimirz und Usciług diesen Fluß umgingen. Der Uebergang wurde nach bedeutenden Gefechten erzwungen, und am 29. erschien das russische Heer vereinigt vor der Stellung von Luboml, griff die verbündete Vorhut an, und machte alle Vorbereitungen, die angebotene Schlacht anzunehmen. Der Fürst Schwarzenberg hatte aber gar nicht die Absicht, sie zu geben, sondern er wollte sich nur überzeugen, daß die gesammte Donau-Armee ihm folge, sie auf sich halten und ihr Zeit verlieren machen. Es zählten seine Gegner über 60,000 Mann; er aber hatte ihnen nicht mehr als 33,000 Mann entgegen

zu ſetzen. Am 29. dauerte das Gefecht bis in die Nacht; der 30. ſchien die Schlacht herbeizuführen — aber in der Nacht brach Schwarzenberg nach Szack, Regnier nach Opalin auf, und am 1. October gingen beide im Angeſicht des verfolgenden Feindes bei Wlodawa über den Bug; die Brücken wurden ruhig abgenommen, keine Kanone ging verloren. Der Admiral, der ſeine Abſicht vereitelt ſah, dem Fürſten einen hinlänglich ſtarken Schlag beizubringen, um ſich die volle Bewegungsfreiheit zu ſichern, eilte nunmehr auf dem kürzeſten Wege nach Brzeſc, um die Verbündeten nicht mehr über den Bug zu laſſen; er folgte dem rechten Ufer des Fluſſes, während er die 16. Infanterie-Diviſion und einen Theil ſeiner Reiterei unter Woinow über Wydwa und Golowno gegen Ratno rücken ließ, um die öſterreichiſche Diviſion Siegenthal, welche von Kowel aus den Rückzug nach dieſer Richtung genommen hatte, abzuſchneiden und wo möglich aufzureiben. Am 4. war der Admiral in Dubek, am 5. in Sburaſch, am 6. im Marſche nach Rudnia, als er erfuhr, der Fürſt Schwarzenberg ſey bei Brzeſc bereits wieder auf das rechte Ufer gegangen. Er ſandte ſeine Vorhut eiligſt an den Muchawiec. Dieſe vereinigte ſich am 7. bei Bullow mit den Vortruppen Woinows, aber beide konnten nichts Ernſtliches gegen die Verbündeten unternehmen, denn dieſe hatten den Uebergang ſchon ſeit zwei Tagen bewirkt, auch die Diviſion Siegenthal war wieder zu dem Heere geſtoßen, und dieſes ſtand in völliger Bereitſchaft hinter dem Muchawiec. Durch angeſtrengte Märſche war Schwarzenberg dem Admirale demnach zuvorgekommen, und er ſuchte in ſeiner dermaligen Stellung das Spiel von Luboml zu wiederholen. Am 8. ging die ruſſiſche Vorhut zwar über den Fluß, und es kam zu einem heftigen Gefechte, das aber die Verbündeten

nicht zum weitern Rückzug zu bewegen vermochte, obwohl an dieſem Tage das ganze ruſſiſche Heer an dem Muchawiec erſchien und mit der Schlacht drohte. Die Verbündeten hatten vor ihrer Fronte mehrere Schanzen aufgeworfen und ſchienen bereit, ſie anzunehmen. Der Admiral rief den General Woinow, der in Verfolgung einer Abtheilung von Reiterei nach Pruſzani gerathen war, in Eilmärſchen zu ſich und zog ſein ganzes Heer am 9. und 10. über den Muchawiec und gegen den linken Flügel der Verbündeten, der nun über Czernawicziczi umgangen werden ſollte. Am Abend des 10. traf Woinow bei dieſem Punkte ein, und am 11. Morgens ſetzte ſich das ruſſiſche Heer zum Angriff in Marſch — aber Schwarzenberg hatte Nacht und Nebel für den Rückzug benutzt und war bereits hinter der Leſzea. Der Admiral folgte ihm ſo ſchnell er vermochte; er ſchien die Abſicht zu haben, den Uebergang zu erzwingen und die Verbündeten hinter dieſem Fluſſe anzugreifen; er wandte daher alle Kräfte gegen ihren rechten Flügel, um ſie für den Rücken beſorgt zu machen, aber ſeine Angriffe ſcheiterten an der Tapferkeit der ſächſiſchen Truppen, die dieſen Flügel bildeten.

In der Nacht zum 12. verließ Schwarzenberg die Leſzea und ſchlug die Richtung nach Wiſokie und nach dem Warſchauiſchen ein, um es von feindlicher Reiterei zu ſäubern und den Verſtärkungen entgegenzugehen, die ihm aus Galizien und Frankreich zukamen, und wovon beide bereits an der Weichſel ſtanden. Er ging oberhalb Drohyczyn über den Bug und wandte ſich gegen Biala, das auf der Straße von Brzeſc nach Warſchau liegt. Der Admiral hatte indeſſen die Corps der Generäle Eſſen, Langeron und Boulatow auf dieſer Straße und zu beiden Seiten derſelben vorrücken laſſen; am 19. ſah ſich Regnier

bei Biala durch das erſtere angegriffen; der Fürſt eilte mit den Diviſionen Frimont und Bianchi herbei, und Eſſen, ohne Verbindung mit den beiden übrigen Corps, wurde mit großem Verluſte zum Rückzug gezwungen. Auf die Nachricht hievon brach der Admiral am 20. gegen Biala vor; er kehrte aber, als er einſah, den Fürſten auch diesmal nicht zur Schlacht vermögen zu können, wieder nach Brzesc zurück, wo er ſeinem Heere einige Tage Ruhe zu gönnen für gut fand. Er dachte indeſſen an die Ausführung ſeiner erhaltenen Weiſungen, theilte ſein Heer, und während er den General Sacken mit 27,000 Mann bei Brzesc zurückließ, brach er mit 28,000 Mann (die ungeregelte Reiterei nicht eingerechnet) am 27. October nach Slonim auf, wo er am 3. November eintraf. Da hielt er an, denn er vernahm den Marſch des Fürſten Schwarzenberg über den Bug und gegen die Narew. Dieſer, nur im Allgemeinen eine Bewegung des Admirals nach dem Innern vermuthend, ſeit dem Einmarſch des großen Heeres in Moskau mit keiner Zeile von dort berichtet, und durch den zu Wilna befindlichen Herzog von Baſſano am 31. October die erſte oberflächliche Andeutung der Möglichkeit eines zwiſchen Wittgenſtein und Tſchitſchagow gemeinſchaftlich auszuführenden Unternehmens erhaltend, ging an demſelben Tage wieder über den Bug, nachdem er zuvor die Diviſion Durutte und einige hundert Mann öſterreichiſcher Truppen an ſich gezogen. Am 6. November war Schwarzenberg in Wolkowisk, und als er hier genauere Nachrichten über die Marſchrichtung des Admirals erhalten hatte, ſo brach er mit allen öſterreichiſchen Truppen nach Slonim auf; die Sachſen aber ließ er bei Wolkowisk gegen Sacken zurück, der den Verbündeten von Brzesc an die Narew gefolgt war. Der Admiral hatte am 7. Slonim

verlaſſen; den Oberſten Czernitſcheff ſandte er mit einem Koſakenpulk quer durch das Land, um Wittgenſtein aufzuſuchen und ihn vom Marſche des Admirals in Kenntniß zu ſetzen; am 11. war dieſer in Nieswicz, und der Fürſt, an dieſem Tage in Slonim, hatte die Nachhut des Admirals bereits erreicht. Indeſſen drängte Sacken mit vieler Heftigkeit aus der Richtung von Rudnia gegen die Sachſen vor, und nöthigte ſie am 13., die Stellung von Lazeinca zu verlaſſen und nach Wolkowisk zurückzugehen. Aufgefangene Standesrapporte berichteten den Fürſten Schwarzenberg genau von der Stärke Sackens; er ſah voraus, daß Regnier zu ſchwach ſey, dieſem ruſſiſchen Corps zu widerſtehen, hielt deßwegen zu Slonim an und ließ nur ſeine Reiterei dem Admirale an den Niemen folgen, worüber den Uebergang zu verwehren ohnedies nicht in ſeiner Gewalt ſtand. In der Nacht zum 15. überfiel Sacken das ſächſiſche Corps in Wolkowisk, und nöthigte es am darauf folgenden Tage und am 16. zum nachtheiligen Gefechte, als der Fürſt, durch Regniers Erſuchen zur Rückkehr bewogen, nach drei Gewaltmärſchen am 16. Nachmittags, unerwartet für die Ruſſen, in ihren Rücken bei Iſabelic herausbrach, und nun gemeinſchaftlich mit Regnier ihre Niederlage vollendete. Sacken wurde in unausgeſetzter Verfolgung, nach einem Verluſte von 12,000 Mann, ſeines ganzen Gepäcks und der Mehrzahl ſeiner Artillerie, bis zum 25. November über den Muchawiec nach Volhynien zurückgeworfen.

Nun brach Schwarzenberg abermals nach Slonim auf, wo er am 6. December eintraf. Das ſächſiſche Corps ſtand in Rozana, die öſterreichiſche Vorhut war dagegen in Nieswicz. Jetzt aber trafen die erſten ſichern Nachrichten über die Ereigniſſe bei der großen Armee ein. Dieſe mußten den ſchleunigen Rückzug beider Corps veranlaſſen.

Am 16. November war die Vorhut des Admirals in Minsk, nachdem sie die halben Maßregeln zur Vertheidigung dieses wichtigen Punktes zu Schanden gemacht hatte. Der Admiral traf am 17. daselbst ein, wartete bis zum 19. auf den General Ertel, der mit der 2. Reserve-Armee aus der Umgegend von Mozyr heranrücken sollte, und brach, als dieser nicht gekommen war, an diesem Tage in drei Colonnen gegen die Berezyna auf. Die Vorhut unter den Generalen Lambert und das Corps unter Langeron folgten der Straße nach Borisow, der General Tschaplitz jener nach Zembin, Woinow schlug den Weg über Usiaja und Antonopolin ein. Bei dieser Colonne befand sich der Admiral. — Am 21. mit Tagesanbruch wurde der Brückenkopf von Borisow, in welchen sich nach dem Falle von Minsk die Division Dombrowski zurückgezogen hatte, von Lambert angegriffen und im Laufe des Tages genommen. Die russische Vorhut brach am 22. auf der Straße gegen Bobre vor, wurde aber von dem 2. französischen Armeecorps, das bei diesem Punkte stand, und, viel zu spät von den Vorzügen bei Minsk und an der Berezyna unterrichtet, nichts mehr zur Rettung des Brückenkopfs thun konnte, über den Fluß zurückgewiesen. Tschitschagow, ohne zureichende Nachricht von Wittgenstein, breitete sich einstweilen am jenseitigen Ufer von Zembin bis gegen Berezino aus.

Wittgenstein hatte nach dem ersten Gefechte bei Czasniki in der Nähe dieses Ortes eine Stellung bezogen, und verhielt sich ruhig. Ebenso verhielten sich das zweite und neunte französische Armeecops, die bei Senno standen, und Befehle Napoleons abwarteten. Diese kamen, und wiesen das zweite Corps auf die Heerstraße von Borisow nach Smolensk, während dem neunten aufgetragen wurde,

den General Wittgenstein davon fern zu halten. Belluno rückte am 14. November nach Smoliany, warf die russische Vorhut aus diesem Orte, und griff daselbst die Hauptkraft seines Gegners an. Man beschränkte sich jedoch beiderseits am folgenden Tage auf Scheinbewegungen, und blieb sich zuletzt hart gegenüber stehen.

Die Trümmer des großen französischen Heeres, in Smolensk angekommen, fanden die Erholung nicht, die sie erwarteten; ihr Führer vernahm dort in größerer Auseinandersetzung die Vorkehrungen der Russen, ihm an der Bereczyna den Untergang zu bereiten. Er vernahm zunächst die Nähe des russischen Hauptheeres, das er bis jetzt beinahe aus den Augen verloren hatte, weil es eben nicht mit Eile seinen Marsch auf der Seitenstraße, die gegen Jelnia führt, begleitete. Kutusows Vorhut hob schon am 9. in der Umgegend dieses letzteren Ortes französische Abtheilungen und Wagenzüge auf, und die russische Hauptkraft wendete sich von dort am 10. gegen Krasnoi, so daß sie Smolensk etwa 10 Stunden rechts liegen ließ. Miloradowitch umging ebenfalls Smolensk und zog unmittelbar vor dem Hauptheere nach Krasnoi; mehrere Truppenabtheilungen wurden über Mstislaw nach Mohilew in Marsch gesetzt. Alles deutete darauf hin, daß den Franzosen jede Stunde, um die sie später Smolensk verlassen, den Untergang gewisser machen werde, denn war der Rückweg abgeschnitten, so wurde eine Schlacht zu liefern nothwendig, eine solche aber schien, nach der ganzen Lage der Sachen, die gänzliche Aufreibung des französischen Heeres herbeiführen zu müssen. Aber das französische Heer war auch nicht in der Verfassung, Smolensk alsogleich wieder zu verlassen, denn es langte getrennt vom 9. bis 14. daselbst an. Nicht vor dem 14. konnte daher der Abmarsch

beginnen; an dieſem Tage brach Napoleon mit ſeinen Garden auf, und als er nach Korytein, fünf Stunden außer Smolensk, kam, fand er bereits die ruſſiſche Vorhut (eilfte Infanterie-Diviſion und erſtes Dragoner-Regiment) unter Oſtermann, in Schlachtordnung ihn erwartend; fechtend legten die Garden die andere Hälfte ihres Marſches nach Krasnoi zurück; dort hielt Napoleon am 15. und 16. an, um das vierte Corps aufzunehmen, das zunächſt nach ihm Smolensk verlaſſen hatte; dieſes erſchien am 16. bei Dubrowinka, eine Stunde über Korytnia, während Miloradowitch bereits am 15. zwiſchen Krasnoi und Dubrowinka ſich eingeſchoben, alſo alle Verbindung zwiſchen dem Kaiſer und dem Vice-König durchſchnitten hatte. Kutuſow aber kam ebenfalls am 16. in die Nähe von Dubrowinka, und ſtellte ſich quer über der Hauptſtraße auf. Der Vice-König ſchien verloren, dennoch wies er die Aufforderung, ſich zu ergeben, zurück, und durch Entſchloſſenheit und Klugheit gelangte er während der Nacht nach Krasnoi, von wo er vereint mit dem Kaiſer am 17. dem Marſchall Davouſt entgegenrückte, um auch dieſen aus der Gefahr der gänzlichen Niederlage oder Gefangennehmung zu retten. Und auch dieſer gelangte, obwohl nach ſchweren Opfern, an dieſem Tage nach Krasnoi; jetzt aber brach der Kaiſer mit dieſen vereinten Truppen nach Liady auf; er konnte Ney, der die Nachhut führte, und am 17. Smolensk verlaſſen haben mußte, nicht mehr erwarten, denn die beinahe unglaubliche Rettung des Vicekönigs und Davouſts war nur durch die unzuſammenhängenden theilweiſen Angriffe des Feindes möglich geworden. Aber ſchon am 17. hatte Kutuſow ſeine ganze Kraft ganz nah an Krasnoi zuſammengezogen; ihr zu widerſtehen, war keine Wahrſcheinlichkeit, und wenn er dem

Zuge der Franzoſen nochmal zuvorkam, ſo mußten dieſe erliegen. Ney wurde demnach aufgegeben. Er erſchien Nachmittags 3 Uhr ein paar Stunden vor Krasnoi, und hier zunächſt durch eine Batterie von 40 Kanonen überraſcht, ſah er bald das ganze feindliche Heer ſich gegenüber; dennoch wies auch er die Aufforderung, die Waffen zu ſtrecken, ab, obwohl von etwa 22,000 Mann, die er bei ſich hatte, nicht 8000 Mann Waffen trugen; 80 Pferde machten ſeine ganze Reiterei aus. Das Gefecht dauerte bis in die Nacht, oder vielmehr bis dahin hielten die Franzoſen die Angriffe der ruſſiſchen Reiterei aus, und ſtanden dem feindlichen Geſchütz blos gegeben. Durch Krasnoi zu gelangen, erkannte Ney für unmöglich, er wandte ſich daher, ſobald die Nacht anbrach, rechts nach dem Dnieper zu, um über dieſen Fluß zu entkommen. „Auf ungeebneten Pfaden, über Fluren und Gräben, durch Wald und Gebüſch, über Hügel und Sümpfe, von beobachtenden Koſaken umgeben und beunruhigt, ohne andere Führer in der unbekannten Wüſte, als die Geſtirne des Himmels über ihnen, zogen die Franzoſen die Nacht hindurch fort, und langten um 3 Uhr Morgens in einem großen, aber von allen Bewohnern verlaſſenen Dorfe (Barysźki) am Dnieper an. Da jede Hoffnung der Rettung an raſtloſe Eile geknüpft war, ſo gab der Marſchall nach wenigen Stunden der Ruhe Befehl, wieder aufzubrechen und über die dicke Eisrinde des Dniepers zu gehen, der zwiſchen loſen ſteilen Ufern am Dorfe vorbeiſtrömt. Sitzend rutſchte das Fußvolk den jähen Abhang hinab, damit aber die beiden Kanonen (die einzigen) mit ihren Pulverwagen und dem letzten noch übrigen Gepäck hinab gebracht werden konnten, mußten die Sapirer in die harte, gefrorene Erde einen Weg brechen, auf dem die

Wagen, an Stricken befeſtigt und oben feſtgehalten, langſam auf die Eisdecke des Stroms hinabgleiten ſollten." *) Als man nach ſolchen unſäglichen Anſtrengungen und Beſchwerden den Uebergang bewerkſtelligte, borſt die Eisdecke des Stroms, — Kanonen, Gepäcke verſank, und was noch am dieſſeitigen Ufer war, wurde verſenkt, da es nun nicht mehr über den Fluß gebracht werden konnte. Was von Menſchen ſich gerettet hatte, zog ohne Raſt und Ruh während des Tages längs dem rechten Ufer des Fluſſes hinab, aber von Abtheilungen Platow's aufgeſpürt und angegriffen, ſetzte Ney bis zum 20. Abends ſeine Flucht fort, wo er abermals, von den Ruſſen angegriffen und zur Gefangengebung aufgefordert, durch ihre Mitte ſich Bahn brach, wieder auf das linke Ufer des Dniepers zurückging, und endlich am 21. Morgens mit 800 Mann den Kaiſer und ſeine Unglücksgefährten in Orſza erreichte.

Dieſe waren auf ihrem Marſche von Kraśnoi dahin nur leicht von den Ruſſen verfolgt worden. Kutuſow hielt auf den Feldern von Krasnoi ein Siegesfeſt und zog links von der Heerſtraße dem Dnieper zu, ſo daß Miloradowitch erſt am 23. bei Kopys, 6 Stunden ſüdlich Orſza, über dieſen Fluß ging, Kutuſow ſeiner Vorhut aber erſt am 26. an derſelben Stelle folgte. Auf dem rechten Dnieper-Ufer waren von Smolensk aus nur Koſakenhaufen und Streif-Abtheilungen vorgegangen, um die Verbindung mit Wittgenſtein aufzuſuchen.

Als das franzöſiſche Heer in Orſza ſich wieder geſammelt hatte, fanden ſich wohl an 40,000 Mann, nicht aber ein Viertheil davon war bewaffnet; mit dieſem Heere war Napoleon am 21. in Kochanow, am 22. in Toloczin, am

*) Liebenſtein. II. 255.

23. in Bobre, und am 24. vereinigte er ſich auf den Höhen von Niemoniza mit Oudinot, der, wie oben erwähnt wurde, an dieſem Tage nach Boriſow vorgerückt war, während das 9. Corps über Cholopenitzi heranrückte und ſo den Rücken des Kaiſers deckte. Dieſer hatte keine Zeit zu verlieren, und mußte die drei Marſchtage, die er vor Kutuſow voraus hatte, benützen, um über die Bereczyna zu gelangen. Er zerſtreute daher alſogleich auf eine angemeſſene Breite ober und unter Boriſow die Reiterei des 2. Corps, um den Fluß und den Admiral zu erkennen; alle Anſtalten zum Uebergange wurden am 25. bei Boriſow gemacht, in der Nacht zum 26. aber eilten die Trümmer des großen Heeres und das 2. Corps nach Weſelowo (fünf Stunden ſtromaufwärts), während das 9. Corps in dieſer Nacht vor Boriſow eintraf. Dieſem Punkte gegenüber ſtanden die Generäle Langeron und Pahlen; jenſeits Weſelowo befand ſich nur Tſchaplitz (6000 Mann); der Admiral war noch am 26. mit ſeinen übrigen Truppen die Bereczyna abwärts nach Szabewicze gezogen, weil Kutuſow die Meinung hatte, Napoleon werde in dieſer Gegend den Uebergang zu bewerkſtelligen ſuchen.

Bei Weſelowo angekommen, gingen alſogleich Freiwillige über den Fluß, der hoch mit Eis trieb, und eröffneten das Gefecht mit den Vortruppen der Diviſion Tſchaplitz; indeſſen wurden mit beiſpielloſer Anſtrengung zwei Brücken gebaut; Abends waren ſie fertig; das 2. Corps begann den Uebergang und trieb die im Walde vertheilte Diviſion zurück; die Garden, das 3. und 5. Corps folgten während der Nacht langſam und unterbrochen, ſo wie es bei dem ſchwachen Zuſtand der Brücken möglich war. Das 9. Corps verließ am 27. Morgens Boriſow und traf Mittags bei Weſelowo ein; die Diviſion

Partonneaux (die 12.) bildete ſeine Nachhut. Noch dauerte der Uebergang der großen Armee fort, Victor ſtellte die 26. und 28. Diviſion zum Schutze deſſelben auf. Nachmittags zeigten ſich Koſaken und brachten Schrecken in das zahlloſe Gehäuſe von Wagen, das auf den Uebergang harrte. Am 28. erſchienen Wittgenſtein und Platow, die Tags zuvor die 12. Diviſion aufhoben, im Angeſichte Belluno's; Tſchitſchagow aber, der ſich eiligſt bei Stachowa geſammelt hatte, trat dem Marſchall Oudinot entgegen. Das Gefecht wurde auf beiden Ufern heftig; die Franzoſen fochten mit dem Muthe der Verzweiflung; es gelang ihnen, ſich die Straße nach Wilna frei zu halten; aber Belluno, jetzt die Hauptkraft des Heeres, erlag der Uebermacht, flüchtete über die halbzerſchoſſene Brücke mit der Hälfte ſeiner Mannſchaft, brannte ſie ab, und die unzähligen Wagen mit Kranken und Verwundeten, mit Troß aller Art, ſowie ſein ganzes Geſchütz und der Reſt der Moskauiſchen Beute blieb den Ruſſen.

Nach dieſem Tage war die große Armee aufgelöst; ſie hatte an der Bereczyna bei 30,000 Mann verloren, wovon das Drittheil getödtet, verwundet oder ertrunken war. Die wehrloſen Reſte brachen am 29. von Zembin nach Molodeczno auf, wo ſie am 2. December anlangten, nur von Koſakenhaufen verfolgt. Am 5. übergab Napoleon zu Smorgony an Murat den Oberbefehl und verließ das Heer, das am 9. zu Wilna anlangte. An dieſem Tage traf auch Wrede mit dem 6. Corps daſelbſt ein; er hatte nach dem Berichte von den Vorgängen an der Bereczyna am 29. November Dokeſytze verlaſſen, und ſtellte ſich am 30. bei Wilnyka auf, um die rechte Flanke des Hauptheeres zu decken; am 4. December dort von leichten Truppen angegriffen, zog er ſich an der Wilia hinab, erreichte

bei Rukoni die Heerſtraße, und löste die Diviſion Loiſon (die 34., zum 11. Armeecorps gehörig), bisher die Beſatzung von Wilna, welche dem Heere bis Oſmiana entgegengegangen war, in der Bildung der Nachhut ab.

Loiſon hatte die Diviſion Tſchaplitz, — Wrede eine Menge kleinerer Streifabtheilungen hinter ſich nachgezogen, ſo daß Wilna ſchon am 10. December von dem, was fliehen konnte, geräumt und von den Ruſſen beſetzt wurde. Kutuſow hielt am 13. dort ſeinen triumphirenden Einzug; er war nach dem Uebergange des Dniepers bei Kopis (26. November) am 27. nach Kruglon, am 28. nach Chomror, am 29. nach Micheiwitzi, am 30. nach Szewernitzy gezogen, wo Miloradowich bei dem Hauptheere einrückte, indem Tſchitſchagow von nun an deſſen Vorhut bildete; am 1. ging Kutuſow bei Uſza über die Bereczyna; erſt am 6. December war er in Radoszkowizi, am 11. in Wilna. — Die Franzoſen fochten am 14. um den Uebergang des Niemens, den ſie, wie bei Beginn des Krieges, ſo auch jetzt, bei Kowno bewerkſtelligten; der Marſch und die Gefechte von Wilna hatten ſie abermals an 30,000 Mann gekoſtet, ſo daß nur ungefähr eben ſo viele als Reſt der Hunderttauſende, die vor ſechs Monaten das rechte Ufer betreten hatten, jetzt das linke wieder erreichten.

Die Verfolgung von Seiten des ruſſiſchen Heeres reichte nur bis an den Niemen, doch gingen die Vorhut und leichte Truppen noch über die Grenze. Die Franzoſen fanden hinter der Weichſel für ein paar Wochen Ruhe. Wittgenſtein eilte nach Samogitien, um den Marſchall Macdonald abzuſchneiden; dieſer aber hatte ſchon am 19. ſeine Stellung vor Riga verlaſſen und war am 29. in Tilſit, zwar bereits von der Vorhut Wittgenſteins erreicht, jedoch ohne großen Verluſt zu erleiden, angekommen.

Während der französische Oberfeldherr in dem 10. Corps den einen seiner Hauptanhaltungspunkte zu finden hoffte, und durch den Abfall der Preußen nicht fand, bildeten die Oesterreicher und Sachsen die einzige gewichtige Streitkraft, welche der Weichsellinie zum Schutze dienen konnte. Schwarzenberg, zu Slonim von den Vorfällen an der Bereczyna unterrichtet und zum Rückzug angewiesen, wandte sich nach Grodno, rettete die an diesem Punkt sowie in Bialistok von den Franzosen aufgehäuften Magazine, ging in den letzten Tagen des Dezembers nach Pultusk und nahm dort eine Stellung, die er bis in die ersten Tage des Februars hielt. Reynier war dagegen über Pruszany gegen Warschau zurückgegangen. Schwarzenberg benützte das zuvorkommende Benehmen, welches die Russen gegen die Oesterreicher damals zu zeigen begannen, ganz im Geiste seiner Pflicht, indem er Mürats Wunsche gemäß eine Waffenruhe mündlich mit den Russen abschloß, wodurch ihm allein die Möglichkeit eines so lange dauernden Verweilens in der Umgegend von Pultusk eröffnet wurde. Diese Stellung aber deckte die Rüstungen der Polen und gewissermaßen die ganze Weichsellinie. Erst im Februar, nachdem die Russen den Feldzug wieder begonnen hatten, übergaben die Oesterreicher Warschau, zogen nach Krakau zurück und nahmen hier noch die Trümmer des bei Kalisch geschlagenen 5. und 7. Armeecorps auf, indem sie dieselben hinter ihre Linie zogen und für unangreifbar erklärten.

Bei Ausgang des Feldzugs 1812 hatten die gegenseitigen Streitkräfte folgende Stellung:

Das französische Hauptquartier mit den Resten der Garde und der 31. Division des 11. Corps zu Königsberg.

Für das 1. Corps Sammlungspunkt Thorn,

" " 2. " " Marienwerder,

Für das 3. Corps Sammlungspunkt Elbing,
„ „ 4. „ „ Marienburg,
„ „ 5. „ „ Warſchau,
„ „ 6. „ „ Plozk,
„ 7. „ ſtand bei Wengrod,
„ „ 8. „ Sammlungspunkt Thorn,
„ „ 9. „ „ Danzig,
„ 10. „ oder vielmehr die 7. Diviſion auf dem Rückzug von Tilſit nach Königsberg.

Die 30. Diviſion des 11. Corps wurde als Nachhut verwendet; ſie ſtand bei Labiau.

Das öſterreichiſche Corps in der Stellung von Pultusk.

Kaiſer Alexander mit dem 2., 3., 5. und 7. Infanterie-Corps und mit dem 1., 3., 4. und 5. Corps der Reiterei befand ſich in und bei Wilna.

Wittgenſtein, Steinheil und die Garniſon von Riga waren vor Tilſit.

Das 4., 6. und 8. Infanterie-Corps unter Tormaſſow dehnte ſich von Wilkomirz bis Lida aus.

Die Moldau-Armee ſtand auf der Linie von Wirballen bis Auguſtowo, vorwärts Kalvany; ſie hatte die Reiter-Diviſion Korf zu Grodno und die Koſaken Platows vor der Fronte.

Das Heer von Volhynien, nur durch den Abgang alles Widerſtandes wieder in der Faſſung, im Felde zu erſcheinen, befand ſich hinter Drohyczyn am Bug.

Der Oberſt Tſchuikewitſch, in ſeinen Betrachtungen über den Krieg von 1812 (Petersburg 1813), ſetzt den Verluſt des franzöſiſchen Heeres während dieſes Feldzuges auf 135,635 Mann an Todten, 49 Generale, 4068 Stabs- und Oberoffiziere, 210,530 Mann an Gefangenen; endlich ſeyen genommen worden 75 Fahnen, 999 Kanonen, 1846 Karren.

Dieſe Angabe wird von der Wahrheit nicht ſehr abweichen. Daneben muß erwähnt werden, daß auch die ruſſiſchen Heere ſich bis zum Januar 1813 beinahe völlig erneuerten, ihr Verluſt alſo in den verſchiedenen Treffen und in Folge der Anſtrengungen ziemlich nahe an 200,000 Mann kommen wird.

Druckfehler.

Pag.	8	Zeile	26	ſtatt:	den erſten Flügel	lies:	den rechten Flügel
„	16	„	2	„	der Fürſt Blücher	„	Fürſt Blücher
„	16	„	10	„	Lobber	„	Lobbes
„	16	„	14	„	der kleinen Gewehre	„	des kleinen Gewehrs
„	19	„	28	„	Plathe	„	Plothe
„	20	„	29	„	commme	„	comme
„	27	„	7	„	ein Kanonendenner	„	Kanonendenner
„	27	„	15	„	Palmy	„	Palmy
„	28	„	12	„	auf der Straße	„	auf die Straße
„	30	„	29	„	Plathe Seite 39	„	Plothe, Seite 30
„	32	„	12	„	nnn	„	bis nun
„	34	„	16	„	ſtänden	„	ſtanden
„	36	„	22	„	Merbais	„	Marbais
„	38	„	30	„	ven	„	vor
„	41	„	24	„	Rier	„	Bier
„	42	„	25	„	Batalliene	„	Bataillene
„	47	„	21	„	wagts	„	wagte
„	62	„	13	„	er	„	es
„	62	„	26	„	vor	„	nach
„	64	„	24	„	Geltin Hallet	„	Gelin Hallett
„	64	„	26	„	Trnſe	„	Kruie
„	65	„	7	„	Gellvert	„	Gellaert
„	78	„	22	„	Jenisklillinge	„	Jnisklillinge
„	85	„	20	„	Vaene	„	Laene
„	86	„	5	„	Linale	„	Limale
„	100	„	21	„	Gelmers	„	Delmers

pag.	108	Zeile	22	statt:	entſtehen	lies:	geſtehen
„	113	„	1	„	Kanone	„	Kamenen
„	114	„	7	„	hat, nur	„	hatt nur,
„	123	„	19	„	eine	„	einen
„	138	„	30	„	dem General	„	den Generalen
„	190	„	9	„	vieler	„	vielen
„	191	„	27	nach:	Wahrſcheinlichkeit	„	nach.
„	197	beizufügen:			geſchrieben im Jahre 1820.		
„	208	Zeile	25	statt:	Nur dies iſt	„	Nur iſt dies
„	221	„	20	„	Przyice	„	Prüvier
„	222	„	17	„	eine	„	die
„	222	„	17	„	nach Verfolgung	„	vom Seite
„	231	„	25	„	Rußland	„	Rußland
„	232	„	30	„	pistance	„	distance
„	239	„	17	„	Ge	„	G;
„	243	„	3	„	Jura	„	Gura
„	243	„	6	„	Gelmitſcheſ	„	Gelenitſcheſ
„	267	beizufügen:			geſchrieben im Jahre 1820.		
„	283	Zeile	29	statt:	Preszani	„	Prwſzany
„	293	„	14	„	ezweskiſchen	„	ezwnskiſchen
„	294	„	8	„	Prwſzary	„	Prwſzany
„	294	„	12	„	Gerodeizna	„	Gerodeczna
„	297	„	14	„	; dem	„	Dem
„	300	„	12. 29	„	Gera	„	Gura
„	300	„	18	„	Ouwerow	„	Ouwarew
„	301	„	12	„	Jelnia	„	Jelnia
„	310	„	18. 22	„	Kremlin	„	Kremi
„	311	„	28	„	Partieen	„	Parteien
„	314	„	6	„	Liczl	„	Luczl
„	322	„	17	„	aus	„	nach
„	326	„	15. 23	„	Leſzea	„	Leſzna
„	328	„	21	„	Iſabelie	„	Iſabelin
„	329	„	20	„	Verzügen	„	Vergängen
„	331	„	2	„	Kerntein	„	Kerntnia

Beilage A.

Eintheilung und Stärke des vereinigten holländisch-englischen Heeres

am 14. Juni 1815.

Oberbefehlshaber: der königl. engl. Feld-Marschall Herzog von Wellington. — Chef des Generalstabes: der G.-L. Murray. — G.-Quart.-M. der Oberst Delancy.

Heer	Divisionen / Divisionäre	Brigaden	Brigadiere	Regimenter	Stärke: Bat.	Stärke: Esk.	Stärke: Mann	Stärke: Pferde
Der Niederrhein. Armee.	1. englische G. M. Cooke	1. englische 2. „	G. M. Maitland „ „ S. J. Byng	Garde zu Fuß 1. „ „ „ 3. 3.	4	—	1972 1941	— —
	3. englische G. L. Baron Alten	5. englische 2. leu. Leg. 1. hannover.	G. M. S. G. Hallett Oberst B. Ompteda G. M. Kielmannsegge	30., 33., 69., 73. Linien-Inf.-R. 5., 8. Linien. — 1., 3. leichte Bat. Feldbataillons	4 4 5	— — —	2107 1704 2172	— — —
	1. holländ G. L. Stedtmann	1. holländ. 3. „	G. M. d'Haun „ de Garas	Jäg. Bat. 27. — L. B. 4., 6. — Miliz 9., 14., 15. Jäg.-B. 18. — Lin.-Bat. 1. — Miliz 1., 2., 18.	5 5	— —	6602	—
	2. holländ. G. L. Baron Perponcher	3. holländ. 4. „	G. M. Graf Bylandt Obst. Prinz Weimar	Jäg. B. 16. — Lin.-Bat. 4. — Miliz 5., 7., 8. Dran.-Nassau. — Lin.-Bat. 2. — Miliz 10. — Jäg. 4 Comp.	5 5	— —	7312	—
	3. holländ. G. L. Baron Chasse	5. holländ. 6. „	Obst. Detmers G. M. d'Auberme	Jäger-Bat. 35. — Milit 4., 6., 17., 19. Jäger-Bat. 36. — Milit 3. — Linien-Bat. 3., 12., 13.	5 5	— —	7441	—
	—	Indianische	G. L. Baron Anthing	Jäger-Bat. 10., 11. — Jäger-Bat. 1. — Lin.-Bat. 5.	5	—	3738	—
	—	—	G. M. v. Kruse	Nassauische Truppen	6	—	3500	—
Gr. H. der Nied. Holl.	2. englische G. L. Sir Helnrich Clinton	3. englische 1. Legion 3. hannov.	G. M. Adams Oberst du Plat „ Hallett	52., 71., 95. Linien-Inf.-Reg. Linien-Bataillons Feldbataillon. — Milit	4 4 4	— — —	2511 1700 2235	— — —
	4. englische G. L. Sir C. Colville	4. englische 6. englische 6. hannov.	Oberst Mitchel G. M. Johnstone „ Lyon	14., 23., 51. Linien-Inf.-Reg. 35., 54., 59., 91. Lin.-Inf.-Reg. Feldbataillons	4 4 4	— — —	1697 2153 2789	— — —
	5. englische G. L. Sir Th. Picton	8. englische 9. englische 5. hannov.	G. M. S. J. Kempt „ „ S. D. Pak Obst. v. Vincke	28., 32., 79., 95. Linien-Inf.-R. 1., 42., 44., 92. Linien-Inf.-R. Landwehr	4 4 5	— — —	2396 2459 2200	— — —
	(Reserve)	10. englische 1. hannov.	G. M. S. J. Lambert Obst. v. Best	1., 27., 80., 81. Linien-Inf.-R. Landwehr	4 4	— —	2003 2345	— —

Divisionen / Divisionäre	Brigaden	Brigadiere	Regimenter	Stärke: Bat.	Gesch.	Mann	Pferde
Herzog Wilhelm von Braunschweig (später der engl. Obst. Herzberg)				9	5	5700	950
1. englische Brig.	G.-M. Lord Sommerset		Leibgarde 1., 2. — Gardedragon. 1. — Königl. Garde zu Pferd	—	16	—	1176
2. „ „ „	S. W. Ponsonby		1., 2., 6. Dragoner	—	12	—	1168
3. „ „ „	S. A. Vivian		1., 10., 18. Husaren	—	12	—	1279
4. „ „ „	S. Ormsby Vandeleur		11., 12., 16. leichte Dragoner	—	12	—	1159
5. „ „ „	S. Colquhoun Grant		2., 7., 15. Husaren	—	12	—	1156
1. Legion „ „	S. W. Dornberg		1., 2. leichte Drag. — 2. Husaren	—	12	—	1325
2. „ „ „	Obst. v. Ahrenschieldt		1., 3. Husar. — 13. leichte Drag.	—	12	—	972
1. hannov. „	Oberst Esdorf		1., 2., 3. Husaren	—	12	—	1135
1. schwere belg. Brig.	G.-M. Trip		1., 2., 3. Karabiniers. — 6. Hus.	—	16	—	1500
2. leichte „ „	Baron Ghigny		4., 5. leichte Drag. — Husar. 8.	—	12	—	1800
„ „ „	Merlen						
...ll / ...ith	Sappeurs, Mineurs			—		650	
1. Wood. Artillerie —		16 englische	126 Geschütze	—	—	5500	—
		5 hannoverische	40				
		3 der Legion	20				
		8 belgische	56				
		2 braunschweigische	16				
			Zusammen 258	111	133	74,758	13,620

Beilage B.

Eintheilung und Stärke des niederrheinischen Heeres,

am 14. Juni 1815.

Oberbefehlshaber: der Feld-Marschall Blücher von Wahlstadt. — Chef des Generalstabes: Gen.-Lieut. Graf v. Gneisenau.

Corps	Brigaden	Brigadiere	Regimenter	Stärke: Bat.	Escadr.	Mann	Pferde
1. G.-M. v. Zieten	erste	Gen.-Maj. v. Steinmetz.	12., 24. L.-J.-R. — 1. westphäl. Landw.				
	zweite	„ v. Pirch II.	6., 28. L.-J.-R. — 2. W.-Landw.				
	dritte	„ v. Jagow.	7., 29. L.-J.-R. — 3. W.-L.				
	vierte	„ v. Henkel.	13., 19. J.-Reg. — 4. W.-L.				
	Reserve-Cavall.	„ v. Nostitz.	5., 8. Dragon. — 4. Husar. — 3., 6. Uhlanen. — 4. Landw.-Cav.-R.				
	Artillerie	Oberstl. v. Lehmann.	. . . . .	31	32	32,580	3345
2. G.-M. v. Pirch I.	fünfte	Gen.-Maj. v. Pirch I.	2., 25. L.-J.-R. — 5. W.-L.				
	sechste	„ v. Kraft.	10., 26. L.-J.-R. — 1. Elbe-L.				
	siebente	„ v. Brause.	11., 22. L.-J.-R. — 2. Elbe-L.				
	achte	„ v. Bose.	21., 23. L.-J.-R. — 3. Elbe-L.				
	Reserve-Cavall.	„ v. Jorgas.	1., 6. Drag. — 3., 5., 11. Hus. — 2. Uhlanen. — 3. Landw.				
	Artillerie	Oberstl. v. Rohl.	. . . . .	36	36	33,048	4154
3. G.-L. v. Thielemann	neunte	Gen.-Maj. v. Bork.	9., 30. L.-J.-R. — 1. Kurmark-Legion.				
	zehnte	Obst. v. Kemphen.	20., 27. L.-J.-R. — 2. K.-L.				
	eilfte	„ v. Luck.	32. L.-J.-R. — 3., 4. K.-L.				
	zwölfte	„ v. Stülpnagel.	31. L.-J.-R. — 5., 6. K.-L.				
	Reserve-Cavall.	Gen.-Maj. v. Hobe.	7. Dragon. — 9., 12. Husar. — 5., 7., 8. Uhl. — 2. Landw.				
	Artillerie	Obst. v. Monhaupt.	. . . . .	33	32	25,258	2653
4. G.-L. J. Graf Bülow	dreizehnte	Gen.-Lieut. v. Hack.	11. L.-J.-R. — 2., 3. Neum.-L.				
	vierzehnte	Gen.-Maj. v. Rüssel I.	12. L.-J.-R. — 1., 2. Pomm.-L.				
	fünfzehnte	„ v. Lasthin.	18. L.-J.-R. — 3., 4. Schles.-L.				
	sechszehnte	Obst. v. Hiller.	15. L.-J.-R. — 1., 2. Schles.-L.				
	Reserve-Cavall.	Prinz Wilhelm v. Preußen.	8. Drag. — 6., 8., 10. Hus. — 1. Uhl. — 7. Landw.				
	Artillerie	Gen.-Maj. v. Braun.	. . . . .	36	48	31,088	3897
			Zusammen	139	148	121,974	14,046

Bei den verschiedenen Heertheilen befanden sich: 24 Park-Colonnen.
4 Laboratorien-Colonnen.
4 Handwerks-Colonnen.
7 Pionier-Compagnien.
4 Haupt-Lazarethe.
12 fliegende Lazarethe.

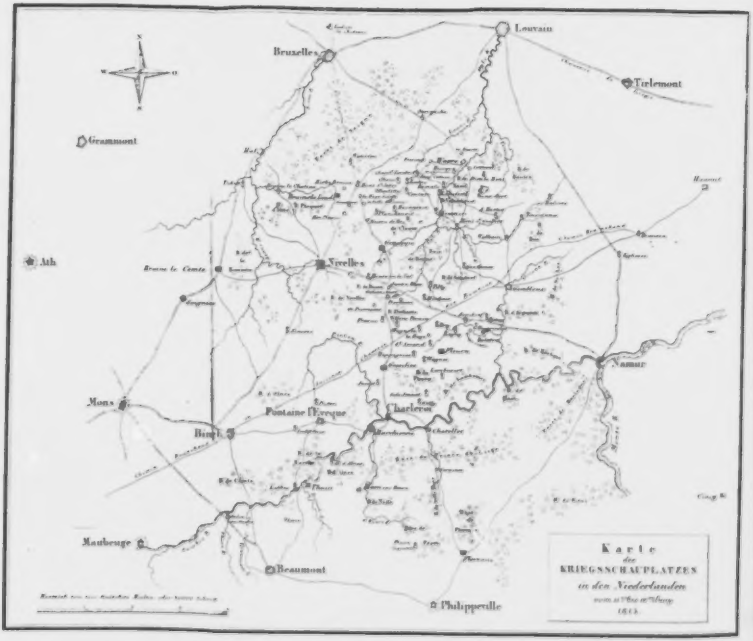
Beilage C.

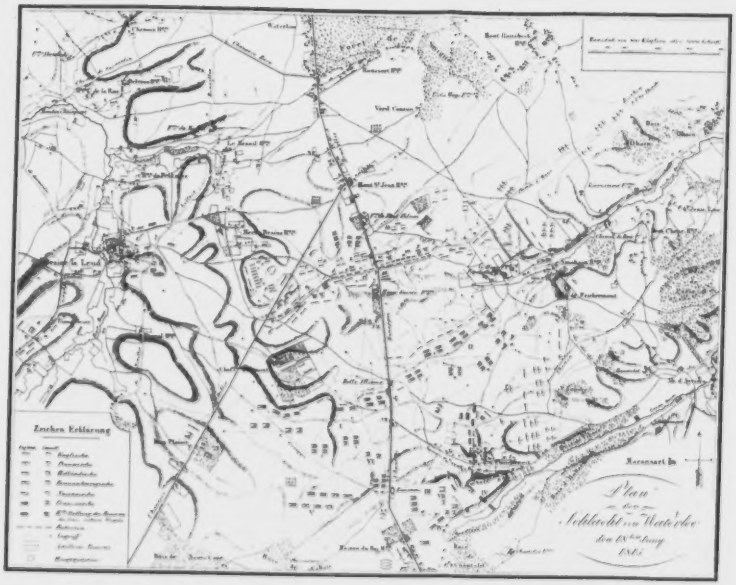
Eintheilung und Stärke der französischen Armee in den Niederlanden,

am 14. Juni 1815.

Oberbefehlshaber: Napoleon Bonaparte. — Major-General: Marschall Soult, Herzog von Dalmatien.

Corps	Divisionen	Generäle	Stärke der Divisionen: Infant.	Cavall.	Artill.	Kan.	Stärke des Corps: Mann	Kan.
1. Graf Erlon	1. Infanterie	General Aix	4120	—	160	8		
	2. "	" Donzelot	4100	—	160	8		
	3. "	" Marcognet	4000	—	160	8		
	4. "	" Durutte	4000	—	160	8		
	1. Cavallerie	" Jacquinot	—	1500	120	6		
	Artillerie-Reserve		—	—	160	8	18,640	46
2. Graf Reille	5. Infanterie	" Bachelu	5000	—	160	8		
	6. "	" Prinz Jerome	6100	—	160	8		
	7. "	" Girard	5000	—	160	8		
	9. "	" Foy	5000	—	160	8		
	2. Cavallerie	" Piré	—	1500	120	6		
	Artillerie-Reserve		—	—	170	8	23,530	46
3. General Bandamme	10. Infanterie	" Hubert	4430	—	160	8		
	11. "	" Berthezene	4300	—	160	8		
	8. "	" Lefol	4300	—	160	8		
	3. Cavallerie	" Domont	—	1500	120	6		
	Artillerie-Reserve		—	—	160	8	15,290	38
4. Graf Gerard	12. Infanterie	" Pecheux	4000	—	160	8		
	13. "	" Vichery	4000	—	160	8		
	14. "	" Hulot	4000	—	160	8		
	6. Cavallerie	" Merin	—	1500	120	6		
	Artillerie-Reserve		—	—	160	8	14,260	38
5. Graf Lobau	19. Infanterie	" Simmer	3500	—	170	8		
	20. "	" Jeannin	3500	—	160	8		
	21. "	" Teste	4000	—	160	8		
	Artillerie-Reserve		—	—	280	14	11,770	38
Kaiserl. Garde	Junge Garde	" Duhesme	3500	—	320	16		
	Jäger	" Morand	4250	—	320	16		
	Grenadiere	" Friant	4420	—	320	16		
	Leichte Cavallerie	" Lefevre-Desnouettes	—	2120	240	12		
	Reserve-Cavallerie	" Guyot	—	2010	240	12		
	" Artillerie	" Devaux	—	—	480	24	18,520	96
Reserve-Cavallerie Marschall Grouchy	4. General Soult	1.						
	5. " Subervick	Graf Pajol	—	2760	240	12		
	9. " Strolz	2.						
	10. " Chastel	" Creelmanns	—	2840	240	12		
	11. " L'Heritier	3.						
	12. " Roussel	" Kellermann	—	2850	240	12		
	13. " Pathier	4.						
	14. " Delort	Milhaud	—	2840	240	12	11,290	48
	Hiezu Sappeurs, Marins, Pontoniers		2200	—	—	—	2200	—
		Zusammen	88,020	20,460	7020	350	115,500	350


Louvain
Bruxelles
Tirlemont
Grammont
Ath
Nivelles
Namur
Mons
Fontaine l'Evesque
Charleroi
Binch
Maubeuge
Beaumont
Philippeville
Karte
der
KRIEGSSCHAUPLATZES
in den Niederlanden


Zeichen Erklärung
Plan
der
Schlacht von Waterloo
den 18ten Juny
1815

Kleine Schriften

von

Ritter Anton von Prokesch-Osten.

Gesammelt von einem Freunde.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Zweiter Band.

Stuttgart

1843

Hallberger'sche Verlagshandlung

Militärisches.

II.

Inhalt.

Seite

Die Vertheidigung und der Fall von Montmedy im Jahre 1657 . . . 1

Ueber den Kosacken und dessen Brauchbarkeit im Felde 41

Remarks on the organisation of the corps of artillery in the british Service 109

Bemerkungen bei Lesung von Jomini's Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre 171

Denkschrift über die Möglichkeit der militärischen Eroberung der europäischen Türkei durch die Russen 211

Die Vertheidigung und der Fall

von

Montmedy

im Jahre 1657.

Der Krieg zwiſchen Spanien und Frankreich war ſeit mehreren Jahren ununterbrochen fortgeführt worden. Turenne, Condé entwickelten darin, bald als Freunde, bald als Gegner, ihre Talente. Vergeblich verlangten die Völker nach Ruhe; vergeblich waren ſelbſt die Könige des Krieges müde. Die ſpäteren Unterhandlungen holten noch immer das nicht nach, was ein ehrgeiziger Miniſter während der Zuſammenkunft in Münſter verſäumt, oder hintertrieben hatte. Die Unordnungen im Innern Frankreichs, die den größten Helden dieſes Reiches, Condé, in deſſen Feind umwandelten, vermochten wenig über den Kardinal Mazarin, der nicht der Mann war, ſeine Eitelkeit der allgemeinen Ruhe und dem Wunſche beider Nationen zu opfern. Frankreich rüſtete ſich daher während des Winters 1656 nochmals mit großer Anſtrengung, und ſchloß mit Olivier Cromwell, dem Protektor von England, enge Verträge wegen Unterſtützung an Mannſchaft und Schiffen. Schon im März 1657 begannen die Spanier in den Niederlanden den Feldzug. Sie nahmen Cambray. Turenne ſuchte den Platz wieder zu nehmen. Aber durch Condé getäuſcht und zum Rückzug bewogen, wandte er ſich gegen Sedan, um eine Unternehmung auf Montmedy zu unterſtützen, welche der Marſchall la Ferté mit einem eben in der Champagne geſammelten Heere ausführen ſollte.

Montmedy, im damaligen Luxemburgiſchen gelegen, iſt von geringem Umfange. Es zerfällt in die Ober- und Unter-Stadt (Medy-haut; Medy-bas). Jene befindet ſich auf dem felſigten Ausgang eines ſteilen Rückens (le haut des forêts), der von Nordoſt nach Südweſt läuft, und zum Theile vom Flüßchen la Chiers beſpült wird. Dieſe liegt öſtlich der Oberſtadt im Thale, am Ufer des genannten Fluſſes, der in großen Krümmungen die öſtliche, ſüdliche und weſtliche Gegend des Ortes umſchlingt. Von Bergen umgeben (Mons medius), aber von keinem beherrſcht, in einem fruchtreichen Lande, in einer anmuthigen Gegend, iſt deſſen Lage eben ſo angenehm, als für die Vertheidigung geeignet.

Man weiß, daß die Stadt im Jahre 1235 durch einen Grafen Arnoux von Cos und Chiny gebaut, vielleicht auch befeſtigt wurde, daß ſie im Jahre 1452 unter burgundiſcher Herrſchaft ſtand, mit dieſer an die Habsburger kam, daß Karl V. dem Chevalier de Ville auftrug, die Oberſtadt mit regelmäßigen Werken zu umgeben, daß ſie im Jahre 1542 von den Franzoſen genommen, bald darauf zurückgegeben, im Jahre 1552 wieder genommen, und dann von Karl V. zurückerobert wurde. Die Anlage des Chevalier de Ville bildet noch heut zu Tage die Befeſtigung von Montmedy. Vauban verſtärkte die Oberſtadt durch mehrere Außenwerke, durch die Aufmauerung des gedeckten Weges, der früher an den meiſten Stellen als Glacis auslief, — durch die Erhöhung des Hauptwalles. Die Unterſtadt erhielt von ihm die mit Bollwerksthürmen verſehene krenelirte Mauer. Sie war früher ganz unvertheidigt. Von Allem, was dieſer Gründer der neueren Befeſtigungskunſt für dieſen Platz that, müſſen wir, wie ſich von ſelbſt verſteht, in der gegenwärtigen Erzählung

abſehen, da ihr Inhalt eine Begebenheit behandelt, die in die Zeit vor Vauban fällt.

Die Befeſtigung der Oberſtadt bildet ein beinahe rechtwinkliches Dreieck, deſſen kürzere Kathete gegen die Unterſtadt, die andere nach Süden zu, die Hypothenuſe nordweſtwärts gewendet, der Winkel aber aus den beiden letztgenannten Stücken abgeſtumpft iſt.*) Der Umfang des Hauptwalls beträgt nicht über 1200 Schritte. Der Felſen, etwa 330 Fuß ſenkrecht über den Waſſerſpiegel der Chiers erhaben, bildet durch ſeine Abdachung gegen Oſt, Süd und Weſt das natürliche Glacis. Die nachtheiligſte Höhe liegt nordöſtlich. Sie iſt ein Theil des Rückens Haut des Forets, erhebt ſich nicht über 500 Schritte von den Feſtungswerken, und heißt dort la Folie. Nach ihr zunächſt an der Feſtung, aber ſchon an 1400 Schritte entfernt, liegt ſüdweſtlich am rechten Ufer der Chiers ein waldigter Hügel, Mont Cé genannt.

Die öſtliche Seite, die feſteſte durch die Natur des Bodens, endet ſüdlich mit dem Bollwerke Notre-Dame, deſſen Mauer eine Höhe von 60 Fuß, und zwei vorliegende Flanken hat. Eine nur zwei Fuß dicke Mauer verbindet es mit dem Bollwerke St. Martin. Dieſes, von gleicher Höhe mit dem früher genannten, iſt mit einer niederen Flanke verſehen. Hinter demſelben befindet ſich ein Kavalier für vier Kanonen, die gegen la Folie ſpielen. Die nördliche Spitze dieſer Seite wird durch das ſogenannte Boulevard gebildet. Es hängt durch einen engen Wallgang mit dem Bollwerke St. Martin zuſammen;

*) Siehe den beiliegenden Plan, der Montmedy in dem Zuſtande darſtellt, in welchem es ſich dermalen befindet. Welche Werke neuer als 1657 ſind, wird in der Erzählung angegeben.

deſſen Verkleidung hat 30 Fuß Höhe. Ihm liegt ein abgeſondertes Bollwerk vor, zu welchem man auf Treppen gelangt. Deſſen Mauer hat eine Höhe von 48 Fuß.

Die zweite und wichtigſte Seite, die Hypothenuſe des Dreiecks, iſt zugleich die am wenigſten durch den Boden begünſtigte. Der Grund, hier weniger felſig, erlaubt die Annäherung. Im Norden bedroht die Höhe la Folie einen Theil der Werke. Im Süden erleichtert der Mont Cé, obwohl er den ſtumpfen Winkel nicht beherrſcht, jedes Unternehmen dagegen. Dieſe Umſtände erklären, warum man dieſer Seite durch die Kunſt am meiſten zu Hilfe kam. Der Hauptwall hat drei Bollwerke, nämlich: das eigentliche Baſtion du Boulevard, das Baſtion St. André und das Baſtion des Connils. Die beiden letzteren bilden den ſüdweſtlichen abgeſtumpften Winkel, und ſind mit niederen Flanken verſehen. Die Mauerhöhen dieſer Bollwerke betragen 57, 71 und 60 Fuß. — Der Mittelwall zwiſchen den Bollwerken des Boulevard und St. André iſt mit einem Bollwerksohr gebrochen, und hat zwiſchen dieſem Punkte und dem erſten der erwähnten Werke ein niedriges Bollwerk von 33 Fuß Mauerhöhe vorgelegt, in welches man durch ein Ausfallthor gelangt.

Die dritte Seite endlich iſt, gleich der erſten, durch die Steile des Felſens geſichert. Es beſteht daher der Hauptwall zwiſchen den Bollwerken des Connils und de Graille auch nur aus einer 3½ Fuß hohen, 1½ Fuß dicken Mauer. Das letztgenannte Bollwerk hat zwei niedere Flanken, und 56 Fuß Höhe. Von ihm zieht der Wall, 60 Fuß hoch, nach dem Bollwerke Notre-Dame, womit das Dreieck ſchließt. Die Mittelwälle haben meiſt eine Höhe zwiſchen 50 und 60 Fuß. Fauſſebrayen ſind, mit

geringer Unterbrechung, ringsum geführt. Man gelangt über Treppengänge aus den zahlreichen unterirdischen Behältnissen und Gewölben dahin.

An Außenwerken befinden sich, außer den schon angeführten zwei vorgelegten Bollwerken, zwischen Notre-Dame und S. Martin ein Halbmond; vor der linken Face des letzteren eine Brille; vor der rechten des Bollwerks des Connils eine Contregarde; zwischen des Connils und de Graille, so wie zwischen St. André und dem Bastion du Boulevard, und endlich wieder zwischen diesem und dem an der Nordost-Spitze vorgelegten abgesonderten Werke, Halbmonde. Diese Außenwerke, meist eng, klein und ohne Schutzort für die Besatzung, haben zwischen 16 und 44 Fuß Mauerhöhe. Sie erhielten durch Vauban einige Verbesserung, bestanden aber alle zur Zeit der Belagerung im Jahre 1657 schon. Die Grabensohle in ihrer größten Breite beträgt vom Wall bis zur Kehle der Außenwerke 30 Fuß und eben so viel vom ausspringenden Winkel derselben bis zur äußeren Grabenwand. Diese hat auf der Ostseite 8, auf den beiden übrigen Seiten 12 bis 24 Fuß Höhe. Hier hat auch der bedeckte Weg größten Theils eine äußere Verkleidung von 16 bis 50 Fuß, die durchaus neuerer Bau ist, obwohl vor dem Bollwerke St. André früher schon eine trockene Mauerverkleidung aufgeführt war. Alle sonstigen auf dem Plane angegebenen Außenwerke bestanden im Jahre 1657 noch nicht.

Das Hauptthor der Oberstadt befindet sich unter dem Kavalier. Der Weg, der durch dasselbe führt, der einzige, der eine fahrbare Verbindung mit den umliegenden Orten gewährt, geht durch den ausspringenden Winkel des Boulevards, durch den Mittelwall zwischen dem abgesonderten Bollwerke und jenem du Boulevard, endlich durch den

Halbmond, der diesem vorgelegt ist. Ein Fußweg sondert sich rechts vom Hauptthore ab, führt über Treppen in die niedere Flanke von S. Martin, von da weiters in den Hauptgraben und in die Unterstadt.

Im Allgemeinen sind die Werke zu wenig geräumig; die Wallgänge sehr enge; die Bollwerke fassen nicht über drei Geschütze; die Flanken stehen größten Theils rechtwinklich auf den Mittelwall; die Brustwehrverkleidung ist zu niedrig. Die äußere Verkleidung des gedeckten Weges ist auch jetzt noch meist ohne Mörtelverband. Die Gewölbe sind nicht gehörig gesichert.

Medybas, ostwärts von der Chiers bespült, heut zu Tage mit einer 24 Fuß hohen krenelirten Mauer umgeben, war damals ein offenes Dorf.

Dies ist der Platz, dessen sich die Franzosen nach der mißlungenen Unternehmung auf Cambray zu bemeistern suchten. Der Umstand, daß alle Kräfte der Spanier in den Niederlanden gebunden waren, auch dort die Sammlung aller Gegenkräfte nothwendig schien, ließ die Franzosen eine baldige Einnahme von Montmedy hoffen. Um diesem Platze die Absicht des Angriffes zu verbergen, rückte der Marschall la Ferté bis gegen Recroi vor. Von dort aus entsendete er den Grafen Grandpré mit 2000 Pferden nach Montmedy.

Es bleibt eine seltsame Schickung, daß beinahe an demselben Tage, da der Feind vor Montmedy erschien, Jean d'Allamont, Herr von Malandry, Ritter des heil. Jakobs, das Gouvernement von Montmedy übernahm.*) Er war am 9. Juni mit zwei Compagnien

*) „Johann d'Allament, Herr von Melandry (?), Baron von Busy, ward den 19. October 1626 zu Montmedy geboren, wo sein

Cavallerie (60 Pferden) in die Feſtung gekommen. Am 11. Morgens um fünf Uhr brachte man ihm die Meldung: „man erblicke franzöſiſche Reiterei auf der Höhe des Forets.“ Der Gouverneur begab ſich alſogleich auf das Hauptthor, und ſah dieſe Nachricht beſtätigt. Die feindliche Reiterei blieb zum Theile auf dieſer Höhe aufgeſtellt; zum Theile aber rückte ſie in das Thal hinab, und ſuchte gegenüber von Villecloye und dem Gehöfe de Baur eine Brücke zu ſchlagen. Einige Kanonenſchüſſe hinderten dies Vorhaben. Die Reiter zogen ſich nach Grand Verneuil, drangen endlich doch gegen Villecloye vor, und ſchloßen Medybas ein. Sie ſenkten ſich gleichzeitig von Haut des Forets in das Thal von Thonne-les-prez, und bewirkten nach einem hartnäckigen Gefechte gegen die Hauptleute Beloute und la Jeuneſſe, welche die beiden von dem

---

Vater Gouverneur war, ſo wie überhaupt ſeine Vorfahren gewöhnlich dieſen Poſten bekleidet hatten. Seine Mutter war eine geborene Gräfin von Merode. Schon im achten Jahre war er Soldat in der Compagnie ſeines Vaters. Nachdem er ſtudirt und bedeutende Kenntniſſe erlangt hatte, commandirte er, obgleich ſehr jung, eine Infanterie-Compagnie im Regimente Graf Iſenburg, und that ſich bei Courtray, Menin und in der Schlacht von Lens, wo er gefangen genommen wurde, hervor. Nachmals erhielt er eine Stelle als Capitän der Cavallerie im Regiment Euſtine d'Auſtance, und brachte als ſolcher, unter dem Befehl des Herrn von Brouf, Succurs nach Cambray, wofür ihm eine goldene Medaille verehrt wurde. Durch die vielfältigen Beweiſe ſeiner Tapferkeit erwarb er ſich den Poſten eines Lieutenants in der Garde du Corps des Königs von Spanien und ward Ritter des St. Jakobsordens, und Gentilhomme de Bouche; ihm ward überdies die Anwartſchaft auf das Gouvernement von Montmedy gegeben, welches damals ein Herr von Baer beſaß. Im Jahr 1657 begab er ſich durch Frankreich, als Bedienter verkleidet, nach Brüſſel, und von dort unter Bedeckung nach Montmedy, wo er die Vertheidigung dieſes Platzes übernahm.

Gouverneur mitgebrachten Reiter-Compagnien führten, nordwärts die Einſchließung der Feſtung. Südlich und weſtlich war dies der Geſtaltung des Bodens wegen unnöthig.

D'Allamont hatte den Platz mit gar keiner Vorbereitung für den Fall einer Belagerung übernommen. Die Mauern waren im ſchlechteſten Zuſtande; es mangelte an Bruſtwehren, Schießſcharten, Verkleidungen, an Schanzkörben, Sturmpfählen, Arbeitszeug, es mangelte an Waſſer und Lebensmitteln, es mangelte ſogar an Pulver, denn während Mehl und Getreide wegen der geringen Sorgfalt, mit welcher dieſe Gegenſtände ſeither behandelt worden, verfaulten, verdarb aus gleichem Grunde das Pulver durch Feuchtigkeit, und es muſte der ganze Vorrath deſſelben vorerſt an der Sonne getrocknet werden. Der Platz, der eine Beſatzung von 1000 bis 1,200 Mann erforderte, hatte deren nur 736 Mann; nämlich 496 Mann geregeltes Fußvolk, 60 Reiter, 25 Kanoniere und 182 Bürger, welche auf die erſte Aufforderung des Gouverneurs die Waffen ergriffen hatten. Auf den Wällen ſtanden 18 Geſchütze. — Dieſe geringe Kraft wurde noch durch die Uneinigkeit der Officiere herabgeſetzt, welche verſchiedenen Regimentern angehörten, oder eigene Compagnien hatten. — Einen minder kühnen, minder feſten Charakter hätten dieſe Umſtände, bei der Kenntniß, daß bald die geſammte feindliche Hauptmacht, den König und die erfahrenſten Officiere der Zeit an der Spitze, vor Montmedy erſcheinen werde, erſchüttert: aber ſie vermehrten d'Allamonts Thätigkeit nur, der die Zuverſicht in ſich trug, aller dieſer Hinderniſſe, Schwächen und lähmenden Verhältniſſe Sieger zu werden. Die Feſtung zu übergeben, war und blieb ihm ein völlig fremder Gedanke; wie der Erfolg hinlänglich bewies.

Zur Vertheidigung der Außenwerke, die bei der steilen Lage des Platzes unerläßlich war, vertheilte er folgender Maßen seine geringe Besatzung: auf die beiden Spitzen vor den Bollwerken St. André und des Connils kamen 60 Mann der Regimenter Beck und Rechlin unter dem Major Schmidt und den Hauptleuten Dreiherr, Schlomp und Godefroy. — In die Winkel der südlichen und eines Theiles der östlichen Seite wurden sechs Compagnien Deutsche unter dem Major Barchon, den Hauptleuten Milon, Prinz Schirlet und Engelhart und dem Lieutenant Trabac vertheilt. — Die Spitze von S. Martin, das abgesonderte Bollwerk, welches nach la Folie sieht, und den Halbmond vor dem Thore besetzten die Hauptleute Corette, Hassin und Alost mit ihren Compagnien. Der Hauptmann Piton kam in die Winkel zwischen diesem Halbmonde und der Spitze von St. André zu stehen. Die Bewachung des Thores sowohl als die Besetzung des Hauptwalles übertrug der Gouverneur den freiwilligen Bürgern.

Jeder Posten erhielt seinen gehörigen Pulvervorrath. Tag und Nacht wurde an der Ausbesserung der Werke gearbeitet. D'Allamont selbst bestimmte die Menge der Lebensmittel, welche täglich unter die Truppen auszutheilen war. Es wurden auch alle Cisternen der Stadt (Brunnen hatte sie damals keine) ausgemessen und verschlossen. Des Gouverneurs Bruder, der Domherr d'Allamont und sein Neffe, der Graf von Merode, die beide mit ihm nach Montmedy gekommen waren, beschäftigten sich selbst mit der Wasservertheilung. Jeder Mann, jede Frau erhielten des Morgens ein Maß, und hatten sie an den Werken gearbeitet, des Abends ein zweites. Der Gouverneur zeigte, bei einem höchst einfachen Benehmen,

eine unbeugsame Strenge gegen jede Unordnung in diesen Vertheilungen, — gegen jede Verschleppung, — gegen jede Vernachläßigung des Dienstes.

Am 12. Juni gewahrte man aus der Festung das französische Fußvolk nach und nach heranrücken, und bei Vigneul und hinter dem Wäldchen des Mont Cé Zelte aufschlagen. Die General-Lieutenants Marquis d'Urelles und Duc de Navailles waren an dessen Spitze. Diese beschränkten sich während des 13., den Platz zu erkennen. Am 14. griffen sie Medybas an, aus welchem d'Allamont nach kurzem Widerstande die Besatzung in den bedeckten Weg der Oberstadt zog. Sie setzten sich nunmehr darin fest, und schlugen eine Verbindungsbrücke. Kaum daß sie geendet war, wurde sie von dem Feuer der Festung zerstört. Jeder Versuch, sie herzustellen, blieb an diesem Tage ohne Erfolg. Mit großem Verluste wurden auch drei Compagnien, welche auf den Höhen von Thonne-les-prez sich zu sehr der Festung genähert hatten, durch Kanonenfeuer zurückgewiesen.

Einstweilen war der Marschall la Ferté mit dem Reste des Heeres angekommen, und ließ die Circumvallations-Linie beginnen, mit der man am siebenten Tage — am 21. Juni — zu Stande kam. Sie lehnte sich bei Irez-les-prez an den Bach, der unfern davon in die Chiers fällt, ging über die kleine Höhe bis Villers Cloye, folgte dem Flüßchen Orhain eine Strecke von etwa 350 Schritten, ging dann in der Richtung von Fresnoy über die Chiers, wandte sich von diesem Orte quer über die Höhe nach dem Bache, der an Thonne-les-prez vorüberfließt, und schloß sich endlich an der Brücke zwischen Thonne-les-prez und Vigneul wieder an die Chiers. Sie war durch sechs Redouten verstärkt. Die Brücke bei Medybas, welche man

in dieſen Tagen hergeſtellt hatte, ſo wie eine zweite und dritte zwiſchen Irez-les-prez und Vigneul, endlich jene zwiſchen dem letztgenannten Orte und Thonne-les-prez wurden durch beſondere Werke gedeckt. Die Strecke zwiſchen Irez-les-prez und Vigneul am rechten Ufer der Chiers war hauptſächlich durch dieſen Fluß ſelbſt gegen jeden Angriff von Außen geſichert.

Der Marſchall, der vorwärts Fresnoy ſein Quartier aufſchlug, vertheilte nun ſeine Truppen folgender Maßen:

Zwiſchen Irez-les-prez und der Chiers die Reiter-Abtheilungen: Monglas, d'Hourche, Conaslin, Fortileſſe, Coevure, Albret, Lesnoncous, Deofournaur, Grontery, Bourlemont, Baradas, Hoquincourt; außerdem 4 Brigaden Gensd'armes und Chevaurlegers der Garde. Dann die Infanterie-Regimenter: Bourlemont, Guize, Montozier und Dannilliers. Dieſe Truppen ſtanden unter den Marquis de Varenne und de Belſons.

Zwiſchen der Chiers und dem Thale von Thonne-les-prez, unter des Marſchalls perſönlicher Leitung, an Reiterei die Abtheilungen: Brinon, Fourille, Marolle, Joyeuze, Grandpré und das Dragoner-Regiment la Ferté. — An Fußvolk: die franzöſiſche, die ſchottiſche und die Schweizer-Garde; die Regimenter: Lamarine, Boudubois, la Ferté, Espagny, Mazarin, Dampiere und ein Regiment Italiener.

Auf dem rechten Flügel endlich von Thonne-les-prez bis über Vigneul, hauptſächlich hinter dem Mont Cé, unter den Befehlen des Marquis d'Urelles, des Duc de Navailles, des Grafen von Lislebonne und des Marquis Couvonge die Reiter-Abtheilungen: Harcourt, Prince Ferdinand, Prince Charles, Bellin, Manchinny, S. Simon, Lislebonne, Thiery, Chazeronet, Guillotierre,

Paleſeau, Torigny, Moncaverel, Nanteuil und Perigord. Dann die Infanterie-Regimenter: Les Royaux, Laurainnes, Arbouville, Bourgogne, Hurel, Piedmont, Pallau und einiges aus Charleville und Mezières herbeigezogenes Fußvolk.*) Die Stärke des franzöſiſchen Heeres betrug:

Reiter.	33 Reiter-Regimenter (eigentl. Schwadronen zu 4 Compagnien)	4980	M.
	Gensd'armes und Chevaurlegers der Garde .	400	„
	Mousquetairs, 1 Compagnie	220	„
Infanterie.	17 Inf.-Regimenter zu 1 Bataillon .	10,200	„
	Franzöſiſche Garde, 12 Compagnien . .	1200	„
	Schweizer-Garde, 4 Compagnien . . .	800	„
	Schotten, 2 Compagnien	540	„
	An Garniſonstruppen	2400	„
	zuſammen	20,740	M.

Kaum, daß die Circumvallations-Linie geendet war, ſo wurden, und zwar noch am 21. Juni, die Laufgräben auf zwei Punkten eröffnet. Urelles und Navailles übernahmen die Führung des Angriffes. Dem Einen war der Ritter von Clerville, dem Zweiten ein Herr de la Cerbeau, Beide bekannte und geſchickte Ingenieure, beigegeben. 2000 Mann, gedeckt durch eine zahlreiche Reiterei, begannen im Thale Thonne-les-prez, 120 Schritte vor der Brücke dieſes Ortes, die Arbeit, rückten damit den Berg hinauf, und waren ſchon am 22. Juni kaum ein hundert Schritte mehr vom Glacis vor dem Halbmonde am Thore entfernt. Eine gleiche Zahl ging von Medybas mit dem Laufgraben bis unter die Felſen vor, auf denen das Bollwerk Notre Dame ſteht, folgte demſelben, und

*) Les glorieuses conquêtes de Louis le grand. Paris 1694. — folio; Tome second; pag. 111.

näherte ſich der Spitze von des Connils. Zugleich wurden zwei Batterien erbaut; die eine am Fuße des Steinbruchs der Höhe des Forets, gegenüber dem großen Halbmonde, die andere auf dem Mont Cé, gegenüber dem abgeſtumpften Winkel der Feſtung. Die letztere eröffnete am 24. Juni das Feuer;*) jene aber wurde durch die Belagerten, bevor die Geſchütze eingeführt waren, wieder zerſtört. —

Je mehr ſich die Belagerer den Werken näherten, deſto ſchwieriger wurde, nicht allein des vermehrten Feuers, ſondern hauptſächlich des Bodens wegen, jeder weitere Vorſchritt. Da ſie nicht Erde genug auf den Punkten, wo ſie arbeiteten, fanden, ſo mußten ſie dieſe aus der Ferne herbeiſchleppen. Dennoch hofften ſie ſchon in der Nacht zum 25. durch Sturm an der äußeren Grabenwand ſich feſtzuſetzen. Der Verſuch mißlang, und wurde daher am 26. zu derſelben Zeit mit doppelten Kräften wiederholt. Die Franzoſen, unter kluger Führung, griffen mit eben ſo viel Unerſchrockenheit als Schnelligkeit den ausſpringenden Winkel vor dem Bollwerke des Connils an, vertrieben die Belagerten aus dem bedeckten Wege, breiteten ſich zur Linken bis an die Spitze des benachbarten Halbmondes aus, ſtiegen in den Graben, und ſuchten ſich, trotz des heftigen Feuers, mit Hilfe von Faſchinen und Sandſäcken dort zu verbauen. Der Tag war nahe dem Anbruche. D'Allamont ließ, aus Liſt und Erſparniß, das Feuer vermindern. Aber noch ehe es ganz helle geworden war, ſtieg er ſelbſt mit 50 freiwilligen Bürgern unter dem Reiter-Hauptmanne Prahay und mit 30 Mann des Regiments von Beck in den Graben, überfiel die Franzoſen, und

*) Der erſte Schuß traf das Haus des Gouverneurs.

verjagte ſie alsbald von dem eroberten Poſten. Ihre Arbeiten wurden zerſtört.

Dieſer glückliche Vorfall legte den Grund zu einer allgemeinen Begeiſterung für den Gouverneur, die ebenſowohl das Volk als die Soldaten ergriff, und durch ſpätere Ereigniſſe bis ins Unglaubliche geſteigert wurde. Diesmal ſammelte ſich alles Volk in den Straßen, und zog ihm, als er von dem wiedereroberten Außenwerke zurückkehrte, mit Jubel entgegen. Er hatte daſſelbe nicht früher verlaſſen, bis nicht alle Spuren des Feindes dort weggetilgt waren. Als er durch das Thor kam, bemerkte er den Vater eines eben gefallenen Bürgers, Maſſard mit Namen, einen Greis von achtzig Jahren, der ſich mit in das Gedränge gewagt hatte, den Kommenden zu begrüßen. Der Gouverneur hielt an, rühmte ihm die Tapferkeit ſeines Sohnes, und ſuchte ihn dadurch über den Verluſt deſſelben zu tröſten. Maſſard aber erwiederte: „Noch habe ich einen zweiten Sohn. Sein und mein Leben ſind noch übrig für den Dienſt des Königs und den Euren. Schaltet damit zu jeder Stunde.“ — Solche Erhebung, einer beſſern Zeit würdig, hatte d'Allamont unter ſeinem Bürgern zu verbreiten gewußt. —

Drei Tage gingen ohne beſonderen Vorfall vorüber. Der Feind arbeitete mit großer Anſtrengung. Er ſtand meiſt auf nacktem Fels, und bedurfte der höchſtem Ausdauer und Thätigkeit. Nicht weniger thätig waren die Belagerten, die, immer noch mit Ausbeſſerung der Werke beſchäftigt, unter den Augen des Gegners deren Vertheidigungsfähigkeit mehrten.

Am 29. Juni waren die Franzoſen mit drei Batterien gegen den ſtumpfen Winkel des Dreiecks fertig. Sie unternahmen ſogar, die letzte, kaum fünfzig Schritte vom Glacis

des Bollwerkes St. André entfernt, durch eine Redoute zu ſichern.

In der Nacht zum 30. entſtand plötzlich auf den Wällen Lärm. Alles griff zu den Waffen, unbewußt, was es gäbe. Niemand wollte im erſten Augenblicke der Nachricht Glauben beimeſſen: „Das Bollwerk Notre Dame werde ſo eben vom Feinde erſtiegen.“ — Steile Felſenwände voll Abgründen ſchienen hier jeden Verſuch dieſer Art vergeblich zu machen. Aber dennoch war es ſo; denn 300 Freiwillige hatten das Wagſtück unternommen und ausgeführt, den Felſen zu erklettern. Mehrere dieſer Kühnen ſtürzten in die Tiefe; die Mehrzahl aber erreichte noch im Nachtdunkel die Höhe, überraſchte die Wachen, und kam ohne viele Mühe auf die äußere Grabenwand. Jetzt warf ſich der Major Barchon mit den deutſchen Hauptleuten Schirlet, Milon und Prinz den Franzoſen entgegen. Der Erſtere wurde jedoch bald verwundet, und die übrigen mit ihrer geringen Zahl an Mannſchaft zwiſchen die benachbarten Bollwerke zurück gedrückt. Die Franzoſen theilten ſich nun, und während die eine Hälfte in den Graben ſtieg, wandte ſich die andere gegen die Spitze des Bollwerks des Connils, um auch den Major Schmidt zu überwältigen.

In dieſem Augenblicke trat d'Allamont durch die Kaſamatte des Bollwerks Notre Dame in den Graben. Kaum war ihm der Vorfall gemeldet worden, als er, von deſſen Gefährlichkeit überzeugt, nach dem Bollwerke, und als er den Feind eben im Begriffe fand, in den Graben zu ſteigen, ebenfalls nach dieſer Stelle eilte. Ihm folgte ſein Vetter, der Graf von Merode. Der Gouverneur fand im Graben den Hauptmann Prinz mit einer Abtheilung Deutſcher und mehreren Bürgern, die mit dem Feinde

handgemein waren. Seine Gegenwart wirkte Wunder. Aber die Franzoſen, Leute, welche in dieſer Nacht ſchon ſo Außerordentliches gethan hatten, fochten nicht weniger tapfer als ihre Gegner. Sie hatten im Gefechte nichts Schlimmeres zu erwarten, als auf einem übereilten Rückzuge. Dies war ein Grund mehr für die Fortſetzung ihrer Anſtrengung. Ueberdieß wußten ſie, daß die Spanier ihre Kräfte ihnen gegenüber nicht ſammeln konnten, und bald eine neue Ueberraſchung erleiden ſollten.

Dieß geſchah auch. Kaum hatte der Kampf einige Minuten unter der Führung des Gouverneurs gedauert, als plötzlich das Geſchütz von allen Werken gegen Nord, Weſt und Süd zu ſpielen begann, und auf einen allgemeinen Angriff deutete. Schnell erhielt d'Allamont hiervon die Beſtätigung. Alle Poſten an der Hauptfronte ließen melden, daß ſie angegriffen ſeyen. Der Gouverneur, im engen Raume des Grabens mitten im Gefechte, hatte kaum Gelegenheit, alle die Nachrichten aufzunehmen, die ihn hier ereilten. Noch ſtand Alles gut. Es genügte, jedem Poſten erneuert die größte Standhaftigkeit auftragen zu laſſen. Als aber die Meldung kam, daß die Zahl der Stürmenden mehrere Regimenter betrage, der Marquis d'Urelles und andere Generale ſich an ihrer Spitze befänden; die Barriere vor dem Stadtthore ſchon genommen ſey, der im Halbmonde vor demſelben den Befehl führende Hauptmann Aloſt, der eben die Runde machte, von ſeiner Schanze abgeſchnitten, und dieſe rings von Feinden umgeben, ja ſelbſt von Einigen erſtiegen ſey, — verließ der Gouverneur eiligſt das Bollwerk Notre Dame, und ſuchte, nach der gefährlicher bedrohten Seite zu gelangen.

Aloſt war dennoch durch den Graben in den Halbmond gekommen. Er ordnete ſeine, nicht wenig erſchöpften

Leute, die eben die einigen Feinde, welche wirklich in das Werk gedrungen waren, hinaus geworfen hatten, und da ihm der Gouverneur jetzt die zwei Kompagnien Reiter zuführte, und der Hauptmann Piton, der die vorliegenden Werke von dem angegriffenen Halbmonde bis zum Böllwerke St. André zu vertheidigen hatte, dem Feinde kräftig in die Seite fiel, so wurde dieser nach und nach bis in die Laufgräben zurückgeworfen. Die Franzosen verloren hier einen Hauptmann und viele Leute.

Nicht minder heftig war der Angriff, den 400 Mann auf den ausspringenden Winkel des abgesonderten Bollwerks, worin Hassin befehligte, machten. Sie setzten sich schon an die Schanzpfähle, und alles, was man während zwei Stunden des Kampfes erringen konnte, war, zu verhindern, daß sie in den Graben stiegen. Nun aber hatten sie Sandsäcke, Erdtonnen u. s. w. in solcher Menge herbeigebracht, daß weder Granaten, noch Steinwürfe genügend schienen, den bedeckten Weg fernerhin zu vertheidigen. Hassin, die Picke in der Hand, sprang jetzt der Erste auf das Glacis; ihm folgte seine tapfere Mannschaft. Die Arbeit des Feindes wurde zerstört; er wich, und ließ das Glacis mit Todten bedeckt. Diese Angriffe gegen die Nord- und Nordwestseite hatte, wie bereits oben erwähnt wurde, der General-Lieutenant Marquis d'Urelles selbst geleitet.

Weniger günstig für die Belagerten und zugleich am heftigsten war das Gefecht am Bollwerke des Connils, dem der Herzog von Navailles in Person beiwohnte. Die Franzosen drangen über das Glacis, und nahmen die im ausspringenden Winkel befindliche Mannschaft des Regiments Rechlin von vornen und im Rücken. Die Hauptleute Schlomp und Godefroy wurden im Augenblicke,

da ihre Gegenwart am wichtigſten war, verwundet, und obwohl der Hauptmann la Jeuneſſe und der Lieutenant Bouhelier das Gefecht mit dem ungebeugteſten Muthe fortführten, fiel der Waffenplatz doch in die Hände der Stürmenden, die ſich alſogleich darin einbauten.

Die Finſterniß, der Tumult, die Unſicherheit der Schüſſe vergrößerten die Gefahr. Der Gouverneur wollte deßhalb den Tag abwarten, und befahl, mit den Verſuchen zur Wiedereroberung des Poſtens einzuhalten. Er zog einſtweilen von allen Punkten die entbehrliche Mannſchaft heran, und führte ſie, ſobald es ſich aufzuhellen begann, ſelbſt in den Graben. Während dieſe Truppe den Angriff ausführte, fiel ein Theil der Beſatzung des bedeckten Weges, die ſich hinter den Querwällen fortwährend gehalten hatte, dem Feinde in die Seite, und die Muskotiere gaben von den Bollwerken herab und aus den benachbarten Halbmonden ein wohlgenährtes Feuer. So ſahen ſich die Franzoſen bald vom Glacis verdrängt. Sie kehrten, während ein Theil der Spanier ſich ſchon mit der Zerſtörung des Verhaues beſaßte, nochmals zum Angriffe um. Sobald aber einige kühne Offiziere, die ſich an ihrer Spitze befanden, getödtet oder verwundet waren, löſten ſie ſich auf, und wurden bis über ihre Laufgräben verfolgt. Die Hauptleute Dreiherr, Louchard, Gregoire und le grand Claude, ſo wie der Lieutenant Bouhelier, zeichneten ſich an dieſem Morgen vorzüglich aus, und erhielten von dem Gouverneur öffentlichen Dank.

Bei dem Mißverhältniß zwiſchen der Zahl der Belagerten und jener der Belagerer mußte d'Allamont ſich auf die reinſte Vertheidigung beſchränken, und die ſeitherigen häufigen Ausfälle einſtellen.. Die Zerſtörung der feindlichen Arbeiten war, in ſo weit ſie geſchehen konnte,

viel zu theuer durch den Verluſt an Mannſchaft erkauft, der bei ſolchen Gelegenheiten nicht vermieden werden konnte; denn einige Stunden reichten zu, um das Zerſtörte wieder herzuſtellen. Die Hoffnung auf Entſatz war in den erſten Tagen unter den Belagerten ziemlich allgemein. Es ſtand der Prinz von Condé, der die Spanier in den Niederlanden befehligte, in ziemlicher Stärke bei Valenciennes, bedrohte das Luxemburgiſche, und hatte 3000 Pferde unter Don Francesco de Pardo in dieſem Gebiete ſtehen. Aber Turenne verhinderte durch ſeine klugen Bewegungen zwiſchen Guiſe und Sedan jede Unternehmung zu Gunſten von Montmedy. Seit es Francesco de Pardo mißlungen war, 400 Pferde, die er auf die erſte Nachricht von den Abſichten der Franzoſen nach dieſem Platze abſchickte, hinein zu bringen, war keine Wahrſcheinlichkeit einer Hülfe von Außen mehr. Jene 400 Mann erſchienen ſchon am 17. im Angeſichte der Feſtung, wurden aber von den Regimentern Lislebonne, Albret, Paleſeau und Lesnoncourt angegriffen, umringt, und die Belagerten hatten den traurigen Anblick, ſie vor ihren Augen gänzlich erliegen zu ſehen. *)

In dem nächſt vergangenen Jahre waren die franzöſiſchen Waffen zu dem Rufe gekommen, daß kein Platz ihnen widerſtehen könne. Longwy, Courtray, Bergues, Furnes, Ypern, Tortoſa, Rochelle hatten ſich nicht vierzehn Tage nach eröffneten Laufgräben gehalten; Dirmude la Baſſée, Lens, Libourne, Bourg, Bervins, Rethel, Mouzon, Commercy, le Quesnoy, Clermont, Villefranche, Puicerda, Condé, St. Guillain nicht zehn Tage; andere,

*) Lettres et Mémoires de Turenne, par Grimoard. Paris 1782. Fol. pag. 250.

die hier nicht Raum iſt zu nennen, nicht einmal ſo lange. Der Marſchall, der jetzt vor Montmedy den Befehl führte, war auch der Mann, durch den vier Jahre früher der Gouverneur des Chateau de Serbée an den Galgen gekommen war, weil er bei der Uebergabe an den Marſchall auf längere Vertheidigung geſtimmt hatte. — D'Allamont, anderer Meinung von der Vertheidigungsfähigkeit eines feſten Platzes, und nicht empfänglich für die Furcht vor einem Mißbrauch der Gewalt, den der ſiegende Gegner aus Rache, oder um des Beiſpiels wegen, wagen könnte, beſorgte nur, daß ſeine Mittel nicht ſo lange ausreichen würden, als ſein Muth. Daß die Feſtung nicht zu retten ſey, ſchien ihm kein Grund, ſie nicht auf das Aeußerſte zu vertheidigen. Dieſe Anſicht wußte er allen ſeinen Untergebenen einzuflößen. In den Bürgern des Platzes fand er die Quelle für den Erſatz des urſprünglichen Abgangs, ſo wie des Verluſtes, den die Beſatzung bis jetzt erlitten hatte, und fernerhin erleiden konnte. Man ſah jetzt das in der Geſchichte öfters bewahrte und jederzeit ehrenvolle Beiſpiel, daß ſelbſt Weiber, Kinder, Greiſe allen Schrecken des Todes und der Verwundung trotzten, allen Beſchwerden einer gänzlich ungewohnten Beſchäftigung, allen Mühen des mühevollſten Standes mit Freude ſich unterzogen. Man ſah Frauen nach dem Schalle der Muſik an den Außenwerken arbeiten, im Augenblicke des Angriffs den Hauptwall beſetzen, ſiedendes Waſſer auf die Stürmenden gießen, ſich der Gewehre bedienen, Freiwillige zu Ausfällen aus ihrer Mitte abſchicken, in den Wallbrüchen arbeiten, ſie vertheidigen, ſie herſtellen helfen. Man ſah Kinder Waſſer aus den Quellen außerhalb des Thores holen, dabei Feuer in die von der großen Sonnenhitze ausgedorrten Faſchinen des Feindes werfen, ſo

daß deren eine große Zahl in Flammen aufging, damit der Reſt gerettet werden konnte. Man ſah Greiſe die Dienſte der übrigen Krieger thun, und beinahe ganz allein für die Ordnung und Bewachung im Innern ſorgen. Nur ein Mann wie d'Allamont, der, gleich allen Männern höheren Gehaltes, ſich nie gemeiner Hebel zur Steigerung des Volksgefühles bediente, konnte ohne Nachtheil für die eben erwähnte Stimmung gerade damals wagen, jedem Bürger den zugewieſenen täglichen Bedarf an Lebensmitteln zu vermindern. Vorſicht zwang ihn hierzu. Aber ſeine Perſönlichkeit und ſein eigenes Beiſpiel überwogen weit jede Verſagung.

Am 1. Juli rückten die Franzoſen mit einer Batterie bis auf hundert Schritte vor den ausſpringenden Winkel des Bollwerks des Connils, und beſchoßen daſſelbe bis zum Morgen des 2. Juli; dann legten ſie den Sturm an. Dieſer Angriff, obwohl mit dem größten Muthe unternommen, aber vereinzelt, mißlang in der Hauptſache. Jedoch ſetzten ſich die Franzoſen am bedeckten Wege feſt, und waren ſeitdem nicht mehr von dort zu vertreiben. Da ſie durch das Feuer der Spitze von St. André hier ſehr beunruhigt waren, ſo gingen ſie nun längs dem bedeckten Wege mit der Sappe bis an den einſpringenden Waffenplatz vor dem genannten Bollwerke vor, und ſuchten ſich zunächſt deſſelben zu bemächtigen. Der Hauptmann Louchard vertheidigte denſelben jedoch mit Erfolg. Die unabläßigen Angriffe, die er auf ſeine Gegner unternahm, machten ihnen dieſe Arbeit zu einer der ſchwierigſten.

Am 11. Juli waren die Belagerer an der Nordſeite ſo weit vorgerückt, daß ſie unter den Werken, die Haſſin und Aloſt vertheidigten, Minen anlegen konnten. Kaum gewahrte dieß die Beſatzung, ſo überfielen zehn

Freiwillige die feindlichen Mineurs, verjagten ihre Wache, und nahmen drei derſelben gefangen. Dieſer Vortheil begeiſterte das Volk, das durch die Nachricht der Untermi-nirung wüthend geworden war. Der Stadtwärtel George Poncelet, nur von wenigen Soldaten, aber von einem Haufen von Bürgern und Weibern begleitet, warf die Franzoſen vom Glacis, trieb ſie bis in die Laufgräben, und in dieſen bis an den halben Weg nach Thonne-les-prez, ſteckte die Faſchinen in Brand, verſtopfte die Minenlöcher, und erſchlug eine große Zahl von Feinden. Alle Offiziere, die in die Hände dieſer Schaar fielen, waren des Todes. Man ſah ein Weib mit einem dieſer Offiziere ringen, und ihn zuletzt erdroſſeln. Nur mit Mühe wurde der Haufe wieder in die Feſtung zurückgebracht. Aber es währte nicht lange, ſo hatten die Franzoſen ihre Werke hergeſtellt. Sie wurden nicht müde, ſie aufzubauen, ſo oft ſie auch von den Belagerten zerſtört wurden.

Erſt an dieſem Tage (11. Juli) gelang dem es Duc de Navailles, ſich gänzlich des bedeckten Weges vor der Contregarde der Baſtion des Connils zu bemeiſtern. Alle Anſtrengungen der Belagerten reichten nicht zu, ihn hier zu vertreiben. Er deckte ſich ſchnell gegen das verheerende Feuer, und ein Angriff, den der Gouverneur nach zwei Stunden der Ruhe plötzlich auf ſeinen Gegner unternahm, mißlang, weil ein Ueberläufer dieſen davon unterrichtet hatte. Den Reſt des Tages und die Nacht hindurch arbeiteten die Franzoſen ſich in den Boden ein, und öffneten am 12. ein Loch an der Sohle des Grabens, durch welches ſie eine Menge ſtarker mit Blech beſchlagener Bohlen vorſchoben, um den Mineur von oben zu ſichern, den ſie an die Contregarde ſetzen wollten. D'Allament beſtimmte einen Preis für jede dieſer Bohlen; Freiwillige ſprangen in den

Graben, und ſtritten ſich mit dem Feinde um den Beſitz deſſelben. In Kurzem waren alle Bohlen genommen, und in die Contregarde gebracht.

Navailles ließ den Minengang nunmehr mit größerer Vorſicht führen. Er rückte bis zum 16. nur unter der Sohle vor, und war ſchon unter die Contre-Garde gelangt, als die Belagerten ſeiner gewahr wurden. Der Gouverneur ließ alſogleich eine Gegenmine treiben. Er hoffte noch, die feindlichen Arbeiter zu tödten, und ihr Pulver zu nehmen. Der Ingenieur Chenot und 8 Mineurs trugen ſich zu dieſem gefährlichen Dienſte an. Aber eben da ſie in die feindliche Mine brechen wollten, ſpielte dieſe, und begrub ſie Alle. Die Franzoſen, zum Sturm bereit, benützten den erſten Augenblick der Verwirrung; aber ſelbſt jetzt mißlang ihre Anſtrengung, denn ſie ſtießen, als ſie die Breſche erſtiegen, auf einen Abſchnitt. D'Allamont hatte dieſen ſchon ſeit mehreren Tagen anlegen, und mit Schanzpfählen verſehen laſſen, und vertheidigte ihn nun mit dem Muthe der Verzweiflung. Die Stürmenden ſtanden nach großem Verluſte von ihrem Vorhaben ab, ſetzten ſich einſtweilen auf der eroberten Bruſtwehre feſt, breiteten ſich mehr und mehr darauf aus, und in ſolch geringer Entfernung lagen ſich beide Theile die Nacht über entgegen.

Am 17. mit Tages-Anbruch wurde der Sturm erneuert. Franzoſen ſowohl als Spanier hatten Verſtärkung herbeigeholt. Alle Anſtrengungen der Erſtern blieben vergeblich. Die Hauptleute Piton, Schirlet und Engelhart ſchlugen alle Angriffe zurück. Die Nacht zum 18. wurde wie die vergangene durchwacht.

An dieſem Tage ſprang eine zweite Mine. Ludwig XIV. und Mazarin, die ſich während der Belage-

rung von Montmedy zu Sedan aufbielten, waren in das Lager gekommen, um dieſem Schauſpiele beizuwohnen.*) Der Erfolg blieb jedoch hinter den Erwartungen zurück. Als der König nichts deſto weniger die Probe machen wollte, ob die Spanier auch in ſeiner Gegenwart Stand halten würden, und deßhalb den Chevalier Beaupré, der ſich im vergangenen Jahre vor Valenciennes ſo ausgezeichnet hatte, daß er ſeither unter die Lieblinge des Königs gezählt wurde, mit 20 Muskotieren und einiger anderer Mannſchaft der Garde zum Sturm vorſandte, ſo wurde beinahe dieſe ganze Abtheilung, ſammt ihrem muthigen Führer, der wirklich den Abſchnitt erſtieg, von den Spaniern niedergemacht.

Die Belagerer ſahen, daß durch Angriffe mit der blanken Waffe dem Reſte der Contregarde nicht leicht beizukommen war. Sie führten daher unter den Ruinen, die ſie inne hatten, den Minengang bis unter den Abſchnitt fort. Noch am 19. gruben ſich fünfzehn Mann der Garde am Fuße deſſelben ein. Man erwartete, daß das Werk am 20. Morgens genommen ſeyn werde. „Iſt dieß geſchehen," ſchreibt Mazarin dem Marſchall Turenne, „ſo kann ſich der Platz nimmer halten."**)

Der Vorgang der Mine fand jedoch des Bodens wegen Schwierigkeit. Selbſt am 21. konnte ſie noch nicht beendigt ſeyn. Einſtweilen wurden die franzöſiſchen Garden unter dem Ritter von Jabert ſämmtlich herbeigezogen. Dieſe ſchütteten über die Spanier einen Hagel von

*) Collection des lettres et Mémoires trouvés dans les portefeuilles du Maréchal de Turenne. Par M. le Comte de Grimoard. Paris 1782. Fol. Tom. I. pag. 269.

**) Collection. Tome I. pag. 270. 19. Juli.

Handgranaten aus, der in dem engen Raume, in welchen er einfiel, so furchtbare Wirkung that, daß die Vertheidiger nahe daran waren, das Werk zu verlassen. D'Allamont, der noch zu rechter Zeit erschien, brachte einige frische Leute mit. Seine Gegenwart und diese Unterstützung machten den Augenblick einer zu entschuldigenden Ermüdung des Muthes schadlos vorüber gehen. Den Hauptmann Hassin stellte der Gouverneur in die linke Flanke des Feindes mit dem Auftrage, das heftigste Feuer zu unterhalten. Er selbst trat an den Abschnitt, ließ durch Weiber und was ihm an Mannschaft entbehrlich war, an einem zweiten arbeiten, und wich die ganze Nacht hindurch nicht von der Stelle. Das Feuer hatte während derselben beinahe ununterbrochen gedauert. — Am 22. spielte die dritte Mine, und riß einen Theil des einen Abschnittes nieder. Die Garden erstürmten den Rest desselben. Aber sie fanden vor sich den zweiten. Der Aufwand an Zeit, Menschen und Mühe hatte den Belagerern also wieder nur geringe Frucht getragen. Ein Versuch, diesen zweiten Abschnitt zu ersteigen, mißlang. D'Allamont übernahm nun selbst die Vertheidigung dieses wichtigsten und gefährlichsten Punktes. Dort war sein Platz zu allen Stunden, welche ihm die Untersuchung der übrigen Posten frei ließ.

Die Franzosen gaben die Verzögerung der Wegnahme dieses Werkes der Vereinzeltheit ihrer Angriffe Schuld. Sie suchten diesen Fehler am 23. Juli durch einen Haupt-Angriff zu verbessern. Der Herzog von Navailles führte die Garden abermals gegen die Trümmer der Contregarde. Eine zweite Abtheilung folgte rechts dem bedeckten Wege, und stürmte den Halbmond zwischen dem Bollwerke des Connils und jenem de Graille. Eine dritte

rückte gegen die Spitze der äußeren Grabenwand des Bollwerks St. André. Der Marquis von Urelles hielt seiner Seits durch Scheinangriffe die Besatzung der nördlicheren Werke gefesselt. Den Franzosen war an dem Gelingen dieses Hauptangriffes um so mehr gelegen, als eben damals die Gerüchte von der Absicht des Prinzen Condé, Montmedy zu entsetzen, größere Wahrscheinlichkeit erhielten, und überhaupt die lange Dauer und Beschwerlichkeit dieser Belagerung sie schon mißmuthig machten.

Der Angriff auf den Abschnitt in der Contregarde und auf den Halbmond, wohin der Gouverneur den Hauptmann Hassin geschickt hatte, mißlang gänzlich. Die Franzosen brachten es dort und hier zu keinem Anscheine des Erfolges. Günstiger für sie gestalteten sich die Umstände vor der Bastion de St. André, wo sie den Baron v. Beck zum Gegner hatten. Der Versuch, mit der Sappe längs dem bedeckten Wege sich auf das Glacis vor der Spitze des Bollwerks von St. André zu arbeiten, war, da der Felsen hier zu Tage lag, noch nicht weit genug gediehen. Die Franzosen rückten daher mit einer doppelten Reihe von Sandsäcken u. s. w. nach diesem Punkte vor. Die Verkleidungsmauer, welche das Glacis schon damals vor St. André hatte, hinderte sie, die Spitze der Grabenwand im ersten Anfalle zu erreichen. Aber die Franzosen fanden ohne Leitern und Breschen Mittel, dies Hinderniß zu überwinden. Sie ließen die untersten Steine heraus, so daß die oberen, da sie alle ohne Mörtelverband lose aneinander gefügt waren, herabrollten, und sie bedienten sich derselben nun zur Ausführung einer treppenförmigen Gallerie, die bis auf das Glacis reichte, und durch Faschinen sorgsam gedeckt war. Kaum hatten sie diese

beſchwerliche Arbeit bewirkt, ſo rückte das Regiment Mazarin, aus Italienern beſtehend, zum Sturme vor, erſtieg die Mauer, und ſetzte ſich bei den Schanzpfählen in der Spitze des bedeckten Weges feſt. — In dieſem Augenblicke kam Haſſin, der ſeines Gegners ledig war, herbei. Er forderte die Soldaten des Baron v. Beck, die ſich in den nahe gelegenen Halbmond und unter die Bollwerke gezogen hatten, auf, den Feind aus ſeinen Schanzen zu vertreiben. Bouhelier, den wir oben ſchon rühmlichſt genannt haben, Haſſins Freund und Gefährte, übernahm, ſobald man ihm eine hinlängliche Menge von Granaten, die er verlangte, zugeſendet hatte, die Ausführung. Lange blieb der Sieg zweifelhaft. Haſſin ſelbſt mußte zur Unterſtützung vorrücken. Beide Führer wurden verwundet. Endlich kam auch noch der Gouverneur herbei. Da gelang es, nach und nach die Franzoſen von der Spitze zu verdrängen und ihre Arbeiten hier einzuwerfen.

An dieſem Tage (24. Juli), wiederholten die Franzoſen den Angriff auf die Contregarde, in der ſie ſich immer weiter und weiter vorgruben. Sie erſtürmten jetzt den zweiten Abſchnitt wirklich, aber ſie fanden vor ſich — einen dritten. Abermals wurde von Seite der Franzoſen die Arbeit erneuert, ſich eingegraben im zweiten Abſchnitt, der Minengang bis unter den dritten fortgeführt, und noch an dieſem Tage flog ein genügender Theil deſſelben in die Luft. Die ſtürmenden Garden fanden den Gouverneur mit blanker Waffe auf der Breſche. Die ganze Nacht hindurch wurde dieſe noch vertheidigt. Mit Anbruch des Tages aber (25. Juli) zog d'Allamont ſeine Leute aus dieſen Trümmern heraus, in welchen die Franzoſen ſich nunmehro eingruben. Sie erlitten noch einigen Schaden durch eine von den Spaniern gefliſſentlich zurück-

gelaſſene Tonne Pulvers, welche im rechten Augenblicke ſprang.*)

Nun war auch der Waffenplatz vor St. André nicht länger zu halten, da er gegen die Contregarde entblößt da liegt. Bouhelier, vergeblich beſtrebt, ſich durch Querwälle zu decken, trug noch eine Weile unerſchrocken das Feuer des Feindes. Da erhielt er den Befehl, den Punkt aufzugeben und den Reſt ſeiner Leute zwiſchen die Bollwerke zurückzuführen.

Es fällt auf dieſen Tag, den 25. Juli, das Feſt des heil. Jakobs, des Patrons des Ordens, den Allamont durch ſeinen Namen zierte. Alle ſeine Fahnen ließ der Held deßhalb auf die beiden angegriffenen Bollwerke des Connils und St. André pflanzen, und durch den Donner des Geſchützes die kirchliche Feier verkündigen, die in der Feſtung gehalten wurde. Der Abt von Orval las die Meſſe, und trug in Prozeſſion das heil. Sakrament durch die Stadt. Alle Glocken wurden geläutet; alle Bürger und Soldaten ſangen laut die bei ſolcher Gelegenheit üblichen Lieder. Die Ahnung des unvermeidlichen Untergangs, bei dem Bewußtſeyn des geleiſteten Widerſtandes, brachte an dieſem Tage eine Stimmung der Bewohner hervor, die in

*) In der Nacht, als der Gouverneur den Ueberreſt des Abſchnittes vertheidigte, damit der Feind ſich nicht darin logiren könne, flohen ſeine Soldaten vor den vielen Handgranaten, mit denen ſie beworfen wurden, und eben als der Gouverneur, um ihnen Muth zu machen, ausrief: „daß die Granaten nicht zu fürchten wären," fiel ihm eine zwiſchen die Füße.

Ruhig nahm er die Pile, die er gewöhnlich führte, und ſchlug ſie, als wenn er Ball ſpielte, weit von ſich." Dies Beiſpiel wirkte, die Soldaten kehrten zurück, und der Feind ward verhindert, ſich dieſe Nacht in dem Abſchnitt zu logiren.

dem Gouverneur die Ueberzeugung befeſtigte, er dürfe mit ſolchem Volke Alles, auch das Aeußerſte, unternehmen. Er war entſchloſſen, nun den Hauptwall mit nicht minderer Hartnäckigkeit zu vertheidigen, als er die Außenwerke vertheidigt hatte. Drei ſtarke gemauerte Abſchnitte verſtärkten das Bollwerk des Connils, zwei das von St. André. Als eine Belohnung für das frühere ausgezeichnete Betragen erhielten der Major Schmidt in dieſem, Hauptmann Haſſin in jenem den Befehl.

Die Franzoſen, Herren des bedeckten Weges von der Spitze des Bollwerks de Graille bis zu jener des benachbarten Halbmondes von St. André, Herren der Contregarde vor des Connils, alſo nur durch die Hälfte des Grabens mehr von den Belagerten getrennt, waren mit Erſtaunen Zeugen des Feſtes, das in der Stadt und auf den Wällen vor ſich ging. Ludwig XIV. befand ſich gegenwärtig. Er konnte die Achtung nicht verleugnen, die ihm ſein unerſchütterlicher Gegner abnöthigte. Das ganze franzöſiſche Heer theilte dieſe Empfindung, und der Name d'Allamont wurde mit nicht geringerer Bewunderung von denen, welchen er Feind war, als von denen, welchen er Führer hieß, genannt.

Die Franzoſen hatten den 25. ohne Angriff vorübergehen laſſen; dagegen arbeiteten ſie mit vieler Thätigkeit im Graben vor dem Bollwerke des Connils. Sie legten am 26. eine Gallerie darin an, aber die Kanonen vom Hauptwalle herab beſtrichen dieſe der Länge nach und zerſtörten ſie gänzlich. Auch das Vorſetzen der Minen gelang an dieſem Tage noch nicht. Nun brachten die Franzoſen ſchweres Geſchütz in den Graben der Contregarde, um den Wall zu beſchießen. Die Spanier aber machten dieſe Kanonen, kaum daß ſie aufgedeckt waren, vom Walle herab

unbrauchbar, und ſetzten die Belagerer dadurch in nicht geringes Erſtaunen, die, ob der Nähe, in welcher ſie ſtanden, ſich weit unter dem Schuſſe glaubten. D'Allamont hatte dieſen Erfolg dadurch bewirkt, daß er ſich in dem zur Seite liegenden Bollwerk eingrub, die Verkleidungsmauer durchbrach und nun die Schießſcharten ſo anlegte, daß er den Kanonen eine ſo tiefe Richtung geben konnte, als er wollte. *)

Alle die halb vergeblichen Mühen, alle die halb geſcheiterten Verſuche führten die Franzoſen doch immer um einige Schritte dem Ziele näher. So gelang ihnen zuletzt der Verſuch, eine Batterie auf der Spitze der Contregarde zu bauen. Sie deckten die Geſchütze auf das Beſte. Unter ihrem Feuer und unter einem Hagel von Granaten und Bomben, der über die Belagerten ausgeſchüttet wurde, ſetzten die Franzoſen endlich am 30. Juli den Mineur an den Hauptwall des Platzes im Bollwerke des Connils an, und verlängerten die Gallerie bis dahin. Es waren von nun an die Tage, durch welche ſich die Feſtung noch halten konnte, zum Voraus zu beſtimmen. Der Muth der Belagerer wuchs, aber jener der Belagerten nahm deßhalb nicht ab. Es ſchien ſich derſelbe vielmehr in dem Verhältniſſe zu mehren, als die Gefahr ſtieg, und eben jetzt gaben Bürger und Soldaten hiervon die herrlichſten Beweiſe. Weiber ſtritten ſich um den Vorrang, auf die Bruſtwehr zu ſteigen, gegen die der Feind aus der Nähe von kaum zwölf Klaftern

*) Die franzöſiſchen Soldaten, die ſich im Graben gegen Kanonenfeuer ſicher glaubten, waren ſo erſtaunt über dieſe Invention, daß ſie behaupteten, die Belagerten ſchöſſen mit ſchwebenden Kanonen, die auf einer Gabel ruhten, und mit einem Krahn in die Höhe gewunden würden.

das furchtbarste Feuer richtete. Sie überschütteten ihn mit siedendem Wasser, Theer und andern Flüssigkeiten, die durch die Ritzen des Gedeckes drangen. Einzelne Leute ließen sich, an Seile gegürtet, an der Wand hinab, um Brandstoffe desto gewisser an die geeigneten Orte zu bringen. D'Allamont, immer höchst sparsam im Verbrauche des Pulvers, wies heute keine einzige Forderung zurück, und hatte gleichsam alle Vorrathskammern, alle Schleußen geöffnet, woraus das Verderben über den Feind ziehen sollte. Ueber 10,000 Granaten flogen an diesem Tage vom Bollwerke des Connils auf die Belagerer hernieder; aber das Schlimmste sollte noch kommen. Als es Abend geworden war, sahen diese plötzlich vom Walle eine Art von Kasten heruntersteigen, der, als man eben Anstalt machte, sich dessen zu bemeistern, mit einem ungeheuern Schlage zersprang, ringsum Eisenstücke und Flammen warf, Licht und Rauch verbreitete, als wenn der Berg in Flammen stünde, und alles Brennbare mit erstaunenswürdiger Schnelle zerstörte. Bei dieser Leuchte verdoppelte sich der Granatregen vom Walle; demungeachtet suchten die Belagerer durch Freiwillige, in Harnische und andere Schutzmittel gehüllt, mit Haken, Gabeln und Werkzeugen aller Art der brennenden Trümmer dieser Maschine Herr zu werden. Aber vergeblich. Die Gallerie ward alsbald zerstört; die Mineurs und viele Soldaten erstickten oder verbrannten in den Löchern; wen das Feuer traf, der wurde schnell davon verzehrt, so daß zuletzt kein Mann mehr den Trümmern zu nahen wagte, und man sie ruhig ausbrennen ließ. Die Verheerung, die am Morgen des 31. Juli im Graben vor des Connils sichtbar war, übertraf alle Voraussetzung. Die Arbeiten des Feindes waren beinahe bis auf die Spur verschwunden.

Ueber die Zubereitung dieſes Zerſtörungswerkzeuges iſt keine ſichere Nachricht auf uns übergegangen. De la Martinière in ſeiner Histoire de la vie et du Règne de Louis XIV., Tom. II., pag. 385, behandelt die Belagerung von Montmedy überhaupt ſehr kurz, und ſagt in Bezug des Vorfalls am 30. Juli nur: „Enfin à force de travail on attacha le mineur au corps de place le trente du Juillet. On croyoit l'avoir bien assuré, déjà on avait fait la galerie, lorsque les assiégés descendirent le soir avec des cordes un bateau rempli de bombes, de grénades et de toutes sortes de matières combustibles, qu'ils enflammèrent si à-propos, que la galerie fut détruite et le mineur étouffé.“ — Nachrichten aus den Archiven der Feſtung ſelbſt ſagen über dieſe Maſchine weiter nichts, als daß ſie aus Leuchten, Pechklumpen, Schwefel und einer halben Tonne Pulver bereitet war. Das Ganze ſcheint im verjüngten Maßſtabe eine Nachahmung der Gambelliſchen Höllenſchiffe, welche während der Belagerung von Antwerpen mit ſo ungeheuerm Erfolge gebraucht wurden.

Aber ſo wenig als all dieſer Erfolg damals den Fall von Antwerpen hindern konnte, eben ſo wenig der durch d'Allamont in der Nacht vom 30. Juli errungene den von Montmedy. Am 1. Auguſt waren die Franzoſen mit zwei Minen unter dem Bollwerke St. André zu Ende gekommen, und auch vor dem von des Connils ſchritten die Arbeiten wieder raſch vorwärts. Die Feuerklumpen, die man jetzt gegen ſie brauchte, machten nicht dieſelbe Wirkung mehr, weil die Belagerer ſich ſchon dagegen zu ſichern verſtanden. Dennoch verſuchten die Franzoſen jetzt den friedlichen Weg der Worte. Am Morgen des 2. Auguſt erſchienen zwei ihrer Offiziere vor dem Bollwerke des Connils, und forderten im Namen des Marſchalls de la

Ferté den Gouverneur zur Uebergabe auf. Sie verbreiteten ſich im Lobe des Heldenmuthes, den dieſer ſowohl als jeder Mann der Beſatzung reichlich bewieſen, und ſetzten am Schluſſe bei, „daß d'Allamont neben dem Ruhme einer ſo glorreichen Vertheidigung noch den erwerben könne, ſich einem großen Monarchen zu ergeben, denn in wenigen Augenblicken werde Ludwig XIV. in den Linien ſeyn, und er dürfe von ihm die vortheilhafteſten Bedingungen erwarten.“ Sie baten ihn, zu bedenken, „daß er, wenn er dieſe Augenblicke unbenützt vorübergehen laſſe, innerhalb vierundzwanzig Stunden zwei ſeiner Baſtions ſtürzen ſehen würde, und wohl wiſſe, welch Schickſal ihn dann unvermeidlich treffen müſſe.“

Der Gouverneur ließ für dieſe Aufforderung danken und zugleich erklären: „Er habe ſich einmal vorgenommen, die Stadt auf das Aeußerſte zu vertheidigen, und werde nicht von ſeinem Vorhaben abgehen. Hätte er aber dieſen Entſchluß bis jetzt noch nicht gefaßt, ſo würde gerade die Gegenwart eines ſo großen Königs ihn darauf geführt haben.“

Die Belagerer, die hieraus ſahen, daß nur die Gewalt der Waffen ſie zum Ziele führen könne, ſetzten ihre unterirdiſchen Arbeiten fort und bereiteten ſich vor, am 4. Auguſt die gemachte Drohung in Erfüllung zu bringen. Der König, der Cardinal Mazarin und der ganze Hofſtaat kamen wieder in's Lager, um dieſem Schauſpiele beizuwohnen, und begaben ſich um eilf Uhr Morgens deßhalb auf die Höhe von Vigneul. Das ganze Heer trat unter die Waffen. Die zum Sturme beſtimmten Abtheilungen warteten nur des Ausbruches, um die Breſchen zu erſteigen. *)

*) Der Marquis de Quincy in ſeiner Histoire militaire du Règne de Louis le grand, Paris 1726, tome I. pag. 221 ſagt, daß

D'Allamont ließ an dieſem Morgen zwiſchen den beiden minirten Bollwerken, einem der Abſchnitte desjenigen von St. André gegenüber, einen Altar aufrichten und die Meſſe leſen. Hier kniete er, unbedeckten Hauptes, in der brennendſten Sonnenhitze, und alles Volk um ihn. Noch war die heilige Handlung nicht zu Ende, als die Minen beinahe im nämlichen Augenblicke an beiden Orten ſprangen. Die unter dem Bollwerke des Connils hatte den Felſen getroffen, und nur die äußere Mauerbekleidung abgelöſet; die unter dem Bollwerke St. André dagegen warf Face, Flanke und Courtine über den Haufen, und öffnete zwei Kaſematten bis an die Sohle des Grabens.

Jetzt eilte Alles nach ſeinen angewieſenen Plätzen. Der Hauptmann Haſſin, obwohl verwundet, hatte für die Vertheidigung von des Connils zu ſorgen. Der Gouverneur ſelbſt übernahm die der Ruinen von St. André. Er ſprang auf die Bruſtwehr des äußerſten Abſchnittes, der unbeſchädigt geblieben war, und eiferte mit That und Wort einen Theil ſeiner Leute zur Ausbeſſerung des Bruches an, während der andere die Stürmenden empfing. Dieſe fanden die Breſche nicht gangbar, und die Belagerer gewannen dadurch Zeit, ſie mit Schanzkörben völlig zu verſetzen. — Auch in dieſen ſchweren Augenblicken war der Muth der wackern Bürger nicht gebrochen. Eine Bande von Muſikern brachten ſie herbei, die am Fuße des Abſchnittes landesübliche Weiſen ſpielte, während unter dem Feuer des Feindes aus drei Batterien der Gouverneur mit Soldaten, Bürgern und Weibern den Wallbruch unerſteiglich machte. Bald war dieſe Arbeit gethan, und außerdem der

---

der König drei und zwanzig Male die Tranchéen beſucht habe, malgré tout ce qu'on put faire pour l'empêcher de s'exposer si souvent.

bereits umpfählte Abschnitt noch mit spanischen Reitern umgeben.

Nun eilte d'Allamont nach den Kasematten. Hier waren die Oeffnungen so weit, daß zwanzig Mann in Fronte durch dieselben rücken konnten. Aber schon hatte man darin zwei Abschnitte von gekreuzten Pfählen und Schanzkörben gemacht, die gegen den ersten Andrang des Feindes vertheidigt werden konnten, und arbeitete an dem dritten. D'Allamont, nicht befriedigt, bis er sich ganz von diesen Arbeiten überzeugt, trat durch eine unterirdische Seitenthüre in den äußersten Abschnitt. Hier war das Feuer von dem bedeckten Wege aus Geschütz und kleinem Gewehre so furchtbar, daß der im Abschnitte befehligende Offizier den Gouverneur beschwor, zurückzugehen, „denn hier dürfe Niemand bleiben, dessen Leben nothwendig sey." — In diesem Augenblicke zerschmetterte eine Kanonenkugel, die durch einen der nicht ganz noch gefüllten Schanzkörbe gedrungen war, dem Gouverneur den linken Schenkel, und trieb ihm das Degengefäß in den Leib. Er sank einem Nebenstehenden in den Arm, ermannte sich aber schnell, wiederholte einige Anordnungen, die er in Bezug der Vertheidigung des Innern der Stadt so eben getroffen hatte, und übertrug noch auf dieser Stelle dem Obersten Dumoulin den Oberbefehl. Jetzt kam sein Bruder herbeigeeilt, der ihm in dem schweren Augenblicke des Todes Muth und Trost einsprechen wollte. Aber er fand den Gouverneur unerschüttert und vielmehr Trost spendend, als dessen bedürftig. „Welch eine Ehre," sprach der Held, „auf der Bresche zu sterben, — im Angesichte dieses Ludwigs, der um mein Glück mich beneiden würde, wenn er es zu fassen im Stande wäre!" — Darauf verlangte er, daß man ihm das Ordenskreuz abnehme, überreichte es seinem

Bruder mit der Weiſung, daſſelbe dem Könige, ſeinem Herrn, zurückzuſchicken, und als er bemerkte, daß mehrere der umſtehenden Offiziere Thränen vergoßen, ſo entließ er ſie mit den Worten: „Weinen Sie nicht, meine Herren! ich bin nichts als ein Menſch. Gehen Sie auf Ihre Poſten, und thun Sie dort Ihre Pflicht.“ — Darauf verlangte er in das Schloß getragen zu werden. Da empfing er die Sakramente, machte mit wenigen Worten ſeinen letzten Willen, und, in gleicher Geſinnung ſterbend, mit der er gelebt hatte, empfahl er nochmals allen Offizieren Einigkeit, und ließ der Beſatzung auftragen, daß ſie ſich bis auf das Aeußerſte vertheidige. — Er verſchied kurz darauf, Nachmittags 4 Uhr, im einunddreißigſten Jahre ſeines Alters. *)

Die Nachricht ſeines Todes verbreitete Erſtarrung in der ganzen Stadt. Er war die Kraft, die alle Räder trieb; die Maſchine ſtockte, ſo wie die Kraft zu wirken aufhörte. Die Breſchen wurden vertheidigt, die Stürmenden zurückgewieſen, aber die Hoffnung, dem Untergange zu ſtehen, belebte Niemanden mehr. So zog man ſich noch am 5. und 6. Auguſt fort. Als die Belagerten an dieſem Tage die Anſtalten zur Erneuerung des Sturmes ſahen, und die Anweſenheit des Königs in den Laufgräben wußten, ſandten ſie Abgeordnete hinaus. Dieſe warfen ſich dem Könige zu Füßen und baten um Schonung. Der Cardinal Mazarin, der ihm zur Seite ſtand, war anfänglich nicht

*) Bemerkenswerth iſt es, daß er gerade auf dem Baſtion erſchoſſen wurde, welches bei der Erbauung der Feſtung unter ſeinem alten Vater, Antoine d'Allament, dem damaligen Gouverneur, das erſte war, welches angelegt wurde, und daß ſein alter Vater den Grundſtein dazu gelegt hatte.

ſehr geneigt, ſie zuzugeſtehen. Als aber die Bürger entrüſtet aufſtanden und mit den Worten fortgehen wollten, „daß ſie Alle auf der Breſche ſterben würden, wenn man ihnen die Behandlung verweigere, um die ſie als Männer von Herz zu bitten ſich berechtigt glaubten," ſandte ſie der König zu dem Marſchall de la Ferté, welcher der Stadt die erbetene Schonung verſprach. *)

Am 7. Auguſt zog die Beſatzung mit fliegenden Fahnen und unter dem Spiele der Trommeln aus. Sie beſtand nur aus 200 Mann mehr, und wurde nach Arlon, einem ſpaniſchen Platze, gebracht. Ludwig XIV. beſah die Breſchen und Minen, doch betrat er die Stadt nicht, „weil er," wie er ſagte, „darin nimmer das finde, was er am liebſten geſehen hätte: den Mann, deſſen Leben er gerne mit dem Leben von 2000 der Seinigen erkaufen wollte." — In dieſe Bewunderung des berühmten Todten ſtimmte das ganze Heer der Sieger ein.

Die Franzoſen hatten vom Tage der Eröffnung der Laufgräben an Todten allein 5000 Mann verloren, und zwei Monate hindurch waren alle ihre gegen die Niederlande gewandten Streitkräfte gelähmt. Dies leiſtete ein Platz, den man überraſcht hatte, den man im erſten Anlaufe zu erſtürmen hoffte, der an Mitteln auflag, und deſſen eigentliche Stützen wahrlich nicht Mauern und Felſen, ſondern nur der große Sinn ſeines Befehlshabers, die Tapferkeit der Beſatzung, die Begeiſterung ſeiner Bürger waren! —

Ludwig XIV. ließ zum Denkmale der Eroberung dieſes Platzes eine Münze prägen, die auf einer Seite Frankreich unter dem Bilde der Minerva zeigte, auf der

*) De la Martinière. Tom. II. pag. 385, 386.

andern aber ein Siegeszeichen, auf der Spitze eines Berges aufgerichtet und mit dem Wappen der Stadt geziert. Die Umschrift lautete: **Mons medius captus. M.DC.LVII.** — Es ist nicht bekannt, daß Spanien etwas zur Erinnerung an diese rühmliche Vertheidigung gethan habe. —

Ueber den Koſaken

und

deſſen Brauchbarkeit im Felde.

Geſchrieben 1822.

Dem ruſſiſchen Heere als Zeichen der Achtung gewidmet.

Der Kosak ist das Auge des Heeres, sagte Souwarow; Viele, die keine Souwarow's sind, betrachten ihn nur als dessen Frohnknecht. Vertheilt während des Krieges unter alle Zweige und Hülfen des Heeres, nützt man den Kosaken in unwürdiger Verwendung ab. Er ist der Diener Aller; er ist der Geschäftsträger der Feldärzte, Verpflegsbeamten und des ganzen schreibenden Volkes; er hat die Frauen von Ort zu Ort zu geleiten; er ist der Bote für alle Nebenbriefe des Hauptquartiers. — Worauf gründet sich dieser Mißbrauch? — Auf eine ungegründete Meinung, auf die Behauptung nämlich, daß der Kosak nur zur Verfolgung tauge, außerdem aber höchstens zum Plündern, Rauben, Niederbrennen, überhaupt zu jedem Unfuge zügelloser Kriegsgewalt.

Diese Behauptung soll die Entwürdigung und die Lähmung des beweglichsten Theiles der russischen Streitmacht rechtfertigen, aber sie beurkundet nur den Eigennutz oder die Unwissenheit derer, die sie aussprechen. Die Erfahrung widerlegt diesen Wahn. Ihr allein bleibt die Berichtigung dort überlassen, wo eben das Seichte und Bequeme einer Voraussetzung den gänzlichen Mangel eigenen Urtheils beweist.

Verbreiteter und gemäßigter ist die Ansicht derer, welche dem Kosaken wenigstens die Ausbildbarkeit für europäische Kriegsführung nicht abstreiten. Sie geben zu,

daß er gegen Reiterei treffliche Dienſte leiſte; ſie bedauern nur, daß man ihn durch Abrichtung nicht mehr und mehr auf den Fuß einer geregelten Truppe bringe, und auf dieſem Wege endlich ganz in eine ſolche umwandle. Dieſe Anſicht verdient Beleuchtung.

Die Koſaken der Garde, die Uhlanen von Tſchougonieff haben bewieſen, zu welch trefflicher leichter Reiterei der Koſak geregelt werden kann. An deſſen Fähigkeit hiezu kann alſo nicht gezweifelt werden. Aber fehlt es dem ruſſiſchen Heere an geregelter leichter Truppe? Wozu würde die Umwandlung der Koſaken in eine ſolche taugen? — Sie würde dem ruſſiſchen Heere geben, was es nicht braucht, und nehmen, was ihm unerſetzlich iſt. Die leichte Truppe, welcher alle übrigen europäiſchen Heere eine ähnliche entgegenſtellen können, wäre über Bedarf vermehrt; die Koſaken aber, welche dem ruſſiſchen Heere einzig ſind, wären verloren. — Der Staat, der ſein Eigenthümliches aufgibt, die darin wohnende Kraft nicht mehr zu nützen verſteht, und die Form höher ſtellt als die Weſenheit, neigt ſich zum Untergange.

Aber woher die Meinung, ſelbſt der Gemäßigten und Erfahrenen, daß der Koſak nur gegen Reiterei verwendbar ſey, nicht auch gegen Fußvolk? Einige, welche ſich leicht mit Worten abfinden, wähnen, der Grund hievon liege in einer dem Koſaken angeborenen Furcht. Dieſe Erklärung iſt zum Mindeſten lächerlich; in dem Munde eines Ruſſen aber iſt ſie nicht ehrenvoll für den, der ſie ausſpricht. Mit welchem Rechte kann dieſer vorausſetzen, daß einer der zahlreichſten Stämme ſeines Volkes, unter demſelben Himmel, auf demſelben Boden mit ihm aufgewachſen, der eine Sprache mit ihm ſpricht, einen Gott auf eine Weiſe mit ihm anbetet, einer Eigenſchaft

ermangle, die er sich selbst im hohen Grade beilegt, und sich beizulegen berechtigt ist? — Wenn aber die Erfahrung wirklich dem Vorurtheil, als sey der Kosak gegen Fußvolk nicht zu gebrauchen, das Wort redet, so muß also die Ursache hievon aus anderen Gründen kommen, aus Gründen, die außer dem Wesen des Kosaken liegen und die wir Gelegenheit haben werden, kennen zu lernen. Der Kosak, welcher der Reiterei des Feindes furchtbar ist, wird auch dem Fußvolke, dem Geschütze desselben furchtbar werden, wenn zunächst auf folgende Punkte Rücksicht genommen wird:

1) daß das Kosakenregiment auch wirklich vollzählig, d. i. 500 Pferde stark, in's Feld rücke.*) Von siebzehn Regimentern, die unter Wittgenstein und Winzingerode, Generalen, welche diese Waffe zu schätzen wußten, und jederzeit über den Mißbrauch errötheten, den Mann, der den Säbel führt und des Kaisers Namenszug auf der Brust trägt, zum Knecht entwürdigen zu sehen, von siebzehn Regimentern, die unter diesen Generalen standen, war das stärkste nur 320 Pferde. In anderen Corps gab es Regimenter, die nur zwischen 80 und 120 Pferde zählten. Da aus dieser Zahl noch die besten Leute genommen wurden, um die unendlichen Wagenzüge dem Heere nachzuführen, die Schaaren der Gefangenen zurückzuschleppen u. s. w., so blieb der Rest völlig unfähig zum Dienste vor dem Feinde. Was soll eine Truppe leisten, deren Geist und Uebung auf solche Weise beeinträchtigt werden, die sich bestimmt sieht, nur der

*) Das Regiment zerfällt in fünf Schwadronen (Sotnia), die Schwadron zu hundert Lanzen, dann ein Rittmeister (Sotnik), zwei oder drei Kornets (Choronugii) und zehn Unteroffiziere (Ourirdniki).

Packknecht und Diener der übrigen zu seyn, der man alle moralischen und physischen Hülfen nimmt, und die mit Verachtung zu behandeln jeder Schreiber sich berechtigt glaubt?

2) Jede für sich bestehende Kosaken-Abtheilung muß von einem mehr gebildeten russischen oder fremden Offizier befehligt seyn. Die Ueberlegenheit in Kenntniß der europäischen Kriegführung, welche der Kosak dem Offizier einer andern Waffengattung unumwunden zugesteht, flößt jenem das beruhigende Vertrauen ein, das der Soldat überhaupt in seinen Führer haben muß. Der Kosak fühlt, daß er im Kriege gegen westliche Völker nur als Untergeordneter dienen könne; er spricht die Führung selten an. Thätig, gewandt, kühn, wie er ist, kann er ein trefflicher Unter-Offizier werden; aber aus diesem wird meist ein unbrauchbarer Offizier. Der Unteroffizier ist die eigentliche Seele des Kosaken-Regiments. Er verdankt seine Stelle beinahe ausschließend dem Verdienste und dem Rufe.*) Als Dnevalnoi (Tagmann) ist er der eigentliche Pfeiler für innere Ordnung, Verwaltung und Dienst, das Gewicht gegen die gewöhnliche Nachläßigkeit der Offiziere; auf ihm allein ruht alle Verantwortung. Wird er Führer einer für sich bestehenden Abtheilung, so übernimmt er sich der Regel nach; seine gänzliche Unwissenheit bringt nun Nachtheil; er wandelt sich schnell in den Tyrannen seiner Untergebenen um; er benützt seine Stellung, um Trophäen und Beute zu häufen; er will reich werden und sich erhalten, um des Reichthums zu genießen; er hat daher entweder schon die Beute im Auge, wenn er seine Untergebenen dem

*) Die Stelle des Unteroffiziers und des Kornets besetzt der Hetmann.

Feinde entgegen führt, oder er ſetzt dieſelben weniger als nöthig aus, um durch Schonung und Erhaltung ſeiner Truppe den Beifall des Hetmanns auf ſich zu ziehen.

Ohne Zweifel gibt es mitunter Ausnahmen; nur ſind deren im Verhältniß zu wenige, um jene Regel aufzuheben, die ungerecht ſcheint, aber (im jetzigen Zeitpunkte wenigſtens noch) die Brauchbarkeit der Waffe ungemein erhöht und überhaupt durch die Kriege gegen europäiſche Heere bedungen wird. Ausnahmen ſind immer zuläßig; ſie haben den Vortheil, ein doppelter Lohn zu ſeyn. — Das ganze ruſſiſche Heer kennt den Oberſten Tſchernozuboff 8. als einen eben ſo unterrichteten als trefflichen Offizier; er iſt einer von denen, welche ſich vom gemeinen Koſaken zu jenem Range emporgeſchwungen. Das ganze ruſſiſche Heer verehrt den Oberſten J. Giroff, dieſen würdigen Greis, der während vierzig Dienſtjahren ſeinen Arm in mehr als zweihundert Gefechte trug, den ſein Regiment niemals anders als Vater nennt, und der, ſtrenge, aber ſorgſam, gerecht und unerſchrocken, ſeine Bruſt jeder Kugel entgegen werfen würde, die irgend Einen ſeiner Schaar bedroht. Obwohl bedeckt mit Wunden, ſah man ihn auch während des letzten Krieges bei jedem Angriff an der Spitze der Seinigen. Seinem Sohne gab er die Auszeichnung, ihm zur Seite fechten zu dürfen, und wenn er ihn von ſich ließ, ſo geſchah es nur, weil er gerade ihn für die gefährlichſten Aufträge zu wählen pflegte. Dies greiſe Haupt, mit drei Säbelhieben von Türkenhand geziert, iſt noch immer dem ganzen Regiment ein Pfand der Ehre.*)

*) J. Giroff, ſeit 14 Jahren Regiments-Inhaber und dennoch arm; ſeine erſten Dienſte that er im Regimente Elſeleff.

Aber, wie gesagt, diese Ausnahmen stoßen die Regel nicht um. Am bemerkbarsten wird die Unfähigkeit des Kosaken zum höheren Offizier dann, wenn er Generalsrang erreicht. Seit dreißig Jahren zeigt uns die Geschichte der donischen Kosaken nur zwei Ausnahmen, Iłowaiski II. und den Grafen Orlow-Denisoff. Viele Kosaken-Offiziere, die als Obersten noch sehr brauchbar waren, verloren ihren Ruf, sobald sie Generale wurden. Aber selbst die Unternehmungen und Erfolge derjenigen, die ihn aufrecht hielten, standen an Bedeutung weit hinter denen zurück, welche russische Offiziere aus dem geregelten Heere an der Spitze von Kosaken errangen. Der Ruhm, den die Generale Diebitsch, Paul Kutusoff, Seslavin, Koudascheff, Kaissaroff, die Obersten Pahlen, Löwenstern, Dawidoff und Czernitscheff sich erworben, gibt hievon ein Beispiel. Selbst Fremden gelang es, mit dieser Waffe Thaten zu verrichten, denen die eingebornen Kosakenführer keine an die Seite stellen können. Was that nicht Winzingerode mit seiner kleinen Schaar unter den Mauern von Moskau und im Angesichte eines Heeres von 180,000 Mann, das ein Feldherr wie Napoleon führte? — Auf welche glänzende Weise hat nicht Tettenborn die Regimenter Soulin 9., Denisoff, Grebzoff und Kommissareff von Rußland bis in's Herz von Dänemark und Frankreich zu führen gewußt? — Mit welcher Auszeichnung dienten die Kosaken nicht unter Benkendorf, Dörnberg, Geismar, Nostitz und Barnikoff? — Unter diesen fremden Führern sahen wir sie in den Straßen von Berlin, gegen die mit Kartätschen vertheidigte Brücke von Lüneburg, gegen die zehnfache Uebermacht des Marschalls Davoust, zu Fuße wie zu Pferde, in Sümpfen, Haiden, im Flachlande wie in

Berggegenden, ja ſelbſt auf dem Glacis feſter Plätze ſtreiten, unerſchrocken, gewandt, unermüdet, ſiegreich. Unter dieſen Führern iſt aber auch keiner, der nicht die Trefflichkeit des Koſaken an ſich anerkenne. Alles iſt gut, was an ihm iſt; alles, was nicht gut iſt, liegt an deſſen Verwendung.

Noch ein Grund, warum der Ruſſe und ſelbſt der Ausländer dem Eingeborenen in der Führung der Koſaken vorzuziehen iſt, liegt darin, daß der Letztere ſelten ſo gekannt iſt, als Jene es ſind, ſelten ſo bedeutende Verbindungen im Reich und Heere hat, wodurch das Auge der Höheren und Höchſten auf die ihm anvertraute Truppe gezogen würde. Keine Truppe braucht aber mehr Aufmunterung, keine mehr die Verſicherung, daß man ſie bemerke, als eben die Koſaken. Eine Belohnung, vorzüglich ein Ehrenkreuz, macht ſie glücklich; ſie können nie Kreuze genug haben, und der Muthloſeſte ſetzt alles daran, eines zu erwerben. Ein gebildeter Ruſſe, ein Ausländer an ihrer Spitze, eröffnet hiezu mehr die Gelegenheit, als ein Eingeborener. Der Koſak glaubt ſich dann weniger überſehen; er hat Hoffnung, daß eine ausgezeichnete That ſelbſt dem Kaiſer bekannt werde. Dieſe Hoffnung aber iſt der größte Sporn, der dem Koſaken gegeben werden kann. Sein Kaiſer ſteht ihm zunächſt an Gott, und er hat für Beide eine ähnliche Furcht und Verehrung. Von ſeinem Auge bemerkt zu ſeyn, wenn auch entfernt, aber doch von ihm geſehen zu fechten, erfüllt ihn mit Begeiſterung. Setzte ſich der Kaiſer einmal an die Spitze einer Koſaken-Abtheilung, keine Truppe würde mehr als eben dieſe leiſten. *)

*) Tettenborn ſetzte an die Spitze eines jeden Koſaken-Regimentes einen deutſchen Offizier. Dieſer wurde in den Zuſammenhang der

3) Es muß unabänderlich festgesetzt werden, daß der Kosaken-Offizier weder auf dem Marsche, noch im Gefechte den Platz, der ihm angewiesen ist, verlasse. Dies wird schon deßhalb um so nothwendiger, als diese Truppe keine Trompeten hat; das Zusammengreifen jeder Bewegung, die Ordnung, Aufstellung u. s. w. daher nur durch die Stimme oder das Zeichen des Offiziers bewirkt werden kann. Der Fall ereignet sich auch in dieser Truppe öfters, daß im Augenblicke der Gefahr der Offizier und selbst der Unteroffizier, statt durch ruhige Besonnenheit und einfache Pflichterfüllung Allen ein Beispiel zu seyn, vorziehen, die Nachzügler anzutreiben und die Unwilligen zu züchtigen. Dies Benehmen wird manchmal selbst von den Bravsten befolgt, denn es gibt deren, die es als Theil ihrer Pflicht anzusehen gewohnt wurden. Nicht selten aber hat es andere Gründe. Der Soldat überhaupt, obwohl überall brav, braucht überall des Führers; er will in der Gefahr den Mann an seiner Spitze sehen, der bei Paraden vor ihm einherzieht, für dessen Ruhm er Blut und Leben opfert, der durch ihn Lob und Ehre einärndtet; er will, daß derjenige, welcher mit so vielen Vorrechten begabt ist, so viele Auszeichnungen erwerben kann, wenigstens den Ernst des Dienstes und den Drang der Gefahr mit ihm theile. Der Kosak insbesondere ist gewohnt, das Auge nie von

---

Unternehmung eingeweiht; an ihn ergingen die Befehle; er war es, der in das Hauptquartier meldete. Ihm ordneten sich die Kosaken-Obersten gerne und ohne Rückhalt unter; sie bildeten nur die Mittelglieder, wodurch jene Offiziere auf die Truppe wirkten. In solcher Verwendung zeichneten sich die Rittmeister Herbert, Bismark und Bethmer, dann der Lieutenant Redlich aus, und machten durch seltene Kriegsthaten ihre Namen bekannt.

seinem Führer zu wenden, ihn, gleich seinem Leitstern, immer vor sich zu sehen, in ihm den Bravsten von Allen zu ehren. Wer daher mit Kosaken siegen will, sey an ihrer Spitze! Diese Truppe regt man von den Flanken aus nicht an; die Linie ist zu gedehnt, die Bewegungen sind zu ungeordnet. Dreißig Schritte muß der Führer vor ihnen einher seyn. Es sollte überhaupt unter den strengsten Strafen geboten seyn, daß bei jedem Angriffe Alles, was den Säbel trägt, an der Spitze des Haufens sich befinde. *)

4) Auf Märschen, wie im Gefechte, ist ein Nachtrab von 15 bis 20 Pferden unter einem strengen, aber geschätzten Unteroffizier unerläßlich. Wird diese Maßregel versäumt, so löset sich ein Drittheil der ganzen Truppe unter tausend Vorwänden in Nachzügler auf. Diese Sucht ist ein Erbübel der Kosaken. Während des Feldzuges vom Jahre 1814 hat man gefunden, daß von Paris bis zum Don eine Kette von Nachzüglern gebildet war, welche Posten ausstellte, wie eine marschirende Truppe, und sich zum Geschäfte machte, die Beute, so sie nicht mit sich schleppen konnte, aus der einen Hand in die andere bis nach Hause zu schaffen.

5) Es ist ferner unerläßlich, daß die Fahnen während des Gefechtes bei der Truppe sind. Durch einen seltsamen Irrthum im Begriffe der Mittel, eine Fahne zu schützen, hat sich in den letzten Zeiten bei einigen Regimentern der Mißbrauch eingeschlichen, die Fahnen, sobald Gefahr nahte, zurück zu schicken. So wurde der Posten neben der Fahne, der ein Ehrenposten und eine Belohnung für die Bravsten seyn

*) Alle Chargen tragen Säbel.

ſoll, — ſonderbar genug! — ein Sammelort der Feigen und Nachzügler. — Tettenborn hielt im zerſtreuten Gefechte die Fahnen zwar außer dem Handgemenge, um nicht die Kraft des Angriffes durch die Beſorgniß für die Erhaltung jener Zeichen zu theilen, aber ſie wurden nahe hinter der Linie unter dem Schutze von Wenigen aufgeſtellt, und dienten als feſte Ordnungs- und Drehpunkte für die geſammte Truppe. Im geſchloſſenen Gefechte dagegen erlaubte er nie, daß die Fahne von der Spitze der Abtheilung komme, und dennoch verlor er deren keine einzige. Aber er war auch verſichert, daß der letzte Koſak früher fallen, als ſie aufgeben würde, denn es bindet den Koſaken außer dem Glauben, daß die Ehre der Abtheilung an die Fahne geheftet ſey, noch die Religion an dieſes Zeichen. Ein Regiment, das ohne Fahne nach der Heimath zurück käme, wäre nicht nur entehrt, es wäre wie von Gott gezeichnet, gebrandmarkt.

6) Nie darf der Führer ſich in die ökonomiſchen Verhältniſſe, überhaupt in den inneren Bau ſeiner Abtheilung miſchen. Hier ſind Sitten und Gebräuche dergeſtalt thätig, und Religions-Meinungen ſo tief eingewoben, daß alles Hergebrachte zum Heiligthume wird, das man nicht ungeſtraft antaſtet.

Sind dieſe Vorbedingungen erfüllt und weiß der Führer einer Abtheilung den Vortheil zu nützen, daß noch keine feſte Dienſtvorſchrift ſeine Taktik bindet, daß ſein Talent und ſeine Erfahrung aus den natürlichen Anlagen des Koſaken, ſo wie aus den Umſtänden, ungehindert, gleichwie aus einer erſtentdeckten Mine, ſchöpfen können; weiß er auf die Menge zu wirken, durch unerſchütterliche, aber gerechte Strenge ſich Achtung zu verſchaffen; weiß er milde zu ſeyn, ohne ſich etwas zu vergeben; weiß er

vor Beginn des Gefechtes durch wenige, aber treffende Worte Religions- und Vaterlandsgefühl zu erwecken, durch die Zuversicht auf sein Glück die abergläubische Furcht vor gewissen Tagen oder Wahrzeichen, welche im russischen Heere so sehr verbreitet ist, zu überwinden: so wird er sich auf keine Truppe mehr als eben auf die Kosaken verlassen können, und hat er sonst Talent, sie zu verwenden, hat er die Fähigkeiten eines Führers, so wird er Thaten mit ihnen verrichten, welche durch keine andere Truppe irgend eines Heeres verrichtet werden könnten. Aber der Führer muß auch Antheil nehmen an dem Schicksale des Mannes; er muß sich nicht zu vornehm dünken, dessen Suppe manchmal mit ihm zu essen; muß aufrichtige Sorge tragen für Verwundete und Kranke; muß den Namen Gottes zur rechten Zeit auszurufen verstehen, und muß vor Allem immer dort, wo die Gefahr am größten ist, zu finden seyn.

Es ist unglaublich, mit welcher Schärfe der Kosak seinen Führer zu beurtheilen weiß; wie viel also das Benehmen von diesem schon deßhalb auf die Brauchbarkeit von jenem einwirkt. Uebereilung, unnütze Geschäftigkeit, unsicherer Wille des Führers verderben Alles. Ruhe und Klarheit müssen jeden seiner Schritte bezeichnen und Gewicht halten gegen die Unruhe, die in der Natur des Kosaken liegt. Wer sich dieser Unruhe hingibt, wer den Berichten der Posten glaubt, kommt nicht mehr zu Athem. Die Kriege gegen die Türken und gegen asiatische Horden machen den Kosaken überaus aufmerksam, umsichtig, sorgfältig für seine Sicherheit; er ist daher immer voll Nachrichten, Meinungen, Voraussetzungen, Muthmaßungen; er hält den Fremden, der ihn befehligt, meist für zu wenig auf seiner Hut. Es muß daher das Augenmerk des Führers

ſeyn, dem Koſaken zu zeigen, daß er es iſt, daß er aber den Schein der Gefahr von der Wirklichkeit derſelben zu unterſcheiden wiſſe. Offenbar falſche Berichte, wo das Auge der Furcht, nicht der kalte, unbeſtochene Blick, der dem Soldaten geziemt, ſah, müſſen daher geſtraft werden, und die ganze Truppe muß Zeuge der Strafe ſeyn, die der Furchtſame erhält, der ſie aus ihrer Ruhe ſchreckte, weil er eine Compagnie für ein Bataillon, oder ein Bataillon für ein Regiment anſah.

Eine Maßregel, die der Führer einer Koſaken-Abtheilung nie verſäumen ſoll, weil ſie ein vorzügliches Mittel gibt, Vertrauen zu gewinnen, weil ſie ihm einen neuen und wahrhaft militäriſchen Weg der Belohnung für Untergebene öffnet, weil ſie ihm endlich den Erfolg der Gefechte auf eine ſehr ſichere Weiſe vorbereiten hilft, beſteht darin, *ſich nach und nach mit zwanzig oder dreißig Leuten zu umgeben*, aus denen gewählt, welche ſich in den Gefechten als die kühnſten und ausgezeichnetſten hervorthaten. Dieſe Auszeichnung darf nicht durch eine ausgeſprochene Zahl beſchränkt ſeyn; der Weg dazu muß Allen offen ſtehen. Die Früchte einer ſolchen Maßregel ſind unglaublich. Wer nur irgend einmal in ein paar Feldzügen gedient hat, und ein aufmerkſames Auge auf das Weſen der Angriffe mit blanker Waffe und inſonders der Reiterangriffe behielt, weiß, wie entſcheidend in ſolchen Gelegenheiten eine kleine Zahl furchtloſer Menſchen wirkt, die entſchloſſen iſt, zu ſiegen; wie ſelbſt ein Einzelner genügt, um eine ganze Schaar mit ſich zu reißen, und, einzig durch ſeine Zuverſicht, die wie ein höherer Zauber den Uebrigen ſich mittheilt, den Sieg zu erringen. Jedes Heer und jede Waffe liefert hievon Beiſpiele. Die Zuneigung, welcher der Koſak für ſeinen Führer fähig iſt,

und die, einmal gefaßt, in jeder Probe besteht, macht, daß dieser endlich mit einer Hand voll solcher Leute Alles unternehmen darf. Tettenborn und Czernitscheff pflegten sich mit einer Art von Garde, aus allen Regimentern, die unter ihnen standen, gewählt, zu umgeben, und Tettenborn insbesondere vertheilte von diesen ausgewählten Reitern wieder einige unter die zum Angriffe bestimmten Haufen; diese Einzelnen, die ob ihrer Tapferkeit gekannt waren und von allen Uebrigen geachtet wurden, rießen diese in Augenblicken des Schwankens unwiderstehlich mit sich. — Ein mehr in's Einzelne gehendes Beispiel liefert als Beleg für jene Maßregel die sehr ausgezeichnete Weise, wie Benkendorf den St. Georgenorden erhielt. Dieser Oberstlieutenant hatte im Februar 1813 den Marsch Tettenborns auf Berlin zu decken. Angekommen in Zellin, will er auf Writzen, aber er hört, der Ort sey mit einem westphälischen Bataillon besetzt und ein einziger Dammweg führe von dieser Seite dahin. Er umgeht ihn während der Nacht; am Morgen hat er Writzen bereits ganz eingeschlossen und fordert, obwohl er schwächer ist als der Gegner, und nur Kosaken gegen Fußvolk hat, den Feind zur Uebergabe auf. Die Antwort ist abschlägig. Benkendorf ruft dem Regiment Soulin, meist aus Leuten bestehend, die schon unter Souwarow gedient hatten, zu, daß er zähle auf ihre Nähe; mit 30 Mann und 6 russischen und preußischen Offizieren, die ihn freiwillig begleiteten, stürzt er dann in den Ort; vier der Seinigen fallen in dem Augenblick, da er ihn erreicht, denn Gewehrfeuer aus einem Hinterhalte überrascht sie; aber der Anstoß ist gegeben, die Uebrigen erreichen den Hauptplatz, — hier finden sie das Bataillon im Viereck aufgestellt. Das plötzliche Erscheinen der Kosaken erschreckt

die Weſtphalen; — der Ruf, daß man ſie als Deutſche verſchonen werde, thut das Seinige; genug, 550 Mann ſtrecken vor 33 die Waffen. Dieſe einige zwanzig Koſaken bilden von nun an und ſo lange Benkendorf das Regiment Soulin unter ſeinem Befehle hat, ſeine Begleitung.

Mann für Mann genommen, berechtigt der Koſak zu Außerordentlichem. Verſteht ein tüchtiger Offizier ihn auf eine ſeiner Fechtart und Eigenthümlichkeit angemeſſene Weiſe zu verwenden, und iſt ſonſt die Streitfähigkeit ganzer Haufen gehörig vorbereitet, ſo werden ſich Züge und Streiche mit ihnen unternehmen und ausführen laſſen, welche man mit einer doppelten Zahl der beſten geregelten Reiterei nicht verſuchen dürfte. Napoleon ſelbſt, der Gelegenheit hatte, die Koſaken kennen zu lernen, ſagt irgendwo von denſelben (und er hätte ihnen kein bezeichnenderes Lob geben können): „Nichts verdient in „dieſer Truppe Achtung, als der Koſak ſelbſt; denn dieſer „iſt ein ſchöner Mann, kräftig, gewandt, klug, ein treff„licher Reiter, unermüdet. Er iſt auf dem Pferde geboren „und in inneren Kriegen aufgezogen. Er iſt in der Ebene „das, was der Beduine in der Wüſte, der Barbet auf den „Alpen iſt. Er wohnt in keinem Hauſe, ſchläft in keinem „Bette, und wechſelt mit jedem Sonnenuntergang den Ort, „damit der Feind nicht ſein Nachtlager ausgeſpäht haben „könne.“ *) *Welch eine Truppe läßt ſich nicht aus ſolchem* Stoffe bilden! Wenn aber dennoch die Koſaken während des letzten Krieges im Verhältniß ihrer Zahl nur wenig geleiſtet haben, woran kann es liegen als an ihrer Führung und Verwendung? — Und wenn ſie in künftigen Zeiten vielleicht noch weniger leiſten werden, wo wird der

*) Mémoires de Napoléon. Par Montholon. I. 261.

Grund hievon zu ſuchen ſeyn, als in dem Beſtreben, ihre Eigenthümlichkeit durch fremdartige Bildung zu erſticken?

Die Schärfe des Geſichtes und des Ohres gränzen bei dem Koſaken an das Fabelhafte. Auf Entfernungen, wo nur noch ein bewegter Punkt irgend ein lebendes Weſen errathen läßt, unterſcheidet der Koſak genau, ob es ein Mann ſey, ob ein Fußgeher oder Reiter, ob endlich von den Seinigen Einer oder nicht. *) Das Zeichen, das er Majak nennt, und das in gewiſſen Bewegungen mit dem Pferde beſteht, dient ihm als natürlicher Telegraph. Von Bergen zu Bergen, über breite Thäler hin, und aus unglaublichen Fernen im Flachlande befragt ſich der Koſak, und beſpricht ſich gleichſam mittelſt dieſes Zeichens. Es iſt ſchwer, ihn hierin zu täuſchen, denn ſelbſt die Nachahmung deſſelben erräth er ſchnell. **) Der dem doniſchen Pferde eigene Gang, — die Art, wie es den Kopf trägt, — und tauſend andere unſcheinbare Kleinigkeiten dienen den Koſaken, ſich unter ſich, weit außer dem Bereiche jedes anderen Auges, zu erkennen.

Mit dem Ohr zur Erde gelegt, vernimmt der Koſak Geſchützfeuer bis auf zwanzig und mehrere Meilen Entfernung, und er irrt ſich ſelten über die Richtung. — Er findet ſich leichter in die Himmelsgegenden, als der Mann irgend einer europäiſchen Truppe. Die Sonne, die Sterne

*) Noch ſchärfer ſieht der Kalmuke; ſchon in der Bildung ſeines Auges mag hievon der Grund liegen.

**) Auch der Pole hat ein ähnliches Zeichen; er dreht ſich, ſobald er Jemanden anſichtig wird, den er für ſeines Gleichen nimmt, in gewiſſen Kreiſen; folgt derſelbe Antwort, ſo war die Muthmaßung richtig. Der Majak iſt von dieſem Zeichen unterſchieden; denn ſo oft die Polen auch den Verſuch machten, den Koſaken auf dieſem Wege zu täuſchen, ſo gelang es ihnen doch nicht.

ſind ſeine Magnetnadel. Es gibt beinahe kein Beiſpiel, daß der Koſak, ſelbſt in Ländern, wo Niemand ſeine Sprache ſpricht, wo die Kultur den Boden völlig der Natur, folglich dem Koſaken entfremdet hat, ſich verirrt hätte. Hiezu kommt die Sicherheit, mit welcher er auf der Fährte der Seinigen geht; die Hufe und ſonſtigen Spuren der Pferde, die gekrümmten Aeſte der Bäume u. ſ. w. werden ihm Zeichen, woran er ihren Marſch erkennt und wodurch er ſich findet.

Dieſe Fähigkeiten und Eigenſchaften begründen die vorzügliche Brauchbarkeit des Koſaken auf Vorpoſten, zu Erkennungsritten, zu Sendungen. Die wichtigſten Dienſtſchriften, ihm anvertraut, fanden immer an ihm den ſicherſten Träger. Ein verſiegelter Brief iſt ihm ein Heiligthum. Iſt dem Siegel eine Feder beigefügt (Zeichen, daß die Sendung Eile habe), ſo würde er ſelbſt ſein Pferd, dieſen treuen, lieben Gefährten, aufopfern, bevor er eine Minute verlöre. Mit gleicher Gewiſſenhaftigkeit betrachtet er jedes öffentliche Gut, dem er zur Begleitung und Vertheidigung beigegeben wird. Iſt gar der ruſſiſche kaiſerliche Adler darauf, ſo gibt er es vor ſeinem letzten Hauche dem Feinde nicht preis. Ob dieſer Treue und Anhänglichkeit beſteht auch die Wache des kaiſerlichen Hauptquartiers nur aus Koſaken, und Koſaken ſind es, welche während eines Feldzuges dem ruſſiſchen Volke für die Sicherheit ſeines Herrſchers bürgen.

Je mehr der Koſak ſich ſelbſt überlaſſen bleibt, deſto mehr beweiſt er Klugheit, geſunden Blick und Entſchloſſenheit. Er iſt ſich ſelbſt genug und weiß, was er will und kann. Aufgewachſen in Waffen, gewohnt an die Raſchheit aſiatiſcher Herdenzüge und Ueberfälle,

an die Täuſchungen, Ueberliſtungen eines nie unterbrochenen Krieges, weiß er Zeit und Boden beſſer zu ſchätzen, als im Durchſchnitt der gemeine Mann irgend einer Waffe und irgend eines Heeres. Man ſende den Koſaken hinaus, die Stellung des Feindes auszuſpähen, und er wird mit ſo viel Kenntniß und Umſicht ſeinem Auftrage nachkommen, daß er in Kürze das klare Bild derſelben zu geben im Stande iſt. — Der Punkt, den der Koſak zur Aufſtellung der Feldwache wählt, iſt ſicherlich der beſte; auch iſt keine Truppe im Angeſichte des Feindes beſſer gedeckt, als eben der Koſakenhaufe oder diejenige, welche Koſaken zum Poſtendienſte hat. Will man die Nacht irgendwo zubringen oder die Truppe ruhen laſſen, ſo iſt mit wenigen Worten, geſprochen zu einem Offizier oder Unteroffizier der Koſaken, das wichtige Geſchäft des Sicherheitdienſtes abgethan. Man zeigt ihm die Hauptwege, welche zum Feinde führen; das Uebrige geſchieht, und man darf die Nacht unbeſorgt ausruhen. Offiziere der Linie, welche die Führung von Koſaken übernahmen, und welche, gewohnt an die Unverläßlichkeit dieſes gefährlichſten und mühſamſten Zweiges des Felddienſtes, überall mit eigenen Augen ſehen, überall in Perſon die Poſten ſtellen, belehren und prüfen wollten, ſahen ſich in Kurzem von dem richtigen Takte des Koſaken gar oft übertroffen, und gaben gerne ein Bemühen auf, das köſtliche Stunden der Erholung raubt, und bei dieſer Truppe wirklich überflüſſig iſt. Die Wachſamkeit des Koſaken iſt aber auch im ganzen ruſſiſchen Heere Sprichwort geworden, und wird ſo gewürdigt, daß viele Generale ohne Koſaken gar nicht geſichert zu ſeyn glauben. „Wie wollen Sie“ — ſagte im Jahre 1815 ein ſehr geſchätzter ruſſiſcher Reitergeneral, dem man die Koſaken-Abtheilung, welche ſeine Truppe begleitet hatte, nahm — „wie wollen

Sie, daß ich mich in dieſem Lande ohne Koſaken auf irgend etwas einlaſſe?“ Und doch hatte dieſer General vier Huſaren-Regimenter in ſeiner Diviſion.

Es gibt gewiß nur ſehr wenige Beiſpiele, daß Koſaken im eigentlichen Sinne überfallen worden ſeyen. Wenn es geſchah, ſo trug meiſt ihr Führer Schuld, indem er ſie hinderte, ſich ihrer Erfahrung und Weiſe gemäß zu ſichern. Der Fall trat an der Steckniz im Sommer 1813 nach Verlauf des Waffenſtillſtandes ein. Am 16. Auguſt wußte man noch im Lager der Verbündeten nicht, ob der Stillſtand verlängert oder der Krieg abermals aufgefaßt werden werde. Die Franzoſen löeten Tags darauf den Zweifel, denn ſie rückten gegen die Linie der Verbündeten vor, und überfielen im Städtchen Mölln das dort aufgeſtellte Koſaken-Regiment. Der Führer deſſelben hatte, verwöhnt durch die lange Waffenruhe, alle Sicherheits-Maßregeln bei Seite gelaſſen; die Koſaken waren in ein bequemes Lager verlegt, nur wenige Poſten umgaben daſſelbe in geringer Ferne; man erwartete nichts weniger als einen Angriff. So geſchah es, daß dieſer Ueberfall gelingen konnte. Aber er gelang auch nur in ſo ferne, als der Feind nicht früher entdeckt wurde, als bis ihm kein Widerſtand mehr zu leiſten war; und ſelbſt dieſer Unfall gab Gelegenheit, den Vorzug der Blitzesſchnelle, mit welcher ſich dieſe Truppe vor anderen zu ſammeln weiß, herauszuheben, denn trotz der gänzlichen Ueberraſchung, aus der nur die eiligſte Flucht retten konnte, fiel kein Mann, kein Pferd in Feindes Hände.

Einen Strich Landes im weiten Umkreiſe abzuſchneiden, eine feindliche Truppe ſo zu umſtellen, daß ihr jede Möglichkeit, Kundſchaften einzuziehen, Lebensmittel zu erhalten, ſich über Stärke und Stellung des

Gegners durch Streifwachen aufzuklären, benommen iſt, verſtehen Koſaken meiſterlich. Die letzten Feldzüge ſind voll von Beiſpielen und Belegen hiezu. Die Umſchlieſſung, welche 50,000 Mann unter Davouſt durch Tettenborn, der nur vier Koſaken-Regimenter und einige Freicorps, zuſammen 5000 Mann, führte, bei Schwerin erlitten; das Gefecht an der Görde, welches Wallmoden der Diviſion Pecheur lieferte; der Zug Tettenborns nach Bremen u. ſ. w., wovon wir noch Gelegenheit haben werden zu ſprechen, würden ohne dieſe Fähigkeit der Koſaken, Landſtrecken auf das Genaueſte zu ſperren, nicht haben gelingen können.

Was den Koſaken für die Verwendung zum leichten Kriege ganz vorzüglich eignet, iſt ſeine völlige Gleichgültigkeit für tauſend Dinge, die man in der Militärſprache Hinderniſſe nennt, und denen man ſonſt ſorgfältig ausweicht, ja, die wohl, wenn eine Truppe unerwartet auf ſie ſtößt, ſo viele gut berechnete Unternehmungen ſcheitern machen. Der Koſak kennt auf dem Feſtlande gewiſſermaßen nichts, was ihn aufhält. Von erſter Kindheit an gewohnt, für alle Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten die Befriedigung ſich ſelbſt zu erringen und thätig zu verdienen, dabei des Glaubens voll, daß ſein Gott, der ruſſiſche Gott (Roſſiskoi Boch) mehr werth ſey, als der Gott irgend [illegible] mit Gleichmuth und Zuverſicht jeder Schwierigkeit entgegen. Er kennt die Geißel der Unentſchiedenheit nicht. Soll er durch einen Fluß, durch Sumpf und Moraſt, ſoll er das Eis prüfen, ob es trägt, ſoll er einen Forſt, ſoll er Schluchten, Engwege unterſuchen, er zögert nicht; nichts erſchreckt ihn, nichts überraſcht ihn. — Trifft es ſich, daß er, von allen gebahnten Wegen ab, in Wald

und Berge geworfen wird, ſo zieht er ruhig von Höhe zu Höhe hin, lauſcht, ſieht rings herum, bis er dem Feinde wieder entgangen und zu den Seinigen geſtoßen iſt. Trifft es ſich, daß plötzlich ein Fluß ſeinen Marſch hemmt, und iſt keine Brücke in der Nähe, ſo ſucht er ſich ohne Verweilen die niedrigſte Uferſtelle aus, und ſetzt einzeln, wie zu ganzen Regimentern, ſchwimmend hinüber. Das Beiſpiel, daß für den Koſaken im Nothfall der Fluß ſelbſt überall zur Brücke werde, gab Tettenborn in Frankreich zu öfteren Malen, indem er, beinahe immer im Rücken des franzöſiſchen Hauptheeres und zwiſchen deſſen Colonnen eingeengt, ſich raſch von einem Ufer der Marne auf das andere warf. Das Beiſpiel, das am meiſten Staunen erregte, gab er jedoch während des Ueberfalls auf Bremen (October 1813). Zwei Koſaken-Regimenter ſetzten damals, im Angeſicht der Stadt, über die breite Weſer, um die Verbindungen des linken Ufers zu durchſchneiden. Dies herrliche Schauſpiel zwang ſelbſt dem Feinde Bewunderung ab; Einwohner und Beſatzung riefen Beifall den kühnen Schwimmern zu, und das Feuer des Platzes, in deſſen Bereich die That geſchah, hielt ein, als wäre es gefeſſelt durch dieſen Zauber.

Während des Angriffes auf Holland machte die Gewandtheit, mit welcher ſechs Regimenter Koſaken, unter Nariſchkin und Staël, ſich zwiſchen den hundert und hundert Waſſerverbindungen und der Menge feſter Plätze bewegten, alle erfahrenen Kriegsleute ſtaunen. Wohin eine andere Reitertruppe ſich nicht ohne Unbedachtſamkeit wagen würde, ſcheuten die Koſaken keine Gefahr und erlitten auch keinen Nachtheil. Die Dienſte, welche ſie vor Naarden, Zütphen, Deventer u. ſ. w. leiſteten, beweiſen ihre Verwendbarkeit auf ſehr durchſchnittenem Boden

wird selbst bei dem verhältnißmäßig unbeweglichen Umschließungsdienst.

Wenn den Kosaken kein Hinderniß überrascht, so macht ihn auch eben so wenig etwas erstaunen. Die Prachtwerke der Baukunst, die Erzeugnisse des Luxus, der ganze Aufwand der Kultur, den er in den westlichen Ländern traf, verlockten ihn nicht. Man öffnete ihm in Berlin, in Hamburg die herrlichsten Gebäude, man empfing ihn mit den ausgesuchtesten Gerichten: er zog vor, seine Kohlsuppe (Schtschi) unter freiem Himmel zu kochen und auf der Straße bei seinem Pferde zu liegen. Die Herrlichkeiten von Paris fesselten sein Auge nicht. Er ritt durch die mit allen Truppen Europa's angefüllte Kaiserstadt, wo jeder Schritt ihm Niegesehenes zeigen mußte, von einem Schlagbaume zum entgegengesetzten, als wenn er durch ein russisches Dorf zöge. Diese Gleichgültigkeit ist übrigens, wie bekannt, auch allen asiatischen Stämmen eigen.

Es gibt keine Truppe, die besser zu Nachtmärschen taugte, als Kosakenhaufen. Da dem Kosaken Säbel und Gewehr fest am Leibe sitzen, da er keine Sporen, keine Waffen, die klirren, überhaupt wenig Metall am Kleide trägt, *) da überdieß die Pferde sehr ruhig sind (die donischen Regimenter reiten keine Hengste), so bewegt und naht, dehnt oder schließt sich der Haufe ohne Geräusch; es ist dann, als wenn Jeder den Athem an sich halte. Während des Rückzuges Napoleons von Leipzig machte Benkendorf mit den Regimentern Giroff und Sisojeff

*) Der Kosak trägt gewöhnlich den Säbel nach asiatischer Art. Der Garabiner, oder das Gewehr liegen fest auf der Schulter. Pistolen stecken im Gürtel. Am Kleide sind keine Knöpfe. Der Zügel hat keine Kettchen.

einen Nachtmarsch von Schloß Wippach nach Weißensee, wo er manchmal kaum dreißig Schritte vom Feinde entfernt blieb und immer die französischen Streif- und Feldwachen zur Seite hatte. Dennoch wurde er nicht entdeckt und weder Mann noch Pferd blieben zurück.

Die Bewegungen der Kosaken sind höchst einfach. Gewöhnlich marschiren sie zu dreien, manchmal zu sechsen. Die Fahne der Schwadron steht im ersten Gliede; der Schwadronschef befindet sich in den Zwischenräumen; die übrigen Offiziere sind zur Rechten und Linken der Colonne. Sie marschiren auf das Befehlwort: Lawoy! in eine einzige Linie auf, die einen eingehenden Bogen bildet, und mit den Flügeln den Feind umfängt. Eben auf den Flügeln befinden sich die Entschlossensten aus der Schaar, denn diese bilden den Nachtrab, wenn der Angriff mißlingt. Alles eilt dann mit Blitzesschnelle nach der Mitte zu und schließt sich fest auf. Ist der Boden frei, so geschieht die Vertheidigung während des Rückzuges staffelweise, und jeder Haufe weiß dann genau den Augenblick zu treffen, wo er sich wenden und mit verhängtem Zügel dem Feind entgegen muß. — Sind sie nicht ganz sicher dessen, was sie unternehmen wollen, und gehen sie mit der Absicht um, einen überraschenden Anfall auszuführen, so haben sie eine vorläufige Bewegung, die nur ihnen eigen ist und nur durch sie ausgeführt werden kann; sie nennen dieselbe: wintiet, d. i. sich schrauben. Sie bewegen sich nämlich mit immer wachsender Geschwindigkeit auf demselben Platze — scheinen bald dieß, bald das zu wollen — machen den Feind über ihre Absichten ganz unsicher und fallen dann plötzlich über ihn her.

Schnelligkeit ist die Seele aller Bewegungen des Kosaken. Hierin dient ihm der Paßgang seines Pferdes,

der überaus dauernd iſt und an Geſchwindigkeit dem mittleren Gallop anderer Pferde gleich kommt. Selbſt der Schritt des doniſchen Pferdes iſt ſchnell. Man kann annehmen, daß es damit in der Stunde eine kleine deutſche Meile zurücklegt. Mit welcher unglaublichen Geſchwindigkeit und Ausdauer Koſaken marſchiren können, haben im letzten Kriege vorzüglich Czernitſcheff und Tettenborn bewieſen. Der bekannte Zug des Erſten vom oberen Niemen nach der Ula im October 1812 — und jener nach Kaſſel, ein Jahr darauf, gränzen an das Fabelhafte. Nicht minder die Züge mehrerer kleinen Abtheilungen; ſo z. B. der Marſch von 130 Koſaken unter Capitän Fabek, die zur Unternehmung auf Kaſſel mitwirkten. Dieſe 130 Mann gingen bei Roßlau über die Elbe und ritten am erſten Tage 6 Meilen, bis Bernburg, — am zweiten auf Seitenwegen 12 Meilen, nach Nordhauſen, — am dritten abermals 12 Meilen, bis Kaſſel; hier ſchlugen ſie ſich am vierten Tage bis in die Nacht, und ritten noch 3 Meilen, bis Melſungen. Da erhielten ſie den Auftrag, nach Frankfurt zu ſtreifen. Das thaten ſie, brachten ein paar Couriere auf, die von Paris nach Dresden, dem Hauptquartiere Napoleons, eilen wollten, und trafen am ſechsten Tage ihrer Abſendung nach Frankfurt bereits wieder, 50 Meilen davon entfernt, zu Dörnitz an der Elbe ein.

Der Capitän Schilling ritt im Januar 1814 mit 150 Koſaken in ſieben Märſchen von dem Rheine nach Rheims, überfiel die Stadt und ſpielte darin durch drei Wochen den Meiſter, obwohl er vom Feinde umgeben und auf 60 Stunden keine befreundete Truppe war. — Der brave Major Mallay ritt mit 160 Koſaken in acht Tagen von Osnabrück nach Amſterdam und verkündigte Holland die Befreiung. Damals geſchah es auch, daß

Abtheilungen unter Steinecker und Peterſon bis Mecheln und Brüſſel kamen, wo der Feind noch auf wochenlange Ruhe zählte. — Der Capitän Arnim, der im Jahr 1815 mit 50 Koſaken von Chalons abgeſchickt wurde, um die aus den Niederlanden nach Paris rückenden Preußen und Engländer aufzuſuchen, erſchien 36 Stunden darauf zu St. Cloud, und war der erſte Verbündete, der in dieſem Feldzuge Paris an der Spitze ſeines Häufchens durchzog. Am Tage nach dem Einrücken des niederländiſchen Heeres in dieſe Hauptſtadt langte Arnim ſchon wieder bei den Seinigen in Brie-Courte-Robert an.

Tettenborn ging im März 1813 mit ſeinen Koſaken und mit zwei Stücken leichten Geſchützes in vier Tagen von Berlin über Ludwigsluſt nach Lauenburg, eine Strecke von 36 deutſchen Meilen, — focht nun zwei Tage mit einem überlegenen Feinde, vertrieb ihn und rückte am dritten in Hamburg ein. — Derſelbe General ging im December 1813, als der Kronprinz von Schweden in das Holſteiniſche brach, trotz der entſetzlichſten Wege, wo die Pferde oft bis an den Bauch in Moraſt ſanken, über tiefe Gräben ſetzen, ſich oft ſtundenlange durch Buſchgewäſſer und einbrechendes Eis fortarbeiten mußten, in vier Tagen von der Stecknitz an die Eyder, und zwar aus der Umgegend von Mölle nach Rendsburg. Dieſe Bewegung, im Rücken des feindlichen Heeres ausgeführt, ging bei Tag und Nacht ohne Unterſchied fort und nur in den zum Füttern nöthigen Stunden wurde geruht. Ueberall war der Feind völlig überraſcht und von einem Erſtaunen befallen, das ihm die Beſinnung nahm, denn die Koſaken kamen allen Nachrichten ihrer Annäherung zuvor. — Eben ſo ſchnell durchzog Tettenborn im Januar 1814 längs beiden Küſten das Herzogthum Schleswig. In drei

Tagen war ein Theil ſeiner Koſaken von Friedrichsſtadt bis Kolding, an 24 deutſchen Meilen, geritten. — Der im Verhältniß ſeiner Dauer bewundernswürdigſte Eilmarſch dieſes Generals war aber derjenige, welchen er im Januar und Februar 1814 aus Holſtein bis ins Herz von Frankreich machte. Er hatte am 24. Januar die Eyder verlaſſen, und ging am 11. Februar bei dem auf 70 deutſche Meilen entfernten Köln über den Rhein. Bei Bonn und Trier wurden einige Raſttage gehalten, wie es bei dieſer Jahrszeit, bei der Dauer der Eilmärſche, bei den grundloſen Gebirgs- und Nebenwegen, bei dem beſchwerlichen Sicherheitsdienſte, deſſen man nunmehr gegen die Menge nicht umſtellter Feſtungen und gegen die Zuſammenrottungen der Bauern gewärtig ſeyn mußte, wohl unerläßlich war. Am 25. Februar erreichte Tettenborn Rheims. Er hatte daher in 30 Tagen an 150 deutſche Meilen zurückgelegt.

Wer die Schnelligkeit der Koſakenmärſche blos nach der Fähigkeit einer geregelten Reitertruppe bemißt, würde an der Wahrheit ſolcher Beiſpiele zweifeln müſſen, wenn nicht das ganze Heer, oder vielmehr die vereinigten Heere Europa's, hievon Zeuge geweſen wären. Auch der bekannte und mit Recht gerühmte Marſch des Fürſten Kondaſcheff nach Wiederbeginn der Feindſeligkeiten im Jahr 1813; jener des Fürſten Mentſchſkikoff II. im Jahre 1812; die Märſche, welche Albrecht I., S. Wolkonsky, Aleris und Michael Orloff und andere Offiziere in den Feldzügen 1812 bis 1815 ausführten, gehören in dieſe Klaſſe. Was Wunder, daß Offiziere, die mit Koſaken dienten und ſie zu führen verſtanden, von Unluſt befallen wurden, ſobald ſie ſolche Unternehmungen des ſchnellſten Dienſtes mit geregelter Reiterei ausführen ſollten! —

Es ſcheint ein Mangel zu ſeyn, daß nicht, wie andere Reitertruppen und ſelbſt leichtes Fußvolk, auch die Koſaken mit Trompetern verſehen ſind; und doch wird man kaum von einem einzigen Führer derſelben Klage über den Abgang dieſes Sprach- und Ordnungsmittels vernehmen. Der Koſakenhaufe gleicht einer Kette, wo, wie nachläßig hingeworfen und aufgehäuft ſie auch erſcheine, eine ſichere Fügung Ring an Ring knüpft und ein Augenblick genügt, das Geſetz der Ordnung nachzuweiſen. Wir haben oben des Ueberfalls bei Mölln gedacht und geſehen, daß trotz gänzlicher Ueberraſchung kein Koſak in Feindes Hände fiel; alſo ſelbſt in dem Falle, wo die allerſchnellſte Sammlung, Ordnung und gemeinſame Thätigkeit nothwendig iſt, die Trompete entbehrt werden konnte. Ein anderes Beiſpiel gibt folgender Vorfall: Im Februar 1813, nach dem erſten Angriffe auf Berlin, zog der Oberſte Benkendorf mit den Koſaken-Regimentern Soulin und und Deniſſow von Pankow nach Bernau, um den Marſch einer Abtheilung Augereau's zu beobachten. Ermüdet durch Beſchwerden und Gefechte, getäuſcht durch den falſchen Bericht, es lägen die Franzoſen ruhig in Werneuchen, läßt der Oberſt die beiden Regimenter in das Städtchen Bernau rücken, damit ſie da einige Stunden hindurch ruhen. — Um Mitternacht, da Alles ſchläft, bemerken die Vorpoſten den Feind in der Nähe; kaum hat man noch Zeit, den Oberſten zu unterrichten; denn ſchon fallen Schüſſe auf 400 Schritte vom Orte entfernt. Der Oberſt ſtürzt aus dem Hauſe und ruft ſein Hurrah! — in weniger denn einer Minute ſitzen die Regimenter zu Pferde und ziehen ins Freie. — Tettenborn hatte ſeine Koſaken ſo auf das Wort abgerichtet, daß von vorausgehenden Befehlen zum Aufbruche gar nie die Rede bei ihm

war. Wollte er marſchiren, ſo rief er: „zu Pferde!“ zum Fenſter hinaus, und ließ ſich ſein Pferd vorführen. Dieſer Ruf der Allen bekannten Stimme des Führers genügte — in wenigen Augenblicken war Alles marſchfertig.

Alle dieſe Eigenſchaften zuſammen machen, wie es in die Augen fällt, den Koſaken vorzüglich geeignet, ſowohl durch raſchen Ueberfall als durch raſtloſes Necken und Drohen eine weit überlegene, beſſer bewaffnete, in ihren Beſtandtheilen ſorgſamer ausgebildete Truppe zu Grunde zu richten. Drei Koſaken-Regimenter hoben (October 1813) bei Kaſſel das Huſaren-Regiment Jerome, 700 Pferde ſtark, dergeſtalt auf, daß nicht ein Mann oder Pferd deſſelben ſich rettete. — 800 Koſaken überfielen in Langenſebode (auf der Straße nach Hanau) eine Abtheilung der jungen Garde, 3500 Mann ſtark — beſchäftigten ſie bis zum Anbruch des Tages und bis drei Bataillone Baiern heranrückten, worauf die ganze franzöſiſche Abtheilung gefangen wurde. — Die Aufhebung des adelichen polniſchen Lanzier-Regiments unter General Kanopka zu Slonim (November 1812) und ſo viele andere Ueberfälle, durch Koſaken ausgeführt, ſind bekannt. Unter die vorzüglichſten gehören ohne Zweifel die zwar mißlungene, aber glänzende Unternehmung Czernitſcheffs und Tettenborns auf Berlin und die Wegnahme Bremens durch den Letzteren. Beide Vorfälle entwickeln und belegen die meiſten in dieſer Schrift aufgeſtellten Behauptungen; eine kurze aber wahre Schilderung derſelben wird daher hier am Platze ſeyn.

Geheime Verſtändniſſe, über ganz Deutſchland ausgebreitet, durch große Geldmittel aufrecht gehalten, überdieß durch den Geiſt des preußiſchen Volkes befördert, verbürgten der Unternehmung auf Berlin die

Wahrscheinlichkeit des Erfolges. Augereau lag zwar mit nahe an 10,000 Mann in der Stadt, aber er hatte nur 200 Reiter; alle Bürger waren bereit zum Aufstande, Ludwig v. Kleist konnte schon damals ein ganzes Bataillon mitten in der Stadt bilden und bewaffnen, ohne daß die Franzosen die geringste Kenntniß davon hatten; man schließe hieraus auf den Geist und Willen des Volkes! — Man wußte von Yorks Uebertritt und ahnete den Entschluß des Königs, hoffte auch, daß er sich mit jedem Tage erklären werde. Die Russen jenseits der Oder standen mit den Einwohnern von Berlin in der innigsten Verbindung. Zwischen diesen und dem Obersten Tettenborn ward die Unternehmung verabredet, der Tag bestimmt; man hoffte Augereau mit seinem ganzen Corps aufzureiben. — Tettenborn setzte ohne Verweilen mit 4 Kosaken-Regimentern, 2 Kanonen und 2 preußischen Schwadronen unter Major Schill, die ihm York geliehen hatte, über die Oder. Während dieses Marsches bekamen die Verhältnisse plötzlich eine Wendung, welche die eigentliche Ursache des Scheiterns der ganzen Unternehmung wurde. Tettenborn empfing einen Brief des Königs von Preußen, worin ihm dieser von dem Vorhaben auf Berlin abrieth; der Major v. Lützow war der Träger dieses Briefes. Er brachte zugleich dem Major Schill den Befehl, nicht von der Stelle zu gehen; allen preußischen Offizieren, die den Obersten Tettenborn begleiten wollten, ward dasselbe befohlen. — Der unmittelbare königliche Befehl ließ keine Wahl. — Tettenborn mußte Verzicht leisten auf den Hebel der königlichen Genehmigung und auf das Einrücken mit preußischen Truppen in Berlin. Auf beide Mittel aber war als auf die entscheidenden Hülfen gezählt, weil sie die Begeisterung des Volkes zur

That bringen ſollten. — Der ruſſiſche Oberſt lud nunmehr den General Czernitſcheff, der zu Frankfurt an der Oder ſtand, zu dieſem Unternehmen ein, und ſtellte ſich freiwillig unter deſſen Befehle. Czernitſcheff nahm den Vorſchlag an, — verſprach mit 3000 Pferden um Mitternacht in Landsberg einzutreffen; dahin rückte nun auch Tettenborn und am nächſten Morgen brachen beide gegen Berlin auf. Die von Stunde zu Stunde kommenden Kundſchafter berichteten, daß der Feind in der Hauptſtadt keine Ahnung deſſen, was im Werden ſey, habe. Schon war man kaum mehr eine Viertelmeile weit entfernt, da kam plötzlich die Nachricht, der Vicekönig zöge von Cöpnik eiligſt nach Berlin. Dieſe Nachricht machte die ruſſiſchen Parteigänger ſtutzen; ſie beſorgten das Mißlingen, vielleicht eine Niederlage, und hielten an. So wurde es 9 Uhr. Da zeigten ſich Würzburger Dragoner auf den ſchwachen Höhen vor der Stadt. Dieſe Dragoner machten die geſammte Reiterei Augereau's aus. Entdeckt war man einmal und der Rückzug blieb immer noch ſicher. Tettenborn ſetzte ſich alſo an die Spitze des Regiments Komiſſaroff, und machte auf dieſe Dragoner ein Hurrah. Der Anſtoß war gegeben, die Dragoner flohen — im Gemenge mit ihnen kamen die Koſaken an das Thor — ein furchtbares Gewehrfeuer begrüßte ſie da, — aber die wachhabende Abtheilung ward über den Haufen gerannt, die Koſaken jagten nach den Linden, ſtäubten die franzöſiſchen Abtheilungen, die ſich ſammeln wollten, auseinander, und erkannten nun, daß der Feind gänzlich überfallen war. Schnell ſandte Tettenborn Offiziere über Offiziere an Czernitſcheff, auf daß er kommen möge. Dieſer aber, vielleicht von der Rückſicht bewogen, daß man Berlin für den jetzigen Augenblick doch nicht halten könne und um

das Volk, das bei der geringen Stärke Tettenborns noch nicht loszubrechen wagte, nicht zu Schritten zu verleiten, die ihm verderblich werden konnten, begnügte ſich, auf den Höhen vor der Stadt aufzumarſchiren und hielt auch die drei übrigen Koſaken-Regimenter Tettenborns zurück. Augereau ſammelte ſich einſtweilen am Brandenburger Thore, gewann immer mehr Boden und trieb endlich nach vier Stunden die Koſaken wieder aus der Stadt. —

Dieſer mißlungenen Unternehmung folge die gelungene auf Bremen. Wallmoden ſtand in Lauenburg und Umgegend, Tettenborn in Lüneburg, der Marſchall Davouſt in Hamburg. Der Letztere war ob ſeiner Stärke und Stellung unangreifbar, das Land in ſeinem Rücken frei, Bremen ein befeſtigter, gut beſetzter Poſten an der Weſer, zwiſchen Elbe und Rhein, — Nienburg und Minden ebenfalls feſte Uebergangspunkte der Weſer, Rothenburg endlich ein Verbindungspoſten zwiſchen Hamburg und Bremen. — Tettenborn erbat ſich von dem General Wallmoden, dieſe letzte Stadt, die ob ihrer Lage und ihres Reichthums für die Franzoſen von höchſter Wichtigkeit war, wegnehmen zu dürfen. Wallmoden, obwohl er den Erfolg bezweifelt (denn nur das ganz unwahrſcheinliche Verborgenbleiben der Anſtalten und des Marſches dahin kann ihn wahrſcheinlich machen), gibt das Unternehmen zu. Tettenborn ſammelt am 9. October alle Wagen, die er auftreiben kann, auf dem linken Elbe-Ufer bei Bleckede, ſetzt 800 Lützow'ſche und Reichiſche Jäger darauf, nimmt außerdem eine gleiche Zahl Koſaken und 4 Kanonen. Morgens am 10. bricht er auf, fährt zwei Tage und zwei Nächte unter unaufhörlichem Gußregen durch die tiefen Moore und unwegſamen Oeden der Lüneburger Haide unaufgehalten

über Soltau nach Verden; Pfuel mit einer Abtheilung Jäger und Koſaken umgibt Rothenburg; andere Abtheilungen ſchließen das Land gegen Hamburg, Bremen und die übrigen von den Franzoſen beſetzten Plätze, ſo daß keine Nachricht von dem, was vorgeht, nach irgend einem dieſer Orte gelangt. — In Verden wird drei Stunden geraſtet, bis die Nacht einbricht; am frühen Morgen des 13. will man vor Bremen ſeyn. Die fortwährende Sand-Strecke ermüdet das Fußvolk ungemein (die Wagen waren meiſt auf der Lüneburger Haide ſtecken geblieben); in Aarbergen muß Tettenborn, der mit den Koſaken voraus war, einen geraumen Theil der Nacht warten. Dieſen Aufenthalt benützt der den Franzoſen ergebene Maire des Ortes, um einen Boten abzufertigen, der im Dunkel ſich durchwindet und nach Bremen gelangt. Wäre dieſer Verrath nicht geſchehen, ſo würde Tettenborn die Stadt ſo ſicher gefunden haben, daß die Beſatzung nicht mehr Zeit gehabt hätte, die Zugbrücke aufzuziehen. Nun aber, obwohl Tettenborn nur ſehr kurze Zeit nach dem Boten vor Bremen eintrifft, findet er dennoch in der Vorſtadt und im daran ſtoßenden Dorfe Haſtedt ein Bataillon Schweizer, das ihn mit lebhaftem Feuer empfängt. Keine Zeit iſt zu verlieren; Tettenborn kann ſeine Jäger nicht abwarten; er gibt ein paar Kanonenſchüſſe, ſendet Koſaken in Seite und Rücken, ſtürzt mit dem Reſt in das Dorf und vernichtet beinahe die ganze ſchreckbetäubte Truppe. Wenige Flüchtlinge wollen zurück in die Stadt — die Koſaken hinterher kommen bis an das Thor — aber ſie finden die Zugbrücke aufgezogen, und von den Wällen beginnt das Geſchütz zu donnern. Tettenborn iſt in nicht geringer Verlegenheit; er weiß, daß die Stadt gut beſetzt iſt, er hat nichts als vier Einhörner. Der Ueberfall ſcheint mißlungen. — Er verſucht

hartnäckig im Angriff fortzufahren. Jäger und Kosaken zu Fuß werden in die Häuser geworfen, um gegen den Wall ein heftiges Feuer zu unterhalten; eines der Geschütze bestreicht denselben Wall mit Kartätschen, zwei Haubitzen bewerfen die Stadt. Das Feuer wird mit solcher Schnelligkeit unterhalten, daß der Feind die Zahl des Geschützes höher annehmen mußte. Tettenborn hofft Mitwirkung von Seite der Bürger, — er hofft, die Gefahr für ihre Habe werde sie zum Aufstande gegen die Besatzung bringen. Diese aber weiß die Bürger im Zaum zu halten, die Bewerfung führt zu dem erwarteten Ziele nicht, und Tettenborn, will er nicht seinen ganzen Vorrath verschießen, muß sein Geschütz schweigen lassen; nur das Gewehrfeuer dauert fort, und zwar mit vermehrter Heftigkeit, indem noch mehrere Kosaken absitzen und daran Theil nehmen.

Der russische Parteiführer war in der peinlichsten Lage. Mit welchem Nachdrucke er auch den Angriff begonnen hatte, — wie geschickt er auch seine Truppen auf beiden Ufern der Weser zu vertheilen und zu zeigen wußte: mit jeder Stunde ward es schwieriger, die Rolle der Vorhut einer nahen bedeutenderen Kraft durchzuführen, oder den Schein einer dem Platze gefährlichen Stärke sich zu erhalten. Der Augenblick schien nicht mehr ferne, wo der Feind klar sehen mußte, und dann wäre für Tettenborn nichts übrig geblieben, als unverrichteter Dinge abzuziehen. Dieser aber, wissend, daß nur die größte Zuversicht, Kühnheit und Thätigkeit dem Truge noch Dauer geben können, und fest entschlossen, das Aeußerste zu versuchen, ging mit dem Gedanken um, den Platz mit Sturm zu bedrohen. Er zog gegen Abend die entbehrlichen Truppen etwas zurück, und ließ die Nacht hindurch und am folgenden Tage,

da ihm auch Pfuel, der nun vor Rothenburg nicht mehr nothwendig war, ſeine Abtheilung zuführte, an 60,000 Faſchinen arbeiten. Mit dieſen will er den Graben füllen und in der nächſten Nacht ſtürmen. Alles iſt am Vorabend bereitet, — die Truppen ſind voll Muth und verlangen ſelbſt dieſen entſcheidenden Verſuch; die Stunde iſt bereits ausgegeben. Da läßt Tettenborn die Feſtung nochmals auffordern; der Rittmeiſter Herbert kommt an's Thor, wird eingelaſſen und ſieht zu ſeinem Erſtaunen, daß ein einziger Schuß alle Verhältniſſe zu Gunſten der Verbündeten gewendet hatte. Der franzöſiſche Befehlshaber, der Oberſte Thullier, ein alter, erfahrener Kriegsmann, war auf dem Walle niedergeſtreckt worden. Sein Nachfolger hatte nicht Kraft genug, ihn zu erſetzen. Die Beſatzung, Schweizertruppen, bezeigte keine große Luſt, zu fechten; die Bürger wurden unruhig und zwangen dem Befehlshaber Bangigkeit und Unentſchloſſenheit ab. Herbert pflanzte nun auf dieſem Boden und widerlegte zunächſt die Muthmaßung, die ſchon rege geworden war, es ſtehe nur ein Streifcorps vor den Thoren. Man kam überein, ihn durch einen Officier zurückbegleiten zu laſſen, der ſich überzeugen ſolle, ob General Tettenborn in Perſon da und auch ſonſt Alles ſey, wie Herbert geſagt. Tettenborn wußte dieſen Officier über ſeine Schwäche zu täuſchen, und als dieſer in die Stadt zurückkam, Tettenborns Gegenwart beſtätigte, und von den ſelbſt geſehenen Vorbereitungen zum Sturme ſprach, verlangte das Volk die Uebergabe. Die Unterhandlungen wurden angeknüpft, und dauerten den Reſt des Abends und die Nacht hindurch. Als ſchon der Morgen nahe war, und Tettenborn fürchtete, daß der Tag ſeine Schwäche aufdecke, erzwang er den Abſchluß, indem er in Gegenwart der feindlichen Unterhändler den Befehl gab, daß

binnen einer Stunde der Sturm beginnen ſolle, wenn nicht in der Zwiſchenzeit, ohne jede Abänderung der von ihm aufgeſetzten Punkte, die Uebergabe unterzeichnet ſeyn würde. So fiel Bremen mit anſehnlichen Kaſſen, Vorräthen, 16 Geſchützen und ſonſtigen Kriegsbedürfniſſen am. 15. October in die Hände des ruſſiſchen Führers, der durch Kühnheit, Vorſicht und Ausdauer und durch die Gabe, das Eigenthümliche ſeiner Truppe vollauf zu entwickeln und zu nützen, ganz geeignet war, das außer aller gewöhnlichen Berechnung Liegende und in ſeinem Beginne wie in ſeinem Fortſchreiten kaum Wahrſcheinliche glücklich auszuführen.

Dieſen beiden Thaten, welche Schnelligkeit und Kühnheit des Koſaken beweiſen, wollen wir eine dritte, nicht glänzendere, aber noch ruhmvollere und an Einfluß bedeutendere an die Seite ſetzen, welche darthut, wie und mit welchem Erfolge ein Feldherr ſich dieſes Reiters gegen einen weit überlegenen Feind bedienen könne. Wir meinen die Lähmung und Feſthaltung des Marſchalls Davouſt bei Schwerin, durch denſelben ruſſiſchen Parteigänger.

Davouſt war im Auguſt 18[illegible] mit etwa 40,000 Mann über die Stecknitz gebrochen, und Wallmoden, der ihm mit 25,000 Mann dort entgegen geſtanden hatte, zog ſich, dem Befehle des Kronprinzen von Schweden gemäß, langſam auf die Linie zwiſchen Schwerin und der Elbe zurück. Tettenborn, der die Nachhut Wallmodens führte, lieferte dem Marſchall mehrere glänzende Gefechte, ſchloß ſich mit einem Koſaken-Regimente dicht an ſeine Hauptmaſſe an, und umwickelte ihn ſchon während des Marſches auf eine Weiſe, daß Alles, was zurückblieb, verloren war und keine Verbindung mit Hamburg mehr beſtand. Davouſt nahm eine Stellung zwiſchen den Seen bei Schwerin. Was er

damit wollte, konnten die Verbündeten nicht errathen; aber Alles lag, um des Augenblicks willen, daran, ihn keinen Schritt unbemerkt machen zu laſſen, denn eben damals drohte das franzöſiſche Hauptheer mit ſtarker Macht auf Berlin zu fallen; irgend ein Zuſammenhang mußte in dieſen Bewegungen vorausgeſetzt werden. Davouſt, mit Koſaken umzäunt, konnte weder eine Nachricht geben, noch eine erhalten: aber es war mit jedem Augenblicke zu beſorgen, daß er dieſe leichte Umzäunung durchbreche, und mit geſammter Macht irgend etwas Entſcheidendes unternehme. Ihm in dieſem Falle Stand zu halten, war keine geringe Aufgabe für Wallmoden.

Plötzlich rief der Kronprinz den General Wallmoden ab: „Er ſolle einem feindlichen Truppencorps entgegen marſchiren, das über Magdeburg gegen Berlin vorzubrechen Miene mache; der General Tettenborn habe gegen Davouſt zurückzubleiben und ihn über den Abmarſch Wallmodens zu täuſchen.“ Wallmoden brach noch am 25. Auguſt auf; Tettenborn blieb für dieſes höchſt ſchwierige Geſchäft, das die Kräfte ſelbſt des geübteſten Feldherrn zu überſteigen ſchien, mit 1500 Koſaken, 300 Lützow'ſchen Reitern und 3000 Mann Fußvolk gegen die 40,000 Mann des Marſchalls Davouſt zurück.

Das Nächſte, was dieſer ruſſiſche General that, war, die Umſtellung des feindlichen Lagers zu verdoppeln und dem Feinde eine Streitluſt zu zeigen, die dieſen auf den Gedanken bringen mußte, man beſorge nicht, man wünſche vielmehr einen Angriff. Dann zog er beinahe ſeine geſammte Truppe auf die ſchöne und vollkommen offene Ebene, welche ſich von Schwerin über Ludwigsluſt ausdehnt, gerade in das Antlitz des Feindes. Dieſer blieb unbeweglich ſtehen; ein Beweis, daß er getäuſcht war,

ſonſt würde er die Beengung nicht zugegeben haben, in der ihn Tettenborn hielt, und er müßte auf den Einfall gerathen ſeyn, durch ein paar Märſche entweder die Mark Brandenburg oder Pommern zu bedrohen, eine Bewegung, die zu bedeutend auf den Kronprinzen wirken konnte, als daß Davouſt, hätte er die Lage der Dinge gekannt, ſie nicht ausgeführt haben würde.

Indeſſen wurde der Sieg bei Großbeeren erfochten, Wallmoden kehrte wieder; die Zeit der Folter war alſo für Tettenborn vorüber, und, obwohl nicht verſtärkt an Truppen und immer noch allein dem Marſchall entgegenſtehend, beſchloß er nun angriffsweiſe zu Werke zu gehen, d. h. er beſchloß den Feind, ohne größeres Gefecht, bloß durch die Raſtloſigkeit ſeiner Koſaken und Jäger mürbe zu machen. Er verlegte ſein Hauptquartier nach Ortkrug, näher an den Feind, und zog da, in der anmuthigſten Gegend des Landes, die Mehrzahl ſeiner Truppen zuſammen. Von dort aus wurden alle Streifereien, alle Angriffe geleitet, und die Beengung und Ermüdung des Feindes mit erfinderiſcher Laune betrieben. Die Gegend wurde ringsum in klug gewählten Richtungen durchzogen; alle Wagenzüge, die ſich dem Lager näherten, wurden angegriffen und beinahe ſämmtlich genommen; alle Eilboten fielen in die Hände der Koſaken, ſo daß der Marſchall in die peinlichſte Unwiſſenheit gerieth. Aus aufgefangenen Papieren erſah man, daß er in beſtändiger Beſorgniß lebte, angegriffen zu werden, und er zog auch deßhalb die noch hie und da entſendeten Truppen an ſich, ſo daß ſeine Stärke bis auf 50,000 Mann franzöſiſcher und 10 bis 15,000 Mann däniſcher Truppen wuchs.

Während Mangel im franzöſiſchen Lager herrſchte, war Ueberfluß im Lager Tettenborns. Um Lebensmittel

einzubringen, mußten die Franzoſen mit ganzen Bataillonen und Geſchütz ausrücken und Gefechte liefern; kaum eine Streifwache wagte ſich mehr vor, aus Furcht, aufgehoben zu werden. — Jede Nacht erhielt eine Abtheilung Koſaken und Jäger den Auftrag, bis an das feindliche Lager zu ſchleichen, die Vorwachen zurückzuwerfen, Lärm zu machen, ſo gut es nur immer anging, und dieſe Sache bis zum grauenden Morgen unausgeſetzt fortzuführen. Nun legte man ſich in Ortkrug zur Ruhe, die Franzoſen aber mußten heraus aus der ihrigen, und Nacht für Nacht im Gewehre zubringen. Die Koſaken wurden bei dieſen nächtlichen Anfällen ſo kühn, daß ſie dem Feinde die geringſte Nachläßigkeit hart büßen machten. Die Stärke ihrer Haufen wechſelte oft; ihre Beweglichkeit erhöhte den Schein der Stärke. Die Franzoſen, ungewiß, ob man ſie durch derlei Anfälle einſchläfern wolle, damit ein eigentlicher Angriff ſie unvorbereitet finde, hatten, ſo lange ſie nicht ſelbſt etwas Entſcheidendes thun wollten, keine Wahl, als dieſe erſchöpfende Ruhloſigkeit, ſo lange es anging, zu tragen.

Acht Tage waren auf dieſe Weiſe vorübergegangen und die Anzeichen der Verlegenheit des Feindes bereits ſo groß, daß Wallmoden endlich in den wiederholten Vorſchlag Tettenborns einging, dem Feinde, trotz ſeiner Ueberzahl und guten Stellung, eine Schlacht zu liefern. Die Gelegenheit ſchien hiezu gegeben, indem der Feind Miene machte, ſich ſtärker gegen Roſtock hinaufzuziehen, ſich alſo zu theilen. — Aber am Morgen des 3. Septembers lief in Ortkrug die Meldung ein: der Feind habe um Mitternacht Schwerin verlaſſen und mit allen Truppen den Rückzug angetreten. Nun brach Tettenborn mit allem, was ihm zu Gebote ſtand, zur Verfolgung des Feindes auf. Die Poſten, die dieſer ſtehen gelaſſen hatte, um ſeinen

Rückzug zu verdecken, wurden ſogleich über den Haufen geworfen und größtentheils gefangen. Alle einzelnen Koſaken-Abtheilungen hefteten ſich an die Sohlen des Marſchalls, legten ſich an ſeine Seiten, zogen vor ihm einher, griffen Vor- und Nachhut an. Die Franzoſen mußten ſich zu verſchiedenen Malen ſetzen, damit ihr Rückzug nicht in völlige Flucht ausartete. Unter unabläßigen Gefechten erreichten ſie endlich die Stecknitz; viele hundert Gefangene ließen ſie in den Händen der Verbündeten; ihre Beſpannungen und Wagenzüge waren beinahe ganz zu Grunde gerichtet; ihre Reiterei wagte gar nicht, ſich zu zeigen. Nicht allein, daß ſie in einem Augenblicke, wo ſie entſcheidend auf den ganzen Feldzug wirken konnten, in einer für ſie höchſt verderblichen Unthätigkeit erhalten worden waren, die öffentliche Meinung wandte ſich von nun an auch ſo ſehr von dem früher gefürchteten Marſchall ab, daß er dem ganzen Norden zum Geſpötte wurde. — Dieſe drei Beiſpiele geben an die Hand, wie man ſich der Koſaken bedienen müſſe. *)

Die Behauptung, daß man dieſe Truppe *nicht in geſchloſſenen Abtheilungen* brauchen dürfe, iſt ziemlich allgemein und hat Manches für ſich. Die Fechtart des Koſaken iſt die zerſtreute; die geſchloſſene iſt ihm weniger natürlich. Aber es wäre irrig, daraus zu folgern, daß es nicht Fälle gebe, wo man ſich ſeiner in geſchloſſener Colonne bedienen müſſe und dann auch ſehr gut bedienen könne. Die unerläßliche Bedingung des Erfolgs iſt aber die Zuverſicht des Führers. So lange dieſer nur

*) Nähere Angaben über dieſe Vorfälle findet man in dem trefflichen Werkchen: „Kriegszüge des Generals Tettenborn. Von Varnhagen von Enſe. — Stuttgart und Tübingen 1811."

mit halbem Willen an das Werk geht, iſt nichts natürlicher, als daß es mißlingt. Während des letzten Krieges haben wir mehrere geſchloſſene Angriffe der Koſaken auf Reiterei, ſelbſt auf Fußvolk und Geſchütz gelingen ſehen. So griffen die Abtheilungen, welche den Vortrab Czernitſcheffs bei ſeinem Marſche nach Hanau bildeten, die junge Garde in den Engwegen zwiſchen Fulda und Gelnhauſen mit der größten Entſchloſſenheit an und warfen ſie über den Haufen.

Wir Weſtländer, die wir gewohnt ſind, kriegeriſche Tapferkeit durch ein feſtes Ertragen des Feuers zu beweiſen, die wir abgerichtet werden, einen unerſchütterlichen lebendigen Wall den feindlichen Kugeln entgegen zu ſtellen: wir nennen leicht Muthloſigkeit, was nur Folge der Fechtart iſt. — Der perſönlich bravſte Soldat der Welt, der Mameluke, iſt eben ſo feuerſcheu als der Koſake; alle aſiatiſchen Stämme ſind es. Aber, wenn es Noth thut, ſo wird man auch den Koſaken im Feuer zum Stehen bringen, denn auch er, wie jeder andere Soldat, gewöhnt ſich mehr und mehr an die Kugeln. Freilich iſt bei ſeiner ſo ganz verſchiedenen Fechtweiſe ihm nicht jederzeit einleuchtend, daß es gerade in dieſem oder jenem Augenblicke Noth thue, ſich einem verheerenden Feuer auszuſetzen, und Kräfte zu verwüſten, mit denen man ein paar Augenblicke ſpäter die Gefahr wahrſcheinlich abwenden könnte; er ſieht ſich dann wie einen Fechter an, dem man verweigert, daß er den Stoß des Gegners abwende. Es liegt an dem Führer, ſolche Nothwendigkeit genau zu erkennen, damit er nicht gegen den natürlichen und ſicheren Takt des Koſaken anſtößt.

Beiſpiele, wie vortheilhaft der Koſak gegen Fußvolk und Geſchütz gebraucht werden kann, gibt es in Menge. Hieher gehören die Gefechte, welche Tettenborn

im März 1813 dem General Morand lieferte. Jener kühne ruſſiſche Parteigänger, mit 1500 Koſaken und zwei Kanonen im Eilmarſche von Berlin nach Hamburg begriffen, erfährt, als er eben Lauenburg mit der Spitze ſeiner Truppen erreicht, daß Morand mit 2500 Mann Fußvolk, einiger Reiterei und 16 Geſchützen, aus Schwediſch-Pommern nach der Elbe ziehend, in Mölln angekommen ſey. Einige Koſaken-Abtheilungen werden ſogleich dahin abgeſchickt, damit ſie den Feind feſthalten und Zeit verlieren machen. Dies gelingt für einige Stunden; dann eilt Morand, beſorgt, daß man ihm in Hamburg zuvorkomme, dahin. Aber die Dänen, damals noch unentſchieden, welche Partei ſie ergreifen ſollen, verweigern den Marſch durch ihr Gebiet. Morand, der die Koſaken bereits auf dem Halſe hat, muß ſich zwiſchen Eſchenburg und Bergedorf ſtellen. Alle Vortheile des Bodens ſind auf Seite der Franzoſen. Die Reiterei iſt kaum anzuwenden, und Tettenborn hat nichts als Reiterei. Er läßt einen Theil derſelben abſitzen und plänkeln, den Reſt ſchickt er ab, den Feind zu umgehen. Koſaken zu Fuß ſchleichen trotz des Kartätſchenfeuers bis nahe an die feindlichen Kanonen, ſchießen die Bedienung weg und thun überhaupt vielen Schaden. Das Gefecht ſteht, bis die zur Umgehung beſtimmten Abtheilungen nach und nach hervorbrechen und den Feind in Rücken und Seiten anfallen. Morand wehrt ſich bis in die Nacht, dann bricht er nach der Elbe auf, wo er ſich einen Uebergang bereitet hat; er will den Fluß zwiſchen ſich und den Feind bekommen. Aber Oberſt Tettenborn läßt ihn keinen Augenblick aus. Er muß ſich, kaum daß es Tag wird, wieder ſtellen. Die Stellung iſt abermals dem Feinde höchſt günſtig; ein einziger Dammweg führt zu ihr; auf dieſem Dammwege ſtehen ſechs Kanonen.

Tettenborn beſchießt mit ſeinen zweien das feindliche Fußvolk und läßt den Damm durch Koſaken zu Fuß ſtürmen. Der Feind flieht nach der Elbe in die bereiteten Boote. Die Koſaken nehmen am Ufer noch viele Gefangene und auch jene ſechs Kanonen in dem Augenblicke weg, da ſie ſchon zu Schiffe gebracht werden. Morand flüchtete bis an die Weſer, und erſchien erſt vierzehn Tage ſpäter wieder an der Elbe. Dießmal noch unglücklicher, fand er mit ſeinem ganzen Corps gegen die Generale Czernitſcheff, Dörnberg und Benkendorf in Lüneburg den Untergang. Beinahe kein Mann entkam. 600 Koſaken Tettenborns hatten bei dieſem glänzenden Gefechte abermals mitgewirkt, das feindliche Fußvolk im Rücken genommen und in Verwirrung gebracht.

In dem Gefechte, das Czernitſcheff und Hirſchfeld dem General Gerard am 27. Auguſt 1813 bei Belzig lieferten, jagte Benkendorf mit einigen Koſaken-Regimentern längs der Fronte der franzöſiſchen Aufſtellung, die durch den Wald von Hagelsberg gedeckt war, vom äußerſten rechten nach dem äußerſten linken Flügel, und fiel, während Czernitſcheff jenen angriff, auf dieſen. Gewehrfeuer hatte die Koſaken begleitet, und Kartätſchen empfingen ſie. Dennoch warf das Regiment Iłowaisky 11. Küraſſiere und leichtes Fußvolk im Angeſichte der Artillerie über den Haufen, und führte ſogar zwei Kanonen und mehrere Wagen mit ſich fort. Es iſt bekannt, daß Gerard, erſt 12,000 Mann ſtark, nach dieſem Gefechte kaum 2000 Flüchtlinge in Magdeburg ſammeln konnte, und doch hatten Czernitſcheff und Hirſchfeld nur ungeregelte Reiterei und neu errichtete Landwehr gehabt.

Einen kühnen Angriff auf Fußvolk führte Tettenborn in dem merkwürdigen Gefechte bei Bellahn aus, das

er dem Marſchall Davouſt, der dabei 25,000 Mann entwickelte, mit einem Fünftheil dieſer Kraft gab. Davouſt war nach aufgekündigtem Waffenſtillſtande über die Stecknitz gebrochen, und Tettenborn, der die Nachhut Wallmodens führte, zog ſich fechtend über Greſſe nach Bellahn. Das Uebermaß von Vorſicht, welches Davouſt bewies, vermochte den General Tettenborn, ſeinem Gegner ein förmliches Treffen anzubieten. Bellahn wurde durch Lützow'ſche Jäger und Koſaken zu Fuß beſetzt; Wallmoden wies den General Dörnberg an, den Feind in der linken Flanke zu überfallen; Koſaken zogen eine Kette, welche das Verborgenbleiben dieſer Anſtalten ſicherte. Spät erſt zeigten ſich die Truppen des Marſchalls. Augenblicklich machten ſich größere Abtheilungen Koſaken an ſie, um ſie durch Neckereien und verſtellte Flucht zum raſcheren Vormarſch zu bewegen. Der Marſchall war vorſichtiger als jemals. Durch dieſe Zögerung mußte Dörnberg zu früh erſcheinen. Die Franzoſen wurden aufmerkſam, griffen ihn an und gingen keinen Schritt mehr vorwärts. Die Erwartung, den Feind in die vorbereitete Falle zu locken, war demnach geſcheitert, und das Gefecht, nur für einen gewiſſen Boden berechnet, drohte einen gefährlichen Gang zu nehmen. Unter dieſen Umſtänden nahm Tettenborn drei Koſaken-Regimenter zuſammen und warf ſich plötzlich mit weitſchallendem Hurrah in das franzöſiſche Fußvolk. Was davon in Plänkler aufgelöſet war, ergriff die Flucht, — die Koſaken drangen heftig nach und ſtachen über 400 Mann nieder. Davouſt rückte mit Bataillonsmaſſen und Geſchütz zur Aufnahme der Flüchtigen vor und machte das Gefecht wieder ſtehend. Seine Reiterei hielt er ängſtlich zurück und nahm ſie zur Sicherheit zwiſchen die Abtheilungen des Fußvolkes. Sein trefflich bedientes, an Zahl weit überlegenes Geſchütz war

allein im Stande, zu verhindern, daß er nicht weichen mußte. Aber er war gelähmt. Seine ganze Linie ſtand bis ſpät in die Nacht im Feuer.

In mancher Hinſicht noch merkwürdiger, weil es die Beweglichkeit und Verwendbarkeit des Koſaken in mehrfacher Beziehung an's Licht ſtellt, iſt das Gefecht an der Görde, durch Wallmoden im September 1813 der Diviſion Pecheur geliefert. Durch aufgefangene Papiere erfuhr Wallmoden, daß Davouſt, der Hamburg und die Linie der Stecknitz hielt, den General Pecheur mit 7000 Mann auf das linke Elbe-Ufer ſende, um aufwärts gegen Magdeburg das Land von den zahlreichen Parteien und den raſtlos herumſtreifenden Koſaken zu ſäubern. Tag und Stunde des Abmarſches waren genau angegeben. — Wallmoden ſetzte am 14. September mit allen entbehrlichen Truppen bei Dömitz über die Elbe. Tettenborn führte den Vortrab und eilte voraus bis an den Wald, die Görde genannt; eine Koſakenkette ſchnitt den Landſtrich zwiſchen den Straßen nach Lüneburg und Uelzen ſo durch, daß vorauszuſehen war, daß kein Kundſchafter zeitig genug dem Feinde den Anmarſch der Verbündeten entdecken werde. Bald zeigte ſich Pecheur auf der Straße, wo er erwartet wurde; er mochte 8000 Mann ſtark ſeyn und führte acht Geſchütze. Wallmoden, ſtärker als er, ging mit dem Vorhaben um, dieſe Diviſion völlig zu vernichten; er ſtellte ſich daher verborgen hinter den ſchwachen Höhen auf, welche wellenförmig die Gegend durchziehen. Das Erſcheinen von Koſaken war nicht hinreichend, den Feind beſorgt zu machen, denn er war gewöhnt, ſie überall, oft in großer Entfernung von ſtärkeren Truppenabtheilungen, zu ſehen, und ſie hatten überdieß den Befehl, ſich zurückzuziehen, bis ſie den Feind in den Verſteck gelockt haben

würden. Pecheur aber, ſehr auf ſeiner Hut und die Scheu theilend, welche in den Truppen des Marſchalls Davouſt, durch die tauſend Schlappen, die ſie erfuhren, um ſich griff, hielt an, und rückte auch am nächſten Tage keinen Schritt weiter. Noch hatte er kein Anzeichen, keine Nachricht der Nähe eines ihm gefährlichen Feindes; er gab dem Marſchall nur Nachricht, daß Koſakenhaufen auf dem linken Elbe-Ufer ſich befänden, und fragte ſich an, was zu thun ſey. Davouſt befahl den weitern Marſch. Auch dies kundſchafteten die Verbündeten aus, und machten ſich bereit, den Feind am 16. um 9 Uhr früh zu empfangen. Die Stunde kam, — der Feind nicht. Es wurde 10, — es wurde halb 11, — endlich 11 Uhr; der Feind kam nicht. Mit Wahrſcheinlichkeit ſahen die Verbündeten in dieſer neuen Zögerung den Beweis, daß ihre Nähe jetzt verrathen ſey. Da beſchloßen ſie, ihre treffliche Stellung zu verlaſſen und dem Feinde entgegenzurücken. Tettenborn übernahm, ihn mit ſolcher Raſchheit zu umwickeln, daß es ihm unmöglich werden ſollte, ſich nach irgend einer Seite aufzuhellen, dann aber ihn feſtzuhalten; Wallmoden wellte mit dem größern Theile der Truppen einſtweilen in deſſen Rücken marſchiren und dort herausbrechen. Dies alles geſchah. Tettenborn fand den Feind eben im Begriffe, einen Wald zu gewinnen, aus dem ihn zu vertreiben ſchwer gehalten haben würde. Die Koſaken fielen daher mit Heftigkeit auf die Spitze der feindlichen Colonne und jagten die Vorhut, die bereits im Walde war, wieder aus demſelben. Pecheur, ſchnell von allen Seiten umgeben, mußte Halt machen und aufmarſchiren. Er zog ſich auf eine günſtig gelegene Höhe und eröffnete das Feuer. Tettenborn rückte mit Lützow'ſchen Jägern und Koſaken zu Fuß hart an deſſen Fronte, während er ſein Geſchütz antworten,

die übrigen Kosaken die Seiten beunruhigen ließ. Die Franzosen waren zu überlegen an Feuerkraft, als daß Tettenborn die Aussicht gehabt hätte, lange das Gefecht ertragen zu können. Wirklich erschöpften sich seine Truppen auch schon, bevor noch Spuren von Wallmodens Ankunft sichtbar wurden; die zu Fuße dienenden Kosaken konnten kaum mehr halten; die vier Kanonen, die er hatte, standen im offenbaren Nachtheil gegen den Feind. Zum Glücke war der Tag schon weit vorgerückt, und Tettenborn beschloß, in jedem Falle bis in die Nacht zu halten. Nicht lange darauf zeigte sich zum Entsetzen des Feindes eine Brigade der russisch-deutschen Legion, von dem Obersten Pfuel geführt, in seinem Rücken. Wallmoden folgte und griff sogleich ein Dorf, das ihn noch von der Stellung des General Pecheur trennte, mit Sturm an. Auch Tettenborn erneuerte den Angriff, und seine Kosaken fingen nun dem Feinde beinahe alle Plänkler weg und ritten eine Unterstützungsmasse nach der andern über den Haufen. Pecheur wehrte sich auf das Aeußerste; er schien auf dem Platze sterben zu wollen. Aber sein Geschütz ging nach und nach verloren; endlich fingen ihm preußische Jäger die letzte Haubitze weg, und die Kanonen der Verbündeten fuhren bis dicht an seine Massen und schmetterten sie nieder. Nun schloß er seine Truppen fest aneinander, zog von Höhe zu Höhe der Elbe zu und vermeinte sich so zu retten. Congrevische Raketen, zum erstenmal in diesem Kriege gebraucht, trugen den Tod und, was mehr ist, den Schrecken in diese gedrängten Haufen; — Kosaken stießen die Offiziere heraus; immer kleiner wurde die Zahl derjenigen, die sich vertheidigen konnten, und jede Stelle ihres Marsches blieb mit Todten und Verwundeten besäet. Einige Tausende waren auf diese Weise bereits aufgerieben, als der

Reſt einen Wald erreichte und ihn die Nacht in ihren Schutz nahm. Jetzt entkam Pecheur mit etwa 600 Mann; dieſe waren ihm von den 8000 Mann, die er noch an dieſem Morgen führte, übrig geblieben. — Kanonen, Gepäcke fielen ohne Ausnahme in die Hände der Verbündeten. So begab ſich dieſer heldenmüthige Kampf, zu dem die Franzoſen während dieſes Krieges noch manches Seitenſtück lieferten, den aber nur Pactod und Amey auf den Feldern der Champagne übertrafen. Es erfreut uns, beiſetzen zu können, daß Wallmoden alle Gefangenen ob ihrer braven Vertheidigung auf das Ausgezeichnetſte behandeln ließ. —

Es finden ſich ähnliche Beiſpiele noch in Menge, Beiſpiele, welche beweiſen, daß Koſaken auch gegen Fußvolk und Geſchütz mit Sicherheit und Erfolg verwendet werden können, wenn man ſie zu führen verſteht. Selbſt jene ſchwerſte Aufgabe des Soldaten, *im Feuer des Geſchützes unthätig ſtehen zu müſſen*, haben Koſaken zu verſchiedenen Malen muthig gelöst. Im Gefechte von Lüttich (24. Januar 1814) hielten die Regimenter Giroff und Siſoieff drei Stunden lang im feindlichen Gewehr- und Kartätſchenfeuer. Bei der Einnahme von Soiſſons, einer der kühnſten und nützlichſten Waffenthaten *Czernitſcheffs*, waren es dieſelben Regimenter, und hiezu noch das von Diatſchkin, welche gemeinſchaftlich mit der Jäger-Brigade Rehbinder dem mörderiſchen Feuer der Wälle ſich ausſetzten. Einige vierzig Mann von Diatſchkin drangen zuerſt in die Stadt. —

Mit *Reiterei* zu thun zu haben, iſt ein wahres Feſt für den Koſaken. Man ſieht die Freude glänzen in ſeinem Auge, ſobald die Vorpoſten das Zeichen geben, daß Reiterei nahe. Er hat die Zuverſicht, ſie über kurz oder

lang zum Weichen zu bringen, wenn er ſie auch nicht auf den erſten Anfall überwindet. Die Stimmen des Feindes ſind wohl auch in dieſem Falle die unverdächtigſten; alle Franzoſen aber geſtehen, daß die ungeregelte Reiterei es war, welche im Kriege mit Rußland der übrigen am meiſten zu ſchaffen machte. „Was ſoll man thun mit dieſen Horden?“ ſagen ſie; „will man ſie faſſen, ſo entfliehen ſie; will man ruhen, ſo bringt man ſie nicht vom Halſe; ſetzt man ſich in Maſſe, ſo umwickeln ſie dieſelbe; dehnt man ſeine Linie bis zur Länge der übrigen aus, ſo ſind ſie geſammelt, bevor man ſich verſieht, und brechen durch; wirft man ſie hundertmal zurück, ſo kommen ſie wieder, und unſere Pferde gehen darüber zu Grunde.“

Der Koſak fürchtet den Reiter keines einzigen Volkes, ausgenommen den türkiſchen. Für den polniſchen Lanzenreiter gewann er Achtung, weil ſich dieſer eben ſo gut in geſchloſſener als in zerſtreuter Fechtordnung ſchlägt, und weil er während des letzten Krieges beinahe immer nur mit dieſem zu thun hatte. Die Franzoſen, ſo lange ſie Reiterei beſaßen, hielten die ihre in geſchloſſenen Körpern zurück und ſchickten die Polen zum leichten Dienſte vor. — Die deutſchen und franzöſiſchen leichten Reiter und Dragoner ſcheut der Koſak wenig; ihren geſchloſſenen Angriffen gibt er ſich nicht Preis, und im zerſtreuten Gefechte übertrifft er ſie an Beweglichkeit. Dagegen achtet der Koſak mehr auf die ſchweren Reiter, und dies wahrſcheinlich, weil er mit ihnen nur äußerſt ſelten zu thun bekömmt. Dennoch gibt es auch hierin mehrere Beiſpiele von Unerſchrockenheit und Erfolg. Eines der vorzüglichſten iſt der Angriff des Oberſten Ilowaisky 12. am 28. September 1812. Er zog mit 275 Koſaken, als Vortrab Winzingerode's, von dem Orte Dawidowka gegen das Schloß von

Petrowsky; eine feindliche Küraſſier-Abtheilung, 500 Pferde ſtark, von Moskau kommend, ging ihm entgegen. Das Gefecht dauerte unentſchieden über eine Stunde. Jetzt machte Iłowaisky plötzlich einen ſo heftigen Anfall, daß der Feind geworfen, die Mehrzahl der Küraſſiere niedergeſtochen und der Reſt bis in die Vorſtädte geworfen wurde. Winzingerode, ſeit mehr als zwanzig Jahren mit Reiterdienſt bekannt, verſicherte, niemals ein ſchöneres Reitergefecht geſehen zu haben. — Zur Zeit der Schlacht von Laon gab der alte Giroff ein ähnliches Beiſpiel. Von dem Feldmarſchall Blücher in den Rücken des franzöſiſchen Heeres geſendet, traf Benkendorf nach einem ſehr ermüdenden Seitenmarſche Abends ſpät bei Soiſſons ein, wo Napoleon ſeine ſchwere Reiterei aufgeſtellt hatte. Sobald dieſe der Koſaken anſichtig ward, gingen 300 bis 400 Küraſſiere mit einem Bataillon Fußvolk denſelben entgegen. Benkendorf nahm Freiwillige aus ſeiner Brigade, ungefähr 250 Mann, und Giroff führte ſie an den Feind. Dieſer hielt ſich anfänglich geſchloſſen, dann aber gab er den Neckereien der Koſaken nach, löste ſich zur Hälfte auf und ſuchte mit der andern in Linie aufzumarſchiren. In dieſem Augenblicke brachen die Koſaken ein, ſtießen die bald in Unordnung gebrachten Küraſſiere nieder und warfen den Reſt auf das Fußvolk. — Ein ebenfalls ſehr bemerkenswerther Angriff war der des Regimentes Giroff auf 800 Garde-Dragoner und Pariſer-Huſaren, welche den Nachtrab Napoleons während ſeines Rückzuges auf Fontainebleau (März 1814) bildeten. Tzernitſcheff, der zu Planey jenen Marſch Napoleons, welcher demſelben zwei Tage und mit dieſen vielleicht ſeine Krone koſtete, den Marſch nach St. Dizier, erfahren hatte, wandte ſich nach der Straße von Troyes, um bei der Hand zu ſeyn, den

Kaiſer, ſobald er ſich wenden würde, zu begleiten. Er entſendete die Regimenter Siſoieff und Giroff nach Sens. Eine halbe Stunde vor der Stadt fanden dieſe franzöſiſche Reiterei, ſchwadronsweiſe ſich deckend, aufgeſtellt. Das Regiment Giroff griff an, hielt eine Carabinerſalve ruhig aus und warf die Schwadronen übereinander, ſo daß die Franzoſen in größter Verwirrung nach Sens flohen. Viele blieben auf dem Platze; 230 Mann mit vier Offizieren wurden gefangen.

Eines der ſchönſten Reitergefechte lieferte der General Tettenborn dem franzöſiſchen Kaiſer ſelbſt, als dieſer, im Februar 1814 den Feldmarſchall Blücher anzugreifen, vom linken auf das rechte Ufer der Seine ging und ſich der Marne näherte. Tettenborn durchſchnitt den Raum zwiſchen beiden Flüſſen und ſtieß bei Fere-Champenoiſe auf zehn Schwadronen der kaiſerlichen Garde, die im Marſche begriffen waren. Er warf ſich ſogleich mit zwei Koſaken-Regimentern auf ſie, machte ſie ſtehen, jagte ſie einige Male und hielt ſie längere Zeit im Zaum. Bald aber bedeckten ſich die kahlen Höhen mit vielen Reitergeſchwadern; man zählte deutlich ſieben Regimenter; Gefangene verkündigten des Kaiſers Anweſenheit. Dieſe wichtige Nachricht ließ Tettenborn auf das Eiligſte den beiden Feldmarſchällen Schwarzenberg und Blücher, wovon dem einen der Abmarſch, dem andern die Annäherung Napoleons noch verborgen war, zu wiſſen machen; mit ſeinen Koſaken aber ſetzte er, ohne ſich beirren zu laſſen, die Neckereien unabläßig fort. Viele Mameluken und Garde-Dragoner wurden da zuſammengeſtochen; Napoleon ſah ſeinen Marſch verrathen und wurde bei ſeinem Schritte die beſchwerliche Begleitung der Koſaken los. Alle Hauptſtraßen waren den Franzoſen, alle Seitenwege den Koſaken.

So ging es über die Marne. Wo eine französische Colonne zog, zogen bald näher, bald ferner Kosaken neben, vor, nach ihr einher. Die Gefechte nahmen kein Ende. Was ermattet vom Feinde zurückblieb, wurde gefangen; Couriere, Wagenzüge desgleichen. Im Bestreben, sich gegenseitig möglichst viel zu schaden, kam man in die Umgegend von Rheims. In der Kenntniß, daß der Platz russische Besatzung habe, sandte Tettenborn eine Abtheilung dahin; die Franzosen aber hatten in derselben Nacht Rheims überfallen und genommen. Eine halbe Stunde von dieser Stadt entfernt, erhielt Tettenborn hievon Nachricht, und zugleich wurde ihm berichtet, Napoleon sammle hier seine ganze Macht, — alle Straßen seyen gedrängt voll Truppen. Der russische Parteiführer wünschte nun wieder eine Verbindung mit den Seinigen aufzufinden, und einem Seitenwege folgend, gelangte er auf eine Höhe. Hier wurde er eine feindliche schwere Reiter-Colonne gewahr, die nach Rheims wollte. Er war im selben Augenblicke von ihr gesehen, und zu nah, um ohne Gefecht zurückgehen zu können. Auf den Eindruck der Ueberraschung zählend, warf er sich, obwohl ganz unbekannt mit ihrer Stärke und nicht wissend, was ihr folge, auf die geschlossene Menge und durchbrach sie im ersten Anfalle. Das Gefecht wurde einzeln. Die Franzosen entwickelten sechs Kanonen und begannen ein heftiges Feuer. Dennoch geriethen sie bald in Nachtheil; ihre Kanonen hatten kaum Zeit zur Flucht und waren bereits eingeholt, aber die Nähe von Rheims rettete sie. Der Donner des Geschützes hatte die Besatzung wach gerufen, Fußvolk und Reiterei kamen zur Unterstützung heraus und nahmen endlich die Flüchtlinge auf. Jene Reitermasse war ein Dragoner-Regiment der Garde gewesen; es wurde gänzlich zersprengt und eine Schwadron, die länger Stand

halten wollte, völlig vernichtet. So wirkten Ueberraſchung und Bemeiſterung des Augenblicks auf beide Theile.

Die Streifzüge Tettenborns in Frankreich ſind reich an ähnlichen Vorfällen, und geben treffliche Muſter für Offiziere, die künftig Streifabtheilungen führen ſollen. Nach der Schlacht von Laon ſpielte dieſer General die frühere Rolle fort. Er legte ſich dem Heere Napoleons in den Rücken und bewachte jede Bewegung. Seine Parteien drangen mit beiſpielloſer Verwegenheit bis in den innerſten Bereich des franzöſiſchen Heeres. — Als Napoleon abermals gegen das Hauptheer ſich wandte, ſtellte er ſich deſſen Colonnen bei Epernay geradezu entgegen. Hier geſchah es, daß das Koſakenregiment Parabantſchikoff über die Brücke vorjagte, 300 Mann Fußvolk und 3 Schwadronen mit ſolchem Ungeſtüm anfiel, daß beinahe kein Mann ſich rettete, und als durch Zufall die zum Sprengen vorbereitete Brücke in die Luft flog, und der Feind nun dieſe Koſaken als eine ſichere Beute betrachtete, im Angeſichte deſſelben ruhig über die Marne ſetzte, ohne hiebei einen Verluſt zu erleiden. — Einige Tage ſpäter rieb der Oberſte Pfuel mit zwei Koſakenregimentern den General Vincent auf, der Epernay mit 800 Mann Fußvolk und 3 Schwadronen ſichern ſollte.

Um den Koſaken beſſer Stand zu halten, wurde während des Feldzuges 1814 bei der franzöſiſchen Reiterei Geſetz, Angriff und Vertheidigung jedesmal mit **Karabiner-Feuer** zu beginnen. Dieſe Waffe, welche der Koſak im Durchſchnitt mehr als jede andere Reiterwaffe ſcheut, und welche das Mittel war, wodurch ihn im Feldzuge 1813 auch die däniſche Reiterei ſehr in Achtung hielt, machte ſpäterhin nur wenig Eindruck mehr auf ihn. Er lernte einſehen, daß ſie nur ein ſchwacher Nothbehelf für eine

verlegene Reiterei iſt. — Der Oberſte Roſitz griff während des Rückzuges Blüchers von Meaux nach Soiſſons (März 1814) mit einigen vierzig Koſaken eine ganze Schwadron Veliten der Garde bei der Brücke von Bailly auf freiem Felde an. Die Koſaken hielten das Feuer der Veliten aus, warfen ſich dann auf ſie und die ganze Schwadron erlag.

Wenn die ſeither in dieſen Blättern aufgeführten Beiſpiele zum wenigſten zeigen, daß der Koſak unter weiſer Leitung für manche Dienſte des Krieges vorzüglich tauge, für alle aber genügend verwendbar ſey, ſo wird es auch nicht unzweckmäßig ſeyn, noch Einiges über die Hebel anzuführen, wodurch er wirkt und wodurch man ihn wirkſam machen könne. Zum großen Theile iſt hierauf ſchon im Eingange hingewieſen, und dies ſoll hier nicht mehr wiederholt werden. — Die Eitelkeit und die Zuverſicht in ſeine Brauchbarkeit iſt trotz der zum Theile ſo unzweckmäßigen Behandlung des Koſaken in ihm noch immer ſo thätig, daß es nur eines kleinen Anlaſſes bedarf, um ſie erſcheinen zu machen. Fremde Offiziere oder Truppen zu Zeugen ſeiner Thaten zu machen, iſt daher von ungemeiner Wirkung auf ihn. Das Gefecht der Regimenter Giroff, Siſoieff und Jlowaisky 4. an der Aisne nach der Schlacht von Laon, das der Prinz Friedrich von Preußen und viele preußiſche Offiziere ſo ſehr zu loben fanden, war zum Theile wirklich deßhalb ſo glänzend geführt worden, weil es im Angeſichte des geſammten preußiſchen Heeres ſich ergeben hatte. Dieſe Regimenter und mit ihnen noch die volhyniſchen Uhlanen ſtießen in dem Augenblicke auf die feindliche Nachhut von 1500 Mann Fußvolk und 600 polniſchen Lanzenreitern, als dieſe im Angeſichte des York'ſchen und Kleiſt'ſchen Corps über die Aisne ging und die Brücke hinter ſich abbrannte.

Czernitscheff befahl den Angriff und die Kosaken erbaten sich, ihn allein führen zu dürfen, „damit sie den Uhlanen und Preußen zeigen können, was donische Kosaken vermögen.“ Wirklich wußte das Regiment Giroff die Reiterei so vom Fußvolke abzulocken, daß es plötzlich über sie herfallen und sie so tüchtig mitnehmen konnte, daß über 100 dieser polnischen Reiter in den Händen der Kosaken blieben. Die beiden übrigen Regimenter waren nur Zeugen dieses Gefechtes. *)

Was die Bewaffnung des Kosaken betrifft, so macht die Lanze hievon den Haupttheil aus. Er weiß dieselbe mit großer Gewandtheit und Sicherheit zu führen, obwohl sie um anderthalb Fuß länger ist, als die Lanze des Polen. Des Säbels bedient sich der Kosak ebenfalls sehr gut; Offiziere und Unteroffiziere übten ihn gegen die Türken ein. Die Pistole nützt ihm wenig; er betrachtet sie nicht sowohl als Waffe, sondern als Mittel, dem Gegner Schrecken einzujagen. Er schießt, um zu schießen, nicht um zu treffen, und im Durchschnitte sind es unter den

*) Der Beispiele, welchen Werth der Kosak auf den Beifall des Fremden legt, sind viele bekannt. Die Sache ist zu natürlich, als daß sie der Belege bedürfte. Sie führt übrigens zur Betrachtung, wie vortheilhaft die Zutheilung der Kosaken zu Linientruppen für beide ist. Jene erhalten dadurch eine größere Aufforderung, ihre Brauchbarkeit darzuthun und ihre Zuversicht wächst bei dem Bewußtseyn geschlossener Unterstützung; diese aber erholen sich leichter von den Beschwerden des Dienstes, wenn sie auf den Vorposten die Truppe wissen, deren Wachsamkeit im ganzen Heere gekannt ist. In einer Menge kleinerer und größerer Gefechte war der Augenblick sichtbar, wo das Erscheinen von Linientruppen den Kosaken neuen Schwung gab, oder ein Angriff, gemeinschaftlich mit Linientruppen geführt, ihre Kraft gleichsam verdoppelte.

Koſaken die weniger Braven, die ſich der Piſtole bedienen. Dagegen braucht er Muskete und Karabiner ſehr gerne und iſt zu Fuße der beſte Plänkler.*) Die Jagd und die Kriege mit kaukaſiſchen Stämmen machen den Koſaken geſchickt, mit Schießwaffen umzugehen. Souwarow hatte vor den feſten Plätzen der Moldau oft zu dem Mittel gegriffen, die Koſaken abſitzen zu laſſen und zum Sturme zu verwenden. Sie wetteiferten dann mit ſeinen Grenadieren von Kanagore. — Im letzten Kriege geſchah es ebenfalls ſehr häufig, daß man ſich der Koſaken zu Fuß bediente. Mehrere Beiſpiele haben wir bereits angeführt. Tettenborn bewaffnete ſeine Koſaken ſämmtlich mit franzöſiſchen Gewehren und ſie mußten ohne Unterſchied zu Fuße wie zu Pferde dienen. In den Engwegen von Eſcheburg, auf den Dämmen von Vierlanden, bei der Vertheidigung der Stecknitz, bei dem Angriffe auf Bremen u. ſ. w. leiſteten ſie vorzügliche Dienſte. Eben ſo brauchten ſie Czernitſcheff in den Vorſtädten von Caſſel, Benkendorf in St. Brice bei Rheims. — Dieſer doppelte Dienſt hat außerdem noch den Vortheil, ein beſtimmteres Gehorchen vor dem Feinde, eine Verſchmelzung des Ungeregelten mit dem Geregelten, ein entſchiedeneres Ertragen des Feuers hervorzubringen. Dem Führer aber gibt die doppelte Perſon eines Mannes zu Fuß und eines Reiters in dem Koſaken unberechenbaren Nutzen. Er kann bei Unternehmungen, die nur durch Schnelligkeit gelingen, des Fußvolks entbehren; er iſt dadurch auf die höchſte Beweglichkeit vervollkommt. Man darf ſich daher nicht wundern, wenn Tettenborn, da ihm der Auftrag ward, die Vortruppe bei Eröffnung des

*) Bei der Schwadron befindet ſich ein Zehntheil Plänkler (Tirailli). Gewehr oder Piſtole ſind meiſt türkiſche oder perſiſche Beute.

Feldzugs gegen Dänemark zu führen, freiwillig das preußische Fußvolk und das hanseatische Geschütz abgab und nur seine Kosaken behielt, denen er vier eroberte Kanonen beigab. Auch diese wurden von Kosaken bedient. Er hatte demnach in dieser Truppe alle Waffengattungen vereinigt.

Der Kosak liebt den Gebrauch der Schießwaffen, eben weil er ihn an dem Gegner fürchtet. Er wünscht Geschütz mit sich zu führen und der Name Pouchki (Kanone) ist ihm ein Wort der Freude wie des Schreckens. Daß man ihn so oft, ohne alle eigene Unterstützung an Geschütz, feindlichem Geschütze blos stellt, ist ein Grund mit, warum er diese Waffe so sehr scheut. Er vertheidigt seine Kanone auf das Aeußerste. Er gibt sich ab mit ihr wie mit einem köstlichen Schatze; er spannt sich vor; er hilft ihr nach; er versäumt keinen Augenblick, aufmerksam auf sie zu seyn; er zielt mit großer Sorgfalt, und machen seine Schüsse Wirkung, so bricht der ganze Haufe in ein Freudengeschrei aus, dem gewöhnlich aus wahrhaft kriegerischer Lust ein Angriff folgt.

Das Geschrei ist bei dem Kosaken eine so nothwendige Zugabe seiner Angriffe, überhaupt seiner Bewegungen, daß es von den übelsten Folgen wäre, ihm, gleich der geregelten Reiterei, diese Nachhülfe zu untersagen. Scheinbare Unordnung ist der Charakter seiner Angriffe. Wenn Geschrei die Unordnung mehrt, wie diejenigen behaupten, welche gegen diese Ausbrüche von Wuth, Spott und Betäubung eifern, so geschieht dadurch nichts, was dem Angriffe des Kosaken nachtheilig wäre. Das Geschrei hebt übrigens den eigenen Muth, und schlägt den des Gegners nieder. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er im Kampfe für Leben und Tod, wo alle Kräfte angestrengt sind, nicht schweige; auch hört man selbst die geregelte Reiterei, wenn ihr der Angriff gelingt und sie

handgemein wird, nicht ſelten das aufgezwungene Stillſchweigen brechen.

Das Geſchrei des Koſaken iſt kein beſtimmtes Wort, ſondern ein unbeſtimmtes, wildes Heulen, das Jeder auf ſeine eigene Weiſe modelt und das endlich in helles Aufjauchzen ausbricht. Das Hurrah iſt erſt in den letzten Feldzügen dem Koſaken gewöhnlich worden.

Eine Vorſichtsmaßregel, durch welche man den Koſaken gegen die Anſteckung übler Vormeinung verwahrt, beſteht darin, auf die äußerſten Poſten wo möglich einen ruhigen, nicht übereilten Offizier zu geben, wäre er auch ſonſt weniger verläßlich oder brav. Der Eindruck, den die mündlichen Berichte dieſer Offiziere auf die Truppe machen, iſt oft für den Augenblick entſcheidend. Der Koſak urtheilt nach halben Worten, forſcht in den Mienen, und lieſt im ganzen Benehmen des Mannes, der eine Meldung macht, welcher Grad der Gefahr obwalte. Er wird nicht ſelten darnach beſtimmt. Ruhe im Geſichte, auch in der größten Gefahr, iſt daher das Hauptgeſetz für den Führer. Er laſſe Lieder ſingen, wenn er gewahr wird, daß die Leute nicht recht gehen.*) Er rufe im Augenblicke der Zerrüttung Freiwillige auf; ſolch ein Ruf ſammelt oft den ganzen Haufen um den Führer wieder, wo ſonſt nichts mehr hingereicht hätte, ihn zuſammen zu bringen.

Die Leichtigkeit, mit welcher der Koſak ſich und ſein Pferd ernährt, iſt eine ungemein bedeutende Hülfe für ſeine Verwendung im Felde. Dieſes geringe Bedürfniß ſcheint dem Fremden ein völliges Räthſel. Da, wo Alles durch Feuer und Schwert verheert iſt, wo der Feind ver-

*) Tettenborn hatte vierzig ausgeſuchte Sänger um ſich, die, ſo oft er befahl, verſchiedene Lieder anſtimmten, in welche gewöhnlich die ganze Truppe einfiel.

hungern muß, findet der Koſak noch immer, was er braucht, um ſeine Suppe zu kochen und ſein Pferd zu füttern. Während des Rückzuges aus Rußland, wo die Koſaken ſich immer ſo nahe an dem franzöſiſchen Heere befanden, daß ſie, was Mangel an Nahrung betrifft, beinahe demſelben Schickſal ausgeſetzt ſchienen, hat doch keiner ihrer Führer geſehen, daß Mann oder Pferd irgend einen Abgang erlitten.

Der Sitz des Koſaken zu Pferde erleichtert den Gebrauch ſeiner Waffen, und ſcheint beſonders ſeiner langen Lanze, die er auf den Fuß ſtemmt, oder unter dem Arm hält, noch eine größere Länge zu geben. Der Koſak während des Angriffes hat das Ausſehen, als wenn er völlig auf dem Halſe des Pferdes liege. Dieſe Täuſchung kommt von der vorgebeugten Lage ſeines Körpers und von der Höhe des Sattels. Dieſer, der zugleich des Koſaken ganze Habe verwahrt, iſt durch zwei breite Gurten ſehr leicht aufgebunden, weßhalb der Reiter auch nur mit Hülfe ſeiner Lanze aufſitzt. Daß ein Pferd wund gedrückt werde, iſt ein Fall, der beinahe nie in dieſer Truppe vorkömmt. Sattel und Zaum liegen immer auf dem Pferde; kommt der Feind, ſo hat der Mann nur aufzuſitzen, und er iſt ſchlagfertig. Die Zäumung hat kein Gebiß; das Pferd iſt demnach nicht gehindert, in jedem Augenblicke der Ruhe Futter zu nehmen, was auch, ſo oft es ſeyn kann, und ohne beſtimmte Zeiten einzuhalten, geſchieht. Der fortwährenden Fütterung und der großen Sorgfalt, welche der Mann auf ſein Pferd verwendet, iſt auch zum Theile die Ausdauer deſſelben zuzuſchreiben. Der Koſak ſteigt ab und geht neben ſeinem Pferde her, ſo oft dies die Umſtände nur immer erlauben. Die Zeit, während er auf Feldwache ſteht, iſt zugleich eine Futterzeit für das Pferd. Ja, mitten im Gefechte iſt es nichts Seltenes, den

Koſaken, ſobald er nicht gerade thätigen Antheil nehmen muß, das Pferd füttern zu ſehen, ohne daß er abſitzt. Koſak und Pferd ſind ſo mit einander vertraut und an einander gewöhnt, daß man ſagen möchte, beide zuſammen bilden erſt ein Ganzes. Wie oft ſieht man den Koſaken auf dem Marſche im Sattel ſchlafen, während das Pferd unter ihm mit halbgeſchloſſenen Augen fortzieht! — Als der Krieg im Jahre 1813 bereits viele doniſche Pferde hingerafft hatte, waren die Führer gezwungen, den Abgang durch deutſche Pferde zu erſetzen. Sonderbar genug, daß die Koſaken in kurzer Zeit dieſen Pferden manche Eigenheiten der doniſchen aufzwangen, als das magere Futter, die ungleiche Futterzeit, den ſchnelleren Schritt, ohne daß die deutſchen Pferde darunter Schaden litten. Nur die dauernden Eilmärſche ertrugen ſie nicht. Auf dem Marſche Tettenborns von Colding nach Rheims ging beinahe jedes, das nicht doniſches Pferd war, zu Grunde.

Die Gemüthsbeſchaffenheit des Koſaken, was immer diejenigen, die ihn nicht kennen, dagegen ſagen mögen, iſt gut. Er iſt für alle angeborenen, natürlichen Gefühle empfänglich; aber er kennt die aufgezwungenen nicht, die nur zu oft Auswüchſe an dem Stamme der natürlichen Entwicklung ſind. Er iſt treu und hängt mit unerſchütterlicher, aufopfernder Liebe an Demjenigen, der ihm Gutes gethan. Er kennt die Berechnungen und Abwägungen der Dienſte und Gegendienſte nicht, und eine rein erhaltene natürliche Empfindung lehrt ihn, daß der gute Wille nur wieder mit gutem Willen bezahlt werden kann, und es dafür keine Abfindung gibt. Er iſt hart gegen den Feind, aber er wird den Gefangenen ohne Veranlaſſung, und wenn es thunlich iſt, ihn mit ſich zu führen, nicht tödten. Im Gegentheile verſichern Augenzeugen, daß ſie im Kriege vom Jahre 1812 mehrmals das Schauſpiel

erlebten, französische Gefangene durch Kosaken gegen die Wuth der Bauern schützen zu sehen. Dies hat seinen Grund in Religions-Meinungen. Er will seinen Gegner außer Stand setzen, ihm zu schaden, und wieder im Felde zu dienen, aber es liegt ihm nicht daran, jenem das Leben zu nehmen. Daher die Gewohnheit, viele aber leichte Lanzenstiche statt eines kräftigen Stoßes zu geben, der schnell dem Leben ein Ende machen würde. — Der Kosak plündert, aber nur, wenn der Führer dies erlaubt. Er achtet auch dann gewisse Beschränkungen heilig, und nimmt z. B. niemals in dem Hause, in dem er bequartiert ist, weil er das Gastrecht ehrt. Ist ihm die Befugniß gegeben, Beute zu machen, so schont er dabei alle naturgemäßen Verhältnisse. Er befreundet sich leicht mit Kindern und hilft den Hausleuten im Geschäfte. Dies Schauspiel hat man in Frankreich überall gesehen, wo Kosaken eine Weile lagen. Er ist höchst gewissenhaft. Anvertrautes Gut kann nicht in mehr sicherer Hand als in der seinigen liegen. Es gibt kein Beispiel, daß ein Kosak den andern bestehle. Dieselbe Gewissenhaftigkeit beweisen sie bei Vertheilung der Beute und bei Verwaltung der Verlassenschaften. Was Jeder dem Feinde abnimmt, ist sein eigen; gemeinschaftlich gemachte Beute wird versteigert und das Geld gleichmäßig vertheilt. Wegen Beschwerlichkeit des Fortbringens suchen sie alle Beute so bald als möglich zu Gelde zu machen, und verwahren dieses im Sattel, der hiezu ein eigenes Behältniß hat. Stirbt ein Kosak im Felde, so tritt ein Ausschuß zusammen, der zuerst den Sattel öffnet, und die darin vorfindige Summe in Verwahrung nimmt. Dann werden Waffen, Pferd (beide sind des Kosaken Eigenthum) und was er sonst besaß, im Regimente versteigert. Die Pferde gehen meist sehr gut ab, werden jederzeit von Kosaken wieder gekauft, und oft, wenn einmal donische

Pferde seltener sind, zu mehreren hundert Papierrubeln bezahlt. Das eingelaufene Geld wird nun zur übrigen Baarschaft gelegt, Todestag und Rücklaß in das große Regimentsbuch eingetragen, und der letztere an das Depot am Don zurückgeschickt. Dort wird die Frau (die meisten Kosaken sind verheirathet) oder der sonstige Erbe vorgeladen und die Summe treulich, bis auf den Heller genau, ohne allen Abzug ausgeliefert.

Der Kosak hält strenge an die Gebräuche der Religion. Ein Heiligenbild oder ein Kircheneigenthum dem Feinde wieder abzujagen rechnet er sich als heilige Pflicht an. Seine Gottesverehrung artet leicht in Götzendienst, seine Frömmigkeit in Aberglauben aus. (Wo tritt nicht mehr oder minder derselbe Fall ein?) Er hat Tage, in denen er nichts unternehmen will und unbedeutende Anzeichen brechen oder erhöhen seinen Muth. So ist der Montag nach seinem Glauben kein günstiger Tag. Regnet es, wenn er eben im Begriffe steht, etwas zu unternehmen, so meint er Bürgschaft zu haben, daß es gelingt. Läuft ein Hase über die Straße und würde er nicht alsogleich eingeholt und getödtet, so bedeutet dies eine Niederlage; dagegen bringt ein Fuchs Glück. Ein kluger Führer benützt diese Schwächen und führt sich gerade durch sie in das Vertrauen der Untergebenen ein. Tettenborn wußte seine Kosaken so von seinem Glücke zu überzeugen, daß sie ihn für kugelfest hielten und nicht zugaben, daß eine seiner Unternehmungen scheitern könne. — Manche Eindrücke solcher Vorurtheile muß der Führer jedoch zu überwinden suchen, oder wenigstens bereit seyn, ihnen stehenden Fußes zu begegnen. Benkendorf, dem seine Kosaken-Brigade mit so viel Vertrauen anhing und mit so viel Zuversicht folgte, hatte in der Umgegend von Soissons einen Fall, der die Gewalt dieser Vorurtheile bewies. Er

wurde von Soiſſons nach Fismes entſendet und gewahrte während des Marſches bald, daß ihm ſeine Truppe nicht mit gewohnter Entſchloſſenheit und Heiterkeit folgte. Da er Braine erreicht, bringt ihm ein Offizier Bericht, daß franzöſiſche Reiterei in bedeutender Zahl ſeinen Vortrapp mit dem Degen in den Rippen verfolge. Benkendorf ruft Freiwillige heraus; nur 180 Mann folgen, während ſonſt die Brigade auf dieſe Anforderung zu antworten pflegte: „Wir ſind Alle Freiwillige!“ — Da er durch Braine reitet, vernimmt er ſogar einige Stimmen, die „nazad!“ d. h. zurück! rufen. — Jetzt beſinnt er ſich, daß man am Montag ſey. Als er das andere Ende des Dorfes erreicht, kommt ihm ſein geworfener Vortrab flüchtig entgegen. Da wird der Ruf: nazad! nazad! allgemein, und die ganze Brigade ſtürzt, ohne daß es möglich geweſen wäre, ſie aufzuhalten, in den Ort zurück. Hier war eine Brücke. Die Menge der Fliehenden, die Wagen, welche gefolgt waren, überfüllten ſie, es gab kein Weiterkommen, im Rücken aber drängten die Dragons d'Espagne mit lautem en avant! nach. Benkendorf glaubte ſeine ganze Truppe verloren, und ſie würde es geweſen ſeyn, wenn die Franzoſen ihre Karabiner zur Hand genommen und fortgefahren hätten, ſcharf darauf los zu reiten. So aber hielten ſie vor dem Orte an und gaben den Koſaken Zeit, ſich von dem paniſchen Schrecken zu erholen. Einige der Muthvollſten aus dieſen ließen ſich in Plänkeleien ein; die erſte Abtheilung der Franzoſen verrieth Schwanken. Das benützte der alte Giroff; er ritt vor, und ſchrie plötzlich: „vorwärts!“ — Dieſe wohlbekannte, verehrte Stimme riß die Koſaken aus ihrer Angſt und erfüllte ſie mit Beſchämung. Der ganze Haufen trieb nun vorwärts unter wildem Geſchrei; der Feind gab Feuer; aber was vor wenigen Minuten noch den Untergang der Koſaken entſchieden hätte,

blieb jetzt wirkungslos. Die Franzoſen wurden geworfen, und ließen 120 Pferde in den Händen der Gegner.

Nur ungerne zieht der Koſak vom Schlachtfelde, bevor er nicht die Körper ſeiner gefallenen Kameraden begraben hat. Iſt dies geſchehen, dann verſöhnt er ſich gleichſam mit dem Verluſte. Der hohe Werth, welchen die Koſaken gegenſeitig auf ihre Schützung und Erhaltung legen, iſt eine Folge theils ihrer patriarchaliſchen Zuſammenſetzung und Bildung, theils der Schwierigkeit ihrer Ergänzung. Der Soldat gewöhnt ſich im Durchſchnitt ziemlich bald daran, eine Menge ſeiner Brüder aus ſeiner Mitte ſcheiden zu ſehen; aber keiner Truppe iſt der Verluſt empfindlicher als den Koſaken. Auch der Verluſt eines Pferdes wird von der ganzen Truppe betrauert, und gilt dem, welchen es betraf, für ein wahres Unglück. Kein Pferd der Welt erſetzt ihm ſein doniſches wieder. — Der Abgang an Mann und Pferd war während des letzten Krieges ſehr fühlbar geworden, und man ſah Schwadronen, die kaum mehr zwanzig Mann zählten.

Die Leiche eines gefallenen Koſaken dem Feinde überlaſſen zu müſſen, wird zu den übelſten Ereigniſſen gezählt. Er ſchafft Todte und Verwundete ſchnell zurück und erkauft den Körper ſeines Kameraden mit größter Aufopferung. Als Napoleon im Februar 1814 ſich in der Champagne auf Blücher warf, und Tettenborn den Marſch des Kaiſers beobachtete, geſchah, daß eine Abtheilung Koſaken nach einer Anhöhe wollte, um von da die Hauptſtraße, auf welcher der Feind marſchirte, zu überſehen. Dieſe Abtheilung ſollte durch ein Dorf, aus dem viele Schüſſe fielen, ſobald ſie näher kam. Schon gewohnt, von den Bauern im Bereiche des feindlichen Heeres ſo behandelt zu werden, gab dieſes Feuer keinen Beweis, daß der Ort von Truppen beſetzt ſey. Dem Führer lag daran, dies zu wiſſen.

Ein Offizier und vier Kosaken trugen sich an, durch denselben zu reiten. So wie sie in die Straße sprengten, brach alsogleich aus allen Häusern feindliches Fußvolk vor, und begleitete sie mit seinen Kugeln. Am Ausgange des Dorfes sank ein Kosak von zwei Kugeln getroffen vom Pferde. Der Offizier und die Uebrigen, dies ersehend, kehrten um, hoben ihren auf den Tod verwundeten Kameraden auf ihre Pferde, und brachten ihn, so die eigene Gefahr verachtend, zu den Ihrigen. —

Das gewöhnliche Strafwerkzeug ist die Knute. Eine nachsichtslose aber gerechte Strenge ist unerläßlich. Wer auf eigene Faust plünderte, erhielt unter Tettenborn 200 bis 300 Knutenstreiche. Während des Feldzuges 1814 trat dieser Fall nur mehr ein einziges Mal ein, und da ließ Tettenborn ein ganzes Regiment, im Beiseyn der übrigen Regimenter, abstrafen, und das Geraubte zurückstellen. Um strengere Mannszucht halten zu können, verfiel er bei Eröffnung des Feldzugs an der Elbe auf die Vorkehrung, die Lanzenstäbe jedes Regiments anders färben zu lassen. Trat ein Kläger gegen Kosaken auf, so war das Regiment gleich ausgefunden, und wurde nun zum Ersatz verurtheilt; ihm blieb es überlassen, den Schuldigen zu entdecken und sich an ihn zu halten. Es ist unglaublich, wie sehr eine gerechte Strenge die Nothwendigkeit des Strafens vermindert und wie wenig die grausamsten Strafen nützen, wenn sie nicht gerecht vertheilt werden! —

Wenn wir nur die Beispiele, welche in diesen Blättern angeführt sind, und für deren Wahrheit hunderttausend noch lebende Zeugen und alle Kriegsberichte bürgen, überdenken, wenn wir nach dem Maßstabe der Leistungen einiger weniger Regimenter unsere Forderungen auf die 82 Regimenter einrichten, welche Rußland im Kriege vom Jahre 1812 aufstellte: was sollten wir anderes von ihnen

erwarten dürfen, als daß kein Mann des Heeres, welches Moskau feindlich betrat, die Berezyna zurück überschritten haben werde? — Und dennoch war dies nicht der Fall. Ueber die ungeheure Strecke von Weselowo bis Kowno, über den Niemen, über die Weichsel und Oder retteten sich von Erde und Himmel aufgegebene Trümmer jenes unglücklichen Heeres. Wie konnte dies geschehen? Die nächste Ursache ist eine ganz einfache: weil man einen großen Theil der Kosaken gar nicht ausließ. Platoff hielt zwölf bis achtzehn Regimenter und eine herrliche Artillerie, die bestbespannte des Heeres, immer um sich; nur schwache Haufen sandte er vor, die nicht viel wirken konnten, weil sie nicht unterstützt wurden; es hatte den Anschein, als sey ihm bange, seine Kosaken einmal recht thätig werden zu lassen. Ein anderer Grund ist: die Verwendung einer großen Zahl zu Seitendiensten aller Art, worauf die am Eingange gegebenen Winke sich beziehen. Ein dritter: die nicht jederzeit glückliche Wahl der Führer. Ein vierter: daß wenn die Leistungen einzelner Abtheilungen auch außerordentlich waren, sie alsbald zu Nichts wurden, sobald mehrere zusammen stießen. Wenn gerade dadurch endlich eine Kraft zum Vorschein kam, welche Größeres hätte unternehmen dürfen, so lähmten sich die Führer gegenseitig. Dies haben wir bei dem oben erzählten Angriffe auf Berlin gesehen, der von den beiden geschicktesten Parteigängern unserer Zeit unternommen wurde und dennoch ohne Erfolg blieb; dies war auch der Fall bei Hanau, wo die Generale Czernitscheff, Kaissaroff und Ilowaisky 12. sich zusammen fanden und auf dem äußersten linken Flügel Aufstellung nahmen, ohne jedoch etwas Anderes zu thun, als die feindliche Reiterei, welche den Rückzug des Kaisers Napoleons deckte, im Schach zu halten.

Aber dennoch in den letzten Feldzügen, wer war immer an der Spitze des gesammten verbündeten Heeres? — Von den rauchenden Trümmern von Moskau bis über die Weichsel, die Elbe, den Rhein und bis in die Hauptstadt des großen Eroberers zogen die Kosaken vor den Heeren einher. Kosaken der Garde und der Regimenter Ilowaisky und Tschernozuboff unter Benkendorf I. besetzten zuerst die alte Czarenstadt wieder, nachdem sie der Feind, den dort sein Verhängniß berührte, verlassen hatte. In Wilna war es dieselbe Truppe, welche, damals unter Tettenborn, die Adler Napoleons noch unter den Augen des Feindes vom Stadthause riß. In Königsberg verkündeten Kosaken unter Kutusow und Scheppelew die Unabhängigkeit Preußens, während dessen Unterdrücker noch zum Brandenburger Thore hinauszogen. In Berlin waren es die Kosaken Czernitscheffs und Tettenborns, welche das erste Hurrah der Befreiung vor dem Palaste des Königs ausriefen, während zu derselben Zeit Kosaken unter Dawidoff in die Hauptstadt Sachsens zogen. Zu Hamburg, zu Cassel, zu Bremen, zu Frankfurt a. M., zu Rotterdam und Brüssel waren überall Kosaken die ersten, welche den Jubel der Befreiung, die Thränen freudiger Hoffnung sahen, und die Glückwünsche vernahmen, welche die Bewohner überall, voll Vertrauen auf eine bessere Zukunft, aussprachen! —

Nach einer möglichst genauen Berechnung kann man die Zahl der Gefangenen, welche die Kosaken von 1812 bis 1814 machten, auf 90,000 Mann angeben; die durch sie genommenen Geschütze aber (die von den Franzosen auf ihrem Rückzuge vernagelten gehören nicht hieher) auf 600 Stücke. Czernitscheff allein nahm deren 125. Winzingerode fing in weniger als 6 Wochen, während Napoleon noch zu Moskau stand, er aber mit seinen 2000

Kosaken die große Strecke von der Jaroslawer Straße bis Borodino deckte, den Franzosen über 13,000 Mann weg. Tettenborn brachte aus Wilna 6000 Gefangene und 48 feindliche Geschütze mit.

Wer diese Leistungen betrachtet, noch mehr aber, wer bedenkt, welchen Stoff sie voraussetzen, kann an der höchst vorzüglichen und eigenartigen Verwendung des Kosaken im Felde nicht mehr zweifeln, und muß klar darüber seyn, daß er durch keine andere Waffe ersetzbar ist. An den Mißbräuchen und an der Führung allein liegt es, wenn er nicht immer so brauchbar erscheint, als er zu werden vermag, und auch so gerne werden will. Die ausgezeichnetsten russischen Generale sind gerade auch diejenigen, welche dem Kosaken am meisten Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wittgenstein, Woronzow, Sabanieff, Diebitsch und Paskewitsch, deren Urtheil der Verfasser kennt, sprachen die Ueberzeugung der Trefflichkeit des Kosaken aus. Die Meinungen des Königs von Schweden, der Feldmarschälle Wellington, Blücher und Schwarzenberg und vorzüglich des Generals Gneisenau, des bestgeordneten, schärfsten und klarsten preußischen Militärs nach Scharnhorst's Tode, stimmten im Lobe über den Kosaken zusammen. Napoleon setzte während seinem Rückzuge einen Preis auf den Kopf des donischen Kosaken und hätte gerne einen Theil seiner Reiter in Kosaken umwandelt. Ja, er that dies sogar scheinbar, er kleidete Polen und Franzosen à la cosaque: aber die Weichsel und die Seine sind nicht der Don, der Ural und der Irtisch; normännische Pferde holen nicht den Halm unter dem Schnee hervor, und überhaupt der Kosake wird eben so wenig als der Mameluke und der ungarische Husar in den Straßen von Paris geboren und erzogen.

REMARKS

ON THE ORGANISATION

OF THE

CORPS OF ARTILLERY IN THE BRITISH SERVICE.

London 1818.

Dieſes Werk hat den Oberſten der Artillerie Sir Auguſtus S. Frazer, Kommandeur des Bathordens, zum Verfaſſer. Es läßt uns einen Blick in das Innere der für das Kriegsweſen ſo wichtigen Behandlung des Geſchützes werfen, wie kein anderes Werk, das, in ſo weit wir davon unterrichtet ſind, in den letzten Zeiten über dieſen Gegenſtand in England heraus kam. Wir ſehen die Fehler der Organiſation des Artilleriecorps mit einer Wahrheit aufgedeckt, die des Mannes würdig iſt, der ſeinen Dienſt und ſein Vaterland liebt. Je mehr wir mit Recht die Stufe bewundern, auf der in Großbritannien jeder Zweig des Maſchinenweſens ſteht, je rühmlicher der Name iſt, den ſich die engliſche Artillerie jüngſt auf der Halbinſel und in Frankreich erworben, ein deſto höheres Intereſſe wird für uns die Darſtellung der Mißverhältniſſe haben, die aus dem Syſteme, nach welchem dieſe Waffe behandelt wird, folgen, und die, eine ſchwere Laſt, die Fortſchritte zur weiteren Ausbildung hemmen.

Wir glauben dem Einwurfe eines oder des anderen Leſers, der die Vortrefflichkeit der engliſchen Artillerie als wirkende Waffe kennt, und nun vielfachen Tadel ausſprechen hört, nicht erſt durch die Aeußerung begegnen zu müſſen, daß jede Werthſchätzung nur relativ iſt; daß der Erfolg, ſo bedeutend er auch ſeyn mag, doch oft den Vorwurf

zuläßt, er ſey im Verhältniß der aus den Mitteln hervorgehenden Möglichkeit immer noch zu klein; kurz, daß man es ſich zwar nicht beikommen laſſen dürfe, die engliſche Artillerie für ſchlechter als irgend eine der europäiſchen Mächte zu halten, weil ſo manches an ihr nicht gut iſt; daß man aber eben ſo wenig die Behandlung und Anwendung dieſer Waffe in dem genannten Staate für durchaus fehlerlos erklären dürfe, weil ſie in den Vorfällen, wo ſie gebraucht wurde, ausreichte, oder wohl auch Vorzüge im Vergleiche mit der Artillerie anderer Heere entwickelte, oder endlich, weil Bravour der Truppen und Geiſt des Feldherrn die Mängel des Syſtems genügend zu erſetzen im Stande waren. Jede Einrichtung nach ihrer eigenen Schätzung iſt beinahe überall und zu allen Zeiten, ſo lange ſie nicht einen Grad raiſonnirter Ausbildung erreichte, ein Ideal der Vollkommenheit geweſen, und darum ſteht die Menge des Tadels, wenn er aus dem Weſen ſelbſt hervorgeht, — ſo parador es klingen mag, ſo wahr iſt es dennoch — im geraden Verhältniſſe mit den Fortſchritten zur Vollkommenheit. — Wer ſich für völlig fehlerfrei hält, der denkt nicht an's Beſſern.

Wir geben im Folgenden von Frazers Werk einen getreuen Auszug. Um nicht den Faden deſſelben zu oft unterbrechen zu müſſen, bemerken wir dem Leſer, daß alles Geſagte die Meinung, und möglichſt die eigenen Worte des genannten Oberſten ſind, deſſen Zweck in dieſer Arbeit war, die Mängel der engliſchen Artillerie zu unterſuchen und aufzudecken, um auf dieſe Art ihrer Verbeſſerung vorzuarbeiten. Nur Weniges, was zur Ergänzung oder Verſtändlichmachung unumgänglich nothwendig iſt, haben wir uns beizuſetzen erlaubt.

Das Departement der Artillerie umfaßt in England ſowohl die eigentliche Artillerie, als auch das Genieweſen ſammt allen ſeinen Zweigen. An der Spitze beider Abtheilungen ſteht das Hauptzeugamt (Board of Ordnance), und in der Perſon des General-Artillerie-Directors (Master General of Ordnance), wörtlich General-Feldzeugmeiſter, hat ſowohl das Artillerie- als das Genie-Corps den gemeinſchaftlichen Chef. — Die folgenden Blätter werden übrigens nur von dem erſtern, nämlich von dem Artillerie-Corps handeln.

Das engliſche Artilleriecorps zerfällt in die Artillerie zu Pferde, in die Artillerie zu Fuß, und in das Artillerie-Fuhrweſen. Die beiden erſteren zuſammen bilden das königliche Artillerie-Regiment (Royal Regiment of Artillery); das letztere trägt den Namen der königlichen Artillerie-Führer (Royal Artillery Drivers).

Die Artillerie zu Fuß wird weiter in Bataillone eingetheilt, die beiden übrigen Zweige des Corps aber in Trupps (troops). Die Stärke dieſer Abtheilungen wird an ſeinem Orte gezeigt werden. — Im Jahre 1791 belief ſich das ganze Artillerie-Corps auf vier wirklich dienſtthuende Bataillone, die, mit Einſchluß eines Invalidenbataillons, 3707 Mann, darunter 274 Offiziere, zählten. Im Jahre 1814 dagegen war die Anzahl der Bataillone mit Einſchluß des einen der Invaliden auf 11 geſtiegen, und hiezu kamen noch 14 Trupps Artillerie zu Pferde, ferner 12 Trupps Artillerie-Fuhrweſen, ſo daß die Geſammtſtärke des Corps 26,023 Mann, darunter 727 Offiziere, und wenn wir noch die auswärtige Artillerie (foreign Artillery), *) und die der königlichen deutſchen

*) Artillerie im engliſchen Solde.

Legion mit in Rechnung bringen wollten, 28,291 Mann betrug. — Bis in das Jahr 1795 ſtand dem Corps ein Brigade-Major vor; dann wurde dieſer Titel in den eines Vice-Generaladjutanten (Deputy Adjutant General) verwandelt, dem 1806 noch ein aſſiſtirender Vice-Generaladjutant (Assistant Deputy Adjutant General) beigegeben wurde. *) Die bei allen Theilen des Corps im Jahre 1814 befindlichen Pferde beliefen ſich auf 11,600.

Der wiederhergeſtellte Continental-Friede machte einen großen Theil der Streitkräfte entbehrlich, und um die drückenden Koſten, die ihre Erhaltung dem Lande verurſacht, zu vermindern, wurden im Jahre 1817 auch bei der Artillerie Reductionen, ſowohl in ganzen Körpern als in dem Stande der verſchiedenen Abtheilungen derſelben, vorgenommen. Es beträgt gegenwärtig die engliſche Artillerie mit Einſchluß der Offiziere nur mehr 13,000 Mann, die in neun Bataillons, jedes zu 10 Compagnien, in einem Invalidenbataillon ebenfalls zu 10 Compagnien, in ſechs Trupps Artillerie zu Pferde, und in vier Trupps Fuhrweſenmannſchaft vertheilt ſind. Die Zahl der Pferde beläuft ſich auf 2500, wovon noch 350 Stücke auf die Pontons zu rechnen kommen, da ſeit der angeführten Reduction das Genieweſen, wozu die Pontons gehören, von der Artillerie abhängig gemacht wurde.

In dem General-Artillerie-Director (Master General of the Ordnance) vereinigen ſich die Spitzen

*) Brigade-Majors ſind Adjutanten von Brigade-Generälen, ſelten von höherem als Hauptmannsrange. Vice-General-Adjutanten ſind Stabsoffiziere, können aber auch General-Majors, und ſelbſt General-Lieutenants ſeyn: ihre Aſſiſtenten ſind Subalterne.

aller Administrationszweige der Artillerie. Er ist Oberst und Kommandant des königlichen Artillerie- und Genie-Corps. Ihm ist die Militär-Akademie zu Woolwich und das Etablissement für das Genie-Corps zu Chatham übergeben. Diese Stelle bekleidete kürzlich noch der General Heinrich Graf von Mulgrave, zugleich Gouverneur von Scarborough Castle, und Oberst des 31. Infanterie-Regiments; dermalen aber der Herzog von Wellington selbst. — Die Stelle des zweiten Obersten in beiden Corps wird durch den General-Lieutenant des Hauptzeugamts (Lieutenant General of Ordnance) besetzt; gegenwärtig der General-Lieutenant Sir Hildebrand Oakes. — Den dritten Rang endlich bekleidet der Vice-Generaladjutant (Deputy Adjutant General); gegenwärtig der General-Lieutenant John Macleod. — Das übrige Offizier-Corps der Artillerie, mit Ausschluß der auf den halben Sold gesetzten Individuen, besteht nach einer der neuesten Armee-Listen aus 11 Obersten (Colonels Command.), 20 zweiten Obersten (Colonels), 32 Oberst-Lieutenants, 10 Majors, 103 Capitäns, 115 zweiten Capitäns, 233 ersten Lieutenants, 81 zweiten Lieutenants.

Der Gehalt der Offiziere der Artillerie zu Pferde und des Fuhrwesens stimmt mit jenem überein, welchen die Cavallerie-Offiziere erhalten; eben so werden die Gagen der Offiziere der Artillerie zu Fuß nach jenem der Infanterie bemessen. Keine bestimmte Anzahl Dienstjahre berechtigt den Artillerie-Offizier, den öffentlichen Dienst zu verlassen, und auf eine Pension Anspruch zu machen; doch sobald Wunden, oder hohes Alter ihm das Vermögen zu fernerem Dienste rauben, so erhält er auf diesem Wege jederzeit eine genügende Versorgung. Die Mann-

ſchaft vom Feldwebel abwärts hat durchaus Cavallerielöhnung. Bei der Artillerie zu Pferde und zu Fuß hat der Mann nach ſieben und vierzehn Dienſtjahren eine ſyſtematiſche Erhöhung ſeines Soldes zu gewarten; bei dem Fuhrweſen iſt dieſe Zeit auf zehn und ſiebzehn Jahre hinausgeſetzt. — Die Gemeinen werden geworben, entweder auf Lebenszeit, oder auf eine beſtimmte Anzahl Jahre. Die Offiziere werden alle in der königlichen Militär-Akademie zu Woolwich erzogen, und dann nach Gutdünken des General-Artilleriedirectors entweder zur reitenden oder zur Fuß-Artillerie eingetheilt. Beförderungen aus der Mannſchaft zu Offizieren finden in dieſem Corps niemals Statt. Einmal in das Corps aufgenommen, erhält man ſchwer die Erlaubniß, es wieder zu verlaſſen.

Das Hauptzeugamt (Board of Ordnance) beſteht aus dem General-Artillerie-Director (Master General of the Ordnance), dem General-Lieutenant der Artillerie (Lieut. General of the Ordnance), dem General-Inſpector (Surveyor General), dem Hauptzeugamts-Secretär (Clerc of Ordnance), dem Magazins-Director (Princ. Storekeeper), dem Lieferungs-Commiſſär (Clerc of Deliveries), endlich aus einem Schatzmeiſter (Treasurer) und mehreren untergeordneten Beamten. — Die ganze Artillerie, ſowohl die der Flotte als des Heeres, und das Genieweſen in allen ſeinen Zweigen haben in dem Hauptzeugamt die oberſte Behörde. Alles, was Ausrüſtung, Kleidung oder Beſoldung der Artillerie betrifft, fällt in den Geſchäftskreis dieſer Stelle. Die Oberſten der verſchiedenen Abtheilungen haben keinen Antheil daran; ſie genießen weder Prozente, noch ſonſtige Vortheile von irgend einem dieſer

ökonomiſchen Gegenſtände. Die Dauer der Equipirung dieſer Mannſchaft iſt auf Categorien, beinahe von gleicher Länge wie die Cavallerie und Infanterie bemeſſen, feſtgeſetzt, aber nach Art des Dienſtes keineswegs eine Verkürzung dieſer Dauer ausgeſchloſſen.

Alle Generalbefehle gehen durch den Deputy Adjutant General an die Adjutanten der Bataillons oder Trupps. Sämmtliche Gebühren oder Bedürfniſſe des Corps, welchen Namen ſie tragen mögen, werden durch den Clerc of Deliveries kontrollirt und angewieſen, und ſtehen unter der Oberaufſicht des Magazins-Directors. Alle Verrechnungen gehören in das Departement des General-Inſpectors (Surveyor General); dort werden ſie bemängelt oder ausgeglichen, und ſtehen gewöhnlich im Rückſtande von 7 Jahren. *)

Der General-Lieutenant der Artillerie iſt mit den Geſchäften beauftragt, die ſich auf Entlaſſung, Penſionirung oder Verſetzung der Mannſchaft beziehen. Er ruft deßwegen von Zeit zu Zeit eine Spezialkommiſſion in Woolwich zuſammen. Der Stab, das große Laboratorium, und alle Hauptdepots der Artillerie befinden ſich in dieſem Orte. Dort iſt auch ein Gußwerk für Metallkanonen, das einzige, das der Regierung eigenthümlich

*) Dieſe weite Hinausſchiebung der Finalabrechnungen iſt für das Allgemeine ſchädlich, für das Individuum aber höchſt drückend. Tauſend Umſtände, die hinreichend wären, manchen ſtreitigen Punkt aufzuklären, werden in ſo langer Zeitfriſt nothwendiger Weiſe vergeſſen. Der Offizier wechſelt Compagnie und Bataillon; durch einen dazwiſchen fallenden Krieg geht die halbe Anzahl der Intereſſenten zu Grunde; alles iſt verändert; neue Geſchäfte, anderartiger Dienſt feſſelt den Einzelnen, und nun ſoll er Auskünfte über Gegenſtände geben, die mehrentheils höchſt frezielle ſind!! —

gehört. Die eisernen Geschütze, so wie alle hohle und volle Munition, werden in Privatgußwerken gegossen, und kontraktmäßig in die königlichen Arsenale abgeliefert. Die Proben der Land- und Seegeschütze werden ebenfalls zu Woolwich vorgenommen.

In dem Alter von vierzehn bis siebenzehn Jahren werden Jünglinge, die sich der Artillerie oder dem Genieweſen widmen wollen, in die Militär-Akademie zu Woolwich als Cadeten (Gentlemen Cadets) aufgenommen. Die unerläßliche Bedingung der Aufnahme ist, daß die Jünglinge bis dahin eine sorgsame und feinere Erziehung genossen, und jene Kenntnisse sich erworben haben, die ihrem Alter ziemen, nämlich alle unentbehrlichen Hülfswissenschaften und Fertigkeiten, die den Uebergang zu ernsteren Studien möglich machen. Namentlich fordert man eine genugsame Bekanntschaft mit den Classikern, um unter der langen und gleichmäßigen Verwendung in Berufswissenschaften den Geist vor einseitiger Richtung zu bewahren, und das Gemüth mit würdigen Bildern zu erfüllen. Die vorgeschriebenen Lehrgegenstände der Akademie aber sind Mathematik, Fortifikation, Geschichte, französische und deutsche Sprache, Zeichnen, Fechten und Tanzen. Der Lehrkurs bleibt derselbe, ob der Cadet für die Artillerie oder das Genieweſen sich bilde. Gewöhnlich wählt man diejenigen, deren Fortschritte glänzender sind, für das letztere Fach, berücksichtigt aber hiebei jedesmal ihren Willen. Die Prinzipien, worauf sich die Erziehung im weiteren Sinne gründet, sind vernünftig, freisinnig, wahr und gut. Moralität ist vorzügliches Augenmerk. Der Uebertritt in die Offizierscharge hängt allein von Betragen und Verwendung des Cadeten ab, und da strenge Gerech-

tigkeit in Austheilung dieſer Belohnung nicht allein vorgeſchrieben iſt, ſondern auch wirklich ausgeübt wird, und der Fall ſich nicht ereignet, daß der fleißige und gutgeſittete Cadet ſich den trägen und liederlichen aus Rückſicht auf andere Verhältniſſe, die mit dem Dienſte nichts zu ſchaffen haben, vorgezogen ſieht, ſo wird ein ernſter warmer Eifer unter den Lernenden rege gehalten. Dieſer Uebertritt geſchieht zwiſchen drei und fünf Jahren, nachdem Offiziersſtellen ſich öffnen, und die Jünglinge den Kurs vollendet haben. — Der ganzen Anſtalt ſteht der General-Artillerie-Director vor, der auch deßwegen den Titel: Capitän der Gentlemen-Cadeten führt. Im Jahre 1817 war die Zahl derſelben 250; man vermuthete damals eine Verminderung auf 128. Die jährlichen Koſten der Anſtalt belaufen ſich auf 17,000 Pfund Sterling.

Wenn der Jüngling, dem Syſteme der Erziehung nach, bis zu dem Augenblicke, indem er die Akademie verläßt, allerdings ganz geeignet ſcheint, ein eben ſo brauchbarer als ſeinem Stande durch mehrſeitige Bildung in jeder Hinſicht entſprechender Officier zu werden, wenn die Grundlagen für weitere Studien auf eine Art in ihm aufgeführt ſind, daß ſelbſt die Wiſſenſchaft von dem mit höheren Anlagen Begabten etwas erwarten darf, ſo iſt dagegen der nächſte Zuſtand, in den der Officier nach Verlaſſung der Akademie tritt, ganz darnach beſchaffen, um das Keimen der guten Ausſaat möglichſt zu verhindern. Wenn früher das Nichtgelingen der Erziehung als eine Ausnahme betrachtet werden konnte, ſo darf man jetzt faſt das weitere Gedeihen derſelben eine ſolche nennen. Wenn früher der Grund geiſtiger Vernachläßigung oder ſittlicher Gehaltloſigkeit in beſondern Außendingen allein gelegen haben kann, ſo findet man jetzt die Urſache, wenn beide

Erſcheinungen ſich zeigen, meiſt in einem Fehler des Syſtems. Der junge Officier bleibt nämlich vor der wirklichen Dienſtleiſtung in der Compagnie, bei welcher er eingetheilt wurde, vorgeſchriebener Maßen längere Zeit, manchmal bis über ein Jahr, beim Stabe in Woolwich, vermeintlich in der Abſicht, um ihn den Ueberblick ſeines Dienſtes erwerben zu laſſen. Aber da Unterrichtung der jüngeren Officiere weder die Pflicht der älteren iſt, noch Einer derſelben dafür verantwortlich gemacht wird, da ferner gewöhnlich eine bedeutende Anzahl junger Officiere ſich zu Woolwich befindet, und die älteren Kameraden aus einſeitiger Schätzung ihres Werthes oder aus übelverſtandener Aufrechthaltung ihres Ranges ſich wenig mit ihnen zu thun machen, ſo erübriget jenen nichts, als beinahe ausſchließlich nur unter ſich Geſellſchaften zu bilden, oder Zuſammenkünfte zu halten. Dort verlieren ſie nach und nach die Luſt für weitere Ausbildung in ihren Studien; ſie beginnen des Lernens ſatt zu werden, und ſo kann es nicht anders kommen, als daß die Mehrzahl den Sinn des Dienſtes verkennt, und außer der ſteifen Haltung bei Wachparaden, außer den Formen der Rapporte und der Abfertigung nicht nur allein ſich nichts Neues eigen macht, ſondern auch das Alte, ſchon Erlernte vergißt. Kommen die jungen Officiere endlich zu den Compagnien, ſo tritt die Erfahrung, die Dienſtpraxis, an die Stelle alles Unterrichts. Wir wollen nicht unterſuchen, ob jene auch im Stande iſt, dieſen völlig zu erſetzen. Wir wollen zugeben, daß dann vom directen Unterrichte nicht mehr die Rede ſeyn könne. Aber wenigſtens ſollte man nicht verſäumen, die jungen Männer aufzumuntern, ihnen Gelegenheit an die Hand zu geben, ihre Kenntniſſe auszubilden und neue zu erlangen. Da dies nur ſelten geſchieht, ſo

folgt daraus, daß die Offiziere eben so oft vergessen, daß die Artillerie ein wissenschaftliches Corps ist, und daß man weder durch Pedantismus, diesen sicheren Begleiter der Beschränktheit, noch durch oberflächliches Formenwesen den Forderungen, die der Staat an den Offizier zu machen berechtigt ist, entsprechen werde. —

Die Bildung der Offiziere verdiente in jeder Hinsicht, und überall, ein strengeres Augenmerk. Ist der junge Offizier einmal den Zerstreuungen der Welt verfallen, und der wissenschaftlichen Beschäftigung entwöhnt, dann ist es schwer, ihn jemals wieder zu ihr zurückzuführen. Er täuscht sich selbst mit dem Glauben, er thue genug, wenn er im Aeußeren des Dienstes nichts verabsäumt, und sich im Uebrigen geben läßt. Aber gerade in diesem Glauben liegt eine leise Anklage; denn es spricht aus ihm das Bestreben, sich bei sich selbst zu entschuldigen, ein Beweis, daß trotz aller angewandten Mühe die innere Stimme der Pflicht noch nicht zum Schweigen gebracht ist. Um aber jenem natürlichen Hange der Mehrzahl, Zerstreuung zu suchen, und der Forterbung dieses Uebels, das die Pflanze der Bildung in ihrer Jugend vergiftet, und traurige Folgen: Unzufriedenheit, Ekel, Trägheit, bis an's Ende des Lebens hinaus trägt, Einhalt zu thun, ist nichts anders nöthig, als jungen Offizieren gewisse Studien zur Pflicht zu machen, und sie vor Erlangung höherer Chargen Prüfungen darüber zu unterziehen. Diese Maßregel dürfte sich nicht nur allein in wissenschaftlichen Corps, sondern bei allen Waffengattungen in Ausführung bringen lassen. Man darf nicht etwa die Größe der Armeen in unseren Tagen und folglich die Menge junger Offiziere als einen Grund gegen die Ausführbarkeit dieser Maßregel ansehen; denn da keiner für den andern arbeitet, sondern jeder nur für

ſich lernt, ſo thut die Anzahl der Lernenden der Möglichkeit des Lernens ſelbſt keinen Eintrag. Eben ſo wenig kann man die Schwierigkeit des Beginnens einer ſolchen Maßregel bei der Menge braver, aber wenig gebildeter Offiziere, die in jüngeren Chargen ſtehen, einwerfen. Einmal iſt es unglaublich, daß der brave Offizier nicht die Sehnſucht, ſich für ſeinen Stand auszubilden, fühle. Es iſt vielmehr wahrſcheinlich, daß er ſie ſchon lange gefühlt, und vergeblich nach Mitteln und Wegen geſucht habe, die gewünſchte Ausbildung zu erlangen. Dann kann es ja niemals im Plane liegen, durch eine Einrichtung ſolcher Art in den erſten Jahren ihres Beſtehens eine gänzliche Umwälzung der Bildung der Armee zu bezwecken. Der enge Maßſtab der Tage darf dem Erfolge ſolcher Mittel nicht angelegt werden, die nach Jahrzehenden bemeſſen ſeyn wollen. Endlich ſollen ja nicht alle in den Studien glänzen. Was man auf Schuld des Mangels an natürlichen Anlagen ſetzt, kann die erſten Jahre hindurch auch auf Schuld des vorgerückten Alters gebracht werden. — Was die Verſchiedenheit der Waffen eines Heeres betrifft, in welchen Offiziere verwendet werden, ſo ſind die für den Militär nöthigen Grundwiſſenſchaften doch überall dieſelben, und beſchränkt man ſich auf das wirklich Nützliche allein, ſo kann durch eine zweckmäßige und nach den Umſtänden bemeſſene Fortführung der wiſſenſchaftlichen Vorträge auf jenem Grunde weiter gebaut, das Fehlende an ſeinem Orte hinzugeſetzt, und ſo die überall nothwendige Stufe oder Art der Ausbildung errungen werden.

Iſt es nicht hie und da ſo weit gekommen, daß man ſich ſchämt zu lernen, als könne das Streben nach Wiſſen ſchänden, oder den Arm zur Führung des Säbels untauglich machen? — Dieſe falſche Scham, eine nothwendige

Folge der Unwiſſenheit, wird alsbald ſchwinden, ſobald nicht Einer oder der Andere, ſondern Alle lernen. —

In jedem Regimente befinden ſich Offiziere, die in einem oder dem anderen Zweige militäriſchen Wiſſens ſo viele Kenntniſſe beſitzen, daß es der Mühe lohnt, den übrigen ſie mitzutheilen, die noch nicht die Gelegenheit hatten, ſich dieſelben zu verſchaffen. Mit Klarheit und Umſicht entworfene Lehrbücher würden allen jenen, die ſchon Kenntniſſe haben, zu Hilfe kommen, um ſich bis auf den Grad auszubilden, der zum Vortrag erforderlich iſt. Kann dieſer Vortrag auch in den erſten Zeiten nicht anders als fragmentariſch und unvollſtändig ſeyn, ſo wird er dagegen mit jedem Jahre voller und vollkommener. Die beſſeren Köpfe bilden ſich während der Zeit des Lernens zu Lehrern. Breitet ſich gediegene Bildung einmal im Corps der Offiziere aus, dann ſteigt ſie auch in die unteren Chargen nieder, und jeder, der Anſpruch auf den Offiziers-Charakter hat, oder ſich den Weg dahin öffnen will, wird ſich emſig bemühen, die erforderlichen Vorkenntniſſe zu erwerben. Auf ſolche Art wird die Armee ein gebildetes Ganzes werden, mit reger Kraft, mit geſundem Sinne, mit geübtem Verſtandesblick. Es iſt natürlich, daß dann nicht allein ihre moraliſche Kraft gehoben wird, ſondern daß ſie auch eine überwiegende Stärke in Hinſicht der Waffenmittel erlangt: denn mit der ſteigenden Bildung erfindet der Geiſt in jedem Zeitpunkte und in jeder Lage das Angemeſſenſte. Auf ſolche Art wird ſie endlich ein tüchtiges Werkzeug in der Hand des Feldherrn. Schon in ihrer inneren Geſtaltung hat ſie die Bürgſchaft für den Sieg. Die überraſchende Neuheit iſt ſtets auf der Seite des mehr gebildeten Verſtandes; die Nachahmer kommen überall zu ſpät: denn in dem ewig wechſelnden Zeitenlauf

fordert jeder Augenblick das Neue.*) — Jeder Militär, der die Ehre seines Standes und seine Bestimmung, — überhaupt jeder Leser, der sein Vaterland liebt, wird diese Abschweifung verzeihen. Nun wieder zurück, wo wir geblieben sind. —

Die Offiziere der englischen Artillerie bleiben bei ihren verschiedenen Abtheilungen, bis sie befördert werden. In diesem Falle wird die offene Stelle durch Nachrückung ausgefüllt. — Der Dienst geschieht Compagnienweise, und selten nach dem Roster. Stabsoffiziere thun nur zufällig mit dem Bataillon Dienst, zu welchem sie gehören; meistens werden sie anderen Orts verwendet, und auch in diesem Falle nimmt man wenige Rücksicht auf Dienst, Alter oder Geübtheit derselben. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, erscheint das Corps folglich wohl als eine Menge zusammengehäufter Theile, aber nicht als ein organisches Ganzes. — Die Hauptleute und Subalternen

*) Eines großen Feldherrn, des erlauchten Verfassers der Geschichte des Feldzuges von 1799 in Deutschland und in der Schweiz, gewichtiges Wort steht hier an seinem Platze: „Wie schwer büßt man nicht oft im Kriege die geringe Bildung der Offiziere in Friedenszeiten! Der Feldherr, mit den Ansichten und Anstalten im Großen beschäftigt, kann und darf sich nicht mit der Zergliederung untergeordneter Dienstverrichtungen befassen; eben so wenig erlaubt ihm der schnelle Gang der Ereignisse, seine Untergebenen in der Stunde ihrer Verwendung zu bilden, oder den Mangel ihrer Kenntnisse auf irgend eine Art zu ersetzen. Er kann nicht ernten, wo nicht gesäet worden, und er muß sich mit den Werkzeugen begnügen, die ihm zu Gebote stehen. Sind diese schlecht, so wird er entweder aus zu großer Zuversicht auf ihre Mitwirkung sich in Unternehmungen einlassen, die sein Vermögen übersteigen und verunglücken, oder er wird, mit ihrer Unlänglichkeit bekannt, schüchtern und langsam bei weitem das nicht erfüllen, was der Staat von ihm fordert." (Th. II. S. 153.)

folgen ihren Compagnien, wohin dieſe immer beordert werden. Erſtere ſind für die Disciplin und Abrichtung der Mannſchaft verantwortlich; ſie geben ferner die Löhnung aus, und verrechnen dieſelbe den Regiments-Agenten. *)

Zur Grundlage der Abrichtung iſt kein gedrucktes Reglement vorhanden. Von jedes Hauptmanns mehr oder minder vollkommener Anſicht vom Dienſte, von deſſen mehr oder minder eifrigem Bemühen, ſich darüber klare Ideen zu verſchaffen, hängt die Abrichtung der ihm untergebenen Leute ab. Auf dieſe ſchwankende Unterlage kann natürlich kein ſicheres Gebäude geſtellt werden; neben Compagnien, die ihres Dienſtes vollkommen mächtig ſind, reihen ſich andere, bei denen das Wort Abrichtung höchſtens ironiſch anzuwenden iſt.

Die Beförderung der Offiziere geſchieht nach dem Dienſtalter, und die Nachrückung geht durch das ganze Corps. Aus einer Durchſchnittsberechnung der Dienſtzeit der dermaligen fünf jüngſten Offiziere jeder Charge ergibt ſich die Ueberſicht, daß man in der königlichen engliſchen

*) Alles, was Ausrüſtung, Kleidung, Löhnung des Soldaten betrifft, wird in der engliſchen Armee durch den Regimentsagenten beſorgt. Die bei den Heeren der Continentalmächte eingeführten Oekonomie-Commiſſionen, oder für jene Geſchäfte angeſtellten Commiſſäre, fallen daher ganz weg. Jedes Regiment der engliſchen Armee hat in London oder in Dublin einen Geſchäftsträger, an den es ſich mit allen Forderungen wendet, zu welchen es nach dem feſtgeſetzten Syſteme der Gebühren berechtigt iſt. Dieſer Geſchäftsträger, der den Namen des Regiments-Agenten führt, beſorgt die Deckung aller Bedürfniſſe, die Ausgleichung aller ökonomiſchen und finanziellen Angelegenheiten des Regiments, und ſteht deßwegen mit den betreffenden oberſten Behörden in Verbindung. Für ſeine Mühe erhält er 2½ pCt. der geſammten jährlichen Regimentsauslagen.

Artillerie 46 Jahre brauche, um Oberſt und Kommandant, 36 um zweiter Oberſt, 24 um Oberſtlieutenant, 23 um Major, 17 um Capitän, 11 um Capitän en second zu werden.*) Dieſes ſo äußerſt langſame Fortkommen iſt, wie Frazer ſagt, der Grundfehler des Corps und die Haupturſache von all dem Mangel an Energie, Kraft und Lebendigkeit, den man dem Artillerie-Corps bei allen im Ganzen doch gut geleiſteten Dienſten mit Recht vorwirft. Was kann man erwarten, wenn man im bisherigen Beförderungs- und Reductions-Syſtem beharrt, fährt er weiter fort, als daß die höheren Chargen in der Artillerie zuletzt durch Leute beſetzt ſeyn werden, deren phyſiſche Kräfte unter den Mühen des Lebens und unter der Laſt des Alters geſunken ſind; deren Geiſt, da er ſeit Jahren niemals im eigenen Gange ſich verſuchte, ſondern am ſichern Stabe des Gehorſams unbehilflich aber gemächlich die enge Kreisbahn ſubordinirter Pflichten zu durchziehen gewohnt war, zuletzt nicht nur Spannkraft und Leben, ſondern ſogar die Fähigkeit, neue Lagen aufzufaſſen, ſelbſt zu ſchauen, ſelbſt zu ſchließen, ſelbſt zu entſcheiden, verloren haben muß. Der Offizier, dem die Hoffnung völlig geraubt iſt, eine höhere Charge, in der die eigentliche Wirkſamkeit des Geiſtes beginnt, in den Jahren der Mannskraft noch zu erreichen, wird gewöhnlich ſeines Standes, oder wenigſtens des Strebens, ſich für denſelben möglichſt

*) Es kömmt hier zu bemerken, daß viele Offiziere der Artillerie einen höheren Rang bekleiden, als in dem Regimente; ſo haben mehrere Oberſten deſſelben das Patent als Generale, General-Lieutenants und General-Majors, eben ſo mehrere Oberſtlieutenants als Oberſten, mehrere Majors als Oberſtlieutenants, mehrere Capitäns endlich als Majors, ja ſelbſt als Oberſtlieutenants. Dieſer Brevet-Rang findet auch bei den Offizieren der übrigen Waffengattungen ſtatt.

auszubilden, überdrüſſig. Er läuft meiſtentheils gleichgültig im Dienſte mit. Seine Stelle wird ihm zur armen Pfründe, die ihm Lebensunterhalt gibt, und die er gerne für jede beſſere, die das Schickſal ihm zuwirft, vertauſcht. Das hohe Gefühl des Standes, das der Jüngling, wenn er den Waffenrock wählt, in ſich trägt, ſiecht ſammt allen daraus hervorgegangenen Entſchlüſſen an dem traurigen Anblick der Zukunft ab, welche mit jedem Jahre, das entſchwindet, weniger Tröſtung darbietet, und die Kluft zwiſchen der wirklichen Lage und dem Lebensglücke, das im Durchſchnitte Jeder wünſchen darf, und Jeder erreichen kann, in immer größerer Ausdehnung ſchauen läßt. Verwundert man ſich, daß ſelbſt der Eifrigſte zuletzt fragt: wozu jede Anſtrengung, wozu die Vorbereitung für ein Ziel, das ich niemals, oder nur dann erreiche, wann Altersſchwäche, der jede Natur erliegt, es mir unmöglich macht, den Platz auszufüllen, wie ich wünſchte? — In der engliſchen Artillerie erſcheint nicht ein einziges Beiſpiel, daß ein Offizier unter 20 Dienſtjahren zum Stabsoffizier vorgerückt ſey, ein Zeitraum, der dreimal die Dienſtdauer überſteigt, in welcher er dieſe Stelle in anderen Waffengattungen der engliſchen Armee hätte erreichen können. *)

Aber außer dieſer langſamen Beförderung auch der beſten Köpfe iſt noch eine andere Einrichtung zu bemerken, die der Entwicklung des Talents in Artillerie-Offizieren ein gleich großes Hinderniß entgegenſetzt. Dieſe Offiziere

*) Dreijähriger Dienſt als Subaltern-Offizier iſt Bedingung, bevor Jemand den Rang eines Kapitäns in der Infanterie oder Kavallerie erlangen kann. Um Major zu werden, muß man wenigſtens ſieben Jahre, darunter zwei Jahre als Kapitän gedient haben.

haben nämlich die Aussicht nicht, jemals zu einem besondern Ehrenposten oder zu einem höhern Commando zu gelangen, worauf Offiziere anderer Waffengattungen Anspruch machen dürfen; eine Auszeichnung für den Ehrliebenden, die durch keine Summe Geldes aufgewogen wird. Verdienste der Artillerie-Offiziere werden durch Personal-Zulagen belohnt. Ohne geradezu behaupten zu wollen, Militärs seyen weniger als andere Personen Geld zu gewinnen geneigt, so ist es doch wahr, daß sie im Durchschnitte weniger Werth auf das legen, wovon sie selten zu viel haben, und darum darf man gewiß im Allgemeinen sagen: so wie es Stände gibt, wo Geld zu erwerben das höchste Ziel ist, so besteht dagegen das Höchste des Soldaten in öffentlicher Achtung und Wirksamkeit. — In der That, welcher Mann von einigem Geist und Herzen wird all sein Leben lang ein Subalterner bleiben wollen, und wenn er auch Generalsgage dabei bezöge? —

Die Frage über die zweckmäßige Eintheilung, Beförderung und Aufmunterung der Staatsdiener, welchen Rock sie tragen mögen, ist von höchster Wichtigkeit. Wo diese Frage nicht genügend gelöset wird, fallen unausbleiblich die Folgen auf das Land zurück. — Dieser Ansicht Krazers wird Jeder beistimmen, ob sie aber Jeder aus dem Gesichtspunkte auffaßt, aus dem sie gesehen werden muß, ist eine andere Frage. Mit der schnelleren Beförderung allein ist nichts gethan, wenn sie nicht mit kluger Wahl und nach wirklichem Verdienste geschieht. Es ist offenbar, daß es dem genannten Verfasser nicht im Sinne lag, der rangsüchtigen Jugend das Wort zu reden; sondern daß er nur den erhöhten Werth der Waffe und die größere Nutzleistung für den Staat vor Augen hatte. Was Krazer über die Mittel zur Beschleunigung der Beförderung der

Artillerie-Offiziere am Ende dieſes Abſchnittes ſagt, ſcheint uns von weniger allgemeinem Intereſſe. Wir wollen, ohne uns dabei aufzuhalten, zum nächſten Abſchnitt übergehen.

Im Jahre 1793 ſchritt man in England zur Errichtung eines Corps reitender Artillerie. Sechs Jahre ſpäter ging ein Trupp derſelben nach Holland, um gegen die Franzoſen zu dienen; 1807 ſandte die Regierung zwei Trupps nach Buenos Ayres, von 1808 bis 1813 fünf Trupps nach Portugal und Spanien, im Jahre 1815 endlich fochten bei der Schlacht von Waterloo neun Trupps, darunter zwei der königlichen deutſchen Legion, und außerdem ein Trupp zur Bedienung der Raketen, da die neuentdeckte Waffe ſtets zu Pferde gehalten, und daher zur reitenden Artillerie gerechnet wird.

Die Vortheile, welche die raſche und ſichere Bedienung des Geſchützes durch berittene Mannſchaft im Spiel der Schlachten und überhaupt im ganzen Verlauf eines Krieges bewährt hat, erweckten in England eine beſondere Aufmerkſamkeit und Thätigkeit für das Fortſchreiten dieſer Einrichtung. Abänderungen aller Art wurden in dem kurzen Zeitraume der Anwendung der reitenden Artillerie ſowohl im Geſchütz als in der Laffettirung, in den zugehörigen Wägen und in der Bedienung vorgenommen. Keine Koſten wurden geſpart, das für beſſer Erkannte ohne Zeitverluſt und ohne Berückſichtigung früherer Ausgaben in's Werk zu ſetzen. — Anfänglich beſtimmte die Art der Verwendung der reitenden Artillerie auch die Schwere des ihr beigegebenen Geſchützes. Man ging von der Anſicht aus, der Hauptvortheil, den die reitende Artillerie gewähre, beſtände in ihrer Beweglichkeit, in ſo ferne dieſe es möglich macht, den Feind auf ſeinen Flanken und überhaupt dort zu necken, wohin ſich bis jetzt das Geſchütz

nicht wagen durfte. Man sah den Vortheil überraschender Angriffe durch Geschütz auf Punkten, wo der Feind sich sicher glaubte, oder wenigstens von dieser Waffe nichts besorgte, ein, und da man nur Ueberraschung oder Neckerei beabsichtigte, so gab man in den ersten Zeiten der reitenden Artillerie auch nur leichtes Geschütz, nämlich 3 und 6Pfünder, ferner 5½zöllige leichte Haubitzen. Aber bald begann man, den Vortheil der schnelleren Verwendbarkeit auf das Ganze anzuwenden. Schon im Jahre 1798 verfiel man auf leichte 12Pfünder, und rüstete jeden Trupp von 6 Geschützen mit zwei 3 oder 6Pfündern, zwei 12Pfündern und zwei 5½zölligen Haubitzen aus. Die bei dieser Einrichtung kaum vermeidliche Unordnung in der Munition, der Mangel an Einheit der Bewegung wurde aber bald gefühlt. Man legte die leichten 12Pfünder bei Seite, eben so die leichten 5½zölligen Haubitzen, von deren Unzulänglichkeit man sich in Spanien überzeugt hatte. An die Stelle der letzteren setzte man schwere 5½zöllige Haubitzen, an die Stelle der 12Pfünder aber wieder 3 und 6Pfünder, bis bald darauf (im Jahre 1813) 9Pfünder als einziges Kaliber aller Geschütze der reitenden Artillerie in Vorschlag gebracht wurden. Man rüstete schnell die fünf in Spanien befindlichen Trupps damit aus; aber der Krieg ging zu Ende, noch ehe die Sache hinlänglich geprüft war, um durchgreifen zu können. Drei Trupps dieser fünf kehrten zur alten Ausrüstung zurück.

Da die Erfahrung es vielfältig bestätigt hat, daß die Aneinanderreihung verschiedener Kaliber in derselben Batterie oder im nämlichen Trupp stets von Nachtheilen begleitet ist, da vielmehr der Grundsatz stets vor Augen gehalten werden soll, daß die Einrichtung des gesammten Geschützes und die Verbindung desselben zu bestimmten

Körpern nie zu einfach, niemals zu gesichert vor Unordnung und Verwirrung seyn kann, so läßt sich gar nicht zweifeln, daß die Trupps der englischen reitenden Artillerie bald die aus dem unvollkommenen Zustand der Behandlung der Waffe herübergetragene Kalibervermischung aufgeben werden. Welches Kaliber ist aber wohl das zweckmäßigste zur Ausrüstung reitender Batterien? — Frazer antwortet: Jedes in der Feldartillerie überhaupt verwendete. Niemand wird es bezweifeln, daß der Grad der Wirkung der Feldartillerie mit der Vermehrung der Schnelligkeit und Sicherheit der Bewegung derselben steigt, wenn anders die Bedienung von gleicher Tauglichkeit angenommen wird. Zwei Wege hat man eingeschlagen, diese Steigerung zu erwirken; der eine ist, daß man die Bedienung der Mannschaft auf den Lafretten oder Munitionswagen fahren läßt, der andere, daß man sie beritten macht. Ungeachtet des augenscheinlichen Vortheils der ersten Art in ökonomischer Rücksicht hat doch die letztere eine weit ausgedehntere Anwendung erhalten. Dies schon spricht für sie; aber es gibt der Gründe genug, die ihren Vorzug beweisen.

Ist einmal abgeprotzt, so kann es nicht anders als gleichgültig seyn, auf welche Art die Kanone dahin, wo sie steht, gebracht worden ist, und ob man die Leute, die sie bedienen, Artillerie zu Fuß oder zu Pferd nennt. Ist der Mann nur frisch und unermüdet einer Seits, anderer Seits geschickt und geübt, so wird der Erfolg der gleiche seyn. Die Meinung, als wäre die reitende Batterie nie als Positionsbatterie zu gebrauchen, als müsse ihre Hauptsorge seyn, durch steie Beweglichkeit dem feindlichen Feuer auszuweichen, ist daher ungegründet, falsch. Das Geschütz, aus diesem fehlerhaften Gesichtspunkte angesehen, ist, wie

ſchon oben geſagt, nichts weiter als eine Waffe der Ueberraſchung; dies aber heißt ſeine eigentliche Beſtimmung verkennen; denn es ſoll nicht necken, es ſoll vermöge ſeiner überwiegenden Kraft zerſtören und entſcheiden. Durch jene einſeitige Verwendung wird der Hauptzweck des Geſchützes zum Nebenzweck herabgezogen, und es liegt außerdem noch die falſche Vorausſetzung zum Grunde, als ſey im Augenblicke des Bedarfs, im Augenblicke der Schlacht, noch ſolch eine freie Beweglichkeit möglich; als habe man die Freiheit, eine engagirte Waffe nach Willkür zu verwenden, ab- und zuzuführen, und nach Belieben das Feuer eröffnen oder enden zu laſſen.

Den entſcheidendſten Erfolg gewährt die Artillerie nur dann, wenn es gelingt, eine überwirgende Maſſe Geſchütz auf irgend einen wichtigen Punkt des Schlachtfeldes früher als der Feind zu bringen, und nun alle Gewalt dieſer Waffe wieder nur gegen einen Punkt, möglichſt vereint, zu wenden. Von unausweichlicher Nothwendigkeit iſt es daher, daß die Kanone, die man auf einen ſolchen Punkt, gleichgültig auf welche Art, gebracht hat, von der Art ſey, daß ſie ſo wirken könne, wie es der Moment erfordert, nämlich entſcheidend. Aber Jeder, der die letzten Kriege kennt, weiß auch, daß es gerade die reitende Artillerie war, die ihre Geſchütze ſtets zuerſt auf dieſe wichtigſten Punkte brachte, weil, ſo unvollkommen auch immer ihre Bewegung geweſen ſeyn mag, ſie doch ſicherlich ſchneller als die Artillerie zu Fuß war. Da dies ohne Zweifel auch in den nächſten Kriegen der Fall ſeyn wird, und vermöge der Einrichtung der Artillerie ſeyn muß, die reitende Artillerie folglich weit öfter in die Lage kommen wird, im entſcheidenden Momente, bei unvergeibenen Bewegungen des Feindes, zu wirken, als die Fußartillerie, ſo ſcheint

es höchſt zweckmäßig und nothwendig, daß, wenn man auch einige Trupps wegen des Dienſtes bei der Cavallerie mit leichtem Geſchütze bewaffnet zur Hand haben muß, doch die Mehrzahl derſelben mit Geſchütz ſolchen Kalibers ausgerüſtet ſey, das in Maſſe angewendet werden kann, und deſſen Wirkung groſſen, ſichern und unzweideutigen Erfolg verbürgt.

Wenn demnach der wahre Vortheil der reitenden Artillerie in der vermehrten Geſchwindigkeit der Bewegung, und in der dadurch verbürgten Sicherheit der Verwendung zur rechten Zeit beſteht, und wenn dieſes die Urſache iſt, wie Niemand zweifelt, warum man die Mannſchaft beritten machte, ſo iſt es klar, daß jedes Kaliber, was in unſeren Tagen als Feldgeſchütz gebräuchlich iſt, auch in der reitenden Artillerie gebraucht werden könne. Was die Abrichtung betrifft, ſo kann doch die berittene Mannſchaft auf gleichen Fuß mit der Bedienung der übrigen Feldkanonen gebracht werden; denn iſt man einmal auf den Platz der Aufſtellung angelangt, ſo muß jede Batterie, gehöre ſie nun der reitenden oder Fußartillerie, führe ſie leichtes oder ſchweres Kaliber, mit derſelben Fertigkeit und Sicherheit bedient werden.

Aber auch die höheren Koſten der Ausrüſtung der reitenden Artillerie ſind ein Grund mehr, warum ſie mit Geſchütz verſehen ſeyn ſoll, das durch ſeine Wirkung dieſe höheren Koſten lohnt. In der Schlacht von Waterloo haben wir den Beweis von den Vortheilen des Gebrauchs ſchwerer Kaliber bei der reitenden Artillerie geſehen. Sechs Trupps der im Jahre 1815 in Flandern ſtehenden vertauſchten kurz zuvor, ehe die Franzoſen über die Sambre brachen, ihre leichten Stücke für 9Pfünder, und dieſe Batterien hauptſächlich haben jene ernſte Schlacht, in der das

Geſchütz in größtmöglichſter Nähe gegen einander ſpielte, gehalten. Sie brachen die Wuth der Angreifenden, deckten die Stellung der Ihrigen, und bereiteten durch ihr eben ſo ſchnelles als entſcheidendes Feuer die günſtigen Angriffe der engliſchen Reiterei vor. Es iſt wohl zu bezweifeln, ob ihre Wirkung ſo erfolgreich hätte ſeyn können, wäre der kluge Tauſch nicht eingeleitet worden. — In derſelben Schlacht bewährte ſich auch der Grundſatz der Einheit der Waffe in jeder Batterie auf eine glänzende Art. Das Feuer, welches ein ausſchließlich mit Haubitzen bewaffneter Trupp in der Nähe von Hougomont, wo die Franzoſen ebenfalls eine Haubitzenbatterie aufgeführt hatten, unterhielt, ſtellte den Beweis für die Anwendbarkeit dieſer Art Waffe in der Feldartillerie her, auf deren Wirkung man, in der engliſchen Fußartillerie wenigſtens, nicht ſehr baute.

Einige Verbeſſerungen würden die reitende Artillerie zur erſten Waffe der Welt machen. Die dringendſte davon iſt, den Laffetten, den Protz- und Munitionswagen den größten Grad der Leichtigkeit zu geben, der ſich nur immer mit dem Stoße beim Abfeuern und mit dem Fahren durch das mannigfaltige und ſchlechte Terrain verträgt. Es würde ferner die Schnelligkeit der Bewegung befördern, wenn alle bedienende Mannſchaft, ſobald die Trupps mehr als 6pfündiges Geſchütz führen, beritten gemacht wäre, was gegenwärtig nicht der Fall iſt, und endlich ſollten auch der Artillerie zu Pferde, wie es bei der Fußartillerie eingeführt iſt, Unteroffiziere des Fuhrweſens beigegeben, und dieſen die Beförderung gleich den übrigen zugeſtanden werden.

Was die Erleichterung der Geſchütze und Wagen betrifft, ſo iſt hier keineswegs gemeint, als wäre es nöthig, dieſe von der Artillerie zu Fuß zu unterſcheiden; im

Gegentheile ſcheint es der Betrachtung werth, ob nicht bei der geſammten Feldartillerie mehr Leichtigkeit eingeführt, und mit mehr Sparſamkeit vorgegangen werden könnte? — Was den zweiten Punkt betrifft, nämlich die ganze Bedienung beritten zu machen, ſobald die Trupps mehr als Gpfündiges Geſchütz führen, ſo brauchte man dafür zwar bei jedem Trupp etwa zwölf Pferde mehr als jetzt; aber wie viel gewännen nicht Geſchütz und Munitionswagen an Leichtigkeit, indem der dermalen darauf gehörige Mann mit allem dem Geräthe von den Wagen herabkäme, was ihm erlaubt und nicht erlaubt iſt fahren zu laſſen? — Kriegsmaſchinen werden nur gar zu oft zu Bagagewagen. Dieſem Uebel wäre durch jene Einrichtung bei der reitenden Artillerie vorgebeugt. Hiezu kommt, daß dadurch auch alle die Unfälle vermieden würden, welche die auf den Protzen ſitzenden Leute während des ſchnellen Fahrens über die Unebenheiten des Terrains zu erdulden haben; die Furcht vor dieſen iſt es, was ſie oft die Schnelligkeit der Bewegung zu vermindern veranlaßt. Der Moment, der bei dem Auffahren der Batterie durch ein ſchnelles Abprotzen gewonnen wird, wenn die Leute nur von den Protzen herabzuſpringen haben, iſt ſehr unbedeutend, und vielleicht auf dem Exerzierplatze, ſchwerlich aber auf dem Schlachtfelde bemerkbar.

Man kann unmöglich einwerfen, daß hier wohl zu viel Werth auf die Beweglichkeit des Geſchützes gelegt wird. Wer nur einige Zeit im Felde gedient hat und dieſe Waffe kennt, wird ſich der Fälle häufig erinnern, wo das Geſchütz entweder gar nicht oder doch zu ſpät auf den Punkt, wo man deſſen dringend bedurfte, gebracht wurde. Er wird ſich erinnern, wie es oftmals wieder aus Mangel an Vertrauen auf die Beweglichkeit deſſelben

zu früh, vielleicht gerade in dem Momente ſeiner größten Wirkſamkeit zurückgezogen ward. Kann alſo wohl Jemand behaupten, daß die Feldartillerie, ſey ſie nun zu Fuß oder zu Pferd, ſchon den Grad der Beweglichkeit erreicht habe, deſſen ſie fähig iſt, und den man allgemein wünſchen muß? — Das Geſchütz verurſacht bedeutende Koſten. Wenn es nun aus Mangel an bewegenden Kräften oder aus Mangel an Abrichtung der Bedienung u. ſ. w. die Wirkung nicht thut, die man zu erwarten berechtigt iſt, ſo muß man die aufgewandte Summe als eine fruchtlos hinausgeworfene betrachten. Wer aber die Koſten kennt, die gemacht werden müſſen, bis die Kanone zum Gebrauch fertig im Felde daſteht, derjenige wird einſehen, daß es die fehlerhafteſte Oekonomie von der Welt iſt, den Reſt vorzuenthalten, der dieſem Waffenſtück allein die Möglichkeit verſchafft, in ſeiner ganzen Stärke zu wirken. Schlechte Cavallerie und Infanterie kann vielleicht noch Einiges leiſten, ſchlechte Artillerie taugt für gar nichts. Statt dem Heere als Unterſtützung zu dienen, wird ſie ihm zum größten Hinderniß, zur Quelle der Verwirrung und Zögerung bei allen Bewegungen. Die Kraft dieſer Waffe beſteht nicht hauptſächlich in der Zahl, ſondern in der Brauchbarkeit derſelben; dieſe aber wird durch zweckmäßige Einrichtung, Schnelligkeit der Verwendung und durch die Geübtheit der Mannſchaft bedingt. — Frazer führt noch Einiges über den fehlerhaften Gebrauch der reitenden Artillerie bei. Jedes ſeiner Worte iſt von ſo allgemein anwendbarer Wahrheit, daß wir auch hier im freien Auszug es wieder geben.

Sowohl in Spanien als im letzten Feldzug in Frankreich wurde die reitende Artillerie größten Theils der Cavallerie beigegeben, weil man wünſchte, daß jede

Abtheilung der letzteren Waffe durch Geschütz begleitet sey. Das System der Bataillons-Kanonen, über dessen Untauglichkeit die Welt einig ist, leuchtet dennoch hier deutlich hervor. Dadurch, daß Kanonen jederzeit die Reiter begleiten, kann es nicht fehlen, daß sie oft in Lagen kommen, wo zwar die Reiter recht zweckmäßig angewendet werden können, die Kanonen aber ganz und gar keine Anwendung leiden. In diesen Fällen kann wohl nimmer die Rede seyn, daß das Geschütz die Reiter schütze; vielmehr wird es eine Plage derselben, da es ihre Bewegung hemmt. Dadurch will man nicht sagen, es wäre unnöthig oder unzweckmäßig, der Reiterei Geschütz beizugeben, sondern nur, daß man sich hüten solle, die Batterien zu sehr zu vertheilen und zu zerstückeln. Man gebe jedem Corps, jeder Division Reiterei eine größere Abtheilung Artillerie zu Pferde unter dem Befehle eines Stabsoffiziers bei; dadurch werden auch diese Offiziere, von denen man erwarten muß, daß sie die Bedürfnisse und den Gebrauch des Geschützes aus längerer Diensterfahrung ganz kennen, Einiges zu leisten vermögend seyn. Bei der gegenwärtigen Trennung und Vertheilung der Trupps, welche sie dem Namen nach befehligen, haben die Stabsoffiziere in Wahrheit eigentlich gar nichts zu befehlen, und so groß ihr Eifer, ihr Talent, ihr erworbenes Wissen auch immer seyn möge, sie finden keine Anwendung dafür, der Staat zieht keinen Nutzen davon. Würde reitende Artillerie als ganzer Körper der Reiterei beigegeben, und machte man die Stabsoffiziere für die unter ihrem Befehle stehenden Trupps dem Cavalleriecorps-Commandanten oder Divisionsgenerale verantwortlich, so würde man in Schlachten gewiß größeren Erfolg durch die in Masse zusammengehaltenen Geschütze finden, als aus dem jetzt gebräuchlichen Vertheilen

derſelben hervorgehen könnte. Natürlich ſchließt die Zuſammenfaſſung der einer größeren Cavallerie-Abtheilung beigegebenen Trupps nicht zeitweiſe Entſendung u. ſ. w. aus; aber durch dieſe einfache Maßregel, die übrigens bei der geſammten Artillerie allgemeiner Grundſatz ſeyn ſollte, wird dieſe Waffe in einen Stand von Bereitſchaft geſetzt, wo ihre Verwendung für jeden ſich ergebenden Fall dem Urtheile eben der Männer übergeben iſt, zu deren Pflicht hauptſächlich eine richtige Dispoſition in dieſer Hinſicht gehört.

Wie man aber auch immer die Geſchütze der reitenden Artillerie vertheilen möge, eine beträchtliche Anzahl derſelben ſollte ſtets vereinigt und in Reſerve gehalten werden, um in jedem Augenblick mit Schnelligkeit nach dem Punkte eilen zu können, wo man ihn benöthigt. Wenige größere Schlachten werden geſchlagen, wo nicht entſcheidender Vortheil aus einer Reſerve reitender Artillerie, die einem verſtändigen Stabsoffizier untergeben iſt, gezogen werden könnte. Nie ſoll man vergeſſen, daß der Zweck, warum man einen Theil der Bedienung beritten machte, nicht der war, Kanonen zur Begleitung der Cavallerie auszurüſten, ſondern Geſchütze in Bereitſchaft zu haben, die einer ſchnelleren Verwendbarkeit fähig ſind. — Und nun noch Einiges über die Ausrüſtung und Bedienung eines Trupps.

Jeder Trupp enthält 6 Geſchütze, im Friedensſtand 2 Munitionswagen und 1 Feldſchmiede, im Kriegsſtande aber 6 Munitions-, 1 Vorraths-, 1 Reſervewagen und 1 Feldſchmiede. Die Bedienung, bemeſſen nach dem Friedensſtande, iſt zu einem Trupp, der 6Pfünder führt, 124 Mann, 94 Pferde; wenn er aber 9Pfünder führt oder 5½zöllige Haubitzen, 132 Mann, 118 Pferde; eben ſo im Kriegsſtand für die erſte Ausrüſtung 161 Mann, 156 Pferde,

für die andere aber 179 Mann, 182 Pferde. — Jedes Geſchütz wird durch zwölf Mann, darunter zwei Unter-Offiziere, bedient. Zwei davon haben im Marſche ihren Platz auf der Protze des Geſchützes, zwei auf dem Munitionswagen, die acht übrigen ſind zu Pferde. Drei dieſer Letzteren, darunter ein Unteroffizier, ſitzen im Momente des Gebrauchs der Kanone nicht ab, ſondern ſie halten die Pferde der übrigen, und ſorgen für die Ordnung der Wägen.

Befindet ſich der Trupp in der Linie aufmarſchirt, ſo ſtehen die Geſchütze 57 engliſche Fuß von einander ab; in der Colonne beträgt der Abſtand zwei Pferdelängen. — Die ſechs Geſchütze zuſammen werden gewöhnlich eine Batterie oder Brigade genannt, obwohl man auch die ganze reitende Artillerie unter dem Namen einer Brigade zuſammenfaßt; zwei Geſchütze bilden eine Diviſion (Abtheilung), und ein einzelnes eine Sub-Diviſion. Die Bedienung und die zugehörigen Wägen ſind in dieſe Benennungen eingerechnet. Jeder Trupp wird durch einen Capitän befehligt; vier andere Offiziere, nämlich ein zweiter Capitän und drei Lieutenants, ſtehen ihm zur Seite. — Das Munitionsausmaß iſt im Friedensſtand für einen Trupp 6Pfünder 560 Patronen, für einen Trupp 9Pfünder 360, für einen mit ſchweren 5½zölligen Haubitzen bewaffneten Trupp 264 Patronen. Im Kriegsſtande aber für den erſten Fall 1080, für den zweiten 696, für den dritten 504 Patronen. *)

*) Für die Wichtigkeit der reitenden Artillerie ſpricht beſonders Dumouriez Feldzug im Jahre 1792, ſo wie alle Feldzüge Bonaparte's häufige Beiſpiele von der entſcheidenden Anwendung derſelben liefern. Wir erinnern nur an die Schlacht von Caſtiglione und an die von Ligny.

Zur Zeit des Ausbruches der franzöſiſchen Revolution befand ſich die Artillerie zu Fuß (Feld-Artillerie) nicht

---

Höchſt intereſſant iſt, was wir über die Einführung der reitenden Artillerie in Frankreich in dem Werke des General Mathieu Dumas, Précis des événemens militaires; mois de Juin 1799, finden. Wir ſetzen Einiges daraus in der Originalſprache her:

En France, où les innovations les plus utiles étoient rarement accueillies dans les corps à talents, parceque les vieux officiers, toujours plus nombreux que dans les autres corps de l'armée, se concertoient pour opposer leur expérience et la routine de l'usage aux efforts des jeunes officiers, dont la théorie étoit plus savante, on proposa vainement cependant long tems de former une artillerie légère. On avoit cependant fait avant la révolution quelques essais, mais on n'avoit adopté aucune base. Les officiers généraux qui se prêtèrent à ces essais, proposoient de se servir du Wurst à la manière des Autrichiens. En 1791 Mr. Duportail, ministre de la guerre, autorisa le commandant de la division de Metz à former deux compagnies des canonniers à cheval. Le succès de cette épreuve dissipa tous les doutes et fit voir combien les Français étoient propres à ce service. En 1792 peu de tems avant la déclaration de la guerre, Mr. de Narbonne, qui avoit succédé à Mr. Duportail, forma un comité composé d'officier strès-éclairés, y appela les Généraux des trois grandes divisions des armées, et les principaux chefs de l'artillerie et du génie pour leur faire examiner et décider les moyens de perfectionner et d'étendre dans l'armée française l'usage de l'artillerie à cheval. On ne sauroit donner une idée plus juste de l'organisation de cette arme nouvelle, qu'en rapportant ici le résultat de cette conférence. Il fut arrêté à l'unanimité comme points fondamentaux:

1) Qu'une nombreuse artillerie à cheval bien servie, toujours maintenue au complet en canonniers et chevaux, étoient le plus sûr moyen de protéger les évolutions d'une troupe médiocrement instruite, en soutenant son attaque à l'arme blanche et en rendant presque nul par des positions prises à propos et avec célérité l'avantage que des troupes mieux exercées doivent se promettre de leur supériorité dans les manoeuvres.

im beſten Zuſtande. Die nöthige Fuhrweſens-Mannſchaft wurde gedungen oder aus der Infanterie genommen, und die Leute der letzteren nicht nur allein bei den Pferden, ſondern auf kürzere oder längere Zeit auch als Handlanger bei dem Geſchütze verwendet. Die Fuhrweſens-Mannſchaft mußte alle Märſche zu Fuße machen. Die Laffetten, die Protz- und Munitionswagen waren von unzweckmäßigem

---

2) Que pour l'emploi de l'arme et l'ordonnance de service, l'instruction etc., l'artillerie à cheval ne devoit differer de l'artillerie de campagne qu'en ce que le canon mieux attélé étant porté avec la plus grande vitesse, partout ou son service est d'un plus grand effet, les canonniers peuvent toujours suivre leurs pièces, et se mettre en action aussitôt qu'elles sont placées.

3) Que pour remplir cet objet il vaut mieux que les canonniers soient tous à cheval, que s'ils étoient même seulement en parties montés sur de Wurst, ou caissons rembourrés, parsque les accidents sont moins fréquents, les mouvemens plus faciles, les retraites plus sûres, les remplacemens de chevaux plus abondants.

4) Que sans exclure aucun calibre, il paroit plus avantageux de faire usage des pièces de 8 et 12 et des obusiers.

5) Qu'il est inutile de dresser le canonnier à cheval comme un cavalier sous le rapport de manoeuvres de cavallerie; que ce serait s'éloigner sans utilité du but principal; qu'il suffit qu'il soit bien placé à cheval, exercé à monter et descendre légèrement, à conduire son cheval franchement, sans l'obliger à aucun ordre en suivant les pièces et laissant à son intelligence le soin d'apprendre à connoitre et à exécuter, s'il en étoit besoin, les manoeuvres de cavallerie dans les quelles il pouvoit se trouver.

6) Que la manoeuvre à la prolonge doit être employée toutes les fois que l'impossibilité d'en faire usage ne forcera pas d'y renoncer, puisque les chevaux restant attélés pendant que les pièces tirent, on gagne tout le temps qu'il faudroit pour ôter ou remettre l'avanttrain et qu'on passe aussi de cette manière les fossés et les rivières avec la plus grande célérité.

Baue, von ſchlechter Arbeit, und durchaus nur auf Einen Zug eingerichtet (all of single draught). Drei Pferde, von einem einzigen Mann geleitet, machten das Geſpann des Munitionswagens aus. Die Munition ſelbſt war in gebrechliche hölzerne Fächer unordentlich eingepackt. Im Felde wurden jedem Bataillone zwei Kanonen beigegeben. Der Reſt des Geſchützes blieb als Reſerve hinter dem Centrum. Durch dieſe Vertheilung geſchah es nur zu oft, daß die Bataillonskanonen, eben der Verbindlichkeit halber, den Bataillons überall zu folgen, nicht nur ohne allen Nutzen, ſondern vielmehr, wie bereits oben erwähnt, eine Laſt der Infanterie waren, und daß die Zeit, während welcher das Geſchütz auf irgend einem Punkte recht wirkſam hätte ſeyn können, über dem Abholen der Kanonen aus dem Reſervepark verloren ging. In dieſem aber mangelte es bald an Pferden, bald an Leuten; ſie wurden dorthin und dahin gejagt, kamen gewöhnlich überall zu ſpät, und leiſteten darum nirgends etwas. Eine Stunde nach dem erſten Kanonenſchuß befand ſich dort jedesmal Alles ſchon in größter Unordnung.

Bereits im Jahre 1793 liefen Vorſchläge zu Verbeſſerungen aller Art ein; jedoch erſt mit Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts begann man wirklich einige derſelben zu berückſichtigen. Zuerſt erleichterte man Kanonen und Wagen, machte ſie ſowohl für einfachen als doppelten Zug *) tauglich, endlich errichtete man ein eigenes Fuhrweſencorps der Artillerie, und ließ die Knechte aufſitzen. Um dieſe Zeit wurde man auch auf den Vorzug der reitenden Artillerie aufmerkſam. Man begann, die größere

*) Einfacher Zug, wo man die Pferde eines vor das andere, doppelter Zug, wo man ſie zu zweien neben einander ſpannt.

Genauigkeit, Ordnung und Lebendigkeit, mit welcher die Geſchütze derſelben bedient wurden, einzuſehen, und mußte ſie zugeben. Dieſer Umſtand war, wie Alle anerkannten, eine Folge vernünftigerer Vertheilung der Bedienung bei der reitenden Artillerie, wo Offiziere, Mannſchaft und Pferde weder unter ſich, noch die Geſchütze wechſelten, ſondern längere Zeit bei denſelben Geſchützen vereint blieben. Dennoch konnte man ſich damals noch nicht überwinden, in der Feld-Artillerie eine ſo gute Einrichtung nachzuahmen. Weder Brigaden, noch irgend andere Körper wurden organiſirt, bis endlich der Wiederausbruch der Feindſeligkeiten nach dem Frieden von Amiens dazu nöthigte. Dieſer Zeitpunkt wird auch noch durch eine andere Verbeſſerung für die Artillerie merkwürdig. Es wurden nämlich anſtatt der noch immer zu ſchweren Munitionswagen zweiräderige Karren eingeführt, und ſowohl dieſe, als auch die Protzen der Kanonen, mit einer Vorrichtung verſehen, daß nöthigenfalls die ganze Bedienung fahren konnte. Auch die Patronen packte man beſſer, was ſchon ſeit lange der laut ausgeſprochene Wunſch aller Offiziere war, und man ſuchte außerdem dem Geſchütze mehr und mehr Beweglichkeit zu verſchaffen. — Im Jahre 1807 wurden dieſe Karren, die auch die reitende Artillerie angenommen hatte, wieder abgeſchafft, denn man fand, daß ſie leicht umwarfen, die Pferde verdarben, daß die fahrende Mannſchaft den größten Ungemächlichkeiten ausgeſetzt ſey, mit einem Worte, daß ſie nicht der anfänglichen Meinung entſprachen. An ihre Stelle ſetzte man die noch jetzt gebräuchlichen vierräderigen leichten Munitionswägen, und ſo wurden die Karren ein Uebergang zum Beſſern, und ihrer Anwendung dankte man auch die Verwirklichung der von Allen ſchon ſeit lange für gut erkannten Idee, die Bedienung fahren zu machen.

Indeſſen verdient bemerkt zu werden, daß dieſer letzte Vortheil dennoch nicht ſo benützt wird, wie er ſollte, da man, beſonders in dem letzten Kriege, die Mannſchaft ſelten fahren ſah; ein Beweis zum wenigſten, daß die Wagen nicht ſehr überſpannt waren, und daß die Einrichtung derſelben noch mehrerer Verbeſſerungen bedürftig iſt.

Zur Zeit der Einführung der Karren geſchah auch die Eintheilung der Feld-Artillerie in Brigaden von 6 zu 6 Stücken. Aber im Lande ſelbſt begeht man gegen dieſes Eintheilungsſyſtem noch täglich Fehler, beſonders in der Abrichtung der Mannſchaft. Zu Woolwich, der Stabsſtation des Corps, wird das Exercitium keineswegs brigadenweiſe, ſondern auf eine ganz eigene und fehlerhafte Art betrieben. Der Offizier übernimmt nämlich von dem dienſtthuenden Adjutanten die Artillerie-Mannſchaft auf dem Paradeplatze; dort findet er auch das Fuhrweſen; die Kanonen holt er aber von dem eigens zum Exercitium in Bereitſchaft gehaltenen Parke ab, und rückt nun hinaus, um daſſelbe vorzunehmen. Wird die Uebung Nachmittags wiederholt, ſo ſind Offiziere und Mannſchaft verwechſelt; Lehrer und Lernende ſind ſich beinahe jedes Mal fremd. Daraus kann nur Verwirrung folgen; denn was durch Geduld, Ruhe und oftmaliges Wiederholen von einem Abrichter, der die Fähigkeiten ſeiner Leute kennen zu lernen Gelegenheit hat, ihnen leicht beigebracht würde, dieß wird unnöthigerweiſe durch den Wechſel verſchieden ausgebildeter Individuen zur wahren Schwierigkeit gemacht. In den vom Stabe entfernten Stationen beobachtet man dagegen ſtreng das Brigade-Exercitium, und gibt die einzelne Abrichtung nach dem Syſtem der Bataillons-Kanonen ganz auf. Nur das Fuhrweſen bleibt jederzeit abgeſondert. Der Offizier deſſelben, welcher der Artillerie-Brigade

zugetheilt iſt, gibt jeden Tag die zum Exercitium nöthige Anzahl Pferde und Leute. Dieſe innere Trennung zweier ſo nothwendig in Eins zuſammenfallenden Körper ſtört die Ausbildung des Ganzen. — Außer den praktiſchen Uebungen gibt es keine andere Schule. —

Frazer geht nun vom Dienſt auf dem Exercirplatze zum **wirklichen Felddienſte** über.

Sobald eine Expedition von England ausgeſendet werden ſoll, ſo erhalten die Compagnien, welche ſie zu begleiten beſtimmt ſind, den Befehl, ſich marſchfertig zu machen. Dieſe Compagnien liegen beinahe jederzeit in verſchiedenen Stationen, gehören zu verſchiedenen Bataillons, und befinden ſich gewöhnlich in ſehr verſchiedenem Zuſtande in Hinſicht der Geübtheit und Haltung. — Gleicher Befehl ergeht an die Stabsoffiziere, die zur Expedition gewählt ſind, und der älteſte, dem das Commando über das ganze Artillerie-Detachement übertragen iſt, empfängt nebſt dieſem Bereitſchaftsbefehl gewöhnlich noch Inſtruktionen vom Hauptzeugamt, die übrigens nicht militäriſche Punkte betreffen, ſondern nur Erſparniſſe aller Art anempfehlen. — Ein Commiſſär der Artillerie begleitet ebenfalls die Expedition. Er iſt für Geſchütz, Munition und die übrigen Artillerievorräthe verantwortlich. Ueber alle dieſe Dinge wird der Offizier, welcher die Artillerie commandiren ſoll, gar nicht befragt, und die übrigen Offiziere, ſind ſie nicht zufällig bei der Einſchiffung zugegen, wiſſen natürlich noch weniger oder, eigentlich zu ſprechen, nichts davon. Die Pferde und die Fuhrweſens-Mannſchaft werden ebenfalls aus verſchiedenen Orten zuſammengeholt und als ein abgeſonderter Körper, unter dem Befehle des älteſten Offiziers des Fuhrweſens, eingeſchifft.

Hat man den Landungspunkt erreicht, so ist es die Pflicht des Commandanten der Artillerie, seine Waffe nach den Weisungen, die er von dem commandirenden General der Expedition erhält, zu ordnen; er soll nun die Anzahl der Batterien, die Zahl und die Art der Geschütze für jede derselben bestimmen, er soll die Mannschaft, das Fuhrwesen vertheilen, die Stärke der Reserve festsetzen, die Pflichten der Stabsoffiziere bezeichnen u. s. w., überhaupt aus den einzelnen ihm übergebenen Bestandtheilen ein organisches Ganzes gestalten. Zugegeben auch, daß diese einzelnen Bestandtheile, für sich betrachtet, gut sind, daß Offiziere und Mannschaft zweckmäßige Abrichtung und Ausrüstung haben, daß die Trainknechte mit ihren Pferden umzugehen und sich in alle Lagen des geforderten Dienstes zu finden wissen, daß die Pferde stark und gut eingeführt sind u. s. w., dennoch müssen sich alle diese Theile fremd seyn, und der Mangel an Einheit wird nicht sobald überwunden werden. Die Offiziere übernehmen Geschütz und Munition aus den Händen des Commissärs, meistens ohne sie nur auch prüfen zu können. Tausend kleine Nothwendigkeiten gehen ab oder passen nicht, Verbesserungen und Nachhülfen auf allen Seiten sind nicht zu umgehen, und müssen im Augenblicke und mit der größten Eile gemacht werden; jeder Einzelne findet sich in einer neuen Lage, und so kann es an Verwirrung nicht fehlen. Kurz, unter der günstigsten Voraussetzung ist es bei obiger Einrichtung nicht zu erwarten, viel weniger zu verlangen, daß die Brigade vollkommen dastehe, d. h. so vollkommen, als sie seyn könnte bei gleichem inneren, aber verändertem äußeren Zustande. Wenn aber, wie es eigentlich der Fall ist, die einzelnen Bestandtheile nichts weniger als gut sind, wenn die Compagnien, aus verschiedenen Punkten kommend, auch einen verschiedenen

Grad der Abrichtung und Dienſttauglichkeit mit ſich bringen, wenn die Trainknechte ſchlecht oder gar nicht mit den Pferden umzugehen wiſſen, wenn dieſe nur zu oft im elenden Zuſtande ſich befinden, oder gar nicht von der Art ſind, wie der Dienſt ſie benöthigt, wenn die Geſchirre erſt zugerichtet werden ſollen, wenn es Zeit iſt, die Pferde anzuſpannen u. ſ. w., was kann man von einem aus ſolchen Theilen und unter ſolchen Umſtänden zuſammengeſetzten Körper erwarten, wenn die Noth und der Augenblick drängt, wenn man unmittelbar nach der Ausſchiffung ſchon dem Feinde entgegengehen muß? — worauf kann endlich der Artillerie-Commandant und jeder höhere Offizier die Hoffnung gründen, mit Ehre eine Waffe zu befehligen, welche er Leuten vertrauen muß, von deren Fähigkeit und relativer Brauchbarkeit er gar nichts weiß? —

Inwieferne dieſe Unordnungen (nicht Anordnungen) bis jetzt gehoben ſind, werden wir aus dem ſehen, was Frazer über den Zuſtand ſagt, in dem ſich gegenwärtig der Stabs-Offizier befindet, der das Commando der Artillerie bei einem von England ausgeſendeten Heere übernimmt. — Der Artillerie-Commandant iſt verantwortlich für die zweckmäßige Verwendung und Wirkung ſeiner Waffe, dennoch war ihm, bevor er das Commando übernahm, kein Mittel an die Hand gegeben, ſich ihrer Tauglichkeit zu verſichern; iſt aber die Armee einmal zuſammengeſetzt, ſo wird die Artillerie bei den Infanterie- und Cavallerie-Brigaden eingetheilt und unter den Befehl und unter die Aufſicht der betreffenden Generale dieſer Truppen geſetzt. Der Artillerie-Commandant hat alſo mit Ausnahme der Sorge für die Bedürfniſſe ſeiner Waffe an Mannſchaft, Pferden, Munition u. ſ. w., und der nöthigen Correſpondenz deßwegen, mit der Artillerie im Felde eigentlich gar nichts

mehr zu thun. Seine Meinung wurde nicht berücksichtigt, als man die Menge und Art des Geschützes wählte; seine Meinung war es auch nicht, die man befragte bei der Verwendung desselben. Mit dem Oberbefehlshaber der Armee kömmt er dienstlich kaum in andere Berührung, als wenn die Mängel der Waffe oder die Fehler des Systems die Veranlassung dazu geben; was Wunder, daß er oft die Achtung nicht genießt, die er nicht zu verdienen scheint! Von Auszeichnung ist bei ihm gar nicht die Rede, er steht vereinzelt da, und seine Macht reicht nicht hin, eine Kanone auch nur zu bewegen. Was die Stabsoffiziere betrifft, so sollen diese nach der gegenwärtigen Eintheilung zwei Brigaden commandiren. Aber da diese Brigaden einer Division der Armee zugetheilt sind, so stehen sie auch gewöhnlich getrennt von einander. Der Stabsoffizier kann nicht an beiden Orten seyn; seine Gegenwart mißfällt bei jeder Brigade dem Commandanten derselben, der wünscht, daß man in ihn Vertrauen setze und ihn unabhängig handeln lasse. Was kann der Stabsoffizier thun? Er muß entweder den Zuschauer spielen, der sich in gar nichts mengt, oder das Commando über die Brigade mit einem Capitän theilen, der gewiß meistentheils fähig ist, es allein zu führen. Selbst die Meldungen und täglichen Rapporte der Brigaden werden direkt in das Hauptquartier und nicht erst an den Stabsoffizier gesendet, der es fühlen muß, daß er hier eine bloße Null und dennoch überall zu viel ist. — Diese nur dem Namen nach bestehende Verwendung der Stabsoffiziere im Felde ist sicherlich eine der Hauptursachen, warum das Corps noch in so mancher Hinsicht die Dienste nicht leistet, die man außerdem von ihm erwarten dürfte. — Wie kann man ferner den Stabsoffizier für die Tauglichkeit der Untergeordneten verantwortlich

machen, die er in den meiſten Fällen kaum geſehen hat, die auf ſehr verſchiedenen Stufen der Ausbildung ſtehen, oftmals kurz vor ihrer Eintheilung in die Brigade mehrere Jahre durch in auswärtigen Garniſonen gelegen, wo ſie vielleicht nur Infanteriedienſte gethan haben, und die überdies oft von Hauptleuten befehligt werden, die ebenfalls ihre Compagnien kaum einige Tage früher übernahmen. *)

Um den Dienſt der Stabsoffiziere im Felde zu verwirklichen, ſollte auch bei der Artillerie zu Fuße, ſowie es oben bei der reitenden geſagt wurde, das Geſchütz ſyſtematiſch zuſammengehalten und nur in beſondern Fällen getrennt werden, nach dieſer zeitweiſen Trennung aber jederzeit die urſprüngliche Eintheilung wieder annehmen, dann könnte man den Stabsoffizier nicht nur allein den Generälen der Armee-Diviſion, bei der er ſich befindet, ſondern auch den Commandanten der Artillerie für alles, was die ihm untergeordneten Brigaden betrifft, verantwortlich machen. Jede Vertheilung des Geſchützes iſt eine Rückkehr zum Syſteme der Bataillonskanonen. Zwei Brigaden, d. i. 12 Stücke, ſollten die geringſte Anzahl Kanonen ſeyn, die, wenn das Terrain es zuläßt, gemeinſchaftlich wirken. Jede Bewegung mehrerer Brigaden nach einem und demſelben Punkte wird ſicherlich mit mehr Schnelligkeit und Ordnung ausgeführt werden, wenn ſie durch einen einzigen höhern Offizier geleitet wird, und wahrſcheinlich

*) Es iſt wirklich ganz eigen, ſagt Frazer, daß im gegenwärtigen Jahre (1818) bei den Artilleriecommandos in auswärtigen Stationen auch nicht ein einziges Mal der Fall zu finden iſt, daß die Stabs-Offiziere und die ihnen untergebenen Compagnien zu einem und demſelben Bataillone gehören. — Was würde man von dieſer Unordnung ſagen, und was für Erfolg müßte ſie haben, wäre ſie auch bei Infanterie und Cavallerie zu treffen? —

iſt es, daß dieſe Brigaden im genannten Falle beſſer Poſition faſſen, als wenn jeder einzelne Brigade-Commandant unabhängig von den übrigen handelt.

Wir gehen nun auch hier auf Eintheilung und Kaliber der Artillerie zu Fuß über. Die bei der engliſchen Feld-Artillerie noch im Gebrauche befindlichen Geſchütze ſind Zwölf-, Neun-, Sechs- und Dreipfünder, endlich 5½zöllige Haubitzen. — Die Dreipfünder werden ſelten, außer im Gebirgskriege, gebraucht. Das Contingent während der Beſetzung von Frankreich hatte nur Neunpfünder und 5½zöllige Haubitzen mit ſich. Sechs Stücke, darunter mehrmals eine Haubitze, bilden die Brigade. Jedem dieſer Stücke folgt im Felde ein Munitionswagen. Außerdem begleiten die Brigade 1 Feldſchmide, 1 Reſervewagen für Räder und andere Erſatzartikel, 1 Vorrathswagen für Bedürfniſſe aller Art, 1 Bagagewagen, und endlich 1, ja auch 2 Reſerve-Munitionswagen. Im Friedensſtande iſt die Anzahl der Wägen mit der bei der reitenden Artillerie gebräuchlichen gleich.

Die Bedienung einer Brigade an Pferd und Mann ändert ſich mit der Schwere des Geſchützes. Frazer ſetzt die Bedienung im Friedensſtande für eine Batterie 6Pfünder auf 104 Mann, 44 Pferde, für eine Batterie 9Pfünder oder 5½zöllige Haubitzen auf 110 Mann, 56 Pferde; im Kriegsſtande aber für den erſten Fall auf 153 Mann, 102 Pferde, und im zweiten auf 163 Mann, 116 Pferde. Zu jeder Batterie kommen zwei Capitäns und zwei Lieutenants; zu zwei Batterieen ein Stabs-Offizier, zu 5 zwei Oberlieutenants, zu 10 ein Oberſt. Die ausgemeſſene Munition iſt im Friedensſtande

für eine Batterie leichter 6Pfünder . . .	560	Patr.
„ „ „ 9 „ . . .	360	„

für eine Batterie 5½zöllige Haubitzen . 264 Patr.
im Kriegsſtande aber im erſten Falle . . 1080 „
„ zweiten . . . . . 696 „
„ dritten . . . . . 504 „

Die Reſervemunition beträgt für jede Batterie gerade ſo viel als ihre Kriegsausrüſtung.

Was die Länge des Geſchützes betrifft, ſo haben die

Zwölfpfünder (medium, new 12 pounders) 16,872 Kalib. (6′ 6″ engl.),

Neunpfünder (medium, new 9 pounders) 17,000 Kalib. (6′ 0 engl.),

Sechspfünder (medium reduced) 17,000 Kalib. (5′ 6″ engl.),

Dreipfünder (light, common, gewöhnlicher) 14,418 Kalib. (3′ 0 engl.),

5½zöllige Haubitzen (ligt, leichte) 5,500 Kalib. (2′ 3″ engl.). *)

Die Schwere des Geſchützes iſt aus folgender Angabe erſichtlich:

Zwölfpfünder	18	Ctr.	—	Pfd. engl.
Neunpfünder	13	„	56	„ „
Sechspfünder	8	„	22	„ „
Dreipfünder	2	„	83	„ „
Schwere Haubitzen	10	„	—	„ „
Leichte Haubitzen	4	„	2	„ „**)

*) Theilt man den Londoner Fuß in 1000 gleiche Theile, ſo enthält der Wiener Fuß deren 1053.

**) Der engliſche Centner (1 Hundred weight Avoir du pois) hat 112 engliſche Pfund; das Wiener Pfund verhält ſich zum engliſchen Pfund wie 83 : 100.

Die Pulverladung des 12- und 9Pfünders beträgt 1/3, des 6- und 3Pfünders 1/4 Kugelgewicht. — Der Spielraum der Kanonen ist durchaus 1/20 Kaliber. — Die Elevirung des Geschützes geschieht ganz einfach durch die Tangenten-Scala. — Das Kanonengestell (cun-carriage, Laffette) ist aus Eichen-, Buchen- und Eschenblöcken; die Räder im gleichen Durchmesser mit denen der Protzwägen, um nach Bedarf verwendet zu werden. Ueberhaupt ist das ganze Maschinenwesen so eingerichtet, daß der möglichst vielfache gegenseitige Ersatz geleistet werden kann. So zerfallen auch die Munitionswagen in zwei Protzen, sie können vorwärts und rückwärts bespannt und in beliebige Theile, die zu irgend einem anderen Gebrauche in der Batterie tauglich sind, zerlegt werden; endlich sind sie zum Fahren der Leute eingerichtet. — Durchaus bedient man sich nur eiserner Achsen; sie dauern länger und bedürfen weniger Schmiere. Gegen die Gefahr des Springens bei strenger Kälte bedient man sich ganz einfacher Mittel.

Unter Garnisons-Artillerie kann man den Rest des Corps verstehen, nachdem die Feldartillerie im Allgemeinen davon abgerechnet worden ist, nämlich die Artillerie, welche in den Garnisonen und Kolonien verwendet wird, oder in den verschiedenen Depots sich befindet. Die Garnisons-Artillerie mag daher zwei Drittheile des ganzen Corps, mit Ausnahme des Trains, betragen. Kein Theil des Artilleriecorps wird aber durch den Namen Garnisons-Artillerie besonders bezeichnet, eben so wenig legt man einem bestimmten Theil desselben den Namen Feldartillerie bei, da eine ausschließliche Verwendung der Mannschaft für den einen oder den andern Artilleriedienst nicht im Gebrauche ist; sowohl Offizier als Mannschaft müssen bald

in Garniſon, bald im Felde dienen. — Aber eben, weil der Mann bald die ſchwere, bald die leichte Kanone bedienen muß, ſo ſollte man ſtreng darauf ſehen, daß er ſich den Dienſt bei beiden auch wirklich eigen mache, beſonders aber den mehr ſchwierigen und zuſammengeſetzten bei ſchwerem Geſchütze. Bevor er nicht in dieſer letzten Beziehung wohl unterrichtet iſt, bevor er nicht hinlängliche Kenntniſſe in Allem, was auf Munition und die ſonſtigen in ſeinem Dienſte vorkommenden Materialien Bezug hat, beſitzt, bevor er ſich außerdem nicht Sicherheit und Schnelligkeit im Feuer durch praktiſche Ausübung erworben hat, ſollte man ihn gar nicht zum leichten Felddienſt übergehen laſſen. Es wäre daher höchſt zweckmäßig, in den Garniſonen einen eigentlichen praktiſchen Artillerie-Unterricht abhalten zu laſſen, worüber Stabsoffizieren die Aufſicht zu übergeben wäre, bei welchen man aber das Nothwendige von dem bloß Nützlichen wohl unterſcheiden und beſonders darauf ſehen müßte, daß die Mannſchaft nicht einſeitig ausgebildet, nicht mit unnothwendigen Theorien überladen, ſondern der eigentliche Zweck, die praktiſche Tüchtigkeit des Mannes, ſtets vor den Augen gehalten werde.

Das Feſtungsgeſchütz beſteht in England aus 42-, 32-, 24-, 18- und 12Pfündern, ſowohl von Metall als Eiſen; von letzterem werden ferner auch noch 9-, 6-, 4- und 3Pfünder verwendet. Die Mörſer ſind 13-, 10-, 8- oder 5½zöllig. Mit 8 Pfund Ladung wirft der 13zöllige eiſerne Mörſer unter 45° Elevation die Bombe auf 8118 engl. Fuß; der 10zöllige mit 4 Pfund Ladung bei gleicher Elevation auf 7455 engl. Fuß; der 8zöllige aber mit 1 Pfund Ladung auf 3345 engl. Fuß. Bei metallenen Mörſern ſind die Wurfsweiten unter 45° Elevation folgende:

13zöllige	Mörser,	Ladung	4½	Pfund	3972	engl.	Fuß
10 „	„	„	2½	„	3745	„	„
8 „	„	„	17½	Unze	3186	„	„
5½„	„	„	6	„	3525	„	„

Was die Miſchung des Metalls beim Kanonenguß betrifft, ſo verhält ſich Zinn zu Kupfer wie 8 : 100, bei Mörſern wohl auch wie 10 : 100.

Beim Pulver aber verhalten ſich Salpeter, Schwefel und Kohle unter einander wie 75, 10, 15. *)

Der Friedensſtand eines Garniſons-Bataillons von 10 Compagnien beträgt 660, der Kriegsſtand 761 Mann.

Das Artillerie-Fuhrweſen wurde 1793 gebildet, vier Jahre ſpäter beſtand es aus 45 Offiziers und 1330 Mann, die in 5 Trupps vertheilt waren; im Jahre 1814 zählte es 14 Trupps, die eine Stärke von 84 Offiziers und 7216 Mann hatten. Gegenwärtig beſtehen nur 4 Trupps mehr, der Trupp zu 360 Mann. — Da man von der Anſicht ausgeht, daß das Fuhrweſen die Nerve der Beweglichkeit der Artillerie und das Haupterhaltungsmittel der Waffenthätigkeit der Armee iſt, ſo muß die dabei verwendete Mannſchaft von vorzüglich gutem und ſicherm Betragen ſeyn. Statt etwas Herabwürdigendes in dieſem Dienſte zu ſehen, iſt er vielmehr geeignet, für den ausgezeichneten Muth der Leute zu ſprechen, die unbewaffnet, bloß Zuſchauer am Gefechte, und doch Theilnehmer der Gefahr ſind. Die Fuhrweſensmannſchaft erhält deßwegen auch Reiterlöhnung. Dennoch waren beſonders in den letzten Zeiten viele Klagen über den disorganiſirten und ſchlechten Zuſtand des Artillerie-Fuhrweſens laut geworden.

*) R. Willet Adye, the Bombardier etc. etc. by Will. Granville Eliot. Artic. Gunpowder. —

Für die Hauptursache aller Unordnung und aller Mißgriffe im Dienste wurde allgemein die Trennung anerkannt, welche zwischen den Fuhrwesen und der Artillerie selbst besteht. Das erstere bildete noch während des letzten Krieges, statt einen ergänzenden Theil der Artillerie auszumachen, einen von ihr völlig getrennten Körper. Statt die Mannschaft des Fuhrwesens in die Compagnien der Artillerie einzutheilen, gab man ihr eigene Offiziere, die vermöge der Natur des Dienstes niemals längere Zeit mit ihren Leuten zusammen waren. Es bestand daher auch nicht einmal zwischen diesen und jenen ein Band der Einigung. Daraus erfolgte ein gänzlicher Mangel an Aufmerksamkeit für die Gebühren, die Aushülfen und überhaupt für den guten Zustand der Trainknechte, die, während ihre Offiziere eine höhere Gage als selbst die der Fußartillerie genießen, sich in Allem vernachläßigt und in vielen Rücksichten wirklich verlassen sahen.

Man hat nun eine theilweise Aenderung im Systeme vorgenommen. Die Fuhrwesensmannschaft kam nämlich unter den Befehl von Artillerie-Offizieren. *) Aber durch diese Einrichtung ist wenig geholfen, sie ist eben so wenig geeignet, das Band zwischen Offizier und Gemeinen enger zu knüpfen, als das Artillerie-Fuhrwesen mit der Artillerie selbst in nähere Verbindung zu bringen. Der Capitän eines Trupps Artillerie-Fuhrwesen steht noch immer außer aller Berührung mit seinen Leuten, die dort oder da dem Geschütze beigegeben, und folglich unter dem Befehl anderer Offiziere sind. Der subalterne Offizier des Fuhrwesens aber, welcher vermög der bestehenden Einrichtung der

*) Man hat dazu die Offiziere der reducirten Trupps der reitenden Artillerie verwendet.

Artilleriebrigade zugetheilt iſt, um die Aufſicht über die Fuhrweſensmannſchaft zu führen, ihr den Sold auszuzahlen u. ſ. w., iſt an ſeinem Platze noch immer höchſt unnütz. Seine Gegenwart dient jetzt wie früher geradezu, die Trennung zwiſchen zwei ſich wechſelſeitig ergänzenden Theilen zu erhalten, die auf das Engſte und Innigſte verbunden ſeyn ſollen. Das ſicherſte Mittel, dieſen Mißgriff der Einrichtung auszugleichen, wäre, nach Frazers Anſicht, die jeder Brigade zugetheilte Fuhrweſensmannſchaft auch in den Stand derſelben zu geben, damit der Commandant der Brigade in jeder Hinſicht Intereſſe an der Zufriedenheit und an dem guten Zuſtande dieſer Mannſchaft habe, und ſie dagegen wieder in ihm den eigentlichen Vorgeſetzten ſehe; damit ferner, ſowohl der Capitän als die Offiziere der Brigade, gemeinſchaftlich für das gute Betragen der Knechte und für den dienſttauglichen Zuſtand der Pferde verantwortlich gemacht werden können. Das Beiſpiel des Vorzugs einer ſolchen Einrichtung gibt die reitende Artillerie, ſo wie die der königl. deutſchen Legion. Sowohl bei dieſer als bei jener zeichneten ſich die Trainknechte durch vollkommen gutes Betragen aus, weil ſie hier und dort einen Theil der Artillerie ſelbſt ausmachen. Nur in dem fehlerhaften Syſtem liegt daher die Urſache, wenn die Fuhrweſensmannſchaft, die ſonſt gut gekleidet, gut bezahlt, gleich den übrigen Soldaten, iſt, ihrer Pflicht nicht nachkömmt, und man kann in dieſer Rückſicht ſagen, daß, verglichen mit der Vernachläßigung und mit dem Elende, in welchem dieſe Mannſchaft der Mängel des Syſtems wegen geſtanden, die Mehrzahl derſelben noch mit Bravour und großer Ergebenheit gedient hat.

Man hat gegen den Vorſchlag, die Fuhrweſensmannſchaft in den Stand der Compagnien der Feldartillerie zu

geben, die Einwendung gemacht, daß dieſe Compagnien oftmals in Garniſon verwendet werden, wo man des Trains nicht bedarf; daß dagegen die Artillerie-Reſerve, die Kleingewehr-, Munitionskarren-Diviſion, und die bei allerlei andern Dienſten verwendeten Artillerie-Abtheilungen vielen Fuhrweſens bedürftig ſind; daß folglich die Mehrzahl oder wenigſtens ein großer Theil des Fuhrweſens nicht bei den Compagnien zugetheilt ſeyn könnte. Es iſt nöthig, dieſen Einwurf näher zu erwägen. Die Compagnien der Feldartillerie verwechſeln während eines Feldzugs nicht leicht ihr Geſchütz, ausgenommen, wenn der vorübergehende Fall einer Belagerung eintritt, während welcher die Pferde zum allgemeinen Dienſt der Munitionsnachführung verwendbar ſind. Sobald die Belagerung beendet iſt, kehren die Compagnien zu ihrem Feldgeſchütz zurück, und eben ſo rückt die Fuhrweſensmannſchaft daſelbſt ein. Iſt es wirklich nothwendig, eine Compagnie durch eine andere zu erſetzen oder auf irgend eine Weiſe zu verwechſeln, was hindert, die Fuhrweſensmannſchaft ebenfalls im Ganzen von einer Compagnie zur andern zu transferiren? Daſſelbe gilt von dem Train, welcher den Artillerie-Reſerven oder der Artillerie zu andern Dienſten beigegeben iſt. Dieſe ſtehen unter dem Befehl eines Artillerie-Offiziers. Warum ſollte die Fuhrweſensmannſchaft nicht in den Stand der Abtheilungen kommen, die bei dieſen Reſerven u. ſ. w. zugetheilt ſind? —

Man wird ſagen, daß es außerdem gewiß noch eine Anzahl Pferde und Leute geben muß, die bei allen dieſen Dienſten der Artillerie nicht verwendet ſind. Daran iſt gar nicht zu zweifeln; im Gegentheil iſt es ſogar nothwendig, daß eine Artilleriefuhrweſens-Reſerve unter einem eigenen Fuhrweſens-Offizier in Bereitſchaft gehalten werde,

um jederzeit den nöthigen Erſatz zu leiſten, unvorhergeſehenen Bedürfniſſen nachzuhelfen, und die Pferde, welche bei einem Zweige des Dienſtes unbrauchbar wurden, oder welche eben aus den Depots kommen, ſammt den Leuten aufzunehmen. Der Commandant dieſer Reſerve-Abtheilung, bei der ſich auch der Adjutant des Artillerie-Fuhrweſens befände, ſollte, ſo wie überhaupt jeder Stabsoffizier des Fuhrweſens, der eine Expedition in's Feld begleitet, zugleich Artillerie-Offizier ſeyn.

Was die nöthige Anzahl der Offiziere des Fuhrweſens betrifft, ſo ſetzt ſie Frazer auf einen Oberſten und Commandanten, einen Stabsoffizier in England, einen zweiten in Irland, und einen dritten, um das Heer in's Feld zu begleiten. Jeder dieſer Stabsoffiziere bedarf eines Adjutanten. Hiezu kommt noch ein Capitän, der die Aufſicht über das Depot zu Woolwich hat, *) und ein anderer, der die Fuhrweſens-Reſerve im Felde befehligt. Bei Brigaden der Artillerie, bei Reſerven derſelben u. ſ. w. Offiziere des Fuhrweſens anzuſtellen, iſt, wie geſagt, ſchlimmer als überflüſſig.

*) Dieſes Depot enthält den Ueberſchuß der Mannſchaft und der Pferde, welche bei den Compagnien oder Trupps nicht verwendet ſind. Der Mangel einer zweckmäßigen Organiſation deſſelben war während des letzten Krieges die Urſache ſo manchen Verzuges und Mißgriffes im Erſatz des vor dem Feinde oder ſonſt erlittenen Abganges. Anſtatt Mann und Pferd in vollkommener Bereitſchaft zu halten, ſchien jede Forderung um Erſatz das Depot zu überraſchen. Die Mannſchaft wurde in Eile von den Compagnien oder Trupps herausgeriſſen und zur Qual der Offiziere, die ſie führen mußten, bald hieher, bald dorthin tranſferirt; die Pferde, anſtatt in Woolwich zuſammengeſtellt zu ſeyn, wurden im Momente, als man ſie brauchte, aus Irland oder Schottland gehelt. Die Armee konnte den benöthigten Erſatz daher weder zur rechten Zeit noch in dem gehörigen Zuſtande haben.

Endlich muß man hier noch darauf aufmerksam machen, daß gegenwärtig sogar der Train der reitenden und der Fußartillerie unter sich getrennte Körper sind. Außerdem gibt es bei ersterem nur Gemeine und keine Unteroffiziere. Die Gemeinen haben also auch nie Hoffnung, dort jene Charge zu erreichen. Alle Fuhrwesensmannschaft hat gleichen Sold; warum eine Trennung, wo sie doch nichts nützt, sondern die üble Folge hat, der Mannschaft die Verwendung bei einem Theile unangenehm zu machen, weil dort jede Aussicht auf Beförderung verschlossen ist? Der Weg der Beförderung sollte Niemand verschlossen werden, in welchem Zweige er diene, sobald er mit Treue und Eifer dient. Unteroffiziere des Fuhrwesens sind übrigens bei der reitenden Artillerie eben so nothwendig, als bei der zu Fuß, und sowohl in Spanien als während des letzten Krieges auf dem Continent wurden sie, war es gleich dem System zuwider, dennoch der reitenden Artillerie beigegeben, weil man sich von dem Nutzen überzeugte, den sie dort leisten. — An die Betrachtung der Artillerie-Fuhrwesensmannschaft reiht sich zunächst die der bei dem Corps verwendeten Pferde. Sicherlich würde es Vortheil seyn, den Einkauf der Fuhrwesenspferde sowohl für die reitende als für die Fußartillerie durch eine und dieselbe Hand gehen zu lassen, damit man dann aus der ganzen Menge der Pferde gleich anfänglich die für jeden Zweig tauglichsten wählen könnte. Dadurch würde man vielen Gehässigkeiten vorbeugen, woraus dem Dienst Schaden zufließt, und die eine nothwendige Folge des gegenwärtigen Systems sind, wo die Wahl aus den kleinen Abtheilungen der durch verschiedene Hände aufgekauften Remonten beschränkter ist, und die Pferde, weil sie verschieden an Kraft, Größe und Beweglichkeit für den einen

oder den andern Zweig der Artillerie erforderlich sind, eben darum dem einen genommen und dem andern gegeben werden.

Es wäre endlich noch zur Ersparniß der öffentlichen Ausgaben zu wünschen, daß die Offiziere, welche ihre Pferde Jahre lang gesund und stark erhalten, mit mehr Aufmerksamkeit von jenen unterschieden würden, die oft Remonten brauchten. Beim Ankauf jedes Pferdes sollte deßwegen auch schon eine Schätzung der wahrscheinlichen Dienstuntauglichkeit desselben in das Protokoll eingetragen werden, und der betreffende Offizier sich genau über die Ursachen zu äußern haben, wenn es späterhin nicht dieser Schätzung entspricht. Ferner würde es der öffentlichen Oekonomie und der Ehre der Artillerie-Offiziere zuträglicher seyn, wenn den Letzteren jeder Gebrauch der ärarischen Pferde untersagt wäre.

Die Rekrutirung der Artillerie war im Allgemeinen den Bataillonsadjutanten überlassen. Diese wurden befugt, Werber auszusenden, welche die Angeworbenen zur Assentirung nach Woolwich brachten. Da aber diese gewöhnlich nur für ihr Bataillon warben, und die des einen eifriger oder glücklicher als die eines andern waren, so mußten, wenigstens für einige Zeit, die Bataillone sehr verschieden an Stärke, und bald über, bald unter dem kompleten Stande erscheinen.

Die Artillerie zu Pferd, die in dem meisten Fällen Unteroffiziere und Mannschaft nicht entbehren, folglich nicht auf Werbung senden konnte, wurde durch Freiwillige aus den Bataillonen ergänzt. Nicht allein kamen auf diesem Wege eine Menge von Unzufriedenen und Untertrauten in die reitende Artillerie, sondern es wurden auch manchmal allerlei Mittel angewendet, um Leute den Compag-

nien abtrünnig zu machen. Die bösen Folgen solcher Rekrutirungsweise wurden von allen Capitäns lange beklagt, und endlich auch höheren Orts eingesehen, so daß jetzt das ganze Geschäft einem Stabsoffizier zugewiesen werden soll. Diesem werden alle werbenden Abtheilungen die Rekruten zuführen; er aber wird sie annehmen oder abweisen, und im ersten Falle nach ihrer wahrscheinlichen Brauchbarkeit vertheilen.

Was den obenerwähnten Pferdeeinkauf betrifft, so wäre er wohl am zweckmäßigsten dem Commandanten des Fuhrwesens zu übertragen. Von allen Stabsoffizieren dieses Corps sollte man Pferdekenntniß unerläßlich fordern: eine Eigenschaft, die nicht so leicht erworben wird, wie Manche meinen. — Brauchbare Pferde für alle Zweige des Dienstes werden jederzeit zu finden seyn, wenn man sich herbeiläßt, annehmbare Preise zu bezahlen; aber schlechte Pferde sollte man gar nie, auch nicht zum geringsten Preise kaufen. Es werden ohnedies genug gute Pferde verdorben, um dann für die kleineren Dienste verwendet werden zu können. Die Wartung und das Futter eines Pferdes ist eigentlich das, was am meisten kostet, und es gibt viele Pferde, die Jahre durch dafür, eigentlich zu sprechen, gar keinen Dienst gethan haben.

Was das Versagen der Fuhrwesenspferde für den Gebrauch der Artillerie-Offiziere betrifft, so muß dies einigermaßen erläutert werden.

Der Dienst in Garnisonen erfordert nicht, daß die Offiziere der Artillerie beritten sind. Die Offiziere der reitenden Artillerie sind dafür bezahlt, daß sie es seyen. Diese beiden Zweige können daher keinen Anspruch auf die Benützung ärarischer Pferde machen. Anders verhält es sich mit den Offizieren der Feldartillerie. Diese be-

finden sich wirklich in einer sonderbaren Lage; sie können augenscheinlich ihrem Dienste nicht entsprechen, wenn sie nicht beritten sind. Man hat ihnen darum den Gebrauch ärarischer Pferde erlaubt, und es wurde das Fuhrwesen angewiesen, bei der Ausrückung zum Exerzieren gesattelte Pferde für die Offiziere zu stellen; im Feldbienste aber bekam jeder Offizier zum Gebrauch ein eigenes Pferd aus diesem Stande. Im ersten Fall muß man voraussetzen, daß die gestellten Pferde nicht am besten zugeritten sind; die Offiziere befinden sich daher weit öfter in einer lächerlichen, als in einer dem Dienst entsprechenden Lage; auf jeden Fall aber ist ihnen die Demüthigung nicht zu ersparen, schlechter beritten zu seyn, als die Offiziere und selbst die Unteroffiziere des Fuhrwesens; ein Umstand, der sich mit dem Ehrgefühle, das der Staat lieber ermuntern, als erdrücken soll, nicht verträgt. — Im Felde müssen die den Offizieren beigegebenen Pferde, so oft sie untauglich sind, jederzeit ersetzt werden, und es ist wohl nicht zu läugnen, daß sie früher zu Grunde gehen, und weit weniger Sorge für sie getragen wird, als wenn sie das wirkliche Eigenthum des Offiziers wären.

Aus allem diesem läßt sich die Frage beantworten, ob es nicht in Hinsicht der Ersparniß vortheilhafter wäre, die Offiziere der Feldartillerie in den Stand zu setzen, eigene Pferde zu halten? Es verdient bemerkt zu werden, daß sie Infanteriegehalt haben, während ihre untergeordneten Gemeinen Reitersold genießen.

Zwei Ursachen können eine Reduction, welchen Theil der Armee sie auch treffe, veranlassen; erstens benöthigt man im Frieden nicht die bewaffnete Macht, wie man sie im Kriege braucht; zweitens drücken die Kosten zu sehr auf dem Lande. Die Zweckmäßigkeit der Reduktion

kann aus beiden Urſachen wohl nicht in Zweifel gezogen werden; über die Art derſelben ließe ſich indeſſen manches ſagen. Sicherlich tritt wohl kein Offizier in das Corps, um auf halbem Solde zu dienen; aber das Intereſſe des Ganzen muß dem des Einzelnen vorgehen. Viele dieſer Offiziere befinden ſich aber in einer Lage, woraus eben dem Ganzen wenig Vortheil erwachſen kann. Um den halben Sold zu erhalten, müſſen die reducirten Offiziere eidlich verſichern, daß ſie außer dieſem halben Sold keinen anderen, was immer für Namen habenden Gehalt beziehen. Dieſer Eid bezweckt daher geradezu eine Ausſchließung von jeder Civil- oder Militärbedienſtung, und der Offizier erhält für frühere Dienſte nur dann einen Lohn, wenn er ſich verpflichtet, kunftighin müßig zu bleiben.

Den auf halben Sold geſetzten Infanterie- oder Cavallerie-Offizieren wird es weniger ſchwierig, ſich durch Tauſch mit anderen Offizieren oder durch eine Stabs-Anſtellung wieder in die Wirklichkeit zu bringen; aber dem reducirten Offizier der Artillerie iſt dieſe Ausſicht gänzlich verſchloſſen; er muß im Nichtsthun ſeine Zeit zubringen, bis eine Stelle im Corps leer wird; will er aber durch irgend eine Bedienſtung Beſchäftigung ſuchen, ſo muß er Verzicht auf den halben Sold leiſten.

Nach der jetzigen Lage der Weltangelegenheiten iſt es wahrſcheinlich, daß mehrere dieſer Artillerie-Offiziere erſt nach ſpäten Jahren wieder in den ganzen Sold treten werden. In welchem Zuſtande der Ausbildung kann dies geſchehen, da man ſie die lange Zeit durch zum Nichtsthun gezwungen hat? Wie kann man vernünftiger Weiſe erwarten, daß ſie überhaupt je wieder vollkommen tauglich dafür werden?

Um dem Uebel vorzubeugen, schlägt Frazer vor, den auf halbem Sold stehenden Artillerie-Offizieren den Eintritt in Infanterie- oder Cavalleriedienste zu gestatten. Dadurch hat das Vaterland doch einigen Nutzen von diesen Offizieren, und das Artilleriecorps gewinnt die Möglichkeit schnellerer Beförderung seiner Offiziere. Endlich könnten so viele unter dem Hauptzeugamte stehende Civil-Bedienstungen durch reducirte Artillerie-Offiziere besetzt werden, z. B. Plätze in den Arsenalen und Magazinen, deren Geschäft meistens militärische Gegenstände betrifft. Männer, welche ihr Leben im Dienste für das Vaterland wagten, sollten billig vor jenen berücksichtigt werden, die ihrem sonstigen Eifer und ihrer rechtlichen Verwendung dieses Verdienst nicht beifügen können. Es ist einleuchtend, daß der Staat in jeder Hinsicht dadurch gewänne. —

Von Zeit zu Zeit treten die in Woolwich befindlichen Stabsoffiziere des Artilleriecorps zusammen, um den Werth neuer Erfindungen zu prüfen und deßwegen Experimente anzustellen. Sie melden den Erfolg dem Hauptzeugamte.

Für Dinge besonders wichtiger Art beruft der General-Artilleriedirector ein besonderes Comité, und in diesem Falle geschehen die Meldungen auch unmittelbar an ihn.*) Da die Stabsoffiziere durchaus Männer von Erfahrung sind, man folglich voraussetzen darf, ihre Entscheidungen seyen in den meisten Fällen vernünftig und gerecht, und da sie kein Interesse dabei haben können, als das Wohl

*) Es geschah mehrmal, daß derselbe Gegenstand sowohl in dem allgemeinen, als auch in dem besonderen Comité verhandelt wurde. Da beide Comités von einander unabhängig sind, und an verschiedene Orte die Meldungen senden, so dürften Unordnungen oder Mißhelligkeiten in solchen Fällen nicht jederzeit zu vermeiden seyn.

des Dienſtes, ſo iſt es nicht wahrſcheinlich, daß ſie Erfindungen von wirklich praktiſchem Nutzen verwerfen ſollten. Aber da die meiſten Vorſchläge von Civilperſonen kommen, welche mit dem Weſen des Kriegs unbekannt ſind, ſo darf man ſich nicht verwundern, daß viele Dinge, welche die Erfinder als höchſt vortrefflich und nützlich angeſehen haben, von dem Comité als ganz unanwendbar verworfen wurden. Unſtreitig haben aber zuweilen Vorurtheil und Intereſſen Schuld an der Zurückweiſung manches guten und erprobten Vorſchlages. Es wäre zu wünſchen, daß das Comité jederzeit in einer Lage wäre, die es ihm möglich macht, nichts zu verabſäumen, was der Wahrſcheinlichkeit nach öffentlichen Nutzen bringen kann. Man verpflichte die Mitglieder zu periodiſchen Berichten an den Artillerie-Director über den wahren Zuſtand der Artillerie, worin ſie auf alle Unvollkommenheiten und anwendbaren Verbeſſerungen nach ihren Anſichten aufmerkſam machen ſollen. Eine Einrichtung ſolcher Art würde die Offiziere des Comité in die Nothwendigkeit ſetzen, ihre Aufmerkſamkeit auf das Techniſche zu wenden. Es erwüchſe überdies noch der Vortheil daraus, daß auf dieſe Art jenen, die allein berechtigt ſind, Veränderungen im Großen zu machen, die Meinungen der Offiziere, die aus Erfahrung ſichere Kenner der Fehler ihrer Waffe ſind, bekannt würden.

Nicht minderen Nutzen würde es haben, wenn das Comité die vorgeſchlagenen Verbeſſerungen oder Erfindungen, die doch das allgemeine Wohl betreffen, nicht, wie bis jetzt, geheim hielte, ſondern im Auszug mit beigeſchloſſener Meinung dem ganzen Corps mittheilte. Eben ſo ſollte ſich daſſelbe mit den außer Woolwich befindlichen Stabsoffizieren über alle Gegenſtände der Verhandlungen in Verbindung ſetzen.

Es würde weiters junge Offiziere zum Studium aufmuntern, ihnen Gelegenheit geben, sich zu zeigen, und nicht selten schlummernde Talente wecken, wenn die Inspektoren*) bei ihren periodischen Visitirungen die Offiziere zu Vorschlägen für Verbesserungen aufforderten. Kein Mittel sollte unbenützt gelassen werden, um die Offiziere zum Studium der Technik ihres Dienstes zu vermögen, damit sie nicht, wenn sie endlich den Rang eines Stabsoffiziers erreicht haben, trotz der langen Dienstzeit dennoch unbrauchbar sind. Die Idee einer von Zeit zu Zeit zu geschehenden speziellen Eingabe über den Zustand, die Bedürfnisse und Mängel des Corps wird dadurch noch mehr unterstützt, wenn man bedenkt, daß gegenwärtig Niemand, ohne über die eigentliche Gränzlinie seiner Pflicht hinauszuschreiten, Bemerkungen darüber machen kann. Die Offiziere, welche die Mängel des Systems einsehen, kämpfen lieber gegen die daraus fließenden Schwierigkeiten, bevor sie sich entschließen, sich mit ihren Höheren im Inlande darüber in Correspondenz zu setzen, die, zu ferne, um das Mißliche des Dienstes zu sehen oder zu fühlen, gar nicht den gehörigen Werth darauf legen, oder wohl noch weiter gehen, und Neuerungssucht das nennen, was aus reiner Liebe zum Dienst entsprossen ist.

Und wenn auch wirklich der Offizier fest entschlossen war, sobald die Ruhe wiederkehrt, sich bis zur endlichen

*) Die Artillerie wird eben so wie die Infanterie oder Cavallerie zu gewissen Zeiten durch Generäle gemustert. Der General en Chef erhält von ihnen die Berichte über alles, was Oekonomie oder Disciplin betrifft. Warum untersucht man nicht den Zustand der Ausbildung des Corps? Können hierüber auch Infanterie- oder Cavallerie-Generäle jederzeit kompetente Richter seyn?

Prüfung unreifer Einbildung und verlauter Meinung zeihen zu laſſen, wenn er damals wirklich entſchloſſen war, die Mängel, deren üble Folgen er fühlte, dann zu bekämpfen, ſo dämpft doch Aufſchub auch hier, wie überall, den eifrigſten Entſchluß. Wie ſoll man von der Ruhe erwarten, was in dem Augenblicke nicht geſchah, wo der gefühlte Druck für die Nothwendigkeit der Abhülfe der thätigſte Mahner war? — Zufrieden, den ſchweren Dienſt hinter ſich zu haben, erkaltet der Eifer des Vorſchlags, und der Offizier fühlt ſich wenig mehr geneigt, gegen ein Uebel anzukämpfen, das ihn nicht mehr drückt, und ſich in die tauſend Verdrießlichkeiten eines zögernden und für die Sache mit meiſtens lauem Herzen fechtenden Geſchäftsganges zu ſtürzen, um der möglichen Wiederkehr des Uebels entgegen zu arbeiten. Dem Zögern und Hinausſchieben, der theilnahmloſen Aufnahme der Vorſchläge, und endlich der Trennung der verſchiedenen Theile des Corps, die während eines Krieges vereinigt waren, muß, eben ſo wie dem Vorurtheil, die Nichtannahme ſo mancher Verbeſſerung zugeſchrieben werden. —

Unter dem kommiſſariatiſchen Departement (Field Train Department of the Artillery) verſteht man die Kommiſſäre, Aſſiſtenten, Adjuncten und Magazinäre, d. i. die Beamten, welche die ſämmtlichen Artillerievorräthe, als da ſind Geſchütze, Munition u. ſ. w., unter ſich haben, und denen die Sorge für die Erhaltung, Ausfolglaſſung, und für den Transport dieſer Vorräthe obliegt.

Die eigentliche Einrichtung und der Stand des Departements ſeit dem Jahre 1812 beſteht aus:

1 Generaldirector (Director General), 1 Oberkommiſſär (Chief Commissary), 6 Kommiſſären (Comissaries),

12 Aſſiſtenten (Assist. Commis.), 50 Magazinärs (Clerks of Stores), und 60 Ausrüſtungs- und Transportbeamten (Conductors of Stores). Alle dieſe Beamten ſtehen unter dem General-Artilleriedirector.

Dieſe Anzahl der Beamten wurde aber, beſonders in dem letzten Kriege, oft überſchritten, und doch iſt kein Zweifel, daß ſie zum Dienſte hinreicht. Die Urſache der Ueberzahl mag alſo wohl darin gelegen haben, daß manche der einmal im Departement beſtallten Beamten ihres Dienſtes unkundig, und daher unbrauchbar waren.

Gegenwärtig iſt die Zahl tief unter dem feſtgeſetzten Stande.

Hiemit enden wir den Auszug aus einem Werke, das bei der anerkannten Vorzüglichkeit der engliſchen Artillerie uns doch die Hauptfehler der Organiſation derſelben nicht verhehlt, und durch die Aufſtellung der nachtheiligen Folgen, durch die aus der Erfahrung geholten Beweiſe des hemmenden Einfluſſes der Irrthümer des Syſtemes vor ähnlichen Fehlſchritten warnt.

Eben die hohe Stufe der Ausbildung, auf welcher die Waffe, von der wir ſprechen, in England ſteht, erhöht das Intereſſe an dem Tadel, der ſie mit Recht trifft, und der, wäre er gehoben, die Vollkommenheit ahnen läßt, auf welche ſie unter dem laſtenden Drucke der mangelhaften Einrichtung auch der größte Eifer der gehorchenden Individuen, auch die glänzendſten Eigenſchaften des Feldherrn nicht heben können. Der Verfaſſer, der Liebe für ſeinen Stand und für ſein Vaterland voll, freut ſich in der Hoffnung, daß ſeine Worte von Denjenigen gehört oder berückſichtigt werden mögen, denen es zukömmt, jetzt, zur

Zeit des Friedens, Abänderungen im Syſteme vorzunehmen, deſſen Tauglichkeit ein langer und ſchwerer Krieg in jeder Beziehung auf die Probe ſtellte. Was der Verfaſſer in der Einleitung ſagt, das diene uns zum Schluſſe. Er faßt nämlich dort die ſämmtlichen Hinderniſſe, welche dem vollkommenen Gedeihen der Artillerie entgegenſtehen, kurz zuſammen, und ſpricht: „Da die Erziehung der Artillerie-„Offiziere nicht anders als gut genannt werden kann, da „ihre Fähigkeiten gewiß denen jeder eben ſo großen Anzahl „von Offizieren, die bei anderen Waffen dienen, gleich „geſchätzt werden können, ſo muß es befremden, wie wenige „Offiziere der Artillerie ſich durch ſeltenen Muth, oder „durch überwiegendes Talent ausgezeichnet haben!“

„Die Schuld davon liegt in der Organiſation des „Corps, die, weit entfernt, Eifer und Thätigkeit zu er-„wecken, vielmehr beide erdrückt. Sie liegt an der trägen „Beförderungs-Routine, die den Offizier ſelten zu einem „höheren Range gelangen läßt, bis nicht das Leben und „die Energie der männlichen Jahre aus ihm gewichen ſind. „Sie liegt in der Ausſchließung der Artillerie-Offiziere „von allen jenen außergewöhnlichen Anſtellungen, welche „fortheilen, und Talente entwickeln. Sie liegt in jenem „Syſteme, wenn man ja dieſes Wort hier anwenden darf, „nach welchem alle Theile des Corps getrennt und verbin-„dungslos neben einander ſtehen. Sie liegt ferner in dem „Mangel einer allgemein belebenden Kraft, einer Controlle „über die wirkliche Verwendung jedes Individuums. Sie „liegt in der Verabſäumung eines geregelten, den Fort-„ſchritten der Kriegskunſt und der Zeit angemeſſenen prak-„tiſchen Unterrichts.“

Nicht der einzelne Mann, obwohl auch dieſer vermöge ſeiner Stelle ein gültiges Wort in der genannten

Sache ſprechen darf, häuft dieſe Beſchuldigungen gegen die hergebrachte Einrichtung auf. Seine Sprache iſt die des vernünftigeren Theiles des Corps. Wo aber die Bedürfniſſe der Zeit und die Nothwendigkeit der Verbeſſerungen ſo allgemein gefühlt, und von redlichen Männern treu und wahr geſagt werden, wie in der engliſchen Artillerie, da bleiben ſie auch nicht lange aus. —

Bemerkungen bei Leſung

von

Jomini's

TABLEAU ANALYTIQUE DES PRINCIPALES COMBINAISONS DE LA GUERRE.

Bruxelles 1831.

Ueber dem Streben, eine Wissenschaft als ein abgeschlossenes, in allen ihren Theilen vollendetes Ganzes aufzustellen, gehen wir häufig über ihren natürlichen Umfang hinaus. Indem wir sie ergänzen wollen, heften wir Theile daran, die keine solche sind. Das scheint mir der Fall mit Jomini's **Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre.** So vortheilhaft, ohne Zweifel, die politique de la guerre jedem Forscher seyn wird, — so schätzbar sie als Hülfswissenschaft der Kriegskunst erscheint, so macht sie dennoch keinen wirklichen Theil dieser Kunst aus. Das Wirken des Feldherrn beginnt, wo das des Politikers, als voranstehendes, endet, und dieses beginnt wieder, sobald jenes Verhältnisse geschaffen hat, wo dieser auf's Neue vorsichtig ordnen kann oder muß. In der Zeit zwischen diesen Endpunkten ist das Wirken des Politikers nur beihelfendes. Mir erscheint, nach dieser Ansicht, das erste Capitel dieses Werkes, welches eben die politique de la guerre behandelt, zunächst überflüssig, und dann auch die Eintheilung der Kriege in Offensivkriege, Defensivkriege, guerres de convenance, d'intervention, d'invasion, in nationale, innerliche, mit Verbündeten oder gegen Verbündete, wenig logisch, was keiner Erörterung bedarf. Ich halte, als Grundlage für die Art der Operationen selbst, folgende Eintheilung für die richtige: Angriffskrieg; Vertheidigungskrieg. Jede dieser beiden

zerfällt wieder in die beiden folgenden: Krieg in Vereinigung mit Verbündeten; Krieg ohne dieſe Vereinigung. — Ob der Krieg gerecht iſt oder nicht; ob er für wirkliches oder ſcheinbares Intereſſe geführt werde; ob außer Landes oder im Lande; ob gegen Rebellen, oder eine oder mehrere Mächte zugleich; ob endlich aus Eroberungsſucht oder aus edlern Gründen: für den Feldherrn bleibt die Aufgabe eine und dieſelbe. Alles, was Jomini über die durch dieſen oder jenen Beweggrund hervorgebrachten Kriege ſagt, iſt wahr und nicht wahr; der moraliſche und politiſche Stand der Dinge allein entſcheiden hierüber. Dieſen Stand bilden die Ereigniſſe, oder bildet der Politiker; der Feldherr empfängt die Aufgabe, ſammt ihren Erleichterungen oder Hinderniſſen, aus den Händen des Staatsmannes, dem es allein zuſteht, den Augenblick des Krieges zu bezeichnen, und die Mittel hierzu bereiten zu machen. Vereinigten ſich der Staatsmann und der Feldherr in einer und derſelben Perſon, wie in Friedrich II., in Napoleon u. A. m., ſo ſteht freilich dieſem auch die Löſung jener Fragen zu; aber er löſet ſie nicht in der Eigenſchaft des Feldherrn, ſondern in derjenigen als Staatsmann.

Von der Stelle an, wo Jomini das Gebiet der Politik verläßt, befindet er ſich auf dem Grund und Boden des Feldherrn, und was er unter dem Titel politique militaire oder philosophie de la guerre zuſammenfaßt (I. 2), iſt der fleißigſten Beachtung werth. Lloyd und Chambray, und mehr oder weniger faſt alle denkenden Bearbeiter der Kriegswiſſenſchaft und der Kriegsgeſchichte von Cäſar bis zum Erzherzog Karl, haben ihm hierin vorgearbeitet. Dieſer Gegenſtand gehört eigentlich unter Bedingniſſe, welche in jedem Manne ſich vorfinden müſſen, der verdienen will, Feldherr zu heißen. Die Ueberrenner

von Ländern durch wandernde Völkerfluth, die Dſchingis-Chane und Attila, ſind keine Feldherren. Sie machen nicht den Sieg, ſondern der Sieg macht ſie.

Zu allen Zeiten iſt die Wirkſamkeit der intellektuellen und moraliſchen Kräfte von höchſter Wichtigkeit im Kriege geweſen. Menſchen, denen der Himmel dieſe Erkenntniß nicht gab, pflegen ſie zu verachten, oder wenigſtens zu überſehen; aber ihr Antheil am Erfolge des Krieges im Ganzen, ſo wie der Schlacht im Einzelnen, war, iſt und wird deßhalb nicht minder gewiß größer als derjenige der materiellen Kräfte ſeyn. Eine Operation, ein Angriff von meiſterhafter Berechnung, wenn gegen die Türken geführt, würde zur Thorheit, wenn gegen die Ruſſen angewendet, aus dem einfachen Grunde, weil Charakter, Waffen, Fechtart in beiden Völkern ſehr verſchieden ſind. Das Manöver des Feld-Marſchalls Diebitſch im Jahre 1829 gegen die Türken mußte zum Siege führen; wären ſtatt Türken in Schumla, an der Donau, im Balkan, in Konſtantinopel Franzoſen oder Oeſtreicher geſtanden, ſo hätte es zum Untergange geführt. —

Der Feldherr, der ohne Kenntniß des Landes, der Organiſation und Reſſourcen des Feindes, ſo wie des Charakters deſſelben, in den Krieg geht, befindet ſich faſt in der Lage, wie derjenige, der deſſen Stärke, Aufſtellung, Verhältniß der Waffengattungen unter ſich, nicht kennt. Er iſt einem Kämpfer vergleichbar, der mit einem Gegner ſich zu ſchlagen geht, von dem er nicht weiß, ob er ihn zu Pferd oder zu Fuß, mit Piſtolen oder Degen bewaffnet finden wird. Was von dieſen Kenntniſſen zu allen oder für lange Zeiten wahr und bleibend iſt, wird im Feldherrn und in ſeinem Generalſtabe als vorhanden vorausgeſetzt, und der Erwerb deſſelben macht einen Theil

ihrer unerläßlichen vorbereitenden Studien aus. Was darin wandelbar, Verminderung und Vermehrung unterworfen, aber dennoch vor dem Ausbruche des Krieges schon geſetzt ſeyn muß, ergänzt den Umfang dieſer Studien. In jedem Staate ſoll daher das Tableau von dem wirklichen Stande alles deſſen, was die Kriegsmacht aller Nachbarſtaaten ausmacht, auf das Genaueſte, aus möglichſt ſicheren Quellen, für jeden gegebenen Augenblick ergänzt, vorhanden ſeyn. — Was endlich nur bei Ausbruch des Krieges ſelbſt erkannt werden kann, das muß der Politiker, der dieſen beſtimmt, dem Feldherrn liefern. Iſt dieſer erſte Satz falſch angegeben, ſo fällt dem Feldherrn die Folge nicht zur Laſt. —

Die moraliſchen Hebel in der Armee für überflüſſig zu halten, iſt ein Bekenntniß, daß man ſelbſt durch keinen ſolchen regbar iſt. Die Carmagnole gilt bei dem Einen ſo viel als ein Glas Branntwein bei dem andern; aber was die Hoſen Mohammeds für die Schaaren des Eroberers von Konſtantinopel waren, das waren ſie nicht mehr für die des Vertilgers der Janitſcharen. Das eiſerne Pflichtgefühl und der Enthuſiasmus ſind Kinder einer und derſelben Mutter. —

Was Jomini als weſentliche Bedingungen der Vortrefflichkeit einer Armee aufſtellt, darüber werden ihm alle Staaten Recht geben; aber faſt in jedem Staate verſteht man dieſe Bedingungen auf eine andere Weiſe. Die erſte iſt: ein gutes Rekrutirungsſyſtem. Aber in Amerika wirbt man die Leute; in England preßt man ſie zum Theile; in Preußen nimmt man ſie aus allen Ständen, in Oeſtreich und andern Staaten nur aus gewiſſen; in Aegypten kauft man ſie, oder fängt ſie ein u. ſ. w. — Die zweite: eine gute Formation. In dieſer

Beziehung gibt es so viele Formationsweisen als Staaten, und jeder hält die seinige für die beste. — Die dritte: ein gutorganisirtes System von Nationalreserven. Aber die Nationalreserven spielen die Herrn in dem einen Lande, binden die Regierung in dem andern, und sind in allen ein langsamer oder schneller wirkendes Element zu politischer Umgestaltung im Innern. — Die vierte: gut unterrichtete Offiziere und Truppen. Was heißt das? — Die fünfte: strenge, aber nicht demüthigende Disciplin. Der Maßstab des Demüthigenden liegt in dem Ehrgefühle jedes Einzelnen. Man kann zwar en bloc alles, was dieselbe Sprache spricht, oder einem und demselben Volke angehört, oder zu Wasser oder zu Lande dient, unter denselben Maßstab werfen, und man muß es wohl. Das beweiset aber nur das Unzulängliche dieser Bezeichnung. — Die sechste: Lohn und Aneiferung, wohlangepaßt. Das glaubt man überall zu thun, selbst dort, wo man die schreiendsten und verderblichsten Mißgriffe dieser Art macht. — Die siebente: hinlängliche Brauchbarkeit der besondern Waffengattungen, fällt zusammen mit der vierten. — Die achte: gute und wo möglich bessere Bewaffnung als der Gegner. Die Kaliberordnung wird von dem Einen so, von dem Andern anders gehalten; die Einen lieben Säbel, die Andern Degen; jene wollen Piken bei den Küraſſieren, diese Bajonette bei andern schweren Reitern; wir ziehen die Wurst-, andere die berittene Artillerie vor; die Franzosen, die Engländer, die Amerikaner verbannten die Karonaden à braque line von ihren Schiffen; wir halten dafür, daß sie zweckmäßiger als die andern sind u. s. w. — Die neunte: ein Generalstab, geeignet, alle diese Elemente gut anzuwenden, und

deſſen gute Organiſation der klaſſiſchem Inſtruktion ſeiner Offiziere entſpreche. — Man kann dieſe Worte nicht ohne Beifall, und nicht ohne Bedauern leſen. Jomini erſcheint mir darin wie Hamlet, der in ein Duzend Worten die Kunſt des Flötenſpielens lehrt. Schließe und öffne die rechten Löcher, mit den rechten Fingern, und blaſe hinein, ſagt er, ſo wird die ſchönſte Melodie ertönen. —

Es gibt in jedem Volke Eigenheiten, die es mehr für die eine als für die andere Waffe oder Kriegsart eignen. Dieſe Eigenheiten zu benützen, zu entwickeln, und darauf die taktiſche Verwendung zu gründen, iſt vielleicht eine der wichtigſten, ſo wie eine der am wenigſten beachteten Regeln in Bildung und Verwendung der Armeen. Es gibt kein anderes, allgemein richtiges Verhältniß der Stärke der Theile eines Armeekörpers unter ſich und zum Ganzen, als dasjenige, welches aus jenen Eigenheiten ſelbſt ſich ergibt. Alle Sechötel und Zehntel u. ſ. w., wenn ſie nicht auf dieſer Baſis liegen, ſind Pedanterie der Schulen. Wer aus Koſaken Dragoner macht, weil er glaubt, er müſſe eine gewiſſe Zahl Dragoner haben, wird am Tage des Bedarfes der Einen und der Andern entbehren. Wenn wir aus unſern Tyroler-Jägern ein Gardegrenadier-Regiment errichten wollten, ſo wäre das nicht beſſer, als wenn man aus Wein Waſſer machte. Wie aber, wenn die Eigenheiten eines Volkes das Verhältniß der nothwendigen Theile der eigenen Armee, im Vergleiche zu denen der feindlichen, gar zu ſehr verrücken? — Dann kann ich ihm freilich nichts rathen, als ſich einen groſſen Feldherrn anzuſchaffen, der die der Eigenthümlichkeit ſeines Volkes am beſten entſprechende Verwendung zu erkennen und auszuführen weiß. Von den Land- und See-

ſchlachten der Römer gegen die Carthaginenſer bis zu den Siegen des Fußvolks der neueren Zeit über die Reiterei ſind hiervon manche Proben geliefert worden. Es läßt ſich ſehr vermuthen, daß die Schweizer, hätten ſie bei Murten zu Pferde geſeſſen, von Karl dem Kühnen wären geſchlagen worden; und dies ſelbſt dann noch, würden ſie auch drei Monate lang von den beſten Reitern der Zeit getrillt worden ſeyn.

Es gibt weiter in der Entwicklung der Kriegskunde manches allen Völkern Gültige. Eine Vauban'ſche Feſtung an ſich iſt beſſer, als eine türkiſche, wenn dieſe auch zehnmal beſſer als jene vertheidigt würde. Flinten ſind brauchbarer als Bogen, gleichgültig, ob Baskiren oder Engländer damit ſchießen lernen. Eine Eintheilung der Truppe, die ihre Verwendbarkeit möglichſt befördert und den Ueberblick erleichtert, iſt für die Hottentotten eben ſo gewiß ein Vortheil als für die Franzoſen. Dieſe Allen gemeine Vorzüge mit jenen jedem Volke beſonderen zu verbinden, das iſt eines großen Organiſateurs und Feldherrn große Aufgabe.

Mit dem zweiten Kapitel beginnt der rein militäriſche Theil, deſſen erſte Sektion die Strategie umfaßt. Der Unterſchied zwiſchen Strategie und Taktik iſt oft verſucht worden zu bezeichnen, aber, nach meiner Anſicht, nirgends richtig gegeben. Beide ſind oft innig in einander verwoben, und nicht durch Raumgrenzen zu ſcheiden. Der Marſch einer Truppe, wenn als Manöver betrachtet, iſt ein Gegenſtand der Strategie; wenn in ſeiner inneren Anordnung, ein Gegenſtand der Taktik. Die Schlacht von Dresden, taktiſch betrachtet, war für die Alliirten eine Niederlage, und ſtrategiſch ein Sieg. Der Punkt Wartenburg an der Elbe war für York taktiſch richtig gewählt,

in ſo ferne die Beſchaffenheit des Fluſſes dort den Uebergang ſeines Corps begünſtigte, und ſtrategiſch, in ſo ferne von dieſem Punkte aus der Marſch in die Flanke des Feindes am ſchnellſten ausführbar war. Taktik iſt die unmittelbare, zweckmäßigſte Anwendung der Waffengattungen auf das Terrain, mit Rückſicht auf den Schlag; Strategie die Combination beider in Bezug auf den Feind. Eine den Sieg entſcheidende Streitkraft im entſcheidenden Augenblicke auf den entſcheidenden Punkt zu bringen, und dort zweckmäßig zu verwenden, iſt die Aufgabe aller kriegeriſchen Berechnungen und Beſtrebungen, und diejenige, worin Taktik und Strategie ſich wieder begegnen und zuſammenhelfen.

Die Idee einer Baſis der Operationen, von Bülow mit Geiſt, aber mit pedantiſcher Selbſtgefälligkeit, von Erzherzog Karl mit Verſtand und Klarheit, von Jomini mit Hilfe der Erfahrung ſeiner Vorgänger entwickelt, iſt eine zu allen Zeiten beſtandene, deren man ſich aber erſt ſeit Eugen und Friedrich bewußt wurde. Man kann nicht ſagen, daß Alexander der Große, Hannibal und Cäſar eine andere Baſis hatten, als die ſich ſtrategiſch von ſelbſt während des Laufes ihrer Operationen bildete. Die Beſchaffenheit mancher Länder gibt eine Baſis demjenigen, der ſie auch nicht will, und die Beſchaffenheit anderer läßt kaum eine ſolche zu. Was war die Baſis der Franzoſen während der Expedition nach Aegypten? — Die See doch nicht, deren ſie nicht Meiſter waren. Wo iſt die Baſis jenes Feindes, der über den Iſthmus von Corinth nach Morea marſchirt? — Dagegen ſind der Po für jede Operation aus Ober-Italien nach dem untern, — der Rhein gegen Deutſchland, — die Weichſel gegen Rußland, — der Araxes gegen Perſien Unterlagen von entſchiedenem

Nutzen. Alſo nicht dieſen Nutzen, wohl aber die ſklaviſche Abhängigkeit von dieſen Linien wage ich zu beſtreiten. Der berühmte Feldzug des Prinzen Eugen vom Jahre 1706 iſt ohne Baſis. Der Prinz überließ freiwillig dem Feinde die Lombardei, und machte auf dem rechten Ufer des Po ſeinen Marſch bis Turin. Im Jahre 1812 war der Niemen eine zu ſchmale Baſis für die bis Moskau reichende Operationslinie der Franzoſen; aber er war es nicht durch das Verhältniß der beiden Linien unter ſich, ſondern weil die beiden Bollwerke Oudinot und Schwarzenberg dem Andrange der überlegenen Feinde nicht ſtehen konnten. — Hätte Diebitſch im Jahre 1829 ſich erſt damit abgegeben, ſeine Armee zu baſiren, wie Kutuſow und andere ſeiner Vorgänger auf dieſem Felde thaten, ſo würde er auch nicht weiter als ſie gekommen ſeyn. — Der Geiſt iſt lebendig; das Wort iſt todt. —

Wem die Natur eine Baſis hingelegt hat, würde freilich zu tadeln ſeyn, wenn er ſie nicht zum beſten Vortheil einrichtete. In dieſem Falle muß die Strategie die Befeſtigungskunſt zu Hülfe rufen; nicht die permanente allein; ein römiſches Lager war überall baſirt, und Guſtav Adolph, in neuer Zeit, gab ein Beiſpiel, wie man ſich mit Hülfe von Verſchanzungen und verſchanzten Orten eine Baſis ſchaffen könne. —

Was Jomini im Artikel III. über Offenſiv-Operationen und Operationsobjekte ſagt, erreicht bei weitem nicht die Behandlung derſelben Gegenſtände in ſeinem traité des grandes opérations. — Es gibt eine ſtrategiſche Offenſive mitten in der Defenſive, und es gibt eigentlich keine gute Defenſive, deren Seele nicht die ſtrategiſche Offenſive iſt. Den Gegner von ſich abhängig zu machen, iſt freilich leichter, wenn man der Stärkere an

materiellen Kriegsmitteln ist. Dies aber auch dann noch zu thun, wenn man an solchen Mitteln so tief unter ihm steht, daß dieser Uebelstand nur durch Feldherrntalent aufgehoben werden kann, ist der Triumph der Strategie. Im Jahre 1814 waren die Alliirten in dieser Abhängigkeit bis zur Minute des Entschlusses, nach Paris zu marschiren; mit diesem Entschlusse brachen sie die Fesseln entzwei, oder warfen sie vielmehr dem Feinde um, der, ohnedies schon der schwächere, alsbald unter denselben erdrückt wurde.

Ich glaube nicht, daß man das Wort Operations-Objekt auf Manöver anwenden kann, wie dies Jomini thut, wenn er z. B. den Marsch Bonaparte's über den Bernhard und Aosta in die rechte Flanke des General Melas, im Jahre 1800, ein solches nennt. Das Manöver ist ein Mittel, nicht ein Ziel. —

Alles, was Jomini über die Operationsfronte und die Operationslinien sagt (IV. und V.) ist reich an Inhalt für den denkenden Militär. Die Operations-Fronte schmal, auf den Flanken gedeckt, und bequem und sicher mit der Operationslinie verbunden zu haben ist für den Feldherrn von unerschöpflichem Vortheile. Ohne diese Vorsicht ist er niemals sicher, sich den Vortritt in der strategischen Operation nicht plötzlich, und wenn es ihm am unangenehmsten ist, genommen, und sich gehindert zu sehen, so schnell, als er es wünscht, zu manövriren, und die Blößen, die ihm der Feind etwa geben kann, zu benützen. — Aus ähnlichen Gründen sind einfache Operations-Linien den mehrfachen, und innere den äußern vorzuziehen; aber in den meisten Fällen schreiben vom Willen des Feldherrn unabhängige Elemente die Zahl und Art dieser Linien vor. Im August 1813 bildeten die Alliirten gegen die große französische Armee eigentlich zwei äußere Linien.

Die Manöver derſelben von dieſem Zeitpunkte bis zur Schlacht von Leipzig, — Manöver, die ich in ihrer Anlage für ein Meiſterſtück der Manövrirkunſt halte, wie ſchadhaft ſie auch manchmal in der Ausführung erſcheinen, — beweiſen eben, welch ein Aufwand an materieller Kraft, welche Klarheit, Ruhe und Beſonnenheit im oberſten Feldherrn, welcher Takt und welches Zuſammengreifen in den anderen Feldherren dazu gehören, um den Nachtheil dieſer von den Umſtänden gebotenen erſten Aufſtellung gegen einen thätigen Feind zu überwinden. Ich begreife noch kaum, wie man damit zu Ende kommen, und es zur Schlacht von Leipzig hat bringen können. — Die drei Linien aus Böhmen, Schleſien und der Mark, auf welchen die Alliirten nach Leipzig vorrückten, geben auch ein Beiſpiel vom Concentriſchen. Es gehörte eine faſt unerreichbare Genauigkeit oder große Fehler des Feindes dazu, um Operationen dieſer Art gelingen zu machen. Wer hiezu nicht durch die Umſtände verdammt, oder ſeiner Truppen nicht ſehr ſicher iſt, wird nicht gut thun, ſie zu wagen, — ſo lange die materiellen Kräfte des Feindes nicht ganz und gar heruntergebracht ſind, wie dies z. B. 1815 nach der Schlacht von Waterloo der Fall war. Anders wird der Fall, wenn der Feind ſchon aus dem Centrum der Vereinigung gerückt iſt, wie z. B. im Jahre 1809, nachdem Wien, das Objekt für die aus Italien und Deutſchland anrückenden franzöſiſchen Truppen, ſelbſt ſchon in die Hände derſelben gefallen war. —

Was Jomini zufällige Linien nennt, ſind eigentlich diejenigen, auf denen man nach vorhergegangener Veränderung der Operationsbaſis manövrirt. Eine ſolche Veränderung iſt das Kühnſte, was die Strategie aufzuſtellen vermag, und, wenn ſie nicht eine Thorheit iſt, ſicher der

Stempel eines großen Talentes. Im Jahre 1814 iſt ſie von den Verbündeten ſowohl als von Napoleon gewagt worden; ſie gelang Jenen, und mißlang Dieſem. Noch in Fontainebleau ſprach der Letztere einen Plan dieſer Natur aus; er fand aber in ſeinen Marſchällen nicht mehr den zur Ausführung unerläßlichen Muth.

Die wahren Angriffslinien und die wahren Angriffspunkte in jedem Falle zu finden, iſt die Gabe keines Mittelmäßigen. Manchmal aber legt ſie die Natur ſo verſtändlich dar, daß auch ein gewöhnliches Auge ſie ſieht. Das Donau- und das Main-Thal hat die Natur den Franzoſen zu Wegen beſtimmt; die Thäler des Euphrat und Tigris dem künftigen Eroberer der aſiatiſchen Türkei. — Alle Hauptoperationen zwiſchen Oeſterreich und Preußen werden an die Elbe und Oder halten müſſen, — alle der Franzoſen gegen Belgien an die Maas. Der ſtrategiſche Angriffspunkt wird derjenige ſeyn, wo der Angriff die entſcheidendſten ſtrategiſchen Folgen gewährt. Er iſt in Schlachten häufig von dem taktiſchen verſchieden. Dieſer, oder der ſogenannte Schlüſſel des Schlachtfeldes, iſt derjenige, durch welchen man operiren muß, um mit dem geringſten Verluſte dem Feinde die größte Niederlage beizubringen. Der ſtrategiſche Punkt in der Schlacht von Ligny, im Jahre 1815, war für die Franzoſen der rechte Flügel der Preußen; denn der Sieg, dort entſchieden, konnte allein das preußiſche Heer an ſeiner Vereinigung mit Wellington hindern und über die Maas werfen. In der Schlacht von Waterloo war aus ähnlichen Gründen für die Franzoſen der ſtrategiſche Angriffspunkt der linke Flügel der Engländer. In beiden Schlachten war der taktiſche Angriffspunkt das Centrum. In der Lombardei wird immer der rechte Flügel der Oeſterreicher der ſtrategiſche

Angriffspunkt für die Franzoſen ſeyn. Wo in einer zu liefernden Schlacht der taktiſche ſey, hängt von der Geſtaltung des Bodens, von dem Verhältniß der Waffengattungen u. ſ. w. ab. — In der Schlacht von Leuthen fiel für Friedrich der ſtrategiſche und taktiſche Angriffspunkt in einen und denſelben zuſammen; in der Schlacht von Wagram für Napoleon gleichfalls der eine und der andere im linken Flügel des Gegners. Den taktiſchen Angriffspunkt im Manöver ſowohl als in der Schlacht dem ſtrategiſchen unterzuordnen, dazu gehört eine große Zuverſicht und Ueberlegenheit im Geiſte, ſo wie ein ſtarker Wille.

Ueber Diverſionen iſt in ſtrategiſcher Beziehung wenig Neues zu ſagen. Sie verfehlen ihren Zweck, wenn ſie nicht in organiſcher Verbindung mit dem Hauptmanöver ſtehen. Im Einzelnen wenden ſich auf dieſelben die Grundſätze der Kriegführung überhaupt an. — In dem Artikel über die Flußübergänge (X.) wirft der Verfaſſer das taktiſche Detail mit dem ſtrategiſchen zuſammen. Die Aufſtellung deckender Batterien, das Hinüberſenden leichter Truppen, das Benützen von Inſeln u. ſ. w. gehört ganz und gar in Jenes.

Ob, wann und wo ein verſchanztes Lager errichtet und benützt werden ſoll, beſtimmt die Strategie; das wie iſt Sache der Taktik. Liegt ein ſolches Lager auf ſtrategiſchen Punkten, und iſt es zweckmäßig gebaut, ſo iſt deſſen Einwirkung oft für die ganze Dauer des Krieges, oft für gewiſſe Epochen deſſelben entſcheidend. So die Lager Guſtav Adolphs bei Vierraden und Werben 1631. Das Lager der Ruſſen bei Driſſa, im Jahre 1812, erwies ſich, unabhängig von der Frage, ob der Rückzug nach der Düna ſtrategiſch richtig gewählt war oder nicht, als ein Fehler. Ein verſchanztes Lager bei Eperies, und

ein solches bei Ens oder Linz, müssen für uns strategische Wichtigkeit haben. Das Lager von Schumla, als strategischer Punkt, wird, so oft ein gewandter Feldherr die Vertheidigung der Länder zwischen der Donau und dem Bosphor zu leiten hat, von den größten Vortheilen seyn. Wußten die Türken im Jahre 1829 diesen Schatz nicht zu benützen, so ist dies ihre Schuld, für die sie auch gebüßt haben.

Was von verschanzten Lagern gesagt ist, gilt auch von *festen Plätzen* und *Linien*. Die Deckung einer Grenze von einigen hundert Stunden durch nahe an einanderstehende Festungen ist gerade so viel werth, als ein Cordon vom adriatischen Meere bis an's kaspische. Solche Ideenkrüppel entstehen aus gänzlichem Abgange des strategischen Talents und aus Ueberfüllung an taktischem. Sehr treffend macht der Verfasser des klassischen Werkes über den Feldzug 1799 auf die Folgen des Irrthums der wechselseitigen Uebertragung der Sätze aus dem Gebiete der Strategie und der Taktik aufmerksam. *Türenne*, im Feldzug 1672, schlug Ludwig dem XIV. vor, alle an der Maas, am Rhein, an der Waal und Yssel eroberten Festungen schleifen zu lassen. Der König zog vor, dieselben zu besetzen, und so kam es, daß er von 160,000 Mann, aus denen seine Nordarmee bestand, nur 12,000 in's Feld zu stellen vermochte.

Die Natur hat in Bergen, Flüssen, Seen u. s. w. Hindernisse den Bewegungen der Armeen entgegengestellt; andere Hindernisse schafft die Kunst. Dies durch die Kunst ergänzte Netz der Vertheidigung zugleich zum Uebergang in den Angriff vorzurichten, — durch Brückenköpfe die nöthigen Flußübergänge auszuführen, — durch Forts die nicht zu umgehenden Gebirgsdefileen zu schließen, — durch

feſte Plätze das Material für Operationen uns auf dem entſcheidenden Punkte bereit zu halten, — andere Plätze und verſchanzte Lager als Anlehnungs- und Drehpunkte unſerer Operationen uns zu bereiten u. ſ. w., das muß das Werk der kräftigen Vorſicht im Frieden ſeyn. — Hätte nach der Schlacht von Auerſtädt das Unglück Preußens ſo groß ſeyn können, wenn Magdeburg verproviantirt, das einige Jahre früher dort in Vorſchlag gebrachte verſchanzte Lager ausgeführt, und Stettin haltbarer geweſen wäre?

Der Verfaſſer hat Recht, die Approviſionirung der Armee in den Bereich der Strategie zu ziehen. Die Hinderniſſe, welche der Ausführung der Operationen durch die Unmöglichkeit, die Armee in der gegebenen Zeit und auf der gegebenen Stelle leben zu machen, entgegen ſtehen, ſind eben ſo reelle als diejenige, welche Natur oder Kunſt ſchaffen, — und für den Strategen iſt die ſchwere Kunſt der zweckmäßigſten Approviſionirung einer Armee ein eben ſo unerläßliches Studium, als dasjenige der Topographie des Kriegsſchauplatzes. Von Raub und Plünderung leben iſt die älteſte, und niemals ganz aufgegebene Verpflegsweiſe. An dieſe ſchloß ſich nach und nach das Requiſitions- und Magazins-Syſtem an, — das wieder mehr und mehr in das Erſte überging, aber auch eine heilſame, obwohl nicht genügende Ordnung in daſſelbe brachte. Kleine Armeen mögen aus Magazinen verpflegt, oder vom Lande ernährt werden. Die Schwierigkeiten ſteigen, ſelbſt im reichſten Lande, in einer ſo ungeheuren Proportion, wenn einmal die Armee eine gewiſſe Stärke erreicht hat, daß man, alle Syſteme zuſammenhelfend vorausgeſetzt, ſich kaum erklären kann, wie ſie bis zu dem Zeitpunkte lebten, in welchem die Ueberzahl durch Feind, Hunger und Krankheiten endlich verſchwunden war. Die

Heereszüge der Perser in alter Zeit, die Völkerwanderung, die Kreuzzüge, die Ergießungen der Mongolen sind Räthsel aus dem Gesichtspunkte der Verpflegung. Ich setze auch voraus, daß jedesmal ein Drittheil der Mannschaft verhungert ist, und daß ein anderes Drittheil säete und ärntete. Trotz der Beihilfe eines, wenn auch rohen Magazinsystemes, versteht heute eine türkische Armee nirgends länger als ein paar Monate zu leben. Im Feldzug der Egypter vom Jahre 1825 bis 1828 in Morea dauerten die militärischen Operationen jedesmal etwa vier Wochen; während allen übrigen Wochen und Monaten kamen sie, obwohl sie keinen Feind gegen sich hatten, zu gar nichts, weil sie mit den Bestrebungen, nicht zu verhungern, vollauf und ausschließend beschäftigt waren. Dramali Pascha, mit seinen 30,000 Mann bei Korinth, schlug, nachdem seine Magazine aufgezehrt waren, unfreiwillig den kürzesten Weg ein, ans Ende der Verlegenheit zu gelangen, und verhungerte.

Das Verpflegssystem, so wie die Armee-Administration sind das Feld, worin die größten Entdeckungen im Fache des Krieges noch zu machen bleiben. Wenn der Himmel heute durch ein Wunder das ganze Wissen der Ingenieure oder Pontoniere aus den Köpfen der Zeitgenossen austilgte und uns auf die sarmatischen Ringe und die deutschen Schläuche zurückbrächte, dafür aber mit einer der beiden oben genannten Gnaden beschenkte, so würden die Staaten, die Feldherren und die Armeen selbst nicht wenig bei dem Tausche gewonnen haben. —

Rückzüge sind vielleicht die schwerste Aufgabe im Felde. Für zwanzig Beispiele verständigen Vormarsches findet man kaum Eines verständigen Rückmarsches. Der Rückzug der Zehntausend ist mit Recht noch immer ein

Muſter, das der denkende Militär mit ſo viel Nutzen und Vergnügen als der Bildhauer irgend ein griechiſches Meiſterwerk der Skulptur betrachten wird. Der Rückzug der Ruſſen im Jahre 1812 war, mit Ausnahme einiger Fehler im Detail und der aus militäriſchem Geſichtspunkte unverantwortlichen, wenn auch aus moraliſchem nothwendigen, Schlacht von Borodino weit ehrenvoller für den Verſtand, der den Feldzug leitete, als der darauf folgende Vormarſch. Der Rückzug der Franzoſen im Jahre 1812 hat eben ſo wenig ſtrategiſchen Werth, als derjenige im Jahre 1815. Der Rückzug des Erzherzogs Karl nach dem unglücklichen Treffen bei Regensburg im Jahre 1809 iſt eine kühne und ehrenvolle Combination. Wenn die ſtrengſte Ordnung und Beweglichkeit der Truppen in jedem Zeitpunkte des Feldzuges von größtem Nutzen iſt, um wie viel mehr dann in der ſchwierigſten Lage, die ſie betreffen kann: auf einem Rückzuge. Die moraliſchen Hebel dabei wirken zu machen, und durch ſie den Abgang an phyſiſchen Kräften bis zu einem gewiſſen Grade zu erſetzen, wird den Feldherrn von Geiſt und Schwung beweiſen. Fortwährend mit Offenſive zu drohen, und, wenn der Feind hierzu Gelegenheit gibt, ſie, wie Bernhard von Weimar bei Rheinfelden, wohl auch zu nehmen, — den Feind zum Sklaven der eigenen Bewegungen zu machen, — ihn zu täuſchen, hinzuhalten und ſich nie gegen Willen anfaſſen zu laſſen, das erfordert eben ſo viele Thätigkeit als Beſonnenheit. Aber ohne die Vereinigung dieſer Eigenſchaften kann kein Feldherr brauchbar genannt werden.

Auch große Feldherren haben ſich Unvorſichtigkeiten zu Schulden kommen laſſen; z. B. Türenne bei Mergenthal 1645, die ihm beinahe ſeine ganze Armee koſtete. Aber große Feldherren verbeſſern dieſelben, wie Türenne

die seinigen verbesserte. — Der Zug dieses Feldherrn im Herbst 1647, von Gießen bis in's Herz von Baiern, und besonders der Moment, da er bei Kirchheim seinem Gegner den Weg nach dem Lech abgewinnt, bei Landsberg über die eigene Verbindungsbrücke des Feindes geht, und plötzlich vor München erscheint, sind von bewunderungswürdiger Kühnheit. Ein großes Beispiel dieser Eigenschaft gab der Prinz Eugen im Mai 1706, da er, von Wien kommend, seine Armee bei Calcinato überfallen und geschlagen fand. Er führte sie am westlichen Ufer des Gardasees hinauf, und plötzlich wieder, die Offensive dadurch seinem Gegner entreißend, am östlichen herab, und stand vor Verona. Es war eben diese Armee, mit welcher er den Zug nach Turin that: eine Operation, bei welcher er den Herzog von Orleans, der gegen ihn stand, strategisch gebunden hinter sich herschleppte.

Die meisten Feldzüge, in ihrem strategischen Zusammenhange betrachtet, sind Monumente der Unfähigkeit der Führer, vorausgesetzt, daß diese freie Hand hatten, was freilich selten der Fall war. Türenne und Montecuculi sind, in der neuen Zeit, die Wiederhersteller der Strategie, die durch Friedrich und Napoleon bis zu einem Grade ausgebildet wurde, daß heut zu Tage auch die breiteste Unwissenheit das Bestehen derselben nicht mehr abläugnen kann. Die Feldzüge Malboroughs und Eugens in den Niederlanden, und die der Marschälle von Luxemburg und von Sachsen eben daselbst, entbehren, ich wage es zu sagen, dieses Lichtes fast ganz. Daher die häufigen Erscheinungen, daß man nach gewonnener Schlacht nicht wußte, was man thun sollte, irgend eine Festung angriff, oder nichts that, und dies mit Kräften, die für die entscheidendsten strategischen Operationen

zulänglich geweſen wären. Deſſelben ſtrategiſchen Werthes ſind die erſten Feldzüge der Alliirten im franzöſiſchen Revolutionskriege. Man betrachte nur denjenigen in den Niederlanden im Jahre 1792. Anfänglich, als man ſah, daß ganze Bataillons Franzoſen vor einigen öſterreichiſchen Patrouillen davon liefen, blieb man auf ſechszig Stunden Ausdehnung mit braven Truppen ſtehen, die geſammelt viel hätten thun können. Dann, als Braunſchweig in die Champagne rückte, entſchloß man ſich, in der Abſicht eine nützliche Diverſion zu machen, zu dem einzigen, was der Feind vom Himmel zu ſeiner Rettung erbeten mußte, zu einer Belagerung. Man griff, weil keine feindliche Armee mehr im Felde ſtand, eine Feſtung an, und machte dadurch gelten, was ſonſt nicht gegolten haben würde. Statt zum Mindeſten den Feind zu beſchäftigen und zu lähmen, beſchäftigte und lähmte man ſich ſelbſt. Ueberdies griff man Lille an, das man nicht einzuſchließen im Stande war, — beſchoß es, bevor man hinreichendes Geſchütz zur Hand hatte, — und zog endlich unverrichteter Dinge ab und in Cantonirungsquartiere, ſobald der Oktober gekommen war. Aufgeſchreckt durch Dumouriez, der den Erfolg bei Valmy auch über die Niederlande ausdehnen wollte, eilte man, ſich zu theilen, um Alles zu decken, — verlor die Schlacht von Jemappes, und um die Niederlande nicht durch eine zweite Niederlage zu verlieren, retirirte man mit 40,000 Mann braver Truppen aus dieſen Landen hinaus, rieb dabei ein Achttheil derſelben auf, verdarb alles Material, gab die Magazine hin, und brach den Geiſt der Truppe. Der Feind nahm die Niederlande in Beſitz; und wer hätte ihn verhindert, mehr zu nehmen? —

Der Feldzug des General Dumouriez im Frühjahre 1793 nach Holland verdient ein närriſcher genannt zu

werden. Es ſetzt dieſe Operation keine geringe Verachtung der in Flanke und Rücken ſtehenden Verbündeten voraus. Der Schrecken, welchen der Ueberfall bei Aldenhoven, die Treffen bei Rüremonde und bei Aachen in Frankreich verbreiteten, beweiſet den Unſinn der franzöſiſchen Operation nach Holland. Durch den Sieg bei Neerwinden und den Verrath des feindlichen Oberfeldherrn im Mai ſchon ganz Belgiens Meiſter, was thaten die Verbündeten? — Sie warteten, bis unter ihren Augen der Feind eine neue Armee organiſirt hatte. Als dieſe bei Famars geſchlagen war, was thaten ſie? — Sie griffen Condé und Valenciennes an; — geringfügige Beſchäftigung für 80,000 Mann. Ja ſie hatten 130,000 Mann; und ſie marſchirten nicht nach Paris? — Nein; ſie gingen nach Dünkirchen, das ganz außer der Operations-Linie lag, rieben die einſtweilen wieder organiſirte feindliche Armee, die dritte in dieſem Feldzuge, im Camp de César auf, — machten ſich an die Belagerung von Dünkirchen, wozu ſie 38,000 Mann verwendeten, ſtellten 53,000 Mann auf Beobachtung, legten 6000 in eroberte Plätze, und hatten folglich nur mehr 33,000 Mann beweglich, mit denen ſie überall zu ſchwach waren. — Houchard erſchien endlich mit einer vierten Armee im Felde. Nun gab man die unnütze Belagerung auf, verlor dabei das Geſchütz, — ging an die Belagerung von Quesnoy, das man nahm, — machte nichtsbedeutende Streifzüge, ließ ſich bei Hallnin ſchlagen, gerieth in Angſt, Flandern zu verlieren, ſchlug ſich mit ausgezeichneter Tapferkeit von Seite der Truppen mit Jourdan an der Sambre, und war endlich überaus froh, in die Winterquartiere zu kommen. Die ſtärkere, wohl geordnete, brave und gut gerüſtete Armee der Verbündeten hatte ſonach nichts gegen

die schwächere des Feindes erwirkt, die an dem Nöthigsten Mangel litt. Auf dieselbe Weise und mit demselben Resultate wurde in diesem Jahre der Feldzug am Rhein geführt.

Der Feldzug der Verbündeten 1794 ist ein trauriges Beispiel von der Unfähigkeit, den Sieg zu benützen. Es ist unglaublich, wie viel ihre Truppen in diesem Feldzuge leisteten. Der Plan des Angriffs auf Pichegrü in Flandern mißlang einzig durch die Fehler in der Ausführung, und doch wollten Manche dem Generalquartiermeister Mack alle Schuld des Mißlingens an den Hals werfen. Die Franzosen, immer geschlagen durch das Uebergewicht der Disciplin der verbündeten Truppen, blieben strategisch die Sieger. Die Verbündeten siegten bei Cateau, nahmen Landrecy, siegten bei Tournay und an der Sambre; aber ihre Unternehmungen hatten keinen strategischen Zusammenhang. Die Franzosen verloren nur die Schlacht von Fleurus nicht ganz, und die Niederlande wurden ihre Beute. —

Den Feldzug 1795 wird, aus militärischem Gesichtspunkte, die Nachwelt, trotz aller überkommenen Nachrichten, nicht begreiflich finden. Ein Feldzug, der im Herbste eröffnet wird, weil 120,000 Mann sich zu schwach halten, über den Rhein zu gehen! — und wo die Franzosen, nachdem sie endlich mit ihren Rüstungen fertig sind, die halbe Armee nach der Lahn drängen, während die andere Hälfte am Neckar steht. — Die Wegnahme der Linien bei Mainz ist so schön, daß man sie an den Rest des Feldzuges nicht reihen kann. Was darnach kam, so wie der Fall von Mannheim, ist nur die Folge dieser Waffenthat. —

Im Jahre 1796, welch ein neuer Geist in den Operationen der Alliirten! Es ist der Geist der Strategie, der endlich in ihren Kriegsrath tritt. — Aber er kam zu spät;

denn in Italien war derselbe Geist in der Person des feindlichen Oberfeldherrn Mensch geworden, und unabhängig da von dem schweren Gewichte der Anmaßungen grau gewordener Vorurtheile, von den Mängeln und dem Eigendünkel einer noch immer mächtigen militärischen Hierarchie, und Herr, sich die Armee nach Bedarf der Zeit einzurichten, hielt er dem Sieger in Deutschland das Gegengewicht, und fesselte bald das Glück des Krieges fest an seinen Wagen. —

Es gibt kein allgemein gültiges Rezept für Kriegspläne. Neue Verhältnisse zwischen dem Angreifer und dem Angegriffenen werden neue Systeme der Kriegführung erzeugen. Das von den Amerikanern gegen die Engländer befolgte ist hiervon ein Beweis. Hätten die Türken 1829 sich so wie 1828 zu keiner Schlacht hinreißen, sondern ihre strategische Stärke wirken lassen, so würden die Russen entweder nicht über den Balkan gegangen seyn, oder zwischen Adrianopel und der Hauptstadt den Untergang gefunden haben. Ein erfahrener General hatte im Jahre 1809, nach der verlornen Schlacht von Regensburg, die Auflösung der österreichischen Armee in neun bis zehn abgesonderte Corps in Vorschlag gebracht, die nach einem kombinirten aber geheimen Plane vorgehen, den Feind Tag und Nacht beunruhigen, nie eine allgemeine Schlacht annehmen, überall die Landbewohner in Bewegung setzen, den Aufstand im Rücken und in den Flanken des Feindes begünstigen, seine Bewegungen beunruhigen, ihn zwingen, seine großen Massen in kleine Abtheilungen zu brechen, sich schnell vereinigen sollten, um ihn theilweise zu schlagen, u. s. w. Ein ähnlicher Kriegsplan wurde dem Kaiser Napoleon im Jahre 1814 vorgelegt. — Polen hätte dermalen keinen bessern gegen Diebitsch in Anwendung bringen können. —

Im zweiten Hauptſtücke handelt Jomini die große Taktik ab, die er im Allgemeinen auf die Führung der Schlachten bezieht. Er theilt die Schlachten in defenſive, offenſive und zufällige, und macht zwiſchen Schlachtordnung und Schlachtlinie den Unterſchied, daß er dieſe die Schlachtaufſtellung überhaupt und ohne Anwendung auf einen gegebenen Fall, jene aber die Schlachtaufſtellung, die den Begriff eines beſtimmten Manövers ſchon in ſich enthält, z. B. die ſchiefe Ordnung, nennt. Die Eigenſchaften, die eine Schlachtlinie haben ſoll, gibt Jomini im zweiten Artikel an, nämlich: leichtere Debouchéen zum Angriff als der Feind; günſtiges Terrain für die Artillerie, — und hier will ich beiſetzen, für alle Waffengattungen, oder wenigſtens für diejenigen, von denen man ſich die Entſcheidung verſpricht; Deckung durch das Terrain für die entſcheidenden Manöver; einen leichten Rückzug; geſicherte Flanken; zweckmäßige Aufſtellung der Reſerven. — Dieſe Bedingungen einer guten Schlachtlinie ſind mehr oder weniger wichtig. Die wichtigſte von allen wird immer diejenige ſeyn, vom Feinde nicht zur Schlacht gezwungen werden zu können, und in den Angriff jedesmal übergehen zu können, ſobald man es für gut findet.

Der dritte Artikel de la Defensive-offensive verdient mit großer Aufmerkſamkeit geleſen und wieder geleſen, und wohl überdacht zu werden. Er iſt der wichtigſte des ganzen Buches, und eben ſo auf Strategie als auf Taktik bezüglich. Die verſtändige Verbindung der Defenſive mit der Offenſive iſt die Bürgſchaft des Erfolgs. Je weniger Verſtand in der Leitung, deſto mehr Blut und Opfer. Das Daſtehen und ſich todtſchießen laſſen, ohne andern Entſchluß, als denjenigen, ſich tapfer zu vertheidigen, gleicht im Felde einem Menſchenopfer vor dem Moloch der Dummheit. —

Die Vortheile der Offensive über die Defensive sind von so vielen Feldherren durch That und Wort erwiesen worden, daß jeder Zusatz überflüssig geworden ist. Wie aber jede Offensive ihre defensiven Theile hat, so auch ihre defensiven Momente. Dies leidet Anwendung auf jeden Raum, sowohl auf denjenigen, der ganze Länder umfaßt, als auch den beschränkten des Schlachtfeldes. Es kann vortheilhafter, den Sieg verbürgender seyn, den Feind zu erwarten, als ihm entgegen zu gehen. Hätten die Russen 1812 einen Offensivkrieg führen wollen, so würden sie sicher geschlagen worden seyn. Die Schlachten von Austerlitz, von Waterloo, und hundert andere begannen von Seite der Sieger mit der Defensive, und der plötzliche Uebergang in die Offensive hat denselben den entscheidenden Erfolg aufgeprägt. — Schon Friedrich II., in seinen Betrachtungen über Operationsplane, stellt als die Seele jeder Vertheidigung die stete Bereitschaft, in den Angriff überzugehen, auf. Die eigentliche strategische Offensive, auf dem Kriegsschauplatze wie auf dem Schlachtfelde, ist überhaupt nicht sowohl vom Hin- und Hermarschiren oder Stehenbleiben, vom Entgegengehen oder Erwarten abhängig, sondern davon, daß man den Feind geistig überflügelt, und sein Benehmen in Abhängigkeit von dem Unseren erhält. Ob dies nun durch Mittel offensiven oder defensiven Charakters geschehe, ist gleichgültig. — Das Schädlichste ist das willenlose Warten, bis der Feind irgend eine Bewegung gemacht hat, — das gehorsame Einrichten seiner Bewegung nach dieser u. s. w., bis man endlich, geistig gebunden, vor den Opferaltar gebracht ist.

Welche von den Schlachtordnungen die beste sey, hängt von dem Terrain, von dem Verhältniß der Waffengattungen unter sich und zu denen des Feindes, und von der

gegenseitigen Stärke ab. In jeder sind Siege erfochten worden und Schlachten verloren gegangen. Das Neue und Ueberraschende thut auch hierin das Meiste. Feldherren, die ihre Schlachtstellung wie ein Rechnungsexempel aufsagen, wäre sie auch die beste, werden zuletzt von einem verständigen Gegner überwunden. Die gleichlaufende Schlachtordnung, der Theorie nach die schlechteste, ist bei den Römern, und bis in die neue Zeit die gewöhnlichste; sie erscheint seltener in den Schlachten der Griechen, der orientalischen Völker, und ist bei uns in der neuesten Zeit fast gar nicht mehr im Gebrauche. — Die gleichlaufende Stellung mit überragenden Flügeln, oder mit Haken zur Stützung des einen oder andern Flügels, nur bei Ueberzahl nehmbar, erscheint in den Schlachten des Mittelalters bis in unsere Tage. Tilly stand so bei Breitenfeld, und wurde geschlagen; der Fürst von Waldeck so bei Fleurus, und wurde geschlagen; Daun so bei Leuthen, und wurde wieder geschlagen. Wellington stand so bei Waterloo, und blieb Sieger.

Die schiefe Ordnung ist die dem Verstande am meisten einleuchtende, und sie hat die größten Namen für sich. Sie besteht darin, den einen Flügel so weit zu versagen, daß er den gegenüberstehenden des Feindes bedroht, ohne demselben ausgesetzt zu seyn, und gleichzeitig mit dem andern so anzugreifen, daß nach und nach der größere Theil der Schlachtlinie gegen den einen Angriffspunkt in Verwendung kommt. Eine Schlacht in schiefer Ordnung gegeben setzt übereinstimmende Bewegung der ganzen Schlachtlinie voraus, und ist schon deßhalb nur von einem tüchtigen Feldherrn und trefflichen Truppen ausführbar. Sie ist vorzugsweise die Schlachtordnung der Minderzahl gegen die Mehrzahl. Leuktra in ältester und Leuthen in

neuerer Zeit sind ihre größten Beispiele; in so fern die Anwendung des Prinzips hier am reinsten statt fand. Selbst wenn die Flanken der feindlichen Stellung gut gesichert sind, bleibt der Angriff in schiefer Ordnung noch ausführbar, indem man den einen Flügel durchbricht. Es gibt durchaus kein anderes Mittel der Abwehr gegen diese Angriffsweise, als eine Schwenkung der Schlachtlinie und Ueberragung des versetzten Flügels, wenn das Terrain dies zuläßt, — oder ein alsogleicher Angriff, bevor das Manöver des Feindes entwickelt ist. Das Geheimniß des Siegers liegt im Kopfe, nicht aber in den Füßen.

Die Schlachtordnung senkrecht auf einen Flügel des Feindes, oder auf beide, halte ich für ein Unding. Wenigstens ist mir kein Beispiel ihrer Anwendung bekannt, — und ihre Ausführung, wenn nicht gänzliche Ueberraschung dieselbe möglich macht, erscheint mir gegen einen halbwegs vernünftigen Gegner nicht thunlich.

Die hohle Ordnung (l'ordre concave) wird nicht selten von den Umständen erzwungen. Hannibal bei Cannä dankte ihr den Sieg, weil die Römer unklug genug waren, sich in dieselbe zu werfen. Die Schlachten bei Crecy und Azincourt sollen deßhalb gewonnen worden seyn. Die Schlachtordnung der Verbündeten bei Leipzig in unseren Tagen war eine solche, und auch unsere Aufstellung in der Schlacht von Aspern wurde eine solche. Wenn der Feind Gelegenheit hat, seine Kräfte zu nützen, und den Durchbruch dieser ihn umfassenden Linie zu bewirken, so bietet diese Ordnung ihm beträchtliche Blößen dar, die nur ein großes Uebergewicht von Seite des Gegners decken kann. Der Feind kann dieser Ordnung eigentlich nur die convexe entgegensetzen, in der er, wenn er sich auf leidenden Widerstand beschränkt, geschlagen werden muß. Wenn

aber die Ordnung des Gegners nicht sehr enge verbunden ist, so daß der aus dem Centrum wirkende Feind sich zwischen die Theile der Ordnung des Gegners einsenken kann, wie dies 1794 bei Fleurus der Fall war, so sind die Wahrscheinlichkeiten des Sieges für die convexe Ordnung gegen die concave. Fleurus und Dresden im Jahre 1813 sind hiervon ein Beleg.

Die Schlachtordnung en échelons auf die beiden Flügel oder auf die Mitte ist nur in der taktischen Anordnung von den beiden früher genannten verschieden. Ich glaube nicht, daß sie jemals ganz zur Ausführung gekommen ist, und halte sie für viel zu umständlich, um gegen einen thätigen Feind nicht zur Niederlage zu führen. Theilweise wurde sie es in den verschiedenen Momenten vieler Schlachten, so z. B. in unsern Tagen von den Franzosen bei Waterloo.

Der Angriff in Colonnen, sey es auf die Mitte, sey es zugleich oder allein auf einen Flügel, ist gegen eine in Linien aufmarschirte Armee heut zu Tage wohl der vorzüglichste. Nicht nur, daß die Colonne beweglicher, geschlossener, verwendbarer als die Linie ist; es verbirgt sich auch besser die Kraft in ihr; sie steht drohend wie eine Gewitterwolke da, von der man noch nicht weiß, nach welcher Richtung sie den Blitz schleudern wird. Der Colonnenangriff gegen die Mitte allein, wie derjenige der Franzosen bei Austerlitz, hat alle Wahrscheinlichkeit des Gelingens für sich, wenn er, wie dort, in den Moment der Bewegung des Gegners fällt, und die Colonnen hinlänglich Abstand und Kraft haben, um nicht durch die feindlichen Flügel en Flanc genommen zu werden. Dies Letztere geschah den Franzosen am 28. Juli 1809 bei Talavera und am 16. Oktober 1813 bei Wachau. Den Angriff

auf das Centrum zu führen und gleichzeitig auf den einen Flügel, wie Napoleon dies bei Wagram, Borodino und Bautzen that, erhöht die Wahrscheinlichkeit des Sieges um Vieles, weil für die Colonnen der Mitte keine unverhältnißmäßige Gefahr mehr besteht.

Ohne genaue strategische und taktische Kenntniß des Schlachtfeldes ist der Sieg nur ein Zufall. Vor Allem ist dem Feldherrn nothwendig, zu wissen, was er wolle, und warum er schlage. Viele Schlachten sind taktisch gewonnen und strategisch verloren worden, und umgekehrt. Die Schlacht bei Dresden 1813 war, wie oben gesagt, von den Verbündeten taktisch verloren, und doch ein strategischer Sieg. Die Schlacht von Ligny 1815 war von den Franzosen taktisch gewonnen, und strategisch verloren. — Er muß aber auch wissen, wie er schlage, und hiezu gehört die genaue Prüfung der materiellen Elemente, d. i. des Bodens und seiner und des Feindes Mittel. Die einfachsten Manöver, wenn sie nur unmittelbar nach dem Hauptziele wirken, sind die besten. Je kürzer die Bewegungen, je weniger abhängig der Erfolg von dem Zusammentreffen gewisser Theile, desto mehr ist dem Zufall das böse Spiel erschwert, die klügsten Berechnungen zu Schanden zu machen. — Der Verfasser des klassischen Werkes über den Feldzug 1799 zählt in dem Zeitraum von 1794 bis 1812 zwölf Hauptschlachten auf, die bloß darum verloren gingen, weil ihr Erfolg auf zusammengesetzte Bewegungen und auf den gleichzeitigen Angriff entfernter Colonnen berechnet war.

Die einfachen Manöver müssen aber auch hinlänglich gesichert seyn. Der Maßstab hierzu liegt häufig in der moralischen Beschaffenheit der Armee und in den Fähigkeiten ihrer Generale. Friedrich verlor die Schlacht von Collin, weil er im Angesichte einer gut geordneten und

aufmarſchirten Armee, ja unter ihrem Kartätſchenfeuer, am Fuße der Hügel hin, worauf ſie ſtand, einen Flankenmarſch unternahm. Das war, einem Gegner wie Daun gegenüber, der vielen taktiſchen Blick hatte, eine Tollkühnheit. In der Schlacht von Prag that der König einen ähnlichen Flankenmarſch; er gelang, weil der König es mit einem weniger geübten Gegner zu thun hatte. In der Schlacht von Roßbach machten die Verbündeten auch einen Flankenmarſch; man weiß, wie er ihnen zu ſtatten kam. Es iſt nicht wahr, daß 50,000 Mann dort von 22,000 Mann geſchlagen wurden; ſie wurden es von 6 Bataillons und 30 Schwadronen. Kann man ſich wundern darüber, wenn man ſich Friedrich, ſeine Offiziere, ſeine Truppen, — und dagegen Soubiſe und Hildburgshauſen, beide Helden im Salon, und ihre witzigen Offiziere und ihre, durch eine alle Elaſtizität erdrückende Adminiſtration desorganiſirte, Armee vorſtellt. Bei Zorndorf wäre es Friedrich bald ſo gegangen, wie bei Collin; nur ſein Seidlitz gewann ihm die Schlacht. In unſeren Tagen gibt die Schlacht bei Tolentino 1815 ein merkwürdiges Beiſpiel von einem kühnen und gelungenen Manöver. Gegen einen Marſchall Ney und franzöſiſche Truppen wäre Bianchi's Angriff eine Tollheit geweſen, während er gegen Murat und neapolitaniſche Truppen Weisheit war, und ein Beleg jenes ächt militäriſchen Blickes, der den Feldherrn, der es iſt, auszeichnet. —

Lange vorbereitete Manöver auf dem Schlachtfelde ſind immer mehr oder weniger gefährlich. Napoleon ſagte von dem Marſchall von Contades, daß er am Schlachttage von Minden, 1759, bei den Dispoſitionen blieb, die er am vorigen Tage mittelſt eines Paroledefehles von fünf bis ſechs Bogen hinausgegeben hatte; und er ſetzt bei:

„es iſt dies der Stempel der Mittelmäßigkeit!“ — Er durfte es ſagen, er, der in zwanzig Schlachten den Augenblick im Fluge zu erhaſchen verſtand, und der Offiziere zur Seite hatte, die fähig waren, mit reißender Schnelligkeit auszuführen, was er auf gleiche Weiſe angeordnet hatte. Die Schlacht von Auſterlitz wird in dieſer Beziehung zu allen Zeiten ein merkwürdiges Beiſpiel bleiben.

Eine Schlacht im Marſche, von derjenigen am Traſimeniſchen See bis zu der bei Abensberg und Regensburg, iſt ein großer Beweis für das Talent des Siegers, aber kaum einer gegen das Talent des Beſiegten. Die Vortheile auf Seite des Angreifers ſind ſo zahlreich, daß wenn der Angegriffene die Schlacht überhaupt nicht vermeiden kann, er, zehn gegen eines zu wetten, geſchlagen werden wird. Wo großes Mißverhältniß zwiſchen den moraliſchen oder phyſiſchen Kräften des eigenen Heeres mit dem des Gegners beſteht, ſo daß in einer bereiteten Schlacht man kaum die Wahrſcheinlichkeit des Sieges für ſich hat, und doch ſchlagen muß, iſt eine Schlacht im Marſche des Schwächeren guter Engel, — ſie zu veranlaſſen aber ein Meiſterſtück. Friedrich rettete ſich ſo durch den Sieg bei Roßbach.

In unſeren Tagen, wo wegen der Umgeſtaltung des Verpflegsſyſtems und wegen ihrer Stärke die Armeen in weitgetrennten Colonnen marſchiren, kann die geringſte Verſäumniß in den Nachrichten über die Bewegungen des Feindes, oder die Unfähigkeit eines Commandanten der Colonnen, den Feldherrn in die ſchlimmſte Lage bringen und ihn zur Sammlung ſeiner Colonnen auf einem rückwärtigen Punkte nöthigen, was dann niemals ohne beträchtlichen Verluſt auszuführen iſt.

Ueberfälle, von Armeen gegen Armeen ausgeführt, sind eigentlich unerwartete Angriffe, und als solche von größtem Gewichte. Jena und Auerstädt im Jahre 1806 sind dafür Belege. Ueberfälle im Wortsinn sind ohne Voraussetzung schwerer Versäumnisse im Sicherheitsdienste nicht denkbar. —

In einer besondern Sektion dieses Capitels behandelt Jomini die Disposition der Truppen für die Schlachtlinie und die Verwendung der verschiedenen Waffengattungen. Das Erste ist ein rein taktischer Gegenstand. Heut zu Tage schwankt die Meinung der Verständigen zwischen zwei sich widersprechenden Systemen. Das Eine will die Vereinigung aller Waffengattungen in jedem Armeecorps; das Andere haßt diese Zerstückelung, die oft einen kostbaren Theil dieser oder jener Waffe, der auf dem rechten Punkte entscheiden würde, lähmt, und wirkt derselben entgegen. Das Letztere hat in neuester Zeit über das Erste Boden gewonnen, insoferne wenigstens, als große Massen jeder Waffe, für sich zusammengestellt, in Anwendung gebracht worden sind. Das Beste mag wohl in der gehörigen Vereinigung beider Systeme liegen. —

Ein neues Kriegssystem überhaupt bringt auch hierin wesentliche Veränderungen hervor. Der Phalanx der Griechen und das Legionsystem der Römer haben ihre Zeit gehabt, und diese Zeit ist vorübergegangen. Bei einer Kriegführung, wie die der Amerikaner in ihrem Kampfe gegen England, war die Vertheilung in kleine für sich bestehende Corps vortrefflich. Künftige Kriege werden ähnliche oder andere Systeme wecken, und jedes, das dem Wesen des Krieges sich anpaßt, wird brauchbar, und im Verhältniß dieser Anpassung besser oder das beste seyn. Das Festhalten an Systemen, die, wie vortrefflich sie zu

ihrer Zeit auch waren, sich überlebt haben, allein ist fehlerhaft.

Heut zu Tage ist bei uns die Infanterie die wichtigste Waffe. Bis in die neuen Zeiten herauf war dies die Reiterei. Noch in der Schlacht bei Fehrbellin, am 18. Juni 1675, bestand die Armee Friedrich Wilhelms des Großen nur aus Reiterei, und besiegte zehn Regimenter der besten schwedischen Infanterie, die von 800 Dragonern unterstützt waren. — Man siegt heut zu Tage nicht mehr durch den mechanischen Stoß, sondern durch den Geist, der die Verwendung leitet; kaum mehr durch die tiefe oder seichte Ordnung der Infanterie, sondern durch die Wegnahme der entscheidenden Punkte, und diese Wegnahme geschieht durch die Uebermacht auf diesen Punkten. Alle Kunst besteht daher darin, diese Punkte zu erkennen und die Uebermacht zur rechten Zeit auf diese Punkte zu führen. Insoferne die Infanterie durch ihr Feuer zu wirken hat, wird diejenige Anordnung die beste seyn, welche die größte Entwicklung des Feuers zuläßt. Aber die Infanterie wirkt nicht immer bloß durch ihr Feuer, und sie hat auch die Rücksicht ihrer eigenen Vertheidigung zu beobachten. Die Schlacht bei Mollwitz wurde, wie Daniw sehr richtig sagt, durch den eisernen Ladstock gewonnen; die Schlacht von Aspern aber wurde es nicht durch die Feuertaktik, sondern durch den Widerstand, der aus der Zweckmäßigkeit und Natur der Aufstellung unserer Truppen hervorging. Bei Waterloo, einer der hartnäckigsten Schlachten aller Zeiten, stand die englische Infanterie nur in zwei Gliedern, und selbst die Quarrés waren nur auf zwei Glieder formirt. Nicht die Reserve des dritten Gliedes endlich verhindert heut zu Tage Niederlagen, oder gewinnt Siege, sondern die abgesonderte, in der Hand des Feldherrn liegende

Reserve iſt es, die den Tag entſcheidet. Ich ſchließe hieraus, daß die Formation in zwei Gliedern als Baſis der Aufſtellung eingeführt werden ſollte. — Die Aufſtellung der Ruſſen bei Eilau, wo hinter jedem in Linie aufmarſchirten Bataillon zwei Bataillons in Colonne hielten, ſcheint mir vortrefflich, wenn man etwas damit thun will, und verderblich, wenn man ſich bloß ſtundenlang beſchießen läßt. Sehr tiefe Infanterie-Maſſen, wie die der Franzoſen bei Leipzig und Waterloo, oder diejenigen der Ruſſen bei Borodino, können ohne gleichzeitige Seitenangriffe und gegen ſchwere Artilleriemaſſen des Feindes kaum Erfolg haben, ſo furchtbar ſie auch dem erſchreckten Auge erſcheinen mögen. Gegen eine ſchon ſchwankende Linie und gegen ſchwache Artillerie wirken ſie entſcheidend. Jeder Moment und jede Lage will ihre eigene Regel, und das taktiſche Auge des Feldherrn bewährt ſich darin, dieſelbe auszufinden und anzuwenden. Hätte ich, unter faſt gleichen Terrain-Vortheilen, einen Angriff auf feindliches Fußvolk auszuführen, ſo würde ich das meinige in Bataillons- und Regiments-Maſſen beiſammen halten, — Artillerie nur wenig in den Zwiſchenräumen, ſondern hinten, — Reiterei ebenfalls nicht viele auf den Flügeln, die Hauptſtärke derſelben en potence hinter der Mitte. Im Augenblicke, da ich den Angriff beginnen will, müßte die Artillerie ſo zahlreich als nur möglich vor die Mitte, um das feindliche Fußvolk ſo fürchterlich, als ſie nur immer vermag, zu beſchießen. Wäre dies eine halbe Stunde, oder nach Umſtänden kürzer oder länger, geſchehen, dann vor mit Cavallerie in zwei Colonnen durch die Zwiſchenräume, und hinein in die erſchütterten Gegner. Zugleich würde ich die ganze erſte Linie der Infanterie-Maſſen in Marſch ſetzen und die Reſerve nachrücken laſſen. Der Feind, durch

den Reiterangriff gezwungen, muß ebenfalls Massen oder Quarrés formiren. Diese werden sämmtlich durch meine Massen mit dem Bajonette angegriffen, und zwar wird auf dreißig Schritte von den ersten zwei oder drei Gliedern Feuer gegeben; die drei letzten Glieder der Bataillons- oder Regiments-Massen marschiren im Doppelschritte, rechts und links deployirend, heraus, bilden mit dem vordersten Gliede einen eingehenden Winkel und geben Kreuzfeuer auf die feindliche Gegenmasse, während die übrige Truppe mit dem Bajonette sie angreift. Die Artillerie und die Flügelreiterei beschäftigen vom Feinde, was sie, ohne die eigenen Angriffe zu hemmen, erreichen können. — Kommt Reiterei des Feindes, so machen die beiden hintern Glieder rechtsum und empfangen sie. Die eigene Reiterei und Reserven sind übrigens gegen diese Gefahr verwendbar.

Für die Verwendung der Reiterei sind in unsern Tagen die sprechendsten Beispiele gegeben worden, und doch erscheint sie mir tief unter dem Erfolge, den man wirklich daraus ziehen könnte. Die verderbliche Vertheilung dieser köstlichen Waffe findet man noch bei den Preußen bei Ligny im Jahre 1815, wo von 12,000 Reitern, die sie auf dem Schlachtfelde stehen hatten, niemals auch nur 2000 Mann zu einem Angriff gesammelt waren. Friedrich bei Prag, 1757, handelte anders. Reiterei in Masse gegen Infanterie zu verwenden, hat vorzüglich Napoleon gelehrt, und doch waren seine Angriffe nicht selten unglücklich, wie bei Aspern, bei Wagram, bei Leipzig, bei Waterloo. Das beweiset nur, daß sie zur Unzeit gemacht worden, oder fehlerhaft in der Ausführung waren; wie ganz besonders am 16. October 1813 bei Wachau, wo Murat 10,000 athemlose Pferde auf ruhige und tapfere Infanterie-Massen warf. Schon bei Cateau im Jahre 1794,

ſchon bei Würzburg 1796, gaben wir Beiſpiele von der Verwendung großer Maſſen, die in beiden Fällen den Sieg entſchieden. Eben ſo entſcheidend wurden ſie von dem Fürſten Schwarzenberg bei Leipzig und von Wellington bei Waterloo angewendet. — Das Auge des Feldherrn iſt auch hierin der ſicherſte Führer.

Reiterei gegen Schanzen und Redouten anrennen zu laſſen, wie dies die Franzoſen z. B. bei Borodino thaten, iſt eine ſtrafbare Verſchwendung dieſer Waffe. Eine andere, nicht minder ſtrafbare und viel häufigere iſt diejenige, welche die Regimenter durch pedantiſche Spielerei und unnöthige Ordonnanzen um ein Drittheil ihres Standes ſchwächt.

Reiterei ihrer Weſenheit gemäß zu brauchen, muß ſehr ſchwierig ſeyn, weil wir ſo zahlloſe Beiſpiele des Gegentheils haben. Bald wirft man leichte Reiter zum erfolgloſen Angriffe auf die feſtgeſchloſſenen Maſſen von Küraſſieren; — bald macht man aus Küraſſieren Plänkler; — bald läßt man die Reiterei neben den Batterien ſtundenlange niederſchießen; — bald will man mit Koſaken Infanterie-Maſſen niederreiten; — bald ſtellt man Reiterei in langen Linien mitten in die Schlachtlinie dem Feuer des Feindes gegenüber, welches ſie nicht beantworten kann; — bald läßt man ſie aufſchließen, daß, wenn die Vordern geworfen werden, ſie die Hintern mit ſich reißen müſſen, u. ſ. w. —

Die Artillerie iſt die Waffe, welche heut zu Tage die meiſte taktiſche Kraft in ſich ſelbſt ſchließt. Ihre Zerſtreuung iſt Fehler; ihre Verwendung in Maſſe erfordert großen Takt, iſt dann aber meiſtens entſcheidend. Richtig ſagt ein militäriſcher Schriftſteller: „die Wirkung des Feuers hängt nicht ſowohl von dem ab, was überhaupt

fällt, ſondern vielmehr von dem, was auf einmal fällt." Artillerie bereitet die Entſcheidung wenigſtens vor und erſetzt, im Nothfalle, in der Vertheidigung jede Truppe. Es gibt auf jedem Schlachtfelde Punkte, wo ſtehendes Geſchütz unerläßlich wird; warum man auf dieſen Punkten nicht, ſo oft man nur immer kann, die Feldverſchanzungen zu Hülfe nimmt, weiß ich nicht. Den Vergleich der Schlachtordnung mit einer oder mehreren Feſtungsfronten, wie dies Granville, Eliot und andere Offiziere thaten, halte ich zu verderblichen Schlüſſen führend, ſo oft man nicht zu einer unbeweglichen Defenſive verdammt iſt. Lespinaſſe ſtellte mit Vortheil zwei Batterien wie Baſtionsfacen vor die Linie der franzöſiſchen Armee bei Caſtiglione 1796. In zwanzig andern Fällen wurde dieſe Methode ſchädlich.

Die Natur des Geſchützes ſo einzurichten, daß man nicht zum Voraus ſchon im offenbaren Nachtheile gegen den Feind ſteht, z. B. wenn man verhältnißmäßig zu leichtes oder zu ſchweres Feldgeſchütz führt, gehört denen an, welche überhaupt die Organiſation der Armee leiten. Regimentsgeſchütze halte ich da, wo man ſie durch Raketen erſetzen kann, für ganz entbehrlich, und die Vereinigung der geſammten Artillerie zu einem für ſich beſtehenden Ganzen im Kriege für höchſt vortheilhaft. Nur dann wird die Artillerie mit Schnelligkeit und auf den rechten Punkten im rechten Augenblicke in großen Maſſen wirken. Der Chef der geſammten Artillerie muß, eben ſo wie der Chef des Generalſtabes, unmittelbar neben dem Feldherrn ſtehen. Ueber den Werth und die Verwendung der reitenden Artillerie iſt Vortreffliches geſagt in **Mathieu Dumas Précis des évènemens militaires. Mois de Juin 1799.**

So lange als möglich zu ſchießen, iſt in keiner Armee weiter gebracht worden, als in der engliſchen des Herzogs

von Wellington, der bei Waterloo die Trainpferde zurückschickte, und die Kanonen bei jedesmaligem Reiter- oder Bajonett-Angriffe unter die eigenen Bajonette und in das eigene Quarré aufnahm. Gegen einen Feind, der nicht hierauf bereitet ist, und bei einer Defensivstellung wie die seinige, ist dies freilich von großem Nutzen. Ich halte aber auch bei der Artillerie die Basis der Unbeweglichkeit für eine falsche, und folglich für nicht empfehlungswürdig Alles, was darauf gebaut ist. —

Wenn die Raketen, wie sich ergeben muß, nach und nach die gesammte Feldartillerie verdrängt haben werden, welche neue Fälle bieten sich nicht dem Feldherrn dar! — Aber welche entscheidende Vortheile für die gesammte Manövrirkunst wird ein gewandter Führer nicht jetzt schon daraus ziehen können. —

Ob nicht die Lehre von den Reserven einen Abschnitt in der großen Taktik verdient hätte? — Mir erscheint ihr Abgang wie eine Lücke. Im Verhältnisse, als der Verstand in der Entscheidung der Schlachten über die rohe Gewalt Boden gewinnt, wird auch diese Lehre wichtiger. Ich weiß nicht, ob der Satz richtig ist, daß, wer die letzte Reserve habe, die Schlacht gewinne; aber daß ein Wink des Genies in diesen Worten liegt, ist gewiß. Die Reserve auf dem rechten Punkte, zur rechten Zeit in die Schlacht einzuführen, wird immer das Geheimniß des Sieges seyn, das aber deßhalb, wie eben gesagt, nicht in den Füßen, sondern im Kopfe liegt. Die Ueberzahl auf dem Schlachtfelde zu haben, ist für Denjenigen, der dieselbe gleich in die Schlachtlinie deployiren läßt, eben kein sonderlicher Vortheil, aber gewiß ein solcher, wenn er den Ueberfluß seiner Kräfte zu seiner Reserve schlägt. Ein anderer Abgang in diesem Kapitel ist ein Wort über die Mittel, Schlachten abzubrechen.

Jomini läßt den beiden Abschnitten einen Anhang über die Operationslinien folgen, worin er seine im chapitre XIV. des Traité des grandes opérations aufgestellten Sätze vertheidigt. — Ohne sein System des Vorzuges der inneren Operationslinien über die äußeren, oder einer Operationslinie, die zwei feindliche trennt, anzugreifen, das vielfach erwiesen ist, ziehe ich doch die Behauptung in Zweifel, daß, militärisch beurtheilt, Napoleon im Jahre 1813 nach dem Siege bei Dresden durch einen Marsch nach Prag den Feldzug für sich entschieden hätte. Um diesen Erfolg zu erklären, müßten die schlesische und die Nordarmee nichts von dem, was ihnen für diesen Fall anbefohlen war, gethan haben, — oder Napoleon müßte die Elbe und seine Operationslinie, die von Dresden über Erfurt nach dem Rhein lief, haben aufgeben wollen; was freilich zu großen Resultaten hätte führen können, aber die ganze Frage verändert. —

Das Kapitel über See-Expeditionen, womit Jomini sein Werkchen schließt, ist als geschichtliche Zusammenstellung ansprechend. Sein Schweigen über den trojanischen Krieg, seine Zweifel in die Ausdehnung der Streitkräfte der Perser, sind zu entschuldigen; er kennt die Länder und ihre Eigenheiten nur aus Schilderungen. Wenn die Werke der Aegypter nicht beständen, so würde man heutzutage Jeden für einen Phantasten erklären, der seinem Herodot darüber glaubt. — Aber die Expedition Prinz Wilhelms von Oranien 1688 nach England, mit mehr als 600 Segeln, die an 16,000 Mann Landtruppen und über 4000 Pferde an Bord hatten, verdiente erwähnt zu werden; eben weil sie ein Muster der Ausdauer der Truppen, der Launen der See und der Festigkeit im Charakter des Führers ist. —

Denkſchrift

über

die Möglichkeit der militäriſchen Eroberung der europäiſchen Türkei durch die Ruſſen.

Konſtantinopel, März 1826.

Die Frage, deren Behandlung den Inhalt dieſer Blätter ausmacht, iſt ſeit einiger Zeit wieder das Lieblingsthema unſerer Strategen geworden. Faſt Allen ſchien die letzte Antwort hierauf eine und dieſelbe, daß nämlich die militäriſche Eroberung der europäiſchen Türkei keine für die Ruſſen ſchwierige Aufgabe ſeyn könnte. Offiziere von Ruf und Verdienſt ſchickten Pläne hiezu in die Welt hinaus und vermochten die ſiegende Einbildung kaum am Euphrat und Tigris zum Anhalt zu bringen. Selbſt Männer, dem Fache fremd, wollten ſich Winke und Meinungen hierüber nicht verſagen, und legten dieſe bald in geſchichtlichen, bald in anderen Werken des Tages nieder.

Dieſe Uebereinſtimmung der Meinungen unter ſich beruht zum Theile auf Erfahrungen und Anſichten, welche Wahres enthalten, ohne daß ſie jedoch alles umfaſſen, was der Militär bei Beurtheilung dieſer Frage in Berechnung bringen muß. Seit mehr als einem Jahrhunderte ſehen wir die Türken fortwährend im Nachtheil gegen die Ruſſen, und die Gränzen ihres Reiches von dem Dnieper bis an den Ruth, oder militäriſch, bis an die Donau zurückgedrängt werden. Wir denken des Aufſchwunges, welchen die ruſſiſchen Heere ſeit dem Jahre 1812 genommen haben, ihrer Stärke und ihrer Ausbildung in europäiſcher Taktik. Wir berückſichtigen den Geiſt der Rajas, welche den größeren Theil der Länder der europäiſchen Türkei bewohnen,

und da wir überdies an reißende Kriegszüge von einem Ende des Welttheiles zum anderen und an Operationen auf die Hauptſtädte der Reiche gewohnt ſind, ſo iſt erklärlich, daß wir den Marſch von der Donau nach Konſtantinopel, die Einnahme dieſer Hauptſtadt und ſomit die militäriſche Eroberung der europäiſchen Türkei für ein Leichtes, ja für die Aufgabe eines einzigen Feldzuges anſehen.

Gewiſſe Thatſachen dürfen jedoch nicht übergangen werden, und verdienen am Eingange dieſer Unterſuchung den Platz. Im Jahre 1769 eröffneten die Ruſſen am Dnieſter den Krieg mit 125,000 Mann. Chotim, das ſie im Anlaufe zu nehmen dachten, hielt 65,000 Ruſſen bis zum September in Schach und Nachtheil. Sobald der Großvezier nahte, zogen die Ruſſen über den Dnieſter zurück. Der Großvezier bereitete und begann im Angeſichte der ruſſiſchen Hauptmacht den Uebergang, ohne daß es dieſer gelungen wäre, ihn daran zu hindern. Der plötzlich angeſchwollene Strom zerriß die Brücke, der jenſeits befindliche Theil des türkiſches Heeres ward von den ſiebenmal ſtärkeren Ruſſen aufgerieben, während der dieſſeits gebliebene in Aufruhr gerieth und nach Hauſe ging, ohne einen Mann in Chotim zu laſſen. So fiel der Platz in die Hände der Ruſſen, die Koſakenhaufen den Türken nachjagen ließen und ihre Winterquartiere am Bug und Dnieper bezogen.

Im Jahre 1770 machten ſich die Ruſſen zum Plane, alles Land bis an die Donau den Türken abzunehmen und ſich darin feſtzuſetzen. Sie rückten mit 16 Infanterie-Regimentern, 23 Regimentern Reiterei, 13 Grenadier- und Jäger-Bataillons und 30,000 Koſaken von Ende Mai bis Ende Juni in's Feld, und, nicht genug damit, brachten

ſie die Griechen, wie in früheren Jahren die Montenegriner, in Aufſtand, und ſchickten eine Flotte von 9 Linienſchiffen und 7 Fregatten mit Landungstruppen nach dem Archipel. Die Hauptarmee ſchlug ſich durch drei Monate lang in der Moldau mit Tartarenhaufen herum, und konnte über der Sicherung ihrer Zufuhren nicht zur Operation gegen die Donau kommen. Eine zweite ruſſiſche Armee belagerte Bender, wo ſie nach 58 Tagen eröffneter Laufgraben noch nicht das Glacis gekrönt hatte. Die Soldaten erſtürmten den bedeckten Weg, und da ſie einmal im Zuge waren, ohne Befehl den Platz. Einſtweilen rückte der Großvezier auf die Hauptarmee los, welche, Ausweg ſuchend und keinen findend, in der Verlegenheit die Schlacht annahm und — ſiegte. Der Großvezier ging ganz ruhig an und über die Donau zurück. Die Ruſſen überrumpelten durch leichte Angriffe ein Paar Plätze, griffen Brailow an und verloren 6,800 Mann in einem vergeblichen Sturme. Da ſie abgezogen waren, liefen die Türken aus der Feſtung in ihre Heimath. Die Ruſſen, die wiederkamen, fanden den Platz unbeſetzt, beſetzten denſelben alſo. Die große ruſſiſche Armee bezog ihre Winterquartiere in Beſſarabien und in der Moldau, und ſchickte ein Corps nach der Wallachei, das ſich fortwährend gegen die Beſatzungen von Widdin und Ruskzuck ſchlagen mußte.

Im Jahre 1771 betrachteten ſich die Ruſſen, mit der Krimm beſchäftigt, an der Donau für zu ſchwach, um den Angriffskrieg zu führen. Sie hatten gegen dieſen Strom nur 25 Infanterie-Regimenter, 24 Grenadier- und Jäger-Bataillons, 16 Reiter-Regimenter und eine verhältnißmäßige Zahl Koſaken in erſter Linie, dann 3 Infanterie-Regimenter, 5 Reiter-Regimenter und 2000 Koſaken in zweiter, — hielten ſich alſo vertheidigungsweiſe. Die

türkiſchen Donauplätze machten auf eigene Fauſt in der Wallachei den Krieg. Der Großvezier ſaß in Babatog und hatte keine Armee.

Im Jahre 1773 (nachdem ein Jahr mit Unterhandlungen ausgefüllt worden war) befahl Katharina dem Marſchall Romanzoff, den Krieg über die Donau zu tragen. Der Marſchall machte Vorſtellungen. Die Kaiſerin beſtand auf dem Befehle. 34,000 Mann geregelter und eine verhältnißmäßige Zahl ungeregelter ruſſiſcher Truppen gingen im Juni über die Donau, ſcheiterten vor dem erſten Platze, den ſie angriffen, Siliſtria, — und zogen ſich in die Wallachei zurück. Der Großvezier blieb unbeweglich in Schumla; nur ſeine Vortruppen ſchlugen ſich an der Donau. Darüber wurde es Herbſt und die Türken gingen nach Hauſe. Dieſen Augenblick benützten die Ruſſen, brachen über die Donau, wollten auf Schumla, kamen nach Varna, verloren viele Leute und gingen unverrichteter Dinge in die Wallachei zurück.

Im Jahre 1774 wiederholte Katharina den Befehl, den Krieg auf das rechte Donau-Ufer zu tragen. Mit 50,000 Mann der beſten geregelten Truppen und einer großen Zahl Ungeregelter machten die Ruſſen den Angriff von der Donau bis an Schumla. Dem verſchanzten Lager ward jede nehmbare Verbindung genommen, und man ſah die türkiſche Hauptarmee für blokirt an, bis ſie, im Aufruhr gegen den Großvezier, auf Nebenwegen über den Balkan nach Hauſe ging, ohne daß die Einſchließenden den Abziehenden etwas anhaben konnten. Man ſtritt ſich eben im ruſſiſchen Hauptquartier über das Fehlerhafte der unternommenen Operation, und bewies, warum ſie ſcheitern müſſe, als der Großvezier, dem nur ein paar tauſend Mann geblieben waren, zum Waffenſtillſtand ſich bereit erklärte. So kam es zum Frieden von Kainardſchi.

Im Jahre 1809 ſtand Servien in Waffen und beſchäftigte 80,000 Türken, während der Großvezier mit nicht 30,000 den Ruſſen entgegentrat, die unter Bagration bei Galacz über die Donau gegangen waren. Die Ruſſen mußten zurück, und Servien fiel unter das Meſſer.

Im Jahre 1810 brachen die Ruſſen mit 100,000 über den Strom. Servien war noch im Aufſtand. Die Operation über den Balkan ſchien unaufhaltbar, und war das lautverkündigte Ziel. Sogleich wurde das Lager von Schumla angegriffen, aber der Angriff mißlang. Es wurde beſchloſſen, es auszuhungern, aber auch das mißlang. Da gingen die Ruſſen über die Donau zurück, und der Feldzug war zu Ende.

Im Jahre 1811 hatten die Ruſſen 90 Bataillons Infanterie, 72 Schwadronen Reiter und mehrere tauſend Koſaken in Linie gegen die Türken. Der Feldzug begann und endete unter den Mauern von Ruſtczuck.

Das iſt die einfache Geſchichte der Feldzüge an der Donau, auf welche die öffentliche Meinung ſich fußt. Es ergeben ſich daraus, unter anderen brauchbaren Erfahrungsſätzen, folgende:

1) daß die Reſultate gegen die Türken mehr durch die Indisciplin derſelben, als durch das militäriſche Uebergewicht der Ruſſen herbeigeführt worden ſind;
2) daß, während alles Land vom Dnieſter bis zur Donau jedesmal im erſten Anlaufe genommen wurde, auf dem rechten Donau-Ufer die nämlichen Heere in mehreren aufeinanderfolgenden Feldzügen kaum ein paar Märſche weit vorzudringen vermochten;
3) daß nicht geringe Kräfte den Angriff auf das rechte Donau-Ufer ausführten und die militäriſchen Erfolge dennoch niemals den Erwartungen entſprachen.

Nach dieſen Erfahrungen die Operation auf Konſtantinopel für eine leichte Sache zu erklären, heißt Truppen und Generale, welchen Rußland ſeine ſchönſten Lorbern zuerkannt hat, derſelben unwerth zeihen. Die Soldaten unter Romanzoff waren dieſelben, welche dem erſten Feldherrn des vorigen Jahrhunderts ruhmvoll die Spitze boten; die Soldaten unter Bagration, Kamenski und Kutuſow eben diejenigen, welche auf den Schlachtfeldern gegen Buonaparte den Ruf unerſchütterlicher Feſtigkeit ſich erwarben. Es dürfte daher geziemender ſeyn, anzunehmen, daß bei einem Feldzuge auf dem rechten Donau-Ufer Schwierigkeiten eintreten, welche das Verhältniß zwiſchen Angriff und Abwehr zu einem anderen als auf dem linken Ufer machen.

Welches ſind aber die Schwierigkeiten, die ſo gewaltig das ſtrategiſche Verhältniß ändern?

Der Ruſſe iſt dem Türken überlegen, in ſo fern er europäiſche Taktik gegen denſelben in Anwendung bringen kann; der Türke dem Ruſſen, ſobald der Kriegsſchauplatz ſich der europäiſchen weniger als der türkiſchen Fechtweiſe anpaßt. Eben deßhalb bleiben die Ruſſen im ebenen Felde Sieger; eben deßhalb vertheidigen ſich die Türken in Verſchanzungen, in feſten Plätzen, hinter Terrainhinderniſſen mit außerordentlichem Erfolge. Auf der Linie vom Dnieſter nach Konſtantinopel iſt bis zur Donau ebenes Land. Jenſeits der Donau beginnt das Gebirge, tiefdurchſchnittenes, waldiges Feld. Dort ſind die Ortſchaften offen; hier kann jedes Dorf eine türkiſche Feſtung abgeben. Alles, was dem zerſtreuten Kampfe hinderlich iſt, häuft ſich auf dem linken Donau-Ufer; alles, was ihn begünſtigt, auf dem rechten; das Element der Ruſſen aber iſt Kampf in geſchloſſenen Maſſen, das der Türken Kampf in gelöſter

Schlachtordnung. Von dem Dnieſter zur Donau iſt der Ruſſe in befreundetem Lande, über dem Strome in der Türkei, wo ſelbſt der chriſtliche Bulgare ihm nicht zugewandt iſt. So lange die ruſſiſche Armee auf dem linken Donau-Ufer ſteht, hat ſie daher Fechtweiſe, Boden und Volk für ſich; ſo wie ſie über den Fluß geht, gegen ſich. Ferner mehren ſich in dem Verhältniß, als die Operations-Linie an Länge zunimmt, die Schwierigkeiten der Verpflegung. Sie ſteigen auf dem rechten Ufer bis in's Unüberwindliche, da von dem Lande ſelbſt gar keine Zuſchüſſe zu erwarten ſind, die Magazine in der Wallachei höchſt ausgeſetzt bleiben, und die Nachfuhr in einem Gebirgslande ohne Fahrzeuge eben ſo unzuläßig als Zeit und Menſchen koſtend wird. Endlich iſt auch das Klima und die veränderte Lebensweiſe einer Armee am rechten Ufer in Berückſichtigung zu ziehen und nicht zu vergeſſen, wie ſehr die Operationen des ruſſiſchen Heeres durch Jahreszeit und unausweichbare Krankheiten beeilt und gelähmt werden.

Dies ſind einige der Schwierigkeiten, welche den Wechſel des ſtrategiſchen Verhältniſſes erklären. Sie ſind wenig oder gar nicht von Jenen beachtet worden, welche behaupten, daß ein paar Manöver hinreichen, die Türken aus Europa zu jagen.

Die Frage der militäriſchen Eroberung der Türkei muß jedoch aus zwei Geſichtspunkten beleuchtet werden:

I. wenn die Ruſſen keine namhafte Hülfe von den türkiſchen Rajas erhalten;

II. wenn zu den Anſtrengungen der Ruſſen der Aufſtand der Rajas gegen die Pforte ſich geſellt.

In beiden Fällen werde die für die Ruſſen günſtigſte politiſche Conſtellation vorausgeſetzt, nämlich daß die euro-

päiſche Türkei von den Mächten gleichſam preisgegeben ſey und die Angreifer in Verwendung einer dem Entſchluſſe der Eroberung der europäiſchen Türkei entſprechenden Kraft gar nicht gehindert werden.

I.

Es ſey, die Ruſſen legen es darauf an, die Türken aus Europa zu jagen, die Rajas jedoch, erſchrocken und entkräftet durch mißlungene Aufſtände, wagen nicht, oder nur hie und da und ohne Zuſammenhang, die Waffen für die Ruſſen zu ergreifen: *welche Kraft können die Ruſſen aufſtellen? — was iſt ihre Angriffs-Baſis? — wo ſind die Uebergangspunkte? wie dürften die Kräfte vertheilt ſeyn?* Das ſind zunächſt die wichtigſten Fragen. Aus deren Beantwortung wird ſich ergeben, wie die Türken ihrerſeits während des erſten Aktes des großen Kriegsſchauſpieles ſich zu benehmen haben.

Die Streitkraft, welche Rußland gegen die Pforte in erſter Linie entwickeln kann, wird durch die Frage: wie viele der Kriegsſchauplatz zu ernähren im Stande ſey? beſchränkt. In der Moldau und Wallachei kann die Armee aus Magazinen auf ruſſiſchem Gebiete, mit Beihilfe des Bodens, ernährt werden. Einmal über die Donau gelangt, wird die Vorrückung dieſer Magazine in die Wallachei, die Einrichtung einer Vorrathslinie in dieſem Lande nothwendig. Die Beihilfe, welche der Boden gibt, iſt auf dem rechten Ufer nicht in Berechnung zu nehmen, und dort muß vorausgeſetzt werden, daß Mann und Pferd nur mehr von dem leben, was aus der Wallachei nachgeſchickt kommt. Dieſe Beſchränkung auf die Zufuhr, und

zwar auf eine ungemein beſchwerliche, nöthigt natürlich zur Beſchränkung des Standes der Armee, während andererſeits die durch lange Erfahrung erprobte Rückſicht, daß zwei Monate nach dem Marſche über die Donau ein Drittheil der Armee in Spitälern liegt, einen ſtarken Reſerveſtand nothwendig macht. Dieſe beiden durchgreifenden Umſtände erwogen, wird ſehr zweifelhaft, ja unwahrſcheinlich, daß bei einem künftigen Kriege der ſtreitbare Stand der ruſſiſchen Angriffsarmee um ein Beträchtliches höher als im Jahre 1810 gebracht werden könne.

Der preußiſche General Valentini, welcher in ſeinen Plänen für den Türkenkrieg die ruſſiſche Armee bis nach Kleinaſien führt, gibt ihr eine urſprüngliche Stärke von 200,000 Mann. Es ſey, daß Rußland 300,000 Mann an die Eroberung der europäiſchen Türkei ſetzen könne und wolle, eine Kraftanſtrengung, welche deſſen Militärs höchſt wahrſcheinlich als die Gränze des Nothwendigen betrachten.

Die von der Natur angegebene Baſis der Operation iſt die Donau, Bukareſt das natürliche Centrum und der Aufſtellungspunkt der Hauptmaſſe des Heeres. Da dieſelbe ſich nicht bis zu den beiden Enden der Baſis ausdehnen kann, ſo werden Flügelcorps an der oberen und unteren Donau den Ruſſen unerläßlich.

Seither haben die Ruſſen den Uebergang gewöhnlich an der unteren Donau, bei Ismael, bei Bailow, zwiſchen Hirszowa und Siliſtria, mit dem rechten Flügel wohl auch an der mittleren zwiſchen Siliſtria und Ruſtczuck, und im Jahre 1810, weil ſie die Operationen der Servier begünſtigen wollten, ſogar noch höher, zwiſchen Nicopolis und Widdin, bewerkſtelliget. Ueber die untere Donau gegangen, rückten ſie gegen Siliſtria und dann gegen die ſtrategiſche Linie von Ruſtczuck über Schumla bis Warna.

Dieſer Operationsplan dürfte, der Weſenheit nach auch bei einem künftigen Feldzuge befolgt werden, da er gewiſſermaßen der einzige vernünftige iſt.

Die natürlichen Uebergangspunkte für die ruſſiſche Hauptarmee ſcheinen in die Strecke von Nicopolis und Hirszowa, oder eigentlich zwiſchen Ruſtczuck und Siliſtria zu fallen, Punkte, unter ſich drei Märſche entfernt, welche auf vier Märſche hinter ſich Bukareſt, das Centrum der Operationen, und auf vier Märſche vor ſich Schumla, das wichtigſte Operationsobject haben. Auch iſt die Donau da an mehreren Stellen nicht über 1000 Schritte breit und bietet dem Angreifer Vortheile über den Vertheidiger.

Da aber der Uebergang durch die zu Ismael bewahrte Donauflotille bedingt iſt und es Hinderniſſe haben dürfte, dieſe bei Beginn des Feldzuges ſo weit heraufzuführen, wird jederzeit der linke Flügel zuerſt über den Strom geworfen werden, nach Siliſtria herauf rücken, und dieſen Platz berennen, bevor die Hauptarmee zwiſchen Siliſtria und Ruſtczuck übergeht, oder es wird dieſe dem linken Flügel im Uebergange an der unteren Donau mit dem Gros ihrer Kräfte folgen, während der Reſt die Türken in Siliſtria und Ruſtczuck, und wo ſie ſonſt an der mittleren Donau à cheval des Stromes ſtehen, im Schach hält.

Es iſt wahrſcheinlich, daß die Ruſſen ihrem rechten Flügel eine bedeutende Stärke geben:

1) weil der Feind aus Bosnien, Servien und überhaupt aus den weſtlichen Provinzen, dieſem Flügel eine anſehnliche Kraft entgegen ſchicken kann;
2) weil dieſer Flügel der mehr ausgeſetzte iſt und jeder Angriff, auf dem linken Donauufer gegen denſelben geführt, ſehr gefährlich für die Grundlage der Operationen zu werden droht;

3) weil die Absicht des russischen Oberfeldherrn dahin gehen soll, sich Serviens zu bemeistern, was die natürliche Sicherung seiner rechten Flanke ist;

4) weil bei einem Vormarsche über den Balkan die Straße durch das Maritzathal von höchster Wichtigkeit wird, selbst zur Bezwingung des Lagers von Schumla eine Bewegung nach Adrianopel im Plane liegen kann und es überhaupt von Vortheil ist, eine starke Masse der nach dem letzten Object, Konstantinopel, wirkenden Streitkraft, auf anderer Straße, als welche die Hauptarmee dahin einschlagen wird, zu ernähren.

Da die Verpflegungslinie in der Wallachei liegt, durch feindliche Flankencorps und durch die Besatzungen der Donaufestungen angegriffen werden kann; da das Gelingen der Operation über den Balkan nicht nur von der völligen Sicherung dieser Linie, sondern auch der Verbindungswege, auf welchen die vorüberrückende Armee ihre Verpflegung nachführt, abhängt: so wird die Zurücklassung einer bedeutenden Kraft in der Wallachei und die strenge Blokade derjenigen Donaufestungen unerläßlich, welche zu nehmen vor dem Marsche über den Balkan nicht nothwendig befunden wurde. Die in der Wallachei bleibende Kraft ist zu gleicher Zeit die Hauptarmee-Reserve und zieht die Ergänzungen aus Rußland an sich.

Hieraus ergibt sich etwa folgende Vertheilung der russischen Streitkräfte nach vollzähligem Stand und ursprünglicher Bestimmung:

Rechter Flügel	60,000	Mann
Hauptarmee	100,000	„
Linker Flügel	20,000	„
Reserven	120,000	„
	300,000	Mann

Natürlich, daß erſt nach Ausbruch des Krieges getrachtet werden wird, den Stand der Reſerven in der Wallachei vollzählig zu machen, damit, ſo lange dies angeht, die Verpflegung derſelben nicht auf der Operationsbaſis laſte. Der Truppen-Nachſchub an die drei zum Marſche über die Donau beſtimmten Corps, die Menge der Transportdienſte von dem Pruth zur Donau u. ſ. w., werden überhaupt den wirklichen Stand der Reſerven fortwährend tief unter dem oben angegebenen halten.

Dieſes Maximum der Streitkraft, welches den Türken auf der Donaulinie gefährlich werden kann, in ſeinen Operationen ſcheitern zu machen, erfordert ohne Zweifel von Seite der Pforte große Anſtrengungen. Auf den Vertheidigungskrieg durch Alles, was hiezu beſtimmen kann, verwieſen, muß die Pforte ihre Maßregeln auf dieſen berechnen und keine verſäumen, welche die Ausdehnung, die Dauer, den Zuſammenhang der Vertheidigung, wirklich erhöht.

Rückſichten, ihr Urtheil hierin zu leiten, ſind folgende: der Feldzug an der Donau ward jederzeit erſt im Monat Juni eröffnet und ſchon im October geſchloſſen. Was vor oder nach dieſer Zeit geſchah, war nur Streiferei. Der weiche Lehmboden, die großen Strecken ſchwarzer Erde, worin kein Stein gefunden werden kann und die Wagen nur mit der größten Schwierigkeit ſich fortbewegen, — hiezu die ungeheure Menge von Vorräthen, welche aufgehäuft und nach der Operationsbaſis geſchafft werden muß, die Menge Gießbäche, die aus den Gränz-Gebirgen im Norden kommen, machen beinahe unmöglich, daß die ruſſiſche Armee vor Monat Juni zu einer erſten Operation bereitet ſey. Ein Winterfeldzug auf dem rechten Donau-Ufer, wo auf die Verbindung mit der Magazinslinie von

keiner Stunde zur nächſten gerechnet werden kann, wo nichts an Ort und Stelle zu finden iſt, wo die nachgetriebenen Heerden in wenigen Tagen verhungern, erfrieren und im aufgeweichten Boden umſtehen, wo die Wege unzugangbar werden, kann auch, ſo lange nicht die Bulgarei mit trefflichen Straßen durchſchnitten, mit volkreichen Orten und Ueberfluß aller Art bedeckt iſt, kein vernünftiges Unternehmen ſeyn.

Die Sommermonate ſind in der Wallachei und Bulgarei äußerſt heiß und erſchöpfend, — der Boden iſt dann wie ausgebrannt und ohne Gaben. Die Frühlings- und Herbſtmonate vermehren die Krankheiten, welche bisher den Ruſſen mehr als der Feind gefährlich waren.

Der Krieg gegen die Ruſſen ſtellt ſich den Türken als Religionskrieg dar. In dem Fanatismus des Muſelmanns gegen den Czar und was dieſem angehört, liegt, bei der Brauchbarkeit der Türken zum kleinen Kriege und der Beſchaffenheit des Landes, die Gewähr des Widerſtandes. Der Widerwille der Türken, im freien Felde und in geſchloſſener Ordnung ſich gegen die Ruſſen zu ſchlagen, thut keinen Eintrag und iſt vielmehr ein vernünftiger.

Dieſe allgemeinen aus Land und Volk geſchöpften Betrachtungen geben der Pforte die Grundlagen ihrer Vertheidigung in die Hand.

1) Alles, was auf die Verzögerung des Vormarſches der feindlichen Armee wirkt, trifft unmittelbar das Leben ihrer Operation.
2) Die Mittel, nach dieſem Ziele zu wirken, liegen nicht in Schlachten, ſondern im kleinen Kriege.
3) Der Fanatismus, geſteigert ſo weit als nöthig, verſpricht für den kleinen Krieg einen unverſiegbaren Fond.

Die Maßregeln, um die Operationen der Ruſſen auf dem rechten Donau-Ufer ſo zu verzögern, daß die Feldzüge ohne günſtiges Ergebniß für dieſelben bleiben, laſſen ſich auf zwei Sätze zurückführen:

1) Durch richtige Wahl der Vertheidigungsſtellung ſtrategiſch den Feind in der Fronte zu feſſeln.
2) Durch Krieg auf deſſen Transporte und Magazine ihn von rückwärts feſtzuhalten.

Die Donau, mit feſten Plätzen belegt, macht einen eingehenden Bogen und das rechte Ufer beherrſcht faſt durchgehends das linke. A cheval der Donau iſt die erſte Aufſtellung der Türken.

Das Lager von Schumla iſt der natürliche Sammelplatz der Hauptarmee der Türken. Hat der Feind die Donau überſchritten, ſo kann er das Lager von Schumla, ſo lange die türkiſche Hauptarmee darin ſteht, mit einer Operation auf Konſtantinopel nicht vorbeigehen. Das Lager von Schumla deckt auch unmittelbar die nächſte Verbindung von der Donau mit der Hauptſtadt.

Der ſtrategiſche Aufmarſch in der Linie von Ruſtczuck über Schumla bis Warna iſt die zweite Aufſtellung der Türken.

Je länger dieſe beiden Stellungen gehalten werden, deſto ſchwieriger wird die Operation des Feindes über den Balkan. Unter die wichtigſten und unerläßlichſten Vorbereitungen zum Kriege gehören daher die Inſtandſetzung und Verproviantirung der Donauplätze, des Lagers von Schumla und des Platzes Warna, ſo zwar, daß dieſe Wehren den längſten Widerſtand leiſten können.

Es fällt aber auch in die Augen, daß je ſpäter der Feind in der Wallachei mit ſeinen Vorbereitungen fertig werde, deſto weniger ſchnell oder weniger gediegen können

ſeine Angriffsbewegungen ſeyn. Der eingehende Bogen der Donau, welcher die Ruſſen zur Aufſtellung von Flügel-Corps nöthigte, ladet die Türken zu einer ähnlichen Vertheilung ihrer Streitkräfte ein. Damit aber ſowohl die türkiſche Hauptarmee als auch ihre Flügel den Feind in ſeinen Vorbereitungen auf dem linken Ufer auf das Thätigſte zu beunruhigen im Stande ſeyen, ſind geſicherte Uebergänge nothwendig. Daraus ergibt ſich eben der große Vortheil, wenn die Plätze Turnow und Giurgew zu ſturmfreien Brückenköpfen eingerichtet, von Widdin, Orova und Siliſtria ſolche am linken Ufer gebaut würden, und Brailow die größte Ausdehnung und Kraft, deren es fähig, erhielte. Durch die Beſatzung der Donauplätze, durch die türkiſchen Flügelcorps, welche etwa hinter Widdin und bei Babadog Stellung nehmen, endlich durch die à cheval der Donau ſtehende, bald über Siliſtria, bald über Ruſtczuck hervorbrechende Hauptarmee müſſen die Ruſſen in der Wallachei, noch da ſie ſich ſammeln und vorbereiten, ſo ſehr in dieſem Lande ſelbſt und auf der Verbindung mit der Moldau gequält werden, daß ſie ſich zur Wegnahme der wichtigſten Brückenköpfe entſchließen. Je wehrhafter, je größer die Punkte an der Donau, deſto koſtbarer an Zeit und Menſchen ſind ſie für den Feind, ſelbſt für den Fall, daß er nur ein paar derſelben, wozwiſchen er ſeine Operationslinie vorſtrecken will, zu nehmen, die anderen aber zu blokiren beabſichtige.

Die Wirkung auf die feindlichen Flanken iſt aber ſehr verſchieden an Ausdehnung und Wichtigkeit, das türkiſche Corps zu Babadog iſt zwar gegen die Verbindung des Feindes mit ſeinem Mutterlande gerichtet, aber dieſe Seite wird nur ſchwer verwundbar ſeyn. Dieſes Corps kann auch bald über Ismael angegriffen werden und ſteckt in einem

Sack von Lande, kaum ein paar Märſche breit. Das Corps bei Widdin iſt auf große, im Rücken nicht angreifbare, ſtreitbare Provinzen baſirt, kann nur durch Spitzen der feindlichen Macht angegriffen werden, die ſich im Verhältniß der Verlängerung der Angriffslinie ſchwächen, und bedroht diejenige Flanke, aus welcher allein eine Operation auf Adrianopel verſucht werden kann. Dieſem Corps liegt ob, die Operationsbaſis des Feindes ſo weit als thunlich zu verengen, Meiſter von Servien und der oberen Donau zu bleiben. Der ſtrategiſche Einfluß dieſes Corps auf jede Operation des Feindes am rechten Donauufer iſt ſo groß, daß es wichtig wird, ſo viel nur immer an Truppenkraft die weſtlichen Provinzen zu geben im Stande ſind, an die obere Donau zu ſenden, um dort die zweite große Hauptmaſſe der türkiſchen Streitmacht, die Donauarmee zu bilden. Dies Hauptquartier derſelben wird, ſobald die Ruſſen über den Pruth gehen, nach Erajowa verlegt und von der kleinen Wallachei aus der Anfall auf die Vorbereitungen der Ruſſen mit größter Thätigkeit geführt.

Werden dieſe Maßregeln der Türken den eigentlichen Beginn des Feldzuges vom Juni bis in die Hälfte oder gegen Ende Juli verzögern machen, ſo haben dieſelben Alles geleiſtet, was ſie ſollen.

Die ruſſiſche Angriffsmacht ſey nun mit dem 20. Juli im vollen Marſch aus der Operationsbaſis an der Donau. Die türkiſche Donauarmee wird fechtend nach Orava und Widdin weichen und à cheval der Donau bleiben. Die türkiſche Hauptarmee wird in Ruſtczuck ebenfalls à cheval der Donau ſeyn und zu Siliſtria ein ſtarkes Corps haben, mit ihrem eigenen Flügel aber nach Umſtänden entweder die Donau bis Hirszowa umfaſſen, oder in Vereinigung

mit dem von Babadog zurückgegangenen Corps die trajaniſchen Linien zwiſchen Raſſowa und Kuſtendſchi halten, oder endlich in der Stellung von Bazardſchick Schumla decken. Alle Flußfahrzeuge müſſen auf das rechte Ufer gebracht ſeyn. Sowohl die eine als die andere türkiſche Armee und ebenſo die Beſatzungen aller Donauplätze müſſen ſich zum Geſetze machen, dem Uebergange des Feindes nicht ſowohl vom rechten Ufer aus, ſondern auf dem linken die größten Hinderniſſe in den Weg zu ſetzen. Es iſt kaum möglich, wenn anders die Türken aufmerkſam ſind, daß der Feind nicht in den Anſtalten zum Uebergange ungemein beeinträchtigt und während des Ueberganges ſelbſt nicht Verluſt erleiden werde.

Bis Siliſtria wird die Heraufſchaffung der mit 4000 Matroſen bemannten, gut ausgerüſteten ruſſiſchen Donau-Flottille durch die vielen Arme, in welche der Strom ſich theilt, begünſtigt. Wenn aber auf der Inſel bei Siliſtria Werke angelegt würden, und am linken Ufer ein rückwärts geſchloſſener Brückenkopf ſich befände, ſo müßte die ruſſiſche Flottille Mühe haben, in die mittlere Donau zu dringen. Zu einer zweiten ſehr wichtigen Durchſchneidung der mittleren Donau bietet ſich die Stelle zwiſchen Giurgew und Ruſtczuck. Durch Werke auf der vielbekannten, in Beziehung auf Ruſtczuck ſelbſt ſo wichtigen Inſel, ſo wie durch Strandbatterien müßte die Durchfahrt völlig zu hindern ſeyn. Im letzten Kriege ſegelte die ruſſiſche Flottille ſtromauf, ſtromab, und half bald zu dieſer, bald zu jener Unternehmung. Das iſt nur durch übergroße Nachläßigkeit der Türken begreiflich. Uebrigens verſteht ſich von ſelbſt, daß die Türken in den Hauptplätzen der mittleren Donau Flottillen haben, welche nach Umſtänden thätig werden.

Wahrscheinlich, daß wenigstens ein Theil der Haupt-Armee der Russen zum Uebergangspunkte Tartarchan wähle, einen Ort zwischen Silistria und Rustezuck. Die Donau ist dort nicht über 1000 Schritte breit. Der Ort ist von den Uferhöhen eingesehen und hat wenige Vertheidigung. Der linke Flügel und Theile der Hauptarmee, einstweilen schon über den Fluß geworfen, werden dem Reste den Uebergang an diesem Orte bereiten. Der rechte Flügel dürfte in dieser Zeit die türkische Donauarmee unter die Kanonen von Widdin getrieben haben, um den Uebergang unter oder ober diesem Punkte zu versuchen.

Haben die Manöver der Türken die Ausführung des Uebergangs bis in die letzten Tage des Juli verzögert, so kann man mit denselben zufrieden seyn. Zu hindern ist der Uebergang nicht.

Nun wollen wir annehmen, der Großvezier, bereits auf seiner Linie von Rustezuck nach Schumla gefährdet, rücke in das Lager von Schumla. Er würde ein militärisches Verbrechen begehen, wenn er nicht nur Rustezuck, den Ring, womit er an die Donau hält, und den Drehpunkt seiner Bewegungen, sondern auch alle übrigen Donauplätze nicht auf das Beste besetzt und versehen zurückließe, der Donauarmee aber nicht die Weisung wiederholte, in keinem Falle von dem Strome loszulassen, alles Gesindel und die keckſten Bravo's auf das linke Ufer zu werfen, mit dem Gros längs der Donau, so weit es geht, hinabzudrücken, den russischen rechten Flügel, wenn er einmal über die Donau gegangen seyn wird, wo möglich nicht über die Eder zu lassen; wenn derselbe den Uebergang weiter oben bewerkstelligt hätte, so gut als thunlich von der Morawa abzufallen, in beiden Fällen aber vorzüglich auf dessen Verbindung zu wirken. Ja selbst, wenn die

Ruſſen in Servien eingedrungen, muß der Donauarmee aufgebunden werden, Widdin als das Centrum ihrer Operationen zu betrachten und zu bedecken, daß ja alle Verbindungen des Feindes für Nachſchub an Truppen, Lebens- und Kriegsmittel über die Donau greifen; die Flankenſtellung bei Widdin dem Feinde alſo Ketten anlegen müſſe.

Die ruſſiſche Hauptarmee, über die Donau gelangt, wird Siliſtria und Ruſtezuck angreifen, nehmen oder ſo ſtark verſtellen, daß ſie bei der Bewegung auf Schumla für ihre preisgegebene Flanke nichts zu beſorgen habe. Die Stärke der ruſſiſchen Streitkräfte erlaubt, die Operation an der Donau und den Marſch auf Schumla gleichzeitig zu unternehmen, und dadurch das Wichtigſte, Zeit, zu erſparen. Der ruſſiſche Oberfeldherr dürfte durch einen Theil der Reſerven die genannten Punkte auf dem linken, durch einige Diviſionen der Hauptarmee auf dem rechten angreifen laſſen, ja ſogar mit der Wegnahme von Siſtow und Nicopolis, deren Beſitz ihm ſpäterhin genehm werden könnte, die Reſerven und die Armee des rechten Flügels beauftragen. Sein linkes Flügelcorps würfe er über Bazardſchick auf Warna. Er ſelber griffe Rasgrad an und rückte bis vor Schumla, während er ſeinen Truppen vor Siſtow und Nicopolis auftrüge, nach Wegnahme dieſer Punkte die Uebergänge zu ſichern und bis Tyrnowa vorzugehen, dieſen Platz aber zu nehmen.

Der Großvezier, d. i. die türkiſche Hauptarmee, ſteht in dieſem Zeitpunkt in Schumla. Seinem Plane getreu, hat er die Beſatzung von Ruſtezuck und Giurgew auf wenigſtens 15,000 Mann, wo möglich auf 20,000 Mann, gebracht, und ihr einen tüchtigen Chef gegeben, ſeinen rechten Flügel ſich in Bazardſchick, ſo lange als es anging,

ſchlagen laſſen, und dann nach Warna gezogen, vor ſeiner Fronte Rasgrad und jeden nur immer haltbaren Ort vertheidigt, bei dem Rückzuge alles Volk mit ſich genommen, und künſtliche Hinderniſſe zu den natürlichen gehäuft. Er ſteht, es ſey mit 80,000 Mann, im Lager von Schumla. Die beiden Vorwerke Rasgrad und Bazardſchick hat der Feind genommen und ſteht bereit zum Angriff auf das Lager von Schumla.

In dieſer Lage dürften beide Feldherren etwa folgende Schlüſſe machen. Der ruſſiſche: „Das Lager iſt ungemein ſtark, dennoch verſuche ich es anzugreifen. Gelingt der Angriff nicht, ſo kann ich es entweder in der Nähe umgehen und dem Großvezier um ſeine Verbindung mit der Hauptſtadt bange machen, oder auch mit der Armee meines rechten Flügels, die ich nach Umſtänden ſogar noch verſtärken kann, eine Bewegung nach Adrianopel ausführen laſſen. Dieſe wird den Großvezier Schumla aufgeben machen und dann iſt die Operation über den Balkan nicht mehr zu hindern. Bis durch Manövers oder durch den Angriff der Feind aus Schumla genöthigt iſt, werde ich ein paar Punkte an der mittleren Donau in Beſitz haben, Nicopolis, Siſtow, Siliſtria, wo möglich auch Ruſtczuck, in ſo mancher Beziehung der wichtigſte und nothwendigſte dieſer Knotenpunkte, und ſonach für den Marſch gegen die Hauptſtadt baſirt ſeyn.“

Der türkiſche Oberfeldherr ſoll dagegen ſo urtheilen: „Jetzt iſt das Jahr bereits ſoweit vorgerückt, daß wir für den Feldzug höchſtens 100 Tage haben. Sowohl Siliſtria als Ruſtczuck können ſich während dieſer Zeit halten, da ſie auf 6 Monate verproviantirt ſind und ſich in anderen Kriegen gegen ganze feindliche Armeen noch länger gehalten haben. Aber ich will annehmen, daß Siliſtria in

einigen Wochen verloren gehe, und auch Rustczuck nicht über das Doppelte dieser Zeit halte. So lange die Russen Rustczuck nicht haben, ist für mich gar keine Noth, aus meiner Stellung zu gehen. Wenn es gefallen ist, habe ich einen großen Hebel an der Donau verloren, aber hieraus folgt noch eben so wenig die Nothwendigkeit, Schumla zu verlassen. Was will man mir anhaben? Man greift mich an; dabei sind zu viele Vortheile auf meiner Seite. Man will mir die Zufahrten nehmen; das kann man nicht. Man schiebt wohl gar eine Masse über den Balkan und droht auf die Hauptstadt loszugehen; aber über den Balkan wird es Mühe kosten; Adrianopel wird abermals Mühe kosten, und beide zusammen mehr Zeit als der Feind zu verwenden hat. Wenn auch Adrianopel fiele, wozu keine Wahrscheinlichkeit, gegen die Hauptstadt wird die feindliche Masse, die jeden Schritt im Rücken besetzt lassen muß, denn doch immer zu klein seyn. Gegen meinen Rücken kann sie nicht heran, und bin ich nicht Herr alles Volkes, das sich durch den Vormarsch des Feindes aufrollt? Kann ich nicht dieses sowohl als meine Donauarmee, zum größeren Theil überhaupt alles, was aus den westlichen Provinzen zuströmt, auf die Rückzuglinie dieser feindlichen Armeemasse werfen? Das Manöver auf Adrianopel sollte ihr theuer zu stehen kommen, und die Donau würde nicht viele dieser Leute wiedersehen. Ich beharre, was da kommen mag, in Schumla, und meine ganze Aufmerksamkeit bleibt auf die Donau gerichtet."

Die Zwischensätze zu diesem Gedanken-Manöver bereiten, erklären und rechtfertigen sich, wie folgt: bis die kleinen Vorderplätze der Linie von Rustczuck über Schumla auf Varna genommen sind und die türkische Hauptarmee auf ihre engste Stellung gebracht ist, muß der halbe

August herangerückt seyn. Jeder Tag, welchen der Feind an den Vorderplätzen verliert, ist den Türken Gewinn. Rasgrad, Bazardschick, Jeni-Bazar, Kollitra u. a. m. sollen also zum Widerstande vorbereitet werden, und brauchen nicht, wie in früheren Kriegen, ihrem Schicksal überlassen zu bleiben. Wenn Bazardschick i. J. 1810 den Russen an 1600 Mann kostete, was könnte es, mit Erdwerken und Geschütz versehen, mit Verhauen auf den Verbindungen gedeckt u. s. w., überhaupt bei einiger Vorbereitung leisten?

Das Lager von Schumla ist eine der stärksten Stellungen von Natur aus. Die Abfälle des Balkan, dort kaum ersteiglich, mit Dornengesträuch dicht bewachsen, bilden einen Kessel von mehr als einer Meile Durchmesser, der nach vorne durch eine Höhe, wie durch einen natürlichen Wall, beinahe geschlossen ist. Auf dieser verschanzten Schlußhöhe befindet sich das verschanzte Lager, dessen Werke zu beiden Seiten an den steilen Abfällen hinaufziehen. Mitten im Kessel, tief darin zurückgezogen, ungesehen und unbewerfbar, liegt die ummauerte Stadt von 30,000 Einwohnern, welche alle Bequemlichkeit dem darin liegenden Heere bietet. Das verschanzte Lager schließt Gärten und Felder ein. Zwei nicht versiegende Bäche geben reichlich gutes Wasser und treiben in der Stadt mehrere Mühlen. Eine Menge Wege führen nach allen Richtungen; davon sind die wichtigsten der über Osman-Bazar auf Tirnowa, über Eski-Eruma auf Rasgrad; der über Kollitza auf Bazardschick und nach Warna; der über Parawadi ebenfalls nach Warna und in anderer Verzweigung nach Constantinopel; der über Smedowa und durch das Bayramthal nach Carnabad und weiter nach Adrianopel; der über Eski Stambul, das Bayram-

thal links laſſend, nach Ezalikavak und dann nach Carnabad. Alle dieſe Orte, auf welchen die Türken durch feſte Orte, Verhaue, Schanzen die Annäherung ſo lange als möglich verzögern müſſen, werden nach und nach von dem Feinde genommen, und das Lager wird demnach von demſelben mehr oder weniger völlig umſtellt ſeyn.

Aber dieſe Umſtellung muß dem Feinde viel an Zeit und Menſchen gekoſtet haben, und dennoch verſchlimmert ſie die Lage der türkiſchen Armee nicht. Die Ausdehnung einer umſchließenden Armee würde zu beträchtlich ſeyn, als daß ſie gefährlich werden ſollte. Uebrigens iſt dieſe Umſtellung nicht einmal ausführbar. In zwei Armen läuft im Süden von Schumla der kleine Balkan. *) Wälder decken ihn und undurchdringliches Gebüſch; er iſt ſteil, wild im höchſten Grade, und bietet Wände faſt ohne Ravins dar. Obwohl mehrere Wege über den kleinen Balkan ziehen, die vom Feinde genommen werden können, ſo führen auch eine Menge Fußſteige für Saumroſſe und Kameele darüber weg, welche, wenn auch zu nehmen, nicht zu behaupten ſind. Auf dieſen Fußſteigen bezogen die Türken im Lager von Schumla von jeher ihre Zufuhren ſo reichlich, daß noch jederzeit, ſo oft ein Heer in dieſem Lager ſtand und Ordnung hielt, Ueberfluß dort herrſchte. Im J. 1774 hatten die Ruſſen im Rücken des Heeres von Schumla die Straßen von Adrianopel und Conſtantinopel inne; aber die Fußſteige über Eski Stambul und Tſchurmaja, auf welchen die türkiſche Armee über den Balkan lief, waren ihnen unzugänglich geblieben. Kamensky, nachdem er i. J. 1810 in vergeblichen Angriffen und blutigen Waldgefechten ſich abgemüdet hatte, um-

*) Eine Parallele des großen, nach dem ſchwarzen Meere.

gab, ſoweit dies thunlich war, das Lager, und, da er den Großvezier darin ſchon ausgehungert meinte, hatte er den widerwärtigen Anblick, mehrere hundert ſchwer beladene Kameele auf Wegen, wo er es nicht hindern konnte, ganz bequem in das Lager ziehen zu ſehen. Der ruſſiſche Oberfeldherr zog Tags darauf ab und rächte ſich durch Bonmots an dem Scheitern der Operation über den Balkan. Dennoch hatte damals der Großvezier beinahe nichts von allem dem gethan, was er thun ſollte.

Um ſich im Lager von Schumla bequem halten zu können, muß viel leichtes Volk, das ſich gerne in Wald und Hecken ſchlägt, auf den kleinen Balkan und überhaupt auf die ganze Gebirgsbreite hinter dem Lager geworfen werden. Dieſes wird bei der Ueberlegenheit der Türken im einzelnen Gefecht, bei der Kenntniß des Bodens und bei der Geſtaltung deſſelben dem Feinde ungemein viele Leute verlieren machen, wenn er den Gedanken einer Umſchließung des Lagers ausführen wollte.

Dieſe ſey aber ausgeführt, ſo folgt zunächſt hieraus, daß die ruſſiſche Armee auf einer Linie von wenigſtens 7 deutſchen Meilen ſtehen müſſe, während der Großvezier, der beherrſchenden Höhen und der Wege Meiſter, aus dem Centrum des Kreiſes mit weit überlegener Kraft ſich nach Belieben auf die einzelnen Poſten werfen kann, zwiſchen denen häufig keine Verbindung beſteht, noch eingerichtet werden kann. Wie verderblich müßte eine ſolche Unternehmung auf den Feind zurückwirken! —

Die Ruſſen haben bis heut zu Tage im Angriffe auf türkiſche Feſtungen und auf türkiſche Lager, namentlich auf das von Schumla, jederzeit ein und daſſelbe Syſtem befolgt. Sie griffen zuerſt mit geſammter Artilleriekraft an, ſtürmten dann, und mißlang der Sturm, ſo dachten

ſie daran, den Platz auszuhungern. Sie dürften in einem künftigen Falle vor Schumla das nämliche Syſtem befolgen und demnach auf die Umſtellung erſt dann denken, wenn für den ſchnelleren Weg keine Hoffnung mehr ſeyn ſollte.

Obwohl in früheren Feldzügen der Sturm auf Schumla jederzeit mißlungen iſt, ſo wäre doch gefährlich, über den Vortheilen des Bodens einzuſchlafen. Beſonders der Angriff Kamensky's im letzten Kriege beweiſt, wie vernachläßigt die Werke Schumla's ſind. Um der Natur die billige Hülfe zu geben, iſt nothwendig, das verſchanzte Lager durchaus in beſſeren Zuſtand zu bringen.

1) Die Werke müſſen mehr Relief und Profil erhalten, in kürzeren Zwiſchenräumen für Geſchütz eingerichtet und ſchweres Kaliber darin verwendet werden. Die Gräben müſſen größere Breite und Tiefe erhalten, und die Paliſſadirung ſoll allgemein und kräftig ſeyn. Die Seite nach dem Grottenberge muß geſchloſſen werden.

2) Die Mauern der Stadt ſollen durchaus terraſſirt und ebenfalls in kürzeren Zwiſchenräumen für Geſchütz eingerichtet werden.

3) Alle Punkte außerhalb des Lagers dieſſeits des Tekichflüßchens, Strazza, Ibrahim Nazir, das Schloß Bekir ſollen in beſten Vertheidigungsſtand geſetzt, der Grottenberg aber müßte mit einem ſturmfreien Werke gekrönt werden.

Schumla, bis zum Spätherbſt verpflegt, die Werke auf die angegebene Weiſe ausgeführt und mit ſchwerem Geſchütze verſehen, der Großvezier mit 60,000 bis 80,000 Mann gehorchender Truppen darin, iſt von 100,000 Ruſſen unnehmbar und jeder Angriff gegen dieſes furchtbare Lager,

das rings und weit die Gegend beherrscht, muß außerdem höchst blutig seyn.

Der Großvezier muß, wie es sich von selbst versteht, während er zu Schumla ist, den thätigsten kleinen Krieg auf der ganzen Linie des Feindes führen. Er muß trachten, den Engpaß bei dem Dorfe Gogos, auf der Straße nach Tyrnowa, so lange dies angeht, zu halten, und wenn er verloren würde, durch seine Streifparteien im Balkan immer wieder nehmen zu lassen. Umschlöße der Feind Tyrnowa und Warna nicht mit hinlänglichen Kräften, so müßte derselbe fortwährend von den Besatzungen dieser Plätze gefährdet und dabei getrachtet werden, daß die Zufuhren in der verheerten Strecke von der Donau bis an die feindlichen Lager möglichst viel leiden. Tyrnowa ist noch niemals genommen worden. Dieser Punkt, als auf der Operationslinie von Nicopolis und Sistow auf Adrianopel, ist von der größten Wichtigkeit; er muß wohl verschanzt, reichlich verproviantirt und stark besetzt werden. — Warna ist zwar durch eine massive Mauer umgeben und der Feind wird sich dessen ohne Angriff durch schweres Geschütz und in der Regel nicht bemeistern können. So lange er auf den Erfolg des Angriffs auf Schumla hofft, braucht er seine Kräfte dort, und es ist nicht wahrscheinlich, daß er sich gleichzeitig in eine Belagerung von Warna einlasse. Wenn er aber die Räumung des Lagers von Schumla durch ein Manöver des rechten Flügels herbeizuführen dächte, und ihm daran läge, den Großvezier in Schumla nur einstweilen zu beschäftigen, so wäre möglich, daß er seinem linken Flügel den Auftrag gäbe, Warna zu nehmen und selbst hiezu mithälfe. Der Punkt würde den Russen bei dem Vormarsche über den Balkan von großer Wichtigkeit. Dies sey erwogen, um zu zeigen, daß

Warna durch die Kunſt hinlänglich feſt gemacht und gut vertheidigt werden ſolle.

Das Manöver der zweiten Armee (des rechten Flügels) auf Adrianopel iſt das Lieblingsmanöver unſerer Strategen. Hievon verſprechen ſie ſich den Rückzug des Großveziers aus Schumla. Sie laſſen die zweite Armee, 60,000 Mann ſtark, bei Nicopolis und Siſtow über den Strom gehen, Tyrnowa nehmen und gerade über den Balkan nach Conſtantinopel dringen, nach der Beſitznahme dieſer Stadt aber die Verbindungen des Lagers von Schumla auf den ſüdlichen Abfällen des Balkan durchſchneiden und ſo den Großvezier aus ſeiner Stellung nöthigen.

Dieſes Manöver ſetzt einmal ſchon voraus, daß gegen Servien nicht mit bedeutenden ruſſiſchen Kräften gewirkt wird, und das iſt für die Türken kein kleiner ſtrategiſcher Vortheil. Soll die ruſſiſche zweite Armee mit hinlänglicher Kraft erſcheinen, ſo kann ſie an der Donau wenig oder gar nichts zurücklaſſen, und der türkiſchen Donauarmee bleibt nur, was von den Reſerven entbehrlich, entgegen. Die zweite Armee kann in drei Colonnen marſchiren, über Ozma, über Tyrnowa, über Starka. Die türkiſche Donauarmee berückſichtigend, muß ſie ſich von Pleona und Katza Meiſter machen, und wenigſtens längs der Eöker ihre Flanke aufſtellen, links aber über Osmanbazar ſich mit der Hauptarmee in Verbindung halten. Sie muß in Tyrnowa Beſatzung laſſen, wenn ſie es genommen hat, oder ſie muß es einſchließen, wenn ſie es nicht genommen hat. Bis an Ozma und Tyrnowa, oder wenigſtens bis Huaalitz auf dem Wege von Ozma, und bis Nicopi auf jenem nach Tyrnowa, kann zwar die Reſerve die Sicherung der Operationslinie übernehmen, im weiteren Vormarſche auf

Lofza, Goblowa und Iſtendſchi wird die zweite Armee, welche, um gegen den Oſt-Balkan Fronte zu bieten, nun mit ihrem linken Flügel bereits das Gebirge überſchritten hat, auf mehreren Punkten Truppenabtheilungen aufſtellen müſſen, und ein fortwährendes Gefecht mit den Landbewohnern und türkiſchen Streiftruppen zu führen haben, welche vor ihr die ſchlechten Wege noch unzugbarer machen, zerſtören, verhauen, verſchanzen u. ſ. w.

'Die ruſſiſchen Colonnen können nur mit großer Umſicht vormarſchiren. Ihre ſtarken Flankenparteien werden in den Wäldern nicht wenig leiden, und doch nicht hindern, daß der beſchwerliche Zug nicht alle Augenblicke durch feindliche Haufen unterbrochen und beeinträchtigt werde. Jeder bulgariſche Ort wird zu einer Feſtung, wenn ſich ein entſchloſſener Menſch mit ſeinem Haufen hineinwirft, und dennoch müſſen dieſe Orte genommen oder umſtellt werden, und wenn ſie genommen ſind, hat man ein ausgebranntes Neſt, in dem für keinen Mann Nahrung zu finden iſt.

Goblowa iſt ein feſter Punkt und kann noch feſter gemacht werden. Lofza und Selvi (auf der Verbindung mit Goblowa) können ſtarke Truppenabtheilungen mehrere Tage lang beſchäftigen.

Nun gehen auch die Hauptcolonne und die des rechten Flügels über den Balkan, der hier zwar ſchmäler als hinter Schumla, aber vielleicht noch ſchwieriger iſt und wo der kleine Krieg bei jedem Schritte Vortheile ziehen kann. Die Flanken ſind immer mehr in der Luft, ſo wie die Colonnen in das Thal von Tunza hinabſteigen, und haben durch mehrere Engwege zu gehen, bevor ſie Kaisanlick, Eski- und Jeni-Zagra erreichen. Nun rücken ſie nach der Mariza vor. In den drei genannten Orten müſſen ſtarke

Posten zurückbleiben; eben so in Jamboli und Papaskö, wo die Wege aus dem Ostbalkan brechen. Kleinere Posten werden gegen die vielen Wege nothwendig, die aus dem südlichen Hauptarme des Balkans kommen. Rechts aber muß sich die Armee bis über Philippopolis, im Mariza-thal ausdehnen, und da eine Menge Orte erst nehmen und besetzen. So kommt sie vielleicht noch 30,000 Mann stark vor Adrianopel, eine große volkreiche Stadt mit Mauern und Thürmen versehen, die in günstiger Lage zur Vertheidigung liegt und 60,000 Mann Bewaffnete einschließen kann, eine Zahl, nicht hoch gerechnet, wenn man berücksichtigt, daß jeder Türke Soldat, jeder bewaffnet ist, daß außer der eigenen Bevölkerung noch die Orte im Balkan, an der Sunza und Mariza einen bedeutenden Zuschuß liefern werden, daß die religiöse Wuth auf große Höhe gestiegen seyn, und daß aus Thrazien und selbst aus Konstantinopel herbei eilen wird, was nur immer aufgeregt werden kann.

Unter solchen Verhältnissen fragt sich billig, was wird die zweite Armee vor Adrianopel ausrichten? . . . Hat man, zur größeren Vorsicht, schon bei Ausbruch des Krieges von der vortheilhaften Lage dieser anderen Hauptstadt des Landes Nutzen gezogen, mehrere Posten außer derselben verschanzt, Geschütz und Munition so viel als möglich dahin gebracht, und die Bewohner auf den Widerstand, den sie leisten sollen, bereitet, so wird natürlich die Lage der Russen noch kritischer. Wie sollen sie erkleckliches Geschütz mit sich haben schleppen können, um die Stadt mit Nachdruck zu beschießen? Wollten sie, nach einigem Lärm, geradezu stürmen, so hieße das den Stier bei den Hörnern fassen. Ein Sturm nähme den Russen die taktische Ueberlegenheit, und versetzte die Türken in die Kampfweise,

worin ſie am ſtärkſten ſind. Der Sturm könnte den Ruſſen 10,000 Mann koſten; er würde, wenn er gelänge, die zweite Armee für den Hauptzweck des Manövers unbrauchbar machen, und wenn er nicht gelänge, ihre Exiſtenz auf's Spiel ſetzen.

Nehmen wir aber das Unwahrſcheinliche an. Adrianopel ſey gefallen und die Ruſſen ſtehen 30,000 Mann ſtark in und um die Stadt. Der Oberfeldherr laſſe dieſelbe ſogar durch Truppen der Hauptarmee bis auf 40,000 Mann verſtärken. Nun ſetzen wir aber auch, der Großvezier ſehe klar genug, um dadurch nicht im Geringſten irre zu werden. Seine Maßregeln, auf dieſen Fall berechnet, beſchränken ſich auf folgende: Ohne die Fronte aufzudecken, verſtärkt er ſeine Truppen im kleinen und großen Balkan, in welchen er die Zugänge und Orte im möglichſt großen Halbweſſer hat verſchanzen laſſen. Alle moraliſchen Federn werden losgelaſſen. Das ganze Gebiet von der Hauptſtadt bis Adrianopel, ſo wie von der Maritza und vom Rhodope ſteht in Waffen. Auf dem Balkan, überhaupt von Adrianopel bis Tyrnowa und bis an die Eſtker wird der kleine Krieg geführt, jeder ruſſiſche Poſten bekämpft, die Zufuhr verengt und gehindert, die türkiſche Donauarmee erſchreckt, ſo ſehr ſie vermag, das linke Donauufer, ſchickt kecke Haufen von Sophia und Dupnitza in's Maritzathal und drängt mit ihrer Hauptkraft am rechten Ufer der mittleren Donau über die Eſtker und bis an die Yantra herab, was ihr nur durch die feindliche Hauptarmee gehindert werden könnte. Dieſe aber ſteht vor Schumla. Bräche dieſelbe wirklich auf, um die Donau-Armee über die Yantra und Eſtker zurückzuwerfen, ſo würfe der Großvezier, was vor ihm an ruſſiſchen Beobachtungstruppen ſteht, über den Haufen, ließe im Lager

von Schumla 20,000 Mann, und rückte mit den übrigen ſchnell an die Donau. Dort entſetzte er Ruſtczuck, wenn es noch nicht genommen wäre, und brächte den Kriegsſchauplatz wieder an die Donau, was jederzeit ſein feſt im Auge gehaltenes Ziel ſeyn muß. Er weicht der Schlacht aus, welche ihm die ruſſiſche Hauptarmee anbieten kann, außer dieſe wäre ſehr mürbe, und er könnte im Verein mit der eigenen Donauarmee unter ſehr günſtigen Verhältniſſen ſchlagen.

Was wird die zweite ruſſiſche Armee in Adrianopel thun? Sie ſoll gegen das Lager von Schumla im Rücken wirken, d. h. ſie ſoll im Balkan fechten. In Adrianopel, oder in einem Lager bei dieſer Stadt, muß ſie die Hälfte ihrer Stärke zurücklaſſen, ſonſt kann ſie dieſen ihr ſo wichtigen Punkt nicht halten. Was wird der Reſt, der, überall im Nachtheil des Bodens, gegen einen zahlreichen Feind ficht, jeden Ort und jeden Engweg erobern, und, was ſchlimmer, halten muß, Erkleckliches ausrichten? Von was endlich wird dieſes Corps leben? Die Operation kann, wenn die Türken ihre Maßregeln gehörig nehmen, nur ſcheitern.

Dieſe lange Auseinanderſetzung zeigt:

1) die Wichtigkeit der Aufſtellung der Donauarmee und ihres Beharrens an dieſem Fluſſe. Zum Bezirk dieſer Armee ſoll alles Land zwiſchen dem Archipel, der Donau, dem joniſchen und adriatiſchen Meere gehören;
2) die Wichtigkeit des Beharrens in der Gegend von Schumla;
3) den Vortheil, vor Ausbruch der Feindſeligkeiten ſchon ein völliges Vertheidigungsſyſtem für den Balkan einzurichten;

4) die große Wichtigkeit der Donaufeſtungen vor, während und nach dem Marſche des Feindes über den Strom.

Dieſe vier ſtrategiſchen Größen werden auf den Gang des Feldzuges, wie er auch immer ſey, jederzeit einen durchgreifenden und entſcheidenden Einfluß üben.

Was insbeſondere die Donaufeſtungen betrifft, ſo fällt in die Augen, daß je größer ein Platz an dieſem Strome, deſto gefährdeter die Magazinslinie des Feindes bleibe, deſto geringeren Nachſchub alſo auch die ruſſiſchen Reſerven leiſten können. Je größer ein Platz, deſto gefährlicher aber auch deſſen Einfluß auf alle offenſiven Operationen der Ruſſen auf dem rechten Ufer, deſto wichtiger für ſie deſſen Beſitz, deſto gebundener die Reſerve, deſto wahrſcheinlicher, daß ſich ein Theil der Angriffsarmee gleichfalls mit deſſen Wegnahme beſchäftige, und dieſelbe vor weiteren Operationen abwarte: deſto wichtiger demnach für die Türken, daß ſich beſonders die großen Plätze lange vertheidigen. Hiezu kömmt, daß nur ein großer Platz dieſen die Verlegung des Kriegsſchauplatzes an die Donau ſichert. Widdin *) muß im Nothfalle einen großen Theil der türkiſchen Donauarmee aufnehmen und denſelben ſichern können, daß ſie nicht von der Donau zu laſſen brauche. Es ſoll daher beſtmöglich ausgebeſſert, auf ein Jahr verpflegt, mit einem verſchanzten Lager und (ein unbegreiflicher Abgang!) mit einem ſtarken Brückenkopfe auf dem linken Ufer bei Kalefat verſehen werden. Es iſt von entſcheidender Wichtigkeit für den Gang des Feldzuges, daß die Pforte in dem Paſcha von Widdin einen ihrer geſchickteſten und treueſten Offiziere habe.

*) Die zwei wichtigſten Plätze für die Türken in ſtrategiſcher und örtlicher Beziehung ſind Widdin und Ruſtczuck.

Rustczuck soll die Lehne und der Drehpunkt der türkischen Hauptarmee seyn. Es ist der wichtigste, und muß der stärkste Platz an der Donau seyn. Man weiß, was Rustczuck im letzten Kriege geleistet hat. Man muß aber auch voraussetzen, daß es in einem künftigen Falle von den Russen verständiger angegriffen werden werde. Rustczuck muß mit Giurgew und der zwischen beiden liegenden Insel ein übereinstimmendes Ganzes bilden; wenn auch an Bau nach wissenschaftlichen Grundsätzen bei den politischen Verhältnissen und den Umständen der Türken nicht zu denken ist. Man muß nicht Giurgew vor der Nase wegnehmen, und auf der Donau-Insel die Belagerung von Rustczuck führen können. Dem Gesagten zufolge wären:

1) die Mauern von Rustczuck und Giurgew gehörig zu terrassiren, und die Gräben breiter und tiefer zu machen;
2) die Fronte am rechten Lom-Ufer soll mehr Relief bekommen und dahinter ein Abschnitt und Graben gezogen werden. Diese Fronte, wie sie dermalen beschaffen, kann dominirt und enfilirt werden, und ist überhaupt schwach;
3) alle Courtinen von Rustczuck sind zu lang und können durch Rikoschetschüsse gefegt werden; ja sie sind stellenweise von dem Musketenfeuer des Feindes beherrscht. Sie sollen also hie und da Seitenvertheidigung, Cavaliere und starke Traversen bekommen;
4) das Caravanserai in der Lomspitze, und das verschanzte Lager daselbst sind nicht fest genug; der Punkt ist so wichtig für den Platz selbst und für die Donau, daß dafür das Mögliche gethan werden soll;
5) da die Werke von Rustczuck, selbst nach den angeführten Verbesserungen, nicht beruhigen, so soll der

Stadt durch Abschnitte, Benützung der Moscheen und gemauerten Gebäude u. s. w. viele Vertheidigung gegründet werden;

6) die Batterien und Redouten längs der Donau müssen von starkem Profil, und für zahlreiches schweres Geschütz eingerichtet seyn;

7) die Inseln müssen, nach der von dem Terrain angedeuteten Weise, verschanzt, und dabei Rücksicht genommen werden, daß die Verbindung auf der Donau, oberhalb und unterhalb, für feindliche Flottillen aufgehoben seyn soll, wie dies leicht bewerkstelligt werden kann;

8) Giurgew soll in Stand gesetzt werden, eine Belagerung in Regel auszuhalten;

9) es soll eine gesicherte Verbindung zwischen Giurgew und Rustczuck eingerichtet werden.

Im vergangenen Kriege hielt Rustczuck Monate lang die feindliche Hauptkraft gefesselt. Es wird dies wieder, wenn der Platz in Stand gesetzt ist, 20,000 Mann Besatzung und Lebensmittel auf ein Jahr hat, und wenn der Großvezier (in Schumla) und die Donauarmee sich gehörig benehmen. Haben die Türken die Uebermacht auf der Donau, so mögen die Russen immerhin auf Adrianopel marschiren! Jede Operation der türkischen Donauarmee stromabwärts, während Rustczuck noch hält, kann von den gefährlichsten Folgen für die Russen werden. Hätte, während Kamensky den Platz belagerte, nur einiges vernünftiges Zusammenwirken zwischen dem Großvezier, der in Schumla stand, und den Paschen, welche schon über die Yantra gerückt waren, stattgefunden, so würden die Russen dort ihre Armee verloren, oder die Belagerung aufgegeben haben. Wäre der Großvezier, sobald Kamensky vor

Schumla ihn losließ und Rustczuck belagern ging, thätig geworden: hätten die Russen den Platz bekommen, sie, die in der peinlichsten Verlegenheit waren, eben als er sich ergab? — — —

Silistria ist der dritte wichtige Platz an der Donau. Es versteht sich, daß auch dieser, wie alle übrigen, und selbst die geringen, in guten Stand gesetzt werde. In früheren Kriegen beschoßen die Russen von der Donauinsel die Stadt, und setzten sich völlig darauf fest. Dem soll vorgebeugt werden. Es wäre von großem Nutzen, schon zu Silistria die Sperrung der Donau zu bewerkstelligen. Dies könnte, wenn die Insel eingesehen ist, durch ein kasemattirtes, sturmfreies Werk geschehen.

Wenn die Pforte ihr Volk gehörig aufzuregen gewußt hat, und der Großvezier und die Donauarmee ihre Schuldigkeit thun, so dürfte der erste Feldzug nicht zu weiterer Entwicklung kommen, als wir demselben bis hieher gegeben haben. Er mag im nächsten Jahr nur wieder beginnen. Selbst wenn, wie wahrscheinlich, Silistria mit ein paar andern Plätzen, und, wie möglich, sogar Rustczuck gefallen wäre, so gibt dieser Gewinn dem Feinde für den nächsten Feldzug noch immer kein, den Bestand der europäischen Türkei gefährdendes Uebergewicht, wie sich aus dem bereits Gesagten abnehmen läßt, und aus dem, was noch zu sagen übrig bleibt, deutlicher werden wird.

Wir wollen annehmen, ein zweiter Feldzug führe die Russen unmittelbar vor Schumla. Rustczuck und Silistria seyen genommen, und dienen dem Feinde zu Brückenköpfen und Sicherungspunkten seiner Basis. Der Großvezier, erschreckt oder geschlagen, weiche aus seinem Lager. Die Russen besetzen Schumla. Der Marsch über den Balkan werde ausgeführt, und das russische Heer sammle im

strategischen Aufmarsch zwischen Burgas und Adrianopel, d. i. zwischen dem schwarzen Meere und der Maritza, die Kräfte zum Angriffe auf die nur 5 oder 6 Märsche entfernte Hauptstadt. Dieser Aufmarsch bezeichnet die dritte Epoche.

In derselben sind folgende Fragen wichtig:

1) Wann und wie stark kann die feindliche Macht in diesem Aufmarsche stehen?
2) Wo ist die türkische Haupt- und wo die Donauarmee?
3) Welche Anstalten und welche Operationen haben die kriegführenden Mächte im schwarzen Meere gemacht?

Es wäre nicht schwierig, nachzuweisen, daß der erste Feldzug den Russen zum wenigsten das Drittheil, vielleicht die Hälfte ihrer Armee vor dem Feind und in den Spitälern gekostet haben müßte. Der ungeheure Ersatz sey aber bei Beginn des zweiten geleistet. Der Oberfeldherr sey mit 180,000 Mann am 1. Juni über die Donau gegangen, während 120,000 Mann in der Moldau und Wallachei sich sammeln, die Magazine sichern, das Geschäft der Nachfuhr bis an's rechte Donauufer besorgen, — die Donau von Ismael bis Orszowa, eine Strecke von mehr denn 200 Stunden, zu behaupten beflissen sind, ferner zur Ergänzung der operirenden Armee und zur Ablösung in mehreren Posten, zwischen der Donau und dem Balkan, sich bereit halten.

Es ist natürlich, daß der russische Oberfeldherr nicht vor die Hauptstadt rücken kann, ohne vorher Rustczuck und Silistria und das Lager von Schumla wohl besetzt, Zwischenpunkte auf seiner Operationslinie gegründet, des Balkans zwischen und an demselben sich bestmöglichst versichert, und gegen die feindliche Donauarmee eine Masse

aufgeſtellt zu haben, welche ihn völlig über ſeine Baſis beruhigt.

Weiter, ob der Großvezier durch unmittelbar bei Schumla oder durch auf der Linie von der Donau an die Maritza angewandte Gewalt aus ſeiner wichtigen ſtrategiſchen Stellung getrieben worden ſey, ſo muß man doch dafür einen Monat Zeit und 20,000 Mann Verluſt der Ruſſen (auf ihrer ganzen Linie) in Rechnung bringen; das Gleiche an Zeit und die Hälfte an Kraft bis zur Feſtſetzung in der ſtrategiſchen Stellung von Burgas nach Adrianopel. Die drei ruſſiſchen Armeen, welche für den Feldzug auf dem rechten Donauufer beſtimmt ſind, nämlich die Hauptarmee, die zweite Armee und die Küſten-Armee dürften aber auch nach wahrſcheinlicher Berechnung bis zum 1. Auguſt, als dem Tage, da die gegen die Hauptſtadt verwendete Kraft im Aufmarſch von Burgas bis Adrianopel ſteht, an Verſtorbenen und Kranken zum wenigſten einen Abgang von 20,000 Mann haben, was alſo den Stand der drei Armeen dieſſeits der Donau am genannten Tage auf 130,000 Mann bringt, eine Kraft, welche das Maximum überſteigen dürfte, was von der Moldau und Wallachei aus mit der äußerſten Anſtrengung am rechten Ufer ernährt werden kann.

Vertheilung dieſer Streitkräfte:

A. Reſerve im Lager von Schumla, zum Nachrücken in die Linie von Burgas bis Adrianopel beſtimmt . . . . . 20,000 M.

B. Vor Warna an der Küſte im Balkan (Theile der Küſtenarmee) . . . . 10,000 „

C. II. Armee in der Flankenſtellung an der Eſker und oberen Maritza, oder offenſiv gegen die obere Donau . . 40,000 „

D. Armee im strategischen Aufmarsch von
Burgas bis Adrianopel . . . . . 60,000 M.
Obige 130,000 M.

60,000 Mann sind aber keine genügende Kraft, um eine Hauptstadt, wie Constantinopel, wenn sich dieselbe vertheidigen will, mit Erfolg anzugreifen. Der russische Feldherr, dies fühlend, werde, wir wollen die Gegenrücksichten außer Acht lassen, 20,000 Mann der Reserve (obwohl diese am 1. August nicht über 100,000 Mann zählen kann) auf das rechte Ufer rücken lassen, dafür die gleiche Zahl aus dem Lager von Schumla an sich ziehen, was ihm 80,000 Mann gibt. Mit diesen bricht er am 10. August gegen die 6 Märsche entlegene Hauptstadt auf.

Aber wo ist die türkische Haupt-, wo die Donau-Armee? Hat sich der Großvezier mit der gesammten Hauptarmee nach Constantinopel geworfen, so wird er die letzte Hand an die Vertheidigungs-Anstalten daselbst zu legen haben und dem Feinde beim Vormarsch in den verschiedenen Defiléen, so gut er kann, Zeit und Menschen verlieren machen. Er soll überdies Sorge tragen, daß der kleine Krieg im Balkan und überhaupt im Rücken der feindlichen Armeen recht lebendig geführt werde, und endlich die Donauarmee beauftragen, entweder [illegible] feindliche II. Armee oder in der Wallachei und, [illegible] ständen dies- und jenseits der Donau, in die [illegible] Offensive überzugehen und sich dabei zum Hauptgrundsatze zu machen, die Donau so weit als möglich hinabzudrängen, jedoch, außer in höchst günstigen Verhältnissen, keine Schlacht gegen die gesammelten Kräfte des Feindes zu liefern. Die westlichen Provinzen müssen thätiger als je die Donauarmee verstärken.

Dieſe Anſtalten werden in dem Verhältniſſe gefährlicher auf die ruſſiſche Hauptarmee wirken, als der Angriff auf Conſtantinopel ſie tiefer und tiefer in den Herbſt hineinzieht. Setzen wir nun, der Großvezier habe den Rückzug nicht nach der Hauptſtadt genommen, die er durch ihre Bewohner, durch ihre Reſerven aus Aſien, durch die aufgerollte Bevölkerung aus den thraziſchen Orten ohnedies reichlich beſetzt wußte, ſondern er habe ſich über die Mariza geworfen und dorthin auch die Verſtärkungen rücken laſſen, welche Aſien und die Hauptſtadt ihm bereit hielten. Es fällt in die Augen, daß, wenn zu den obigen Maßregeln noch dies Manöver kommt, die Wirkung davon auf die feindliche Hauptarmee unmittelbar, ſchnell und entſcheidend ſeyn könne. Mit jenen Verſtärkungen, mit den Reſten ſeines Heeres, mit dem ſtreitfähigen Volke, das er von der Donau bis über die Mariza aufraffte, mit den Zuflüſſen aus dem Gebiete in ſeinem Rücken, auf die blühendſten Provinzen des Reiches baſirt, wird er die ruſſiſche Hauptmacht in ihrem ſtrategiſchen Aufmarſch gefeſſelt halten. Rückt dieſe, um ſich Luft zu machen, über die Mariza, ſo zieht ſich der Großvezier, ohne die Schlacht anzunehmen, zurück. Der Feind kann nicht weit folgen, ohne ſeinen Rücken gegen die Armee in der Hauptſtadt preiszugeben, ohne von ſeinen Verbindungswegen mit der Donau zu weit abzugehen, ohne Zeit und Menſchen für den Hauptzweck zu verlieren. Der Großvezier hat Land genug hinter ſich, und der Feind würde bei weiterer Verfolgung den Untergang finden. Kann er den Großvezier nicht zur Schlacht bringen, ſo kann er nicht auf die Hauptſtadt rücken. Er müßte befürchten, alſogleich in's thraziſche Delta eingeengt zu werden; er könnte nicht zugleich ſeine Verbindungen erhalten und die Hauptſtadt

angreifen; er würde ſich auch in dieſem Falle dem Untergange ausſetzen. Er kann aber auch nicht im ſtrategiſchen Aufmarſch ſtehen bleiben, da jeder Tag die karg zugemeſſene Kraft herabſetzt und die Verlegenheiten der Verpflegung mehrt. Alſo muß er zurück an die Donau. Mit welchen Folgen dies für ihn verbunden ſeyn wird, wenn der Großvezier nachdrängt und ihn nicht ausläßt, oder wohl gar die türkiſche Donauarmee bis Ruſtczuck gedrungen iſt, iſt leicht zu bemeſſen.

Die Perſon des Großveziers und ein Theil ſeiner Truppen könnten in der Hauptſtadt unentbehrlich ſeyn. Dies hindert nicht, daß der Reſt das Manöver hinter die Maritza ausführe und dort den Kern für die Zuflüſſe aus den Provinzen in ſeinem Rücken bilde. Die Wirkſamkeit wird in dem Verhältniſſe der Stärke dieſer Flankenmaſſe und der Klugheit ihrer Verwendung ſeyn.

Wie wird aber die ruſſiſche Hauptarmee in dem ſtrategiſchen Aufmarſch ſich verpflegt haben? Wie denkt ſie während der Dauer des Angriffs auf die Hauptſtadt ſich zu verpflegen? Dies führt zur dritten Frage, zu den Angelegenheiten im ſchwarzen Meere.

Die Hauptmaſſe der Verpflegung muß, als auf die Magazinslinie am linken Donauufer baſirt, vorausgeſetzt werden, aber man ſieht bald, wie groß der Vortheil für die Ruſſen würde, wenn ſie an der Küſte des ſchwarzen Meeres mehrere Punkte gewännen, wo die Flotte die Bedürfniſſe an Lebensmitteln, Munition, Geſchütz und an Truppen-Nachſchub ihnen aus den ruſſiſchen Häfen zuführen könnte. Der Marſch nach Conſtantinopel iſt militäriſch ohne das Uebergewicht der Ruſſen im ſchwarzen Meere gar nicht denkbar.

In den Kriegen bis jetzt war dies Uebergewicht noch niemals auf Seite der Ruſſen. Dieſe haben noch heut-

zutage nicht mehr als 5 Linienschiffe dort. Die Türken können im Nothfall das Doppelte ausrüsten. Sey aber, daß die Russen seither an Geschicklichkeit im Seewesen zu- und die Türken in demselben Verhältnisse darin abgenommen haben, so ist es auch gar nicht nothwendig und wäre vielmehr ein bedeutender Mißgriff, daß die Letzten den Hülfskrieg im schwarzen Meere für einen Ehrenstreit, wer den andern schlage, nehmen, oder wohl gar mit nicht gerade zum Zweck wirkenden Angriffen auf den oder jenen russischen Hafen (ob sie nun gelingen oder nicht) ausfüllen. Wenn sie von dem Gesichtspunkte ausgehen, daß die Operationen im schwarzen Meere rein denen der Landarmee dienend seyn müssen, so werden sie etwa folgende Maßregeln zu nehmen haben:

1) Die wenigen Küstenpunkte, wo eine Landung ausführbar, von Warna bis an den Bosphor, werden sie möglichst haltbar machen.
2) Die Häfen oder Rheden derselben durch Strand-Batterien decken und schwere Schiffe in genauer Berücksichtigung der Strömung und herrschenden Windstriche dort emboſſiren.
3) Die Verbindungen zwischen den erwähnten Küstenpunkten und der Hauptstraße von Schumla über Aidos nach Constantinopel werden sie nach Thunlichkeit zerstören; endlich
4) dem Kapudanpascha auftragen, mit der disponiblen Flotte hauptsächlich Warna, und sobald der Großvezier Schumla aufgegeben, den Golf von Burgas und den kleinen Hafen von Midia zu decken, und bei der Hand zu seyn, wenn die Feinde eine Landung in Asien oder Europa oder die Einfahrt in den Bosphor versuchen.

Es sey aber keine türkische Armee am 10. August hinter der Maritza gesammelt und der Großvezier mit seinen Resten in der Hauptstadt. Die russische Haupt-Armee, unbedroht in ihrer Flanke, breche an diesem Tage auf, und eine russische Flotte halte das schwarze Meer. Nicht mehr als 4 Tage haben der Feind und die Vorschiebung der Verpflegung dem russischen Oberfeldherrn verlieren machen; er erscheine am 20. August vor Constantinopel. Nun geht die vierte Epoche an.

Der Abgang vom 1. bis 20. August an Kranken betrage nicht über 2000 Mann. Eine nicht größere Zahl sey während des Vormarsches bis Constantinopel verloren worden. Der Oberfeldherr habe, diesen Verlust zu ersetzen, 4000 Mann aus der zweiten Linie in die erste genommen, und während er in Adrianopel und von der Maritza bis Burgas, und von Rodosta bis Midia etwa 15,000 Mann läßt, habe er eine Kraft von 60,000 Mann unmittelbar vor Constantinopel vom Propontis bis zum Bosphor versammelt. Feldgeschütz kann er einiges über den Balkan gebracht haben; Belagerungsgeschütz wird ihm die Flotte zuführen; er denkt dessen auch in Tophana, im Arsenal oder zum wenigsten in den Vertheidigungswerken des Bosphor zu finden. Seine Absicht geht demnach dahin, sich zunächst der Vorstädte zwischen dem Bosphor und dem Hafen zu bemeistern. Er wird gleichzeitig von den Wasserwerken bei Pyrgos und Bagdschekö Besitz nehmen, um der Stadt und den genannten Vorstädten alsogleich den Zufluß an Trinkwasser abzuschneiden und endlich die europäischen Schlösser und Batterien des Bosphor angreifen, um Geschütz zu nehmen, die Einfahrt in den Bosphor und den Uebergang nach Asien vorzubereiten. Die russische Flotte sucht einstweilen Midia zu gewinnen und zum Entrepot

der Belagerung einzurichten; oder sie wirft Truppen auf's asiatische Ufer, welche die Batterien und Schlösser auch dort angreifen und Scutari in Besitz nehmen; dringt dann in den Bosphor und durchschneidet die Verbindung zwischen der Hauptstadt und Asien.

Gegen dieses Lieblingsprojekt hier nur einige allgemeine Bemerkungen. Von der Donau bis Constantinopel sind 100, von Schumla bis ebendahin 86 Wegstunden. Um der Zufuhr nur einigermaßen sicher zu seyn, muß die russische Armee das Land zwischen der Eskr und dem schwarzen Meere oder zum wenigsten zwischen der Yantra und dem schwarzen Meere, den Balkan zwischen Gablowa und dem schwarzen Meere und diesseits zwischen der Maritza und ebendemselben inne haben, und nicht bloß strategisch inne haben, sondern fortwährend darin die Kräfte unterhalten, welche die Zufuhr- und Rückzuglinien über Adrianopel und Tyrnowa, über Jamboli und Rasgrad, über Karnabad und Schumla, über Aidos und Paravadi, über Burgas und Warna von Angriffen größerer oder kleinerer Haufen freihalten.

Welche Schwierigkeit diese geregelte Zufuhr für anderthalb hundert tausend von der Donau bis an den Propontis stehende Mann in einem Lande habe, an dessen Organisirung gar nicht zu denken ist, fällt in die Augen. Wie sehr diese Schwierigkeit wachse, wenn man bedenkt, daß Servien, Bosnien, Albanien, der größere Theil von Thrazien und Macedonien auf die Zufuhr- und Rückzuglinien drücken, daß aus diesen Ländern in wenigen Tagen ein Heer zusammenlaufen und wie ein reißender Strom auf die 100 Stunden langen Linien sich werfen kann, ist eben so klar. Wie entscheidend groß endlich die Gefahr und unüberwindbar diese Schwierigkeiten werden, wenn

zu allem dem noch eine an der Donau thätige und eine an der Maritza ſich ſammelnde türkiſche Armee kommen, braucht eben ſo wenig Erklärung.

Was nun Conſtantinopel und die Umgebungen betrifft, ſo reichen vorderhand einige allgemeine Bemerkungen aus, um den Erfolg des Angriffs anzudeuten:

1) Conſtantinopel (die Stadt ſelbſt) iſt durch eine dreifache, hohe, mit Thürmen verſehene Mauer, von einer deutſchen Meile Länge, auf der Landſeite geſchloſſen. Es iſt an der Hafen- und Seeſeite gleichfalls ummauert.
2) Conſtantinopel ſowohl als deſſen europäiſche Vorſtädte ſind in zur Vertheidigung ſehr günſtiger Lage. Einige Werke vor die Landſeite der Stadt gelegt, einige zwiſchen dem Hafen und Bosphor, trotzen einer Maſſe von Angriffskräften, die unter den dermaligen Verhältniſſen kein Feind vor Conſtantinopel ernähren kann.
3) Die nächſte Umfaſſungslinie von Conſtantinopel und deſſen haltbaren europäiſchen Vorſtädten beträgt über 2 deutſche Meilen zu Lande.
4) Die ganze männliche Bevölkerung der Hauptſtadt iſt bewaffnet und kriegeriſch.
5) Alle Kriegsbedürfniſſe befinden ſich dort als im Mittelpunkte des Reiches vereinigt und in einer Menge, gegen welche eine belagernde Armee den Kürzeren ziehen muß.
6) Im Innern von Conſtantinopel bilden das Serail, die Moſcheen, die Beſeſtans und eine Menge großer Bauten ohne Geſchütz nicht zu nehmende Citadellen.
7) Der Waſſerbedarf von Conſtantinopel iſt dermalen täglich 266,000 Kubikfuß, die Verwendung für

religiöſe Gebräuche mit eingerechnet. Der große Behälter, Yeri-battan-ſerai, im Innern der Stadt, welcher dermalen gefüllt iſt, faßt allein 12 Millionen Kubikfuß Waſſer, und von den übrigen offenen und geſchloſſenen Ciſternen ſind ohne viele Mühe ſo viele bald in den Stand zu ſetzen, um den Waſſerbedarf für hinlänglich lange Zeit zu ſichern.

8) So lange die Verbindung mit Aſien nicht unterbrochen iſt, kann Mangel an Lebensmitteln nicht ſtattfinden.

9) Die Schlöſſer am Bosphor ſind ohne Angriff durch ſchweres Geſchütz nicht zu nehmen.

10) Die Einfahrt aus dem Bosphor in den Hafen und in den Propontis iſt durch überwiegendes Geſchütz zu vertheidigen.

11) Scutari hat 60,000 Einwohner und iſt auf ganz Kleinaſien baſirt.

12) Im J. 1807, da die engliſche Flotte vor Conſtantinopel erſchien und die Stadt in Brand zu ſchießen drohte, warfen die Bewohner in ein paar Tagen einige 30 Batterien auf, und führten 1200 Geſchütze in dieſelben. Zu welchen Anſtrengungen kann der Türke nicht gegen ſeinen Erbfeind gebracht werden!

Berückſichtigt man neben den Wirkungen auf die 100 Stunden lange Rückzugslinie den Widerſtand, welchen die Stadt zu leiſten im Stande iſt, und hält dagegen eine Armee von 75,000 Ruſſen, dürftig mit Feldgeſchütz verſehen und nur von einem Tage zum nächſten mit Verpflegung verſehbar, eine Flottille, die, wenn es hoch kömmt, 6000 Mann Landtruppen faſſen kann, und deren Bewe-

gungen mit ſo weniger Zuverſicht in Uebereinſtimmung mit denen der Landarmee zu bringen ſind, bedenkt man dieſe Kräfte von Adrianopel bis Conſtantinopel und bis an die Küſte von Aſien auf 50 Stunden Wegs gedehnt: ſo ergibt ſich das Ende von ſelbſt.

II.

In dem bisher Geſagten iſt alle Wahrſcheinlichkeit zu Gunſten der Ruſſen erſchöpft worden, um dieſelben mit 75,000 Mann zu einer mißlingenden und die Armee auf das Spiel ſetzenden Unternehmung bis vor Conſtantinopel zu führen. Dieſe Operation ward mit der Vorausſetzung begleitet, daß die Rajas in Griechenland, in Albanien, Bosnien, Servien und in der Bulgarei nicht in Maſſe die Waffen in die Hand nehmen und als offene Feinde gegen die Pforte auftreten.

Mehr zur wiſſenſchaftlichen Unterſuchung, als in Berückſichtigung, daß dies in unſeren Tagen ſich ereignen könne, wollen wir die Frage der Eroberung der europäiſchen Türkei nunmehr aus dieſem ſo verſchiedenen und wichtigen Standpunkte betrachten.

Die Hülfen, welche der Aufſtand der Rajas in früheren Kriegen Rußland leiſtete, waren von zunehmender Bedeutung, und während des letzten Krieges beſchäftigte Servien allein eine Maſſe türkiſcher Streitkräfte, kaum geringer als diejenige, welche den ruſſiſchen Armeen entgegenſtand. Den entſcheidenden Dienſt könnten die Ruſſen durch die Bulgaren erhalten, welche den unmittelbaren Kriegsſchauplatz bewohnen. Die Ruſſen haben auch, beſonders im letzten Kriege, dies ſtreitbare Volk, wie in anderen, Albaneſen, Moreoten und Serviern aufzuregen

geſucht, — eine Legion Bulgären gebildet und bis auf 1500 Mann gebracht, — und in Ruſtezuck allein über 500 Familien für ſich gewonnen gehabt, welche bei der Räumung dieſes Platzes nach der Wallachei gezogen, ſeither aber wieder auf das rechte Donauufer zurückgeſtellt wurden.

Das Verheerungsſyſtem der Ruſſen in den Feldzügen auf dem rechten Donauufer hat zwar die Bulgaren nicht wenig abgekühlt, und es vereinten dieſelben ihre Kräfte mit denen der Türken, um den Feind auszuſtoßen. Aber das Beiſpiel eines glücklichen Aufſtandes von irgend einem Theile der Rajas der europäiſchen Türkei gegeben, und die Wirkung derſelben auf die übrigen Rajas iſt unberechenbar. Die Pforte muß in dieſem Falle, und wenn keine europäiſche Macht im Kampfe gegen Rußland als ihr Verbündeter auftritt, ſich gefaßt machen, in den Rajas offene Feinde zu finden. Der Aufſtand in der Morea und im griechiſchen Feſtlande würde, ſelbſt wenn eine ruſſiſche Flotte im Archipel erſchiene, nur in ſo fern in den Gang des Krieges im Allgemeinen Einfluß gewinnen, als er türkiſche Streitkräfte aus Albanien dahin zöge, deren Abgang in Servien und an der Donau fühlbar wäre. Die Beſatzung und Verproviantirung der feſten Punkte ſollte in jenen Ländern für die Defenſive zureichen.

Albanien und Epirus ſind durch das, was ſeit 20 Jahren dort vorgefallen, für lange Zeit außer Stande, eine Zahl chriſtlicher Rajas zu vereinigen, ſtark genug, um trotz der Thätigkeit der Paſchen einen gefährlichen Aufſtand zu veranlaſſen. Die Intereſſen der Rajas dürften in dieſen Ländern überdies von anderer Seite und triftig angeſprochen ſeyn.

Anders Bosnien und Servien. Das erſte dieſer beiden Länder iſt zwar ein ruhiges zu nennen, wo die Verhältniſſe

und ſelbſt die Beſchaffenheit des Bodens den Aufruhr weniger begünſtigen. Servien aber, für den gegebenen Fall gewiß eifrig durch die Ruſſen bearbeitet, würde nicht anſtehen, mit Kraft die Fahne des Aufruhrs zu ſchwingen. Wenn es für die Pforte rathſam iſt, die Bulgaren mit Glimpf zu behandeln und durch verſöhnende Maßregeln den Brand zu theilen und abzuſondern, ſo darf ſie gegen die Servier, die durch Lage, Stärke und Beiſpiel von erſter Wichtigkeit ſind, keine Zeit verlieren. Sobald die Rüſtungen zur Vertheidigung gegen Rußland beginnen, ſoll den Serviern alſogleich das Contingent abgefordert werden, und zwar in einer Friſt, welche, wenn es verſagt wird, den Türken die Zeit läßt, dem Aufſtande, bevor die Ruſſen beiſpringen, die Flechſen durchzuhauen.

Das Volk iſt ſeit den letzten Unruhen entwaffnet, und die neu angelegten Plätze ſtellen ein für die Türken günſtigeres Verhältniß her, als dies damals der Fall war. Die türkiſchen Befehlshaber ſind dadurch im Stande, die Vereinigung und das Umſichgreifen des Aufſtandes zu hindern. Das Beiſpiel des Erfolges der Gewalt iſt ein Sieg über die Rajas im Allgemeinen, und dürfte die Bulgaren zurückhalten. Dieſe können übrigens in keinem Falle, vor dem Rückzuge der türkiſchen Hauptmacht über den Balkan, in Maſſe losbrechen.

Wäre aber der Aufſtand der Rajas nicht zu verhindern geweſen, und zu lähmen verabſäumt worden, ſo muß ſich die Pforte darauf gefaßt machen, Adrianopel als ihre Vormauer und Conſtantinopel als ihren Brückenkopf in Europa zu vertheidigen.

Hält ſich die Donaulinie, wie ſie ſoll und kann, und verwahrt ſich der Großvezier in der ſtrategiſchen Stellung von Schumla, ſo wird, wie aus dem Früheren hervorgeht,

noch immer der erste Feldzug der Russen nicht [illegible] Angriff auf die Hauptstadt führen. Kosten aber die Donaufestungen dem Feinde weder viele Zeit noch Leute, läuft die türkische Armee, wie vor dem Frieden von Kainardi, aus dem Lager von Schumla nach Hause, oder läßt sich der Großvezier durch Schlacht oder Manöver daraus werfen, so ist sehr wahrscheinlich, daß, schon im ersten Feldzuge, die Russen, 150,000 Mann stark, vor Constantinopel stehen, und wenn dort Alles versäumt ist und Niemand die militärischen Hülfen aufzufinden und zu benützen versteht, der Schrecken die Hauptstadt, und somit die europäische Türkei, besiege.

Dem sey nun wie ihm wolle, so ist bei einem Kriege, wo die Pforte neben den Russen auch den Rasas zu widerstehen sich bereiten muß, die Aufgabe für dieselbe ungemein schwer. Dennoch ist deßhalb ihr Platz in Europa noch nicht verloren, wenn sie anders im Verhältnisse des Zuwachses an Gefahr auch die eigene Energie höher bringt. Unter die wichtigsten Maßregeln vor und während des Krieges dürften folgende gehören:

1. Die Donauplätze auf die im ersten Abschnitte angegebene Weise in Stand zu setzen, — Belgrad, Widdin, Rustczuck und Silistria auf zwei Feldzüge, die übrigen auf einen zu verpflegen, mit zahlreichen Besatzungen und, was wichtiger, mit erprobten Befehlshabern zu versehen;

2. von dem Gesichtspunkte auszugehen, daß keinem Reiche und keiner Armee ein System von festen Punkten wichtiger ist, als der europäischen Türkei und dem türkischen Heere; daß nirgends Belagerungen mehr Beschwerden für den Angreifer mit sich bringen, als in der Türkei; daß keine Truppe schwerer hinter Verschanzungen und leichter im freien Felde zu überwinden ist, als die türkische.

Hieraus folgt, daß alle feſten Plätze im Lande in guten Vertheidigungsſtand geſetzt, vorzüglich aber in der Strecke zwiſchen der Donau, dem ſchwarzen Meere und dem Propontis jeder haltbare Ort, jeder Engweg verſchanzt und Alles zum ermüdendſten Widerſtande vorbereitet werden müſſe.

3. Eben ſo ſollen die beiden Hauptſtädte mit verſtändiger Benützung ihrer Lage verſchanzt und ſammt allen zu ihrem Vertheidigungsſyſteme gehörigen Punkten für die Gegenwehr, die ſie leiſten können, eingerichtet werden.

4. Die im vorigen Abſchnitte entwickelten ſtrategiſchen Grundſätze dienen auch jetzt noch zur Norm. Wenn auch ihre Ausdehnung nicht ganz mehr dieſelbe ſeyn wird, ſo bleibt demungeachtet ihre Beziehung zum Ganzen die vorige.

5. Der Verſuch der Einführung europäiſcher Taktik durch Europäer und unter ſolchen Verhältniſſen würde ſich entſcheidend ſtrafen, den Geiſt tödten, den Fanatismus entwaffnen, dem Nachdruck und der Einheit des Widerſtandes ſchaden, und, bei der Unmöglichkeit, das Neue ſo ſchnell, als im angegebenen Falle nöthig wäre, zu verdauen, im Günſtigſten noch etwas Halbes erzeugen. Es handelt ſich vielmehr darum, das den Türken eigenthümliche Kriegsſyſtem auf die höchſte Spannkraft zu bringen. Die europäiſche Türkei war nie ſchwächer, als unter dem letzten Selim.

6. Dagegen ſollen gewiſſe Grundfehler in der Ausrüſtung der türkiſchen Heere und in ihrem Benehmen vor dem Feinde verbeſſert werden, und dies kann um ſo leichter geſchehen, als die Verbeſſerung nur eine Zurückführung auf früher Beſtandenes iſt.

A. Das Heer muß eine größere Zahl Feldgeſchütz mit ſich führen. Die türkiſchen Heere, welche einſt die zahlreichſte Artillerie in Europa hatten,

litten in den letzten Kriegen Mangel an dieser Waffe. In die Schlacht von Battin (1810) brachten die Türken nicht 20 Kanonen, während ihre Gegner deren 100 führten. Bei Eröffnung des Feldzuges 1811 zählte die 60,000 Mann starke Armee des Großveziers nur 78 Geschütze. Mehrere Donau-Festungen, Schumla, Tyrnowa u. s. w., bieten sich zur einstweiligen Niederlage, um Feldgeschütz bei der Hand zu halten.

B. Es besteht kein geregelter Vorpostendienst, daher keine Kenntniß von den Bewegungen des Feindes, keine Hülle, keine Sicherheit. Im October 1811 konnte der russische General Markow mit seinem Corps drei Stunden unterhalb des türkischen, à cheval der Donau stehenden, Lagers über den Strom gehen, ohne daß man darin eine Ahnung von dieser Bewegung hatte. Die Flucht der Türken, der Verlust ihres Lagers, der Geschütze, der Vorräthe, waren hievon die Folge, und der Untergang des ganzen türkischen Heeres hätte folgen können, würden die Angreifer ihren Vortheil verstanden haben.

C. Die Feldverschanzungen der Türken, in früheren Zeiten colossal, sind heutzutage durchgehends zu schwach angelegt; Gräben, über die man springen kann; Brustwehren, über welche man ganz bequem in den Graben steigt, und umgekehrt, u. s. w. — Diesem Uebelstande abzuhelfen ist nothwendig und leicht.

Was nun den Feldzug selbst betrifft, so können in den Berechnungen für denselben folgende stätige Größen zu Grunde gelegt werden:

1. Der Feldzug kann nur im Juni beginnen und bis November dauern.

2. Krankheiten und Verluſt im Felde werden bis Ende des Feldzuges, bei thätigem Kriege, die Kräfte des Feindes auf die Hälfte herabgebracht haben.

3. Im Lager von Schumla können ſich 80,000 Mann gegen das doppelte der feindlichen Macht zwei Monate halten.

4. So lange die türkiſche Hauptarmee im Lager von Schumla ſteht, ob nun 60,000 Mann Servier und Ruſſen über Niſſa und Tyrnowa nach Adrianopel rücken oder nicht: ferner, ſo lange jene Hauptarmee im Rhodope ſich befindet, iſt für Konſtantinopel keine Gefahr.

5. Der Krieg ohne Schlacht im freien Felde, gegen die Lebensmittel, und durch die ganze türkiſche Bevölkerung in Waffen geführt, bleibt der richtige für die Vertheidigung der europäiſchen Türkei.

6. Eine ruſſiſche Flotte, welche Truppen nach Griechenland brächte, kann nicht mehr ſo viele Mannſchaft an Bord haben, als nöthig, um an den Dardanellen zu landen, die aſiatiſchen, dort verſammelten und verſchanzten Corps zu überwinden und Schlöſſer und Batterien zu nehmen. Ohne Landung aber würde die ruſſiſche Flotte gar nicht oder in einem Zuſtande durch die Dardanellen kommen, daß ſie der Hauptſtadt nicht gefährlich wäre.

7. Rußland kann im ſchwarzen Meere nicht in einem oder in ein paar Feldzügen ſo großes Uebergewicht erhalten, daß es eine bedeutende Truppenlandung am Bosphor auszuführen im Stande ſey.

8. Die Hauptſtadt, gehörig vorbereitet, kann ſich gegen 100,000 Mann mehrere Wochen hindurch bequem vertheidigen, und iſt überhaupt ohne große Geſchützmaſſen nicht nehmbar.

Ohne bei dem Widerstande von der Donau bis an die Hauptstadt, bei der Berechnung von Zeit und Verlusten, bei Aufzählung der noch immer ungemein vielen Schwierigkeiten der Verpflegung und des Nachschubes zu verweilen, wollen wir zu den Maßregeln übergehen, wodurch die Hauptstadt mit ihren Hauptvorstädten zur Vertheidigung gerüstet werden kann. Viele, darunter mehrere dermalen zu Constantinopel anwesende ausgezeichnete Offiziere sind der Meinung, die Türken sollen für diesen äußersten Fall noch vor Constantinopel eine Vertheidigung gründen, und erinnern deßhalb an die in ihren Spuren noch sichtbaren byzantinischen (anastasianischen) Linien, welche sich vorwärts Silivri an den Propontis lehnen und hinter Middia, bei Derkos, nach dem Pontus niedersteigen, also das thrazische Delta abschneiden. Außerdem, daß eine so gedehnte Linie weit mehr an Zeit und Geldmitteln, als eine tüchtige Befestigung der Hauptstadt, kosten würde, könnte sie auch, höchst wahrscheinlich, die Ausführung der letzteren verhindern, welche doch die wichtigere ist. Der Hauptstadt einen Strich Landes für eine gewisse Zeit zu sichern, ist bei der Beschaffenheit des Deltas, das, die Küste des Propontis ausgenommen, meist wüste liegt, kein Vortheil für dieselbe; überhaupt muß man, was die Verpflegung der Hauptstadt betrifft, nur auf Asien denken. — Wie lange würden so gedehnte Linien zu halten seyn? Mit diesen zugleich würde aber eine große Menge an Geschütz und andern Vertheidigungsmitteln verloren gehen, der Hauptstadt entzogen und dem Feinde, zum Angriff auf dieselbe, gegeben seyn. Auch ist der Charakter des türkischen Volkes von der Art, daß es die große Energie im Widerstande, welche ein so gefährlicher Augenblick will, in der Hauptstadt wahrscheinlicher entwickeln würde, als irgend wo anders.

Die Gestaltung des Bodens an der Hauptstadt ist ganz vorzüglich zur Anlage von Vertheidigungs-Werken geeignet. Diese werden in einem Kriege, den Rußland unter so günstigen Verhältnissen unternimmt, für die Pforte unerläßlich, weil die Mauern von Constantinopel, wie sehr man auch daran bessere und rüste, einen Angriff in der Regel nicht aushalten und in keinem Falle die Stadt vor Bewerfung sichern; weil ferner die Arsenale, Artillerie-Vorräthe und Werkstätten sich in den Vorstädten befinden, welche ganz offen sind und nothwendig geschützt werden müssen, in den Vorstädten zwischen dem Hafen und Bosphor, die durch ihre Lage und Größe dem Angreifer, wenn er sich darin festsetzen kann, entscheidende Vortheile gegen die Stadt in die Hand geben.

1. Befestigung der Landseite von Constantinopel.

Der Hügelzug, der, über das Sultanstschifflick ziehend, die Abfälle bildet, worauf Constantinopel liegt, theilt sich in drei Arme, wovon der eine beim Adrianopler Thor, der andere beim Topkapu in die Stadt tritt, der dritte aber, den sieben Thürmen gleichlaufend, in den Propontis abfällt. Die beiden ersten Züge sollen mit starken, sturmfreien, für große Geschützmassen eingerichteten Werken gekrönt werden, wozu in den Grabstätten das Materiale zur Hand liegt. Das Thal des Lycus (worauf Valentini für den Erfolg des Angriffes seine Hoffnungen setzt) wird dadurch undurchdringlich, und der Feind muß an diesem Werke viele Zeit und Kraft verschwenden, bevor er gegen die Ummauerung selbst vorgehen kann. Ein drittes kleineres Werk wird vor dem Egrikapu nothwendig, auf dem Hügel, der mit Gräbern bedeckt, zwischen der Stadt und Ejub liegt. Dieses Werk hindere die Annäherung auf dem

ſehr zerriſſenen Terrain, ſehe das Thal der ſüßen Waſſer ein und beſtreiche das jenſeitige Hafen-Ufer. Es wird von dem großen Werke, das vor das Adrianopler Thor zu liegen kömmt, beherrſcht.

Von dem zweiten großen Werke, d. i. jenem vor dem Topkapu, vor welchem man den Tumulus (Maltepé) abtragen oder miniren müßte, bis hinab zu den ſieben Thürmen, iſt der Fall des Terrains ſo einförmig unterbrochen und ſanft, daß vor dem Jenikapu nur große Traverſen, wie dies zu Ruſtezuck der Fall iſt, und Batterien als Thorköpfe zu liegen kommen.

Die Mauern der Stadt, nicht nur auf der Landſeite, wären auszubeſſern. Die Breite der innerſten iſt ſtark genug, um Geſchütz darauf anzubringen. Die Thürme, wenn man ſie ausfüllt, eignen ſich faſt alle hiezu. Der Graben müßte vertieft und die Contreſcarpe in Stand geſetzt werden.

Dies für die Landſeite von Conſtantinopel.

2. Nun zur Seite zwiſchen dem Bosphor und dem Hafen, die dermalen ohne jede Vertheidigung iſt. Auch dieſe hat die günſtigſte Lage, um verſchanzt zu werden. Faſt gleichlaufend mit den Vorſtädten zieht eine kahle, ſanfte Höhe zwiſchen den ſüßen Waſſern und dem Bosphor hin, und ſendet, während ſie nach dieſem abſtürzt, mehrere Zweige unter ſtumpfem Winkel, unter ſich gleichlaufend, nach dem Hafen. Auf den ſteilen Abfällen dieſer Zweige liegen die Vorſtädte. Bei der neuen Caſerne an den großen Friedhöfen ſey das eine Werk. Von dieſem müßten zuſammenhängende Linien bis zum Bosphor hinabſteigen. Dieſe würden ein ſteiles, ganz eingeſehenes Thal vor ſich haben. Der Feind hätte zwei Abſtürze im Kartätſchenfeuer zurückzulegen, bevor er an ſie gelangte.

Das Werk ſelbſt fände vor ſich auf beinahe flachem Boden die Verzweigung der Wege nach den ſüßen Waſſern, nach Pyrgos, Belgrad und Bujukdere. Es ſähe das Thal von St. Dimitri ein. Dahin müßten die Linien gleichfalls zuſammenhängend geführt werden. Sie hätten recht weit zurückzutreten, damit das Thal ſtark flanquirt werden könnte, während es von einer an der Spitze von Kaſſimpaſcha zu errichtenden Batterie der Länge nach beſtrichen würde.

Vor St. Dimitri käme das zweite Werk. Dieſes, auf dem mittleren Plateau zwiſchen dem Bosphor und Hafen gelegen, würde der Schlüſſel der Stellung ſeyn. Es müßte ſtarkes Profil und viel Relief haben, denn vor demſelben ſtreicht die querlaufende Wurzelhöhe, auf welcher der Feind ſeine Arbeiten ausbreiten würde und welche das Plateau um ein Paar Fuß überragt, auf vier- bis fünfhundert Schritte Entfernung hin.

Von dem Werke von St. Dimitri können die Werke auf zweierlei Weiſe weiter geführt werden. Entweder ſie ſteigen abermals in's Thal und brechen ſich zurück (einige Fleſchen würden da trefflich vorzulegen ſeyn), um auf der Höhe der Moſchee von Piali-paſcha ſich mit dem dritten Hauptwerke zu verbinden und dann längs der Höhe an dem Hafen hinabgeführt zu werden. Auf der Höhe des jüdiſchen Friedhofes würde in dieſem Falle ein ganz abgeſondertes, kaſamattirtes, ſturmfreies Fort für 12 bis 1500 Mann angelegt; auf der Höhe von Chaskö ein kleineres. Beide Punkte müßten ſtark ſeyn, denn wahrſcheinlich würde der Feind auf dieſem Wege ſeinen wirklichen Angriff machen. Seine Sturm-Colonnen gegen die Linien müßten dennoch auf dieſem ſchwächſten Theil der Fronte zwiſchen dreifachem Feuer hindurch. Das große Fort auf dem

Juden-Friedhofe nähme alle Vorbereitungen des Angreifers auf der Wurzelhöhe in die Flanke.

Man könnte aber auch die Linien von St. Dimitri gerade auf die transverſale Höhe, ein Paar hundert Schritte vor dem Juden-Friedhofe, führen. Dieſe Ausdehnung der Linien dürfte vorzuziehen ſeyn, da ja in der Hauptſtadt Volk zur Beſatzung nicht mangelt; durch die Zurückziehung der Linien an den Hafen, wie oben geſagt, brächte man dieſelben in Uebereinſtimmung mit der Landmauer von Conſtantinopel, denn die Punkte, wo die Werke dies- und jenſeits den Hafen berühren, lägen ſich gerade gegenüber; auch beſtriche das Werk auf dem Hügel von Egrikapu das dieſſeitige Glacis: aber durch die Verlegung der Linie auf die zweite angegebene Weiſe würde die Niederbrennung eines großen Theiles der Vorſtädte erſpart und weiter die Beſchießung und Bewerfung der Arſenale und ſo mancher anderer Anſtalten unthunlich werden. Das ſo weit vorgeſchobene Werk würde die Auffahrt aus dem Thale der ſüßen Waſſer zum transverſalen Höhenrücken beherrſchen, auf welchem, wie geſagt, der Feind ſeine Arbeiten bewerkſtelligen müßte; es würde den Angriff gegen das Werk von St. Dimitri ungemein erſchweren; es würde durch eine Redoute auf der kleinen Höhe zwiſchen dem Juden-Friedhofe und dem Hafen trinkbares Waſſer ſichern; hohe Abſtürze und die Beſchaffenheit des Thales nach den ſüßen Waſſern, durch welches ein tiefer Kanal voll undurchdringlichen Schlammes zieht, würden den Angriff auf die linke Flanke der Linien unmöglich machen. Trotz der Verſchiebung derſelben müßte bei Ehaskö ein Werk beſtehen.

Im Inneren der ſo umfangenen Vorſtädte ſollen, und ſo auch in der Stadt, abgeſonderte Vertheidigungen nicht

verſäumt werden. Galata mit Mauern und Thürmen umgeben, — das Arſenal gleichfalls durch Ummauerung abgeſondert, — würden, wie zu Conſtantinopel die Serai's, Feſtungen in der Feſtung; Galataſerai, die Moſcheen und andere Bauten nur ſchwer zu erſtürmende Poſten ſeyn.

Conſtantinopel kann nicht ausgehungert werden, ſo lange die Verbindung mit Aſien nicht ganz und gar durchſchnitten iſt. Dies zu bewerkſtelligen, meinen Manche, brauchen die Ruſſen nur an der aſiatiſchen Küſte des ſchwarzen Meers, möglichſt nahe der Einfahrt in den Bosphor, zu landen, die Batterien und Schlöſſer zu nehmen und nach Scutari zu marſchiren. Abgeſehen davon, wie wenig in einem Meere wie das ſchwarze auf zuſammentreffende Operationen zu rechnen iſt; abgeſehen, daß zwiſchen Heraclea und dem Bosphor kein einziger Punkt am aſiatiſchen Geſtade eine Landung mit Sicherheit zuläßt, keiner von der Beſchaffenheit iſt, daß nicht mitten im Geſchäfte der Wind die Flotte wegjagen könne; abgeſehen, daß die türkiſche Flotte zur Hand wäre, die Landung zu hindern: wie viele Truppen würden denn auf zehn bis zwanzig Kriegsfahrzeugen und etwa hundert Transportſchiffen, welche auch den größten Theil des Vorrathes zur Belagerung einer Stadt wie Conſtantinopel an Bord haben müßten, zu laden ſeyn? Kleinaſien kann beim erſten Aufrufe in wenigen Tagen ein Heer nach Scutari ſchicken, dem ruſſiſchen zwanzigmal überlegen.

Der Bosphor iſt dermalen, wenn man Kila, Niva, die Batterie auf Rivaburnu und den Leanderthurm einrechnet, durch 28 Werke, in welchen bei 700 Geſchütze ſtehen, und worin Raum für 1000 iſt, gut vertheidigt. Es könnten auf einigen Punkten, wie z. B. auf der Spitze von Kandili, zur mehreren Vorſicht auch noch ein Paar

Batterien angelegt werden. Die Krümmungen des Kanals, ein Paar Hinderniſſe darin, die Strömungen machen die Fahrt ſchwer und erleichtern die Vertheidigung. Würden noch überdies einige Schiffe emboſſirt, dann möge die ruſſiſche Flotte verſuchen, durchzudringen! Wenig verſchieden iſt der Fall an den Dardanellen.

Aber die ruſſiſche Flotte ſtehe vor Conſtantinopel, wird ſie deßhalb die Verbindung zwiſchen Scutari, Conſtantinopel und Galata hindern? die Strömungen erlauben nicht, da anzuhalten; ſie würde überdies unter dem Feuer der Küſten in Grund geſchoſſen werden. Was im Jahr 1807 geſchehen, gibt hiezu den Maßſtab und die Regel für künftige Fälle. Es wird jedoch gegen eine ruſſiſche Flotte ein ſo großes Aufgebot an Geſchütz nicht nothwendig ſeyn. Genug, daß der Bosphor und die Dardanellen gut gerüſtet ſeyen, Kanonier-Schaluppen zur Schließung des Hafens in Bereitſchaft gehalten werden, und einige Brander zu Tophana liegen. Für die Vertheidigung der Verbindung mit Aſien genügen die bereits eingerichteten großen Batterien:

1. An der Seraiſpitze, Batterie Nro. I.	48	Kan.	—	Mörſer.
2. „ „ „ „ „ II.	62	„	8	„
3. Tophana	84	„	12	„
4. Leanderthurm	14	„	—	„

Nun müßte das Geſchütz auch eingeführt, das jetzt beigemengte kleine Kaliber ausgeſchieden und der Leanderthurm mit einem Roſt für glühende Kugeln verſehen werden.

Andere örtliche Maßregeln, vor oder bei Ankunft des Feindes, wären etwa folgende:

1) Es wird den Beſatzungen im Bosphor auf das Herz gebunden, keine Kanone in Feindeshand fallen zu laſſen, ſondern dieſelben, wenn das Werk verlaſſen

werden müßte, nach Asien zu schaffen, in den Bosphor zu werfen oder zu vernageln;

2) aus Constantinopel und den eingeschlossenen Vorstädten wird der Hof, werden die Weiber und Kinder, die Greise, die zum Arbeiten nicht nothwendige christliche und jüdische Bevölkerung, und alles, was von aufgenommenen Flüchtlingen nicht streitfähig, nach Asien geschickt; die Festung bleibe den Männern;

3) die ganze europäische Bevölkerung des Bosphors wird in die Stadt gezogen, oder nach Asien geschafft;

4) trotz dem, daß die Wasserbehälter voll sind, werden alle Oblutionen, nach dem Sinne des Korans, mit Erde gemacht, die Lebensmittel mit Ordnung ausgegeben, und von den Zufuhren, die über Scutari, Nicomedia, Mudania u. s. w. aus Kleinasien kommen, jederzeit so viel, als eben angeht, zurückgelegt.

In dieser Verfassung, 300,000 streitfähige, gutbewaffnete Männer, 3000 Geschütze, alle Magazine, alle Ressourcen des Reiches innerhalb ihrer Mauern, sieht die Hauptstadt, der große Brückenkopf, den Asien in Europa hat, demjenigen entgegen, was der zur Belagerung heranrückenden Armee zu thun beliebe. Wie diese ihr Belagerungsgeschütz herbeiführe, wie sie Lebensunterhalt finde? gehört unter die Räthsel.

Viele meinen, daß dies am besten durch eine Landung auf der Rhede zwischen Dumuzdere und Schloß Kila bewerkstelligt werden könne. Bis jetzt ist diese Rhede nur durch Schiffbrüche bekannt. Den südlichen Theil derselben vertheidigt das eben genannte Schloß. Besser als diese Vertheidigung ist diejenige, so aus der Beschaffenheit der

Rhede ſelbſt hervorgeht. Weit hinaus in die See und unter verſchiedenen Richtungen ziehen Untiefen, welche die Annäherung größerer Schiffe kaum auf Meilenferne erlauben. Dann folgt leichter Sandgrund, ſo daß ſelbſt Boote mehrere hundert Schritte vom Geſtade ſchon aufſitzen würden, und die Mannſchaft, ſammt Geſchütz und was ſie ſonſt ausſchiffen wollte, dieſe Strecke im Waſſer zurücklegen müßte. Der gewöhnliche Wind des ſchwarzen Meeres, der Nord, hat offenen Anfall auf dieſe, nur wenig eingehende Rhede. Wie groß die Gewalt der See dort ſey, beweiſet das Geſtade ſelbſt, das, in der ganzen Länge dieſer vermeinten Landungsſtelle faſt auf eine Stunde tief mit Sand und Seereſten, zu Thälern und Hügeln gehäuft, überſchüttet iſt.

Von Dumuzdere, das ½ Stunde landeinwärts an den Dünen liegt, bis Conſtantinopel ſind 8 Stunden Weges. Man überſteigt zuerſt auf Fußpfaden (es beſteht kein Fahrweg dort) den Arm des Balkan, und kömmt in die Wälder von Belgrad, an die keine Art rührt, weil dort die Waſſer für die Hauptſtadt in ſieben Bends (eingedämmten Thälern) geſammelt werden. Die Entfernung zwiſchen Dumuzdere und Belgrad iſt drei Stunden, das Terrain ungemein zerriſſen, das Fortkommen mit Geſchütz und Wagen erſt nach förmlicher Bereitung eines Fahrweges möglich. Von Belgrad über Bagdſchekö nach dem Bosphor ſind zwei Stunden, von Belgrad nach Pyrgos 1½ Stunde. Aus dem Aufmarſch von Pyrgos bis an den Bosphor führen zwar ſchlechte, aber zahlreiche und im erſten Nothfalle hinlänglich brauchbare Wege nach der Hauptſtadt. Sie folgen entweder den Wieſenthälern des Cydaris und Barbyſſes, oder führen über mehrere, unter ſich gleichlaufende, meiſt wüſt liegende, kahle Hügelzüge, welche nach dem

Bosphor abfallen, und, durch ziemlich scharfe Einschnitte geschieden, dem Vertheidiger eben so viele Stellungen gewähren. Die Thäler des Cydaris und Barbysses vereinigen sich ½ Stunde vor dem Auslaufe des Hafens in dem tiefen Thale der süßen Wasser, das zwischen steilen Abstürzen liegt, und über dessen Wasser man nur mittelst Brücken gelangen kann.

Aus dieser Ortbeschreibung geht die Unwahrscheinlichkeit einer Landung bei Dumuzdere, und auf jeden Fall die Unmöglichkeit, darauf die Operation einer Armee zu begründen, hervor. Eben was dem vor Constantinopel stehenden russischen Heere diese Landung so wünschenswerth macht, die Herbeibringung schweren Geschützes, und die Zufuhr an Lebensmitteln, wird durch den Abgang der Wege unthunlich. Was Middia betrifft, so ist dieser Hafen unbedeutend, und der Transport von dort bis vor die Hauptstadt gleichfalls nur mit größerem Aufwand an Zeit, als der Belagerer daran zu setzen hat, ausführbar.

Die russische Armee habe sich aber, mit römischem Ernst, von der Donau bis Constantinopel, oder wo sie es sonst für nothwendig hielt, Straßen gebaut, und es wirken alle im Aufstand begriffenen Rajas zusammen, diese zu sichern und Lebensmittel herbei zu schaffen: zu was wird sich der Oberfeldherr entschließen?

Zur Belagerung? ... Dazu werden Monate, ungeheure Mittel, und Truppennachschübe, zuletzt ein Sturm erfordert.

Zur Aushungerung?... Wenn die Türken Vorkehrungen getroffen haben, und sich verhalten, wie sie können, so ist diese nicht ausführbar.

Zur Bewerfung und dann zum Sturm? ... die Aneinanderhäufung von 100,000 hölzernen Gebäuden ladet zur

Bewerfung ein; aber die Bomben würden kaum die äußerſten Quartiere erreichen und der Erfolg wäre nie allgemein, weil Conſtantinopel ſowohl als deſſen Vorſtädte im Inneren eine Menge Abſchnitte haben, an welchen die Flamme ſich aufhält. Feuersbrünſte machen auch den Eindruck nicht, wie bei uns. Ueberdies kann dem Angreifer nicht daran liegen, in Conſtantinopel ein Moskau zu finden.

Sturm auf Conſtantinopel ſelbſt ſcheint unſeren Strategen, welche die Schwierigkeiten der Verpflegung und der Heranſchleppung hinlänglicher Belagerungsmittel zugeben, der eigentliche und ſichere Weg, den Türken Conſtantinopel abzunehmen. — Kann man den Sturm führen, bevor die Werke in der Flanke nicht genommen ſind? und ſind dieſe genommen, ſo müſſen die Sturmcolonnen durch ganz eingeſehenes und enfilirtes Terrain vorrücken, Graben und dreifache Mauern erſteigen, dann die Schwierigkeit überwinden, von der Jenſeite der lezten, die 40 Fuß ſenkrechte Höhe, wenige Stiegen, oben Traverſen und unten offene Gewölbe für Reſerven hat, und von den Häuſern in ganzer Länge beſtrichen wird, hinab zu kommen. Und nun iſt ſie in dem ungeheuern Labyrinth von Straßen, Gärten und Gebäuden, die alle der Vertheidigung unzählige Anhaltspunkte geben, und wo eine Armee von Türken für Religion und Alles, was dem Muſelmann gelten kann, zu eben dem Kampfe herausgefordert ſteht, worin er die Streiter aller europäiſchen Mächte übertrifft und worin insbeſondere die Ruſſen am wenigſten geübt ſind. Das Uebergewicht taktiſcher Anordnung hört in den tauſend und tauſend vielfach verſchlungenen, engen und von hohen Haremsmauern eingefaßten Gaſſen auf. Jedes Thal iſt durch eine große kaiſerliche Moſchee eingeſehen, wovon auf jedem der 7 Hügel eine oder mehrere thronen; jede

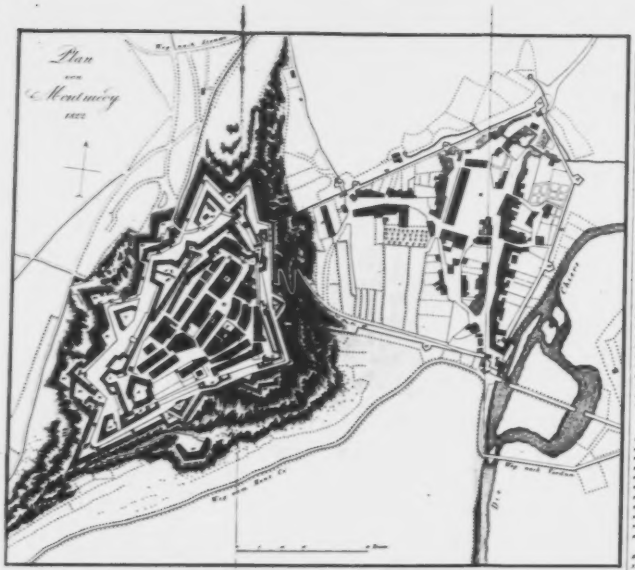
iſt eine geräumige Citadelle die wieder ihre ſicheren Rückzugsplätze und Raum für 10,000 Streiter hat, und ohne Geſchütz nicht genommen werden kann. Jede der übrigen hundert und hundert Moſcheen iſt ein feſtes Schloß und gewährt in ihrem mit Mauern umſchloſſenen freien Raume eben ſo viele Sammel- und Ausfallplätze. Das alte Serai, die Beſeſtans, das neue Serai endlich, das mit nicht ſchwächeren Mauern als Conſtantinopel ſelbſt umgeben iſt, bieten ſturmfreie, nur durch Geſchütz zu erobernde Punkte, während der Feind unmöglich dieſe Waffe, zur Zeit eines Sturms, vor dieſelben bringen kann. Es iſt offenbar, daß ſich 50,000 Stürmende in dieſem Meere von Gebäuden verlieren und von dem, im Kampfe des Einzelnen gegen den Einzelnen ſo weit überlegenen Muſelmann, der Herr im Hauſe iſt, niedergemetzelt werden würden.

Keinen beſſeren Ausgang kann vernünftiger Weiſe der Sturm auf der Seite zwiſchen dem Hafen und dem Bosphor nehmen. Da würde überdies die Wegnahme der Vorwerke noch beſchwerlich fallen.

Und ſomit zum Schluſſe. Die militäriſche Eroberung der europäiſchen Türkei durch die Ruſſen, wenn nicht gleichzeitig die Rajas gegen die Pforte ſich erheben, bleibt, ſo lange ſich die Türken wehren wollen, ganz unwahrſcheinlich. Verſtärken die Rajas, insgeſammt oder zum großen Theil, den Angriff der Ruſſen, ſo kann nur das entſchiedene Uebergewicht im ſchwarzen Meere dieſe zum Zwecke führen. Indeſſen geht ſelbſt aus den Gefahren, welche die Pforte in dieſem zweiten Falle läuft, aus den Verluſten, welche ſie erleiden kann, aus den Anſtrengungen, die allein ihr noch einen Fuß in Europa ſichern, hervor, daß die wichtigſte Frage für die Pforte als europäiſchen Staat die Treue der Rajas ſey.

Druckfehler.

pag.	11	Zeile	10	nach Prinz kommt ein Beistrich zu setzen	
„	14	„	25	e i n weglaßen	
„	34	„	18	statt: dem es	— lies: es dem
„	67	„	25	„ Mentschikdikoff	„ Mentschikoff
„	81	„	15	„ Champrenoite	„ Champrenoise
„	110	Zeile	17	statt: indem	„ in dem
„	140	„	23	„ officier strès	„ officiers très
„	159	„	5	„ jene	„ diese
„	171	beizusetzen: Geschrieben 1831			
„	173	Zeile	32	statt: Jede	„ Jeder
„	177	„	29	„ braque sur	„ braque sur
„	180	„	28	„ jenes	„ eines
„	194	„	8	„ versetzten	„ versagten
„	198	„	11	„ Siegers	„ Sieges
„	213	„	29	„ Ruth	„ Pruth
„	219	„	13	„ Fahrzeuge	„ Fahrwege
„	221	„	25	„ Vailow	„ Brailow
„	228	„	16	„ Dies	„ Das
„	228	„	17	„ Grajewa	„ Krajewa
„	231	„	3	„ bedecken	„ bedenken
„	249	„	28	nach „Warna" und „Küste" jedesmal ein Beistrich	
„	258	„	32	statt: Entrepel	— lies: Entrepel
„	301	„	4	„ Kainardi	„ Kainardgi


Plan
von
Montmédy
1822

Kleine Schriften

von

Ritter Anton von Prokeſch-Oſten.

Geſammelt von einem Freunde.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Dritter Band.

Stuttgart

1842

Hallberger'ſche Verlagshandlung

Militärisches.

III.

I.

Der Feldzug in den Niederlanden.

1793.

Inhalt.

Erſter Abſchnitt: Seite

Stärke und Stellung der gegenſeitigen Heere am Schluſſe des Feldzuges 1792. — Gründe für die Fortſetzung des Krieges. — Aufgebot der Mittel zu dieſem Behufe. — Entwürfe und Verhandlungen über die zweckmäßigſte Verwendung dieſer Mittel. — Trennung des franzöſiſchen Feldherrn von der Sache der Republik. — Feldzugsplan deſſelben als Vorbereitung zum gewaffneten Angriff auf ſein Vaterland. — Stärke und Stellung der Verbündeten und Franzoſen am Tage der Eröffnung des Feldzuges 3

Zweiter Abſchnitt:

Dumouriez greift Holland an (16. Febr.) — Entſcheidende Verſäumniß ſeiner Verbündeten. — Breda, Klundert, Gertruydenburg fallen. — Willemsſtadt belagert. — Alle Vorbereitungen getroffen, um über die Rheinarme und Gaule nach Amſterdam zu dringen. — Beſchießung von Maſtricht durch Miranda. — Die Franzoſen über die Maas geworfen. — Dumouriez genöthigt, den Befehl über das Hauptheer zu nehmen. — Rückzug der Franzoſen aus Holland 60

Dritter Abſchnitt:

Marſch des Herzogs Friedrich von Braunſchweig über den Rhein und an die Maas. — Beſitznahme von Venloo. — Das verbündete Hauptheer bricht über die Roer (1. März). — Treffen bei Aldenhoven. — Gefecht bei Eſchweiler (bei Aachen). — Entſatz von Maſtricht. — Angriff des rechten Flügels der Verbündeten (Herzog Friedrich von Braunſchweig) auf die feindliche Stellung an der Swalm. — Roermünde durch die Preußen beſetzt. — Wegnahme von Luttich und Tongern durch den linken Flügel. — Marſch des Hauptheers über die Maas. — Vorbereitungen Braunſchweigs zur Befreiung von Holland. — Vorſtellungen Koburgs an den König von Preußen über die Fortſetzung des Feldzugs. — Stellung der Franzoſen bei Löwen. — Dumouriez in Antwerpen. — Dumouriez in Löwen 80

Vierter Abſchnitt:

Marſch der Preußen nach Herzogenbuſch (9. März) — Dumouriez und Koburg in der Bewegung zum Angriff. — Tirlemont von den Franzoſen genommen. — Treffen von Goidtenhoven. — Schlacht von Neerwinden 106

Fünfter Abſchnitt:

Auszug der Franzoſen. — Die Preußen hinter der Denge. — Gefecht bei Lewen. — Uebereinkommen des Oberſten Mack mit Dumouriez. — Koburg in Brüſſel. — Vertheidigungsſyſtem der Franzoſen. — Namur und Antwerpen fallen. — Dumouriez erklärt ſich an Koburg. — Verhandlungen deßhalb. — Verſchlimmerung ſeiner Lage. — Die Franzoſen räumen Holland und die Niederlande. — Dumouriez als Verräther. — Sein Unternehmen ſcheitert 135

Sechster Abſchnitt:

Benehmen der Oeſterreicher bei dieſem Ereigniſſe. — Anſtellung des franzöſiſchen Heeres. — Maßregeln des Convents. — Dampierre, Oberbefehlshaber. — Beſorgniſſe Koburgs. — Zuſammentretung in Antwerpen und Vorbereitungen der Verbundeten zur Fortſetzung des Angriffs. — Betrachtung über die Vertheidigung und den Angriff der franzöſiſchen Grenze. — Die Feindſeligkeiten werden wieder eröffnet. — Conde eingeſchloſſen. — Dampierre im Lager von Famars. — Der Herzog von York in Tournay. — Die Preußen bei St. Amand; die Hollander bei Menin und Ypern 192

Siebenter Abſchnitt:

Koburg im Lager von Onnaing. — Stellung der Franzoſen. — Sie wollen Conde entſetzen (1. Mai). — Abſichten der Verbundeten auf Valenciennes, le Quesnoy, Dunkirchen, Lille und Maubeuge. — Abermaliger Verſuch der Franzoſen, Conde zu entſetzen (8. Mai). — Ihr Oberfeldherr Dampierre getödtet; Lamarche tritt in ſeine Stelle. — Verlegenheit des Prinzen Koburg. — Verfügungen im verbundeten Heere. — Das Lager von Famars wird angegriffen (23. Mai), genommen und zur Belagerung von Valenciennes geſchritten. — Die Franzoſen im Lager bei Bouchain. — Cuſtine Oberfeldherr. — Ereigniſſe bei dem Beobachtungsheere vor Valenciennes. — Cuſtine wird durch Kilmaine erſetzt. — Militäriſche Lage Frankreichs 221

Achter Abſchnitt:

Belagerung und Einnahme von Valenciennes 268

Vorwort.

Was man im dreißigjährigen Kriege Wallenſtein als Abſicht zutraute und weßhalb er fiel, ſehen wir im Feldzuge von 1793 durch Dümouriez wirklich verſucht, nämlich das Heer dem Feinde zuzuführen und mit dieſem vereinigt gegen die beſtehende Gewalt in ſeinem Vaterlande zu gebrauchen. Die Vorgänge, mit welchen der Dichter ſeinen Gegenſtand bekleidete, ſind in vielen Einzelnheiten gerade dieſelben, welche bei dem Verſuche des franzöſiſchen Oberfeldherrn ſtattfanden, ſo daß man zur Vorausſetzung eingeladen wird, es habe Schiller ſeine Dichtung zum Theile nach der Geſchichte der Tage, in denen Dümouriez ſich zu Grunde richtete, gebildet. Dieſer Umſtand ſowohl, als das Anziehende eines ſo merkwürdigen Ereigniſſes haben mich zur Bearbeitung des Feldzuges von 1793 bewogen und machen mich

hoffen, daß dieſe Darſtellung, wenn ſie dem Militär nicht ohne Intereſſe ſeyn wird, auch dem Leſer aus anderen Ständen Stoff für Unterhaltung und Nachdenken geben wird.

Der Verfaſſer.

Erſter Abſchnitt.

Stärke und Stellung der gegenſeitigen Heere am Schluſſe des Feldzuges 1792. — Gründe für die Fortſetzung des Krieges. — Aufgebot der Mittel zu dieſem Behufe. — Entwürfe und Verhandlungen über die zweckmäßigſte Verwendung dieſer Mittel. — Trennung des franzöſiſchen Feldherrn von der Sache der Republik. — Feldzugsplan deſſelben als Vorbereitung zum gewaffneten Angriff auf ſein Vaterland. — Stärke und Stellung der Verbündeten und Franzoſen am Tage der Eröffnung des Feldzuges.

Der Feldzug im Jahre 1792 hatte alle Erwartungen der gegen Frankreich verbündeten Mächte getäuſcht und vielleicht alle Erwartungen Frankreichs übertroffen. Am Schluſſe deſſelben finden wir die gegenſeitigen Heere in folgender Stärke und Stellung:

Dumouriez hielt ſeine Hauptkraft, die drei vereinigten Armeen von Belgien (18,000), der Ardennen (15,000) und des Nordens (18,000 Mann), befehligt von den Generalen La Noue, Valence und Miranda bei Lüttich und Herve auf der Straße nach Aachen verſammelt. Dampière mit 12 Bataillons (nicht über 4000 Mann) beſetzte Aachen ſelbſt und hatte vor ſich die Brigade Stengel an der Roer, zur Linken die Brigade Miaczinski an der Foron (Worms); zur Rechten die Brigade Fregeville bei der Abtei Kornelis-Münſter und bei Eupten. Sechs Bataillons, 6 Schwadronen lagen in

Verviers, Limburg, Spaa, Malmedy und Stavelot. Allen diesen Truppen war Aachen als Vereinigungspunkt angewiesen. Namur hatte französische Besatzung eingenommen; dort stand Harville mit etwa 10,000 Mann und hatte seine Posten in Liney, Marche und Rochefort. — Zu Antwerpen waren 5 schwache Bataillons, die mit der batavischen Legion an 4000 Mann ausmachten. In den Niederlanden lagen außerdem noch einige Nationalbataillons, alle schwach und kaum ausgerüstet. Der General Lamorlière war mit einer Brigade nach Kleve und Geldern entsendet.

Die Stärke sämmtlicher unter Dumouriez stehenden Truppen betrug 60,000 Mann. *)

Custine, mit ungefähr 30,000 Mann, hielt Mainz besetzt und die Umgegend. Depris-Crassier mit etwa 15,000 Mann deckte Elsaß.

In zweiter Linie befand sich die Moselarmee unter Beurnonville in der Umgegend von Saarlouis. Ihre Stärke überstieg nicht 12,000 Mann.

Diesen feindlichen Streitkräften entgegen standen: unter Clerfait an der Erft 14,200 Mann Fußvolk, 5100 Mann Reiterei, österreichische Truppen. Sie hatten die Mitte bei Bergheim. Die Vorposten waren gegen Düren und Jülich, wo pfälzische Besatzung lag, vorgeschoben.

Quer durch die feindliche Aufstellungslinie ging die zweier österreichischer Corps unter dem Fürsten Hohenlohe-Kirchberg und dem Baron Beaulieu, wovon das erste (12,000 Mann) bei Trier, das andere

*) Jomini II. p. 63

(13,000 Mann) in der Umgegend von Arlon ſtand. Luxemburg war von Oeſterreichern beſetzt.

Die Hauptkraft der Preußen, unter dem Herzog von Braunſchweig, etwa 40,000 Mann, hielt ſich bei Frankfurt a. M. Ihr rechter Flügel umſchloß Königsſtein, beſetzte Koblenz, und hatte eine Brigade am rechten Moſelufer. Ihr linker Flügel reichte bis Geresheim. Von dieſem Orte bis an die Waldſtädte ſtanden längs dem Rhein 30 Compagnien Fußvolk, 4 Corps Reiter ſchwäbiſcher Truppen und unter dem Feldmarſchall-Lieutenant Wallis 10 Bataillons und 12 Schwadronen Oeſterreicher.

Das Jahr 1792 hatte dem einen der kriegführenden Theile viel zu bedeutende Früchte getragen und für den andern zu viele, jedoch erſetzbare Nachtheile gebracht, als daß nicht beide die Fortſetzung des Krieges eifrigſt wünſchen ſollten.

Zu den Gründen, welche Oeſterreich und Preußen beſtimmt hatten, den Krieg überhaupt zu beginnen, kamen am Schluſſe des Jahres 1792 eben deßhalb neue und mächtige: nämlich die erlittenen Verluſte wieder einzubringen und eine Sache durchzuführen, welche durch die Unfälle im eben geendigten Jahre und durch die Rückwirkung auf den Feind, die davon eine nothwendige Folge war, nicht wenig an Wichtigkeit gewonnen hatte. Frankreich, im Bewußtſeyn, daß dieſer Krieg gänzlich politiſcher Natur, und bei dem Gegenſatze der Syſteme, welche die ſtreitenden Theile vertheidigten, nie aufrichtig beizulegen ſey, hatte durch die errungenen Vortheile einen Aufſchwung erhalten, der deſſen Regierung auffordern mußte, mit aller Thätigkeit die Feindſeligkeiten fortzuführen, damit das Jahr 1793, wo möglich in demſelben Verhältniſſe als

das frühere, Frankreich dem Ziele näher bringe, sich unbeengt im Innern zu ordnen. Während die Verbündeten für die Aufrechthaltung der Monarchie zu fechten bereit waren, waren es die Franzoſen für die der Republik. Gegenſatz ruft den Gegenſatz hervor, und Meinungskriege enden nur mit der Unterdrückung der einen Lehre. Die Wahrheit dieſes Satzes iſt uns, die wir den Ausgang dieſes damals noch in ſeiner erſten Entwicklung begriffenen Kampfes erlebt haben, neuerdings beſtätigt. Beide Theile wandten ſich mit ihrer Sache an das Gericht der öffentlichen Meinung; beide verſprachen der Welt Ruhe, Ordnung und Glück; beide behaupteten, dies ſey der letzte Zweck des Krieges, und ließe ſich durchaus nicht anders als durch die Verwirklichung *ihrer* Anſichten finden; beide beriefen ſich auf Erfahrung, auf göttliche und weltliche Geſetze; beide ſtützten ſich endlich auf die Geſchichte des vergangenen Jahrtauſends, indem die einen daraus das Glück, die andern den Jammer der Völker bewieſen. So iſt die Geſchichte aller Zeiten jenem Zauberſpiegel vergleichbar, in welchem Jeder nur das Bild ſeines Wahnes ſieht.

Um ſich den Kampf zu erleichtern, verſuchte Frankreich zunächſt die Verbündeten zu trennen, indem es durch den jüngern Cuſtine Preußen insgeheim Anträge machen ließ. Dies Mittel ſchlug fehl, da der König mit beſtimmten Ausdrücken dieſe Anträge zurückwies. Frankreich ſchien jedoch ſelbſt keine großen Erwartungen von dieſem Verſuche gehegt zu haben, und die Regierung that ihn vielleicht nur, um die entſchiedenen Schritte, die es gegen die Könige zu unternehmen Willens war, bei den Völkern zu rechtfertigen.

Die Hinrichtung Ludwigs **XVI.** (21. Jänner) brach auf immer jede Annäherung zwiſchen der franzöſiſchen Republik und den verbündeten Monarchen.

Klar darüber, weſſen ſich Frankreich von England zu verſehen habe, erklärte der Convent dieſem Reiche ſowohl als den Generalſtaaten, die unter engliſchem und öſterreichiſchem Einfluß ſtanden, den Krieg (1. Febr.). Um dieſer entſchiedenen Stellung Stütze und jener Erklärung Gewicht zu verſchaffen, befahl er zugleich das Heer auf 475,000 Mann, darunter 55,000 Reiter, zu bringen. Dies war der Entwurf des Staatsbenehmens im Großen und Ganzen; wir werden ſpäter ſehen, wie er im Kleinen und Einzelnen ſich verwirklichte.

Je weniger Früchte den Verbündeten die politiſchen Mittel trugen, welche ſie im Innern Frankreichs in Anwendung brachten, deſto höher mußten ſie ihre Streitkräfte heben. Geſicherter in der Aufbringung derſelben als das zerrüttete Frankreich, fanden ſie nicht nothwendig, ihren Heeren für den bevorſtehenden Feldzug eine größere Stärke als die von 200,000 Mann ausrückenden Standes, abgerechnet die Beſatzungen der verſchiedenen feſten Punkte, zu geben. Die Unterhandlungen mit England und Holland waren mit Anfang Jänner noch nicht zu Ende gelangt, daher der Zuſchuß an Kräften, der von dieſen beiden Reichen zu erwarten war, damals noch unbekannt.

Für die Art der Verwendung der gegenſeitigen Kräfte beſtanden auf beiden Seiten verſchiedene Meinungen. Darin kamen alle überein, ſowohl die Franzoſen als die Verbündeten, daß man angriffsweiſe zu Werke gehen müſſe.

Was insbeſondere die Verbündeten betrifft, ſo war die Wiedereroberung der verlorenen Länder militäriſch das Hauptziel. Schon im December 1792 berief der Herzog von Braunſchweig den im preußiſchen Hauptquartier als kaiſerlichen Bevollmächtigten angeſtellten

Feldmarſchall-Lieutenant Grafen Wartensleben zu einer vorläufigen Verhandlung über den zweckmäßigſten Plan des künftigen Feldzugs nach Frankfurt, und in Gegenwart des Königs wurde man am 30. December dort über folgende Punkte einig:

1) Die Wiedereroberung der Niederlande ſey der erſte und wichtigſte Gegenſtand des gemeinſamen Vortheils; es ſollen ſich deßhalb 70 bis 75,000 Mann kaiſ. Truppen zwiſchen Bonn und Köln ſammeln.

2) Wenn es nöthig würde, das Corps des Feldzeugmeiſters Fürſten Hohenlohe nach den genannten Punkten zu ziehen, ſo müßte, die Verbindung auf der Moſel und des Luxemburgiſchen zu ſichern, Taverne und Pillingen durch 8 Bataillons und mit verſtärkter Artillerie beſetzt und gut vertheidigt werden.

3) Da der Ehrenbreitſtein hinlängliche Beſatzung habe, ſo würden zur Vertheidigung von Koblenz ſelbſt nur etwa 2 Bataillons und 1 Compagnie Jäger kaiſ. Truppen in der Verſchanzung an der Karthauſe nothwendig werden.

4) 18 Bataillons und 36 Schwadronen unter den Feldmarſchall-Lieutenants Staader und Wallis würden einſtweilen den Oberrhein, von Heidelberg bis in's Breisgau, zu beobachten haben. Zu dieſen kaiſerlichen Truppen hätten noch die ſchwäbiſchen, fränkiſchen und oberrheiniſchen Kreistruppen zu ſtoßen. Der Hauptzweck dieſer Truppenkraft ſey, die Aufmerkſamkeit des Feindes zu erregen, bei dem glücklichen Erfolge des preußiſchen Hauptheeres ebenfalls thätig zu werden, und gegen die eine oder andere feindliche Feſtung etwas zu unternehmen; auf jeden Fall aber ſo zu handeln, daß der im Elſaß ſtehende Feind nie ſeine ganze Kraft gegen das preußiſche Heer wenden könne.

5) Dieſes mit den ſächſiſchen und heſſiſchen Truppen würde, ober oder unter Mainz, über den Rhein gehen,

ſowohl Elſaß als die Saar bedrohen, verſuchen, das eine oder andere feindliche Heer anzugreifen, und nach glücklicher Schlacht irgend eine Belagerung vornehmen. In jedem Falle würden in Frankfurt 3000 Mann Beſatzung und in der Stellung von Spickert zur Deckung des rechten Mainufers 14,000 Mann zurückgelaſſen werden, ſo daß das preußiſche Hauptheer noch 55,000 Mann ſtark über den Rhein gehen könnte.

6) Preußen werde in und um Weſel 12 Bataillons und 15 Schwadronen aufſtellen. Zu dieſen hätten die kölniſchen und hannöveriſchen Truppen (4 bis 5000 Mann) zu ſtoßen; dieſes Corps ſey beſtimmt, nach Zurücklaſſung einer Beſatzung in Weſel, in Verbindung mit dem kaiſ. Hauptheere, gegen die Maas und gegen die Niederlande verwendet zu werden. Sollte jedoch der Feldzug nicht den Gang nehmen, den man erwartet, ſo behalte der König ſich dies Corps zur Deckung ſeiner weſtphäliſchen Länder vor. Endlich

7) Preußen verpflichte ſich, an Belagerungsgeſchütz 20 Stück 24Pfünder, dann eben ſo viel 12Pfünder und Mörſer aufzubringen.

Der Herzog von Braunſchweig ſprach am 31. December als Zuſatz noch den Wunſch aus, daß, im Falle die in Breisgau geſammelten kaiſ. Truppen über den Rhein gehen ſollten, das linke Mainufer durch eine Abtheilung von etwa 6000 Mann, wo möglich hungariſcher leichter Truppen, gedeckt bleibe.

Dieſe vorläufigen Beſtimmungen wurden den Verhandlungen über den Feldzugsplan zu Grunde gelegt, welche am 6. Februar unter dem Vorſitze des Königs von Preußen, in Gegenwart des Herzogs von Braunſchweig, des zum Oberbefehlshaber ernannten k. k.

Feldmarschalls Prinzen Koburg, des Feldmarschall-Lieutenants Grafen Wartensleben, der k. k. Obersten von Mack und von Fischer, und der königl. preußischen Obersten von Mannstein und von Gravert eröffnet wurden.

Der Herzog von Braunschweig suchte zunächst seine Ueberzeugung durchzuführen, um wie viel wichtiger der Angriff auf die Niederlande als jener auf Mainz sey. „Gelingt die Wiedereroberung der Niederlande," sprach er, „und würde der Feind durch die über ihn errungenen Vortheile zum Frieden gezwungen, so ist die Zurückgabe von Mainz hievon eine nothwendige Folge. Nicht aber umgekehrt; denn die Einnahme von Mainz, so wichtig sie auch immer für das deutsche Reich bleibt, wird nie so entscheidend auf Frankreich wirken, als die Eroberung der Niederlande, auf welche sie gar keinen Bezug hat! Längs dem ganzen Rhein stößt der Angreifende immer auf Festungen, und muß daher schon bei Eröffnung des Feldzugs auf Belagerungen eingerichtet seyn, und dies um so mehr, da Mainz in Feindes Hand ist." — Ob nun eine solche Unternehmung in einem Lande, das wenige gute Straßen hat, wo die Ungewißheit der Witterung, die Feuchtigkeit des Bodens, die Unmöglichkeit, grünes Futter zu sammeln, eine Kette von Schwierigkeiten herbeiführen, im Anfange des Frühjahrs räthlich sey, bezweifelte Braunschweig. Ganz anders schienen ihm die Verhältnisse für eine Unternehmung auf die Niederlande. Bis an die Maas war kein bedeutender Widerstand zu besorgen, und eben so wenig Mühe schien der Marsch über diesen Fluß in Anspruch zu nehmen, da außer den neutralen Plätzen Mastricht und Greve von Lüttich abwärts kein haltbarer Punkt war. Erst in der Gegend von Namur könne — so meinte Braunschweig — der Feind sich setzen. Die Vorrückung

über die Maas ſichere zugleich beide Ufer des Rheins, was ſchon um der Verpflegung willen höchſt wichtig ſey. Dagegen würde eine frühere Vorrückung am Mittelrhein den Feind nach dieſem Strome ziehen und die feindlichen Stellungen an der Queich, ſo wie bei Homburg und Kaiſerslautern müßten hier die Bewegungen der Verbündeten ſehr beengen.

Aus dieſen Anſichten folgerte der Herzog, daß, um die Aufmerkſamkeit des Feindes zu theilen und ſeine Entſchlüſſe zu beirren, ſämmtliche Heere der Verbündeten und zwar zu gleicher Zeit in's Feld rücken ſollten, und auch gleichzeitig der Marſch über den Rhein und über die Maas zu geſchehen habe; jedoch dürfte zu einer Belagerung von Mainz nicht früher geſchritten werden, bis irgend ein glücklicher Schlag den Weg hiezu gebahnt und das kaiſ. Heer in den Niederlanden Fortſchritte gemacht habe. Der Erfolg dieſer Belagerung hänge von der völligen Sicherheit der Verbindung mit dem Niederrhein ab; ſie ohne dieſe zu unternehmen, würde unverantwortlich ſeyn. Ueberhaupt müſſe die äußerſte Vorſicht alle Handlungen leiten; es ſeyen daher auch 69,000, die er dermalen führe, für die Belagerung von Mainz nicht hinlänglich. Er könne nicht anrathen, in dieſem zweiten Feldzug abermals durch Unzulänglichkeit der Mittel den Ausgang auf das Spiel zu ſetzen, und durch unzeitige Sparſucht ſpäterhin einen Aufwand an Koſten nothwendig zu machen, der denjenigen weit überſteigen würde, welchen man jetzt zur Aufſtellung einer genügenden Kraft benöthige.

Nachdem Braunſchweig ſeine Meinung auseinander geſetzt hatte, wurde das ſchriftliche Gutachten des Fürſten von Hohenlohe in Erwägung gezogen. Der Fürſt eröffnete daſſelbe mit der Betrachtung, wie ſehr die Natur dieſes

Krieges von jener aller jemals geführten Kriege ſich unterſcheide, welch geringe Anwendung von den ſeither üblichen militäriſchen und politiſchen Grundſätzen daher dießmal zu machen ſey. Das franzöſiſche Volk habe ſich durch lange vorbereitete Mittel von der alten Regierung losgeriſſen und in eine Republik umgeſtaltet, die von ſogenannten Volksvertretern durch die verführeriſche Vorſpiegelung von Freiheit und Gleichheit geleitet werde. In den vergangenen Jahren hatten einige Mächte geglaubt, daß durch Anwendung ſehr geringer Truppenkräfte die alte Ordnung wieder hergeſtellt werden könnte; ſie hatten ſich ſogar bereden laſſen, damit den Marſch nach Paris zu verſuchen, um den König Ludwig wieder auf den Thron zu ſetzen. Nicht genug, daß man hiebei Mittel angewendet, welche — ſo fährt er fort — das franzöſiſche Volk auf das Aeußerſte gegen die königliche Familie erbittern mußten: es ſchlugen dieſe Unternehmungen auch noch fehl. Das auf dem Wege nach Paris befindliche Heer mußte, nachdem es ganz zu Grunde gerichtet war, umkehren, und ſelbſt die durch Einverſtändniß genommenen Feſtungen wieder herausgeben. Cuſtine habe indeſſen Mainz und Frankfurt genommen, Dumouriez die Niederlande erobert und ſtehe an der Roer. Dieſe Wendung der Dinge ſey es, was den Franzoſen den Muth gegeben, öffentlich die Abſchaffung aller Könige und allen Völkern die Befreiung von ihren Tyrannen zu verkünden. Auch hatten ſie durch die Enthauptung Ludwigs XVI. und durch die Kriegserklärung an England und Holland die Entſchiedenheit ihrer Abſicht hinlänglich beglaubigt und allen übelgeſinnten Völkern ein gefährliches Beiſpiel gegeben. Die Sache werde nun offenbar jene aller Könige gegen die Anmaßungen der Völker. Die Könige boten ihre

Kräfte in dieſem Kampfe auf; der National-Convent ſetzte ihnen 25 Millionen Menſchen in einer Stimmung entgegen, durch welche Alles Soldat werde, da Jeder für Freiheit und Gleichheit zu ſtreiten meine. Hiezu komme eine mit dreifacher Feſtungsreihe verſehene Grenze, die Erfindung des Papiergeldes u. ſ. w.

Aus dieſer Vergleichung traten für ihn nun folgende Verhältniſſe hervor:

Die Franzoſen:	Die Verbündeten:
1. Haben 300,000 Mann im Felde.	Nicht 200,000 Mann.
2. Dieſe ſind von einer Nation.	Von verſchiedenen.
3. Haben ein Intereſſe.	Haben verſchiedenes.
4. Sind in ihrem Lande.	Kommen 200 bis 300 Meilen weit her.
5. Können ihre Verluſte ſchnell und ſicher erſetzen.	Brauchen hiezu 6 Monate und bringen die Mannſchaft nicht auf.
6. Jeder Soldat ſtreitet, wenigſtens der Einbildung nach, für ſich.	Die Soldaten können ſich von allen Gefahren und Beſchwerlichkeiten nichts verſprechen.
7. Haben drei Reihen Feſtungen an der Grenze.	Müſſen deren erſt erobern und haben keine einzige hinter ſich.
8. Gewinnen durch Verzögerung.	Wollen alles übereilen.
9. Glauben ſich entſchädigt, wenn ſie ihren republikaniſchen Zuſtand aufrecht halten.	Wollen jeder nach ſeinem Theil entſchädigt ſeyn; die Cabinette beſchäftigen ſich bloß mit Abmeſſung dieſer Entſchädigungen.
10. Können durch die vielen Mittel, die ein Ganzes hat, durch Papiergeld und Gewalt noch lange aushalten.	Können jetzt ſchon kaum ausreichen, und dürfen keine Gewalt brauchen, damit die innere Ruhe nicht geſtört werde.
11. Im ſchlimmſten Falle rufen ſie einen König aus, geben ihm keine Gewalt, machen Frieden und entſchädigen Niemand.	Wenn das franzöſiſche Volk nicht ausgerottet und vernichtet wird, iſt kein König auf ſeinem Throne ſicher.

Bei dieſen Mißverhältniſſen kommen jedoch zu Gunſten der Verbündeten die ſchlechte Beſchaffenheit des franz.

Heeres in Betrachtung, das, ohne Generale und Offiziere, ohne Ordnung und Gehorsam, aus einer zusammengelaufenen Menge bestehend, leicht geschlagen werden könne.

Aus diesem und mehrerem schloß der Fürst, daß man sich zuerst bestreben solle, das Verlorene wieder zu gewinnen, aber dabei nicht stehen bleiben dürfe, sondern Frankreich ganz bezwingen müsse. Um diese Aufgabe zu lösen, wäre nun vor allem nöthig:

1) daß die Verbündeten Angriffsweise vorgehen;

2) daß alle Mächte Europa's ernstlich Theil am Kriege nehme, keine sich davon ausschließe;

3) daß die Kriegsunternehmungen genau verbunden und nach einem sichern und richtigen Gange geführt werden.

Die Festung Mainz sey das erste Hinderniß, welches sich den Verbündeten entgegen stelle.

Um dieses wegzuräumen, müsse man:

a. das rechte Rheinufer so verwahren, daß nirgends ein feindlicher Uebergang geschehen könne.
b. Mainz belagern.
c. Bei Mannheim eine Truppenmasse über den Rhein gehen lassen, stark genug, um jedem zum Entsatz anrückenden feindlichen Heere Widerstand zu leisten.
d. Trier auf das Aeußerste behaupten, und
e. festen Fuß im Luxemburgischen halten, damit der Feind nicht etwa auf den Einfall komme, Luxemburg zu belagern und dadurch die Belagerung von Mainz rückgängig zu machen. Endlich müßte
f. zur Behauptung von Trier ein Zwischencorps auf dem Hundsrücken, etwa bei Kirchberg, aufgestellt werden.

Nähmen England und Holland ernstlichen Antheil am Kriege, so würden sie den Rückzug des Heeres unter

Dumouriez veranlaſſen können und den Vormarſch des verbündeten Hauptheeres möglich machen. Gelingt es dieſem, den Feind zu ſchlagen, ſo habe man nicht zu beſorgen, daß Antwerpen und Namur lange Widerſtand leiſten, und die Niederlande würde dann den Verbündeten zufallen.

Wäre nun dies alles ausgeführt, dann erſt, und nicht früher, dürfe man an Unternehmungen in Feindesland denken. Den Gang derſelben zeichne die Lage der Dinge beſtimmt vor; man müſſe nämlich an der Saar und Moſel aufwärts rücken. Die Belagerung von Landau, Saarlouis und Thionville würde hiedurch nothwendig, und man könne nicht erwarten, in dieſem Jahre damit fertig zu werden.

Da die Gefahr, die allen Fürſten und auch allen redlichen Menſchen drohe, die Urſache dieſes Krieges ſey, ſo könne nicht eher Friede werden, bis dieſe Gefahr nicht abgewendet ſey. Man müſſe daher Eroberungen machen, aber ihre Grenze ſey genau zu beſtimmen, und dürfe nicht zu weit hinaus geſetzt werden. Ueberhaupt müſſe man zuerſt die entgegenſtehenden Kräfte ſchwächen und dann von der Geſammtheit der eigenen Gebrauch machen.

So weit der Fürſt Hohenlohe. Noch wurden mehrere Vorſchläge von franz. Ausgewanderten vorgenommen, die jedoch in ihren Angaben zu unbeſtimmt, in ihren Forderungen zu übertrieben und überhaupt zu leidenſchaftlicher Natur waren, als daß ſie der Kriegsrath nicht einſtimmig verwerfen hätte müſſen.

Es iſt dennoch nicht überflüſſig, hier Einiges über den Charakter und die Anſichten dieſer Ausgewanderten zu ſagen, da ihr Einfluß auf die verbündeten Höfe, Völker und Heere, obwohl bereits ſehr geſunken, doch auch in dieſem Jahre noch von Gewicht war.

Vom Unglücke nicht versöhnt, feindselig gegen einander gewendet, schieden sich die Ausgewanderten in zwei sehr ungleiche Theile. Die größere Zahl derselben, die Prinzen des Hauses an ihrer Spitze, verlangte die Herstellung der unumschränkten Gewalt; der bei weitem kleinere Theil suchte das Heil von Frankreich zwar in monarchischer Verfassung, jedoch in beschränkter. Beide Theile zerfielen in eine Menge untergeordneter Parteien, die jede ihr Haupt und ihre besonderen Wege hatte. Die Höfe erklärten sich für den ersten; dagegen gewannen die Wortführer einer Verfassung bei den Völkern und selbst bei den Heeren bedeutenden Anhang.

Nur im Wunsche des Krieges gegen ihr Vaterland und in dem Wahlspruche: „Frankreich ist in Koblenz!" einig, widersprachen sich diese Ausgewanderten in allem Uebrigen. Es ist der Geschichte nützlich, bei Gelegenheit der von ihnen vorgelegten Feldzugspläne überhaupt, die Wünsche und Meinungen dieser beiden Parteien zu hören. Wir wollen hier einige Beiträge liefern, damit die Nachwelt auch auf diesen Blättern richtige Vordersätze für richtige Schlüsse finde.

Alle Parteien der ersten dieser beiden Hauptklassen der Ausgewanderten waren auch jetzt noch des Glaubens, daß der Umsturz der franz. Republik das Werk geringer Kräfte und weniger Wochen seyn könne. Der Marsch nach Paris schien ihnen keiner großen Schwierigkeit zu unterliegen; mit dem Falle von Paris aber die Republik gestürzt. Nach ihrer Ansicht hatte Braunschweig im Jahr 1792 eine Rolle gehabt, wie deren keine seit Agamemnon einem Feldherrn zu Theil geworden sey. *)

*) Schreiben des Grafen Walsh-Serent an Feldmarschall Lacy. Salzburg, am 22. Januar 1793.

Aber des Herzogs Schwanken im einmal festgesetzten Plane; — die Aufgebung der Hauptangriffs-Punkte im Ober-Elsaß und zwischen der Sambre und Maas; — das Streben, die Generale, welchen jene Punkte anvertraut gewesen waren, den Fürsten Hohenlohe und Graf Clerfait, so unter den Händen zu halten, daß beiden kein Antheil an der Ehre des Erfolgs bleibe; — der Fehler, die Kräfte und die Aufmerksamkeit des Feindes dadurch nur auf einen einzigen, und zwar auf den eigentlichen Angriffspunkt gewendet zu halten; — der größere Fehler, die Verbindung Dumouriez mit Kellermann nicht gehindert zu haben, da jener doch erst zu einer Zeit den Oberbefehl nahm, als man schon Meister von Longwy war, und dieser erst drei Tage nach dem Falle von Verdun, von Metz aufbrach; — die Nachläßigkeit in den Verpflegungsanstalten; — das ängstliche Bemühen endlich, einen schwach begründeten Ruf aufrecht zu erhalten, und der panische Schrecken vor dem Gedanken, ihn fallen zu sehen. Diese Umstände wurden als die erklärenden Ursachen der unglücklichen Ereignisse in der Champagne angegeben.

Die Kraft des Widerstandes, den Frankreich leisten konnte, schien dieser Klasse von Ausgewanderten hauptsächlich deßhalb nicht von Bedeutung, weil sie alle Räder der neu eingerichteten Regierungsmaschine nur durch den Auswurf der Menschheit geleitet, nur durch Verbrechen, rohen Zwang und mit gänzlicher Unfähigkeit gehandhabt, voraussetzte. Diese Klasse, aus dem hohen Adel oder aus denen bestehend, welche sonst die höchsten oder einträglichsten Stellen bei Hofe, in der Finanz- und Gerichtsverwaltung, im Heere und in der Kirche besessen hatten, glaubte dem Range ihrer Glieder die Voraussetzung schuldig, daß sie allein es seyen, welche den Staat zu regieren verstehen,

mit ihnen aber dieſe Fähigkeit aus dem Lande gezogen ſey. Sie behauptete auch noch immer, die öffentliche Meinung ſey gegen die Revolution, und das Volk das Spielzeug einer wenig gehaltreichen, in ganz Frankreich gehaßten Partei. Sie ſchloß daraus, daß die bis jetzt erzwungenen unnatürlichen Anſtrengungen nicht lange mehr dauern könnten, und hielt nicht für unwürdig, zu bekennen, daß wenn wirklich in einigen Franzoſen Begeiſterung herrſche, die Natur des Volks für deren baldige Verflüchtigung bürge. — „Jeder Aufſchwung des Franzoſen," ſchreibt der Graf Walſh-Sérent, „iſt vorübergehend; alles nützt ſich bei ihm „mit reißender Schnelligkeit ab, und man darf dies auch von „den Gewaltmitteln erwarten, durch welche die Republik „ſchon die erſten Augenblicke ihres Beſtehens bezeichnet." —

Im oftmaligen Wechſel der Generale und Miniſter ſah dieſe Klaſſe die Beurkundung der Erbärmlichkeit dieſer aus dem unterſten Stande kommenden Leute. Die Unfähigkeit derſelben für die erſten Stellen des Staates, die nur dem Adel gebühren, ſchien ihr nun abermals dargethan, und der innere Verfall der Republik eben deßhalb gewiß, weil ſie von dem Adel verlaſſen ſey. Unter die vielen nothwendigen Folgen der Volksregierung zählte ſie auch eine mangelhafte und unvollendete Ausbildung der Streitkraft. Ein Zweig dieſes Hauptaſtes der Ausgewanderten nahm daher die Stärke des franzöſiſchen Heeres jetzt, am Anfange des Jahres 1793, nicht höher an, als ſie mit Ende des Feldzuges von 1792 war; denn er behauptete, daß die Zahl der aus Unzufriedenheit und geſtillter Raubſucht Entwichenen jene der während des Winters nachgerückten Verſtärkungen aufwiege.*) Dagegen

*) Walsh-Sérent u. ſ. w.

verfiel ein anderer Zweig in den Glauben, den Untergang der Republik aus dem Gegenſatze, nämlich aus der Stärke ihrer Streitmacht voraus zu ſagen, indem er dieſelbe auf nicht weniger als 1,500,000 Mann ſetzte. *) Beide Theile verſöhnten ſich wieder in der Meinung, daß es militäriſch ziemlich gleichgültig ſey, ob dieſe Rebellen und Räuberhorden das Einfache oder das Zehnfache der Zahl betragen, da nur Dummheit ſie führe und Feigheit ſie beſeele. Sie würden nicht den Muth haben, den wohlabgerichteten Heeren der Verbündeten zu ſtehen und mehr durch Verheerung, als durch Waffengewalt, ihnen Hinderniſſe in den Weg zu legen ſuchen. Für gute Magazine zu ſorgen, darauf beruhe die Hauptſache. Uebrigens ſey auch zu erwarten, daß die Schweiz, die in den edelſten ihrer Söhne beſchimpft wurde, für die Verbündeten ſich erkläre; daſſelbe werde Belgien thun, indem es das Joch der Republikaner ſatt habe, welche gekommen wären, ihm ſein Glück und ſeine Privilegien zu rauben.

Ueber die Aufſtellung der Heere, über den Punkt des Einbruches in Frankreich waren die Meinungen der Ausgewanderten verſchieden, und es gab beinahe für jede Strecke der Gränze irgend einen Vorſchlag. Sich ſo wenig als möglich an den Feſtungen aufzuhalten: dieſer Rath war allgemein. Wie man im letzten Kriege Frankreichs gegen Spanien geſagt habe, man müſſe Gibraltar in Jamaika wegnehmen, ſo könne man jetzt ſagen, man müſſe Mainz und die Niederlande in Frankreich und dieſes in Paris erobern. Das Vorſpiel des Einbruchs ſollte zwar durch die Wegnahme von ein paar Plätzen gegeben werden, und

*) Mémoire sur les opérations etc. par M. de Frecheville. Sur de Gand le 19 Janvier 1793.

nach Verſchiedenheit der Angriffsrichtung konnte hiezu entweder St. Omer und Aire, oder Maubeuge und Philippeville, oder Landrecy und Lequesnoy, oder Mainz, Longwy und Montmedy gewählt werden, die Hauptſache aber bleibe der Marſch nach Paris.

Daß aber die Rebellen nicht allein durch Waffengewalt, ſondern auch durch Zwietracht und Verrath bekämpft würden, darauf hatte dieſe Klaſſe von Ausgewanderten vorzüglich Bedacht. Sie ſchlug einen von Katharina II. in Polen mit großem Erfolge gebrauchten Kunſtgriff zur Verbreitung des Bürgerkrieges vor, nämlich Regierung der Regierung, Verſammlung der Verſammlung entgegen zu ſetzen.

Auf dieſem Wege hoffte man das Volk zu dem Königthume zurück zu führen, den Gutgeſinnten einen Anhaltpunkt, und den Ausgewanderten wieder die gebührende Stellung zu geben. — So lange man keinen Stein im ganzen Lande beſaß, fehlte der Behauptung: daß die Revolution nichts als die Ausgeburt einiger Hochverräther ſey, ſo wie der Verſicherung von den zahlloſen Anhängern der väterlichen Regierung der Bourbone die nöthige Beglaubigung. Sobald man aber nur einmal Herr von ein Paar Plätzen ſeyn würde, dann könnte man einen Pairshof zuſammenrufen, und durch dieſen einen Regenten ernennen laſſen, wie ſich ein ähnlicher Fall unter König Johann ergeben habe. — Dieſer Regent werde im Namen des Königs Alles für ungültig erklären und aufheben, was die Revolution hervorgebracht. Jedoch beziehe ſich ſeine Gewalt nur auf die Rechtsverhältniſſe im Innern, nicht aber käme ihm zu, die fremden Heere in ihrer Unternehmung auf irgend eine Weiſe einzuſchränken, zu beirren oder aufzuhalten.

In dem Benehmen, welches man nach der Einnahme von Paris zu beobachten hätte, überhaupt in der Anſicht von dem letzten Zweck des Krieges that ſich die bedeutendſte Trennung in dieſer einen Klaſſe der Ausgewanderten kund. Sie gaben ſich, obwohl des Glaubens voll, Europa habe nur für ſie, für ihre Einſetzung in die einſtigen Würden und Güter die Waffen ergriffen, ſämmtlich die Mühe, den Königen zu beweiſen, daß dies Ziel gleichbedeutend mit der Erhaltung ihrer Throne ſey, und ſie kündigten ihnen den Umſturz derſelben als unvermeidlich an, wenn nicht die Revolution vertilgt, wenn nicht jene giftige Lehre der Freiheit und der Philoſophie, welche nichts als ein Syſtem der Laſterhaftigkeit ſey, gänzlich ausgerottet würde. — Aber in den Mitteln hiezu lag die Verſchiedenheit. Während die Einen durch eine ſehr thätige und rückſichtsloſe Criminal-Juſtiz, aufrecht gehalten durch die Bajonette der Verbündeten, ganz Frankreich zu ſäubern vorſchlugen, und durch dieſe Aderöffnung allen böſen Stoff in dem Grade abzuleiten hofften, daß der Zuſtand, in welchem Frankreich ſich vor der Revolution befand, ohne irgend eine Aenderung wieder zurückgeführt, und die Nation dahin gebracht werden könne, nicht allein vor den Bourbonen, ſondern vor allen Königen Europa's knieend Verzeihung zu erflehen: *) gingen die Andern, die man die Schreckenspartei nennen möchte, noch weiter. Dieſe, der Zahl nach gering, hatten die Kraft, ſelbſt ihren Eigennutz zu überwinden, und als Rächer des Frevels der Völker gegen Königthum überhaupt und gegen Ariſtokratie aufzutreten. Das Vaterland, und ſelbſt die Familie der Bourbone mußte vor der Idee der Heiligkeit und Unan-

*) Frecheville etc.

taſtbarkeit der ererbten Gewalt weichen. Schärfer in der Beurtheilung der Volksthümlichkeit der Revolution, fragten ſie: „Wenn auch zweihundert Bajonette hinreichen, um durch den Schrecken allein jene Millionen von feigen Schwachköpfen, die ſich unter die dreifarbige Fahne ſtellen, zu zerſtäuben, wo iſt die Kraft vermögend, vergiftete Gemüther zu reinigen, und die Zukunft vor den Verheerungen der Revolution ſicher zu ſtellen?“ *)

Sie riethen den Verbündeten, ſich mit dem Geſchäfte, Frankreich zur Vernunft zurück zu führen, gar nicht zu befaſſen, ſondern dieſen Staat, ihr Vaterland, zum abſchreckenden Beiſpiel für alle Zeiten und Völker, zu zertrümmern, und unter ſich zu theilen. Sie wünſchten den Monarchen Glück zu dieſer Gelegenheit, auch das Gleichgewicht in Europa nach genauer Abwägung ausfindig machen und verwirklichen zu können. Da ſie aber für möglich hielten, daß die Monarchen dieſen Vertilgungsgedanken nicht auffaſſen würden, ſo beſtanden ſie darauf, daß Frankreich zum wenigſten in die engſten Gränzen zurückgeworfen werde, und ſie unterlegten die Theilungsvorſchläge für die ihm abzunehmenden Länder.

Dies ſey, ſo ſagten ſie, eine billige Strafe für die wahnwitzigen Forderungen von zwanzig Millionen Verbrechern, welche den Glauben aufgegeben, und ſich der Philoſophie in die Arme geworfen, welche das Glück, die Sittlichkeit und die Gerechtigkeit auf der ganzen Erde untergraben, und die Menſchheit entehren.

Um aber die Welt vor Rückfällen zu bewahren, rieth eben dieſe Partei den Monarchen, nach der Zertrümmerung

*) Observations sur le moyens de restaurer la Monarchie française etc. (Manuscrit.)

oder Unterjochung Frankreichs einen Bund unter ſich gegen die Anmaßungen der Völker zu ſchließen; dieſer müſſe ſich mit Einführung eines militäriſchen Regierungsſyſtems in allen Reihen befaſſen, indem nur ein ſolches Syſtem eine Schutzwehr gegen Volksgewalt gebe. Dieſer Bund müſſe auch den Frieden unter den Cabinetten ſichern, denn nur dadurch blieben ſie im Stande, gemeinſchaftlich ihre Kräfte gegen jedes Volk zu wenden, das, die Geldverlegenheiten ſeiner Regierung, die früher oder ſpäter eintreten dürften, benützend, ſich herausnähme, Rechnung zu verlangen, und auf die Verweigerung derſelben ſeine Unzufriedenheit zu gründen.

Dieſe Anhänger der Schreckenspartei, welche, die Fackel des Bürgerkrieges in der Hand, und die Vernichtung des Vaterlandes im Herzen, als Rächer der Könige ſich vor die Heere der Verbündeten drängten, wichen auch im Feldzugsplane in ſo ferne von den übrigen Ausgewanderten ab, als ſie ſicherer zu gehen, und den Krieg in zwei Feldzüge einzutheilen riethen.

Die Eroberung der Niederlande ſchien auch ihnen die nächſte Aufgabe; dann ſollte die Wegnahme von Maubeuge und Landrecy folgen, endlich der Marſch an die Somme; damit ſchließe der erſte Feldzug. Die Feſtſetzung an dieſem Fluſſe müſſe ſchon darum ein Hauptaugenmerk ſeyn, weil zum wenigſten die Linie von Luxemburg nach der Maas, Oiſe und Somme bis St. Valery die Nordgränze Frankreichs werden müſſe, wenn man das Reich noch länger beſtehen laſſen wolle. Im zweiten Feldzuge hätte man nur nach Paris zu marſchiren, dort Gericht zu halten, und Urtheil zu ſprechen.*)

*) Mémoire sur les places fortes des provinces françaises, voisines des possessions de l'Empereur etc. (Manuscrit)

Verſchieden von dieſer war die Sprache, welche der andere Haupttheil der Ausgewanderten, die Vertreter einer verfaſſungsmäßigen beſchränkten Monarchie führten. Sie huldigten dem Grundſatze, daß alles Recht der Regierung vom Volke ausgehe, die Gleichheit vor dem Geſetze ſchien ihnen gerecht und verlangenswerth, aber ſie beſchuldigten die Franzoſen, die von der Vernunft geſetzten Gränzen überſchritten, die Wahrheit verkannt oder mißbraucht zu haben, und dadurch in eine moraliſche Krankheit verfallen zu ſeyn, die, wenn nicht Vorkehrungen getroffen werden, ganz Europa mit Anſteckung bedrohe. Sie konnten, gleich jener Schreckenspartei, nicht laut mit ihren Vorſchlägen hervortreten, und ſuchten daher im Geheimen für ihre Anſichten zu wirken. Sie wandten ſich hauptſächlich an Oeſterreich, und zu dieſem ſprachen ſie folgendermaßen:

„Zwei Zeiträume gibt es, zwei Zeiträume der Revolution, welche wohl zu unterſcheiden ſind. Der erſte zeigt eine geſetzgebende Verſammlung, aus den brauchbarſten Köpfen des Reiches gewählt, welche das Wohl des Vaterlandes berathet, mitten im heftigſten Streite der Meinungen daſſelbe nie aus dem Auge läßt, und endlich den Entwurf einer Verfaſſung liefert, der künftigen gemäßigteren Verſammlungen als Grundlage des allgemein gewünſchten Rechtszuſtandes dienen könnte."

„Der große, aus der menſchlichen Natur geſchöpfte Grundſatz der Gleichheit vor dem Geſetze mußte gegen die alte Ordnung ſtoßen, weil dieſe auf Ungleichheit vor dem Geſetze beruhte, er mußte vor allem die bevorrechteten Stände angreifen. Dieſe erhoben ſich alsbald gegen den Grundſatz. Die Folge hievon war, daß der dritte Stand in der Auslegung deſſelben zu weit, und weiter ging, als

er urſprünglich wollte. Dadurch war der Bürgerkrieg vorbereitet, und er wurde offen durch die Flucht der königlichen Prinzen erklärt, welche den Adel und alle Bevorrechtigten aufriefen, das Land zu verlaſſen, um mit gewaffneter Hand wieder in daſſelbe zurückzukehren."

„Dieſe Auflehnung der Prinzen und des Adels gegen das Volk, welches auf ſeiner Seite das Recht und die vom Könige beſchworene Verfaſſung hatte, führte zum zweiten Zeitraume, zu dem der rohen Gewalt, der Verſchwörungen und der Verbrechen. Der unglückliche König, unentſchloſſen von Natur aus, und den Einflüſterungen der verſchiedenen Parteien hingegeben, verfiel in Fehler, die verziehen worden wären, wenn damals noch geſunde Vernunft und Menſchlichkeit das Volk geleitet hätten. Er floh, und die Erklärung, die er zurückließ, widerrief ſeine gegebene Beiſtimmung zur Verfaſſung. Die Art, mit welcher er in Paris behandelt wurde, nachdem man ihn dahin zurückgebracht, ehrt die Nationalverſammlung; denn dieſe bewies dabei einen eben ſo edeln als durchgreifenden Charakter."

„Der König, wieder eingeſetzt, ſchien die Verfaſſung achten zu wollen. Vielleicht würde er die Vortheile erkannt haben, die ſie ihm gibt, vielleicht ſäße er noch auf dem Throne, wenn nicht eben damals die Sekte der Jakobiner das Uebergewicht gewonnen hätte."

„Dieſe Sekte führte die Republik im Schilde, und brachte die Anarchie herbei. Der König warf ſich aus den Armen der einen Partei in die der andern, ſo kam er in Verachtung bei allen."

„Der 10. Auguſt entſchied endlich das Schickſal Frankreichs durch eine Schlacht."

„Nun wurden die heftigſten Gegner zu Vertretern des Volkes gewählt, der Thron ſtürzte zuſammen, die

Herrſchaft der Verbrechen begann. Frankreich kann die Rache von ganz Europa nur dadurch von ſich abwenden, daß es dieſe Horde von Tyrannen opfert, die Conſtitution von 1789 nimmt, und die Krone auf das Haupt des Kindes ſetzt, das dermalen das Pfand ſeiner Wiedergeburt iſt."

Auf dieſe Anſicht der Revolution gegründet, iſt die Antwort nicht ſchwierig zu errathen, welche dieſe Partei auf die Frage gab: Wie haben ſich die Nachbarſtaaten gegen Frankreich zu benehmen? — Ihr höchſtes Streben zielte dahin, das Vaterland vor dem Schickſale Polens zu bewahren, von Beraubung ſeines politiſchen Daſeyns zu retten.

Sie ſtützte die Behauptung, daß es unklug ſey, Frankreich zu theilen, oder der Schutzwehre ſeiner feſten Plätze zu berauben, zuerſt auf den allgemeinen Satz: daß auch in der Politik nur, was gerecht iſt, wahrhaft nützlich ſeyn könne; daß jede Politik, die auf Ungerechtigkeit ſich ſtütze, eine fehlerhafte Rechnung ſey, und früher oder ſpäter ſich ſtrafe. Je aufgeklärter die Völker würden, deſto richtiger ſey dieſer Satz. Die Revolution von Amerika, jene von Frankreich endlich, haben den Kreis der Erkenntniß von Völkerrechten und Regentenpflichten nothwendig erweitert; man müße jetzt ſelbſt in Manifeſten, welche alle Billigkeit verletzen, den Völkern Vernunft ſprechen.

Dieſe geheuchelte Moral in der Politik ſey eben eine Huldigung, welche die Regierungen den natürlichen Rechten der Völker nicht mehr vorenthalten können.

„Das Recht der Eroberung" — ſo fahren ſie fort — „d. h. das Recht des Stärkern, kann nach und nach jedem Volke zuſtehen. Auf Ungerechtigkeit gegründet, endet es auch gewöhnlich durch ſie; das Theilungsrecht, welches ſeit

zwanzig Jahren in die Mode gekommen, läßt ſich eben ſo wenig durch Vernunft, als durch Gerechtigkeit zu einer geſetzmäßigen Gewalt umgeſtalten. Es legt die Keime zu Kriegen, die kein Ende nehmen, ſowohl unter den Theilern und den Getheilten, ſo lange dieſe noch Kraft zum Widerſtande haben, als zwiſchen den Theilern ſelbſt, wenn die Getheilten die Laſt ihrer Ketten nicht mehr abſchütteln können. Hierin beſteht auch der Unterſchied zwiſchen den Folgen der geſchehenen Theilung Polens und einer möglicher Weiſe beabſichteten Theilung von Frankreich."

„Innere Kriege rufen kriegeriſche Kraft hervor. Frankreich iſt aus dem Kampfe gegen die Ligue ſtark hervorgegangen, der Kaiſer aber hat davon nichts als einen dreißigjährigen Krieg gehabt. Der Kampf der Fronde hat Staatsmänner und Helden gebildet; Folge dieſes Kampfes war, daß Deutſchland vierzig Jahre lang vor Frankreich zitterte. Dieſe Beiſpiele deuten darauf hin, was dieſen Nachbarſtaaten zu thun am zuträglichſten iſt, wenn irgend in einem Reiche innerer Zwiſt herrſcht; nämlich ſich nicht einzumiſchen in dieſe Angelegenheiten, oder zum Wenigſten die Kräfte nicht zur Schürung des Bürgerkrieges anzuwenden."

„Da es mit Frankreich einmal ſo weit gekommen, als wirklich der Fall iſt, ſo mögen die Verbündeten allerdings das Recht haben, jenen Staat zur Annahme gemäßigter Grundſätze zu zwingen. Wenn ſie aber unter dem Vorwande, die öffentliche Ordnung zurückzuführen, darauf ausgehen, ein Stück des Landes, unter welchem Titel es immer ſey, z. B. unter dem der Entſchädigung, an ſich zu reißen, ſo ſündigen ſie gegen das oberſte Geſetz aller Moral und Politik: „Thue Niemanden, was du nicht willſt, daß dir geſchehe;" — ſie laden die Rache eines

Volkes auf ſich, das, wenn es auch augenblicklich ſchrecklich werden konnte, doch nie verachtungswürdig war, und es nie ſeyn wird; ſie berauben endlich den Erben des königlichen Hauſes, deſſen Unglück allein ſchon Mitleid verdient. Solch ein Benehmen würde die Anmaßungen der Jakobiner rechtfertigen, denn es wäre ganz in ihrem Geiſte gehandelt. Die Könige klagen gegen die Ungerechtigkeiten der Völker; wäre es geziemend, daß die Könige Vortheil aus dem Unglücke ihres Gleichen ziehen wollten?"

„„Aber,"" hört man die Anhänger einer Theilung Frankreichs ſagen, „„aber wie ſoll man ſich für die Koſten des Krieges entſchädigen, den Frankreich erklärte?""

„Erklärte, ja! — aber wo iſt Jemand, der nicht wiſſe, daß Ludwig XVI. nur deßhalb den Krieg erklärte, weil die Unbeſonnenheit der Ausgewanderten und einiger Höfe ihm dieſe Erklärung abzwang, und weil er, als er ſie im Monat April gab, wußte, daß ihm zwei Monate ſpäter der Krieg ohne alle Ankündigung gemacht werden werde? — Lebte Ludwig XVI. noch, und beſtände der Thron, ſo wäre der Krieg gewiß ſchon geendet; warum alſo wollte man Ludwig XVII. für die Anarchie ſtrafen, die ſeinen Vater auf das Schaffot brachte?"

„Aber ſelbſt nach den Grundſätzen der neueren Politik könne Theilung oder Zertrümmerung Frankreichs den Verbündeten nicht Gedeihen bringen; dies werde deutlich, wenn man die Völker betrachtet, welche entweder wirklich zum Kreuzzuge gegen die Anarchie ſich vereinten, oder welche ängſtlich nach dem Ausgange des großen Kampfes harren; wenn man ihre oft ſo widerſprechenden Abſichten berückſichtiget, und, dieſe im Auge, berechnet, wohin der Kampf führen müſſe, der ganz Europa, eben ſo die Herrſcher, als die Völker, beſchäftige. Unſelige Trennung und

gewaltſame Entwicklung anarchiſcher Intereſſen der Großen wie der Kleinen würden die Frucht der Ungerechtigkeit ſeyn."

„Was könne Oeſterreich von Frankreich an ſich reißen wollen? — ſo fahren ſie fort, — Oeſterreich habe zwei Ziele vor Augen, die ſich widerſprechen, das eine, ſich zu vergrößern, das andere, ſich zu erhalten! Seine Verbindung mit Preußen und Rußland habe es zum Mitſchuldigen an dem Theilungs-Syſteme gemacht, aber es habe ſeither mehr Schaden als Gewinn daraus gezogen, denn während jene ihren Länderbeſitz abründeten, dehnte Oeſterreich den ſeinigen aus."

„Oeſterreich könne unter Vorwänden aller Art erſtens Flandern und Hennegau, zweitens das Elſaß, drittens Lothringen, viertens endlich die Franchecomté, oder endlich alle zuſammen von Frankreich nehmen wollen. Aber im erſten Falle würden alle Handelsſtaaten gegen Oeſterreich ſich erheben, da die Niederlande durch dieſe Zugabe ſo vieler feſter Plätze, durch die Oeffnung von Antwerpen mittelſt der nach Dünkirchen führenden Kanäle u. ſ. w. eine Wichtigkeit bekäme, die jene nur mit ſcheelen Augen anſehen, und nach kurzer Zeit auf allen möglichen Wegen zu mindern trachten würden. Der Haß des Volkes, das voll republikaniſchen Stolzes nur mit immer wachem Grolle das Joch Oeſterreichs trüge, würde jenen Gelegenheit genug hiezu geben. Es bedürfte fortwährend eines ſtarken Heeres in Belgien, das auch dann nicht oder gerade am wenigſten dann aus dieſem Lande gezogen werden könnte, — wenn Oeſterreich ſeiner in Polen, Ungarn oder in Italien nothwendig hätte. Selbſt die Vereinigung ſo vieler belgiſcher Provinzen unter einem einzigen Scepter würde dieſen die Möglichkeit, unter dem Schutze irgend

einer gegen Oeſterreich feindlich geſinnten Macht das Joch abzuwerfen, nur erleichtern."

„Freilich könnte Oeſterreich für Belgien Baiern eintauſchen — oder es unter einem Prinzen ſeines Hauſes zum unabhängigen Staate machen. Aber das erſte wäre eine Ungerechtigkeit, das zweite unnütz, wenn nicht das holländiſche Flandern, mehrere holländiſche Plätze, Venloo-Maſtricht, das Lütticher Land u. ſ. w. genommen würden, was neue und ungerechte Kriege nothwendig machte. — Was Elſaß anbelangt, ſo müßte es dem Reiche zurückfallen, und der Kaiſer hätte Soldaten und Geld nur darum verwendet, um neue mächtige Vaſallen zu ſchaffen. — Lothringen, worauf Oeſterreichs Anſprüche ohne Zweifel gerecht ſeyen, würde die Koſten der Erhaltung nicht tragen, eben ſo wenig die Franchecomté. Nähme Oeſterreich alle die genannten Länder zuſammen als ſeinen Antheil, ſo würde es um 100,000 Mann mehr halten müſſen, von aller Welt angefeindet und für die dann nöthigen Ausgaben nicht entſchädigt ſeyn."

„Auch ſeyen dieſe Eroberungen nicht ſo leicht zu machen, als es ſcheine. Die Holländer, die Engländer, die Hannoveraner würden ſich eben nicht ſehr abmühen, die Plätze in den franzöſiſchen Niederlanden zu nehmen; die Kreistruppen taugten wenig, die Heſſen ſeyen des Krieges müde und folgten dem Benehmen der Preußen, dieſe aber brauchten ihre Kräfte, um die neu errungenen polniſchen Ländertheile zu erhalten, und könnten unmöglich große Luſt haben, ihr Heer an Mainz oder an den Plätzen im Elſaß abzunützen. Sardinien, Spanien, die inneren Unruhen, der Seekrieg würden alle Oeſterreich nicht große Hilfe bringen. Der wichtigſte Verbündete für Oeſterreich ſey die Meinung des geſunden Theiles der franzöſiſchen

Nation, der ſich für einen König, für eine Verfaſſung ausſpreche, nie aber ſeine Stimme zur Zerſtücklung des Vaterlandes geben werde. Ungewiß über das Schickſal deſſelben, ungewiß über das Schickſal ihres Königs, ſchwiegen jetzt die Beſſern in Frankreich, und blieben unthätig oder föchten ſelbſt in dem Heere der Republik, weil ſie in jedem verbündeten Soldaten das Werkzeug zum Untergange beider ſähen. Wenn Oeſterreich mit Freimüthigkeit auftreten und zu Frankreich ſagen würde, daß es nichts von ihm wollte, als den Umſturz der Anarchie, die Wiederherſtellung des Königthums und Einführung einer die Bedürfniſſe und die Leiden des Volkes berückſichtigenden Verfaſſung, dann würde es die Herzen der Beſſern für ſich haben, es würde die Ausgewanderten berechtigen, die Waffen gegen das Vaterland zu nehmen, denn ſie trügen dieſelben dann zur Befreiung deſſelben, nicht aber verbrecheriſch wie dermalen; dann wäre auch gleichgültig, wo man Frankreich angriffe, denn man würde überall wenig Widerſtand, überall offene Arme finden. Wolle aber Oeſterreich dieſe Erklärung nicht geben, wolle es das ganze franzöſiſche Volk — ohne Unterſchied — feindlich behandeln; dann werde es einen verzweifelten Widerſtand aufrufen, es werde ſich in einen langen und koſtſpieligen Kampf verwickeln; es werde die Familie Ludwig XVI. aufopfern; — es werde vielleicht einige Striche Landes gewinnen, aber zugleich einen Verbündeten auf immer verlieren, der einſt ſein Retter ſeyn könne." *)

Dies ſind die Anſichten und Rathſchläge dieſer Partei der Ausgewanderten. Sie unterlag der früher erwähnten

*) Mémoire sur la présente guerre contre la France. 1793. (Manuscrit.)

zahlreicheren Klasse der Anhänger der unbeschränkten Gewalt. Sie wurde von derselben keines Anblick werth gehalten, in die Klasse der Jakobiner geworfen, und bei den Höfen als solche geschildert.

Die verfolgte Partei warf dagegen der anderen das Unglück und den Jammer des Vaterlandes, welches sie mit Zwietrachtssamen übersäet — den Tod des Königs, den sie feig verlassen habe — einen unvertilgbaren Eigennutz, der sie das Wohl von Millionen mit Füßen treten mache — einen lächerlichen Kleinigkeitsgeist, der neben dem Ernste der Zeit sich unmündig ausnehme, vor; sie behauptete von den Anhängern unumschränkter Gewalt, daß sie sich bei allen Völkern verhaßt machen, daß sie nie Unglück tragen, noch Nutzen daraus ziehen lernen werde; daß sie, wenn der Kampf nicht zu ihren Gunsten ausfällt, als die unglücklichsten Menschen auf Erden herumirren, oder im Gegensatze, wenn ihnen das Vaterland wieder gegeben seyn wird, diese Gunst mißbrauchen, und selbst veranlassen werden, daß man sie zum Zweitenmale und dann unwiderruflich ausstoße.

Die Entwicklung dieser Ansichten, viel besprochen, nicht sowohl von als vor den Verbündeten, hatte ihre Nachklänge sogar bis in die Gemächer, wo über den Plan des Feldzuges jetzt entschieden wurde. Aber dennoch gewannen die Ausgewanderten die einstige Berücksichtigung nicht mehr; der Kampf der Parteien erregte Ekel; man verachtete die eine, und haßte die andere. — Man hörte ihre Vorschläge über die Führung des Feldzuges gleichgültig an, und sie fanden den Beifall nicht, den die Verfasser erwarteten.

Nach dem Gutachten der Anwesenden, besonders des Obersten von Mack, wurde man in diesem Kriegsrathe zuletzt über folgende Punkte einig:

1) Es ſey vor allem nothwendig, den Feind vom rechten Ufer der Maas zu vertreiben und Maſtricht Luft zu verſchaffen. Mit dieſer Unternehmung werde das k. k. Hauptheer den Feldzug eröffnen.

2) Hiezu ſollte das Corps des Herzogs Friedrich von Braunſchweig mitwirken, und ſeine Stellung unterhalb Maſtricht, am rechten Flügel des Hauptheeres, nehmen. Den linken Flügel würde gleichfalls ein abgeſondertes Corps decken. Sobald die in 1) vorgeſchriebene Unternehmung ausgeführt ſeyn wird, müſſe das Hauptheer mit dem weiteren Vormarſch bis zum Falle von Mainz einhalten. Der Marſch über die Maas, ſo lange ſich dieſe Feſtung noch in Feindes Hand befindet, ſey ſowohl für das kaiſerliche als für das königliche preußiſche Heer höchſt gefährlich: für jenes der freien Rheinſchifffahrt willen, deren es nicht entbehren könne; für dieſes, weil der Feind im Gefühle, wie ſchwer es ihm ſeyn würde, in einem ganz offenen Lande in die Länge ſich zu halten, aus den Niederlanden ſich zwiſchen Landau und Mainz verſtärken, und dem preußiſchen Heere eine Schlacht liefern könnte, die, wenn ſie für dieſes unglücklich ausfiele, ohne den Beſitz von Mainz mit den verderblichſten Folgen drohte. Das Hauptheer hätte daher die Maas bloß zu beobachten und 15 bis 25,000 Mann zur ſchleunigen Eroberung von Mainz dahin zu entſenden.

3) Das königliche preußiſche Heer habe über den Rhein zu gehen, den Feind im Felde aufzuſuchen und zu ſchlagen, Mainz durch Reichstruppen, die am rechten Ufer zurückzubleiben hätten, einſtweilen beobachten zu laſſen, aus Koblenz die Beſatzung an ſich zu ziehen und in dieſem Platze ebenfalls nur Reichstruppen zu verwenden.

4) Dem Feldmarschall-Lieutenant Wallis sey aufzutragen, seine bessern Truppen rheinabwärts von Rastadt zu schieben, dagegen die zu Angriffs-Unternehmungen weniger brauchbaren an den Oberrhein zu nehmen; Philippsburg, Kehl, Altbreisach, Freiburg u. s. w. zu besetzen und den Strom bis Rheinfelden zu beobachten.

5) Sobald Mainz gefallen, werde man mit dem kaiserlichen Hauptheere entweder die Eroberung der Niederlande durch den Marsch über die Maas beginnen, oder sie mittelbar dadurch zu bewirken suchen, daß man alle Kräfte zusammenhalte, gleichzeitig Landau, Saarlouis und Thionville angreife, hiezu ein kaiserliches Beobachtungs-Heer bei dem letzten Punkte, ein königl. preußisches bei dem ersten, ein Zwischencorps bei Saarlouis und ein Heer zwischen der Maas und dem Rhein gegen den in den Niederlanden stehenden Feind aufstelle: ein Entwurf, welcher der sicherste und vortheilhafteste sey, aber nur dann ausgeführt werden könne, wenn Holland sich für die gemeine Sache erklärt.

Am folgenden Tag (7. Febr.) traten der Herzog von Braunschweig, der Prinz Koburg und die oben genannten vier Obersten zusammen, um den entworfenen Feldzugsplan nochmals durchzugehen. Der erste Punkt wurde keiner Aenderung unterworfen. Bei dem zweiten fand man für wichtig, beizusetzen: daß sich das Corps des Herzogs Friedrich von Braunschweig nicht an die Umgegend von Mastricht gebunden halten dürfte, sondern, im Falle das Hauptheer an der Maas hinaufrücken würde, ebenfalls dieser Richtung zu folgen hätte, ja selbst über die Maas gehen könnte, wenn man einmal Mastrichts sicher wäre; auf jeden Fall sey bei widrigen Ereignissen die Hauptbestimmung desselben die Deckung der preußisch-westphälischen

Länder. Dagegen werde ein kaiſerliches Corps unter dem General der Cavallerie Grafen Wurmſer, in Verbindung mit dem königl. preußiſchen Heere, angriffsweiſe vorgehen und in demſelben Verhältniſſe zu dieſem ſtehen, wie jenes des Herzogs Friedrich von Braunſchweig zum kaiſerlichen Hauptheere.

In Rückſicht der Verpflegung jener kaiſerlichen Truppen, welche vom Hauptheere gegen Mainz entſendet werden ſollten, wurde ausgemacht, in Koblenz einſtweilen die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

In Bezug der Frage, wie viele Truppenkraft man brauche, um Mainz zu belagern, ward feſtgeſetzt: 30,000 Mann Fußvolk und 3000 Pferde. Man nahm bei dieſer Beſtimmung die feindliche Beſatzung auf 14,000 Mann an. Kaiſerlicher Seits war man bereitwillig, außer den oben beſtimmten 15,000 Mann auch mit Offizieren des Geniefaches auszuhelfen. Die Führung der Belagerung ſollte im Uebrigen ganz den Preußen überlaſſen bleiben, und der König auch den Befehlshaber des Belagerungs-Heeres ernennen.

Da viele Reichscontingente in Geld geſtellt worden waren, ſo beſchloß man, ſächſiſche und heſſiſche Truppen dafür in Sold zu nehmen. Es ſollten die erſtern zum kaiſerlichen, die zweiten zum preußiſchen Heere gezogen werden. Die Pfälzer und Badner aber beſchloß man zu den am Oberrhein ſtehenden Truppen ſtoßen zu laſſen.

Die von dem pfälziſchen Hofe bei Ausbruch des Krieges angenommene und immer noch aufrecht gehaltene Neutralität war für die Verbündeten in mancher Beziehung eine unangenehme Erſcheinung. Sie trat dem Anſehen des Reichsoberhauptes nahe, und zeigte, daß es verſchiedene Anſichten, ſelbſt von Seite der Fürſten über eine Sache geben konnte, über welche nach der Verſicherung der ver-

bündeten Höfe nur eine einzige zuläßig und rechtlich war. Es konnte auch nicht fehlen, daß dieſe Neutralität ungünſtig auf die Stimmung von Deutſchland wirkte. Die Verbündeten hatten ſeither Manches aufgeboten, um den pfälziſchen Hof zur Kriegserklärung gegen Frankreich zu vermögen, aber die Verhandlungen waren ohne Erfolg geblieben, und Jüllich und Mannheim noch immer den Verbündeten geſchloſſen.

Braunſchweig machte auch jetzt wieder auf dieſen Uebelſtand aufmerkſam, und Koburg beruhigte ihn mit der Verſicherung, daß der Wiener Hof durch ſeinen Geſandten am Hofe zu München, den Grafen Lehrbach, auf die ernſthafteſte und dringendſte Weiſe verlangen werde, ſowohl dieſe Plätze kaiſerlichen Beſatzungen zu öffnen, als überhaupt den thätigſten Antheil an der Reichsvertheidigung zu nehmen. Man war für den Augenblick mit dieſer Ausſicht zufrieden, nur ſprach man den Rath aus, daß der Hof zu Wien mit dieſem Antrage noch zurückhalten ſolle, bis in der Umgegend von Jüllich mehrere Truppenkräfte geſammelt und der Erfolg dadurch verbürgt ſey.

Endlich kam man unter ſich darin überein, dem General Wurmſer aufzutragen, zur Zeit des Rheinüberganges durch das preußiſche Heer einige drohende Bewegungen zu machen, um die Franzoſen ihrerſeits von einem Uebergange abzuhalten.

In einer Zuſammenkunft der Oberbefehlshaber am 12. Februar wurde gegenſeitig der Stand der ſtreitbaren Mannſchaft mitgetheilt. Es befanden ſich an dieſem Tage

am Niederrhein	66,243	Mann;
zwiſchen der Maas und Moſel .	33,441	„
am Oberrhein	99,091	„
zuſammen	198,775	Mann.

Hiezu hoffte man an Reichstruppen 17,200 Mann in Sold zu erhalten, wodurch also die vereinigte Macht auf 213,975 Mann gebracht seyn würde.

In der an diesem Tage stattgefundenen Sitzung äußerte Braunschweig in Bezug des wahrscheinlichen Angriffes des Feindes auf Holland, daß es klüger seyn würde, in die rechte Flanke desselben zu fallen, als sich ihm, wie es der Wunsch der Holländer seyn dürfte, gerade entgegen zu stellen.

So weit waren die Verhandlungen gediehen, als der König von Preußen bemerkte: er sehe zwar wohl die bestehende Truppenkraft angegeben, nicht aber die nothwendig erforderliche; auch finde er die zur Deckung des Rheines, von Mannheim bis an die Schweiz, bestimmten Truppen zu geringe, und trage darauf an, hier von kaiserlicher Seite ein neues Corps zu sammeln, das zugleich als Unterstützung dienen könnte. Diese Bemerkungen veranlaßten am 14. Februar eine abermalige Zusammentretung der Oberbefehlshaber und der Leiter ihres Generalstabs, in welcher man zuvörderst die Ueberzeugung aussprach: daß das niederrheinische Heer in seiner dermaligen Stärke dem Feinde, den man auf 120,000 Mann annahm, die Spitze bieten könne; daß die zwischen der Maas und Mosel stehenden Truppen zwar genügen würden, Luxemburg, Trier und Coblenz zu sichern, aber zwischen ihnen und dem niederrheinischen Heere noch ein Zwischencorps von 5 bis 6000 Mann zur größern Sicherheit der Verbindung wünschenswerth wäre, und man hiezu die in Sold zu nehmenden sächsischen oder hessischen Truppen bestimmen könnte; daß die Belagerung von Mainz, angenommen, die Besatzung dieses Platzes betrage 14—16,000 Mann, 33,000 Mann benöthige; die Deckung dieser Belagerung aber ein Heer

von 50,000 Mann beſchäftigen werde, indem der Feind dem preußiſchen Heere wohl 100,000 Mann entgegenzuſetzen habe; die Mitwirkung Wurmſers, die Sicherung der Straße von Landau nach Mainz nämlich, ſey daher weſentlich. Man erkannte weiter die Wichtigkeit der Strecke von Mannheim bis Baſel, indem der Feind, einmal in's Breisgau eingedrungen, ſchwer daraus zu vertreiben ſeyn und den Weg bis Wien offen haben würde; 35,000 Mann ſollten demnach auf dieſer Strecke geſammelt werden, wovon die Hälfte die vordern Rheingegenden decken müßte, die andere Hälfte aber ſtets vereinigt bleiben ſollte, um jeden wirklich gefährdeten Punkt kräftig zu unterſtützen.

Braunſchweig trug darauf an, die am Oberrhein bereits befindlichen 32,473 Mann kaiſerliche und ſchwäbiſche Truppen unabänderlich mit dieſer Beſtimmung zu beauftragen. Uebrigens ſey — ſo meinte er — noch immer das auf dem preußiſchen linken Flügel unumgänglich nothwendige Corps von 18,000 Mann gänzlich abgängig.

Der Prinz von Coburg gab über dieſe Bemerkungen einige Tage darauf (20. Febr.) eine Erläuterung, worin er den Wunſch äußerte, daß jenes Zwiſchencorps zwiſchen der Moſel und Maas aus Sachſen beſtehe und ſeiner Verwendung überlaſſen werde. Die Strecke von Mannheim bis Baſel ſchien ihm nur in ſo lange 35,000 Mann zur Deckung zu bedürfen, als das preußiſche Heer jenſeits des Rheines noch nicht bis auf die Höhe von Mannheim gelangt ſey; alsdann aber würde Wurmſer mit 20,000 Mann ebenfalls über den Strom gehen dürfen. Zwiſchen Freiburg und Mannheim ſey, von dieſem Augenblicke, nichts mehr zu beſorgen, und würden 4—5000 Mann hier, 10—12,000 aber im Breisgau hinreichend ſeyn. Dieſe 15—17,000 Mann befänden ſich auch ſchon wirklich da,

oder würden doch zum wenigſten bald ergänzt. Er fände daher eine Nachrückung von 18,000 Mann hier nicht nothwendig.

Der König billigte dieſe Anſichten Coburgs nicht ganz. Er beſtand (26. Febr.) insbeſondere darauf, daß Wurmſer das preußiſche Heer nicht vor dem Falle von Mainz verlaſſe oder früher Truppen entſende. Noch immer ſchien ihm die Vermehrung der Truppen am Oberrhein nothwendig, indem die angenommene Stärke derſelben keineswegs gewiß, ſondern durch das Nichteintreffen verſchiedener Reichstruppen und durch die vielleicht nothwendige Beſatzung von Mannheim wahrſcheinlich viel geringer ausfallen dürfte; die Verſtärkung von 18,000 Mann und die Aufſtellung einer bedeutenden Unterſtützung ſchienen ihm unentbehrlich.

Wurmſer erhielt nunmehr folgende Weiſung:

1) Die ihm untergeordneten Truppen hätten in zwei Theile zu zerfallen; der eine, aus den dermalen in der Umgegend von Mannheim befindlichen 13 Bataillons und 16 Schwadronen, zuſammen 18,000 Mann beſtehend, hätte über den Rhein zu gehen und in Uebereinſtimmung mit dem preußiſchen Heere zu handeln; der andere aber (4 Bataillons, 7 Schwadronen Oeſtreicher, das Uebrige Kreistruppen, zuſammen 16,000 Mann) ſollte ſich hinter dem Rheine vertheidigungsweiſe halten, und er werde ſeiner Zeit verſtärkt werden.

2) Der Rhein-Uebergang mit den erwähnten Truppen werde erſt dann zu bewirken ſeyn, wenn man ſich der Feſtung Mannheim völlig verſichert habe. Dieſer Platz müſſe dem Corps einen guten Rückhalt verſchaffen, und nur durch deſſen Beſitz würden die weitern Bewegungen auf die Verbindungslinie des Feindes zu Gunſten des preußiſchen Heeres möglich.

3) Ohne im eigentlichen Verstande an das preußische Heer angewiesen zu seyn, habe sich Wurmser nach den Weisungen des Königs oder des Herzogs von Braunschweig zu benehmen. Nur im Falle der Feind mit Uebermacht den Oberrhein bedrohen oder wirklich übersetzen sollte, würde ein größerer oder kleinerer Theil der zur Angriffsbewegung bestimmten Truppen dahin zu entsenden seyn, und im Nothfalle selbst das ganze Corps nach dem gefährdeten Punkte aufzubrechen haben.

4) Was die diesseits des Rheins zurückbleibende Truppe betreffe, so könne davon der dritte Theil zwischen Altbreisach nnd Philippsburg zu stehen kommen, so zwar, daß sowohl Kehl als Philippsburg einige hundert Mann Besatzung erhalten, die übrigen 4—5000 Mann aber als Unterstützung bei Stolhofen zusammengehalten würden. — Ein anderes Drittheil käme nach Freiburg, und würde sich nach Umständen sowohl nach Kehl, als nach der Schweizergrenze wenden; hievon wäre auch die Besatzung von Altbreisach zu bestreiten. An der Schweizergrenze, unweit Wiesbach, würde sich das letzte Drittheil versammeln.

Kehl, Philippsburg, Altbreisach müßten so viel und so schnell als möglich haltbar gemacht, auch mit Lebensmitteln für acht Tage versehen werden. Uebrigens wäre nichts weniger rathsam, als längs dieser Rheinstrecke jedes Dorf zu besetzen und vertheidigen zu wollen, wodurch man sich unnöthigerweise schwächen und auf keinem Punkte gegen eine bedeutende Unternehmung hinreichende Kräfte behalten würde. —

Dies waren die Verhandlungen und Beschlüsse der Verbündeten.

Schneller kamen die Franzosen mit den ihrigen in's Reine. Sie beschränkten die Rhein- und Mosel-Armee

auf die Vertheidigung, und überließen dem Besieger Braunschweigs, dem Eroberer von Belgien, den Angriff.

Je weniger das französische Heer an innerer Ordnung, Einrichtung und Ausbildung, an Fügsamkeit und an militärischem Geiste den Streitkräften der Verbündeten glich, desto einflußreicher mußte die Persönlichkeit seines obersten Führers auf die Leistungen dieses Heeres wirken, desto bedeutender war also auch dieser eine Mann in Bezug auf die Gestaltung der Ereignisse. Das gezähmte Pferd gewinnt zwar durch die Hand des Meisters, aber es folgt auch einem Kinde; das wilde, unbändige bedarf des Mannes, der es bezwingt, und der ihm den Dienst, den es leisten soll, in jedem Augenblicke abnöthigt.

Dumouriez, ein Mann voll vielbewegten Lebens, mit dem Drange, vielleicht auch mit den Anlagen geboren, in einem Staate, der eben im Begriffe stand, seine innere Gestaltung von Grund aus zu ändern, die erste Rolle zu spielen, — war dennoch zu wenig vorbereitet für den Augenblick, in welchem er wirken mußte, — zu starr, um sich dem Verlangen der Zeit fügen zu können, — zu empfindlich, um durch den Sturm der Parteien, unbeirrt, ungeschwächt, unverwundet, nach dem Ziele zu gehen; er war zu menschlich, um jederzeit schnell nach dem nächsten sichersten Mittel zu greifen, und doch nicht verständig genug, um das Verderbnißvolle halber Maßregeln gehörig zu würdigen, und den Ersatz, den die Zukunft für die Opfer der Gegenwart leistet, zur eigenen Beruhigung zu bemessen, — er war zu wenig abgeschlossen, zu wenig frei in sich, um nicht durch den Sturz eines Jahrtausend alten Gebäudes erschreckt zu werden.

Dumouriez stand jetzt in seinem 54sten Jahr. Mit 18 Jahren Soldat sah er sich schon in seinem 22sten auf

dem Schlachtfelde mit dem Ludwigskreuze belohnt, und mit eben ſo vielen Wunden bedeckt, als er Jahre zählte. Zwanzig Jahre ſpäter war er auf Befehl ſeines Hofes in den Revolutionen von Polen und Schweden thätig; aber ein beleidigter Miniſter, der Herzog von Aiguillon, und eine herrſchſüchtige Geliebte des Königs, Madame Dubarry, warfen ihn in die Baſtille und erhielten ſeine Verweiſung nach Caen. Die Sprache ſeiner Verdienſte war neben dem Geziſch einer Hofintrigue dem Könige nicht mehr vernehmbar geweſen. Nach manchem Leiden im nächſten Jahre für unſchuldig erklärt und in ſeinem Range als Oberſter wieder angeſtellt, blieb ſein Gemüth wund. Sieben Jahre ſpäter (1792) ward er Miniſter des Auswärtigen, General-Lieutenant und Kriegsminiſter. Er hatte zehn Feldzüge und Reiſen durch ganz Europa gemacht; ſeine Kenntniſſe waren ſehr ausgebreitet, ſein Gedächtniß treu, ſein Charakter unſicher.

Nun ſeit einem Jahre theils wirklich an der Spitze der Gewalt, theils zum wenigſten an der Spitze deſſen, was ſo oft die Gewalt gegeben, war ſein Inneres mit großen Plänen erfüllt, die zwar Frankreichs Glück zum Ziele hatten, aber es auf einem andern Wege dahin führen ſollten, als auf jenem, den ſeine dermalige Regierung eingeſchlagen. Durch eine kurze, aber höchſt ruhmvolle Siegeszeit verwöhnt, ſich als Lenker von Frankreich erkannt zu wiſſen und von ſeinem Schickſale das Schickſal ſeines Vaterlandes abhängig zu betrachten, — anderſeits wieder einem ewig wachen Mißtrauen anheimgegeben, Ohr und Auge immer nach der Hauptſtadt gewandt, mit dem beklagenswerthen Scharfblicke begabt, das Störende, Schlimme vor dem Guten zu entdecken, — wohl im Aeußern, aber nicht im Innern, jener Selbſtverleugnung fähig, die ihn über Lohn und Beifall weggehoben hätte, — nicht

Republikaner genug, um Undank zu ertragen, — durch eine Forderung mißverſtandener Gleichheit, durch einen verweigerten Titel verletzbar: ſo war der Mann, der jetzt an der Spitze des franzöſiſchen Hauptheeres den verbündeten Königen widerſtehen ſollte, der Mann, den wir eine zweideutige, unglückliche Rolle ſpielen und zuletzt als das Opfer beider Parteien fallen ſehen.

Im vergangenen Jahre, da die Verbündeten bereits im Herzen Frankreichs ſtanden, Zwiſt und Verrath im Innern einen Feind bildete, der nicht weniger mächtig war, als jener von außen; in jenem Zeitpunkte, da der Untergang der Republik unabwendbar ſchien, war Dumouriez ihr Retter geworden. Aber nicht genug, den Feind aus dem Vaterlande vertrieben und hiedurch ſchon das kaum Gehoffte bewirkt zu haben, wies er ihn bald darauf von der für Frankreich gefährlichſten Grenze zurück und wurde Eroberer. Begreiflich, daß Volk und Heer ihn mit Begeiſterung nannten, denn im Verhältniſſe der Größe der Gefahr verminderten ſich Trennung und Zwietracht; die Stimmen der Leidenſchaften tönten nur in eine zuſammen, und die Furcht, die errungene Freiheit zu verlieren, machte die Auslegung, was Jeder darunter verſtand und dadurch wollte, einſtweilen verſtummen. Anders war es dann geworden, als Dumouriez ſiegreich an der Roer und kein Feind mehr auf franzöſiſchem Boden ſtand.

Noch hing das Heer an ihm — noch das Volk; aber Dumouriez, gewöhnt, ſich gehorchen zu ſehen, verrieth bald, daß ihm jede andere Stellung, als die eines Befehlenden, mißbehagen würde.

Jetzt ſchon durfte man im National-Convente ſagen: „der gefährlichſte Feind einer Republik ſey ein ſieghafter Feldherr derſelben.“

Dumouriez, ſelbſt mißtrauiſch, war nicht ſtark oder nicht gut genug, ſich über das Mißtrauen Anderer hinwegzuſetzen. Die Spannung zwiſchen der Regierung und ihrem Feldherrn mehrte ſich. Beide, ſchon nach angenommenen Vorderſätzen ſchließend, ſahen nunmehr Alles, was geſchah, als Beweis für ihre Meinung an. Wenn Dumouriez jetzt den Plan entwirft, die Oeſterreicher bis über den Rhein zu verfolgen, ſo ſieht der Convent hierin nichts, als das Streben nach der Dictatur; wenn der Convent dem Feldherrn die Ausführung dieſes Plans aus dem Grunde verweigert, weil man die Neutralität des baieriſchen Hofes nicht verletzen dürfe, ſo ſieht Dumouriez nichts als böſen Willen, Neid und Anarchie. Eine natürliche Folge hievon war, daß von beiden Seiten Maßregeln genommen wurden, um ſich ſicher zu ſtellen, Maßregeln, welche ihrerſeits wiederum das ungünſtige Verhältniß zwiſchen Dumouriez und dem Convent mehrten.

Die Belohnungen, welche der General für Offiziere und Soldaten, die ſich in der Champagne und in Belgien ausgezeichnet hatten, begehrte, wurden nicht genehmigt, eben weil er es war, der ſie begehrt hatte.

Die Beförderungen, die unter Vorausſetzung der Zuſtimmung des Kriegsminiſteriums während des Feldzuges einſtweilen von dem Feldherrn gemacht worden waren, wurden verworfen, — der Erſatz an Geld, Kleidung und Waffen wurde verſpätet; auf dieſe Weiſe ſuchte der Convent nach und nach das Anſehen des Feldherrn zu brechen und das Heer von ihm abwendig zu machen.

Dieſer ſeinerſeits beklagte ſich mit bittern Worten gegen Miniſterium und Convent, und drohte zu wiederholten Malen, ſeine Entlaſſung zu nehmen.

Auf das Aeußerste brachte ihn aber das bekannte Dekret des Convents gegen Belgien, das auf den Vorſchlag Cambons am 15. December durchging.

Dieſes eroberte Land, in welchem nicht ſowohl die republikaniſche, ſondern die conſtitutionelle Partei vorherrſchend war, ſah Dumouriez, gleichſam als ein von der Vorſehung ihm anvertrautes Pfand, mit beſonderer Vorliebe an. Er hoffte in dieſem Lande vieles zu verwirklichen, was er über Staatseinrichtungen zweckmäßig hielt, und nöthigenfalls hoffte er ſich auch hier die Mittel gegen die täglich wachſende Zahl ſeiner Feinde zu verſchaffen. Es mit möglichſter Schonung zu behandeln, war daher ſein überlegtes Beſtreben.

Schon am 3. November 1792, da er die Niederlande betreten hatte, gab er (damals mit Genehmigung des Convents) kund: „daß die Franzoſen als Brüder und Freunde zu den Belgiern kämen, ihnen die Freiheit brächten, und, ohne ſich in ihre Angelegenheiten einzumiſchen, ihnen die unbeſchränkte Wahl ließen, ſich die Verfaſſung zu geben, welche ſie für die zweckmäßigſte halten würden.“ Dagegen befahl das Dekret vom 15. December: „alle öffentliche und geiſtliche Güter in Belgien unter Siegel zu legen, bis das Land über ſeine Verfaſſung einig ſey,“ und Dumouriez war es, dem der Convent die Ausführung deſſelben übertrug. Dieſer weigerte ſich, hierin zu gehorchen, und als, trotz aller Vorſtellungen, der Convent auf dieſem Dekrete beſtand, ſo verließ Dumouriez, während durch den Commiſſär-Ordinateur Ronſin dies verhaßte Geſchäft gethan wurde, Belgien. Er ging nach Paris. Den Bedürfniſſen des Heeres abzuſorgen, ſo hieß der ausgeſprochene Grund dieſer Reiſe. Der eigentliche aber war, um ſeine Mißbilligung jener Maßregeln gegen Belgien recht deutlich an den Tag zu legen; endlich kam noch der geheime Grund

dazu, genau die Stimmung in Paris zu erforſchen, ſich umzuſehen dort unter den Regimentern, und wo möglich den Prozeß des Königs zurückzuhalten; denn nun war Dumouriez bereits entſchieden, mit der Republik zu brechen.

Er kam den 1. Januar 1793 in Paris an, und wenige Tage darauf legte er dem Convente vier Denkſchriften, über die Aufhebung des Dekrets vom 15. December, über eine zweckmäßige Einrichtung im Lieferungsweſen, über die Bedürfniſſe des Heeres und über den Plan für den künftigen Feldzug, vor. Jeder dieſer Aufſätze ſchloß mit mit der Drohung, den Oberbefehl niederzulegen, ſobald das Begehrte verweigert werde.

Viele Soldaten ſeines Heeres, auf die er zählen konnte, waren einſtweilen, mit Päſſen von ihm verſehen, auf Urlaub nach Paris gekommen. Sie ſollten ihm zum Schutze dienen und ſeinen Forderungen Nachdruck geben. Sie ſollten den Convent fürchten machen, ſie zu verweigern. Dann aber, wenn durch die Gewährung derſelben der Sieg des Oberfeldherrn über die Regierung entſchieden und vor den Augen von ganz Frankreich ausgeſprochen wäre, dann wollte er ſich eben dieſer Soldaten bedienen, um ſich für das Haupt einer Partei zu erklären, deren erſte Handlung ſeyn ſollte, den König zu retten; die zweite, eine Verfaſſung einzuführen. — Daß ein Haufe Soldaten die Umwälzung eines Landes nicht zu bewirken vermag, wenn nicht die öffentliche Meinung dafür iſt, daran zu zweifeln war Dumouriez zu klug, zu welterfahren. Er hielt ſich daher auch bereit, ſeinen Plan zu verſchieben, wenn er nicht die Stimmung der Hauptſtadt für ſich gewinnen ſollte, eine Stimmung, die an ihren ſicheren Zeichen, nicht etwa an Lobpreiſungen einer abgeſonderten Kaſte oder

an Schmeicheleien Einzelner zu erkennen ihn ſein vielbewegtes Leben gelehrt hatte.

Gerade in dieſem Beſtreben, der Erringung der öffentlichen Meinung war es, worin Dumouriez damals ſcheiterte. Der Convent gab ſeine Vorſchläge an den Wohlfahrtsausſchuß, wo ſie mit abſichtlicher Zögerung, mit ermüdender Langweiligkeit verhandelt wurden. Was dem Oberfeldherrn Einfluß verſchaffen, die Wichtigkeit ſeiner Perſon zeigen ſollte, bewirkte das Gegentheil. Die Verhandlungen nahmen eine Wendung, wodurch er in das Licht eines kalten Freundes der Republik, was in jener warmen Zeit gleichbedeutend mit einem Feinde derſelben war, gerieth, endlich aber als entſchiedener Gegner derſelben genannt und öffentlich bezeichnet wurde. Mit dem Namen eines Anhängers des Deſpotismus gebrandmarkt, durfte der Mann, der vor ſieben Monaten Frankreich gerettet hatte, und auch jetzt, da er mit der Einführung einer beſchränkten Monarchie umging, in dem Glauben handelte, es abermals zu retten, kaum über die Straßen von Paris gehen, ohne ſich Beleidigungen auszuſetzen; er mußte jede Stunde in der Erwartung ſtehen, daß der Arm des Henkers oder der eines Meuchelmörders nach ihm greife.

Wer ſo tief von ſeiner Höhe herabgeſtürzt iſt, prüft, in Gedanken wenigſtens, das Aeußerſte. Auch Dumouriez that dies. Es arbeitete in ihm der Entſchluß, ſein Heer nach Paris zu führen und gewaltſam durchzuſetzen, was er bis jetzt durch die öffentliche Meinung bewirken zu können irrig vermuthet hatte. Aber er bekämpfte dieſen leidenſchaftlichen Gedanken und vertagte ihn für gelegenere Zeit. Mißtrauen in die Anhänglichkeit des Heeres ſelbſt war der Hauptgrund dieſer Mäßigung. Er ſah, wie

Volksgunst wechselt, er konnte sich also auch in der Neigung seines Heeres täuschen. Er wußte endlich, daß 20,000 Mann eben so wenig, als der zehnte Theil davon, gegen die öffentliche Meinung eines gesammten Volkes obsiegen würden, eines Volkes, das er durch offenen Verrath zur Zeit verübt, da es von den verbündeten Königen Europa's angegriffen ward, an seinem Heiligsten verletzen und zum unversöhnlichen Feinde sich schaffen würde. Anders mußten die Sachen stehen, wenn er unter dem Schirm irgend einer gesetzlichen Berechtigung mit einer bedeutenden Truppenmasse in Paris erscheinen konnte.

Diese Wendung gab Dumouriez lange nicht auf. Er hoffte es dahin zu bringen, daß ein Theil des Convents selbst ihn nach der Hauptstadt riefe; er hoffte die Partei der Gironde dafür zu stimmen. Aber was für Wege er auch einschlug, zu welchen täuschenden Mitteln er sich auch herbeiließ, er vermochte nicht, diese Partei öffentlich für sich auftreten zu machen, er vermochte nicht durchzusetzen, daß das Dekret vom 15. December aufgehoben wurde, er vermochte nicht einmal den Streich aufzuhalten, der den König von Frankreich, den Anhaltspunkt aller seiner Plane, treffen sollte.

Dennoch gelang dem Einflusse der Minister Lebrun und Garat, den Bemühungen des geistreichen Condorcet, den vorsichtigen Winken Brissots, Gensonne's und des mächtigen Pethion, sämmtlich Mitglieder der Gironde, den Oberfeldherrn in seinem gefährlichen Amte zu erhalten. Man forderte ihn auf, den Feldzugsplan dem Staatsrathe vorzulegen. Hören wir, was er selbst in seinen Memoiren darüber sagt: „Schon waren wir am 15. Januar, und „noch wußte der Staatsrath weder wie stark das Heer „war, noch wie viel Völker wir im nächsten Feldzuge zu „bekämpfen haben werden. Der General behauptete, daß,

„da man keinen innern Krieg habe (und wirklich hatte „dieser damals noch nicht begonnen), gegen die Heere von „ganz Europa 370,000 Mann, wovon ein Sechstheil Rei„terei, uneingerechnet Festungs- und Schiffsbesatzungen, „hinreichen würden, die Gränzen zu sichern, indem man „sich im Süden und am Rhein vertheidigungsweise ver„hielte und den Angriff nur auf der Linie von Dünkirchen „bis zur Mosel versuche." Folgende war die von ihm vorgeschlagene Truppenvertheilung:

Armee von Belgien	80,000	Mann
„ der Ardennen	40,000	„
Zwischencorps an der Mosel . . .	20,000	„
Rheinarmee	50,000	„
Reserve in der Champagne	20,000	„
Beobachtungscorps gegen die Schweiz	15,000	„
Armee von Savoyen ꝛc.	40,000	„
„ der Pyrenäen	25,000	„
Küstenarmee	80,000	„
Zusammen	370,000	Mann.

Er fährt fort: „Alle diese Heeresabtheilungen konnten „sich gegenseitig unterstützen, und da ganz Frankreich unter „Waffen stand, so durfte man den Feind zu erdrücken „hoffen und doch nichts an Boden verlieren, sobald der„selbe von einer Seite in's Land brechen sollte."

Diesem Plane zu Folge sollte Custine sich auf Landau zurückziehen, in Mainz aber nur eine hinlänglich starke Besatzung lassen, um den König von Preußen zwei oder drei Monate vor diesem Platze festzuhalten, eine höchst schätzbare Zeit, die man anwenden konnte, Elsaß, Lothringen und die Ardennen in Vertheidigungsstand zu setzen, und den Feind um die Erwartungen des ganzen Feldzuges auf dieser Seite zu täuschen.

Nach Belgien müßte man die größte Kraft verſetzen und von dort den Angriff beginnen. Dort würden Schlachten entſcheiden, weil es ein offenes Land iſt, ohne feſte Plätze oder Stellungen. Bliebe man Sieger, ſo ſollte dann die Hauptſtärke des Heeres über den Rhein gehen; würde man geſchlagen, ſo böten die Feſtungen in Flandern und Artois ſicheren Schutz, und ſelbſt in dieſem ungünſtigen Falle würde das Jahr verſtreichen, ohne daß von Belgien aus der Feind franzöſiſchen Boden beträte.*)

Dies ſind die Umriſſe des Feldzugplanes, welchen Dumouriez dem Staatsrathe und dem Wohlfahrtsausſchuſſe vorlegte, und der auch von beiden genehmigt wurde, obwohl die gleichzeitigen Rüſtungen für Indien, gegen Italien und Sardinien, die weit ausgreifenden Entwürfe in Bezug auf Spanien und auf die Schweiz die Aufmerkſamkeit theilten, und den dürftigen Haushalt der Republik zum Nachtheil für die Vertheidigung in Anſpruch nahmen.

Die weitere Ausführung dieſes Planes überließ der Convent dem Oberfeldherrn. Einmal aus kluger Wahl oder aus Nothwendigkeit entſchieden, Dumouriez dieſe Stelle noch länger anzuvertrauen, that man keine Eingriffe in den Wirkungskreis, den ſie bedingt. Noch aber hielten die Unterhandlungen mit Holland die Ausführung zurück; Dumouriez hoffte ſelbſt noch mit England friedliche Einverſtändniſſe zu pflegen, denn er hatte es dahin gebracht, daß beide Cabinette, das von Haag und jenes von London, während ſie mit dem Convent zu unterhandeln ſich weigerten, dies dennoch mit ihm zu thun ſich bereit erklärten. — Aber die am 1. December geſchehene Kriegserklärung des Convents gegen Holland und England machte die

*) Mémoires du général Dumouriez. Francfort. 1794. I. 103.

Annäherung unmöglich, die der General, um seinem Vaterland die Zahl der Feinde zu mindern, und sich selbst den gewünschten Einfluß zu erringen, eingeleitet hatte.

Wir sehen somit einen Haupttheil der französischen Kriegskräfte in die Hand des Mannes gegeben, in welchem der Entschluß fest steht, sich desselben gegen die Republik zu bedienen. Er fühlte die Nothwendigkeit, seinem Plane eine sichere Grundlage zu geben, und hielt hiezu einige Vorarbeiten für dienlich: die wichtigste derselben schien ihm die Eroberung von Holland. War er Meister von Holland, so wollte er alle National-Bataillone, den größten Theil seines Heeres, nach den Niederlanden zurücksenden, sich mit Linientruppen und mit den vertrautesten Generalen umgeben; den Generalstaaten den Befehl abdringen, ihm alle Plätze zu öffnen, in der Regierung nur unausweichliche Veränderungen machen, das Revolutions-Comité der Holländer auflösen, jedem Eingriffe der Convents-Commissäre sich entgegen stellen, augenblicklich bei Rotterdam, im Seeland und im Texel eine Flotte ausrüsten, um die Besitzungen in Indien zu sichern, sich gegen England zu strenger Neutralität verpflichten, in Zutfchen und in Geldern 30,000 Mann zur Beobachtung aufstellen, in Antwerpen und in Flandern eine gleiche Zahl anwerben, die französischen Truppen nicht aus dem Lüttich'schen greifen lassen, das Dekret vom 15. December in ganz Belgien aufheben, das Volk in diesem Land auffordern, in Aloft, Antwerpen oder Gent zusammenzutreten, um sich die Regierung zu geben, die es für gut achten würde. Dann wollte er ferner aus Belgien Truppen ziehen, zu dieser Macht, die er auf 40,000 Mann zu bringen hoffte, seine Reiterei stoßen lassen und den Oesterreichern Waffenstillstand antragen. Sollten sie denselben

ausschlagen, so wollte er sie rasch über den Rhein werfen, willigten sie aber ein, so hätte er für den Rest seines Planes Zeit gewonnen, nämlich die siebenzehn Provinzen, wenn anders beider Völker Wunsch dahin ginge, in eine Republik zu vereinigen, oder im andern Falle wenigstens ein Schutz- und Trutzbündniß zwischen Holland und Belgien zu bewirken. War dies geschehen, dann stand er an der Hauptsache, dann nämlich würde er an der Spitze eines holländisch-belgischen Heeres von 80,000 Mann Frankreich zum Bündniß eingeladen, und ihm die Bedingung gesetzt haben, zur Constitution von 1789 zurückzukehren. Weigerte sich sein Vaterland, dies Anerbieten anzunehmen, so wollte er mit seinen französischen Linien-Truppen und 40,000 Belgiern nach Paris marschiren, den Convent auseinanderjagen und die Jacobiner vernichten.

Die Verfassung, in welcher sich Holland in Bezug seiner Streitfähigkeiten befand, versprach dem französischen Oberfeldherrn den günstigsten Erfolg.

Der Herzog Friedrich von Braunschweig schilderte dieselbe in einem Schreiben an Koburg, indem er behauptete: es sey weder ein Heer gesammelt, noch überhaupt eine Vorkehrung getroffen, welche die Aufstellung eines solchen bereitet. Die Festungen wären zwar mit Geschütz, Pulver und Kugeln versehen, aber ohne Vorräthe an Lebensmitteln und Arbeitszeug, die Besatzungen schwach, die Ortsvorsteher nur halb von der Oranischen Partei, und die es seyen, meist Schwachköpfe, Andere zweideutig, Viele selbst von republikanischen Gesinnungen, Alle zusammen Egoisten, die alles unterschreiben würden, was Dumouriez fordern könnte. Zwölftausend Patrioten stünden bereit, die Waffen gegen die Regierung zu erheben. Selbst ein Theil des Heeres sey nicht mehr ganz rein, dieses

Heer überdies ſchwach, überall vertheilt, ſchlecht verſorgt, von Generalen befehligt, die nur den Namen, aber nicht die nöthigen Eigenſchaften hätten.

Da Friedrich von Braunſchweig ſo genau von der Vertheidigungsſchwäche Hollands unterrichtet war, ſo mag dies ohne Zweifel auch Dumouriez geweſen ſeyn, der ob der Grundſätze, für die er zu fechten ſchien, im ganzen Lande und in allen Ständen und Verhältniſſen Kundſchafter hatte, die eben, weil ſie nicht bezahlte waren, die Ausſagen ſeiner eigentlichen Spione um den beſſern Theil erweitern und berichtigen konnten.

Der Erbſtatthalter, bei dem Einfalle der Franzoſen eben ſo ſehr ſein eigenes Volk als dieſe fürchtend, beſchränkte ſeine Vertheidigungs-Anſtalten zunächſt auf die Sicherung ſeiner Perſon. Er hatte den Plan, die Inſel Walchern befeſtigen zu laſſen, damit ſie ihm und ſeinen Beamten Schutz gewähre, im Falle das Volk ſich für die Franzoſen erklären ſollte. Dieſer Plan, ſobald er bekannt wurde, vermehrte die Zahl der Gegner der Regierung und erhöhte deren Muth.

Mehrere derſelben, die ſich nach Antwerpen geflüchtet hatten, traten dort in das ſchon erwähnte comité révolutionaire zuſammen, warben eine bataviſche Legion und erklärten bereits zu Anfang des Jahres mit offener Stirne, in Seeland eindringen zu wollen. Dumouriez, obwohl entſchloſſen, künftig Gegner dieſer Anhänger einer Volks-Regierung zu werden, beförderte einſtweilen jeden ihrer Schritte. Er ſchien ihren Entwurf auf Middelburg und Fließingen zu billigen und machte mehrere Scheinanſtalten, indem er der kleinen franzöſiſchen Flottille, die zu Antwerpen ſtand, Befehl gab, ſich bei dem Forte Lillo vor Anker zu legen, — Brander ausrüſtete u. ſ. w. Er

verſuchte ſelbſt den General Miranda mit dem Plane, ſeine Truppen durch Zuid-Bereland und Cadgand nach Walchern vordringen zu laſſen.*) Sein wahrer Angriffsplan beſtand aber in Folgendem: Unmerklich ſollten aus dem Innern Frankreichs gezogene Verſtärkungen, etwa 10,000 Mann, nach Gent rücken, während gleichzeitig Miranda durch eine Ausdehnung ſeiner Standquartiere eine Infanterie-Brigade nach Antwerpen bringen würde, ſo daß ſich auf dieſem Punkte, ſo bald die Zeit käme, 15,000 Mann verſammelt haben würden. Mit dieſer geringen Macht wollte Dumouriez Breda und Gertrudenburg in ſeiner Rechten, Bergenop-Zoom, Sternbergen, Kleudert und Williamsſtadt in ſeiner Linken bedrohen, einſtweilen über den Mordyk, der dort nur 2 Stunden Breite hat, gehen, über Rotterdam, Haag, Leyden nach Amſterdam bringen, und alle feſten Plätze Hollands in Rücken nehmen. General Miranda hätte Maſtricht auf das Heftigſte zu beſchießen, ſich ſobald er vernehmen würde, daß Dumouriez in Dort ſey, eiligſt über Nimwegen nach Utrecht zu wenden, und ſich, an dieſen zu ſchließen. Die Ardennen-Armee und jene von Belgien unter Valence und La Noue hätten die Belagerung von Maſtricht zu decken und nach dem Abmarſche Miranda's fortzuführen. Zu Namur würde die Diviſion Harville bleiben, um die Ober-Maas zu ſichern.

Mit welchen Kräften die ſtreitenden Mächte den Feldzug eröffnen wollten, iſt ſchon oben geſagt worden; mit welcher ſie ihn wirklich eröffneten, wird jetzt nachgewieſen werden.

Schon im November des Jahres 1792 brachen 20 Bataillons Fußvolk und 34 Schwadronen aus den kaiſer-

*) Correspondance du général Miranda. Paris. p. 5.

lichen Erbſtaaten auf. 12 Bataillons und 22 Schwadronen führte der Feldzeugmeiſter Wenzel Graf Kolloredo über Nürnberg gegen Koblenz, die übrigen 8 Bataillons und 12 Schwadronen unter dem Feldmarſchall-Lieutenant Staader rückten über Landshut und Donauwörth nach Heilbronn. — In den letzten Tagen des Januars gingen die erſtern an dem genannten Orte über den Rhein; die letztern aber trafen um dieſelbe Zeit zwiſchen Philippsburg und Heidelberg ein. Jedes Bataillon konnte im Durchſchnitt zu 1000 Mann, jede Schwadron zu 180 Pferden dienſtbar gerechnet werden. Kolloredo übernahm einſtweilen den Befehl über alle am Ober-Rhein ſtehenden öſterreichiſchen Truppen.

Bald nach Aufbruch dieſer erſten öſterreichiſchen Verſtärkungsmaſſe ſetzten ſich noch 9 Bataillons und 20 Schwadronen aus den Erbſtaaten in Marſch. Dieſe hielten bei Würzburg an; 2 Bataillons Gränz-Scharfſchützen, 10 Stabs-Infanterie-Compagnien und 3 Pionnier-Compagnien folgten ihnen dahin.

Nach dem Begehren des Fürſten Hohenlohe und des Grafen Clerfait verſah man dieſe Unterſtützung mit 113 Stücken ſchweren Feldgeſchützes.

Außerdem führte jedes Bataillon zwei Sechspfünder.

Das Heer am Niederrhein hatte damals nur 40, das im Breisgau 34 Brückenſchiffe, es wurden daher für das erſtere 60 Stücke nachgeſchickt, für das andere einſtweilen 64 in Kloſterneuburg ausgerüſtet.

Um für Belagerungen bereitet zu ſeyn, ſetzten die Oeſterreicher 178 Stücke ſchweren Geſchützes in Bewegung. Jede Kanone wurde mit 1000, jedes Wurfgeſchütz mit 600 Patronen verſehen. Würzburg, und ſpäter Ehrenbreitſtein, waren die Sammelpunkte für dieſe Geſchützmaſſen. Die

übergegangenen französischen Regimenter Royal allemand, Sax-Husaren, Bereſény und Berwick-Infanterie wurden in Sold genommen, das von Berwick aufgelöst, und die übrigen in drei Divisionen umgewandelt. Ihre Stärke belief sich auf 850 Mann. — Dem Vicomte de Carneville erlaubte der Kaiser ein Freicorps von 3 Infanterie- und 1 Jäger-Compagnie aus Ueberläufern und anderem Volke zu errichten. Es bildete sich später zu 2 Infanterie-Compagnien und einer Uhlanen-Schwadron um (690 Mann). Das Condé'sche Corps, zu dessen Auflösung der Befehl schon gegeben war (16. Jänner), wurde dennoch wieder in Sold behalten, und auf 2 Bataillone (2409 Mann), und 2 Schwadronen (306 Mann) Edelleute, 2 Bataillone (2417 Mann) Infanterie, 8 Schwadronen (1638 Mann) 185 Mann Artillerie und 25 Genie-Offiziere gebracht. *)

Die Schweizer, Soldtruppen bei allen Mächten, sollten auch den Verbündeten mit einigen Kriegsvölkern dienen. Man brachte in Vorschlag, ein Grenadierregiment zu 2 Bataillonen oder 12 Compagnien aus zwei Drittheilen Schweizer oder Bündtnern, und einem Drittheil anderer Leute zusammen zu setzen. Der Kaiser erklärte sich bereit,

*) Feldmarschall-Lieutenant Graf Wallis erklärte, daß wegen der Anmaßung und Unordnung, die in diesem Corps von Edelleuten herrsche, dasselbe zu gar nichts gebraucht werden könne. Der Hofkriegsrath trug darauf an, es aufzulösen, und mit einer Abfertigung von zweimonatlichem Solde laufen zu lassen. Aber die Versprechungen und Vorstellungen des Prinzen Condé verursachten den Kaiser, diese Verfügung, die er genehmigt hatte, wieder aufzuheben (25. März). Dieses Corps wurde nach dem Fuße der österreichischen Truppen unterhalten, nur die Edelleute erhielten einen erhöhten Sold, jenem der Feldjäger gleich. Condé diente in der Eigenschaft eines Feldmarschall-Lieutenants; sein Sohn, der Herzog von Bourbon, wurde zum General-Major, sein Enkel, der Herzog von Enghien, zum Major ernannt.

dies Regiment auch zur Zeit des Friedens beizubehalten. Dennoch kam deſſen Ausführung nicht zu Stande. — Beſſer gelang in den kaiſerlichen Erbſtaaten die Errichtung mehrerer Freicorps, des Michalewiſchen, des Giulaiſchen und desjenigen des Oberſten Kneſerich, welches 2 Bataillone, 8 Schwadronen ſtark war, und den Namen des Wurmſer'ſchen erhielt. Dieſes, dann 8 Schwadronen Huſaren und 4 Bataillone rückten zu Anfang des Feldzugs nach Vorder-Oeſterreich.

Welche ungeheure Summen Oeſterreich die Erhaltung und Vermehrung ſeines Heeres koſten mußte, fällt in die Augen. Das Schlimmſte bei der Sache war, daß dieſe Koſten die Leiſtungsfähigkeit der Finanzen weit überſtiegen. Dieſe gaben jährlich 28 Millionen für das Kriegsweſen. Schon im Jahre 1792 war die Ausgabe um 2 Millionen höher geſtiegen; die Koſten für das Jahr 1793 wurden zum Voraus auf 68 Millionen, und mit Einſchluß der Rüſtungsauslagen für die Unterſtützungstruppe auf 74 Millionen berechnet. Ueberdies befanden ſich die Niederlande in Feindeshand, und die Finanzen waren außer Stand, mehr als 23 Millionen zu liefern, es blieben daher auf außerordentlichem Wege 51 Millionen hereinzubringen. *)

*) Schon der Marſch der kaiſerlichen Truppen durch die Länder deutſcher Fürſten koſtete beträchtliche Summen, wie aus den mit ihnen abgeſchloſſenen Verpflegeverträgen erſichtlich iſt. Dieſen zufolge wurde für jeden Mann in Bayern täglich 13 kr., für jedes Pferd 26—34 kr. bezahlt; in Schwaben und Franken für den Mann 8 kr., für das Pferd 17—20 kr.; in Weſtphalen und am Niederrhein wurde beinahe daſſelbe bezahlt. Der Mann erhielt dafür 1/2 Pfund geſottenes Fleiſch, 2 Pfund Brod, 1/2 Maas Bier oder 1/4 Maas Wein. Der preußiſche Soldat erhielt nur zweimal die Woche Fleiſch, oder eine Vergütung dafür von 6 kr. Licht und Holz mußte der Landmann unentgeldlich geben.

Der Transport des kaiſerlichen Belagerungsgeſchützes allein kam auf eine Million zu ſtehen.

Preußen ließ außer den 12,100 Mann, welche ſich am Niederrhein ſammelten, 10 Bataillone und 10 Schwadronen nach Frankfurt rücken.

Um dieſe verſchiedenen Truppen leben zu machen, mußten große Einkäufe von Getreide beſorgt werden. — Preußen ſandte die ſeinigen auf der Weichſel in's Meer; Oeſterreich auf der Elbe nach Hamburg. So kamen dieſe Vorräthe nach Amſterdam, um ſie auf der Maas und Schelde dem Heere zuzuführen.

Eben ſo gingen aus Oeſterreich große Vorräthe auf der Donau nach Günzburg, und auf dem Main nach Frankfurt, um dann auf dem Rheine und auf der Moſel nach Bedürfniß verſendet zu werden.

Am Tage der Eröffnung des Feldzuges hatten die Verbündeten folgende Kräfte geſammelt, und zwar am

Niederrhein kaiſerliche Truppen . . .		54,843 M.
preußiſche „ . . .		11,400 „
		66,243 M.
Zwiſchen der Maas und Moſel kaiſerliche Truppen		33,441 „
Am Oberrhein		
preußiſche Truppen	56,618	
kaiſerliche „	23,973	
heſſiſche „	6000	
ſächſiſche „	5500	
darmſtädtiſche „	3000	
ſchwäbiſche Kreistruppen	4000	
		99,091 „
		198,775 M.

Weit entfernt, daß die Franzoſen in ihren Rüſtungen, gleich den Verbündeten, dem urſprünglichen Plane nachgekommen wären. Läßigkeit oder übler Wille von Seite

der Beamten brachten nicht die Hälfte der Streitmacht, welche Dumouriez vorgeschlagen, und der Convent auszurüſten befohlen hatte, auf. Die Regierung, in ſich zerfallen, darum lange nicht gewichtig genug in den Haupttheilen Frankreichs, konnte dieſe Hinderniſſe nicht beſeitigen; ſo geſchah es, daß die Franzoſen nur mit folgender Macht im Felde erſchienen:

In den Niederlanden . . .	70,000	Mann
An der Moſel	20,000	„
Am Mittelrhein	30,000	„
Am Oberrhein	15,000	„
	135,000	Mann.

Hier kömmt noch zu bedenken, welches Uebergewicht die Verbündeten durch die Abrichtung, Ordnung und Kriegsgeübtheit ihrer Truppen über die eigenwilligen, kaum erſt zuſammengelaufenen, an allem Mangel leidenden Franzoſen behaupteten, und welche Unterſtützung ſie ſowohl durch holländiſche und engliſche Truppen, als von ihren eigenen in den Erbſtaaten ſich bildenden Kräften zu erwarten hatten.

Zweiter Abſchnitt.

Dumouriez greift Holland an (16. Febr.). — Entſcheidende Verſäumniß ſeiner Verhut. — Breda, Klundert, Gertrudenburg fallen. — Williamsſtadt belagert. — Alle Vorbereitungen getroffen, um über die Renarem und Canäle nach Amſterdam zu dringen. — Beſchießung von Maſtricht durch Miranda. — Die Franzoſen über die Maas geworfen. — Dumouriez genöthigt, den Befehl über das Hauptheer zu nehmen. — Rückzug der Franzoſen aus Holland.

Wenn aus der Quelle des von innen und außen geſäeten Zwiſtes viele der Uebel entſprangen, womit das franzöſiſche Heer ſich trug, und wodurch der Vortheil der Gleichartigkeit ſeiner Beſtandtheile und die darin waltende Begeiſterung aufgewogen wurden, ſo entſprangen nicht weniger aus der Nachläßigkeit ſonder Beiſpiel, mit welcher der Convent deſſen Aufſtellung und Ausrüſtung betrieben hatte.

Es fehlte an Lebensmitteln, an Geld, an Waffen, an Kleidung, an Pferden; die Eroberung von Holland, wenn ſie gelang, verſprach jedoch Alles zu geben. Dieſe Unternehmung war außerdem wegen der Wahrſcheinlichkeit und Bedeutſamkeit des Erfolges für Dumouriez das ſicherſte Mittel, das Vertrauen der Seinigen zu erhalten und zu vermehren, ohne zugleich die Möglichkeit, ſeiner Zeit auch dasjenige der Verbündeten zu erwerben, zu ſehr auf das Spiel zu ſetzen.

Dumouriez hatte kaum die Kriegserklärung gegen Holland dienstlich vernommen, als er schon dem General Miranda Befehl gab, sich mit den Truppen des belgischen und Ardennenheeres auf 25 bis 30,000 Mann zu verstärken, vor Mastricht zu rücken, die untere Maas jedoch nicht zu entblößen. Die übrigen Generale wurden angewiesen, ihre Streitkräfte zusammenzuziehen, um den Oesterreichern und Preußen die Stirne zu bieten, sobald diese zur Unterstützung von Mastricht irgend ein Unternehmen wagen sollten. Dumouriez hatte jedoch gar nicht die Absicht, den erwähnten Platz regelmäßig zu belagern, weil dies der Jahreszeit wegen zu schwierig seyn mußte; er befahl dem General Miranda nur, ihn zu überraschen, und wie es der Herzog Albert von Sachsen Teschen bei Lille gemacht hatte, mit Bomben und glühenden Kugeln zu überschütten.

Eines besondern Vertrauens für Miranda voll, weihte er ihn tiefer in den Angriffsplan ein, und gab ihm die Weisung, schnell aufzubrechen, sobald er die Nachricht von dem bewerkstelligten Marsche über den Mordyk erhalten haben würde, und längs der clevischen Gränze nach Nimwegen hinabzurücken, um die Preußen, welche vielleicht vor ihm Holland zu erreichen trachten könnten, abzuschneiden. Er müßte deßhalb durch den General Champmorin schon jetzt (28. Jänner) Venloo angreifen, und sobald als möglich nehmen lassen, damit er Herr der Maas bis gegen Genepp bleibe. Mastricht sollte zwischen dem 12. und 15. Februar umgeben seyn. Zur Leitung der Belagerung wurde ihm ein ausgezeichneter Ingenieur, der General-Lieutenant Bouchet, zugewiesen. La Noue, Moreton (Commandant von Brüssel), Harville erhielten jeder den Befehl, ihre Truppen bereit zu halten, indem der Oberbefehlshaber nächstens bei ihnen eintreffen werde. Durch

dieſe Weiſung hoffte er ſowohl die Generale, deren er ſich nicht unmittelbar zu ſeinem Angriffsunternehmen bedienen wollte, als auch den Feind über den eigentlichen Angriffspunkt zu täuſchen. Nicht mehr erfuhr der Kriegsminiſter Beurnonville, der dem ſchwachen Pache, wenige Tage nach Dumouriez Abreiſe von Paris, im Amte gefolgt war.

Pache hatte noch in den letzten Tagen ſeines Miniſteriums die Niederreißung der Werke von Mons und Tournay befohlen. Dumouriez hinderte die Ausführung dieſer Verordnung, und erwirkte eine entgegengeſetzte. Seinen Anordnungen zu Folge wurden auch die Höhe des Schloſſes von Huy befeſtigt, Mecheln mit einem Erdwall umgeben, bei Oſtende, Nieuport und Dünkirchen Batterien errichtet. Seine Vorſchläge an den Kriegsminiſter gingen auf eine völlige Verbindung der feſten Gränzplätze durch leicht befeſtigte Zwiſchenpunkte; ſo ſollten die Linien zwiſchen Dünkirchen und Bergues hergeſtellt, auf dem Mont Caſſel ein verſchanztes Lager angebracht, Orchies, Varay und Beaumont befeſtigt werden. Dumouriez verlangte und erhielt auch den General Arçon, einen der ausgezeichnetſten franzöſiſchen Ingenieurs.

Bei Brügge ſammelten ſich unter de Flers an 5 bis 6000 Mann, für welche dieſer General die Erlaubniß erwartete, die eine oder die andere holländiſche Feſtung angreifen zu dürfen. Dumouriez gab ihm hiezu Hoffnung, beſtimmte aber dieſe Truppen, um diejenigen bei Antwerpen und Breda zu erſetzen, welche nach Holland vorrücken würden.

Unter dem Vorwande, die Standquartiere ſeines Heeres zu beſuchen, ging Dumouriez gegen die Mitte Februar nach Antwerpen; Adjutanten, Generalſtab, Wagen,

Gepäcke blieben in Lüttich. In Antwerpen angekommen, rief der Oberfeldherr den Commiſſair-Ordinateur Petit-Jean, den Chef des Generalſtabs, General Thovenot, den Artillerie-General La Bayette von Lüttich herbei. In zwei Tagen waren 15,000 Mann bei Antwerpen geſammelt. Petit-Jean und Thovenot, beide dem Hauptheere an der Maas wirklich unentbehrlich, reisten, kaum daß dies Geſchäft beendet war, wieder dahin zurück; beiden hatte Dumouriez die ſchleunige Errichtung von 25 belgiſchen Bataillons, jedes zu 800 Mann, anbefohlen, den General Thovenot zum Inſpekteur-General davon ernannt, dem Commiſſair-Ordinateur die Bekleidung, Rüſtung und Bezahlung derſelben übertragen. Valence, eben von ſeinem Urlaub aus Paris durch Antwerpen reiſend, wurde von der Rolle verſtändigt, die er nach dem Abmarſche Miranda's ſpielen ſollte, la Noue unter die Befehle des Generals Valence geſtellt, beiden endlich Thovenot als Lenker und Rath an die Seite gegeben.

Um ſich mit Geld zu verſehen (für die bei Antwerpen verſammelten Truppen war nur für 14 Tage Sold vorräthig), wurde zu Antwerpen ein Anlehen eröffnet von 1,200,000 Franken, welches doch 200,000 Franken einbrachte, in der damaligen Noth eine ſchätzbare Summe.

Am 17. Februar waren die Truppen zwiſchen Bergen op Zoom und Breda zuſammengezogen. Sie beſtanden aus 21 Bataillonen Infanterie, darunter nur 2 Bataillone Linien-Truppen. Von den Nationalbataillonen hatten nur drei ſchon Waffen vor dem Feinde getragen, alles Uebrige war neues Aufgebot. Nur 8 Bataillone führten Geſchütz. Die Reiterei belief ſich auf 1000 Mann von ſechs verſchiedenen Regimentern. An leichten Truppen waren 3 bataviſche Bataillone (1500 Mann), etwa 1000 Belgier, und

1200 Mann der neu errichteten Legion des Nordens. — Der wirkliche Stand dieſes Heeres belief ſich auf 18,000 Mann, der ausrückende jedoch nur auf 13,700 Mann. Die Artillerie beſtand aus 4 Zwölfpfündern, 8 Achtpfündern, 4 zehnzölligen Mörſern, 20 kleinern Mörſern und 4 Haubitzen.

Dumouriez theilte dieſes kleine Heer in 4 Abtheilungen. General Berneron führte die Vorhut, die aus 4 Bataillonen, dem belgiſchen Corps und 430 Pferden beſtand. Die Diviſion des rechten Flügels (11 Bataillons, 150 Pferde) wurde dem General d'Arçon, die des linken (9 Bataillons, 150 Pferde) dem Oberſten le Clerc, die Nachhut endlich (2 Bataillons, 200 Belgier, 200 Reiter) dem Oberſten Tilly untergeordnet. Jede dieſer Abtheilungen erhielt verhältnißmäßiges Geſchütz.

Am 16. brach Berneron von Antwerpen auf. Er hatte die Weiſung: 1) alſogleich den Oberſtlieutenant Daendels mit 800 Mann Infanterie und 100 Pferden nach Mordyk vorzuſenden, um an dieſem Orte ſowohl als bei Zwaluwe und Noewärt alle Schiffe und Flöße in Beſchlag zu nehmen.

2) Seine Hauptſtärke an der Merk, von Oudenboſch und Tavenbergen bis gegen Breda, aufzuſtellen.

3) Ueber die Merk eine Brücke zu ſchlagen, und eine ſichere Verbindung mit dem Oberſtlieutenant Daendels zu haben, um ſich gegen die Ausfälle der nahen Plätze halten zu können.

Dieſe Befehle waren am 22., als der Oberfeldherr nach Oudenboſch kam, nur zum Theil ausgeführt.

Die Vorhut hatte zwar die Stellung an der Merk bezogen, aber noch keine Truppe über dieſen Fluß gebracht, ſo, daß die Holländer Zeit gewannen, Schiffe auf dem Mordyk nach dem jenſeitigen Ufer zu führen, und ſo den Franzoſen die Mittel der Ueberfahrt nahmen. Dies war das einzige Hinderniß, was ſie den erſten Schritten

des Feindes in den Weg legten, denn die Beſatzungen von Bergen op Zoom, Gertrudenburg und Breda, obwohl ſie drei Dragoner-Regimenter und hinlängliches Fußvolk enthielten, regten ſich nicht.

Während Dumouriez ſeine nachläßige Vorhut vorwärts trieb, ließ er durch ſeine rechte Flügel-Diviſion Breda, durch ſeine linke Bergen op Zoom und Steenbergen einſchließen. Die Befehlshaber der beiden letzten Plätze verließen die Außenwerke. Das Fort Blaw-Slugs bei Steenbergen fiel in die Hände le Cleres. Die Nachhut des franzöſiſchen Heeres rückte nach Sneevenbergen, und ſchloß Kleudert und Willemsſtadt ein, während Daendels die Verbindung zwiſchen beiden Orten durchſchnitt.

Wenn die am 16. an Berneron ertheilte Anordnung ausgeführt worden wäre, ſo hätte Daendels ſchon am 21., ſpäteſtens am 22. über den Mordyk gehen, und in Dortrecht einrücken ſollen. Dort unterhielt Dumouriez ſo viele Verſtändniſſe, daß er hoffen durfte, die Stadt würde ſich für ihn erklären. Mehr als hundert Fahrzeuge, mit Verdecken verſehen, lagen dort vor Anker; einige davon, die Kanonen führen konnten, reichten zu, die Wachtſchiffe der Holländer zu verjagen, vielleicht auch zu nehmen, die übrigen ſollten nach Mordyk gebracht werden und dort die Haupttruppe einnehmen. Waren dieſe einmal in Dortrecht, ſo ſchien der günſtige Ausgang der Unternehmung auf Holland entſchieden. — Obwohl nun die Verſpätung der Vorhut dieſen ſchnellen Fortgang aufhob, ſo gaben doch einige 20 Brückenſchiffe von 20 bis 70 Tonnen, die man in den Kanälen zwiſchen Sneevenbergen und Oudenboſch fand, Hoffnung, den Verluſt an Zeit nachzuholen. Alle Zimmerleute, alles Schiffsvolk, was nur immer aufgefunden werden konnte, wurde zuſammengetrieben, um dieſe Fahr-

zeuge zu einer Transportesflottille auszurüſten, und dieſen Leuten hoher Tagelohn, auf den Oraniſchen Gütern zahlbar, angewieſen. Seit dem Betreten des holländiſchen Bodens koſtete das Heer dem Vaterlande außer dem Solde nichts mehr. Lebensmittel für Mann und Pferde lieferte das Land, ſelbſt an Geldgaben mangelte es nicht. Der entblöste Zuſtand des Soldaten verbeſſerte ſich daher jetzt ſchon, und das Unternehmen verſprach zu verwirklichen, was Dumouriez in ſeinem Aufrufe an das Heer verkündet hatte, nämlich Ueberfluß an allen Bedürfniſſen.

Dieſe Ausrüſtung der Flottille erforderte bei allen Anſtrengungen einige Zeit. Dumouriez, um während derſelben die Unerfahrenheit der holländiſchen Befehlshaber zu benützen, beſchloß die Einnahme irgend eines feſten Platzes zu verſuchen. Dort hoffte er Geſchütz und Munition zu erhalten, Mittel, woran er großen Mangel litt. Aber eben dieſer Mangel erſchwerte dies Unternehmen. Ueberhaupt konnte ſein Feldzug nicht Eroberungen zur Einleitung haben, und war vielmehr auf ein reißendes Vordringen gegründet; aber da die erſte Möglichkeit hiezu verſäumt war, ſo konnte er kaum etwas Anderes thun, als durch Vermehrung ſeiner Angriffsmittel ſich gleichſam Erſatz für die verlorne Zeit verſchaffen. Er wußte, daß kein Vertheidigungsplan in Holland entworfen war; er kannte die Unfähigkeit der Befehlshaber der verſchiedenen Plätze. Er hatte alſo für eine regelmäßige Belagerung zwar weder Zeit noch Mittel, aber er hoffte auf die ſiegende Kraft der Kühnheit, und in dieſem Vertrauen befahl er dem General d'Arçon, Breda, dem General Berneron, Kleudert anzugreifen.

Breda, ob ſeiner Feſtigkeit berühmt, mit 200 Kanonen, und 2200 Mann Fußvolk, und einem Dragoner-Regimente

beſetzt, gut umpfählt, durch eine Ueberſchwemmung gedeckt, konnte langen Widerſtand leiſten, aber der Befehlshaber in dieſem Platze, der Graf von Byland, war ein Hofmann, der den Krieg nicht kannte. Er hatte weder für Vorräthe, noch für bombenfreie Orte, ſie aufzubewahren, geſorgt. Die Einwohner, obwohl unmittelbare Unterthanen der Oraniſchen Familie, hingen an der Gegenpartei.

D'Arçon, ohne Laufgräben zu eröffnen, ließ ganz nahe an der Feſtung auf der Seite des Dorfes Hage zwei Batterien für vier Mörſer und vier Haubitzen bauen. Die Holländer antworteten durch drei Tage ſehr lebhaft; am vierten hatte d'Arçon nur 60 Würfe mehr; er ließ daher den Grafen Byland durch den Oberſten de Baur, Adjutanten des Oberbefehlshabers, zur Uebergabe auffordern, ihn verſichern, daß Dumouriez mit ſeinem ganzen Heere anrücke, und dann keine Rettung mehr, weder für ihn noch für ſeine Truppe, zu hoffen ſey.

Der Graf glaubte nicht, es bis dahin kommen laſſen zu dürfen, und ging, mit Beiſtimmung ſeiner Offiziere, in die Uebergabe ein. Militäriſche Ehren, und was er ſonſt verlangte, gaben ihm die Franzoſen unumwunden zu. Dieſe fanden den Platz völlig unbeſchädigt, denn nur einige Häuſer hatten durch die Bewerfung gelitten. 250 Geſchütze, 3000 Centner Pulver, 5000 Gewehre, 5 Transportſchiffe waren die Beute. Dieſe merkwürdige Belagerung hatte von beiden Seiten nur 20 Mann gekoſtet.

Der Verluſt würde ohne die Tollkühnheit der Franzoſen ſelbſt nicht einmal ſo hoch geſtiegen ſeyn. Ein Haufe derſelben, voll Verachtung für ihre Gegner, lief bis auf das Glacis, und tanzte dort die Carmagnole. Das erſchütterte den Gleichmuth der Beſatzung; 30 Dragoner machten einen Ausfall, hieben einige der Tanzenden nieder,

und ſchleppten ſechs derſelben mit ſich in die Feſtung. — Gleichzeitig mit Breda nahmen einige Abtheilungen, die d'Arçon entſendet hatte, mehrere kleine Forts an den Schleußen, auf der Seite gegen Heusden.

Kleudert, regelmäßig befeſtigt, mitten in einer Ueberſchwemmung gelegen, durch 150 Mann Beſatzung mit vielem Muthe, aber mit wenig Klugheit vertheidigt, öffnete zwei Tage nach dem Falle von Breda dem Sieger die Thore (in der Nacht vom 25. zum 26. Februar). Berneron hatte eine Batterie hart an dem Damme der Ueberſchwemmung angelegt, kaum 150 Toiſen vom Platze, ſo daß das Innere der Stadt ganz eingeſehen war.

Das Feuer dauerte von beiden Seiten einige Tage; die Stadt wurde dabei zuſammengeſchoſſen, und für die Beſatzung blieb kein Unterkommen. Endlich vernagelte der Befehlshaber (v. Kropf, ein Weſtphale) ſein Geſchütz, und ſuchte ſich mit ſeinen Truppen durchzuhauen und nach Willemſtadt zu retten.

Eine bataviſche Abtheilung unter dem Oberſtlieutenant Hartmann fiel ihm in den Weg. Kropf ſchoß mit eigener Hand dieſen Offizier vom Pferde. Aber auch ihn traf ein gleiches Schickſal. Er fiel; ſeine Beſatzung wurde gefangen. Man brachte die Leiche dieſes wackern Soldaten nach Kleudert zurück. In ſeiner Taſche fand man die Thorſchlüſſel.

53 Kanonen, eine Menge Bomben und Kugeln und an 800 Centner Pulver fielen den Franzoſen als Beute zu. Sie ſetzten alſogleich 10 Geſchütze zu Kleudert in Stand, und mit der Munition dieſes Platzes begannen ſie nunmehr die Belagerung von Willemſtadt.

Während Berneron ſich mit derſelben beſchäftigte, griff General d'Arçon Gertrudenburg an. Dieſer Platz,

an der Waſſerſeite ſchwach, nur von einer einfachen Mauer umſchloſſen und beherrſcht, dagegen auf der Landſeite durch eine gute Ueberſchwemmung gedeckt, und von zwei Reihen ſtarker Außenwerke umgeben, könnte nach Eröffnung der Laufgräben bei guter Vertheidigung drei Wochen Widerſtand leiſten. Diesmal beſtand die Beſatzung aus 8 bis 900 Mann Fußvolk und aus den ſchönen Gardedragonern des Statthalters. Dieſe Beſatzung wäre hinreichend zur Vertheidigung geweſen, hätte ſie nicht einen achtzigjährigen Greis, den Generalmarſchall Bedault, an der Spitze gehabt. Dieſer gab ſchon am erſten Tage alle Außenwerke verloren, und kaum hatten die Republikaner einige Mörſer, die ſie aus Breda herbeibrachten, in halbfertige Batterie eingeführt und einige Bomben geworfen, wovon mehrere zufällig die Wohnung des holländiſchen Befehlshabers trafen, ſo entfiel dieſem der Muth, und er ging in die Uebergabe ein, zu welcher ihn der Oberſt de Baux aufforderte (4. März).

Die Holländer zogen auch aus dieſer Feſtung mit Ehren aus, und die Franzoſen ein. Dumouriez, der eben bei dieſem Platze anlangte, gab dem Gouverneur zur Entſchädigung ein Gaſtmahl, und das Schauſpiel, einen Oberſtlieutenant, der ſich im Trunke übernommen und Ungebührliches gethan hatte, zum Gemeinen herabzuſetzen. — Man fand 150 Geſchütze, 2000 Centner Pulver, eine beträchtliche Menge von Kugeln und Bomben, 2500 neue Gewehre, und was das Wichtigſte war, mehr als 30 Transportſchiffe in dem Platze, der überdies einen guten Hafen bot.

So ſchien das Glück die Unternehmung Dumouriez auf das Unerwarteſte zu begünſtigen und auszugleichen, was Nachläßigkeit verſchuldet hatte. Jeder eroberte Platz gab ihm die Mittel zur Eroberung eines andern. Aber

immer blieben dieſe Eroberungen, ſo wichtig ſie an ſich waren, im Bezug des Hauptplanes nur untergeordnet. Dumouriez verkannte dies nicht. Aus ſeinem Haupt-Quartiere Mordyk betrieb er, ſo ſehr er konnte, die Rüſtung ſeiner Transportflottille, und ſchon in den erſten Tagen des März waren 23 Schiffe gewaffnet, mit Lebensmittel für 1200 Mann verſehen, und von Zevenbergen nach Roowärt, eine kleine Bucht nahe bei Mordyk, gezogen. Gegen die holländiſchen Wachtboote, welche den General manchmal mit Kanonen begrüßten, das Einſchiffen der Mannſchaft und das Auslaufen der Flottille zu decken, wurden Strandbatterien gebaut und 12 Vierundzwanzigpfünder aus Breda herbeigeſchafft.

Die ganze Mannſchaft lagerte in Strohhütten längs den Dünen von Roowärt bis Zwaluwe; 4 bis 500 Mann, welche mit dem Seeweſen nicht ganz unbekannt waren, wurden zur Bemannung dieſer Flottille, welche die Vortruppe des Generals überſchiffen ſollte, ausgewählt, und ein vormaliger engliſcher Seeoffizier und ein holländiſcher Schiffslieutenant mit der Führung derſelben beauftragt.

Aber während die Franzoſen dieſe Anſtalten zum eigentlichen Angriff auf Holland machten, waren auch die Holländer nicht unthätig in Herbeiſchaffung der Mittel zum Widerſtande geblieben. Schon hatten ſie im Bisboſch 12 gewaffnete Fahrzeuge, das größte zu 20 Kanonen, und gegenüber von Mordyk bei Stry und längs dem Dort'ſchen Kil mehrere Batterien. Auch landeten engliſche Schiffe, mit etwa 1200 Mann am Bord, im Helvoet-Sluys. Aber dieſe Gegenanſtalten waren nicht bedeutend genug, um Dumouriez in ſeinem Plane irre zu machen, der, wenn er mit gutem Winde auslief, von den zerſtreuten Wachtſchiffen wenig zu beſorgen hatte, und aus der Truppen-

ſammlung, die der Erbſtatthalter zu Gorkum mit geringem Erfolge machte, ſah, daß ſeine eigentliche Abſicht noch nicht errathen war.

Dumouriez zog nun den General de Flers mit 6000 Mann von Brügge gegen Bergenopzoom, ließ ihn den Oberſten le Clerc vor dieſem Punkte und vor Steenbergen ablöſen, und dieſen dafür nach Zevenbergen rücken, befahl Heusden einzuſchließen und aufzufordern, und ließ den Angriff auf Willemſtadt, der, weil er aus zu weiter Entfernung unternommen worden war, ſchlecht von Statten ging, durch die Ingenieure Dubois de Crancé und Mareſcot mit mehr Thätigkeit betreiben.

Ein Ausfall koſtete jedoch dieſen beiden Offizieren das Leben. Die in Gertrudenburg vorgefundenen Fahrzeuge ſollten für die Diviſion des rechten Flügels dienen. Alle Anordnungen waren gemacht, — alle Offiziere unterrichtet, — die Böte hatten ihre Weiſung, — der Fahrgrund war unterſucht, — in der Nacht vom 9. zum 10. März ſollte die Ueberfahrt geſchehen.

Aber das Schickſal wollte es anders. Dumouriez war ſchon ſeit den erſten Tagen des März in großer Beunruhigung über die Ereigniſſe an der Maas.

Miranda hatte durch den General Champmorin in der erſten Hälfte des Februars die Forts Stevenswert und St. Michael nehmen laſſen, und am 20. Februar die Belagerung von Maſtricht begonnen.

Er glaubte, damit in 8 Tagen zu Ende zu kommen, und mit Anfang März bei Nimwegen zu ſeyn.*) Am 25. eröffneten franzöſiſche Batterien von der Cauvebergerhöhe, auf 400 Toiſen vom bedeckten Wege, das Feuer; eine

*) Correspondance etc. p. 53, 56

Batterie von Mörſern unterſtützte vom rechten Ufer auf der Seite von Styck dieſen Angriff. Die Stadt ſtand bald in Flammen, aber ſie widerſtand, hauptſächlich durch die Anſtrengungen der darin befindlichen Emigrirten unter dem General-Lieutenant d'Autichamp, welche Alles bei einer Uebergabe zu befürchten hatten.

Auch in Venloo waren die Preußen den Franzoſen zuvorgekommen, hatten Beſatzung hineingeworfen, waren im Stande, die Franzoſen hinter dem Eugeniſchen Kanal, der von Venloo nach Geldern geht, zu erwarten, oder nach Roermonde, oder endlich nach Holland zu marſchiren. Der Erfolg dieſer Unternehmungen an der Maas, einmal verzögert, wurde bald gänzlich unwahrſcheinlich durch die Angriffsbewegung, welche zu beginnen das niederrheiniſche Heer der Verbündeten nicht lange mehr zögern konnte. Wirklich eröffnete daſſelbe den Feldzug in den letzten Tagen des Februars, wie wir ſpäter ſehen werden, indem es den General la Noue aus ſeiner Stellung an der Roer warf, und ſchon am 2. März ſchreibt Valence an Dumouriez: „Unſer Traum iſt aus; geſchehen iſt, was ich vorausſah.“ *)

Dumouriez, nicht ganz unterrichtet von der Stärke des verbündeten Heeres, hoffte noch, daß Miranda die Maas vertheidigen werde. „Nur vierzehn Tage halten Sie,“ ſo ſchrieb er am 3. März, „bis dahin wird das Heer von Belgien ungemein verſtärkt ſeyn, und die Dinge werden eine andere Wendung genommen haben; bis dahin habe ich, wenn auch allein, halb Holland genommen oder mich mit Ihnen vereinigt. Ich kann jetzt innerhalb

*) Correspondance etc. p. 83.

5 bis 6 Tagen nicht ein Heer verlaſſen, das durch die Kraft meiner Gegenwart Wunder thut." *)

Die Hoffnung, ganz Holland werde ihm zufallen, wenn er in deſſen Hauptſtadt einrücke; die Meinung, das holländiſche Heer fechte nur mit Widerwillen gegen ihn; die Ausſicht, ſich durch daſſelbe zu verſtärken, und dann die Verbündeten im Rücken zu bedrohen, wenn dieſe, vom Glücke begünſtigt, nach Verlauf jener 14 Tage über die Maas brechen ſollten; der Gedanke, daß er im ſchlimmſten Falle, d. i. wenn er ſelbſt in Holland angegriffen würde, ſich in dieſem durchſchnittenen Lande, bei der Anhänglichkeit der Bewohner an ſeine Sache, auch gegen die Uebermacht zu vertheidigen und Hülfe in ſeinen politiſchen Abſichten finden werde; alle dieſe Umſtände vermochten ihn nicht, dem Rufe des General Valence zu folgen, der die augenblickliche Aufgebung der Unternehmung auf Holland für nothwendig, die Gegenwart des Oberfeldherrn an der Maas für unerläßlich hielt, und ſein Schreiben vom 2. mit den Worten geſchloſſen hatte: „Minuten ſind jetzt Jahrhunderte."

Der Fall der Gertrudenburg (4. März) beſtärkte den General Dumouriez im Ausharren auf ſeinem Plane. Er hielt für gewiß, daß die Preußen ſich von den Oeſterreichern trennen und Haag und Amſterdam zu decken ſuchen würden. „Ich werde ſie ſchlagen," ſagte er, „an der Spitze derſelben Holländer, die jetzt gegen mich ſtehen." „Sie marſchiren nach Geldern," ſchreibt er an Miranda weiter, „nehmen es, greifen dann Nimwegen an, und ſo werden wir noch immer dahin kommen, uns die Hände zu reichen. **)

*) Correspondance etc. p. 83.
**) Correspondance etc. p 94.

Valence ſchien ihm ſtark genug, die Oeſterreicher ſo lange aufzuhalten, bis Miranda umkehren, und ſie über Cleve und Gülich in der Seite faſſen konnte. Nur die Preußen (Herzog Friedrich von Braunſchweig) ſchienen ihm, ihrer Stellung am äußerſten rechten Flügel wegen, gefährlich. Er beſorgte, daß ſie den Uebergang der Maas bei Roermünde oder Venloo erzwingen, und ihn von Antwerpen abzuſchneiden ſuchen würden. Für dieſen Fall war de Flers, der durch Verſtärkung auf 15 bis 18,000 Mann gebracht werden ſollte, auch bereits nach Bergen op Zoom und Breda gezogen worden. Champmorin und Lamarlière hätten einſtweilen Fuß für Fuß dem Feinde Widerſtand zu halten; Miranda ſollte, wenn der Feind ſtark genug wäre, dieſe Generale ſchnell zu werfen, ſich mit ihnen vereinigen und durch eine Schlacht den Gegner über die Maas zurückweiſen. Wahrſcheinlicher ſchien jedoch dem Oberfeldherrn, daß die Preußen gerade nach Nimwegen gehen würden, um in großen Märſchen vor ihm Amſterdam zu erreichen. In dieſem Falle ſollte Miranda den General de Flers über den Mordyk zur Verſtärkung nachſenden, mit ſeinen Truppen aber nach Grave und Nimwegen den Preußen folgen. Würden dieſe nicht von den Oeſterreichern ſich trennen, beide zuſammen vereinigt die Kühnheit haben, über die Maas zu brechen, ſo wären Miranda und Valence, wenn ebenfalls vereinigt, ihnen überlegen, und würden ſie mit Vortheil angreifen können.

Dieſe Weiſungen an Miranda waren von einem Aufrufe an die an der Maas ſtehenden Truppen begleitet, der nicht ſowohl dieſen als vielmehr den Generalen, welche ſie führten, Muth einflößen ſollte.

Einſtweilen hatte Miranda die Beſchießung von Maſtricht aufgegeben; Aachen, Lüttich gingen verloren;

die Gefahr wuchs. In der Stellung von Löwen (9. März) gewann das franzöſiſche Heer wieder eine vortheilhafte Haltung, und Miranda rieth nicht allein ſelbſt wieder dem Obergeneral, daß er den Angriff auf Hollgnd fortſetze, ſondern erklärte ſich ſtark genug, ihn mit 15,000 Mann zu unterſtützen. Dumouriez nahm jedoch dies Anerbieten nicht an, und drang nur darauf, daß Champmorin und Lamarlière, die ihren Rückzug in der Richtung von Antwerpen fortſetzten, der eine zu Herenthals, der andere zu Lier anhalte, daß Lier und dies vertheidigt würden, und daß man das Aeußerſte aufwendete, um Mecheln haltbar zu machen.

Aber wenn die belgiſche Armee der Stärke nach hingereicht hätte, den Verbündeten die Spitze zu bieten, und zum Mindeſten ſo viele Zeit zu erfechten, als Dumouriez zur Eroberung von Holland für nothwendig erachtete, ſo lähmte doch ihr innerer Zuſtand ihre Streitfähigkeit. Das Mißtrauen zwiſchen den Generalen unter ſich und zwiſchen den Generalen und dem Oberfeldherrn war durch die erlittenen Unfälle auf das Aeußerſte gebracht. Miranda, ein Peruaner, geiſtreich, an wiſſenſchaftlicher Bildung weit über ſeinen Neben- und Untergeneralen, um dieſes Vorzugs ſchon und endlich wegen ſeines ſtolzen Aeußern von ihnen gehaßt, und von den Truppen nicht geliebt, war außer Thovenot der einzige, der auf der Höhe ſtand, in Dumouriez Plane einzugehen und ſeinen Schwung zu theilen. Dumouriez erkannte dies, zeichnete ihn aus, und ſuchte auf jede Weiſe ihn zu überzeugen, wie ſehr er ihn über alle übrigen Generale ſetze. Aber es lag zwiſchen Beider Weſen eine unausfüllbare Kluft durch Verſchiedenheit der Denkweiſe über Bürgerpflicht und Menſchenſtreben, über Frankreichs Wunſch und Frankreichs Heil begründet, ſo, daß ſelbſt in dem Augenblicke der höchſten Annäherung

das Erzwungene derſelben von Beiden empfunden wurde, und die geringſte Veranlaſſung hinreichend ſchien, die unnatürliche Verbindung aufzulöſen. Zunächſt an Miranda, und vielleicht noch bedeutender als dieſer durch ſeinen Einfluß, wenn auch unter ihm durch ſeine Stelle, war Thovenot, der Leiter des geſammten Generalſtabs, ein Mann voll militäriſchen Verdienſtes, höchſt erfahren, unermüdet, eines verſöhnenden Charakters, mit einem großen, ſichern Ueberblicke begabt, aber nicht frei von Eitelkeit, geheimnißvoll in ſeinem Benehmen; in jener Zeit freier Erklärung nicht ausgeſprochener, nicht entſchiedener Anhänger einer Partei; auch um des Vertrauens willen, womit Dumouriez ihn vor Allen auszeichnete und ausgezeichnet wiſſen wollte, und geiſtiger Unterordnung willen, welche die übrigen Generale im Zuſammenſeyn mit ihm zu empfinden ſich nicht erwehren konnten, zwar nicht gehaßt, aber doch beneidet, als Militär verehrt, doch nicht geliebt.

Miranda insbeſondere, eiferſüchtig auf Thovenots Einfluß, fühlte ſich unheimlich in deſſen Nähe; er mißtraute nicht deſſen militäriſchem Urtheile, wohl aber deſſen Grundſätzen. Es war ihm Thovenot nicht Republikaner genug, um über allen Tadel gehoben zu ſeyn; er wußte ihn geheimer Abneigung gegen die beſtehende Regierung voll, geheimer Schritte gegen ſie verdächtig.

Valence, der dritte Mann von Bedeutung, nicht ohne Talente, voll perſönlichen Muthes, aber oft muthlos als General, klar, ruhig, hatte nicht das hinlängliche Gewicht zur Beſchwichtigung der widerſtreitenden Meinungen im Rathe der Generale; die Truppen zogen ihn jedoch weit dem General Miranda vor. Alle übrigen Generale ſtanden an Fähigkeit und Einfluß weit hinter dieſen dreien;

ſie waren getrennt unter ſich in allen politiſchen und militäriſchen Anſichten, und nur in der Verdammung des eingeleiteten Feldzugplans einig. Die genannteſten darunter waren: Leveneur, perſönlich brav, ohne Urtheil, ein trefflicher Oberſt, ein ſchlechter General; la Noue, ein Greis, der 50 Jahre gedient hatte, brav und rechtſchaffen, doch unentſchloſſen und zu wenig beweglich; Stengel, ein trefflicher Führer leichter Truppen, ſehr brauchbar an der Spitze einer Vorhut; Dampière, tollkühn, ehrſüchtig, ohne Anlagen, ohne Erfahrung, ſchnell entſchloſſen, ſchnell geſchreckt, ein eifriger Jakobiner. Das ſind die Bilder einiger der Männer, welche die Angelegenheiten an der Maas leiteten. Aber alle zuſammen haßten Miranda, ſcheueten Dumouriez, achteten Valence gering, und mieden die Nähe Thovenots.

Der Obergeneral hatte bereits einige Beiſpiele der Strenge gegeben; den General Euſtace entfernte er ſchändlich von der Armee; anderen Generalen war das Gleiche angedroht.

Dieſe Maßregel vermehrte die Einigkeit nicht. Aber ſelbſt ganze Truppenabtheilungen bewieſen den ſträflichſten Ungehorſam, und mußten in dieſem Zeitpunkte der Noth an Mannſchaft von dem Heere entfernt oder kriegsräthlich behandelt werden, ſo die National-Gensd'armerie und vorzüglich die 32. Diviſion, welche, durch allerlei Umtriebe und geheime Bearbeitungen aufgeregt, ſogar nicht undeutlich zu verſtehen gab, daß ſie Willens ſey, ſich des Generals Miranda zu entledigen.

Das Ausreißen hatte im Heere ſo zugenommen, daß während dieſer Tage über 10,000 Mann die Fahnen verlaſſen hatten. Die Convents-Commiſſäre, überzeugt, daß nur Dumouriez Gegenwart die gänzliche Auflöſung des

Heeres verhindern könne, drangen darauf, daß er komme, gingen eiligſt nach Paris, erwirkten den beſtimmten Befehl des Convents an ihn, das Unternehmen auf Holland andern Händen zu übergeben und augenblicklich nach Löwen zu eilen. Dieſen Befehl erhielt Dumouriez am 8. März Abends, am 9. Morgens verließ er, um zu gehorchen, Mordyk, Verzweiflung im Herzen.*)

Das Heer hatte er dem General de Flers zugleich mit der Weiſung übergeben, alſogleich die Ueberfahrt zu beginnen, ſich zu Dortrecht zu halten, und das Weitere abzuwarten. Er kannte dieſen Mann als untauglich zu ſolchen Unternehmen, aber er hatte keinen andern; d'Arçon lag unpäßlich zu Antwerpen; Maraſſe, Befehlshaber in dieſem Orte, in jeder Beziehung, außer in der des Alters, dem General de Flers vorzuziehen, war ſeiner Gebrechlichkeit halber unbrauchbar. — Miranda ſchien dem Oberbefehlshaber der einzige Mann, deſſen er ſich zu Fortſetzung des Angriffs auf Holland bedienen konnte. Er wollte ihn gleich nach ſeinem Eintreffen in Löwen nach Dortrecht ſchicken, und befahl darum ausdrücklich, dem General de Flers nach der Ueberſchiffung nichts ohne den Oberſten Thovenot (einen jüngeren Bruder des Generals gleichen Namens) zu thun; dieſer war der leitende Geiſt in jenem Heere und mit Dumouriez Abſicht bekannt.

Aber de Flers hatte auch nicht einmal den Muth, die Ueberfahrt zu wagen; er zögerte. Die Holländer verſtärkten ſich, die Preußen rückten über Bois le Duc heran; da gab er das Unternehmen auf, warf ſich mit 6 Bataillons und 200 Pferden nach Breda, legte den Oberſten Tilly mit 3 Bataillons und 50 Pferden nach Gertruden-

*) Mémoires etc. II. p. 61.

burg, ließ die Feſtungswerke von Kleudert ſprengen und ſchickte den Reſt des Heeres nach Antwerpen zurück.

So ſcheiterte der Angriff auf Holland. Zwei feſte Plätze blieben der Gewinn. Der Verluſt war durch die Unfälle an der Maas, und durch den Einfluß, den dieſe auf den Geiſt der Truppen übten, unberechenbar. Holland war an der Roer gerettet worden; wir wollen uns nach dieſer Seite wenden.

Dritter Abſchnitt.

Marſch des Herzogs Friedrich von Braunſchweig über den Rhein und an die Maas. — Beſitznahme von Venloo. — Das verbündete Hauptheer bricht über die Roer (1. März). — Treffen bei Aldenhoven. — Gefecht bei Eſchweiler (bei Aachen). — Entſatz von Maſtricht. — Angriff des rechten Flügels der Verbündeten (Herzog Friedrich von Braunſchweig) auf die feindliche Stellung an der Swalm. — Roermünde durch die Preußen beſetzt. — Wegnahme von Lüttich und Tongern durch den linken Flügel. — Marſch des Hauptheeres über die Maas. — Vorbereitungen Braunſchweigs zur Befreiung von Holland. — Vorſtellungen Koburgs an den König von Preußen über die Fortſetzung des Feldzugs. — Stellung der Franzoſen bei Löwen. — Dumouriez in Antwerpen. — Dumouriez in Löwen.

Um die Vorrückung gegen die Maas beginnen zu können, hielten die Feldherren der Verbündeten vorerſt für nöthig, daß die zu Weſel verſammelten preußiſchen Truppen ſich auf gleiche Höhe mit den öſterreichiſchen ſetzten, folglich über den Rhein gingen. Sie hatten ſeither nur einige leichte Poſten am linken Ufer gehabt: am 23. und 24. Jänner rückten 100 Mann und 2 Schwadronen öſterreichiſche Uhlanen, welche den Preußen zum leichten Dienſt geliehen worden waren, nach Moeurs. Am 27. wurden 2 Grenadier-Compagnien und 200 Pferde von dem Herzog nach Rheinbergen geführt, die nun ihre Vorpoſten bis Sonsbeck, Iſtum, Kempen und Moeurs ausſtellten; am 30. folgten 5 Bataillons Fußvolk, ein Karabiner-Regiment und eine halbe Batterie, welche

am 1. Februar bis Kempen vorrückten. Der Feind, der dieſe Gegend leicht beſetzt hielt, zog ſich nach Roermünde zurück. Nun bezogen die preußiſchen Truppen Standquartiere längs der Niers von Gueldern bis Kempen, und ſtellten ihre Poſten an die Maas. 6 Bataillons und 5 Schwadronen hatten am 2. bei Weſel und Duisburg den Uebergang bewerkſtelligt, und ſtellten ſich bei Crevelt auf, ſo, daß am 3. Februar ſchon 13 Bataillons, 10 Schwadronen preußiſcher Truppen ſich jenſeits des Rheins befanden, die Verbindung mit den hinter der Erft ſtehenden Oeſterreichern, deren rechter Flügel bis Ruys reichte, nahmen, dieſen Flügel vorzuziehen möglich machten und Venloo wie Maſtricht bedrohten.

Venloo, auf holländiſchem Gebiete, obwohl feſt, aber beinahe keines Widerſtandes fähig, da die Generalſtaaten bei Annäherung der Franzoſen die Beſatzung herauszogen, das metallene Geſchütz und die Munition nach Grave gebracht, das eiſerne in die Maas verſenkt hatten, der Gouverneur Graf Münſter aber ſein Amt niederlegte, und nur 200 Mann mit 2 Kanonen unter einem im Reiterdienſt grau gewordenen Offizier, dem Oberſtlieutenant Zeigers, der dieſe Anſtellung als Verſorgung für ſeine alten Tage erhalten, in der Feſtung zurückließ. Ueberdies hingen die Einwohner der Sache der Franzoſen an, und franzöſiſche Offiziere gingen aus und ein, und hatten Zeit und Gelegenheit, den Platz hinlänglich kennen zu lernen.

Da der Bruch zwiſchen Holland und Frankreich erwartet wurde, ſo hielt ſich der Herzog von Braunſchweig, deſſen Vorſchläge zur Erhöhung der Vertheidigungs-Fähigkeit von den Generalſtaaten nicht beachtet wurden, bereit, den Platz alſogleich nach erfolgter Kriegserklärung für die Verbündeten in Beſitz zu nehmen. Die Nachricht, daß

dieſe Erklärung gegeben ſey, erſah der Herzog am 9. Abends aus einem franzöſiſchen Zeitungsblatt vom 2. Febr., das ihm ein nach Tegel in's Jüllich'ſche geſchickter Offizier überbrachte. Am 10. beſtätigte ſich dieſe Nachricht, und ein Zufall verſchaffte ihm Kunde, daß die Franzoſen in der Nacht zum 11. die preußiſchen Vortruppen mit Scheinangriffen blenden und Venloo überraſchen würden. — Auf dieſen Bericht ſetzten ſich 5 Bataillons und 4 Schwadronen Preußen mit einer halben Batterie alſogleich nach Stralen in Marſch, wo ſie um 9 Uhr Abends eintrafen, und erſchienen, den Herzog an der Spitze, zwiſchen 5 und 6 Uhr früh am 11. vor den Thoren von Venloo. — Die preußiſchen Poſten hatten die Nacht hindurch ihre Aufmerkſamkeit verdoppelt; ſie gewahrten den verkündigten Anmarſch franzöſiſcher Truppen nicht, wirklich fand Braunſchweig, daß er dieſen zuvorgekommen ſey, ließ eiligſt eine ſtarke Abtheilung auf der Straße nach Roermünde vorgehen, um ihnen, im Falle ſie nahen ſollten, einige Zeit abzugewinnen, für ſich ſelbſt aber durch einen Trompeter Einlaß in die Feſtung begehren. Der Trompeter konnte durch ſein Blaſen lange Niemanden wecken, endlich ward aufgemacht und dem Herzog mit ſeinem Gefolge der Eintritt erlaubt. Aber ohne ſich an dieſe Beſchränkung zu kehren, befahl der Herzog ſeinen Truppen, ihm zu folgen, Thor und Hauptwache wurden beſetzt, die Preußen zogen in die Stadt, und da der Gouverneur den Befehl an den Herzog nicht freiwillig übergeben wollte, ſo nahm ihn dieſer aus eigener Machtvollkommenheit, und übertrug ihn alſogleich an den preußiſchen General Pirch. — Den holländiſchen Truppen wurde erlaubt, im Fort St. Michael, das am linken Maas-Ufer, gegenüber von Venloo, liegt, die Beſatzung zu halten; Braunſchweig verſchmähte dieſen Punkt,

obwohl er ihm unter anderen Verhältniſſen einen feſten Fuß jenſeits der Maas gegeben hätte, zu beſetzen, weil ihm dieſes Fort wegen ſeines elenden Zuſtandes als keiner Vertheidigung fähig geſchildert wurde. Wenige Stunden darauf erſchienen die Franzoſen am linken Ufer der Maas, warfen eine Batterie auf, und beſchoßen am Morgen des 12. den Platz. Das Feuer deſſelben brachte jedoch dieſen unnützen Angriff bald zum Schweigen. Das Fort St. Michael, von den Holländern nicht beſetzt, gerieth in ihre Hände. Sie begannen nach der Stadtſeite zu noch an dieſem Tage Einſchnitte zu machen, was die Preußen durch Kanonenfeuer zu verhindern ſuchten.

Um den Beſitz von Venloo zu ſichern, befahl der Herzog das nach Grave gebrachte Geſchütz und die ſonſtigen Vorräthe wieder zurückzuführen,*) und zog außerdem ſein ganzes Corps, das ſich abermals durch 5 Schwadronen verſtärkt hatte, zwiſchen Kempen und Venloo zuſammen; — die Holländer, etwas ungehalten über die Art, mit welcher die Preußen ſich zu Herren von Venloo gemacht hatten, ſuchten den Schein zu retten, indem ſie am 15. den Vorſchlag machten, daß die preußiſche Beſatzung von Venloo ſo angeſehen werden möchte, als ob ſie unter den Generalſtaaten ſtände. — Der Herzog war hart genug, auch dieſem Vorſchlage kein Gehör zu geben. Einſtweilen hatte ſich Miranda der Feſtung Maſtricht genähert und machte Miene,

*) 6 metallene 12Pfünder,
12 „ 6 „
7 Mörſer, 50 „
4 Haubitzen,
1250 rauhe Kugeln,
300 geſchliffene Kugeln. Dehna I. 26, 28.

ſie zu belagern. Auf die Hoffnung geſtützt, dieſer Platz werde nicht halten, verſäumte er eine Sicherheits-Maßregel, die ſeinem Unternehmen Erfolg verſchafft hätte, und im damaligen Zeitpunkte noch nicht ſo ſchwer zu bewirken war, nämlich den General Clerfait, als er noch ohne Verſtärkung war, über den Rhein zu werfen. Er glaubte den Angriff hinlänglich geſichert, wenn er das Beobachtungsheer längs der Roer von Roermünde über Waſſerburg bis Jüllich Stellung nehmen ließen; 20,000 Mann unter Valence zwiſchen Aachen und Lüttich geſammelt hielte, und die untere Maas durch die Brigaden Champmorin und Lamarlière deckte, die ſich der Forts St. Michael und Stephenswerth, ohne Widerſtand zu finden, bemeiſtert hatten.

Dieſer Glauben auf Sicherheit bewirkte das Scheitern der Unternehmung auf Maſtricht.

Denn Koburg, beſorgt für dieſen Platz, beſorgt für Holland, entſchloß ſich, den Feldzug jetzt ſchon zu eröffnen, und dies iſt die erſte Abänderung, welche der urſprüngliche Kriegsplan der Verbündeten erlitt. Dieſem zu Folge hätte der Feldzug um mehrere Tage ſpäter beginnen ſollen.

Seit dem 22. Februar waren die Oeſterreicher am Niederrhein um 19 Bataillons und 6 Schwadronen verſtärkt worden, ſo, daß ihre dort verwendbaren Streitkräfte nunmehr 48⅓ Bataillons, 50 Schwadronen betrugen.

Nach der Berechnung des Hofkriegsrathes ſollten dieſe Abtheilungen zuſammen 59,000 Mann in ſich faſſen. Koburg aber fand an 20,000 Mann von dieſem Stande abgängig, ſo daß ſein Heer damalen nicht mehr als 39,000 Mann zählte. Dieſe rückten am 28. Februar zwiſchen Düren und Jüllich in engere Standquartiere, und wurden in fünf große Abtheilungen geordnet.

Die erſte derſelben, die Vorhut, führte der Erzherzog Karl, ſie beſtand aus 9⅓ Bataillons, 10 Schwadronen.

Die zweite, die Haupttruppe, in zwei Treffen getheilt, führte Koburg ſelbſt; ſie hatte 15 Bataillons, 22 Schwadronen.

Die dritte oder der linke Flügel, unter Feldmarſchall-Lieutenant Prinz Würtemberg, beſtand aus 8 Bataillons, 8 Schwadronen.

Die vierte oder der rechte Flügel, unter Feldmarſchall-Lieutenant Grafen Latour, beſtand aus 7 Bataillons, 6 Schwadronen.

Die fünfte endlich unter General Wenkheim, 9 Bataillons, 4 Schwadronen, ſollte abgeſondert zur äußerſten Rechten verwendet werden, um in Verbindung mit dem Herzog Friedrich von Braunſchweig zu wirken.

Dieſe Eintheilung war der Vorläufer des Marſches über die Roer. Um den Uebergang überraſchend auszuführen, befahl Koburg, Scheinanſtalten der Vertheidigung in den Standquartieren zu machen, die kaum eine halbe Stunde vom Fluſſe entfernt lagen. In der Nacht zum 1. März aber ſammelte der Prinz die Vorhut, das zweite Treffen der Haupttruppe und den linken Flügel bei Düren; der Feldzeugmeiſter Clerfait that daſſelbe mit dem erſten Treffen der Haupttruppe und dem rechten Flügel bei Jüllich. Am erſtern Orte war man Meiſter einer ſteinernen Brücke, jenſeits welcher die Vorpoſten der Oeſterreicher ſich immer erhalten hatten; bei Jüllich war die Hauptbrücke abgebrannt und Clerfait mußte die Mittel zum Uebergang erſt herbeiſchaffen. Die nächſte Abſicht, welche die Oeſterreicher mit der Anordnung des Uebergangs auf den zwei genannten Punkten Düren und Jüllich verbanden, beſtand darin, den Feind in ſeinen Quartieren zu überraſchen, und

ihm die Zeit zu nehmen, in zwei verſchanzte Stellungen zurückzugehen, die er ſich zur Aufnahme bereitet hatte, die eine auf dem Roerberge bei Eſchweiler zwiſchen Düren und Aachen, die andere hinter Aldenhoven, zwiſchen Jüllich und Aachen.

Den 1. März, ſobald der Tag anbrach, ſetzte der Erzherzog Carl auf dem gegebenen Punkte über den Fluß. Ihm folgten die beiden obigen Heeresabtheilungen. — Der Vortrab war eine halbe Stunde weit vorgerückt; da ſtieß er auf feindliche Poſten, die er von Stelle zu Stelle drängte.

Die in den Dörfern liegenden Franzoſen verließen dieſelben ohne Widerſtand, rollten ſich nach und nach immer mehr auf, gingen durch Eſchweiler, und bezogen endlich die Stellung auf dem Roerberge. Der General Stengel ſammelte ſie hier. Die öſterreichiſche Haupttruppe war einſtweilen bis Wiesweiler gekommen, ſchwenkte dort rechts von der Aachener Straße ab, und marſchirte dem Feinde gegenüber in Entfernung eines Kanonenſchuſſes auf. — Das Feuer aus den franzöſiſchen Verſchanzungen hinderte dieſen Aufmarſch nicht. Die Franzoſen, ungeduldig hierüber, brachten das Geſchütz aus zwei Redouten auf den Abhang des Berges vor, um wirkſamer ſchießen zu können; eine dagegen aufgeführte kaiſerliche Batterie nöthigte jedoch daſſelbe zum Schweigen. Die Vorhut und das zweite Treffen hielten an, bis daß der Prinz von Würtemberg völlig aufmarſchirt war, dann ſchwenkte jene abermals rechts ab, und ſetzte den Seitenmarſch nahe am Roerberge gegen Aldenhoven fort, um die Stellung des Feindes hinter dieſem Orte zu umgehen. Einmal Meiſter dieſer Stellung, war jene auf dem Roerberge nicht mehr zu halten, weil man ihr in den Rücken marſchiren konnte.

Der Prinz von Würtemberg ſollte den Feind einſtweilen darin beſchäftigen.

Um 2 Uhr Nachmittags langte die Vorhut im Angeſichte der feindlichen Verſchanzungen bei Hönningen an. Koburg beſah dieſelben, ließ dann die Vorhut den Marſch weiter rechts fortſetzen und das zweite Treffen aufmarſchiren. Dieſe Verſchanzungen beſtanden aus fünf für ſich beſtehenden Werken, hinter welchen das Fußvolk, die Reiterei auf den Flügeln, in zwei Treffen aufmarſchirt ſtand. Nahe hinter dieſer Stellung war ein Wäldchen.

Kaum hatte der Erzherzog Karl ſo weit vorgedrängt, daß er den Feind in der linken Flanke überreichen konnte, ſo begünſtigte der Boden und des Feindes Nachläßigkeit den Aufmarſch. Auf einer Höhe in Entfernung eines Schuſſes von der Flanke des Feindes wurden alſogleich 14 Kanonen aufgepflanzt, hinter denſelben das Fußvolk geſtellt, und ihm zur Rechten das Dragoner-Regiment Latour, zur Linken einige Schwadronen Huſaren auf die Flügel gegeben. Zwei Schwadronen Huſaren gingen ſogar ganz nach dem Rücken des Feindes vor.

Sobald dieſer Aufmarſch bewirkt war, eröffneten die 14 Kanonen das Feuer auf den linken feindlichen Flügel. Das Uebergewicht dieſes Feuers war ſo entſcheidend, daß die feindlichen Geſchütze, die in Eile dagegen aufgeführt worden waren, nur zweimal abfeuerten. Kaum war Unordnung unter den auf dieſem Hügel ſtehenden feindlichen Reitern, die an 1000 Pferden ſtark ſeyn mochten, ſo wie im Fußvolke ſichtbar, als die Dragoner von Latour alſogleich zum Angriffe vorrückten. Gleichzeitig erſchienen jene zwei Huſaren-Schwadronen im Rücken des Feindes, und thaten daſſelbe. — Dieſer Angriff wurde mit ſolcher Entſchloſſenheit und Uebereinſtimmung ausgeführt, daß

nach kurzem Widerſtande Reiter und Fußvolk geworfen waren und nach jenem Wäldchen zurückſtürzten. Aber dieſes war zu klein und zu dünn im Gehölze, um den Flüchtigen Schutz zu geben. Die öſterreichiſchen Dragoner und Huſaren kamen mit dem Feinde zugleich hinein, durchritten es nach allen Richtungen, und hieben nieder, was ſie fanden.

Sobald der Prinz von Koburg den Sieg der Vorhut ſah, ließ er die Reiterei, welche er bei der Haupttruppe hatte, vorrücken. Dieſe ſtürzte ſich nun auf das zweite Treffen des Feindes, durchbrach es, und ſo ward die ganze feindliche Truppenmaſſe, die in jenen Verſchanzungen halten ſollte, nach Aachen geworfen.

Einſtweilen war auch Clerfait mit der zweiten Haupt-Colonne des Heeres bei Aldenhoven eingetroffen. Er hatte in der Nacht eine Brücke aus zweirädrigen Karren bei Jüllich zuſammenfügen und darüber ein Bataillon des Regiments Michael Wallis und zwei Schwadronen Wurmſer Huſaren, einige leichte Kanonen aber durch eine Furth ſetzen laſſen. Dieſe verjagten den Feind aus einem Gehöfe, das vor der Brücke lag, und ſicherten die Herſtellung einer Pontonsbrücke, über welche die Haupttruppe ſetzen ſollte. Die Franzoſen beſchoßen von der Höhe von Kenſenich, wo ſie Redouten hatten, dieſe Brücke heftig, konnten aber dadurch weder ihren Bau, noch den Marſch der überſetzenden Colonne hindern.

Sobald ein Theil derſelben das linke Ufer betreten hatte, traten die Franzoſen den Rückzug an, und wurden von der geſammten Reiterei Clerfaits theils nach Aldenhoven, theils nach Engelsberg und Breudenhoven verfolgt. Mehrere Maſſen des Feindes erlagen den Oeſterreichern; eine derſelben, 200 Mann ſtark, wurde ganz zuſammen-

gehauen, eine andere, 125 Mann, gefangen und ihr drei Kanonen abgenommen.

Auf eine Abtheilung von 600 Mann hieb der Rittmeister Schauroth von Koburg mit solchem Erfolge ein, daß außer dem feindlichen Führer Niemand entkam, und 2 Kanonen und 1 Fahne in seinen Händen blieben. — Clerfait schloß sich noch während des Gefechtes, welches der Erzherzog Carl bei Hönningen lieferte, an Koburg an, er hatte jedoch den rechten Flügel (Feldmarschall-Lieutenant Latour) nach Linnich rücken lassen, um daraus den Feind zu vertreiben, was auch geschah.

Der Prinz von Würtemberg hatte Anstalt getroffen, den Feind, der in der Stellung auf dem Roerberg zwischen Helrad und Ruyd ihm gegenüber stand, auf beiden Flügeln zu umgehen. Aber bevor diese Bewegung völlig ausgeführt war, zog sich der Feind aus seiner Stellung zurück. Würtemberg verfolgte ihn nun bis gegen Vorwinden im Aachener Walde.

Koburg ließ das Heer in der eroberten Stellung von Aldenhoven und Eschweiler ausruhen. Der Verlust des Feindes an diesem Tage war ziemlich bedeutend, aber die strategische Bedeutung war um Vieles wichtiger, indem Aachen und Roldue, die zwei Sammelpunkte der Vortruppe des Feindes, nun entblößt da lagen. Der bedeutendste Verlust der Oesterreicher bestand in dem Tode des braven Obersten Pforzheim vom Regimente Latour, der an der Spitze seiner Dragoner mit einem andern höchst tüchtigen Offizier, dem Rittmeister Mesmaire, unter den Kugeln des Feindes an dem mehrmal genannten Wäldchen fiel.

General Wenkheim war an diesem Tage nach Erkelens vorgerückt, und beunruhigte die feindlichen Abtheilungen, welche vor Roermünde standen.

Am 2. März Morgens brach Koburg von Aldenhoven in drei Colonnen nach Roldue, und der Prinz von Würtemberg ebenfalls in drei Colonnen nach Aachen auf. Die Stadt und die Schanzen von Roldue wurden von dem feindlichen General Miaczinsky ohne Widerstand verlassen, da dessen Rückzug bedroht war. Der Erzherzog Carl ging mit der Vorhut bis Herle vor, fand da die feindliche Nachhut unter General Leveneur, 3000 Mann stark, und jagte sie von der letzten Anhöhe diesseits der Geule, so daß sie noch in der Nacht auch Fauquemont eiligst verließ. Koburg übernachtete zwischen Herle und Roldue.

Der Prinz von Würtemberg fand eben so wenig Widerstand bis Aachen, dem er sich auf der Hauptstraße dann über Ellendorf und Kornelis-Münster näherte. Selbst die Stadt war von der eigentlich zu ihrer Vertheidigung bestimmten Abtheilung unter Dampière verlassen, als die 6000 Mann unter Miaczinsky, die sich von Roldue nach Aachen zurückzogen, die österreichischen Jäger wieder aus demselben vertrieben. Der Prinz ließ die auf der Straße vorrückende Colonne aufmarschiren, und die Vorhut derselben durch zwei Thore in die Stadt dringen, der Feind hielt sich noch eine Weile, da er aber über Ellendorf mit Umgehung bedroht wurde, floh er mit Zurücklassung von 4 Kanonen nach Herle zurück, wo ihn Dampière aufnahm. Die Oesterreicher machten hier 70 Mann zu Gefangenen, und erbeuteten große Vorräthe. Alle drei Colonnen derselben lagerten in und um Aachen.

Feldmarschall-Lieutenant Latour war von Linnich nach Geilenkirchen, — Wenkheim nur nach Dovern gegangen, da der Herzog von Braunschweig, an diesem Tage der Einladung Koburgs folgend, über die Niers setzte, und sich zum Angriffe auf die feindliche Stellung von Roermünde bereitete.

Koburg, auf ein Gefecht vor Maſtricht gefaßt, näherte ſich über Fauquemont mit Vorſicht dieſem Platze, aber er fand die Belagerung bereits aufgehoben, und ſeine Vortruppe begegnete keinem Feinde. Schon um Mitternacht hatte Miranda den Rückzug angetreten. Seine Nachhut, 4000 Mann, deckte die Nachhut des Belagerungs-Geſchützes, das er glücklich nach Tongern brachte. Den General Leveneur ließ er auf der Straße von Lüttich nach Herle, einen andern Theil des Heeres nach Haccour rücken, um dort Stellung zu nehmen. — Die Verbündeten wurden vor Maſtricht mit vielem Jubel empfangen. Der Gouverneur des Platzes, der holländiſche General-Lieutenant Landgraf von Heſſen-Philippsthal und viele Offiziere kamen dem Heere entgegen. Ein Theil der öſterreichiſchen Vorhut zog durch die Stadt und ſtellte am linken Ufer der Maas die Poſten aus. Das Heer lagerte unter den Mauern der Feſtung, in welcher Koburg das Hauptquartier aufſchlug.

Der Prinz von Würtemberg rückte auf der Straße nach Lüttich bis Henri-Chapelle; Latour bis Sittart vor. In beiden Orten nahm man Gefangene und Vorräthe. Die beiden Flügel der Oeſterreicher blieben demnach gegen die Mitte verſagt.

Die Stellung von Roermünde faßte noch eine ziemlich bedeutende Streitkraft des Feindes; die beiden Brigaden Lamarlière und Champmorin waren am dieſſeitigen Maasufer. Der linke Flügel deſſelben ſtützte ſich an die Maas, der rechte an die Roer. Die Swalm, ein unbedeutendes, aber theils mit hohen Ufern, theils mit moraſtigen Wieſen umgebenes Waſſer, war vor der Fronte, und an ihr hatten die Franzoſen die Dörfer Swalmen, Brüggen, Nieder-Krüchten und die Mühle von Brempt verſchanzt, und jeden dieſer Punkte mit etwa 200 Mann

beſetzt. Eben ſo waren auf dem rechten Flügel Waſſerberg und Arsbeck feſte Poſten. Die Beſatzung von Roermünde, 12—1500 Mann ſtark, diente dieſen Punkten zur Unterſtützung. Die Geſammtzahl der Franzoſen mochte an 6000 Mann betragen.

Um die gänzliche Befreiung der Maas von Venloo bis Maſtricht zu bewirken, ließ der Prinz den Herzog von Braunſchweig erſuchen, dieſe verſchanzte Stellung anzugreifen.

Braunſchweig beſchäftigte am 3. von Venloo und Aerſee aus das Fort St. Michael und den franzöſiſchen Poſten Broekhuiſen, und brach indeſſen in 4 Colonnen gegen die Swalm auf. — General-Lieutenant v. Knobelsdorf führte die erſte (3 Bataillons, 2 Schwadronen, 50 Scharfſchützen) von Belfeld gegen das Dorf Swalmen; General-Major v. Golz die zweite (3 Bataillons, 5 Schwadronen, 50 Scharfſchützen, ½ Batterie) von Bracht gegen Brüggen; General-Lieutenant v. Rappert die dritte (4 Bataillons, 6 Schwadronen, 50 Schützen, ½ Batterie) von Dulken nach Krüchten; General-Lieutenant v. Kospoth die vierte (2 Bataillons, 4 Schwadronen, 50 Tyrolerſchützen) von Dahlen nach Arsbeck. Der öſterreichiſche General-Major v. Wenkheim mit 3 Bataillonen, 2 Compagnien Tyroler, 2 Schwadronen und 3 Zwölfpfündern ſollte gleichzeitig von Erkelen nach Waſſerberg rücken, dieſen Punkt nehmen, und ſich mit Kospoth verbinden. Zur Beſatzung in Venloo blieb, außer den 200 Holländern, nur 1 Bataillon. Die zwei noch darin zurückgelaſſenen Grenadier-Compagnien und 1 Schwadron waren zu Schein-Angriffen in der Umgegend der Feſtung beſtimmt, und damit aus dieſer das Geſchützfeuer gehörig unterhalten werden könne, ließ der Herzog einige Mannſchaft von den

in Magdeburg für das Corps ausgerüſteten und noch auf einige Märſche entfernten Feldbatterien mit der Poſt herbeiholen.

Knobelsdorf wußte, daß der Feind im Dorfe Beſel an 1000 Mann zuſammengezogen habe. Da dieſer Ort auf ſeinem Wege lag, ſo machte er ſich bereit, ihn anzugreifen, aber ehe die Colonne hinzu kam, hatte ihn der Feind bereits verlaſſen und war in die Verſchanzungen bei Swalmen gerückt. Knobelsdorf ging nun langſam vorwärts, um die zweite Colonne zu erwarten, die bei Brüggen über den Fluß gehen und die Stellung hinter dem Dorfe Swalmen im Rücken nehmen ſollte. Dieſe Colonne war jedoch bei Brüggen nicht über den Fluß gegangen, ſondern ſie rückte längs dem rechten Ufer hinab, und ſchlug erſt hier im Angeſicht des Feindes eine Brücke, über welche das Fußvolk gegen die feindlichen Verſchanzungen vordrang, während die Reiterei gleichzeitig den Bach durchritt, und die des Feindes warf. — Swalmen, von beiden Colonnen angegriffen, fiel nach kurzer Gegenwehr in die Hände der Preußen; auch die Verſchanzungen wurden bald verlaſſen. Nur aus dem Schloſſe Hillerrodt unterhielten die Franzoſen noch einige Zeit das Feuer. Dieſes Schloß und der Roermünder Landgraben ſicherten ihnen den Rückzug. — Die dritte Colonne, bei welcher ſich der Herzog in Perſon befand, umging die Ueberſchwemmungen von Krüchten, fand keinen Feind vor ſich, und ſetzte daher bei der Brempter Mühle theils durch eine Furth, theils über eine ſchnell aufgerichtete Brücke über die Swalm. Jetzt ließ der Herzog anhalten, denn es tobte ein ſolch heftiger Sturm, daß man die Kanonen von Swalmen nicht nach Krüchten hörte, auch waren von der vierten und fünften Colonne (Wenkheim) noch keine

Meldungen eingelaufen. Um etwas über den Hergang bei Swalmen zu erfahren, sandte Braunschweig den Obersten v. Blücher mit der Reiterei nach Elmpt, auf der Straße nach Roermünde. Diesen riß der Herzog aus der Ungewißheit, und eilte, sich mit der vordringenden ersten und zweiten Colonne zu vereinigen, die den Feind nach und nach ganz bis Roermünde drängten. Die vierte und fünfte Colonne hatten die Punkte Arsbeck und Wasserberg bereits verlassen gefunden und hielten, dem Befehle gemäß, dort an. — Der Verlust der Preußen betrug nicht über 30 Mann; doch hatten sie auch den Tod eines sehr geschätzten Offizieres zu bedauern, des Oberst-Lieutenants v. Nyvenheim. Es hätte nur des Vormarsches bedurft, um an diesem Tage noch Meister von Roermünde zu werden; aber die Truppen waren ermüdet und das Wetter erschöpfend. Am 4. hielt Braunschweig mit dieser Unternehmung noch an, weil Clerfait, wahrscheinlich nicht in der Voraussetzung, daß dies den Herzog im Angriffe beirren werde, den Wunsch geäußert hatte, Wenkheim solle Klodorp vom Feinde reinigen. Dies geschah, Wenkheim nahm diesen verschanzten Posten, während Latour bis Linar an die Maas rückte, seine Husaren in das Fort Stephenswerth ritten, die Besatzung niederhieben oder gefangen fortführten, und auf diese Weise der Feind ober und unter Roermünde gänzlich über den Fluß geworfen war.

Der General-Major von Pirch hatte indessen an dem Tage, da der Angriff auf die Stellung hinter der Swalm geschehen war, dem Befehle des Herzogs zu Folge ein heftiges Feuer gegen das Fort St. Michael eröffnet, das aber mit nicht geringerer Heftigkeit erwiedert wurde. Die Stadt litt an diesem Tage viel, und die Meinung, welche

die Preußen gegen Mittag, da das feindliche Feuer beinahe auszugehen anfing, ſchöpften, als hätten ſie das Geſchütz des Feindes zerſtört, wurde, ſobald ſie Anſtalt machten, einige Mannſchaft über die Maas zu ſetzen, bald widerlegt, indem der Feind ihre mitten im Hafen liegende Brücke in den Grund ſchoß.

Auf der ganzen Strecke der Maas von Swalmen bis Bronkhuiſen waren von einem Ufer zum anderen Poſtengefechte unterhalten worden. Man bedrohte ſich gegenſeitig, Parteien überzuſchiffen. Da dies von keiner Seite ernſtlich gemeint war, ſo blieb es bei der Drohung.

Am 5. ſollte der Angriff auf Roermünde ſtattfinden. Der Herzog ließ alle Abtheilungen ſich zum Sturm bereiten; Latour verſtand ſich mit Wenkheim, um daran Theil zu nehmen. Auf ein gegebenes Zeichen ſollte der Sturm übereinſtimmend von allen Seiten beginnen. Die Truppen waren auf ihrem Sammelpunkte, — als plötzlich vier Kanonenſchüſſe die Aufmerkſamkeit feſſelten. Braunſchweig ſandte leichte Truppen gegen die Stadt vor. Dieſer vernahm, daß jene Schüſſe das Zeichen für die Nachhut des Feindes zum Rückzuge über die Maas geweſen, und die Stadt geräumt ſey. Das feindliche Hauptcorps, beſorgt für ſeinen Rückzug und ohne beſtimmte Weiſung für denſelben, war ſchon früher einige Stunden nach Dirſt aufgebrochen.

Nun wurde Roermünde beinahe gleichzeitig von den Vortruppen Knobelsdorfs und Latours beſetzt, und die letzteren gingen, als gegen Mittag einige Schiffe in Stand geſetzt waren, über die Maas nach Horn.

Sobald die Franzoſen Roermünde verließen, gaben ſie auch Fort St. Michael (in der Nacht vom 5. zum 6.) auf, und zogen alle Poſten von der Maas zurück. Braunſchweig, nun aufmerkſamer auf den Werth jenes Forts,

befahl, es auf der Stadtſeite zu ſchleifen, das Uebrige des Werkes aber mit gebrochnen Flanken bis an die Maas zu verlängern. Noch thätiger als der rechte Flügel der Verbündeten war der linke und ihre Mitte geweſen. Miranda, von Dumouriez beauftragt, zwiſchen Tongern und Maſtricht zu halten, und dies, nach der erſten Anordnung zu ſchließen, auch bis jetzt im Sinne habend, änderte plötzlich den Entſchluß und beſchloß den weiteren Rückzug nach Tongern. Der Erzherzog Carl folgte ihm dahin. Auf einer vortheilhaften Höhe rechts vom Dorfe Melin fand er am 4. den Feind, 7000 Mann ſtark. Die Generale Egalité, Ruault und Blottefière führten dieſe Truppen, die viele Haltung zeigten. Der Erzherzog ſetzte 3 Bataillons Grenadiere gegen ihre Fronte, das Infanterie-Regiment Sztarrey gegen die linke Flanke in Bewegung. Der Feind wurde geworfen, und verließ ſelbſt Tongern, indem er gegen Thron eilte. Der Erzherzog beſetzte jenen wichtigen Punkt, der dem noch in Lüttich und Roermünde ſtehenden Feind den Rückmarſch gefährdete. Um ſeine Vorhut zu ſichern, hatte Koburg noch an dieſem Tage das ganze erſte Treffen bei Maſtricht über die Maas ſetzen und auf der Straße nach Tongern Quartier nehmen laſſen.

Noch dieſſeits der Maas leiſtete Valence dem Prinzen von Würtemberg Widerſtand, der am 4. nach Herve rückte, und dort beträchtliche Magazine nahm. Seine Vorhut fand den Feind auf der Höhe von Aigneux vortheilhaft geſtellt und durch Geſchütz und Mannſchaft aus Lüttich verſtärkt. Während ſie von Soumagen aus dieſe Höhe angriff, marſchirte der Prinz auf dem alten Lütticher Wege durch das Gebirg in des Feindes linke Flanke. Nur den General-Lieutenant Dawidowich hatte er mit 1 Kanone der Vorhut nach Soumagen folgen laſſen. Zwei Schwadronen

des Dragoner-Regiments Kaunitz warfen ſich mit jener ſiegverbürgenden Entſchloſſenheit, welche die öſterreichiſche Reiterei in jenem Zeitpunkte auszeichnete, auf die feindliche Fronte, und nahmen mitten aus derſelben zwei Kanonen weg. — Da ſie aber nicht unterſtützt werden konnten, und der ſehr durchſchnittene Boden vielen Lüttticher Bauern Verſtecke gab, aus welchen ſie auf die Oeſterreicher feuerten, ſo konnte Dawidowich ſo lange der feindlichen Stellung nicht Meiſter werden, bis endlich der Prinz in der Flanke des Feindes erſchien. Jetzt verließ der Feind die Höhe und zog ſich eiligſt nach Lüttich, und ſelbſt aus dieſer Stadt zurück. Der Verluſt von Tongern machte dieſe Eile nöthig. Als die Oeſterreicher am nächſten Tage (5. März) vor Lüttich erſchienen, war die Stadt geräumt. Zwar hatten die Bürger die Thore verſchloſſen, und weigerten ſich, ſie zu öffnen. Die Oeſterreicher ſchlugen dieſelben ein, und zogen in die Stadt. Hundert Kanonen und beträchtliche Vorräthe an Gewehr, Munition und Lebensmitteln waren die Beute. Die Lütticher für den Antheil zu züchtigen, den ſie am Kampfe genommen, belegte Koburg das Land mit einer Geldſtrafe, und beſtimmte außerdem, daß das öſterreichiſche Heer, ſo lange es auf Lüttich'ſchem Grunde ſtehen werde, unentgeldlich ernährt werden müſſe.

Auch die Abtheilung von 8000 Mann, welche auf der Höhe von Haccour, Viſet, dem Mittelpunkt zwiſchen Lüttich und Maſtricht gegenüber, unter dem General Ihler ſtand, um den Vormarſch unter beiden Orten zu hindern, mußte, ſobald Tongern verloren war, ſich eiligſt nach St. Thron zurückziehen. Dies geſchah am 5. — Noch an dieſem Tage ging auch das zweite Treffen der Verbündeten über die Maas. Die Vorhut deſſelben verfolgte den Feind auf der

Straße nach St. Thron, und nahm ihm noch eine Kanone ab. Die äußersten Posten der Verbündeten reichten bis nahe an St. Thron und Hasselt. Auf halbem Wege bei Orege fanden die Franzosen bereits einige starke Abtheilungen der österreichischen Vorhut, die von Tongern herüberkamen, und nicht geringen Schrecken unter sie brachten, bis diese endlich von Valence durch einen Reiter-Angriff zurückgewiesen wurden.

Um 8 Uhr Abends hatte Miranda den größten Theil seiner Truppen bei St. Thron vereinigt.

Die großen Vortheile, welche das österreichische Heer vom 1. bis 5. März erfocht, und welche der Erfolg seiner klugen und mit einer seltenen Uebereinstimmung ausgeführten Bewegungen waren, hatten demselben nicht mehr als 17 Offiziere, 326 Mann gekostet, und zwar befanden sich aus dieser Zahl nur 5 Offiziere und 88 Mann todt.

Am 6. März stand das ganze kaiserliche Heer jenseits der Maas, indem auch Wenkheim und Latour bei Roermünde über den Fluß gegangen waren. Der erstere stellte sich zwischen Stockem und Neckem, der andere zwischen Horn und Torn auf. Beide trugen Sorge, daß alle Uebergänge von Roermünde bis Mastricht wieder hergestellt wurden. Braunschweig wandte seine Aufmerksamkeit von dem Augenblicke der Räumung der Maas alsogleich auf Holland. Dem Vertrage gemäß, welchen die Generalstaaten nach beigelegten Unruhen im Jahre 1787 mit Preußen abgeschlossen hatten, sollten 12,000 Mann preußische Truppen die Länder der vereinigten Niederlande unterstützen, sobald diese vom Feinde angegriffen würden. Da dies dermalen der Fall war, so sprachen die Generalstaaten diese Hilfe an, und Braunschweig wurde angewiesen, sie zu leisten. Er hatte sich erklärt, daß vor allem

der Feind über die Maas geworfen werden müſſe. Nun dies geſchehen war, glaubte er, die Befreiung Hollands nicht anders bewirken zu können, als durch den Marſch dahin. Daher hatte er am 5. den Befehl ertheilt, alle Schiffe, die man unter Venloo finden würde, nach dieſem Punkte herauf zu führen, und ſeine Truppen ließ er eine gedehnte Stellung mit dem rechten Flügel (Knobelsdorf 3 Bataillons, 5 Schwadronen) an Genappe, mit dem linken (Kospoth 6 Bataillons, 7 Schwadronen) an Brüggen gelehnt, beziehen. Die Mitte (Reppert 3 Bataillons, 5 Schwadronen, das ſämmtliche Geſchütz) zog wieder in die Umgegend von Gueldern, wo der Herzog das Quartier nahm.

Dieſe Stellung ſchien dem Herzog gut gewählt, um dem Feinde Achtung zu gebieten, und die Oeſterreicher ſowohl als die Engländer und Holländer zu unterſtützen, die eben bei Gorkum unter dem Herzog von York und dem Prinzen von Oranien ſich ſammelten. Beiden rieth Braunſchweig ebenfalls vertheidigungsweiſes Verhalten einſtweilen als das Zweckmäßigſte an.

Mit dieſen Unternehmungen an der Maas ſtehen endlich noch die Scheinbewegungen in Verbindung, welche der Feldzeugmeiſter Fürſt Hohenlohe aus dem Luxemburgiſchen durch den Oberſten Bolza und dem Major Stephaich auf St. Vith und Namur ausführen ließ.

Der erſtere rückte bis Stavelot und Malmedy, ohne einen Feind zu treffen. Der letztere fand aber ſchon zu Laroche 900 Mann, die er überraſchte, ſo zwar, daß er 4 Offiziere und 75 Mann niederhieb, gegen 50 in das Waſſer ſprengte, und 79 Gefangene machte. Er ſetzte die Bewegung nicht weiter fort, da er einſtweilen die Nachricht von dem bereits bewirkten Marſche des Heeres über die Maas erhielt, und ſeine Vortruppe die Oeſterreicher

in Huy fand, wohin der Prinz von Würtemberg am 6. den General Dawidowich mit 6 leichten Compagnien, 2 Bataillons und 2 Schwadronen von Lüttich aus entsendet hatte, um die Verbindung mit Luxemburg zu unterhalten.

Dawidowich vertrieb eine feindliche Abtheilung aus Huy und nahm ihr 2 Kanonen mit mehreren Pferden und Gefangenen ab.

Der bewirkte Uebergang über die Maas war die zweite Abweichung von dem ursprünglichen Feldzugsplane. Sie war durch die Umstände hinlänglich gerechtfertigt. —

Miranda hatte wenig gethan, um die Maas zu vertheidigen; natürlich, daß Koburg diese Fahrläßigkeit benützte. Aber dieser Uebergang mußte den Charakter des ganzen Feldzugs ändern, wenn man die errungenen Vortheile nicht nutzlos aufgeben wollte. Koburg schlug daher dem König von Preußen vor, im Angriff auf folgende Weise fortzufahren:

1) Von den unter Feldmarschall-Lieutenant Beaulieu im Luxemburg'schen stehenden Truppen sollen 10 Bataillons und 10 Schwadronen nach Huy an die Maas rücken; eben dahin würden sich von dem Hauptheere 5 bis 6 Bataillons und 6 bis 8 Schwadronen mit Belagerungsgeschütz wenden. Ueber diese gesammte Abtheilung hätte Fürst Hohenlohe den Befehl zu nehmen, und seine Aufgabe sey, sich Namurs zu bemächtigen.

2) Zur Verbindung mit dem Trier'schen würden zwischen Trier und Namur 5 Bataillons und 4 Schwadronen stehen bleiben, und sich im Falle der Gefahr nach Luxemburg oder nach Trier werfen.

3) Von den österreichischen Truppen, welche dermalen Fürst Hohenlohe bei Trier befehlige (13 Bataillons und

20 Schwadronen), würden die 15 bis 20,000 Mann zu geben seyn, mit welchen man sich verpflichtet hatte, der Belagerung von Mainz beizuwohnen. Ein preußischer General-Lieutenant hätte den Befehl darüber zu erhalten. Diese 15 bis 20,000 Mann würden 11 Bataillons und 12 bis 14 Schwadronen ausmachen, der Rest käme daher zu den früheren Bestimmungen zu verwenden.

4) Der Herzog Friedrich von Braunschweig hätte bei Venloo über die Maas und längs dem Flusse nach Grave zu gehen, sich dort mit den Holländern zu verbinden, und alle englischen Truppen, die er gelandet fände, so wie das, was aus Hannover käme, an sich zu ziehen; er müßte dann über den Peel-Moraſt herumschwenken, und seinen Marsch auf Antwerpen richten.

5) Das Hauptheer würde, vorsichtig und aufmerksam auf die Fortschritte der beiden Seitenabtheilungen, nach Brüssel vorrücken.

Während Koburg die Zustimmung des Königs von Preußen zu seinem Vorschlag abwartete, hatte das französische Heer Zeit gewonnen, sich einigermaßen zu erholen. Es blieb am 6. und 7. März zu Tongern, brach am 8. nach Tirlemont auf, und bezog am 9. eine Stellung bei Löwen, vorgeblich, um in derselben Belgien zu decken, eigentlich aber, weil ein großer Theil der Truppen nicht zu halten war, und erst auf einem weit vom Feinde entfernten Punkte gesammelt werden konnte. In dieser Stellung trafen es die Anordnungen des Obergenerals Dumouriez, gegeben noch in Mordyk am 9., des Inhalts:

„Die Brigade Champmorin alsogleich nach Lier, die Brigade Lamarlière nach Herrnthals abzuschicken, und dies haltbar zu machen; er werde den Obersten Westermann mit 2500 Mann in Turnhout aufstellen.“

Auf dieſe Weiſe hoffte Dumouriez den Rücken der in der Bewegung nach Holland begriffenen Truppen einſtweilen zu decken. Wenige Stunden nach dieſem an Miranda erlaſſenen Befehle war Dumouriez ſchon auf dem Wege nach Antwerpen, wo er am 11. eintraf.

Jede Botſchaft, die ihn ereilte, jeder Schritt, den er machte, überzeugten ihn von der Nothwendigkeit, mit durchgreifendem Ernſte die Zügel des Heeres aufzufaſſen, die durch die Hände der Generale und Convents-Commiſſäre in dieſen Tagen ſo unklug gebraucht worden waren. Der Einfluß der letztern war es vorzüglich, was das Getriebe einer ſo vielrädrigen Maſchine, als die eines Heeres iſt, verwirrte und hemmte. Dieſe Herren, meiſtens ohne Kriegskenntniß, eiferſüchtig auf die ihnen von dem Convente verliehene Gewalt, vielleicht zu eifrig, um immer klug zu ſeyn, löſeten durch die Art, mit welcher ſie Generale und Truppen behandelten, die Bande der Unterordnung. Während ſie jene durch gebieteriſches Benehmen erbitterten, und in den Augen der Minderen herabſetzten, ſuchten ſie dieſe durch erkünſtelte Herablaſſung zu gewinnen, und beförderten dadurch Widerſpenſtigkeit, Mißtrauen, Unordnung. Menſchen, auch des entehrendſten Amtes im Dienſte der Deſpotie würdig, ſpielten mit Worten römiſche Tugend, und betrugen ſich in ihren Handlungen wie Wüſtlinge unſerer Tage. — Sie hatten es in Kurzem dahin gebracht, ganz Belgien gegen Frankreich in Gährung zu ſetzen, und die Streitkräfte der Republik gleichſam aufzulöſen. Gegen dieſe unwürdigen Vertreter der Nation und ihre Geſchäftsträger trat Dumouriez jetzt mit Anſehen und der Gewalt ſeines Amtes vor. Er jagte zuerſt Chauſſart von Antwerpen fort, wo dieſer Mann, mit dem ſich ſelbſt gegebenen Zunamen Publicola prangend, empörende Willkür geübt

hatte. — Daſſelbe widerfuhr Cheyp, der in Brüſſel gleiches Unweſen trieb. Dann ließ er durch das ganze Niederland einen Befehl verbreiten, daß jeder Bürger berechtigt ſey, Klage gegen Gewaltthätigkeiten zu führen, welche franzöſiſche Behörden oder Soldaten ſich gegen ihn erlauben würden. Er zog die Commiſſäre Camus, Treilhard, Merlin und Goſſain, wegen vieler Anordnungen zur Rechenſchaft, widerrief die meiſten derſelben, und zeigte überhaupt, daß er nicht entſchloſſen war, ihrem Willen unterthänig zu werden. — Dieſes, nach ſeinem Charakter und nach ſeiner Lage erklärbare Benehmen des Oberfeldherrn mehrte die Spannung, die zwiſchen ihm und dem Convente herrſchte. Dieſer glaubte ſich in jedem ſeiner Abgeſandten verletzt. Die Berichte, welche die Commiſſäre gaben, ſchilderten Dumouriez bereits als Verräther des Vaterlandes. Camus hatte die Kühnheit, dem General in's Geſicht zu ſagen: „General, man klagt Euch an, daß Ihr Cäſar werden wollet; wäre ich ſicher dieſer Anklage, ſo würde ich Euch Brutus ſeyn.“ — „Ich bin nicht Cäſar, Ihr ſeyd nicht Brutus,“ antwortete Dumouriez, „und die Drohung, von Eurer Hand zu ſterben, iſt mir Bürgſchaft der Unſterblichkeit.“ — Auf das Aeußerſte brachte die Spannung endlich ein Schreiben Dumouriez an den Convent vom 12. März. Dieſes, voll Anklagen gegen die Abgeſandten des Convents, mußte entweder dieſe oder den Kläger ſtürzen. Präſident und Comité ſchwankten einen Augenblick über die Wahl, die ſie treffen ſollten, und wagten nicht, dies Schreiben von der Tribune herab bekannt zu machen. Da entſchieden die indeß vorgefallenen kriegeriſchen Ereigniſſe ganz zum Nachtheile Dumouriez, und man zwang ihn, der Verräther zu werden, als welchen man ihn lange ſchon behandelt hatte.

Am 13. März war Dumouriez in Löwen eingetroffen, das Heer empfing ihn mit Jubel. Seine Gegenwart ſchien die Ordnung herzuſtellen, den Muth wiederzubringen. Er ſprach zu den Truppen mit aller Wärme ſeines empörten Gefühls; warf ihnen vor, wie ſie, ſeine Waffenbrüder und Schüler, ihn durch ihr Betragen von der Roer bis Löwen mit Schande bedeckt hätten; gab ihnen den Verluſt von Holland Schuld, deſſen Eroberung keinem Zweifel mehr unterworfen geweſen wäre: genug, er ſtimmte die Truppen zu einer Begeiſterung und Reue, welche zur Hoffnung berechtigten, recht bald den Oeſterreichern wieder die Spitze bieten zu können.

Die Nichtbeſtimmung eines Sammelpunktes im Falle des Rückzuges hatte das franzöſiſche Heer, nach den Unfällen an der Roer und Maas, um viele Kräfte gebracht. Das Belagerungsgeſchütz und das Brückengeräthe fuhren unausgeſetzt bis Tournay, das ſchwere Feldgeſchütz bis Anderlecht. Dumouriez ließ jenes in Tournay halten, dieſes nach Löwen zurückkehren. — Alle Gränzorte von Frankreich waren voll von Flüchtlingen, die das Heer verlaſſen hatten und nach Hauſe eilten. Dumouriez traf Anſtalt, daß man ſie umkehren machte. — General Stengel war mit einer Reiterabtheilung bis Namur gerathen; Dumouriez rief ihn nach Löwen zurück. General Neuilly, der die Hälfte der Vorhut der Ardennenarmee befehligt und zu Stavelot gelegen hatte, war ebenfalls nach Namur geeilt; Dumouriez befahl ihm, bei Jodoigne zwiſchen Tirlemont und Namur ſich aufzuſtellen, um die Verbindung des Heeres mit der in Namur ſtehenden Diviſion Harville zu unterhalten. Dieſe Diviſion wurde beauftragt, die Maas gegen Unternehmungen zu ſichern, die von Luxemburg und Trier aus gemacht werden könnten.

Strenge gegen die Truppen erhöht ihre kriegeriſche Brauchbarkeit. Dumouriez fing bei einigen Generalen mit Abſetzung und Beſtrafung an, und jagte zuletzt ganze Abtheilungen fort. General Moreton, Befehlshaber in Brüſſel, ein Werkzeug Chepy's, verlor ſeinen Platz, und General-Lieutenant Duval erhielt denſelben. Die von Moreton errichtete Legion der Sans-Culottes ward aufgelöst, und ihr Führer, der General Eſtienne, eingekerkert. Die Centeniers, 100 Compagnien zu 100 Mann, die im Nord-Departement auf Befehl der Commiſſäre Goſſain und Merlin ausgehoben worden, und nur halb bewaffnet waren, wurden, als der Ordnung gefährlich, nach Frankreich zurückgeſchickt.

Die zu Löwen vereinigten Truppen betrugen noch immer 38 bis 40,000 Mann Fußvolk und 4500 Pferde. Das Fußvolk theilte Thovenot in vier Hauptmaſſen. Valence erhielt den Befehl über den rechten Flügel, Miranda über den linken, der Herzog von Chartres, Egalité genannt, über die Mitte. Jede dieſer Abtheilungen zählte 7000 Mann. Die Unterſtützungstruppe beſtand aus 8 Bataillons Grenadieren unter dem General Chancel: 4000 Mann. — Zur äußerſten Rechten und Linken ſtanden Flankenabtheilungen unter Dampière und Miaczinsky, jede 3000 Mann ſtark, darunter 1000 Reiter. — Die Vorhut, unter La Marche, zählte 6000 Mann, darunter 1500 Reiter.

Entſendet waren zur Linken Champmorin mit 6000 Mann zu Dieſt, zur Rechten Neuilly mit 5000 Mann in Jodoigne. Jede dieſer Abtheilungen enthielt 1000 Reiter. Die gegen Holland verwendeten Truppen betrugen, ſeit de Flers ſich mit ihnen vereinigt hatte, 20,000 Mann, darunter der zehnte Theil Reiter. — Lamarlière hatte an 5000 Mann, darunter 800 Pferde, zu Lier an der Neethe;

Harville 1200 Mann Fußvolk und 1500 Reiter zu Namur an der Maas.

Die drei Diviſionen Fußvolk, welche die Hauptſtütze des Heeres bildeten, lagerten hinter Löwen, den Canal von Mecheln vor der Fronte.

Die 8 Grenadier-Bataillons, mit einer kleinen Reiter-Truppe, ſtanden vorwärts Löwen, in der Umgegend von Lauterſem; die Vorhut lagerte bei Kumptich, und hielt Tirlemont mit 400 Mann beſetzt. — Am 14. änderte Dumouriez in ſeiner Stellung Folgendes: Er ſandte das rechte Flankencorps unter Dampière nach Hougaerde, zur Rechten von Kumptich, und zog den General Neuilly von Jodoigne nach Lumay, wo er ſich an Dampière ſchloß. Miaczinsky erhielt Befehl, zwiſchen Tirlemont und Dieſt bei Haelen ſich aufzuſtellen; Champmorin wurde angewieſen, ſeine Diviſion bei Dieſt zuſammenzuhalten, dieſes Städtchen mit Erdwerken zu umgeben, und im Falle eines weitern Marſches 2 Bataillons und 50 Pferde darin als Beſatzung zu laſſen. — Lamarlière hatte zu Aerſchott einen Verbindungspoſten aufzuſtellen, ſich wohl vereinigt bei Lier zu halten, um im Nothfalle dem am Mordyk ſtehenden Heere den Rückzug zu ſichern, wenn dieſes aller Wahrſcheinlichkeit nach die weitere Unternehmung aufgeben, und durch die Preußen bedroht werden ſollte.

Le Flers ſollte in dieſem Falle ſich nach Breda werfen, den Oberſten Tilly nach Gertrudenburg ſenden, den Reſt des Heeres unter dem General Maraſſe aber nach Antwerpen gehen laſſen. — Der Oberſt Weſtermann würde in ſeiner Aufſtellung zu Tournhut bleiben, und von Lamarlière abhängen.

Dumouriez hatte eine Vorrückung mit dem geſammten Heere im Sinne. Alle Soldaten verlangten darnach. Dieſer

Schritt war unerläßlich, um die Neigung und das Vertrauen zu bewähren.

Gleiche Absicht hatte der Prinz von Koburg, dessen Entwurf der weiteren Unternehmungen von dem Könige von Preußen vollkommen gebilligt worden war. Der König versprach sogar die noch immer nicht geschehene Eröffnung des Feldzugs am Mittelrhein zu beschleunigen, Mainz einzuschließen, und eine Scheinbewegung gegen den Hundsrücken zu machen.

Vierter Abſchnitt.

Marſch der Preußen nach Herzogenbuſch (9. März). — Dumouriez und Koburg in der Bewegung zum Angriff. — Tirlement von den Franzoſen genommen. — Treffen von Goidſehoven. — Schlacht von Neerwinden.

Schon am 9. war der kaiſerliche Oberſt v. Mack, der im öſterreichiſchen Hauptquartier gewiſſermaßen der leitende Geiſt war, nach Gueldern zu dem Herzoge von Braunſchweig geeilt, um mit ihm die weiteren Bewegungen zu verabreden. Mack brachte dem Herzog den ſchon berührten Vorſchlag, mit ſeinen Truppen bei Venloo über die Maas zu ſetzen, nach Grave zu rücken, ſich mit den Holländern, die einſtweilen ſich längs der Maas zwiſchen dieſem Fluß und dem Moraſt, die Peel genannt, aufwärts wenden würden, zu vereinigen, ſodann um die Peel links herum zu ſchwenken, alles, was von Engländern gelandet war, und von Hannoveranern herbei kam, an ſich zu ziehen, und auf der rechten Flanke des Hauptheeres nunmehr nach Antwerpen zu marſchiren. — Er unterrichtete ihn zugleich, welche Bewegungen dem Fürſten von Hohenlohe aufgetragen waren, und welche das Hauptheer ſelbſt ausführen würde. Er ließ ihn weiter errathen, daß man nach Befreiung der Niederlande die Abſicht habe, ſich an die obere Maas zu wenden, und Thionville zu belagern. Der Herzog von

Braunſchweig würde dann den Oberbefehl über die in Brabant zur Sicherung von Holland zurückbleibenden Truppen erhalten.

Braunſchweig, durch die Zukunft nicht weniger als durch die Gegenwart angeſprochen, ſtimmte dieſem Vorſchlage bis auf die geringe Abänderung bei, daß er vorzog, nicht bei Venloo, ſondern bei Grave über die Maas zu gehen. Er verſprach, am 14. in Herzogenbuſch einzutreffen; am 16. aber nach Breda und Antwerpen vorzurücken. Dafür ſagte ihm Mack verhältnißmäßigen Antheil an den zu Lüttich eroberten Vorräthen, und die längere Beibehaltung der Abtheilung des General-Major Wenkheim unter ſeinem Befehle zu.

Dieſer General ſollte gleichzeitig nach Eindhoven und Hoogſtraven vorrücken, und die Verbindung mit Koburg unterhalten.

Noch in Gegenwart des Oberſten Mack ließ Braunſchweig ſeine Truppen (am 9.) nach Grave aufbrechen; 1 Depotbataillon, 100 Mann eines andern Depotbataillons, und 30 Pferde blieben in Venloo als Beſatzung, über die der Major von Donop geſetzt ward. — Am 11. ging die erſte preußiſche Diviſion bei Grave über den Fluß, und rückte ſchon Tags darauf in Herzogenbuſch ein, am 14. war das ganze preußiſche Corps auf dieſem Punkte geſammelt. An dieſem Tage ſammelte auch Koburg das Hauptheer bei Tongern. Drei Küraſſier-Regimenter waren einſtweilen zum Heere geſtoßen, das nun in folgenden Abtheilungen folgende Stärke ausrückenden Standes hatte:

	Bat.	Schw.	M. Infr.	Reiter	Inf. M.
Verhut: Erzherzog Carl	11	11	8509	2262	7771
1 Treffen: Feldzeugmeiſter Ferrariis	8	16	8052	2165	10,217
2 „ „ W. Gellerdo	8	16	8349	2268	10,617
Unterſtützung: „ Clerfait . . .	11	14	6084	2060	8144
Entſendet zu Huy F.-M.-Lt. Latour	6⅓	8	4679	1140	5819
nämlich	44⅓	65	32,673	9895	42,568

Am 15. März rückte Koburg mit dem erſten und zweiten Treffen und der Unterſtützungstruppe nach St. Thron vor, während die Vorhut von dieſem Orte, wo ſie ſeit dem 9. geſtanden hatte, nach Tirlemont ging. Zwiſchen Halle und Gutſenhoven ſtieß ſie auf feindliche Poſten, warf ſie auf Tirlemont zurück, vertrieb die darin ſtehenden 400 Mann, und nahm Beſitz von der Stadt. Dampière und Neuilly, ſtatt zur Vertheidigung dieſes Poſtens herbeizueilen, zogen ſich nach Löwen und Jodoigne zurück; Miaczinsky that desgleichen, und zwar auf eine Weiſe, daß der Obergeneral zwei Tage hindurch nicht wußte, wo dieſe Diviſion, die im Gehölze von Löwen einſtweilen Sicherheit geſucht hatte, ſtand. Dumouriez brach alſogleich mit allen bei Löwen vereinigten Truppen nach Kumptich auf, um den Oeſterreichern den Sieg aus den Händen zu reißen. Noch in der Nacht ließ er die Diviſion Neuilly und Dampière wieder in ihre Stellung bei Lumay und Hougaerde rücken, und um die Linke zu decken, befahl er der Diviſion Champmorin, eiligſt auf den Höhen von Oplinter, links von Tirlemont, zu erſcheinen, was auch am 16. geſchah.

Koburg vermuthete das franzöſiſche Heer noch in der Stellung auf dem Eiſenberge, 1½ Meilen hinter Löwen, er wollte es in ſeiner rechten Seite umgehen, und dann zur Schlacht zwingen.

Der dieſer Abſicht gemäß entworfene Angriffsplan beſtimmte, daß am 16. die Vorhut mit dem erſten und zweiten Treffen hinter der großen Geete, gegenüber von Hougaerde, die Unterſtützungstruppen aber hinter Tirlemont ein Lager beziehen ſollen. Die Oberſten Milius und Michalowich mit Streifabtheilungen würden einſtweilen nach Dieſt und Jodoigne voreilen, um den Feind auf dieſen beiden Punkten zu beſchäftigen und zu beobachten. Am 17. ſollte

Raſt gehalten werden, am 18. Clerfait in mehreren Colonnen eine Stunde über Tirlemont hinausrücken, hinter der Velpe aufmarſchiren, die feindlichen Poſten überall angreifen, vielen Lärmen machen, und insgemein Parteien über die Straße von Löwen nach Namur bis Retene abſenden. Dort würde an dieſem Tage Koburg das Lager beziehen, am 19. aber über die Dyle gehen, und zwiſchen dieſem Flüßchen und dem Walde von Soigne vorrücken, um den Feind anzugreifen.

Clerfait hätte jetzt über die Velpe zu ſetzen, den Feind von vornen zu drängen, und ſich jenſeits der Dyle, über die er bey Heverle ginge, mit Koburg zu vereinigen. Stärke, Stellung des Feindes und Beſchaffenheit des Bodens würden das Weitere beſtimmen.

Den Streifzug gegen Dieſt hoffte man durch den Aufſtand der Bauern in Argeland begünſtigt. Michalowich, der gegen Jodoigne zog, ſollte bis über Wawre hinausrücken, überall dem Feinde den Rückzug nach Löwen verwehren, und ſich zuletzt in den Wald von Soigne werfen, um von hier aus den Feind zu beobachten und durch Verſtecke irre zu führen.

Am 16. mit Tagesanbruch ſetzte ſich das franzöſiſche, gegen die Mittagsſtunde das öſterreichiſche Heer in Marſch; dieſes, um die beſtimmte Stellung bei Tirlemont zu beziehen, jenes um Tirlemont anzugreifen, und die Oeſterreicher in ihren Quartieren bei St. Thron zu überfallen, indem letztere noch immer kantonnirend marſchirten. Zwei Stunden vor ihrem Aufbruche hatten dieſe ſchon die Meldung erhalten, daß Tirlemont vom Feinde genommen ſey. Koburg hielt jedoch den Verluſt dieſes Platzes nur für die Folge eines gewöhnlichen Poſtengefechtes; erſt auf die Nachricht von dem

Anmarſche ſtarker feindlicher Colonnen beſchleunigten auch die Oeſterreicher ihre Bewegung, und das Heer marſchirte vor Tirlemont, zwiſchen der kleinen und großen Geete, in Schlachtordnung auf, der rechte Flügel jenſeits der großen Straße an den Waterhof gelehnt, das Dorf Womerſem vor der Fronte, mit dem linken aber am Dörfchen Hautmark, zwiſchen Goidſenhoven und Neerheyliſſem, das an der kleinen Geete liegt. Dieſer Bach fließt nicht über 2000 Schritte im Rücken dieſer Stellung, die ſich auf ſanften Höhen hinzieht.

Dumouriez hatte in Tirlemont nur einige leichte Compagnien und Uhlanen gefunden, die nach kurzem Gefechte den Ort räumten. Er marſchirte alſogleich über denſelben hinaus, und wie ſeine Truppen nach und nach anlangten, ließ er durch ſeinen rechten Flügel mit großer Schnelligkeit die Höhe von Goidſenhoven, welche die ganze Gegend beherrſcht, beſetzen, hielt ſeine Mitte an die große Straße zwiſchen Tirlemont und dem Dorfe Hankendoven gelehnt, und warf ſeinen ganzen linken Flügel auf die am linken Ufer der großen Geete hinziehenden Höhen von Oplinter.

So ſtanden ſich plötzlich und unerwartet beide Heere in Schlachtordnung gegenüber. Jedes war aufgebrochen, um ſeinen Gegner zu ſuchen, und keines hatte vermuthet, daß es ihn ſchon heute finden würde. Beide brachten in der Mitte eine große Zahl von Kanonen vor, und es begann ein hitziges Feuer.

Eine Weile ſchien keines der beiden Heere eine Bewegung zum Angriff machen zu wollen; endlich rückte von Goidſenhoven eine ſtarke Colonne, den öſterreichiſchen linken Flügel zu umgehen, vor. Dieſer ging der General-Major Rebbach mit 8 Schwadronen und einigen Bataillons

entgegen und warf ſie zurück. — Die öſterreichiſchen Karabiniere drangen bis an das Dorf, hieben dort die Mannſchaft einer Batterie nieder, mußten aber vor dem Feuer des verdeckt ſtehenden franzöſiſchen Fußvolkes weichen.

Die Oeſterreicher ſuchten nun Goidſenhoven links zu umgehen, aber die eben von Lumay herangerückte Diviſion Neuilly, die jetzt bei Neerheyliſſem erſchien, veranlaßte ſie, den Angriff aufzuheben.

Nun machten die Franzoſen einen Verſuch, das vor der Mitte beider Heere liegende Dorf Wilmerſem zu beſetzen. Er gelang zwar, aber ſie wurden bald wieder daraus vertrieben. Das Feuer währte fort.

Beide Theile zeigten, daß ſie heute die Schlacht nicht beginnen wollten; Dumouriez nicht, weil er ſeine Truppen noch nicht beiſammen hatte, und den Gegner erſt genau erkennen wollte; Koburg nicht, weil ihn ſeine Stellung beengte, die auf beiden Flügeln vom Feinde beherrſcht war, und im Falle des Rückzugs nach verlorner Schlacht verderblich werden konnte.

Der Prinz brach daher Nachmittags 4 Uhr im Angeſichte des Feindes aus dieſer Stellung auf, um das Heer über Orsmael hinter die kleine Geete zurückzuführen. Dieſe Bewegung wurde durch die Vorhut unter dem Erzherzog Karl gedeckt und ohne Verluſt bewerkſtelligt. Das Heer marſchirte auf den Höhen, die von Neerlanden bis Oberwinden und Racour ziehen, abermals auf. Die Vorhut bildete den rechten Flügel, lehnte ſich an das Dorf Orsmael, deckte die Hauptſtraße und warf einiges leichtes Fußvolk in das Städtchen Leau. An die Vorhut ſchloß ſich das erſte, an dieſes das zweite Treffen, deſſen linker Flügel hinter dem Dorfe Neerwinden ſtand. Die Reſerve unter Clerfait ſchloß ſich unmittelbar an das zweite

Treffen, nur war ſie zwiſchen Overwinden und Landen etwas zurückgebogen, ſo daß die doppelte Linie, in welcher das Heer anlangte, am linken Flügel einwärts gekrümmt erſchien.

Die Vorpoſten hielten die Orte am dieſſeitigen Ufer der kleinen Geete.

Dumouriez änderte nichts an ſeiner Stellung. Sein Hauptcorps blieb in zwei Theile geſondert, wovon der eine, der rechte Flügel und die Mitte, von Goidſenhoven bis an die große Straße reichte; der andere, Miranda, die Höhen von Oplinter hielt.

Neuilly deckte die Rechte durch die Aufſtellung bei Neerheyliſſem; Dampière, der Abends auf dem Schlachtfelde eintraf, und Miaczinsky, der nur die Reiterei ſeiner Diviſion herbeiführte, ſeine 8 Infanterie-Bataillons aber ſehr zur Unzeit bei Löwen gelaſſen hatte, hielten vor der Front die Punkte Esmael, Eliſſem, Overheſpen und die Brücke bei Orsmael. An die äußerſte Linke ſchloß ſich in der Nacht Champmorin, der dem Befehle gemäß von Dieſt herbeigeeilt kam.

Beide Theile wünſchten die Schlacht. Koburg konnte keine Zweifel haben, ob er ſie geben ſollte oder nicht; denn nur ein Sieg machte den Angriff auf Holland mit Gewißheit ſcheitern. Das Heer im beſten Zuſtande, von kriegeriſchem Geiſt beſeelt, und in dieſem Zeitpunkte ſtärker, als es ſpäterhin zu ſeyn die Ausſicht hatte, verbürgte den Erfolg. Bedenklicher war der Glückswurf der Schlacht für Dumouriez. Aber auch ſein Heer hatte nur wenige Verſtärkung zu erwarten; für einen Rückzug Schritt für Schritt hatte daſſelbe nicht genug Ordnung, und er würde auch zu nichts geführt haben; die Heere waren beiderſeitig von beinahe gleicher Stärke, der Angriff

gab daher ein Uebergewicht, und ſeit dem geſtrigen Tage war Dumouriez Angreifer geworden.

Der franzöſiſche Feldherr ſetzte ſich folgende Fälle. Gewann er die Schlacht entſcheidend, wie er ſie liefern wollte, ſo gab er 1) ſeinem Heere ganz den einſtmaligen Glauben auf deſſen Ueberlegenheit wieder, und erſchütterte die Zuverſicht des Gegners; er verſicherte ſich 2) der Treue der Belgier und beſchleunigte die Aufſtellung der 25 Bataillone aus dieſem Volke, an welcher fortwährend gearbeitet wurde; er gewann 3) den verlorenen Boden größtentheils wieder, denn die Oeſterreicher konnten dann, nach ſeiner Meinung, Lüttich, ſelbſt Aachen nicht mehr halten, würden über die Maas gehen und ſich unter den Mauern von Maſtricht verſchanzen; er hinderte den Prinzen Koburg 4) wahrſcheinlich, vor dem Monat Mai wieder im Felde zu erſcheinen.

Welchen Einfluß dieſe Vortheile auf die Verwirklichung ſeiner weitern Plane haben mußten, fällt in die Augen. War der Schlag gelungen, ſo wollte Dumouriez ohne Verzug zu dem Unternehmen, das ihm ſo ſehr am Herzen lag, zur Eroberung Hollands zurückkehren. Man muß geſtehen, daß, wenn dieſe früher ſchon nicht große Schwierigkeiten darbot, ſie nach einem ſolchen Glücksfalle trotz der Verſpätung nicht ſchwer fallen konnte. Sie ſollte dann nach einem andern Plane bewirkt werden. Während nämlich Miranda, dem Dumouriez den Befehl über die jetzt zu Antwerpen ſtehenden Truppen zugedacht hatte, den Marſch über den Mordyk erzwungen hätte, würde Dumouriez ſelbſt mit 30,000 Mann nach Herzogenbuſch aufgebrochen ſeyn, würde die Preußen aus dem Felde geſchlagen und über Gorkum und Utrecht ſich mit Miranda vereinigt haben. Valence mit dem Ueberreſt des Heeres

in einem verſchanzten Lager zwiſchen der kleinen und großen Geete, Harville bei Namur zurückgelaſſen, und beide durch alle nachrückende Unterſtützungen aus Frankreich verſtärkt, hätte ausgereicht, den Prinzen Koburg ſo lange im Schach zu halten, als dies zum Gelingen der Unternehmung auf Holland nothwendig war.

Aber ſelbſt, wenn Dumouriez den Marſch nach Holland jenſeits nicht hätte ausführen können, ſo mußte er doch Zeit gewinnen, ſich der feſten Plätze in Flandern zu bemeiſtern. Dadurch gewann er Sicherung für ſeine linke Flanke, Lebensmittel, Kleidung, Waffen, Geld und Unabhängigkeit, gegen den Convent die Stellung zu nehmen, die ihm zweckmäßig dünken würde.

Wenn die Schlacht unglücklich ausfallen ſollte, ſo rechnete Dumouriez darauf: 1) eine Stellung hinter dem Kanal von Löwen zu behaupten, welche Brüſſel ſo lange decken würde, bis er ſich verſtärkt haben konnte; 2) daß ſich Harville zu Namur vertheidigen und auf 25,000 Mann verſtärken, die Diviſion Neuilly aber einen Verbindungspoſten zu Jodoigne, mit ſicherm Rückzuge nach dem Walde vor Soigne, bilden würde; 3) daß auf dem rechten Flügel ein ähnliches Seitencorps durch die zu Antwerpen ſtehenden Truppen gebildet werden könnte, welche auch Breda und Gertrudenburg fortwährend halten und zu Lier und Dieſt Verbindungspoſten haben würden; 4) daß man bei Brüges 14 bis 15,000 Mann ſammeln, und damit See-Flandern decken könnte; 5) daß endlich mit den Oeſterreichern ein Waffenſtillſtand unterhandelt, und das Heer überzeugt werden könnte, all ſein Unglück komme vom Convent, und es ſey Zeit, der Anarchie ein Ende zu machen, die Frankreich dem Untergange Preis gebe; in den Händen des Heeres liege das Schickſal des Vater-

landes. Waren die Gemüther ſeiner Soldaten hinlänglich bearbeitet, dann wollte Dumouriez die belgiſchen Bataillons an ſich ziehen, ſich offen gegen den Convent und zu Gunſten der beſchränkten Monarchie erklären, Geiſeln nehmen, um die im Temple Gefangenen zu ſichern und nach Paris marſchiren. *)

Dies waren die Abſichten Dumouriez; dies ſein Streben in beiden Fällen. Ob Sieger, ob beſiegt, er beharrte darauf, ſeinem Vaterlande eine andere Geſtaltung, als die damals beſtehende, ſelbſt mit den Waffen in der Fauſt und auf dem gefährlichen Wege des Verrathes und der Empörung zu geben. Im Falle des Mißlingens der Schlacht finden wir nur Ein Ereigniß nicht bedacht, was möglicher Weiſe eintreten konnte und nicht zu überſehen war, nämlich: daß vielleicht das Heer für Dumouriez Anſicht und Wollen nicht zu gewinnen ſeyn dürfte.

Den 17. März brachten beide Oberbefehlshaber mit Erkennungen und Vorbereitungen zur Schlacht zu. Koburg änderte nichts in ſeiner Stellung.

Dumouriez ordnete dagegen ſchon an dieſem Tage die Truppen zum Angriff.

Die Strecke zwiſchen Tirlemont und St. Thron, nach der Straßenlinie 24,000 Schritte lang, wird von zwei größeren und einigen kleineren von Südweſt nach Südoſt gleichlaufenden Bächen durchſchnitten; jene beiden heißen die große und die kleine Geete, und fließen durch Wieſengründe, die von Waſſergräben vielfach durchzogen ſind; die eine kommt durch Tirlemont, hat da ſehr ſumpfige Ufer und zur Linken die Höhen von Oplinter; die andere durchſchneidet die Straße bei dem Orte Ors-

*) Mémoires II. Chap. V.

mael, halbwegs zwiſchen Tirlemont und St. Thron, fließt 5000 Schritte weiter durch das Städtchen Leau und ergießt ſich in einiger Entfernung unter demſelben in die große Geete. An beiden Ufern der kleinen Geete ſteigt der Boden ſanft, doch ſtufenförmig, ſo daß am linken Ufer Goidſenhoven und das Dörfchen Hautmare, auf der rechten Racour und Overwinden auf den höchſten Punkten liegen. Eine beinahe ununterbrochene Kette von Dörfern zieht an dieſem Bache hin, der, ſo wie die Hügel näher an ihn drängen oder ſich ſanfter verlaufen, unzählige Krümmungen bildet. Bei Orsmael hat das Thal eine Breite von mehr als 2000 Schritten. Dieſe mehrt ſich nach Leau zu, da an beiden Ufern die Hügel nordöſtlich ſanft ſich verflachen. Oberhalb Orsmael wird das Thal enger und hat bei Pellaines, gegenüber Racour, nicht über 500 Schritte. Zwiſchen Pellaines und Orsmael (16,000 Schritte von einander entfernt, wenn man dem Bache folgt) liegen die Orte Linsmeau, Hamptiau, Opheyliſſem, Neerheyliſſem, Esmael, Eliſſem, Wanghe, Overheſpen, Neerheſpen und Gutſenhoven; bei jedem derſelben gehen Brücken über den Bach. Zwiſchen Orsmael und Leau befindet ſich nur eine Brücke, nämlich bei dem auf dem halben Wege dahin liegenden Dörfchen Heelen. Leau iſt mit Werken umgeben und gegen einen erſten Anfall hinlänglich geſichert. Hinter dem Rücken, der von Racour und hinter Overwinden in der Richtung von Leau ausläuft, liegen an einem kleinen Bache die Orte Landen, Aldenhoven, Rumsdorf, Neerlanden, Dormael und Halle. Landen iſt von Racour 5000, von Overwinden nur 2500 Schritte entfernt, und die ganze Breite der Höhen zwiſchen der kleinen Geete und dieſem Bache, der ſich vor Leau in dieſelbe ergießt, von Neerheyliſſem bis Landen beträgt nur etwa 8000 Schritte.

Zwiſchen Overwinden und Neerwinden liegt ein kleiner Hügel, la Tombe de Mittelwinde genannt, welcher beide Thäler und das Feld ringsum beherrſcht. In den Thälern ſind hie und da kleine Wäldchen, um die Orte Wieſen, ſonſt überall Ackerland. Hinter Landen ſteigen die Höhen abermals ſtufenförmig bis St. Thron.

Die Schilderung des Schlachtfeldes zeigt ſchon, daß die Oeſterreicher in günſtigerer Stellung als die Franzoſen ſtanden. Dies war ein Grund mehr, warum Dumouriez den Angriff nicht abwarten, ſondern darin zuvorkommen mußte. Da die Oeſterreicher ihre Zufuhren aus Maſtricht und Lüttich bezogen, ſo ſetzte Dumouriez voraus, daß ſie ihre Hauptſtärke auf dem rechten Flügel haben würden, und alſo der Angriff auf den linken am wahrſcheinlichſten gelingen werde.

Dennoch war der rechte Flügel nicht an Leau gelehnt, was ein ſicherer Anlehnungspunkt geweſen wäre; auch der linke ſchien nicht hinlänglich geſichert, und die Franzoſen mußten dort Meiſter des Feldes werden, ſobald ſie die vor der Fronte liegende Höhe la Tombe de Mittelwinde genommen hatten.

Auf dieſe Betrachtung gründete der franzöſiſche Ober-Feldherr am 17. März ſeinen Schlachtentwurf.

Dieſem zu Folge ward das geſammelte Heer in 8 Colonnen getheilt. Drei derſelben bildeten den rechten Flügel und waren dem General Valence untergeordnet, zwei die Mitte unter dem Herzog von Chartres, drei den linken Flügel unter Miranda.

Die erſte Colonne zur äußerſten Rechten (die Vorhut unter General Lamarche) ſollte über die obere Brücke von Neerheyliſſem gehen, und den linken Flügel der Oeſter-

reicher in der Flanke faſſen, indem ſie zwiſchen Overwinden und Racour in der Richtung von Landen vordränge.

Die zweite Colonne (Diviſion Leveneur und 2000 Pferde) ſollte über die untere Brücke von Neerheyliſſem gehen, raſch gegen Tombe de Mittelwinde vordringen, die Höhe nehmen, Zwölfpfünder darauf ſetzen, und dann Overwinden angreifen.

Die dritte Colonne (Diviſion Neuilly) würde über die Brücke Neerheyliſſem und Esmael gehen, und während die zweite die genannte Höhe nimmt, Neerwinden von der obern Seite angreifen.

Die vierte Colonne (Diviſion Dirtmann) hätte bei Eliſſem den Uebergang zu bewerkſtelligen, raſch durch Laer zu bringen und den Angriff auf Neerwinden von vorne auszuführen.

Die fünfte Colonne (Diviſion Dampière), nachdem ſie ebenfalls bei Eliſſem über den Bach gegangen, ſollte Neerwinden von der untern Seite angreifen.

Die ſechste Colonne (Diviſion Miaczinsky) wurde beauftragt, bei Overheſpen über den Fluß zu gehen, und, ſich immer in gleicher Höhe mit der fünften Colonne haltend, nach Neerlanden vorzudringen.

Die ſiebente Colonne (Diviſion Ruault) hätte der Hauptſtraße zu folgen, die Brücke bei Orsmael zu erzwingen, und in der Richtung gegen St. Thron vorzurücken.

Die achte Colonne endlich (Diviſion Champmorin) hätte von Neerliten aus über die große Geete zu gehen, ſich nach Leau zu werfen, und dieſen Ort bis zum Ausgange der Schlacht zu halten.

Hatte jede Colonne ihren Auftrag vollführt, dann ſollten die fünf erſten eine Linksſchwenkung machen, ſo daß die Schlachtlinie beinahe unter einem rechten Winkel

ſich bräche, und ſenkrecht auf jene des Feindes zu ſtehen käme.

Der Fortgang der Schlacht würde dann nur mehr in einem Vormarſch dieſer geſchwenkten Abtheilungen beſtehen, indem ſie den in ſeinem linken Flügel überreichten Feind fortwährend aufrollten und ſo bis St. Thron trieben. Würde die Schlacht auf dieſe Weiſe zu Ende gebracht, ſo müßte das franzöſiſche Heer beim Ausgange derſelben mit ſeinem linken Flügel in Leau, mit ſeinem rechten in St. Thron ſtehen, und die Fronte nach Tongern, dem Rückzugspunkte der Oeſterreicher, gewandt haben. Für den Fall des Rückzugs hoffte man mit Batterien die Brücke der kleinen Geete ſichern zu können.

Am 18. mit Tagesanbruch ſahen die Oeſterreicher das ganze franzöſiſche Heer die Vorwärtsbewegung und den Aufmarſch machen, der die Einleitung zur Schlacht war. Es rückte daſſelbe auf die Abfälle der längs der kleinen Geete von Overheylissem bis an den Waterhof hinziehenden Höhen und hielt da bis nach 8 Uhr früh an. Auf der Linie der Vorpoſten begann das Feuer. Ein Theil der franzöſiſchen Poſten war ſchon in der Nacht über die Geete gegangen; Koburg ließ ſie jetzt durch den General-Major Boros wieder über den Bach werfen.

Man ſah deutlich, daß die Franzoſen auf ihren Höhen abkochten; Koburg zweifelte, daß ſie an demſelben Tage noch zu ſchlagen die Abſicht hätten; er ging nach Neerlanden zurück, um Anſtalten zu treffen, ſie in der kommenden Nacht anzugreifen, als ihm gemeldet wurde, daß der Feind in Colonnen abgebrochen ſey und allerorts über die Geete rücke.

Die größte Gefahr ſchien in dem Augenblicke dem rechten Flügel zu drohen. Neerhey-

liſſem, Guitſenhoven und Orsmael wurden mit Macht durch die ſechste und ſiebente Colonne, welche letztere Miranda ſelbſt führte, angegriffen, während Champmorin die Oeſterreicher aus Leau vertrieb und Miene machte, nach St. Thron zu dringen. Koburg, befürchtend, daß die erſten beiden feindlichen Diviſionen gleiche Abſicht hätten, gab dem Prinzen von Würtemberg den Befehl, mit der Hälfte des zweiten Treffens auf die Höhe von Halle, über welche die große Straße zieht, zu eilen, und die aus Leau und Orsmael vordringenden Colonnen zurückzuwerfen. Feldmarſchall-Lieutenant Benjowsky mit dem noch übrigen Fußvolke dieſes Treffens folgte dem Prinzen von Würtemberg in dieſer Bewegung; der General-Adjutant Major Stipeſicz aber warf ſich mit 2 Küraſſier-Schwadronen von Karaczey und 2 Schwadronen Kaiſer-Karabiniere dem aus Leau kommenden Feinde entgegen, um ihn bis zum Eintreffen des Fußvolks aufzuhalten.

Neerheyliſſem, Guitſenhoven und Orsmael waren gegen 9 Uhr ſchon in der Hand des Feindes. Der Erzherzog Karl verhinderte jedoch den Vormarſch aus dieſen Orten. Miranda ſchien auch hiezu nicht ernſtliche Abſicht zu haben, indem er ſich auf ein ſehr heftiges Kanonenfeuer beſchränkte, dem der Erzherzog mit ſeinem ganzen Linien- und Reſervegeſchütz antwortete. Vor Leau hieb der Major Stipeſicz in den Feind ein, und erfocht die Zeit, welche Würtemberg bedurfte, um mit dem Fußvolke durch den ſehr durchſchnittenen Boden zu gelangen. Die Spitze der feindlichen Colonnen wurde zurückgedrückt, und Würtemberg nahm von dem hinter dem Städtchen Leau gelegenen See bis zum Gehege von Halle eine Stellung, welche die rechte Flanke des Heeres vollkommen deckte.

Das Benehmen des linken feindlichen Flügels ließ bald errathen, daß durch ihn nicht der Hauptſchlag geführt werden ſollte. Um Mittag geſchah der Angriff vom rechten Flügel. Alle 5 Colonnen waren ohne Anſtand über die Geete gelangt und marſchirten auf die gegebenen Punkte los. Die erſte griff Racour mit Lebendigkeit an, und nahm dieſen Ort bald, indem er nur von leichten Truppen beſetzt war. Lamarche beging den Fehler, nicht alſogleich gegen Landen vorzudringen; auch hielt er ſich zu ſehr links an Overwinden; nur ſeine Reiterei ſandte er mit einigen Geſchützen gegen die Höhe la Tombe de Warsmont, aber das am äußerſten linken Flügel der Oeſterreicher ſtehende Dragoner-Regiment Latour warf dieſe Reiterei zurück und ſicherte die Flanke. Lamarque führte auf den Höhen von Racour ſein Geſchütz auf und beſchoß die öſterreichiſchen Unterſtützungstruppen mit vielem Nachdruck; ſein Fußvolk gerieth jedoch durch die vorzeitige Linksbewegung unter die zweite Colonne. Dieſe, ſchon durch die Langſamkeit, mit welcher Geſchütz und Fußvolk marſchirte, aufgehalten, griff die Punkte Overwinden und Tombé de Mittelwinde erſt um 2 Uhr, aber mit ſolcher Heftigkeit an, daß ſie bald in Beſitz von beiden kam.

Eben ſo ſchnell war der Erfolg der dritten Kolonne. Sie hatte ſich Neerwindens bemeiſtert, bevor noch die vierte und fünfte Colonne eingetroffen waren. Die Sucht, aufzumarſchiren, welche, zur Unzeit angewendet, ſchon mehr als eine Schlacht verlieren machte, half den Oeſterreichern auch diesmal die verlornen Punkte wieder nehmen. Das Fußvolk der beiden erſten Colonnen der Franzoſen bildete ſich zwiſchen Racour und Overwinden in zwei Treffen und nahm die Reiterei in die Mitte. Die Höhe von la

Tombe de Mittelwinde, von wo aus das Geſchütz alle Bewegungen der Oeſterreicher hätte hemmen können, wurde, vielleicht weil Overwinden ſchon genommen war, nicht gekrönt, und die dritte Colonne verließ Neerwinden wieder, um auf das freie Feld herauszutreten, und ſich an die Linie anzuſchließen.

Der General Neuilly behauptete ſpäterhin, den Befehl zu dieſer Bewegung von Valence erhalten, dieſer aber verſicherte entgegen, nie eine derlei Weiſung gegeben zu haben.

Clerfait ließ den General Lützow mit 2 Bataillons des Regiments Anton Eſterhazy, mit den Dragonern von Latour und den Huſaren von Blankenſtein gegen Racour vorrücken. Der Major Büdeskuty erſtürmte mit dem einen Bataillon das Dorf; bald darauf herausgeworfen, kehrte er, obwohl durch eine Kartätſchenkugel am Kopfe verwundet, nochmals zum Sturm zurück, und nahm, unterſtützt durch Lützow, den Ort wieder. Nun brachten die Oeſterreicher Kanonen auf die Höhe, und behaupteten den dieſſeitigen Eingang des Dorfes, während die Franzoſen den jenſeitigen hielten.

Gleichzeitig ſchwenkte Clerfait mit dem Reſt ſeiner Truppen in die Schlachtlinie auf, ſo daß die Brigade Auerſperg das Feld zwiſchen Neerwinden und Racour einnahm, die Brigade Wenkheim aber hinter Overwinden zu ſtehen kam und alſogleich dieſen Ort angriff. Der Feldmarſchall-Lieutenant Baron Alwinzy führte ſelbſt die drei Grenadier-Bataillons Rouſſeau, Löwen und Morczin zum Sturm auf Overwinden. Dieſer Ort wurde von beiden Seiten das Grab vieler Braven. Dreimal genommen, eben ſo oft verloren, blieb er zuletzt in den Händen der Oeſterreicher, nachdem dieſe einen großen

Theil der Brigade Auersperg in's Feuer gebracht hatten. Die Grenadiere von Morezin nahmen dem Feinde drei, die Grenadiere von Löwen vier Kanonen ab, und beſonders that ſich die Grenadier-Diviſion des Regiments hervor, welches in demſelben Augenblicke mit großem Heldenmuthe zu Racour ſtritt, des Regiments Anton Eſterhazy. Das Bataillon Rouſſeau drang mit überraſchender Gewalt rechts in das Dorf ein, aber es würde daſſelbe nicht behauptet haben, wenn nicht der Generalmajor Fürſt Auersperg eben das Regiment Würtemberg und endlich die drei der Zahl nach ſchwachen, aber an Muth von keiner Truppe übertroffenen walloniſchen Bataillone von Ligne, Murray und Vierſet zum Angriffe vorgeführt hätte.

Noch ſtritt man ſich um den Beſitz von Overwinden, als Lamarche abermals durch Racour ſich Bahn brach, und die Truppen Clerfaits in die Flanke nahm. Aber die Huſaren von Blankenſtein und die Brigade Wenkheim wurden auch diesmal ſeine Meiſter, und ſetzten ſich wieder zur Hälfte in den Beſitz des Ortes, deſſen andere Hälfte ſie dem Feinde nicht abzunehmen im Stande waren.

So lange die Truppenlinie hinter den beiden Orten ſtand, war von der einen, wie von der andern Seite auf den Beſitz derſelben nicht zu zählen; denn ein neuer Nachſchub, im Augenblicke gemacht, wo der Gegner ermattet war, raubte ſchnell die Frucht früherer Anſtrengung. Clerfait beſchloß daher, nicht mehr auf die Wegnahme eines dieſer Orte ſich zu beſchränken, ſondern die feindliche Linie ſelbſt anzugreifen.

Er ſetzte ſich an die Spitze des Anton Eſterhazy'ſchen Regiments, und während er mit demſelben ſich des übrigen

Theiles von Racour bemeiſterte, ließ er durch 8 Schwadronen von Latour, 3 Schwadronen von Blankenſtein und 10 Schwadronen der von der Mitte und vom rechten Flügel herbeigezogenen Küraſſier-Regimenter Naſſau und Zeſchwitz die feindliche Linie angreifen. Dieſe Reitermaſſe, vom General Boros geführt, warf die feindliche Reiterei und überhaupt das ganze erſte Treffen des Feindes auf das zweite. Hier wurde ſie mit Haltung empfangen, und bevor den Oeſterreichern gelingen konnte, auch dieſes zweite Treffen zu werfen, fiel die Nacht ein und endete auf dieſem Punkt die Schlacht. Valence, bei dieſem Angriff verwundet, mußte das Heer verlaſſen.

Ungefähr mit gleichem Erfolge hatte man bei Neerwinden gefochten. Kaum war die dritte Colonne in dieſen Ort gedrungen, als Feldzeugmeiſter Graf Kolloredo ſich deſſelben wieder bemeiſterte, und dies zwar ohne große Schwierigkeit, weil Neuilly eben ſeine Hauptkraft aus dem Dorfe zog, um ſich dem General Leveneur zu nähern. Eben ſo bald war Kolloredo wieder im Beſitz der Tombe de Mittelwinde, die der Feind verſäumt hatte, nach Werth zu beſetzen. Jetzt aber erſchienen die beiden Colonnen der franzöſiſchen Mitte, die vierte und fünfte, und trieben die Oeſterreicher wieder aus Neerwinden. Zu raſcher Eifer überfüllte den Ort mit franzöſiſchem Fußvolk; das öſterreichiſche Geſchütz richtete Verheerung unter demſelben an, und erſchütterte die durch ihre eigene Stärke gehemmten Maſſen. Jetzt fiel auch General Desforets, einer der Offiziere, auf welchen die Truppe beſonders Vertrauen hatte. Sein Tod brachte Verwirrung unter dieſelbe, und Neerwinden ward in eiliger Flucht verlaſſen, ſobald die Colonnen der öſterreichiſchen Mitte abermals zum Angriffe vorrückten. Eben kam Dumouriez herbei. Seine Gegenwart machte

die Truppen ſtehen; ſie nahmen ſogar Neerwinden wieder, wurden aber nochmals daraus vertrieben, und kaum brachte Dumouriez es dahin, das Fußvolk ein paar hundert Schritte hinter dem Orte zu ſammeln.

In dieſem Zeitpunkt geſchah der große Reiterangriff auf Valence, der aus der Mitte durch einen ähnlichen begleitet ward. Die Brigade Hoditz ging durch Neerwinden und griff die Diviſion Dittmann mit vielem Ungeſtüm an. Der franzöſiſche General-Quartiermeiſter Thovenot, gerade gegenwärtig, hatte die Beſonnenheit, dieſe Reiter durchbrechen zu laſſen und ſie nun mit Kartätſchen und mit dem Feuer aus kleinem Gewehr ſo zu bedienen, daß ſie unverrichteter Sache zurück mußten.

Das franzöſiſche Regiment Zweibrücken hatte ſich bei dieſem Ereigniſſe vorzüglich ausgezeichnet.

Wenn die Angriffe des rechten Flügels und der Mitte den Franzoſen nicht den erwarteten Erfolg gebracht hatten, ſo ſtand die Schlacht auf dieſen Punkten zum wenigſten nicht ſchlimm, und konnte am nächſten Tage zur gewünſchten Entſcheidung gebracht werden. Anders war es auf dem linken Flügel gegangen.

Gegen die Mittagsſtunde erneuerte Miranda den Verſuch, auf der Straße gegen St. Thron vorzudringen. Mehrere Bataillone rückten durch die Gärten von Orsmael immer näher an die öſterreichiſche Vorhut, und eine Colonne feindlichen Fußvolks brach aus dem Orte vor, bemeiſterte ſich des Dorfes Dormael und marſchirte in der Flanke des Infanterie-Regiments Sztaray auf, das am äußerſten rechten Flügel der öſterreichiſchen Vorhut ſtand.

Das Aufführen mehrerer Kanonen auf dieſem Punkte gewährte den Oeſterreichern zuerſt einige Augenblicke der

Erholung, und obwohl das bald daraus gegebene Feuer wegen der geringen Schußweite für das Regiment Sztaray ſehr verderblich ward, ſo hielt daſſelbe ſtandhaft ſeine Stellung, bis Feldmarſchall-Lieutenant Benjowsky zwei Bataillone der Regimenter d'Alton und Brechainville, dann 2 Schwadronen Koburg-Dragoner, ſammt dem bereits im Feuer ſtehenden Bataillone Joſeph Kolloredo gegen den Feind führte. Dormael wurde nach halbſtündigem Gefechte wieder genommen. Aber jene auf der Straße vordringende feindliche Unterſtützungs-Colonne warf bald darauf die Oeſterreicher wieder heraus, und verfolgte ſie mit ſolcher Heftigkeit, daß nur ein ſchneller, mit ſeltener Gewandtheit und Geiſtesgegenwart, unter dem Feuer beider Theile ausgeführter Aufmarſch ſie rettete und den Feind aufhielt. Die öſterreichiſchen Bataillone kehrten auf's Neue zum Sturm zurück, nahmen das Dorf, wurden abermals herausgeworfen, nahmen es wieder und brachten den Feind durch einen Bajonett-Angriff zuletzt dermaßen in Unordnung, daß die National-Bataillone die Linien-Truppen verließen und nach der Brücke von Orsmael flohen.

Dieſer Ort war durch den Erzherzog Karl mehrmals mit Heftigkeit angegriffen worden, und obwohl Dampière ihn mit Erfolg vertheidigte, ſo mehrte doch das nahe und furchtbare Feuer den Schrecken in den flüchtigen National-Bataillonen.

Sie rißen mit ſich, was ihnen an Truppen begegnete. Noch aber ſtanden zwiſchen Orsmael und Dormael die Linienbataillone Miranda's. Der Erzherzog Karl, deſſen Truppe ſchon beinahe ohne Munition war, ließ ſie durch das Regiment Sztaray mit dem Bajonette angreifen, und zugleich 3 Schwadronen Eſterhazy-Huſaren in dieſelben

einhauen. Benjowsky ſchickte zu demſelben Zwecke 2 Küraſſier-Schwadronen von Zeſchwitz und 2 Schwadronen von Koburg vor.

Dieſer Angriff vollendete die Niederlage Miranda's. Mehrere Flügeladjutanten und Offiziere des Generalſtabs wurden getödtet; der Chef ſeiner Artillerie, Guiscard, hatte daſſelbe Schickſal. Die Generale Ruault und Ihler wurden verwundet. Dies mehrte die Verwirrung und hinderte die Herſtellung der Ordnung. Bald nahm die ganze Colonne die Flucht, 25 Kanonen wurden verlaſſen, und erſt hinter der Brücke von Orsmael gelang es dem Befehlshaber des linken Flügels, wenigſtens einige Bataillone zum Stehen zu bringen, und den erſten Andrang der verfolgenden öſterreichiſchen Reiter aufzuhalten.

Es mochte etwa 4 Uhr ſeyn. Miranda erhielt die Meldung, daß die von Miaczinsky zu Löwen zurückgelaſſenen 8 Bataillone ſo eben in Tirlemont eingerückt ſeyen. Er hätte verſuchen ſollen, mit dieſer friſchen Truppe das Gefecht wieder herzuſtellen, aber vertraute er dieſer Kraft nicht, oder ſollte er wirklich, wie Dumouriez ihm vorwirft, *) aus Haß gegen Valence die errungenen Vortheile deſſelben zu deſſen Verderben haben wenden wollen, genug, er gab Befehl zum weitern Rückzuge, den er bis Tirlemont ausführte, ohne daß Dumouriez, noch die Colonne zur äußerſten Linken, Champmorin, davon verſtändigt worden wären. Der Erzherzog Karl rückte bis auf die Höhe von Overheſpen und ſandte ſeine Reiterei dem Feinde nach, den ſie bis über Hälendove verfolgte.

*) Mémoires du général Dumouriez. II 107. Chap. VI.

Champmorin wartete zu Leau des weiteren Befehls und des Fortgangs der Schlacht. Nachdem er die Flucht der siebenten Colonne sah, hielt er noch, bis es dunkel wurde, seine Stellung. Eben jetzt griff ihn Würtemberg in der linken Flanke an. Der Feind ging fechtend aus Leau über die große Geete, warf die Brücke bei Bingen hinter sich ab, und bezog die frühere Stellung auf der Höhe von Oplinter.

Dumouriez, der sich fortwährend auf dem rechten Flügel und in der Mitte befand, um hier die Bewegungen zu leiten, denen der linke Flügel nur als Anhaltepunkt dienen sollte, hörte mit Erstaunen Nachmittags 4 Uhr das früher sehr heftige Feuer seines linken Flügels schwächer werden und späterhin gänzlich schweigen.

Er erklärte sich diesen Umstand zu seinem Vortheile; die Oertlichkeit erlaubte nicht, diesen Flügel zu überschauen, aber Dumouriez hatte vernommen, wie das Feuer auf jenem Flügel sich immer weiter und weiter verschob, und glaubte daher, nun halte Miranda in guter Stellung, nachdem er den Feind geworfen, an, um das Vordringen der rechts von ihm fechtenden Colonne, dem Schlachtplane gemäß, zu erwarten.

Diese Meinung machte guten Eindruck auf den Ober-General und auf die Colonnen der Mitte selbst, denen er sie kund geben ließ. Als der Tag zu Ende ging, bemerkte Dumouriez, daß die Oesterreicher mehrere Truppen von ihrem rechten Flügel nach dem linken zogen; das fiel ihm unangenehm auf, und eine Ahnung des Vorgefallenen bemeisterte sich seiner. Er konnte in diesem Augenblick den rechten Flügel nicht verlassen, da eben Valence verwundet worden und die Truppe ohne Stütze war. Bald darauf ritt er jedoch mit Thovenot, dem Einzigen, welchem er

ſeine Beſorgniſſe mitgetheilt hatte, und mit einigen Offizieren nach ſeinem linken. Es mochte 10 Uhr ſeyn, als er durch Laer kam. Er fand den Ort unbeſetzt. Ein Offizier, der hier den Vorpoſten hielt, ſagte ihm, Dampière habe bei Einbruch der Nacht ſeine Diviſion über die kleine Geete in die Stellung von Orsmael zurückgeführt. Von der Gewißheit des Unfalls getrieben, an dem nicht mehr zu zweifeln war, eilte Dumouriez nach der Brücke von Orsmael; hier meinte er die Colonne Miranda's zu finden, denn er hoffte, daß ſie zum wenigſten am linken Ufer der Geete — gleich Dampière — die am Morgen inne gehabte Stellung bezogen haben werde. Oeſterreichiſche Uhlanen empfingen ein paar ſeiner vorausgeſprengten Offiziere an jener Brücke; bald wäre ihnen der Obergeneral in die Hände gefallen. Mit Kummer und Staunen bemerkte nun dieſer, daß weit vor Orsmael zur Rechten der Straße ſchon öſterreichiſche Truppen ſich fanden. Er folgte dieſer Straße und kam glücklich außer den Bereich der Oeſterreicher. Aber keine Spur der Seinigen gab ſich kund; ringsum Stille und Einſamkeit, als wenn der Friede in dieſen Thälern wohne; endlich eine halbe Stunde vor Tirlemont fand er die erſten Poſten Miranda's, mit einem Rückhalt von 4 Bataillonen quer über die Straße, ohne einen Mann Reiterei geſtellt. Er eilte nach Tirlemont. Da traf er Miranda, der ihm erklärte, daß er der Uebermacht habe weichen müſſen. Der verwundete Valence hatte bereits ſich vergeblich bemüht, den General Miranda zum abermaligen Vormarſch zu überreden. Dieſer hielt die Sache für unthunlich und blieb. Dumouriez machte wenige Worte bei dieſem Wiederſehen. Mit dieſen wenigen befahl er dem General Miranda, auf der Stelle ſein Corps zu ſammeln, und in der Nacht noch die Höhe von

Wommerſem, die große Straße und die Brücke von Orsmael und Neerheſpen zu beſetzen, damit zum wenigſten die Mitte und der rechte Flügel, welche, die Geete im Rücken, nunmehr vom Feind umgeben ſeyen, ſich retten könnten.

Aber der Schrecken, welcher die Colonne Miranda's ergriffen hatte, löste alle Banden des Gehorſams. Ueber 6000 Mann entwichen in dieſer Nacht aus Tirlement, und floben bis über Löwen und Brüſſel. Im Gefechte hatte dieſer Flügel über 2000 Mann verloren.

Es blieb alſo ſehr wenig an Truppen übrig, und die erwähnte Stellung war auch am 19. Morgens noch nicht bezogen, als bereits der geſammte rechte Flügel des Heeres und die Mitte, welche die Nacht noch dieſſeits der Geete zugebracht hatten, über dieſen Bach zurück gingen.

Der Herzog von Chartres leitete dieſe mit vieler Ordnung und Kaltblütigkeit auf denſelben Wegen, welche zum Angriff gedient hatten, ausgeführte Bewegung. Thevenot aber machte dieſe Truppen in die vor drei Tagen zwiſchen Goidſenhoven und Häckendoven inne gehabte Stellung einrücken. Der Oberfeldherr in Perſon befand ſich jetzt bei den wenigen Truppen Miranda's, die er vergeblich bemüht war, gegen die Höhe von Wommerſem und nach der Brücke von Orsmael vorzubringen. Er ließ die halbe Diviſion Dampière links rücken, um die Oeſterreicher zu verhindern, aus Orsmael vorzubrechen. Dieſe Bewegung, pünktlich ausgeführt, verſchaffte eben der Mitte die Möglichkeit des Rückzuges, da ohne dieſelbe ſich die öſterreichiſche Vorhut den zurückziehenden Colonnen in die Flanke werfen konnte. Eine Muthloſigkeit ſonder Gleichen hatte ſich der Truppen Miranda's bemächtiget, und Alles, was Dumouriez erreichen konnte, war eine ſtumpfe Gleich-

gültigkeit, die Folge von Beschämung und Ermüdung, welche sie wenigstens den Tod ertragen lehrte.

Feldmarschall-Lieutenant Benjowsky mit 6 Bataillonen und 10 Schwadronen marschirte auf der Höhe von Wommersem auf, und beschoß diese unglückliche Truppe aus einer Batterie schweren und einigen Stücken leichten und Cavallerie-Geschützes. Die Verheerung in den Reihen derselben war furchtbar, sie standen unerschüttert, aber alle Mittel, sie zum Sturme auf diese Höhe zu vermögen, blieben fruchtlos.

Dumouriez trat mehrmals an ihre Spitze; er suchte ihr zu beweisen, wie wenig gefahrvoll der Sturm im Vergleiche gegen dieses vertheidigungslose Stehen im Geschützhagel des Feindes sey; er machte sie aufmerksam, daß der Feind auf jener Höhe vereinzelt stehe, eine einzige Brücke zum Rückzuge habe, und wahrscheinlich vernichtet werden könne. Alles vergeblich, sie wichen nicht, aber sie gingen auch keinen Schritt vor. Eine Kanonenkugel riß um diese Zeit das Pferd des Obergenerals zu Boden, das ihn im Falle bedeckte; er erhob sich schnell und unbeschädigt wieder.

Der rechte französische Flügel war wenig auf seinem Rückmarsche beunruhigt worden. Jedes Heer schien beschäftigt, seine vor der Schlacht inne gehabte Stellung einzunehmen. Dies veranlaßte eine Menge Hin- und Hermärsche, die von beiden Seiten mit größter Ordnung ausgeführt wurden.

Nachts lagen sich beide Heere nahe gegenüber, und es war selbst eine zweite Schlacht am nächsten Tage nicht unwahrscheinlich.

Der Verlust der Kaiserlichen am 18. und 19. belief sich an Todten auf:

	18	Offiziere	693	Gemeine
Verwundeten	76	„	1766	„
Vermißten	3	„	288	„
Zuſammen auf	97	„	2747	„

Der Verluſt der Franzoſen ſtieg an Todten und Gefangenen auf 3000 Mann, an Verwundeten auf 1000 Mann; außerdem hatten ſie 30 Kanonen eingebüßt.

Fünfter Abſchnitt.

Rückzug der Franzoſen. — Die Preußen hinter der Denge. — Gefecht bei Löwen. — Uebereinkommen des Oberſten Mack mit Dumouriez. — Koburg in Brüſſel. — Vertheidigungsſyſtem der Franzoſen. — Namur und Antwerpen fallen. — Dumouriez erklärt ſich an Koburg. — Verhandlungen deßhalb. — Verſchlimmerung ſeiner Lage. — Die Franzoſen nehmen Holland und die Niederlande. — Dumouriez als Verräther. — Sein Unternehmen ſcheitert.

Die Niedergeſchlagenheit, welche unter den franzöſiſchen Truppen herrſchte, überzeugte den Obergeneral, daß eine zweite Schlacht jetzt nicht zu wagen ſey. Noch hielten zwar die Linientruppen, aber nur ein Viertheil des Heeres beſtand aus ſolchen, und der Reſt, National-Truppen, erklärten unumwunden, daß es zwecklos ſey, ſich jetzt in Belgien todtſchießen zu laſſen, daß man vielmehr Haus und Hof zu vertheidigen eilen müſſe; ſie entwichen zu ganzen Compagnien, ja zu ganzen Bataillonen. Kein Geſetz militäriſcher Ordnung war anzuwenden, denn es gab keine Gewalt, einem ſolchen Ausführung zu verſchaffen.

Noch in der Nacht zum 20. führte Dumouriez ſeine Truppen über die große Geete in die ziemlich vortheilhafte Stellung von Kumptich. Die Oeſterreicher gewahrten dieſen Rückmarſch; ihre Vortruppen rückten durch Tirlemont, fanden jenſeits dieſer Stadt die feindliche Nachhut unter Miaczinsky, griffen ſie an, nahmen

ihr eine Kanone ab, und warfen ſie in Unordnung auf die Haupttruppe.

Dieſe hielt nicht hinter Kumptich, ſondern ging über die Velpe, und bezog das Lager von Lauterſem, mit dem rechten Flügel an Niedervelpe, mit dem linken an den Wald von Neerbutſel gelehnt. Benjowsky marſchirte ihr gegenüber auf die Höhe von Willebringen. Koburg brach um Mittag auf, und rückte bis über Tirlemont nach, wo er zu beiden Seiten der Straße in zwei Treffen lagerte. Clerfait bildete noch immer den linken Flügel, und hatte jetzt den Rücken an Haugaerde gelehnt. — Der Oberſt Milius mit 2 Bataillons des Regiments Michael Wallis und einigen leichten Truppen eilte ebenfalls nach der Geete, überraſchte um 7 Uhr Morgens Dieſt, wurde zurückgeworfen, erneuerte aber den Angriff und drang von zwei Seiten in den Ort, wo er 1 Kanone und 50 Mann, dann mehrere Vorräthe nahm. Er ſelbſt hatte einen Hauptmann und 50 Mann verloren.

Dumouricz that, was er vermochte, um ſich den Feind vom Leibe zu halten. Er ließ die Diviſion Neuilly, die er auf 6000 Mann brachte, wieder nach Jodoigne marſchiren, um zu verhindern, daß öſterreichiſche Streifpartien ſich in ſeinen Rücken ſchleichen, und Schrecken und Unordnung verbreiteten. Neuilly erhielt die Weiſung, im Falle der Noth ſich in den Wald von Soigne zu ziehen, und ihn zu vertheidigen. — Dem Befehlshaber in Brüſſel ward befohlen, auf der Hut zu ſeyn, und alle entbehrliche Mannſchaft ebenfalls zur Vertheidigung des genannten Waldes zu verwenden. Harville, der zu Namur ſtand, erhielt den Auftrag, die Citadelle dieſes Platzes mit 2500 Mann zu beſetzen, mit dem Reſte aber ſich zum Aufbruche bereit zu halten, um entweder nach Brüſſel zu kommen, oder

den öſterreichiſchen Truppen entgegen zu gehen, die aus dem Trier'ſchen gegen Huy rückten. — Um mit Dieſt, deſſen Verluſt Dumouriez noch nicht wußte, in Verbindung zu bleiben, mußte Miaczinsky bei der Abtei Gemp ſich aufſtellen. — Die Beſatzung von Mecheln ward verſtärkt. — Dem alten Befehlshaber in Antwerpen, Maraſſe, ward Ruault an die Seite geſtellt und ihm der Befehl über alle dort verſammelten Truppen, welche, die Diviſion Lamarlière eingerechnet, an 20,000 Mann betrugen, mit der Weiſung gegeben, Lier ſo lange als möglich zu halten, und nur dann hinter die Linien von Antwerpen zu gehen, wenn er zu heftig durch die Uebermacht der Preußen und Holländer gedrückt würde.

Mitten in dieſem Getriebe kamen die Commiſſäre Lacroix und Danton von Paris, die dem Oberfeldherrn im Namen des Convents den Widerruf ſeines Schreibens vom 12. März abforderten. Bald darauf erhielt er die Nachricht von dem Verluſte von Dieſt, deſſen Beſatzung ſich nach Mecheln geflüchtet hatte.

So ſtürmte von allen Seiten das Widerwärtige auf Dumouriez ein. Er verließ am 21. Abends die Stellung an der Velpe, und ging, beſorgt, daß man ihn links überflügle, bis Löwen zurück.

Zwiſchen Pellenberg und dem Walde von Mördal marſchirte er auf. Champmorin beſetzte die Höhe hinter dem erſten Orte, Leveneur, mit den 18 Bataillonen der Ardennen-Armee, die hinter dem zweiten. Die Diviſion Dampière entfernte ſich vom rechten Flügel bis Florival, um mit Neuilly in Verbindung zu bleiben, der nach Tombeck, am Walde von Soigne, zurückgegangen war. Die Nachhut unter Lamarche ſtand auf der Höhe von Corbeck.

Am 21. hatte Koburg ſein geſammeltes Heer ruhen, und den Feind auf ſeinem Marſche nur durch wenige Truppen und größtentheils nur durch Geſchütz beunruhigen laſſen. Er war vergeblich bemüht geweſen, die von Dumouriez ſo ſehr gefürchtete Bewegung über Mecheln durch den Herzog Friedrich von Braunſchweig ausführen zu laſſen.

Schon am 14., dem Tage, da der Herzog ſeine Truppen in Herzogenbuſch ſammelte, um am 16. damit nach Breda und Antwerpen aufzubrechen, hatte ihn Koburg durch den Hauptmann des General-Quartiermeiſter-Stabs Prohaska auffordern laſſen, links über Eyndhoven nach Haſſelt zu marſchiren. Der Herzog, der in dieſer Bewegung nur eine Vereinigung mit dem Hauptheere und das Beſtreben, ihn unterzuordnen ſah, nahm dieſe Aufforderung ſehr ungütig auf. Er gab dem Prinzen Schuld, er wolle ihn hindern, Holland zu befreien, und fußte dieſe Behauptung auf die verſprochene, aber nicht geſchehene Aufſtellung eines öſterreichiſchen Zwiſchencorps von 6—7000 Mann (Wenkheim, ſpäter Latour) zu Eyndhoven, worüber ihm eben Prohaska zu melden kam, daß Koburg dieſe Aufſtellung nicht für nothwendig gehalten habe, indem kein Feind die Verbindung zwiſchen ihm und dem Herzog bedrohe, er ſeiner Truppen auch auf einem andern Punkte bedürfe. — Der Herzog verweigerte nun den Marſch nach Haſſelt, als von dem Hauptzwecke ablenkend, aus Rückſicht für die Verpflegung unausführbar und militäriſch zu gewagt. Er rieth vielmehr dem Prinzen, ſich nicht dem zweideutigen Glücke einer Schlacht auszuſetzen, auch ohne eine ſolche würden die Niederlande befreit werden, denn ſobald er, der Herzog, durch ein holländiſches Corps, welches die Generalſtaaten auf ſein Betreiben zuſammenzögen, verſtärkt

ſey, ſo würde er, vereint mit dieſem, auf Antwerpen rücken, und nach Wegnahme dieſes Platzes durch eine Bewegung aufwärts der Schelde den Feind bald in die Nothwendigkeit ſetzen, ſeine feſten Stellungen in den Niederlanden ohne Schwertſchlag zu räumen. *)

Der Herzog bezog darauf mit dem ganzen Corps eine Stellung hinter der Donge, und nahm ſich vor, „mit aller nur möglichen Feſtigkeit der Ausführung ſeines Zweckes, den holländiſchen Staat zu unterſtützen und zu befreien, von deſſen Verluſt das Wohl der beiden Armeen abhing, was auch ſicher für das Ganze große Folgen haben würde, getreu zu bleiben.“ **)

Hieraus erklärt ſich, daß auch eine wiederholte Einladung Koburgs, aus Landen vom 17. März, ſich auf ſeiner rechten Flanke, und zwar bei Herk zu ſetzen, abgewieſen wurde. Der Prinz drückte außerdem in dieſem Schreiben den Wunſch aus, daß der Herzog zwiſchen ſeiner Truppe und der bei Haſſelt ſtehenden kaiſerlichen Streif-Abtheilung des Oberſten Milius ein Zwiſchencorps aufſtellen möge, um die Verbindung mit dem Hauptheere einſtweilen offen zu halten; endlich, daß er den Reſt des franzöſiſchen Heeres aus Holland verjage, um dann ungehindert die erwähnte Flankenſtellung beziehen zu können. — Braunſchweig ließ einige Reiter zuſammenſtoßen, die über Blandel und Poſtel bis Lömel, wo die erſten kaiſerlichen Poſten ſtanden, ſtreiften. Dadurch glaubte er die Verbindung hinlänglich geſichert.

Für den wirklichen Angriff auf die in Holland ſtehenden franzöſiſchen Truppen war Braunſchweig noch nicht

*) Dehna I., 73.
**) Tagebuch 103.

bereitet. — Nicht glücklicher war Koburg nach der Schlacht von Neerwinden, da er dem Herzoge ſchrieb: „Tirlemont vom 20. Mein Schickſal hängt von Euer Liebden ab. Ich bitte Sie nochmals bei Allem, was heilig iſt, und bei dem Wohle unſerer beiden Souveräns, daß Sie ohne Aufenthalt nach Lier marſchiren wollen und von da nach Mecheln. Durch dieſe Bewegung werden wir nicht nur allein die feindliche Hauptarmee ohne eine deciſive Schlacht aus ihrer inattaquablen Poſition (auf dem ſogenannten Eiſenberge hinter Löwen) heben, und ihr auch auf alle Fälle eine Bataille zu geben vereinigt im Stande ſeyn; ſondern der Feind wird mit ſeiner kleinen Armee aus Holland, wo ohnedieß noch hinlängliche Truppen bleiben, um ihr Tête zu bieten, zu eilen gezwungen ſeyn, oder jene Armee würde ſich ganz eingeſperrt und abgeſchnitten finden. Ich bitte Euer Liebden nochmals inſtändig, meinen Vorſchlag anzunehmen, und mir durch dieſen Courier Ihre Genehmigung zu erklären.“ *)

Der Herzog, der nach und nach auch die holländiſchen Truppen über Heusden und Gravemore an die Donge zog, verſicherte, durch dieſe Stellung bedeutende feindliche Kräfte feſtzuhalten und von dem Prinzen Koburg abzuziehen, deſſen rechte Flanke zu decken, die Rüſtungen der Holländer und Engländer, ja ſelbſt die preußiſchen Länder zu ſchützen. Er betrachtete ſeine Aufſtellung als die einzige Veranlaſſung, daß die Franzoſen das Unternehmen über den Mordyck aufgaben, und ſich in die Feſtungen warfen. Dieſe Vortheile gab er als Gründe an, auch dießmal das Begehren des Prinzen Koburg von ſich abzulehnen. Er erklärte, vor dem Falle von Breda und Gertruden-

*) Dohna I., 85. — Tagebuch 9.

burg, oder bevor er durch Oranien und York abgelöſet ſey, nicht aus der Stellung hinter der Donge gehen zu können. Er hielt ſie auch unbeweglich noch mehrere Tage. Die Truppen waren durch den ſtarken Poſtendienſt nicht wenig ermüdet, und obwohl der Oberſt v. Blücher einige Erkennungen gegen Breda und Gertrudenburg ausführte, wobei es zu kleinen Gefechten kam, ſo beſtand doch der ganze Verluſt der Preußen an der Donge nur in einem einzigen Huſaren, der während einer Streifwache ſtürzte, und dem Feind in die Hände fiel.

Koburg, der ſich ganz auf ſeine eigenen Kräfte beſchränkt ſah, ſetzte am 22. die Verfolgung bis Löwen fort. Sein Heer war in drei Colonnen getheilt; die erſte (das zweite Treffen) nahm ihre Richtung nach Pellenberg, die zweite (die Vorhut und das erſte Treffen) folgte der Hauptſtraße, die dritte (Clerfait) zog über Tourinnes. Die Höhen, auf welchen die franzöſiſche Nachhut Stellung genommen hatte, waren für die Oeſterreicher zu ihrem Lagerplatze für dieſen Tag beſtimmt worden. Da ſie dieſelben von feindlichen Reitern, das Dorf Blanden aber, das ſie zum Stützpunkt ihres linken Flügels auserſehen hatten, ſtark vom Feinde beſetzt fanden, ſo machten ſie einen allgemeinen Angriff. Die mittlere Colonne theilte ſich, ſo daß, während das erſte Treffen der Straße folgte, die Vorhut links gegen das von Leveneur beſetzte Dorf Bierbeek zog.

Die ungariſchen Grenadiere erſtürmten daſſelbe, ſie wurden aber durch das Regiment d'Auvergne unter dem Oberſten Dumas mit Verluſt ihrer beiden Kanonen wieder herausgeworfen. Erſt nach mehreren wiederholten Angriffen wurden die Oeſterreicher Meiſter dieſes Orts und drückten auch den rechten feindlichen Flügel aus dem gut

vertheidigten Dorfe Blanden in den Wald von Löwen zurück. Nicht minder heftig waren Angriff und Vertheidigung auf dem linken Flügel des Feindes. Champmorin wies den Feldmarschall-Lieutenant Benjowsky während des Tages mit Nachdruck zurück, erst gegen Abend räumte er Pellenberg, und zog sich mit Verlust von 3 Kanonen gegen die Abtei Vlierbeck. Die Unordnung aber hatte zuerst in der Mitte Platz gegriffen. Lamarche, nachdem er lange dem ersten Treffen Stand gehalten, wich endlich über die Abtei von Parc an die Dyle, und vermehrte dadurch sowohl für Leveneur als für Champmorin die Nothwendigkeit des Rückzuges. Jener ging nun bei Heverle über den Fluß — diesen zog Dumouriez selbst durch die Stadt auf das andere Ufer. Auch der zu Petersrhode stehende General Miaczinsky erhielt jetzt die Weisung, hinter den Kanal von Mecheln zu eilen.

Dieser Tag hatte den Oesterreichern mehr als 900 Mann gekostet. Der Nebel, der des Morgens über den Feldern lag, und sie verhinderte, genau die feindliche Stellung zu erkennen, trug zum Theile die Schuld dieses Verlustes. Uebrigens bewiesen die Franzosen auch eine unerwartete Haltung. Sie ließen die mit klingendem Spiele vorrückenden österreichischen Colonnen ganz nahe herankommen und empfingen sie dann mit dem heftigsten Feuer aus kleinem Gewehr und Kartätschen. Diese überraschende Begrüßung brachte einige Unordnung in die Truppe, wodurch der Gang des Gefechtes gehemmt und langsamer ward, als dies bis dahin der Fall war. Der Verlust der Franzosen soll an 2000 Mann betragen haben.

Abends erschien der französische Oberst Montjoye an den österreichischen Vorposten, und verlangte den Chef des Generalstabs, den Oberst Mack, zu sprechen. Ein Wort

dieſes Letztern über das Wünſchenswerthe eines Waffenſtillſtandes am Tage zuvor dem Erſtern, mit dem er um die Verwundeten und Gefangenen unterhandelte, leicht hingeworfen und Dumouriez überbracht, beſtimmte dieſen, dem Oberſten eine Zuſammenkunft zu Löwen antragen zu laſſen, um dieſen Gegenſtand mehr zu beſprechen. Koburg gab die Unterredung zu. Noch an dieſem Abende kamen Dumouriez und Mack unter ſich mündlich über folgende Punkte überein:

1) Daß man ſich gegenſeitig nicht angreifen wolle.

2) Daß die Franzoſen Brüſſel räumen.

3) Daß man ſich nach der Räumung von Brüſſel wieder ſprechen wolle, um das Weitere zu verabreden.

In Folge dieſer Uebereinkunft ließ man Dumouriez ruhig nach Corbeck ziehen. Koburg lagerte vor Löwen, den linken Flügel an Heverle gelehnt. Die Vorhut hatte ſich einiger Vorräthe in Löwen bemächtigt, die ſie mit leichten Truppen bewachte. Clerfait war zu Tourinnes. In dieſer Stellung blieben die Oeſterreicher am 13. ſtehen, um den Franzoſen Zeit zu laſſen, den zweiten Punkt zu erfüllen.

Aus ſeinem Hauptquartier Bierbeek ſchrieb Koburg jetzt zum letzten Male an Braunſchweig, um ihn zum Marſche nach Mecheln, und in des Feindes Flanke zu vermögen. Er machte ihn für alle Folgen einer längern Trennung verantwortlich, und bewies ihm, daß die holländiſchen und engliſchen Truppen mehr als hinlänglich waren, Gertrudenburg und Breda zu beobachten.

Dies Schreiben bewirkte, daß der Herzog, obwohl mit Widerwillen, am 25. den General Reppert mit 4 Bataillons, 7 Schwadronen und 1 Batterie nach Arendock aufbrechen, und am 26. über Deſtel und Mol an die

Reethe marſchiren ließ, um ſich mit dem Oberſten Milius zu verbinden. Der Herzog ſelbſt blieb noch bis zum 29. hinter der Donge.

So wacker ſich die Franzoſen vor Löwen geſchlagen hatten, ſo war doch ihr Rückzug über die Dyle wieder gänzlich einer Flucht ähnlich geworden. Dumouriez hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß er mit dieſen Reſten ſeines Heeres nichts mehr gegen die Oeſterreicher erwirken werde, und ſein Gewicht als Gegner mit jedem Tage abnähme; er eilte daher, ſeinem Plane gemäß, ſich ihnen zu erklären. Daher ſeine Anfrage um Waffenſtillſtand; daher das ſchnelle Uebereinkommen mit Mack. — Um nur einigermaßen den Schein der Widerſtandsfähigkeit zu erhalten, zog Dumouriez eine ſtarke Diviſion Artillerie, die geſammte Reiterei und 25 Linienbataillone Fußvolk, an 15,000 Mann, und eigentlich die ganze verläßliche Truppe am 24. bei Cortenberg als Vorhut zuſammen, während der Reſt des Heeres durch Brüſſel eilte. Am 24. Abends bezog dieſe Nachhut vor Brüſſel das Lager, die Rechte an St. Peters Woluwe, die Linke an Vilvorde gelehnt. Am 25. ging ſie durch Brüſſel nach Hall. Koburg rückte an demſelben Tage in Brüſſel ein und ließ das Heer rings um die Stadt Erholungsquartiere beziehen.

Von Hall war die franzöſiſche Gränze nicht ſchwierig mehr zu erreichen. Dumouriez beſchäftigte ſich daher jetzt hauptſächlich nur mit ſeinen entſendeten Abtheilungen. Er beſorgte eine Bewegung der Verbündeten aus dem Luxemburgiſchen gegen Givet oder Maubeuge, Plätze, die beide Verſtärkungen nach Namur gegeben hatten, und jetzt entblößt ſich befanden. Harville erhielt nun wirklich den Befehl, nachdem er die früher beſtimmten 2500 Mann in die Citadelle von Namur geworfen, die übrigen Truppen

ſeiner Diviſion in zwei Colonnen zu theilen, wovon General Vauchet die eine nach Givet führen, Harville mit der andern nach Charleroi und von da nach Mons gehen ſollte.

„Auf den Höhen von Nimy, vor letztgenannter Stadt, habe er ſich aufzuſtellen; er werde die Diviſion Neuilly dort finden, und folglich 10 bis 12,000 Mann ſtark ſeyn. In dieſer Stellung könne er Maubeuge, le Quesnoy, Condé und Valenciennes decken.“

Dieſer Befehl wurde auf die Meldung Harville's, daß er nicht auf 14 Tage Lebensmittel für 2500 Mann aufbringen könne, und entweder mit ſeiner Geſammtkraft Namur vertheidigen, oder dieſen Punkt verlaſſen müſſe, dahin geändert, daß es von der Beſetzung der Citadelle abkam. Namur ſollte aufgegeben werden und Harville unverzüglich den Rückmarſch antreten. Eben damals brach Latour von Huy gegen Namur auf. Dies beſchleunigte den Abmarſch Harville's. Er ließ Geſchütz und Munition zurück und eilte am 26. März nach Charleroi. Latour nahm nunmehr ruhig Beſitz von Stadt und Feſtung.

Am 26. war Dumouriez nach Enghien, am 27. nach Ath gegangen.

Am meiſten bekümmerten ihn noch Antwerpen und die in den holländiſchen Feſtungen zurückgelaſſenen Truppen. Sechs Bataillons ſtanden in Breda, 3 in Gertrudenburg. Sie waren als verloren zu achten; aber da ſie Lebensmittel auf 4 bis 5 Monate und hinlängliche Munition hatten, ſo konnten ſie immer den Preußen und Holländern eine Weile zu ſchaffen machen, und verſprachen daher bei den erwarteten Unterhandlungen zu gutem Preiſe abgelöst zu werden. — Mecheln war ſeit dem 24. in der Gewalt der Oeſterreicher unter dem Oberſten Milius. Es konnte daher nur noch Antwerpen

als Zwiſchenpoſten mit Holland benützt werden. Dumouriez warf den General Berneron mit 2000 Mann und mit Lebensmitteln auf 6 Monate in die Citadelle dieſes Platzes. Der General-Lieutenant Omorae, der zu Dünkirchen den Befehl führte, wurde gleichzeitig angewieſen, das verſchanzte Lager zwiſchen Dünkirchen und Bergues in Stand zu ſetzen, auf der Höhe von Mont Caſſel ein zweites zu entwerfen, und in Perſon nach Courtray zu gehen, um dort die gegen Holland verwendeten Truppen zu übernehmen. Dieſe Truppen ſollten Ruault und Maraſſe über Gent langſam in's Lager von Harlebeck vor Courtray führen, und die aus Mecheln gezogene Beſatzung ſich über Dendermonde mit demſelben im Marſche vereinigen.

Durch dieſe Anordnungen hoffte Dumouriez außerhalb den Gränzen Frankreichs ſich eine ſtarke Linie zu ziehen, die von Namur über Mons, Tournay, Courtray, Antwerpen und Breda bis Gertrudenburg ginge.

Er ſelbſt wollte ſeine Kräfte bei Tournay ſammeln, und konnte im Falle großer Ueberlegenheit ſeines Gegners in's Lager bei Maulde rücken. Brachten die erwarteten Unterhandlungen, was er wünſchte, ſo konnte ein ſolch feſter Beſitz nicht anders als gewichtig für ihn ſeyn; brachten ſie das Gewünſchte nicht, und ſollten ſogar die Feindſeligkeiten ſich wieder erneuern, ſo befanden ſich die Oeſterreicher in der Mitte eines Halbzirkels; ſie mußten die Enden angreifen, um mit Sicherheit weiter vorgehen zu können; dadurch würden ſie aber zu einem Belagerungskriege gezwungen, und Dumouriez gewann das Koſtbarſte — Zeit.

Die Verlaſſung von Namur beeinträchtigte ſchon dieſen Vertheidigungsplan. Aber eine größere Lücke in denſelben riß der Fall von Antwerpen.

Der Oberſt Milius, immer bewegt und zu dem Kühnſten aufgelegt, war am 25. März nach Berghem marſchirt, verjagte daraus die franzöſiſchen Poſten, zeigte ſich am 26. vor den Thoren von Antwerpen und forderte die Stadt auf. Zu dieſer Kühnheit berechtigte ihn der Zuſtand der Beſatzung.

Ein Theil der vormaligen Armee von Holland war bereits im Marſche auf Gent, nur 10,155 Mann lagen in der Stadt, die mit Vorräthen überfüllt war.

Das Abſenden derſelben, vielleicht zu wenig ruhig betrieben, hatte allgemeine Muthloſigkeit in der Truppe verbreitet, die ſich bei ihrer Entfernung von Frankreich und Dumouriez ſchon als ein Opfer anſah, und, durch die Erzählung übertriebener Gerüchte aufgeſchreckt, eben gegen alle Bande der Zucht und Ordnung zu wüthen anfing, — als Flüchtlinge aus Berghem die Nachricht von dem Anmarſche der Oeſterreicher brachten. Dieſer Schreckruf riß die Truppen gänzlich aus den Händen der Generale. Milius, in eben dieſem Augenblicke von einer überlegenen feindlichen Abtheilung in der Seite angegriffen, ging ihr mit dem Bajonette zu Leibe, nahm ihr 2 Kanonen und einige Gefangene, und trieb ſie auseinander. Dieſer Vorfall gab ſeinem Erſcheinen noch größern Nachdruck. Die Beſatzung blieb zu nichts fähig, als zur Uebergabe.

Maraſſe hielt einen Kriegsrath. Einſtimmig wurde beſchloſſen, Stadt und Citadelle gegen freien Abzug zu räumen. Milius gab das zu, und nahm am 28. von beiden Beſitz. Er fand darin 100 Kanonen. — Koburg ſtand an dieſem Tage noch zu Brüſſel, ſeine Vorhut zu Hall. Eine Streifabtheilung unter dem Oberſten Michalowich war in Dendermonde eingerückt. Die aus dem Luxemburgiſchen vormarſchirenden Truppen beſetzten

Dinaſt und Bouvigny. An allen dieſen Orten wurden theils Vorräthe an Lebensmitteln, theils Kanonen und Gewehre erbeutet, und Gefangene gemacht. Die Nachricht von der Einnahme Antwerpens bewog den Herzog von Braunſchweig, am 29. gegen Hoogſtraten und Breda vorzurücken, dieſen Platz ſowohl als Gertrudenburg auffordern zu laſſen, und dem Prinzen Koburg, der ihn nach Courtray wies, zu verſprechen, am 9. April dort einzutreffen.

In Ath angelangt, hatte Dumouriez den Triumph, zu Folge eines Befehls des Convents Miranda verhaften zu dürfen. Einigen anderen Offizieren, die des Ungehorſams angeklagt waren, geſchah daſſelbe. Aber ſein Geiſt war jetzt durch eine andere Erwartung beunruhigt, und erſt die Ankunft des Oberſten Mack im franzöſiſchen Hauptquartiere machte dieſen Tag zu einem der heiterſten für Dumouriez, der nicht wußte, wie viel er zu derſelben Zeit auf einem andern Punkte verlor. Mack kam, einer neuen Einladung zu Folge, die der franzöſiſche Oberfeldherr an ihn hatte ergehen laſſen. Dieſe Einladung war von einer geheimen Erklärung an den Prinzen Koburg begleitet, worin Dumouriez dieſen einen freien Blick in ſeine Pläne für die Zukunft thun ließ. „Er ſey bereit," dies theilte er mit, „allen Uebeln ein Ende zu machen, denen ſein unglückliches Vaterland Preis gegeben ſey. Er wolle den Convent aus einander jagen, die Verbrecher züchtigen, und einen conſtitutionellen König einſetzen."

Dieſe Eröffnung traf Koburg in einem Augenblicke, da er eben, neuerdings über die Unbeweglichkeit Braunſchweigs erzürnt, mit Zuziehung ſeiner Generale beſchloſſen hatte, keinen Schritt über Brüſſel hinauszurücken, bevor

er nicht Verſtärkung erhalten, oder Braunſchweig ſich mit ihm verbunden haben würde. Da der Prinz wohl nicht ganz genau von dem Zuſtande des franzöſiſchen Heeres unterrichtet war, und Dumouriez ihm beſonders in den letzten Tagen mit vieler Gewandtheit meiſt eine treffliche Haltung gezeigt hatte, ſo iſt dieſer Beſchluß deſſelben begreiflich; denn das öſterreichiſche Heer bei Brüſſel betrug, ſeiner vielen Entſendungen willen, nicht über 30,000 Mann, und hatte nur ungewiſſe und geringe Verſtärkungen zu erwarten. Man nahm das franzöſiſche der Zahl nach ſtärker an, und bedachte, daß eine Reihe feſter Plätze in ſeinem Rücken ihm Zuverſicht und neue Mittel geben würde. Dem Prinzen konnte daher auch die Gelegenheit zu weitern Verhandlungen nicht unwillkommen ſeyn.

Mack ſuchte den franzöſiſchen Oberfeldherrn in Ath auf. Nach den gewöhnlichen Bewillkommungsreden zog man ſich in ein abgelegenes Zimmer zurück.

Valence, Thovenot, Chartres und der Oberſt Montjoye folgten dahin. — Dumouriez erklärte in Gegenwart dieſer Offiziere, daß er nichts wärmer wünſche, als die Auflöſung des Convents, die Rettung der Königin und des Dauphins, und die Erhebung des Letztern zum conſtitutionellen König. Er ſey bereit, dieſen Wunſch ganz Frankreich kund zu geben, doch müſſe ihn Koburg vor der Hand ruhig in der Stellung hinter der Dender ſtehen laſſen, und ſpäterhin, wenn es nothwendig werden ſollte, auch unterſtützen.

Mack, dem franzöſiſchen Oberfeldherrn mißtrauend, entgegnete dieſem Begehren: daß Koburg in keine Unterhandlung eingehen werde, ſo lange noch ein Franzoſe in den Niederlanden ſtehe. Die Vorbedingung jedes weitern Verſtändniſſes ſey alſo die Räumung der Nieder-

lande, und der von den Franzoſen noch beſetzten Feſtungen in Holland.

Nach einigen Wechſelreden über die Kräfte, die man zum Angriff und zur Vertheidigung habe, ging Dumouriez dieſe ſchwere Vorbedingung ein. „Gut," ſagte er, „die Niederlande waren von jeher die Beute einer Schlacht; ich lieferte deren zwei und verlor ſie. Ich willige alſo in des Prinzen Begehren."

Nun erklärte Mack, daß Koburg nicht weiter als bis an die Gränze gehen, dort mit ruhigem Auge den Unternehmungen Dumouriez gegen Paris folgen, und ſich nicht früher in Bewegung ſetzen werde, als bis dieſer ihn zur Unterſtützung herbeirufe. Zur Verbindung des kaiſerlichen Hauptheeres mit den an der Maas ſtehenden Truppen werde jedoch, im Falle Dumouriez gegen Paris marſchire, die Uebergabe eines feſten Gränzplatzes auf franzöſiſchem Boden nothwendig. Man kam überein, daß dies Condé ſeyn ſollte, und verabredete außerdem, daß, im Falle des Nachrückens öſterreichiſcher Truppen zur Unterſtützung des franzöſiſchen Oberfeldherrn, alle übrigen im Bereiche dieſer Truppen liegenden franzöſiſchen Plätze zur Hälfte öſterreichiſche Beſatzung einnehmen würden.

Dumouriez theilte zum Beſchluß dem Oberſten Mack mit, daß er für ſeine Perſon am 28. nach Tournay, Neuilly nach Mons, Ruault mit der Armee von Holland nach Courtray zu marſchiren gedachten.

Die Bewegung nach Tournay geſchah am beſtimmten Tage.

Das franzöſiſche Heer bezog an der Schelde die Lager von Antoing und Maulde. — Bis Braine le Comte folgte die Vorhut der Oeſterreicher. Das erſte Treffen

kam nach Hall, das zweite blieb in Brüſſel. Die Unterſtützungen gingen nach Enghien. — Am 29. rückten die öſterreichiſche Vorhut nach Mons, das erſte Treffen nach Braine le Comte, das zweite nach Hall; Clerfait marſchirte nach Ath.

In Tournay, in der Nacht vom 29. auf den 30., erhielt Dumouriez die Nachricht von dem Verluſte von Antwerpen. Dieſer Umſtand beeinträchtigte ſein Vertheidigungs-Syſtem nicht wenig, aber es blieb bei dieſem Unfalle nicht; es entwickelten ſich vielmehr größere Unfälle aus dieſem einen. Kein Mann der Armee von Holland erſchien dort, wo das Heer geſammelt werden ſollte, nämlich zu Harlebeck. Die während des Angriffes auf Antwerpen ſchon im Marſche befindlichen Abtheilungen hatten auf die erſte Nachricht die Flucht nach Brügges und Dünkirchen ergriffen. Der Reſt mit Maraſſe fand die Straße nach Courtray nicht mehr frei, und zog ſich hinter die Dender. Gent war ſchon am 29. durch die Streifabtheilung des Oberſten Michalowich beſetzt worden, der dabei viele Schiffe mit Vorräthen nahm, und Gefangene machte.

Courtray, einer der wichtigſten Punkte, war alſo für die vorausgeſetzte Vertheidigungslinie verloren, und dadurch der linke Flügel entblößt. Ein anderer Unfall entblößte den rechten. Als die Diviſion Neuilly zu Mons ankam, um auf der Höhe von Nimy, wie ihr befohlen war, Stellung zu nehmen, kündigte das Fußvolk dem General den Gehorſam auf, plünderte die Magazine, zerſtreute ſich, und lief nach Hauſe. Nur die Reiterei hielt aus. Dumouriez legte ſie nach Condé. So ſah ſich Dumouriez von Tag zu Tag vertheidigungsloſer, und dem Verhältniſſe, dem er ſo ſehr bemüht war auszuweichen, näher gerückt, nämlich, nicht an der Spitze eines Heeres,

nicht in der Verfaſſung freier Wahl, ſondern gleichſam als Verlaſſener und Flüchtling die Verbindung mit den Oeſterreichern zu ſuchen; nicht ſie zu beſchenken durch ſeinen Entſchluß und Herr ſeines Willens vor ihnen aufzutreten, ſondern ihres Schutzes bedürftig, ſich damit beſchenken zu laſſen. Seine militäriſche Lage war auf das Höchſte verſchlimmert. Seine politiſche verlor eben jetzt den letzten Halt.

Am 29. verkündigt ihm ein Schreiben von ſieben zu Lille verſammelten Convents-Commiſſären, daß er angeklagt ſey, und fordert ihn vor die Schranken. — Dumouriez entſchuldigt ſich mit ſeiner Unentbehrlichkeit zu Tournay, und ladet ſie ein, dahin zu kommen. „Er wolle antworten," ſagt er, „und wenn die Sache nicht ſehr dringend ſey, ſo würde er in einigen Tagen mehr Zeit für Geſchäfte haben, die ihn allein angehen; übrigens würde er in keinem Falle Lille anders betreten, als umgeben von ſeinen Truppen, denn er habe die Feigen zu züchtigen, die ihre Fahne verließen, um jetzt die braven Vertheidiger des Vaterlandes mit Verläumdung zu beſudeln." — Nach dieſer Antwort hält er eine dritte Zuſammenkunft mit Mack, worin er ihn von dem eben Geſchehenen mit dem Bedeuten unterrichtet, er würde dieſe vermeintlichen Richter dem Prinzen Koburg überſchicken, und eheſtens an die Ausführung ſeines Umwälzungsplans gehen, für deſſen Gelingen ihm der Geiſt des Heeres bürge. Noch fordert er als vorläufige Bedingung das Verſprechen, daß keine fremde Macht unter keinem Vorwande, und zum Wenigſten die Ausgewanderten, ſich in die innere Geſtaltung Frankreichs miſchen werden; er fügt den Wunſch bei, daß im Falle des Mißglückens er ſowohl als jeder der ihm ergebenen

Generale, Offiziere und Soldaten in Oeſterreich eine Zufluchtsſtätte und den ihrem Range gebührenden Gehalt finden. Mack verſpricht das Eine, und verſichert auch das Zweite: „alle Franzoſen würden nach abgelegtem Eid der Treue in Reichsſold genommen werden.“ Dumouriez übergibt ihm nun für die Befehlshaber von Breda und Gertrudenburg den Befehl, dieſe Punkte gegen freien Abzug mit Waffen und Gepäck an die Verbündeten zu übergeben, bricht am 30. Morgens mit den um Antoing liegenden Truppen nach Mortagne auf, geht da über die Schelde, und bezieht zwiſchen ihr und der Scarpe das Lager von Bruille, das er mit jenem von Maulde durch drei Brücken verbinden läßt.

Miaczinsky mit 4000 Mann wird zur Verbindung mit Lille nach Orchies geſchickt, und in St. Amand das Hauptquartier genommen.

Nun ſtand das franzöſiſche Heer auf franzöſiſchem Boden. Das öſterreichiſche bezog Standquartiere zwiſchen Mons und Tournay.

Nach Mons verlegte Koburg ſein Hauptquartier; Tournay war am 31. durch Clerfait beſetzt worden. Latour erhielt Befehl, alle aus dem Luxemburgiſchen und Trier'ſchen an die Maas gerückten Truppen zurückzuſchicken, mit den ſeinigen aber zwiſchen Namur und Mons ſich aufzuſtellen und fortwährend an die Grenze ſtreifen zu laſſen.

Hohenlohe mußte die Vertheidigung der Strecke zwiſchen der Maas und Moſel mit Einſchluß Namurs, das man in wehrhaften Stand ſetzte, über ſich nehmen.

Am äußerſten rechten Flügel hatte Oberſt Michalowich am 31. in Brügges 12 Stück Feldgeſchütz, dann 13 Schiffe mit 70 Kanonen und anſehnliche Vorräthe aller Art auf-

gegriffen. Er wandte ſich nach Courtray. — Furnes, Oſtende, Nieuport, Ypern wurden von öſterreichiſchen Parteien des Oberſt Milius beſetzt. Die Vorpoſten deſſelben bewachten die vorliegende Grenze. — Die Strecke zwiſchen der Lys und Schelde ward dem Oberſten Michalowich, die von der Schelde bis Fontaine l'Eveque an der Swalme dem Oberſt-Lieutenant Fürſten Carl von Schwarzenberg übergeben, dort aber begannen die Poſten Latours.

Die Preußen, ſeit 1. April zu Antwerpen, erhielten von dem Prinzen Koburg Befehl, den Marſch über Gent gegen Brügges und Courtray fortzuſetzen. Den Engländern und Holländern ward gerathen, ſich bei Antwerpen, Lier und Mecheln zu ſammeln. — Breda und Gertruidenburg ging am 3. April über, und gleich darauf ſetzten ſich die Preußen, der oben angeführten Weiſung nach, in Marſch. Der General-Lieutenant Knobelsdorf führte ſie; denn Braunſchweig, zu ſtolz, unter Koburg zu ſtehen, ward krank, und verließ das Heer.

Die Verbündeten feierten durch Feſte aller Art die Wiedereroberung der Niederlande. Bei Todesſtrafe ward dem Heer verboten, die franzöſiſche Grenze zu überſchreiten. Koburg und ſeine Vertrauten harrten mit geſpannter Erwartung des erſten öffentlichen Schrittes, den Dumouriez zur Ausführung ſeines Plancs thun würde. Dieſer mußte nun an das Schwerſte und Entſcheidende; er mußte die Truppen zur offenbaren Erklärung für ihn und ſeine Sache bringen. Es verſteht ſich, daß ſie ſeit Längerem auf das Thätigſte bearbeitet wurden. Beſonders ſeit dem Tage von Neerwinden kam Dumouriez kaum mehr aus den Zelten und von den Lagerplätzen der Linien-Bataillone, oder von der äußerſten Spitze ſeiner Nachhut. Er ſprach mit dem gemeinen Manne wie mit

den Offizieren; er klagte über die erlittenen Unfälle, und ließ errathen, daß Niemand hievon die Schuld trage, als der gegen alle brave Vaterlands-Vertheidiger feindlich geſinnte Convent.

Er ſchien unter der Laſt des Undanks und der Parteiwuth zu erliegen, und dennoch nur das Vaterland und das Heer zu bedauern. — Bei der überaus ſchnellen Beförderung zu höheren Graden, welche damals Leute, die kaum einige Monate dienten, an die Spitze von Brigaden und Diviſionen ſetzte, gewann der Oberfeldherr leicht alle Ehrgeizigen, indem er ſie hoffen ließ, durch ihn einen ſchnellen Weg zu Ruhm und Glück zu machen.

Mit Gewandtheit wurden alle jacobiniſchen Blätter und ſonſtige Schriften, welche die Ehre des Heeres im Ganzen oder die einzelnen Glieder deſſelben angriffen, im Lager verbreitet. Alle dieſe Hülfen hatten in Kurzem die Stimmung hervorgebracht, welche Dumouriez wünſchte. Die Reiterei, die Linientruppen, die Artillerie ſchienen gewonnen und die einigen Nationalbataillons, über deren Meinung man noch nicht klar war, nicht mehr zu fürchten. Manche Regimenter waren ſchon ſo weit gegangen, daß ſie ſich durch Aeußerungen gegen die Regierung vergingen, und kaum mehr zurückkonnten. Die unter dem nöthigen Aufputze dem Heere mitgetheilte Nachricht, daß man den Oberfeldherrn vor Gericht fordere, und ihm das Urtheil ſprechen werde, ſollte als Hauptprobe über die Stimmung der Truppen dienen, und wirklich lief auch dieſe nach Wunſch ab, denn die meiſten Regimenter erklärten ohne Rückhalt, ſie würden ihren General gegen alle Verläumder und Uebelwollende vertheidigen; ſie würden ihn ſelbſt nach Paris bringen; ſein Schickſal ſey das ihre.

Schwieriger waren die höheren Offiziere zu gewinnen, diejenigen, welche ſchon auf Plätzen ſtanden, wo ſie Dumouriez entbehren zu können glaubten und ſelbſt auf die Führung von Heeren Anſpruch machten. — Bei dieſen ſchlugen die gewöhnlichen Mittel, ſie zu ſchriftlichen Klagen, Bitten und Erklärungen zu verleiten, die an ſich ſchon Hochverrath und Ketten werden konnten, nicht mehr an. Mit Miranda war das Haupthinderniß weggeräumt. Dampière, der fortwährend Briefwechſel mit den Häuptern der Jacobinerpartei unterhielt, mußte geduldet werden. Dumouriez hoffte ihn bis zum entſcheidenden Augenblicke einzuſchläfern. Chancel, Rozières, Kermorvon, Moreton, Stettenhofen und andere untergeordnete Generale, deren Geſinnungen ausgeſprochen für die Republik waren, ſchienen ihm wenig bedeutend, um gefährlich zu ſeyn, und konnten zur Zeit, wenn es galt, entfernt werden.

Eingeweiht in den ganzen Plan des Obergenerals waren Valence, Chartres, Thovenot und die Oberſten Montjoye, Nordmann und Devaux. Bis in den Tod ergeben glaubte er ſich Neuilly, Ruault, Berneron und den Polen Miarzinsky. Für ſeine Sache entſchieden hoffte er: Leveneur, Ferrand, Lamarlière, Bouille.

Einer großen Zahl von Offizieren aller Grade glaubte er ſich durch Wohlthaten verſichert zu haben. Das Heer ſchien ſein, und das Gelingen ſicher.

Von einem Mann, der ſolch Ungeheures unternimmt, als den offenen Kampf gegen die in ſeinem Vaterlande beſtehende Regierung, darf man billig fordern, daß er die Menſchen beſſer kenne, als Dumouriez. Die größte Zahl derſelben hängt am Beſitz; den Beſitz verbürgt nur das Geſetz; jede Auflehnung gegen dieſes macht ihn unſicher, und Hunderttauſende opfern ſchon allein deßwegen

ihre Wünſche für Vaterland und Menſchheit mit feiger Klugheit auf, ſobald der Augenblick des Handelns da iſt. Andere — und ihre Zahl iſt die größte — ſind nicht auf der Höhe, um für eine Idee Leben und Habe daran zu ſetzen, und wer ſie beſſer bezahlt, hat ſie. Noch Andere ſchreckt das Schaffot und ein geheimes Gefühl des Unrechtes, denn alles Beſtehende dünkt ihnen ein von Gott Eingeſetztes. Nicht Ueberzeugung, nicht Vortheil, nicht Begeiſterung, nicht perſönliche Neigung oder Dankbarkeit erlauben auf ein Heer zu zählen, ſobald man es, wenn auch nur ſcheinbar, gegen das Vaterland brauchen will. Man muß und kann es zur Empörung reißen, aber man führt es nicht dahin.

Dumouriez war außerdem über die Mittel nicht entſchieden genug.

Er wollte Gewalt brauchen — und wollte nicht. Er vergaß, daß wenn er ſein Vaterland wirklich zu retten glaubte durch ſeine Empörung, es jetzt ſchon zu ſpät war, die möglichen Opfer zu zählen. Halbe Maßregeln begraben deren jederzeit weit mehrere.

Es iſt Verbrechen, ein ſolches Spiel nur halb zu ſpielen, es iſt Unklugheit gegen einen Feind, der den Schein des Rechtes, der den Vortheil einer geregelten Staatsmaſchine, der alle Mittel, die öffentliche Meinung zu kaufen oder zu überreden, für ſich hat, und der, wenn er ſiegt, ſchonungslos hundert Guillotinen in Bewegung ſetzen, und von hundert ergebenen Tribunalen Todesurtheile ſprechen laſſen wird: es iſt Unklugheit gegen einen ſolchen Feind, den ſchonungsvollen, den leicht verträglichen, den weichen Gegner zu ſpielen.

Der Geiſt der Truppen hatte ſich zu Condé, zu Valenciennes und auch zu Lille ſehr heftig ausgeſprochen, und

die Convents-Commiſſäre, welche die Weigerung Dumouriez, nach Lille zu kommen, als Widerſpenſtigkeit anſahen, benützten ſolche Unruhen, um auf das Heer durch Strafe und Belohnung, durch Geldvertheilung oder Entziehung den möglichſten Einfluß zu nehmen. In allen Plätzen und Lagern verbreiteten ſich alſogleich ihre Beauftragten, mit Päcken von Aſſignaten wohl verſehen, und ein halb anerkanntes, halb verläugnetes Manifeſt erklärte ſchon am letzten Tage des Monats März den geſetzlichen Krieg gegen Dumouriez.

Dieſer, von allem unterrichtet, benützte ein an demſelben Tage geſchehenes Ereigniß zum eigentlichen Bruche. War es Spiel und von ihm ſelbſt eingeleitet, — oder verdiente es wirklich auf die Rechnung der Convents-Commiſſäre geſetzt zu werden, erlauben wir uns nicht zu entſcheiden. Für jenes ſpricht der ganze Hergang und die Wahrſcheinlichkeit, für dieſes die Verſicherung des Oberfeldherrn.*) — Gegen jenes möchte man den perſönlichen Charakter dieſes Mannes anführen; gegen dieſes die Unnothwendigkeit, das Ueberflüſſige einer ſolchen Maßregel in den Händen von Richtern, die ihn, ohne Gefahr zu laufen, mit dem Titel ſeiner Mörder belegt zu werden, auf dem bequemen Wege des Geſetzes aus der Welt ſchaffen konnten.

Genug, am 1. März verlangen ſechs Volontärs des dritten Bataillons von der Marne den Feldherrn zu ſprechen. Dieſer läßt ſie kommen. Sie treten vor ihn mit militäriſchem Anſtande und nehmen Gewehr bei Fuß. Die Hüte trugen ſie verkehrt, ſo, daß die größere Stülpe vorwärts ſah; darauf hatte jeder mit Kreide das

*) Mémoires II., 159.

Wort: „Republique" geſchrieben. Der General ſcheint auf dieſen ſonderbaren Aufzug nicht Acht zu haben, und erlaubt, daß ſie reden. Der Wortführer beginnt alſogleich zu erzählen: „wie er höre, daß der General das Vaterland verrathen wolle; daß er nicht daran glauben könne, daß aber der General kein Mittel habe, ſich von dieſem Verdachte zu reinigen, als vor die Schranken des Convents zu treten." Dumouriez läßt ihn bis zu Ende reden. Dann will er eine beſtimmte Antwort vermeiden, macht einige Seitenfragen, und ſpricht in allgemeinen Ausdrücken. Dieſe Aeußerungen werden vielmal unterbrochen. Der Stolz der Freiheit wandelt ſich in Ungebundenheit um. Die Soldaten kündigen ihm ohne Rückhalt an: „wenn er ſich weigere, dem Befehle des Convents zu gehorchen, ſo ſähen ſie die Beſchuldigung als erwieſen an, und Viele, worunter auch ſie ſich befänden, hätten ſich für dieſen Fall verſchworen, ihn umzubringen." — Dumouriez antwortet auf dieſes freimüthige Geſtändniß mit ruhigem Tone: „ihr Eifer führe ſie zu weit und mache ſie blind. Wenn ihnen wie ihm daran läge, das Vaterland bald möglichſt glücklich und frei zu ſehen, ſo müßten auch ſie erkennen, daß man nichts Zweckmäßigeres thun könne, als das Ungeheuer der Anarchie zu ſtürzen. Dieſes habe Frankreich in's Verderben gebracht, und die Republik werde ſich unter einer ſolchen Regierung ohne Zügel, ohne Gerechtigkeit, ohne Geſetze nicht erhalten." — Dieſer Verſuch des Oberfeldherrn, die Meinung der Soldaten umzuſtimmen, mißlingt. Das Geſpräch wird hitzig — ſie umringen den General — ſie bedrohen ihn — er ſcheint verloren, da ſpringt einer ſeiner Diener, Baptiſte, herbei, faßt den Vorderſten, ruft die Wache — die ſechs Soldaten werden entwaffnet; man dringt auf ihren Tod — Dumouriez begnadigt ſie, ſichert

ſie vor der Wuth der Seinigen — und ſchickt ſie bald darauf, da er keinen Ort hatte, ſie zu bewahren, an Clerfait.

Jetzt kommen von allen Regimentern Zuſchriften an den Oberfeldherrn. Sie erklären in den heftigſten Ausdrücken ihren Unwillen über dieſen Mordverſuch, verſichern ihre Anhänglichkeit und Treue, und ſprechen zum Theile den Wunſch aus, daß Dumouriez an ihrer Spitze nach Paris marſchiren, einen König einſetzen und die Conſtitution vom Jahre 1789 triumphiren machen ſolle. — Dieſe Adreſſen, von Gemeinen und Offizieren aller Grade unterzeichnet, geben die Truppen nunmehr, ſo meinte er, gänzlich in ſeine Hände. — Nun geht Dumouriez an die Ausführung ſeines Planes, der auf zwei Grundfeſten ruhen ſollte, beide erſt zu erwerben, und beider Erwerbung höchſt zweifelhaft. Er mußte ſich nämlich mehrerer Stützpunkte für ſeine militäriſchen Unternehmungen, wenn dieſe nothwendig werden ſollten, verſichern. Er beſchloß die Wegnahme von drei feſten Plätzen. Jetzt konnte man ihn noch als Verbrecher vor die Schranken fordern; hatte er drei feſte Plätze im Beſitz, ſo war er ein Feind, mit dem man zum Wenigſten unterhandeln mußte. — Um aber für ſeine Sache ſchnell in ganz Frankreich Anhänger zu erwerben, um ihr eine beſtimmte Anſicht zu geben, um die feindlich gegen Frankreich ſtehenden Mächte für ſich zu gewinnen, um endlich von ſich den Vorwurf abzuwälzen, als habe ſeine Empörung den Tod der im Tempel eingekerkerten Glieder der königlichen Familie der Bourbons beſchleunigt oder veranlaßt, ward der Plan entworfen, dieſe zu entführen und als Pfand und Palladium bei ſich zu behalten. Dies war die zweite Grundlage des ganzen

Unternehmens. Die Art der Ausführung gränzt beinahe an das Abenteuerliche, und ſcheint die ſchwächſte Seite im ganzen Entwurfe der Empörung zu ſeyn.

Sobald man ſich nämlich dreier feſten Plätze heimlich verſichert haben würde, ſollten die Oberſten Montjoye und Nordmann, der Erſte ein Adjutant Dumouriez, der Andere der Führer des Huſaren-Regiments Berchény, mit 300 Huſaren unter dem Vorwande, die entwichenen Soldaten aufzufangen und zurückzutreiben, gleichſam als Streif-Abtheilung bis in den Wald von Bondy ſich verlieren, dort ſich verborgen halten, plötzlich mit der halben Mannſchaft auf dem Boulevard du Temple erſcheinen, die Wache überwältigen, die vier königlichen Perſonen zu Pferde mit ſich nehmen, in eine im Walde bereit gehaltene Kutſche bringen, damit nach dem Pont St. Marence jagen, — dort müßte die andere Hälfte der Truppen zur Aufnahme bereit ſeyn, und nun ginge der Zug zurück nach den Niederlanden.

Die Schwierigkeit, die Unwahrſcheinlichkeit des Gelingens dieſer Entführung ſchwebte dem Oberfeldherrn vor und machte ihn ſchwankend und unentſchieden.

Er fühlte die Nothwendigkeit einer Verſchwörung zu Paris, aber er hatte nicht den Muth, ſie einzuleiten; die mißlungenen Verſuche der Ausgewanderten ſchreckten ihn. Noch hoffte er durch bedeutende Geiſeln das Leben jener Glieder des königlichen Hauſes zu ſichern. Dieſe Geiſeln meinte er in den drei Plätzen zu finden, die er ſich anzueignen gedachte, nämlich in Lille, in Valenciennes, in Tournay.

Er erließ in der Nacht zum 1. April an Miaczinsky, der ſich zu Orchies befand, den Auftrag, alſogleich nach Lille aufzubrechen, in die Stadt zu dringen, die Com-

miſſäre des Convents und die bedeutendſten Klubbiſten in Verhaft zu nehmen, dann nach Douay zu marſchiren, daraus den General Moreton zu verjagen, dort, ſo wie zu Lille, das Verlangen des ganzen Heeres nach einer Conſtitution bekannt zu machen, und ſich endlich über Cambray nach Peronne zu begeben, wo er Stellung nehmen ſolle.

An General Ferrand, der den Befehl in Valenciennes führte, erging die Weiſung, das Verlangen des Heeres auch dort kund zu geben, und ſich der Convents-Commiſſäre, welche ſich in dieſem Platze befanden, zu verſichern. Hiezu ward ihm der Groß-Profoß der Armee, Ecuyer genannt, geſendet, der ſich von Dumouriez als eine Gnade das Geſchäft der Verhaftnehmung dieſer Commiſſäre erbat. Dumouriez, auf den Geiſt ſeiner ihn umgebenden Truppe vertrauend, war der Meinung, daß in allen dieſen Plätzen die gewaffnete Macht ohne Bedenken für ihn ſey. In dieſem Glauben handelte auch der feurige Miaczinsky. Vorſicht ſchien ihm Mangel an Eifer. Er ſprach von ſeinem Auftrage, kaum daß er ihn erhielt, zu aller Welt.

Es ſchien ihm ganz natürlich, daß in ſeiner ganzen Diviſion kein Mann ſich weigere, die beſtehende Regierung zu verrathen. Es ſchien ihm aber unmöglich, daß auch nur ein Einziger zum Verräther an dem Manne werden könne, der eine neue einſetzen wollte. Das iſt die Blindheit des unbedachten Eifers! — Unter den Offizieren, die Miaczinsky in ſein engſtes Vertrauen zog, war auch jener bekannte Mulatte St. George, Oberſt eines Huſaren-Regiments. Dieſer verrieth ihn, und trieb die Verſtellung ſo weit, daß er den General ſogar überredete, mit ihm und einem geringen Gefolge nach Lille vorauszueilen. Kaum hatten ſie die Stadt betreten, als St. George der Wache am Thor ein Zeichen gab; das Thor wurde ge-

ſchloſſen, Miaczinsky umringt und mit all' den Seinen gefangen. Man brachte ihn bald darauf nach Paris, wo er auf dem Schaffot das Leben endigte. Die Diviſion, welche dem General auf dem Fuße folgte, ſah ſich abgewieſen, bedroht vor den Thoren; ſie lagerte ſich auf dem Glacis der Feſtung, und ſandte einen Eilboten an Dumouriez.

Dieſer, nicht wenig überraſcht durch ſolche unerwartete Botſchaft, übertrug den Befehl dieſer Diviſion einem ſeiner vertrauteſten Offiziere, dem Oberſten Philipp de Vaux. Er ſollte die Truppen nach Douay oder zurück nach Orchies führen. De Vaux war ein Niederländer, vormals in kaiſerlichen Dienſten, die er aber während der Unruhen in ſeinem Vaterlande, wobei er Volkspartei nahm, aufgab; ein Mann nicht ohne Geiſt und Gemüth, in Dumouriez ſeinen Wohlthäter und Freund verehrend, von dieſem wieder als ein Offizier, der die Anlagen hatte, einſtens ein Heer ruhmvoll zu befehligen, geachtet; aber zu ſtolz, um die Menſchen kennen zu lernen, zu furchtlos, um Hinterhalte zu befürchten, zu unerfahren, um denjenigen, die er für beſſer hielt, Gemeines oder Schlechtes zuzutrauen.

Mit ſolchem Charakter mußte auch dieſer ein Opfer der Hinterliſt werden, ſobald ſich ein Verräther fand. Dies geſchah. Einer der ihn begleitenden Offiziere verrieth ihn — de Vaux fiel in Feindes Hand, und theilte unerſchrocken, wie er gelebt hatte, bald darauf Miaczinsky's Schickſal.

So ſcheiterte die Unternehmung auf Lille, und als Folge hievon unterblieb jene auf Douay. Der dritte Punkt war Valenciennes. Hier ſchien die Lage günſtiger für Dumouriez, denn er rechnete den Befehlshaber in dieſem Platze, den General Ferrand,

den er zu ſeinem dermaligen Range emporgehoben hatte, von dem er alſo Dankbarkeit erwartete, zu den Anhängern ſeiner Sache. — Wie ſchmerzlich war das Erſtaunen des Oberfeldherrn, als er ſich auch hier getäuſcht ſah. Der Großprofoß Ecuyer, der ſich ſeither ſo eifrig im Dienſte Dumouriez erwieſen hatte, war kaum zu Valenciennes angelangt, als er mit den Convents-Commiſſären, in deren Vertrauen er ſeit Langem ſtand, ſich vereinigte, um den General Ferrand durch Ueberredung oder Gewalt von Dumouriez abzuwenden, — es bedurfte hiezu nur der erſteren. Der gemeinſchaftlichen Mühe dieſer Männer gelang es bald, den Geiſt der Beſatzung und auch jenen der Truppen umzuſtimmen, welche Dumouriez dahin in Marſch geſetzt hatte.

Schon am 2. April war Dumouriez in der vollen Kenntniß dieſer Unfälle. Schnell mußte ihnen abgeholfen werden, denn das Heer lag an Verpflegung auf. Dumouriez ſtand in der Wahl, ſich eines feſten Platzes bemächtigen zu müſſen, um ſie zu decken, oder ſeine Truppen zu den Oeſterreichern hinüberzuführen. Der letzte Entſchluß war bei der damaligen geringen Vorbereitung noch ein verzweifelter, der erſte dagegen ſchon völlig unausführbar, denn wie ſollte man ohne Belagerungsgeſchütz (dieſes hatte man unglücklicherweiſe während des Rückzugs nach Lille geſendet) einen Angriff ausführen? Aber eine Belagerung war aus anderer Rückſicht unräthlich. Dumouriez durfte ſeine Soldaten nicht zur Beſinnung kommen laſſen; überlegten ſie einmal, ſo gewannen Zweifel und Umtriebe Wurzel, und er war verloren.

Thovenot hatte ihm am 30. März gerathen, ſein Hauptquartier nach Condé zu verlegen. Dumouriez verwarf jedoch dieſen Vorſchlag, und hatte wenige Tage darauf

Grund, ſeine Weigerung zu beklagen. Jetzt, wo Valenciennes, Lille, Douay nicht gewonnen waren, nicht gewonnen werden konnten, kam Condé als der nächſte Platz an die Reihe. Hätte Dumouriez ſich darin befunden, ſo war wahrſcheinlich, daß ſeine Gegenwart zugereicht haben würde, dieſe Feſtung ſich als Waffenplatz zu erhalten.

Statt ſeiner hatten ſich Abgeordnete des Convents dahin begeben, denen es durch Umlaufſchreiben, Verſprechungen, Drohungen, Aſſignaten und Jacobiner in Kurzem gelang, das 6. Linien-Regiment und eine Compagnie der Nationalgarde von Verſailles dergeſtalt gegen ihren Oberfeldherrn aufzuregen, daß Neuilly, der den Befehl in der Feſtung führte, nicht mehr Herr derſelben war, und Dumouriez jetzt nicht ohne Lebensgefahr ſich in den Platz wagen konnte; alſo auch dieſer ging für ihn verloren.

So war jeder Verſuch, ſich durch feſte Plätze militäriſch und politiſch zu begründen, geſcheitert.

Alle Hoffnung ruhte nur noch auf den im Lager zu Maulde verſammelten Truppen. Um ſeine Lage auf das Schlimmſte zu bringen, mußte Dumouriez gerade jetzt (1. April) die Erfahrung machen, wie unklug es iſt, auf Dankbarkeit zu bauen.

Leveneur, dem Range nach einer ſeiner höchſten Generale, reichte das Geſuch um Entlaſſung ein. Dumouriez hatte im vorigen Jahre das Henkerbeil aufgehalten, das ſchon gezückt war, dieſen Mann zu treffen; er hatte ihm die Anſtellung, die er ſeither bekleidete, verſchafft; jetzt trachtete Leveneur, zeitig genug in Paris zu ſeyn, um entweder Dumouriez Nachfolger im Oberbefehle, oder deſſen Gegner zu werden. Dieſer errieth ſeine Wünſche,

und gab ihm die Entlaſſung. — Ein anderer General, Stettenhofer, den Dumouriez aus nichts emporgehoben hatte, that daſſelbe Anſuchen; auch er erhielt die Entlaſſung. — Dieſe Generale traten zum wenigſten ab, und ihre Wirkung auf die Truppen war dadurch gelähmt. Dampière aber, der mit ſeiner Diviſion in le Quesnoy ſtand, Chancel, der zu Fresnes, nahe bei Condé, lagerte, Rozières und Kermorvon, welche die Belgier im Lager von Bruille anführten, unterhandelten früher geheim, jetzt aber offen mit den Convents-Commiſſären, und ihr Abfall von Dumouriez mußte um ſo mehr entſcheidenden Einfluß auf die Truppen haben, als ſie fortwährend als Freunde deſſelben gegolten hatten.

Nun aber bequemten ſich die zu Lille befindlichen Convents-Commiſſäre zu einem Entſchluſſe, der von der Ausbreitung ihres ſchon gewonnenen Einfluſſes den ſicherſten Beweis gab, der aber dennoch Dumouriez Lage plötzlich eine günſtige Wendung bereiten konnte. Am 2. April, des Morgens, erhielt der Oberfeldherr von einem Capitän, der zwiſchen Lille und Douay aufgeſtellt war, um von Paris kommende oder dahin gehende Couriere aufzufangen, die Meldung, der Kriegsminiſter Beurnonville ſey nach Lille gegangen und habe ſich geäußert: er eile, ſeinen Freund Dumouriez zu beſuchen.

Wirklich hatte der Kriegsminiſter dieſe Abſicht, denn er hatte den Befehl des Convents, ſich des Oberfeldherrn zu verſichern, in der Taſche. Die Commiſſäre Camus, Lamarque, Bancal und Quinette waren beſtimmt, ihn zu begleiten.

Zwiſchen Beurnonville und Dumouriez beſtanden ſeit langer Zeit ſehr freundſchaftliche Verhältniſſe. Offenbar hatte Jener dem unangenehmen Geſchäfte dieſer Reiſe ſich

nur darum ſelbſt unterzogen, um ſeinen Freund wo möglich zu retten. Obwohl ſchon zu viel geſchehen war, um ihn ſchuldlos erſcheinen zu machen, ſo hoffte Beurnonville, ihn noch zu rechter Zeit aufzuhalten, um ihm das Leben in ſtiller Zurückgezogenheit zu ſichern.

Dieſe Probe der Feſtigkeit ſeines Vorhabens war allerdings für Dumouriez die ſchwerſte. Sie wurde es jetzt um ſo mehr, da ſein Spiel bereits ſehr ſchlimm ſtand, ja zum Vornhinein verloren ſchien. Dumouriez befand ſich während des Tages in einem Zuſtande großer Spannung. Er errieth ſeines Freundes Abſicht, aber er bedachte, was der Miniſter ſchon erfahren haben konnte, was man jenem zu Lille erzählen, was man von dieſem fordern würde.

Um 4 Uhr Nachmittags kam ein Courier — bald darauf ein zweiter. Beide, von Dumouriez mit Angſt und Sehnſucht erwartet, verkündigten des Miniſters Kommen; der zweite ſetzte die noch unbekannte Nachricht bei, daß ihn die Convents-Commiſſäre begleiten. Auf den Geſichtern dieſer Offiziere fand das Geſchäft derſelben ſeine Verkündigung; ſie traten ſcheu, verſtört vor den General hin, deſſen Befehle ſie ſeither gewöhnt waren in Schlacht und Tod zu folgen, und der ihnen nun als Verräther geſchildert worden war.

Den Offizieren aus Dumouriez Umgebung erklärten ſie frei: „der Oberfeldherr ſey verloren, man wolle ihn mit Gewalt nach Paris führen, aber er werde nicht einmal bis dahin kommen, nicht einmal durch die Hand des Gerichtes fallen, denn überall wüthe das Volk gegen ihn, und Mörder warteten ſeiner zu ganzen Haufen zwiſchen Lille und Paris.“

Noch geben die beiden Offiziere ihren Kameraden dieſe traurige Mittheilung — ſo geht die Thüre auf — Beur-

nonville mit den vier Commiſſären tritt ein. — Alles verſtummt unter dem Drange von Erwartung und Empfindung. — Der Miniſter umarmt wortlos den Obergeneral — wendet ſich dann und ſagt, indem er auf die Commiſſäre deutet: „Dieſe Herren, Bürger, bringen Euch ein Decret des Convents.“ Keiner dieſer Commiſſäre ſpricht ein Wort: — ihre Haltung, ihre Miene laſſen den Inhalt des Decrets errathen. Die Augen aller Offiziere, die das Zimmer füllen, heften ſich mit Verachtung auf ſie; die bekämpfte Wuth iſt bei den meiſten kaum zurückzuhalten. Ein Blick des Oberfeldherrn gebietet Mäßigung; dann tritt er, um das Geſpräch anzuknüpfen, mit heiterer Ruhe ein paar Schritte den Commiſſärn entgegen. Camus nimmt das Wort; er bittet den General mit unſicherer Stimme, ſie und den Miniſter in ein Nebenzimmer zu begleiten, um dort den Inhalt des Decrets zu vernehmen. — Dumouriez antwortet: „ſeine Handlungen ſeyen immer offen geweſen; ein Befehl, von 600 Perſonen gegeben, könne eben ſo wenig ein Geheimniß ſeyn; er wünſche daher, daß ſeine Waffengefährten Zeugen von dem ſeyen, was in dieſer Stunde vorgehe.“ Da aber auch Beurnonville das Verlangen des Commiſſärs theilt, ſo weicht Dumouriez demſelben. Der Miniſter, der Oberfeldherr, die Commiſſäre treten in das nächſte Zimmer. Der letzte derſelben iſt im Begriff, die Thüre zu ſchließen; Valence nimmt ſie ihm aus der Hand, folgt in das Zimmer und läßt ſie weit hinter ſich geöffnet; die Offiziere erklären einſtimmig, daß ſie nicht geſchloſſen werden dürfe. — Nun überreicht Camus dem Oberfeldherrn das Decret des Convents.

Dieſer lieſt es mit erzwungener Kälte durch, und gibt es dem Commiſſär mit der Aeußerung zurück: „er nehme

ſich zwar nicht heraus, die Entſcheidung des National-Convents zu tadeln, aber er halte ſie nicht für zeitgemäß; das Heer ſey unzufrieden, halb aufgelöst, es werde ſich ganz auflöſen, ſollte er in dieſem Augenblicke den Oberbefehl niederlegen. Klugheit rathe, die Ausführung des Decrets ſo lange zu verſchieben, bis das Heer wieder geordnet ſey; dann wolle er Rechenſchaft von ſeinem Benehmen geben, dann würde man auch urtheilen können, ob die Umſtände noch verlangen oder erlauben, daß er ſich nach Paris begebe. Er ſehe übrigens aus dem Decrete, daß die Commiſſäre Vollmacht hätten, im Falle er dem Convente Gehorſam verſage, ihn ſeines Amtes zu entſetzen, und ihm einen Nachfolger zu ernennen. Ein Auftrag ſo gefährlicher und ſtrenger Natur ſetze voraus, daß der Convent eben ſo wohl auf die Klugheit als auf die Feſtigkeit ſeiner Commiſſäre baue."

„Er verweigere nicht geradezu Gehorſam, er begehre nur Aufſchub. Sie befänden ſich jetzt an Ort und Stelle, und würden urtheilen, was zu thun, und ob ſeine Entſetzung auszuſprechen räthlich ſey oder nicht. Er wolle ihnen übrigens ihren Dienſt erleichtern, und begehre, was er ſo oft in dieſen drei Monaten begehrt habe, ſeine Entlaſſung."

Auf dieſe halbe Aeußerung erklärte ihm Camus: „es läge außer ihrer Vollmacht, ſeine Entlaſſung anzunehmen." Er ſchloß mit der Frage: „und wenn Ihr ſie gegeben hättet, was würdet Ihr dann thun?" — „Was ich eben für zweckmäßig fände," antwortete Dumouriez, „auf keinen Fall aber ginge ich nach Paris, um dort von der Tollheit entehrt und von einem Revolutions-Tribunal verurtheilt zu werden."

„Ihr erkennt alſo dieſes Tribunal nicht an?"

„Ich erkenne es für ein Tribunal voll Blut und Verbrechen, und ſo lange ich ein Stück Eiſen in meiner Hand halte, unterwerfe ich mich ihm nicht. Ja, ich erkläre Euch, ſtände in meiner Macht, es aufzuheben, es geſchähe; denn dieſes Tribunal iſt die Schmach der freien Nation."

Dieſe Worte, mit Heftigkeit geſprochen und durch den lauten Beifall aller Offiziere begleitet, bewogen die Commiſſäre, die ihre Lage bedachten, einen nachgiebigen Ton anzuſtimmen.

Alle verſicherten, Dumouriez habe nichts mit dem Revolutions-Tribunale zu ſchaffen; vor die Schranken des Conv..ts ſey er gerufen, dieſer aber führe nichts Blutiges gegen ihn im Schilde; man achte, man liebe ihn; ſeine Gegenwart werde die Verläumder zu Schanden machen; ſeine Abweſenheit von dem Heere von kurzer Dauer ſeyn; ſie, die Commiſſäre und der Kriegsminiſter, würden einſtweilen im Lager bleiben.

Quinette trug ſich ſogar an, den Obergeneral zu begleiten; er wolle ihn decken mit ſeinem Körper, ſagte er, er werde ihn unverſehrt zurück bringen. Bancal forderte ihn bei ſeiner Liebe zum Vaterlande, bei allen Beiſpielen großer Römer und Griechen zum Gehorſam auf.

Dumouriez antwortete auf dieſe Verſicherungen und Vorſtellungen mit Offenheit und Schärfe.

„Man entwürdige die römiſche Republik," ſagte er, „wenn man ſie mit dem anarchiſchen Frankreich vergleiche, und Verbrechen unſerer Tage durch die Tugenden jener Zeit rechtfertigen wolle. Er habe oft ſchon die Rolle des Decius geſpielt, aber er werde jene des Curtius nicht ſpielen. — Alles beſchränke ſich darauf, daß man

ſeinen Kopf wolle, und er ſey nicht geſonnen, ihn herzugeben."

„Marat herrſche im Convent; der Wille der Beſſern aus dieſer Verſammlung werde ihn nicht vor dieſem Ungeheuer und deſſen Anhängern retten. Vermöchte er ſeinen Stolz ſo weit zu überwinden, vor ſolchen Richtern zu erſcheinen, ſo würde ſein Gleichmuth ſelbſt ſeine Verdammung beſchleunigen."

Die Commiſſäre hatten nun den Zweck dieſer Unterredung erreicht, ſie wußten, woran ſie mit Dumouriez waren. Aber ſie wußten nicht, wie ſie dieſes gefährliche Spiel beendigen ſollten, und begannen die Unvorſichtigkeit, es unter ſo ungünſtigen Verhältniſſen für ihre perſönliche Sicherheit unternommen zu haben, drückend zu fühlen. Der Kühnſte unter ihnen, Camus, ſtellte dem Oberfeldherrn nochmals die einfache Frage: „ob er dem Decret gehorchen wolle oder nicht?" Dumouriez wiederholte ſeine früheren Antworten, machte die drohende Bitte an ſie, nicht das Aeußerſte herauszufordern, und rieth ihnen, nach Valenciennes zu gehen, von dort das Geſchehene dem Convente zu berichten, und auf Aufſchub der Ausführung des Decrets anzutragen.

Hätten ſie dieſem Rathe beigeſtimmt, ſo wäre Dumouriez (ſo ſagt er in ſeinen Memoiren) unklug genug geweſen, ſie gehen zu laſſen. Denn es war ihm, Beurnonville's willen, unangenehm, Gewalt zu üben; auch mag ihn das Gefühl beängſtigt haben, daß, was bis jetzt geſchehen war, doch noch vergeben werden konnte; aber Gewalt, gegen die Bevollmächtigten des Convents geübt, brach alle Bande, konnte nicht mehr verziehen werden, brachte das Schaffot, wenn es den Sieg nicht brachte.

„Denkt," rief Bancal aus, „daß Euer Ungehorſam die Republik ſtürzen wird." — „Die Republik hängt nicht

an einem Manne," antwortete der General. „Hat nicht Cambon so auf eurer Tribune, von lautem Beifall belohnt, gesprochen? Ich erkläre übrigens, uns gebührt der Name Republikaner nicht! Frankreich ist keine Republik; es liegt dies Reich in völliger Anarchie. Ich kann nicht die Absicht haben, den Ausspruch eines Richters zu vermeiden. Mein Ehrenwort gebe ich — und Soldaten pflegen dies zu halten — daß ich mich auf das Genaueste rechtfertigen werde, sobald wir eine Regierung und Gesetze haben. Ich werde dann selbst Untersuchung verlangen, ich werde mich dem Richterspruche unterwerfen; dies jetzt zu thun wäre Tollheit."

Nun begehrten die Commissäre eine Stunde Zeit zur Ueberlegung, und verschlossen sich in ein abgesondertes Zimmer; Dumouriez aber trat mit Beurnonville und Valence unter seine Offiziere.

Mehrmals hatte Dumouriez den Minister während dieser Unterredung, die an zwei Stunden dauerte, gefragt: „was würdet Ihr an meiner Stelle thun?" und jederzeit hatte dieser nur die eine Antwort auf diese Frage gehabt: „Ich habe keinen Rath Euch zu geben, Bürger: Ihr wißt, was Ihr zu thun habt." — Dumouriez, gekränkt durch diese ausweichende Antwort bei einer Gelegenheit, wo er des Freundes Verwendung, wenn er sie auch nicht benützen wollte, noch bedurfte, doch erwartete, — Dumouriez, viel getäuscht in diesen Tagen, warf auch Beurnonville in die Classe derer, die jede Empfindung ihrem Amte abbitten und, Knechte der Verhältnisse, diesen selbst ihre Ueberzeugung zum Opfer bringen. In diesem Augenblicke war Beurnonville's Schicksal bei Dumouriez beschlossen. Aber noch sagte er: „bleibt bei mir und führt die Vorhut wieder, die Ihr einst geführt." —

„Nein," antwortete der Miniſter, „ich weiß, daß ich fallen werde, aber ich will auf meinem Poſten fallen. Die Lage, in der ich jetzt Euch finde, zerreißt mein Herz. Ich ſehe Euch entſchloſſen, das Letzte, Verzweifelte zu wagen. Laßt mich das Schickſal der Commiſſäre theilen." — „Das ſollt Ihr," antwortete Dumouriez, „und ich glaube, ich leiſte Euch und ihnen einen Dienſt damit." Nach dieſen Worten wandte er ſich zu ſeinen Offizieren, die ihm die Verſicherung gaben, ſie würden gegen ihn ſelbſt Gewalt gebraucht haben, hätte er beigeſtimmt, nach Paris zu gehen.

Alle Leidenſchaften waren rege in dieſer Verſammlung, und Alles harrte mit Unmuth der Commiſſäre. Die Straße, gedrängt voll, ertönte von den Ausbrüchen von Liebe, Haß und Wuth. Das Regiment Berchenp Huſaren ſtand vor dem Hauſe aufmarſchirt. Dem Oberſten Nordmann ließ Dumouriez die Worte ſagen: „er ſolle 30 Mann mit einem Offizier bereit halten, um auf den erſten Wink zu thun, was ihm befohlen würde."

Eine Stunde war vergangen, da traten die Commiſſäre wieder in den Saal. Man ſchließt in unruhiger Ordnung einen Halbkreis um den Oberfeldherrn, darauf ſchweigt alles. Camus, mit einem Tone, in den er das Gewicht ſeines Amtes zu legen ſtrebt, fragt: „Bürger-General! wollt Ihr gehorchen den Befehlen des Convents und Euch nach Paris verfügen?"

„Nein, jetzt nicht."

„Nun denn, ſo erkläre ich Euch entſetzt Eures Amtes. Ihr ſeyd nicht mehr General; ich befehle, daß Niemand Euch gehorche, daß man ſich Eurer bemächtige. Ich gebe, das Siegel auf Eure Papiere zu legen."

Staunen hielt jede Zunge gefeſſelt. Endlich begann ein Murren der Verachtung, das ſchnell errathen ließ, der Schlag ſey verfehlt und Niemand zittere vor dem Popanz des Geſetzes.

„Nennt mir die Namen dieſer Leute hier," ſagte Camus halb aufgebracht, halb verlegen.

„Sie werden ſelber ſich Euch nennen."

„Das währt zu lange. Laßt mir Eure Papiere geben."

Der Unmuth wächst und findet bereits drohende Stimmen.

Dumouriez weiſet dieſe zur Stille. Dann ruft er einem ſeiner Offiziere auf deutſch die Worte zu: „laßt die Huſaren kommen." Kaum iſt dies geſchehen, ſo treten die Huſaren ein.

„Verhaftet dieſe Menſchen," ſagte der General, indem er auf die Commiſſäre deutete, „doch ſchonet ihrer; ich will, daß ihnen kein Leid geſchehe. Auch dieſen hier verhaftet! (er zeigte auf Beurnonville) doch mag er ſeinen Degen behalten." — „Dumouriez, Ihr ſtürzt die Republik!" rief Camus aus. — „Vielmehr Ihr, wahnſinniger Alter!" antwortete der Feldherr.

Sie wurden abgeführt, zunächſt in ein Seitenzimmer, wo man Speiſe und Trank für ſie bereit hielt, dann nach Tournay. Eine Schwadron Bercheny begleitete die Wagen. Ein Brief an Clerfait bat dieſen, die Gefangenen zu bewahren; „ſie ſeyen Geiſeln für Verbrechen, die man ſich in Paris erlauben dürfte."

Kaum war dieſer Gewaltſtreich geführt, ſo eilte Montjoye zu Mack, um die Mittel in Bewegung zu ſetzen, den Folgen davon zu begegnen.

Valence wurde nach Brüſſel geſchickt, um einem Miniſter-Congreſſe nahe zu ſeyn, der um dieſe Zeit zu

Antwerpen gehalten werden ſollte; Dumouriez entwarf noch in der Nacht einen Tagsbefehl an die Truppen und einen Aufruf an die Nation, worin er die Vorgänge erzählte und die Gründe auseinander ſetzte, warum er ſich der Commiſſäre und des Kriegsminiſters, den er der kleinlichen Abſicht zeihte, ihn um des Oberbefehls wegen beneidet zu haben, bemächtigen mußte. Er ſchob die Anſicht vor, dieſe Herren ſeyen nicht ſowohl Gefangene als Bürgen für das Betragen der Jacobiner, und er habe ſie den Oeſterreichern nur darum zuſenden müſſen, weil er zu ihrer ſichern Verwahrung keinen geeigneten Ort gefunden hätte. Er beſchuldigte den Convent, die Urſache aller Verbrechen und alles Unglücks, welche das Vaterland beſudeln, zu ſeyn; er erklärte, nach Paris gehen, die Tyrannen ſtrafen und dann in ſtiller Zurückgezogenheit des Glückes ſeiner Mitbürger ſich freuen zu wollen. Sonderbar, daß er in dieſem Aufrufe, den er nur geſtützt auf die Verbündeten laut machen konnte, die Verbrecher, die er zu ſtrafen eilen wollte, eben durch das Gold dieſer Verbündeten beſtochen und wiſſentlich am Untergange des Vaterlandes arbeitend erklärte.

Dumouriez konnte den Tag kaum mehr erwarten, um in das Lager zu eilen, und die dort verſammelten Truppen, nun ſeine einzige Stütze, in ihrer Geſinnung zu befeſtigen und zu ſtärken.

Sie empfingen ihn mit lautem Lebehoch; nur einige National-Bataillone ſchwiegen, als er an der Lagerfronte hinabritt und zu jedem Regiment ſprach. — Dann ging er nach St. Amand, wo das Artilleriecorps lag, und wurde auch hier mit Beifall angehört. Aber er war in Kenntniß, daß dieſe Truppe viel durch geheime Umtriebe ſelbſt zweier ihrer höhern Offiziere bearbeitet worden ſey.

Er blieb daher, um ſie durch Vertrauen zu überwinden, die Nacht zum 4. April in dieſem Orte.

Hier brachte ihm Montjoye Bericht: Koburg wolle ſelbſt eine Zuſammenkunft mit dem Obergeneral halten, der Erzherzog Karl und der Oberſt Mack würde ihr beiwohnen. Der Ort ſey: zwiſchen Condé und Bouſſy, die Zeit: um 4. Morgens.

Dumouriez beſprach noch mit ſeinem Generalſtab eine Bewegung, welche er am 5. mit dem ganzen Heere ausführen wollte, nämlich in die Stellung von Orchies zu rücken; dadurch hätte er Lille, Douai und Bouchain bedroht, und die Truppen aus der gefährlichen Nähe von Valenciennes und aus dem müßigen Lagerdienſt, der den Umtrieben leichten Eingang verſchaffte, gezogen. — Dann ritt er nach Condé; der Herzog von Chartres, die Oberſten Thovenot und Montjoye, einige Offiziere und acht Huſaren begleiteten ihn. Eine Bedeckung von 50 Pferden, die den Dienſt bei ihm haben ſollte, war zur rechten Stunde noch nicht da geweſen; Dumouriez zögerte deßhalb nicht und ließ nur einen Offizier zurück, um ſie nachzuführen.

Eine halbe Stunde vor Condé ſprengte ihm ein Adjutant des Generals Neuilly mit der Nachricht entgegen: „die Beſatzung ſey in Gährung; der General laſſe ihn bitten, ſich in dieſem Augenblicke nicht zu zeigen, ſondern erſt abzuwarten, wie es ſich entſcheide.“ Der Oberfeldherr, der dennoch durch Condé will, ſchickt dieſen Offizier mit der Weiſung zurück, daß man ihm das 18. Reiter-Regiment entgegen führe; er werde es in Doumet erwarten. Noch während er mit dieſem Offiziere ſpricht, ſieht er drei National-Bataillone auf der Straße aus dem Walde gegen Fresnes heranrücken mit Gepäck

und Geſchütz. Er wundert ſich über dieſen Marſch, den er ſich nicht entſinnt angeordnet zu haben, und da er vom Pferde geſtiegen war, ſo tritt er dieſer Truppe entgegen und fragt, wohin ſie gehe? „Nach Valenciennes," antwortete ſie. Jetzt ſchöpft er Verdacht. Um jedoch keine Veranlaſſung zu geben, ſagt er nur: „ſie ſey auf falſchem Wege; dieſer führe nach Condé, nicht nach Valenciennes."

Dann beugt er von der Straſſe ab und geht mit ſcheinbarer Ruhe gegen Dounet, in der Abſicht, dieſen Bataillonen alſogleich ſchriftlich den Befehl zuzuſchicken, nach Bruille zurückzukehren; denn aus dieſem Lager waren ſie. Kaum hat er ein paar hundert Schritte gemacht, ſo vernimmt er ein gewaltiges Schreien und ſieht die ganze Colonne, die ſich wieder umgewandt hatte, im vollen Laufe auf ihn zukommen. „Halt an, halt an, Verräther!" ſind die einzigen Worte, die er verſtehen kann. Er ſpringt auf's Pferd, aber er iſt nicht weit vorwärts noch, ſo ſtößt er auf einen Waſſergraben, ſein Pferd bäumt ſich und will nicht hinüber; er läßt es laufen und ſetzt zu Fuß über den Graben. Seine Begleitung thut daſſelbe, ſo wie es geht. Jetzt fallen Schüſſe in Menge. Zwei Huſaren ſtürzen vom Pferde, zwei Diener des Oberfeldherrn deßgleichen. Sein Secretär Cantin wird vor dem Graben erreicht, und ſtarb ſpäter unter der Guilloline. — Die National-Bataillone breiten ſich aus, um die Flüchtlinge zu umringen. Dumouriez, ohne Pferd, iſt in Gefahr, gefangen zu werden; ſein Neffe, der Baron Schomberg, ſpringt von dem ſeinigen und bietet es ihm dar. Dumouriez verweigert dieſes, und nimmt dafür eines, was ein Diener des Herzogs von Chartres geritten hatte. Sie ſprengen gegen Bruille. Schon abgeſchnitten von dieſem

Punkte theilen ſich die Flüchtlinge. Die einen gelangen noch in das Lager von Maulde.

Dumouriez mit fünf andern folgt der Schelde, rettet ſich auf einer Fähre unfern dem Dorfe Wichers über den Strom, und eilt zu Fuß durch Moräſte nach einem kleinen Hauſe, das in geringer Entfernung ſteht. Als er es erreicht, ſchlagen die erſchrockenen Bewohner das Thor zu. Er nennt ſich, man öffnet ihm wieder und nimmt ihn freundlich auf.

Er iſt auf kaiſerlichem Boden, aber zu nahe an der Gränze, um ſicher zu ſeyn. Er darf ſich nur wenige Minuten Erholung gönnen, dann muß er weiter. Man hat kein Pferd ihm anzubieten (er und ſeine Leute mußten die ihrigen bei der Fähre zurücklaſſen), er ſetzt daher ſeinen Weg zu Fuß gegen Bury fort. Hier ſtößt er auf kaiſerliche Poſten, Dragoner von Latour, die ihn mit gebührender Achtung aufnehmen. Er ſchreibt an Mack, und nimmt jetzt einige Nahrung zu ſich, nach der ihn ſehr verlangte.

Zu ſeinem großen Troſte kam ihm jetzt ſein treuer Baptiſte aus dem Lager von Maulde.*) Er war unter Jenen, die ſich dahin gerettet hatten. Als er den

*) Dieſer Diener Dumouriez wird durch den Einfluß, den er auf die damaligen Angelegenheiten nahm, zur geſchichtlichen Perſon. Wir haben oben geſehen, daß ohne ſein Erſcheinen der General vielleicht unter den Händen der Volontäre gefallen wäre. Ein Jahr früher, während der Schlacht von Jemappes, war Baptiſte es geweſen, der voll Begeiſterung in einem Augenblicke der Gefahr ſechs Bataillons, die geworfen waren, ſammelte und gegen den Feind führte. Horace Vernet hat daher auch dieſem Diener, „qui réclame une part dans la gloire de cette journée“ eine Stelle in ſeinem Gemälde der Schlacht von Jemappes gegeben.

General dort vermißte, kam er auf ſeine Spur zurück und rang ſich auf's Neue muthig durch alle Gefahr; denn er wollte nicht von ihm laſſen. Er brachte die Nachricht, „daß man im Lager nichts von dem eigenmächtigen Abmarſche jener 3 Bataillone, noch weniger von ihrem Vorſatze gewußt habe; daß alles in Aufruhr gerathen ſey bei der Erzählung des Geſchehenen, und Rache über die Mörder ſchreie. Dieſe wären durch die nachkommenden 50 Mann Bedeckung und durch andere Reiterei, die alſogleich aufbrach, verfolgt worden, und in der Richtung von Valenciennes geflohen; das geſammte Heer verlange den Feldherrn zu ſehen und in ſeiner Mitte zu haben."

Dumouriez wollte alſogleich dahin, aber es war zu ſpät am Tage, und wahrſcheinlich würden ihn die öſterreichiſchen Dragoner auch ohne höhere Weiſung nicht frei gegeben haben. Abends kam Mack, der über dieſen Vorfall freilich nicht wenig erſtaunt ſeyn mußte. Dumouriez ſuchte der Meinung zu begegnen, als könne im ganzen franzöſiſchen Heere die Stimmung ſich ſo ungünſtig gewendet haben; er verſicherte, daß dieſer verſuchte Mord nur das Verbrechen Weniger ſey, und die Linientruppen feſter noch an ihren Feldherrn binden würde.

Sein Muth erreichte durch die Erzählung Baptiſte's die frühere Zuverſicht, und ſeine Entſchloſſenheit war jetzt auf den Punkt gebracht, auf welchem ſie ſchon ſeit dem erſten Schritte, den er zur Ausführung ſeines Planes that, hätte ſtehen ſollen.

Zwei andere Offiziere waren Baptiſte aus dem Lager gefolgt. Sie wiederholten deſſen Ausſage, ſie begehrten dringend Dumouriez Rückkunft; ſie ſagten, „die Truppen ſeyen bereit, für Dumouriez zu leben und zu ſterben, aber es verbreite ſich wirklich unter ihnen bereits die Sage,

das Vaterland ſey an den Feind verrathen; ſeine ſchleunige Rückkunft könne allein dieſe Verläumdung zu Schanden machen."

Dieſer Umſtand vermochte Dumouriez, dem Oberſten Mack einen Aufruf Koburgs an die Franzoſen vorzuſchlagen, geeignet, die Gemüther zu beruhigen und eine Anſicht zu berichtigen, die, wenn ſie unbeachtet blieb, verderblich werden konnte. Er entwarf mit Mack während der Nacht dieſen Aufruf, und Mack übernahm, den Prinzen Koburg zur Unterzeichnung deſſelben zu bewegen. Der Inhalt ſollte ſich auf die Erklärung des franzöſiſchen Oberfeldherrn an ſein Vaterland, die am Morgen deſſelben Tages ausgegeben worden war, berufen und folgender ſeyn:

„Der Prinz finde in jener Erklärung die Geſinnungen und Grundſätze eines edeln Mannes, der wahrhaft ſein Vaterland liebe, und der durch den Segen einer weiſen und kräftigen Verfaſſung die Wunden heilen wolle, welche die Anarchie geſchlagen. Der Prinz wiſſe, daß alle Souveräne mit ſeiner Anſicht übereinſtimmen; er betrachte Dumouriez daher für ſeinen Verbündeten, und werde deſſen wohlthätiges und großartiges Unternehmen mit allen Kräften, die ihm zu Gebote ſtehen, unterſtützen.

„Er erkläre demnach, daß er im Falle des Verlangens des franzöſiſchen Oberfeldherrn einen Theil oder die ganze Kraft ſeines Heeres zu den franzöſiſchen Truppen würde ſtoßen laſſen, um gemeinſchaftlich mit ihnen Frankreich ſeinen König und die Verfaſſung, die es ſich bereits gegeben, wieder zu bringen. Er erkläre, daß er nicht als Eroberer franzöſiſchen Boden betreten, jeden Platz, den ihm die Kriegsverhältniſſe in die Hände ſpielen ſollten, nur als heiliges Pfand betrachten und augenblicklich räumen

werde, ſobald die dann eingeführte Regierung oder Dumouriez dies begehren. Er erkläre endlich, daß er die ſchärfſte Mannszucht halten, und Todesſtrafe auf jede Verletzung derſelben ſetzen werde."

Tags darauf ſollte dieſer Aufruf erſcheinen:

Dies geſchah auch, wie beſtimmt war. Für die Unterſtützung, welche Mack im Namen Koburgs zuſagte, verpflichtete ſich Dumouriez, die Feſtung Condé, ſobald er Meiſter davon ſeyn würde, an die Oeſterreicher zu übergeben.

Am 5. Morgens machte ſich Dumouriez unter Bedeckung von 50 Dragonern von Latour nach ſeinem Lager bei Maulde auf, um ſich an die Spitze der Truppe zu ſtellen. Er wurde mit Beifall empfangen, doch war es nicht mehr der Jubel, der ihm ſonſt entgegen ſchallte: einige Geſichter verkündeten Unentſchloſſenheit, düſtere Zweifel; einige Haufen, wenn gleich wenig zahlreich, wagten zu murren. Im Ganzen durfte Dumouriez noch zufrieden ſeyn, und durch Schnelligkeit konnte er den Unzufriedenen Zeit nehmen, ſich zu vermehren oder ſich zu einem Ausbruche zu vereinigen. Nun eilt er nach St. Amand, um Anſtalt zu machen, daß das Heer nach Orchies rücke.

Im Begriff, St. Amand zu betreten, kam ihm beſtürzt einer ſeiner getreuen Offiziere mit der Nachricht entgegen: die Artillerie ſey ſo eben ohne Befehl nach Valenciennes aufgebrochen. Geſtern Abends habe ſich plötzlich die Nachricht verbreitet, der Obergeneral, im Begriff, zum Feind überzugehen, ſey in der Schelde umgekommen. Als auf dieſe Nachricht die geſammte Artillerie in Bewegung gerathen, hätten ſich überall Schleichredner des Convents gezeigt, ſie wären mit kühner Stirne hervorgetreten und hätten öffentlich den Oberfeldherrn als

Verräther des Vaterlandes angegeben. Die Artillerie habe darauf einen Ausschuß gewählt, ihn nach Valenciennes zu den Convents-Commissären, auf welche sich jene Redner beriefen, gesendet, und der Wahrheit nachfragen lassen. Nun seyen diese Abgesandten zurück; die ganze Truppe wäre bald darauf zusammengetreten, habe den Führern den Gehorsam aufgekündigt, angespannt und den Abmarsch begonnen.

Dumouriez, nur von 5 Schwadronen begleitet (2 von Bercheny, 1 Sare Husaren, 50 Küraſſieren und 1 Schwadron Bourbon Dragoner) konnte seinem ersten Einfalle nicht folgen, sich mit seiner Reiterei auf jene abtrünnige Truppe zu werfen. Sie war auch bereits abgezogen. Kassen, Gepäck und was zum Hauptquartier gehörte, hatte sie unberührt zurückgelassen. Dumouriez schickte dies alles nach Numegies zwischen Maulde und Orchies, wo ein Theil seiner Vortruppen stand, und ging ohne Verzug selbst dahin. Kaum dort angekommen traf ihn neue Unglücksbotschaft.

Der Abfall des Corps der Artillerie, das als die vorzüglichste Truppe des Heeres in der Meinung aller Soldaten großes Gewicht hatte, war schnell und gleichzeitig in beiden Lagern bekannt worden. Allgemeines Entsetzen folgte. Die Unzufriedenheit erhielt jetzt Nahrung und wuchs, durch tausend Hülfen gepflegt, zu Riesen empor.

Einzelne Abtheilungen brachen auf und verließen das Heer. Selbst die Führer wagten nicht, diesen Abmarsch zu hindern. Die Unordnung warf alle Schranken um. Ein Theil der höheren Offiziere, ohnedies nur halb den constitutionellen Ansichten ergeben, ergriff die Gelegenheit, sich ganz derselben zu entziehen, und ganze Regimenter unter ihrer Leitung zogen nach Valenciennes.

Als auch Lamarlière, der das Vertrauen des Oberfeldherrn beinahe unumschränkt besaß und für den persönlichen Freund des Generals Valence gehalten wurde, die Maske abwarf und die Truppen aufrief, den Verräther zu verlassen, so wagte keiner derjenigen Offiziere, die noch an Dumouriez hingen, für ihn öffentlich zu sprechen. Die Klubbisten und Jacobiner hatten unumschränkt das Wort, und die lügenhaftesten Behauptungen und Schilderungen von den Absichten des Oberfeldherrn wurden auf tausend Orten des Lagers verkündigt. Jetzt war das Heer für Dumouriez verloren. Die noch haltenden Bataillone ließen ihm erklären, sie hätten für die Constitution von 1789 zu fechten geglaubt, aber mit den Oesterreichern und gegen ihre Waffenbrüder und Landsleute würden sie nie zu Felde ziehen.

Dumouriez konnte auf die Nachricht dieser Unfälle nichts mehr thun, als die Flucht ergreifen. Er that dies, ohne irgend Jemand aufzufordern, ihm zu folgen; denn nun betrachtete er sein Unternehmen als gänzlich gescheitert.

Die zwei Brüder Thovenot, der Herzog von Chartres, der Oberst Montjoye, der Oberstlieutenant Barrois und einige niedere Offiziere begleiteten ihn nach Tournay. Dort warf er sich in die Arme Clerfaits. Eine Stunde darauf kamen 50 Küraſſiere, eine halbe Schwadron Sare Husaren, das Regiment Berchény und einiges Fußvolk, im Ganzen etwa 700 Pferde und 800 Mann Infanterie, nach. Das waren die Reste seines Heeres.

Am 6. erschienen auch noch einige Generale zu Tournay, darunter Bouillé, der mit der Vorhut, abgesondert von den Lagern stehend, seine Truppe, die beste des Heeres, dem Oberfeldherrn zugeführt hätte, wenn er zur rechten

Zeit den Befehl hiezu erhalten haben würde. Auch Neuilly kam, der ſich aus Condé flüchtete, dann die General-Majore de Bannes, Second und Dumas.

Einige Tage darauf Maraſſe, Ruault und Berneron von der Armee von Holland. Eine Schwadron Dragoner von Bourbon hieb die Hauptkaſſe, die etwa zwei Millionen baar enthielt, und von einem Bataillon Jäger nach Valenciennes abgeführt wurde, heraus, und war im Begriff, ſie nach Tournay zu bringen, aber ſie verlor dieſen Schatz wieder an einige Bataillone, die ihr auf dem Wege begegneten.

So endete ein Unternehmen, das von dem damaligen erſten Feldherrn Frankreichs an der Spitze des Heeres begonnen wurde, auf erbärmliche Weiſe in wenigen Tagen. Die Urſachen, warum dies geſchehen konnte, liegen theils in der Perſon des Oberfeldherrn, theils in dem Umſtande, daß dieſe Unternehmung nicht auf die öffentliche Meinung in Frankreich gegründet war. Was Dumouriez betrifft, ſo beurtheilt er ſich ſehr richtig, wenn er in ſeinen Memoiren ſagt: „daß er nicht die Anlagen und Eigenſchaften eines Parteihauptes beſaß.“

Aber er irrt, wenn er als einzige Urſache des Mißlingens ſeine Menſchlichkeit, ſeine Gewiſſenhaftigkeit, ſeine Scheu vor Verbrechen angibt. Wer ſich der großen Beſtimmung unterzieht, das Schickſal eines Reiches zu wenden, und die Ueberzeugung trägt, daß dieſe Aenderung der einzige Weg zum Heil für Millionen ſey, muß wie jenes begeiſterte Mädchen Charlotte Corday ausrufen: „Wer ſein Vaterland rettet, den kümmert der Preis dafür wenig.“ Uebrigens iſt die Anſicht irrig, daß nur Treuloſigkeit, Beſtechung, Mord und Grauſamkeit zu dem Ziele führen

konnten, das ſich Dumouriez ſteckte; *) es iſt irrig, daß die Verbrechen der Jacobiner nur durch größere Verbrechen beſiegt, und dieſe herrſchende Secte nur durch fremdes Schwert oder durch einen größern Verbrecher beſiegt werden konnten. **)

Umſichtige Klugheit, weitausgreifende Vorbereitungen, Entſchluß und Schnelligkeit im Augenblick des öffentlichen Vortretens, Offenheit, und vor allem eine entſchiedene Abfindung mit ſeinen eigenen Wünſchen, und nöthigenfalls mit ſeinem Leben, das waren die Bürgen des Gelingens. Man überwindet ein Volk nicht durch Verbrechen. Der ſchmähliche Untergang der erſtgenannten Secte in Frankreich beweiſet des Oberfeldherrn Irrthum. Sie fiel durch ſich ſelbſt, wie dies jeder unnatürlichen Gewalt, welchen Namen ſie trage, und was ſie immer zu ihrer Rechtfertigung vorweiſe, Ende iſt. Man muß nicht Verderbtheit der Verderbtheit, nicht Treuloſigkeit und Grauſamkeit dem Laſter und der Roheit entgegenſetzen, ſondern Tugend, Klugheit, ſchonungsloſe Strenge, und vor allem Entſchloſſenheit, denn ihr Gegenſatz verbreitet eine Abſpannung, die der Kraftloſigkeit gleicht, und die alle Klugheit der Entwürfe zu Schanden macht. So werden Revolutionen vorwärts gebracht. Die Geſchichte liefert dafür hundertmal den Beweis.

Wenn Camus ſagte: „Dumouriez iſt eine ſchwache Seele; er ſteht nicht auf einer Höhe mit der Revolution," ***) ſo hat er allerdings zu viel geſagt, aber etwas Wahres liegt in dieſen Worten. Man kann nicht leicht rich-

*) Mémoires Chap. 13.
**) Chap. 11.
***) Chap. 11.

tiger denken über seine Stellung, als Dumouriez, wenn er in einem Briefe an einen seiner Freunde schreibt: „Gut muß man seyn, doch vor allem gerecht. Die Urtheile der Menschen dürfen uns nicht beirren, noch unsere Handlungen Sclaven der Frage seyn: was wird man davon sagen? Gerade bei mächtigen Volksbewegungen, gerade bei Umwälzungen von Reichen muß dieser Grundsatz mit Festigkeit aufrecht gehalten werden; das ist der Augenblick, wo man alle seine Talente aufbieten muß, um sein Volk zu retten; seinen ganzen Geistesschwung, um ihm die Gefahr seiner Uebertreibungen deutlich darzuthun; seine ganze Kraft, um am Abgrund des Verbrechens anzuhalten und nicht hinunter zu stürzen." *) Aber man kann nicht leicht unrichtiger handeln, als Dumouriez. Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen.

Dumouriez fühlte sein Gewissen nicht beunruhigt, während zwei Monaten den Krieg auf's Thätigste zu führen, und Tausende von Leben für eine Sache zu opfern, die er verdammte, und die zu bekämpfen er sich eben bereitete. Diese Opfer waren der Preis für die Vorbereitungszeit, deren er bedurfte. Nun aber, als der Augenblick gekommen war, fing er an, die Leben zu zählen, und wie ihn hinterher ein Grauen wegen der Mittel überkam, so verwarf er auch jetzt die Maßregeln, die allein seinem Unternehmen Gelingen verschaffen konnten, einem Unternehmen, das, nach seinem Glauben wenigstens, das sicherste Mittel war, Frankreich zur Ruhe zu bringen, und die ungeheure Zahl von Kraft und Leben zu sparen, die eine längere Dauer des Krieges verschlingen mußte.

*) Mémoires p. 239.

Der ſchnelle Wechſel der Anhänglichkeit des Heeres für Dumouriez, das wir von dem lauten Schwur, ſein Leben zu ſchützen, zum Mordverſuch, vom Verlangen, nach Paris zu marſchiren, zur gänzlichen Empörung gegen die Befehle des Oberfeldherrn überſpringen ſehen, iſt ſehr begreiflich.

Einmal that Dumouriez beinahe gar nichts, um dieſe Anhänglichkeit zu erhalten, und ſeine Gegner thaten deſto mehr; — zweitens vereinigte er ſich mit ſeinen Gegnern und handelte als ſein eigener Feind, indem er Abtheilungen, deren Geiſt er als entſchieden für die Anſichten der Jacobiner kannte, bewaffnet, und in Gemeinſchaft mit den übrigen Truppen ließ, dieſe Truppen nicht in ein Lager zuſammenzog, ſie nicht beſchäftigte, ſondern ihnen ein müßiges Leben gönnte, was in ſolchen Fällen, wo nach gewonnener Stimmung nicht mehr gedacht werden ſoll, das Allergefährlichſte iſt; — drittens übt das Achtwort: „Verräther des Vaterlandes" jederzeit eine betäubende Gewalt aus, und wer damit belegt wird, darf darauf rechnen, in kurzer Zeit verlaſſen zu ſeyn; denn die Menge prüft nicht. Wer das Geſetz für ſich hat, und ſey es das ungerechteſte, willkürlichſte, hat auch immer tauſend Fälle gegen einen. — Viertens iſt ein Heer noch viel leichter zu wenden, als die Menge, welche man ſchon mit einem windbewegten Rohre vergleicht, denn ein Heer wird von Wenigen geleitet, die Gedanken paſſen ſich nach und nach an das Befehlwort, und der Untergeordnete gewöhnt ſich daran, anders in, anders außer Reih' und Glied zu denken. Wer den Oberſten gewinnt, hat meiſtentheils auch das Regiment gewonnen.

Ueberhaupt gelingen Revolutionen, durch Soldaten veranlaßt und geführt, ſelten, weil ihre Führer

zu ſehr durch das Schauſpiel der Kraft beſtochen werden, und des Glaubens handeln, offene Gewalt reiche zuletzt doch überall aus. Aber dieſe Kraft ſchmilzt wie Eis vor dem kaum merkbaren, warmen Hauche der Klugheit. Soldaten verſchmähen eine Menge von Mitteln als geringfügig, und ſcheitern ſpäterhin gerade an dieſen Geringfügigkeiten auf eine ſchmähliche Weiſe.

Ferners führt man überhaupt keine Revolution durch, die nicht die öffentliche Meinung für ſich hat oder gewinnt. Selbſt für völlig eingerichtete und eingewohnte Regierungen iſt es gefährlich, gegen ſie zu kämpfen, und dieſer Kampf endigt häufig mit ihrem Untergange. Dumouriez wollte nur durch die öffentliche Meinung ſiegen, aber er vergaß, daß man auch etwas thun müſſe, um dieſelbe zu erwerben, und noch mehr, um ſie zu erhalten, wenn ſie einmal erworben iſt. Sie gleicht einem ungeheuern, alles aufwiegenden Gewichte, das zuletzt durch eine kleine Feder bewegt wird; aber an dieſe Feder muß gegriffen werden.

Dumouriez wollte ein zweiter Monk werden. Aber Monk war in einer ungleich günſtigeren Lage. Er ſtand ſeit vielen Jahren an der Spitze der Geſchäfte; man war ſchon gewohnt, das Schickſal des Königreichs mit ſeinem Schickſale vermählt zu ſehen; ſein militäriſcher Ruf zu Waſſer und zu Lande befand ſich auf einer Höhe, daß man gar nicht den Gedanken hatte, einen der übrigen höhern Offiziere mit ihm in Vergleichung zu bringen. Ueberdieß hatte ſich die Revolution in England zur Zeit, da Monk Karl II. wieder auf den Thron ſetzte, ſchon überlebt.

Dumouriez dagegen fand die Revolution in ihrem kräftigſten Alter, bereit und fähig zu jedem Kampfe, lüſtern

darnach im Uebermuthe der Jugend. Dumouriez war gehorchender General, wenigſtens der Form nach; die Form aber, ſo unbedeutend und leicht zu beſeitigen ſie dem Manne iſt, der im Glanze der Thaten noch mit dem Vertrauen der Regierung bekleidet iſt, ſo hemmend und mächtig wird ſie demjenigen, welchen dieſes Vertrauen verlaſſen hat. Dumouriez hatte zwar im vorigen Jahr durch einen entſcheidenden Sieg das Vaterland im Augenblicke der größten Bedrängniß gerettet, aber Kellermann theilte ſeinen Ruhm, der gemeine Hauſe brachte die Begeiſterung als Haupturſache des Sieges in Anſchlag; es fanden ſich ſogar Tadler gegen die Benützung deſſelben; die jetzigen Verluſte wogen den frühern Gewinn auf. Mit wenig Worten, wenn er auch genug gethan hatte, um ſeinen militäriſchen Ruf über den ſeiner Mitbürger zu ſetzen, ſo war dieß noch viel zu wenig, als daß man ihn nicht für entbehrlich, ja ſeinen Erſatz nicht für leicht gehalten hätte. —

Monk ſtand überdieß ſeit Jahren in einem Lande, das für die Ideen geſtritten hatte, welche er ſpäterhin zu den ſeinigen machte. Er erſchien gleichſam überwunden durch die öffentliche Meinung; er hatte Zeit, Schottland zu bearbeiten, und war eines großen Anhanges zum Voraus verſichert.

Dumouriez befand ſich erſt ſeit einigen Monaten in Belgien, hatte nicht freie Gewalt, darin zu ſchalten, keinen Rückhalt, als die zweideutige, ſchwankende Stütze eines verbündeten Heeres, das bis jetzt ſein Feind und von jedem Franzoſen gehaßt war.

Zwiſchen der Hinrichtung Karls I. und der Wiedereinſetzung Karls II. ſtanden eilf Jahre und Cromwell; zwiſchen Ludwig XVI. Tod und Dumouriez Empörung nicht eilf Wochen. Das franzöſiſche Volk, nur der

Hinderniſſe voll, welche der letzte König dem Gedeihen des erſten Verfaſſungsentwurfes entgegen geſetzt hatte; nur mit den traurigen Erinnerungen beſchäftigt, welche man ihm aus ſeiner frühern Geſchichte aushob; nur des Manifeſtes Braunſchweig's und der Rache gedenkend, die ein wiederkehrender Bourbon nehmen würde, war keineswegs in der Stimmung, das Heil mit offenen Armen zu empfangen, das Dumouriez bringen und nöthigenfalls durch öſterreichiſche und preußiſche Bajonette eindringlich machen wollte. Sein Unternehmen hatte daher die öffentliche Meinung gegen ſich.

Der Samen, den Dumouriez ſtreute, konnte nicht gedeihen, denn es war weder das Feld bereitet, noch die Zeit der Ausſaat da, noch Dumouriez der Mann für ſolch Geſchäft. Wenn die Geſchichte wirklich jedesmal den Mann von Werth in's wahre Licht ſetzt, wie Dumouriez irgendwo behauptet, und worüber — beiläufig ſey es geſagt — der Beweis ſchwer fallen dürfte, ſo erſcheint uns für wahrſcheinlich, daß ſie folgendes Schlußurtheil über ihn fällen wird: Er verachtete die unumſchränkte Herrſchaft und haßte insbeſondere die Mächte, welche ſich in die innern Angelegenheiten ſeines Vaterlandes eingemiſcht, und zu Pilnitz den Krieg beſchloſſen hatten; er lebte in der Ueberzeugung, daß die Revolution, an ſich unerläßlich, ohne Verbrechen zum Heile Frankreichs ſich gewendet haben würde, wenn nicht durch die Einmiſchungen von Außen das franzöſiſche Volk überreizt worden wäre. Seit Parteigeiſt und Anarchie alles in Frankreich verdarben, wollte er ſich eben dieſer Mächte bedienen, um Frankreich zu retten. — Seine Abſicht iſt lobenswerth, auch wenn ſie auf einem Irrthum fußte. Aber er war nicht unbefangen genug, die Sprache der Zeit zu verſtehen; er war nicht kräftig, nicht

groß genug, das Schickſal eines geſammten Volkes zu verwalten. Man kann von ſeinem Umwälzungsverſuche nur ſagen: ſo pflegen Unternehmungen zu enden, die zur Unzeit eingeleitet, ohne Entſchloſſenheit betrieben wurden, und für die das Glück nicht die Rolle der menſchlichen Weisheit übernahm.

Sechster Abſchnitt.

Benehmen der Oeſterreicher bei dieſem Ereigniſſe. — Auflöſung des franzöſiſchen Heeres. — Maßregeln des Convents. — Dampière Oberbefehlshaber. — Beſorgniſſe Koburgs. — Zuſammentretung in Antwerpen und Vorbereitungen der Verbündeten zur Fortſetzung des Angriffs. — Betrachtung über die Vertheidigung und den Angriff der franzöſiſchen Grenze. — Die Feindſeligkeiten werden wieder eröffnet. — Condé eingeſchloſſen. — Dampière im Lager von Famars. — Der Herzog von York in Tournay. — Die Preußen bei St. Amand; die Holländer bei Menin und Ypern.

Während dieſer wichtigen, über das Loos des ganzen franzöſiſchen Volkes möglicherweiſe entſcheidenden Vorgänge, die in den engen Zeitraum von ſo wenigen Tagen zuſammengedrängt waren, hielten ſich die Oeſterreicher ruhig längs der franzöſiſchen Gränze. Koburg übernahm die ihm von Dumouriez zugeſendeten Commiſſäre des National-Convents und den Kriegsminiſter Beurnonville, ſo wie den Adjutanten deſſelben und zwei Secretäre. Er ſandte ſie nach Maſtricht, von wo ſie ſpäter nach Ehrenbreitſtein und dann, auf ausdrücklichen Befehl des Kaiſers, als Staatsgefangene nach den Erbſtaaten abgeführt, dort aber getrennt wurden, ſo daß dem Kriegsminiſter Beurnonville und zweien der Commiſſäre die Feſtung Ollmütz, den übrigen Königgrätz und der Spielberg bei Brünn zum Aufenthalte angewieſen wurde.

Hier ſaßen ſie in enger Haft, und entbehrten jeder Gemeinſchaft unter ſich.

Zum Unterhalte wurden dem Kriegsminiſter täglich 5 Gulden, ſeinem Adjutanten 2, jedem Commiſſär 4, jedem Secretär 3 Gulden ausgeworfen. —

Da man im öſterreichiſchen Hauptquartiere, den Berichten Dumouriez zufolge, mit der Hoffnung des Gelingens ſeines Planes ſich getragen hatte, ſo war das Erſtaunen nicht gering, als an demſelben Tage, da jene Geiſeln überbracht worden waren, Abends die Nachricht von den Vorfällen einlief, welche die Flucht des franzöſiſchen Obergenerals nach Bury veranlaßt hatten. Die Verſicherungen, welche dieſer dem Oberſten Mack von der Treue des größten Theils der Truppen gab, erhielten jedoch durch die Erzählungen Baptiſte's ſo viele Glaubwürdigkeit, daß Mack noch der Meinung war, durch Schnelligkeit und Entſchiedenheit werde der franzöſiſche Oberbefehlshaber dieſen Theil des Heeres mit ſich reißen. Nur das Zaudern vor dem erſten Anſtoße ſchien ihm gefährlich. Viel war bereits verloren. Um größeren Verluſten vorzubeugen, rieth Mack dem Prinzen Koburg die Unterzeichnung des oben erwähnten Aufrufes, welchen er, wie wir wiſſen, mit Dumouriez gemeinſchaftlich entworfen hatte.

Durch dieſen Aufruf hoffte er dem Unternehmen Dumouriez einen feſten Halt, und ihm ſelbſt den Sporn zum Handeln gegeben zu haben. Viel verſprach der Prinz darin. Aber er ſah auf die Vortheile, die ihm der glückliche Fortgang dieſes Spieles in die Hände geben mußte, und verließ ſich übrigens auf die Auslegungen, deren ſein Aufruf fähig war. Die Flucht Dumouriez und der ſchmähliche Ausgang des mit Hoffnung gebilligten Planes änderten Alles.

Man mußte Anſtalten treffen, um die mit Dumouriez übergegangenen Franzoſen zu ordnen, und einen Sammelpunkt für alle jene beſtimmen, die Luſt haben konnten, zu folgen. Hiezu wählte man den Ort Leuze. Die Franzoſen wurden dort kompagnienweiſe vertheilt, nach dem Reichsſolde bezahlt, ihnen ein Vorſchuß von 30,000 Fr. verſprochen, und einſtweilen 10,000 Fr. auf Abſchlag gegeben. Dumouriez, in dem Grade eines Feldzeugmeiſters anerkannt, begab ſich mit Mack nach Mons, und nachdem er mit Koburg ſich beſprochen, wieder zurück nach Leuze, wo er mit Thovenot an der Aufſtellung des geringen Reſtes ſeines ehemaligen Heeres arbeitete, über den er dem General Vouille den Befehl anvertraute.

So herabgekommen von allen ſeinen Hoffnungen hatte er hier Zeit und Gelegenheit, über das Schwanken der Gewalt, über das Seltſame ſeines Schickſals nachzudenken.

Noch mit Planen für die Rettung ſeines Vaterlandes beſchäftigt, ſuchte er den Miniſter Grafen Metternich dahin zu ſtimmen, daß er ihm eine Summe Geldes von 80,000 Gulden, und die Erlaubniß erwirkte, nach der Schweiz zu gehen. Dort wollte er die vormals in franzöſiſchen Dienſten geſtandenen Soldaten ſammeln und nach Lyon marſchiren. Er verſicherte, daß man ihn dort mit offenen Armen empfangen, daß ein Theil ſeines alten Heeres ihm zueilen werde. Die Franche Comté, die Bourgogne, das Lyoneſiſche, die Provence und Gironde ſeyen ſein. Wimpfen werde die Normandie aufregen — er aber nach Paris marſchiren, und die Anarchie ſtürzen. Die Verbündeten brächen einſtweilen in Frankreich ein; — noch in dieſem Jahre würde alles beendet ſeyn. Dieſer Vorſchlag wurde verworfen. Er fand, als ihn der Oberſte

Mack drei Monate ſpäter dem Feldmarſchall Lacy vorlegte, auch von dieſem keine Beachtung.

Aber noch hatte das Schickſal nicht alle Bitterkeit über Dumouriez ausgegoſſen. Noch mußte er fühlen, daß ſeine jetzigen Beſchützer ihn nicht beſſer zu behandeln Willens waren, als er ſie behandeln wollte; nämlich als Werkzeug, auf das man achtet, ſo lange man es braucht, und das man wegwirft, ſobald man ſich deſſen nicht mehr bedienen kann. Die mit ihm Herübergekommenen verſtärkten die zweite Hauptklaſſe der Ausgewanderten: diejenige, welche für eine Verfaſſung das Wort führte, und die von den Höfen immer mit Mißtrauen betrachtet, und im Grunde nicht weniger als die Jacobiner gehaßt wurde. Man duldete zwar die Mannſchaft, aber man mißtraute den Höheren. Ein Handbillet des Kaiſers vom 6. Mai befahl, daß man Thovenot und alle Offiziere von Dumouriez Begleitung alſogleich aus den Niederlanden entfernen, ihnen jedoch nicht erlauben ſollte, ſich in die öſterreichiſchen Erblande zu begeben. Die Bitten des Prinzen Koburg, der ſein Wort für die Sicherheit und den Unterhalt dieſer Offiziere verpfändet hatte, und alle Verſicherungen von der Brauchbarkeit und von den Grundſätzen derſelben, vermochten nicht mehr zu erwirken, als daß der Kaiſer erlaubte, daß diejenigen, die im Emigranten-Corps zu Leuze nicht untergebracht werden könnten, ſich nach Freiburg im Breisgau begeben dürften. Dumouriez merkte, daß man ihn los ſeyn wollte. Er kam einem dahin zielenden Antrage zuvor, indem er ſelbſt um Päſſe nach Deutſchland anſuchte. Dieſe erhielt er unverweilt. In Deutſchland fand er bei den Großen Verachtung und Schmach, bei den Kleinen Verachtung und Bedauern. Er irrte von Lande zu Lande, bis er in England eine Ruheſtätte fand. Hier endet ſeine Geſchichte. —

Die Flucht Dumouriez hatte die beinahe völlige Auflösung des franzöſiſchen Heeres, das ſeither unter ihm geſtanden hatte, zur Folge. Die dienſtlichen Berichte, welche der neue Kriegsminiſter, Bouchotte, dem Convente vorlegte, gaben die Zahl der nach ihrer Heimath entwichenen Soldaten auf 24,000 Mann an; die zu den Oeſterreichern Uebergegangenen berechnete er auf 1500; die in den verſchiedenen Gefechten Gebliebenen auf 10,000 Mann; das Heer war daher um 35,000 Mann geſchwächt, und der Reſt von etwa 30,000 Mann hatte die Lager von Maulde und Bruille verlaſſen, warf ſich nach Valenciennes, Condé und Maubeuge, und war, obwohl mit einer Wuth, die jede Aufopferung verſprach, gegen die Verbündeten erfüllt, wegen Mangel an Zucht und Kriegsmitteln für den Augenblick zum Streite unfähig.

Um wegen der Gefangennehmung der Conventsglieder und des Miniſters Rache zu nehmen und ſich Geiſeln zu verſchaffen, legten die Franzoſen zunächſt die in ihren Händen befindlichen Grafen Auersperg und Leiningen, beide Offiziere und gefangen, in Feſſeln und ſchickten ſie nach Paris.

Alle Glieder der königlichen Familie der Bourbons, ſo wie die Söhne und Freunde des Herzogs von Orleans, und außerdem noch an 80 öſterreichiſche und preußiſche Offiziere wurden ergriffen und in's Gefängniß geſetzt.

Der Convent richtete ein eigenes Militärgericht auf, um das Betragen aller Jener zu unterſuchen, die den General Dumouriez umgeben hatten, oder auf ihn einwirken konnten. Er erniedrigte ſich unnützer Weiſe ſo weit, einen Preis auf deſſen Kopf zu ſetzen, den dieſer jetzt nicht mehr werth war. Die drei Commiſſäre Cochon, Bellegarde und Lequinio, mit dem Degen!, der dreifar-

bigen Binde und drei Federn auf dem Hute feierlich ausgerüſtet, wurden unter dem Titel: Repréſentans du peuple mit diktatoriſcher Gewalt an das Heer geſendet. Sie ſollten nach Gutdünken belohnen und beſtrafen, ein- und abſetzen, überhaupt ſchalten und walten, wie es das Heil der Republik erforderte, nur die einzige Beſchränkung ward ihren Anordnungen beigegeben, daß ſie 24 Stunden, nachdem ſie in Ausführung gebracht waren, dem Convente berichtet werden mußten.

Dieſe Volksvertreter, früher ſchon in Lille befindlich, fanden das Heer noch zum Theil in den Lagern von Maulde und Bruille, und ihrem Beſtreben gelang es, die ordnungsloſen Reſte nach Valenciennes zu bringen. Sie zeichneten das dritte Bataillon de l'Yonne, dasjenige, welches die Flucht Dumouriez über die Schelde veranlaßt und darauf den Eid abgelegt hatte, jeden Verräther, wer er auch ſey, zu tödten, auf beſondere Weiſe aus, ſchmeichelten und ermuthigten durch den Anſchein von Zuverſicht, Unbefangenheit und ſtrengen republikaniſchen Geſinnungen das Heer. Sie ernannten den General Dampière zum Oberfeldherrn, und in wenigen Tagen waren ſie ſchon vermögend, dem Convente zu berichten: „Die Gefahr ſey verſchwunden; das Heer erhole ſich, man müſſe ſich glücklich ſchätzen, es von Verräthern gereinigt zu ſehen; die Oeſterreicher verlören ihre Zeit in Paraden und Scheingefechten; man werde ſie durch Unterhandlungen noch länger hinhalten."

Dies geſchah auch. Dampière forderte die gefangenen Commiſſäre und den Kriegsminiſter heraus, und ließ dagegen die Auslieferung der Königin und des Dauphins anbieten. Er machte das Begehren eines Waffenſtillſtandes und ließ den Wink fallen, daß man nicht ſo fern von

einem allgemeinen Frieden ſtände, denn Frankreich würde ſich bereit finden, die Eroberungen in Deutſchland und Savoyen zurückzugeben, wenn man die Republik anerkenne.

Koburg erwiederte auf dieſe Anträge, er könne mit einer Regierung, wie die dermalige franzöſiſche, ſich in keine Verhandlungen einlaſſen, jedoch ſtünde es Dampière frei, ſich an den König von Preußen zu wenden, der, ſelbſt Souverän, darauf zu antworten wiſſen würde. Er, als Oberfeldherr der Verbündeten, habe nichts anders zu thun, als den Krieg nach Kräften fortzuführen. Dampière trieb das Spiel ſo weit, von der Nothwendigkeit, das Bündniß zwiſchen Frankreich und Oeſterreich herzuſtellen, zu ſprechen; worauf Koburg immer die eine Antwort gab: „daß man vorerſt wiſſen müſſe, wer in Paris herrſche, und ob deſſen Herrſchaft von Dauer ſeyn werde.“

Obwohl nun Koburg, wie aus der oben ertheilten Antwort hervorgeht, ſehr richtig einſah, was er in dieſem wichtigen Augenblicke, der ein entſcheidender für den ganzen Feldzug werden müſſe, zu thun habe, ſo traf doch Manches zuſammen, das gerade jetzt ſeine Thätigkeit lähmte.

Auch ihm ging ſtatt der reichen Erndte, die er zu machen gehofft hatte, eine unerfreuliche Saat aus dem Zwietrachtsſamen auf, den der Untergang des franzöſiſchen Feldherrn verurſacht hatte. Er hatte ſeither die Unterhandlungen mit Dumouriez, ohne die übrigen Verbündeten hiebei zu Rathe zu ziehen, allein für ſich gepflogen, und nur ſeinen Hof in Kenntniß des Ganges derſelben erhalten. Dies erregte Eiferſucht und gab zu Klagen und Beſchwerden Anlaß. Der Kaiſer, um dieſe Mißhelligkeiten auszugleichen, hatte ſchon durch Handbillet vom 24. März den Miniſter Grafen Mercy in's Hauptquartier geſchickt, ihn für alle politiſche Geſchäfte dem Prinzen beigeordnet, und

dieſem durch Handbillet vom 26. deſſelben Monats ſogar befohlen, ſelbſt im Falle blos militäriſche Gegenſtände verhandelt würden, jeden zu dem Feinde abgeſchickten Offizier durch einen Abgeordneten des Grafen Mercy begleiten zu laſſen, und überhaupt gar nichts ausſchließend zu verhandeln.

Koburg, außerdem viel gekränkt in dieſen Tagen, glaubte in den verbündeten Heeren die ungünſtigſte Stimmung für den Angriff auf Frankreich ſelbſt wahrzunehmen, und wußte ſich dieſe Stimmung nicht anders als aus einſeitigen und widerſprechenden Abſichten der verbündeten Höfe zu erklären.

Er beſorgte, England ginge mit dem Gedanken um, ſeine uralten, oft aufgegebenen, aber nie vergeſſenen Anſprüche auf einige Provinzen Frankreichs wieder aufzufaſſen, und den Herzog von York auf den franzöſiſchen Thron zu ſetzen. Hierin beſtärkte ihn die von dem Herzoge ſchon mehrmals geäußerte Abſicht, Dünkirchen anzugreifen, und die im National-Convente ausgeſprochene Beſorgniß wegen der Proteſtanten in den nördlichen Departements, die man als engliſch geſinnt angab. — In Bezug Preußens wähnte Koburg, es werde keinen zweiten Feldzug mehr mitmachen, und beſchäftige ſich mit nichts mehr, als mit ſeinen Eroberungen in Polen. Das Benehmen des Herzogs von Braunſchweig und die eben jetzt wiederholte Forderung, das Knobelsdorf'ſche Corps gegen die bei Mainz ſtehenden kaiſerlichen Truppen umzutauſchen, ſchienen ihm klar darauf hinzudeuten. Da nun durch dieſe Ablöſung eine ſtarke Zahl von Truppen zu einer Zeit, wo man ſie am beſten verwenden konnte, mehrere Wochen nutzlos herummarſchiren ſollte; York mit den engliſchen, holländiſchen, hannöveriſchen und heſſiſchen Truppen ſich von dem Hauptheer zu trennen drohte, ſo fürchtete Koburg, wenn er etwas

Ernſtliches, der Zeit und den Machtverhältniſſen des Feindes Gemäßes unternähme, zugleich mit Frankreich und Oeſterreich — ein Opfer des üblen Willens und der geheimen Umtriebe der übrigen Verbündeten — zu fallen. Er theilte ſeine Anſichten dem Kaiſer mit, und bat um 30,000 Mann Verſtärkung, damit er auf eigene Fauſt den Krieg fortführen könne.

Der Hof zu Wien tadelte die Beſorgniſſe ſeines Feldherrn, die Verſäumniß, die daraus hervorging, und vorzüglich die Unterhandlungen, in die er ſich mit dem Feinde eingelaſſen hatte. „Wenn man nur die geringſte Aufrichtigkeit von Seite der Franken vermuthen konnte, ſo würden eben dieſe Verſuche ein klarer Beweis von dem übeln Zuſtande ihrer Angelegenheiten ſeyn; eben dies mußte unſerer Seits ein neuer Beweggrund werden, ihre ſchlechten Umſtände zu benützen.“ (Handbillet vom 6. Mai.) Uebrigens verſprach der Kaiſer, beſorgt zu ſeyn, daß von Seiten der verſchiedenen verbündeten Höfe an ihre Truppenbefehlshaber in den Niederlanden die Weiſung ergehe, den Prinzen in ſeinen Plänen zu unterſtützen, und ſich einſeitiger Unternehmungen zu enthalten.

Dieſer, des unangenehmen Briefwechſels mit den Befehlshabern müde, hatte ſchon am 8. April eine Zuſammentretung derſelben zu Antwerpen veranlaßt. Dort hoffte er das gegenſeitige Mißtrauen zu überwinden, oder über die eigentlichen Abſichten derſelben klar zu werden. Es erſchien außer ihm der Herzog von York, der Erbſtatthalter von Holland, der Erbprinz von Oranien, General von Knobelsdorf, der kaiſerliche Miniſter Graf Metternich, der engliſche Botſchafter Lord Aukland, der kaiſerliche und der königliche preußiſche Miniſter im Haag, die Grafen Stahremberg und Keller, ſo wie mehrere untergeordnete

Generale u. ſ. w. Man beſprach ſich über die weitere Führung des Feldzuges mit ſcheinbar aufrichtigem Beſtreben aller Theile für Aufrechthaltung des guten Einvernehmens und der thätigen Fortſetzung der kriegeriſchen Unternehmungen. So vereinigte man ſich in kurzer Zeit über folgende Punkte.

1) Der ausrückende Stand in den Niederlanden ſoll gebracht werden von Seiten der

Preußen	auf	8000	Mann	Fußvolk,	1800	Reiter
Engländer	„	7200	„	„	3000	„
Hannoveraner	„	12,000	„	„	3000	„
Holländer	„	15,000	„	„	2500	„
Heſſen	„	8000	„	„	1500	„
Zuſammen		50,200	Mann	Fußvolk,	11,800	Reiter.

2) Die Preußen werden am 9. bei Tournay, das engliſche Fußvolk wird am 20. bei Oſtende eintreffen und die Vertheidigung der Strecke bis Menin übernehmen. 7—8000 Holländer löſen gegen Ende April das engliſche Fußvolk ab, das nun ſammt der engliſchen Reiterei, die bis dahin gelandet haben muß, nach Tournay marſchirt. Der Reſt der Holländer ſoll bis 20. Mai im Felde erſcheinen; er wird die Strecke von Furnes nach Menin verſtärken, wenn man für ſie Gefahr fürchten ſollte; im andern Falle aber Lille berennen, oder belagern helfen, und ſo die Unternehmungen der übrigen Verbündeten begünſtigen.

3) Engländer, Hannoveraner und Heſſen ſtehen unter dem Befehle des Herzogs von York, die Preußen unter jenem des Erbprinzen von Oranien, alle zuſammen unter dem Oberbefehle des Prinzen Koburg.

4) Die Engländer haben ihre Magazine in Oſtende, die Preußen in Brüſſel und Mons, die Holländer in Brügge.

5) Es wird an dem nöthigen Heergeräthe, als da sind: Brückenschiffe, Laufbrücken, Zelte u. s. w. nicht fehlen, um die Truppen immer beweglich zu haben.

6) An Geschütz haben die Engländer auf ein Bataillon 2 Sechspfünder, die Hannoveraner und Holländer 2 Dreipfünder auszurüsten. Die beiden ersteren haben einen gemeinschaftlichen Park, die lezteren einen besonderen.

7) Ein Stabsoffizier wird nach Haag gehen, um dort anzuzeigen, was man an Belagerungsgeschütz bedürfe. — Der Erbstatthalter läßt die Besatzungen von Antwerpen, Fort Lillo und Lieskenfolk durch seine Truppen ablösen.

Selbst darin waren neue Keime für Mißverständnisse ausgesäet, denn manche der Einfluß nehmenden Personen in den verschiedenen Hauptquartieren quälten sich noch viel mit den Fragen, welche Kräfte der kaiserliche Hof anwenden würde? (denn darüber war in der Konferenz nichts gesagt,) — wozu die aufgebotene Kraft bestimmt wäre? und welches die eigentlichen Absichten dieses Hofes seyen? — Der weitere Gang der Ereignisse gibt über den Einfluß dieser Zweifel vielfältige Bestätigung.

Dies waren die Vorkehrungen zur Fortsetzung des Feldzugs. Wenn die Verhältnisse, auch nur oberflächlich betrachtet, je zum Einmarsche in Frankreich einluden, so war dies jezt der Fall, wo der König von Preußen mit 50,000 Mann 30,000 Mann in Mainz umschlossen hielt; wo 60,000 Mann unter dem General Wurmser und dem Herzog von Braunschweig eine gleiche Zahl an der Queich und Lauter festhielten; zwölf Märsche von Paris 50,000 Mann unter Koburg vereinigt standen, kein französisches Heer gesammelt war, ihm die Spize zu bieten und überdies, der Hebel für jeden Widerstand, die Regierung in Frankreich durch Spaltungen gänzlich

gebrochen ſchien. — Wenn Marlborough im Jahr 1705 unter weit ungünſtigeren Verhältniſſen, da Ludwig XIV. auf dem Throne ſaß, und ganz Frankreich dem Willen dieſes Monarchen mit Begeiſterung anhing, den Gedanken faſſen konnte, aus den Niederlanden in die Champagne einzudringen, und nur die Feldherrngaben des Marſchalls Villars die Ausführung dieſes Entſchluſſes aufzuhalten vermochten: ſo ſcheint es beinahe unbegreiflich, wie man unter den gegenwärtigen Verhältniſſen den Gedanken, den Krieg in das Innere von Frankreich zu tragen, nicht einmal ernſtlich bedacht haben ſollte. Es ſcheint unbegreiflich, daß ſelbſt die knechtiſche Anhänglichkeit an eine veraltete Kriegsſchule nicht zu dieſem Entſchluſſe führte, der ſo ſehr im Wunſche der Cabinette lag; da ja die Muſter, nach denen man ſich für den Krieg zu bilden vorgab, hiezu auffordernde Beiſpiele lieferten. Es ſcheint unbegreiflich, wenn man weiter bedenkt, daß die Führung des Feldzuges von der Roer bis an die Schelde hinlänglich bewies, daß ſich im Hauptquartier Koburgs Männer befanden, die mit der Fähigkeit, Truppenmaſſen verwenden zu können, mit kriegeriſchem Schwunge, Scharfblick und mit vorſichtiger Kühnheit begabt ſeyn mußten! — Der Geſchichtſchreiber, der nach den Beweggründen forſcht, wird bei ſolchen Räthſeln nur dahin verwieſen, daß Amt und Meinung Arm in Arm gehen müſſen, wenn die letztere nicht dem erſteren Eintrag thun ſoll; daß in dem Falle, der hier vorliegt, der aufrichtige Wille hie und da mangelte, wie ſchon die Uneinigkeit unter den Verbündeten errathen läßt.

Bevor wir an den Entwurf der Fortführung des Feldzugs gehen, iſt eine Schilderung des Kriegsſchauplatzes nothwendig. — Die Gränze Frankreichs von Dünkirchen bis Baſel zerfällt in drei durch ihre Lage,

Befeſtigung und durch die Natur des Bodens gleich verſchiedene Theile: in den Strich zwiſchen dem Meere und der Maas, in jenen von der Maas zur Saar, und in den letzten endlich von der Saar bis an den Rhein, und längs deſſelben bis Baſel. Wir haben es zunächſt nur mit den beiden erſteren zu thun, werden aber, um der Hauptüberſicht willen, auch des dritten erwähnen.

Die Hauptſtärke einer Gränze, und ihre Vorzüglichkeit als militäriſche Gränze, beſteht in den Hinderniſſen, welche ſie dem vordringenden Feinde entgegenſetzen, und in den Hülfen, welche ſie zum eigenen Angriffe auf das feindliche Gebiet gewähren kann. Es iſt daher jede Landesgränze aus dem doppelten Geſichtspunkte der Vertheidigung und des Angriffs zu betrachten.

Mit rauhen, unfruchtbaren, ſchwer zugänglichen Gebirgen, mit dichten Waldungen und anderen Hülfen der Vertheidigung hat die Natur die ſchönen Länder zwiſchen der Maas und der Nordſee verſchont. Nur unſcheinbare Hügel breiten ſich in dieſer Strecke aus; die Waldungen, die hie und da dieſelben decken, ſind meiſt durch den Fleiß der Bewohner angelegt und nirgends undurchdringlich, — Verbindungen durchkreuzen nach allen Richtungen das Land, in welchem eine ſehr zahlreiche Bevölkerung ſich mit Bequemlichkeit ernährt und leicht einem Heere die nöthigen Erhaltungsmittel geben kann. Das einzige und größte Hinderniß, welches jedes Unternehmen in dieſen Ländern erſchwert oder begünſtigt, ſind die Gewäſſer, die bald als Flüſſe, bald als Canäle und Bäche die Städte und Orte vielfach verbinden, bald als Moor und Sumpf die Niederungen ausfüllen.

Von der Nordſee bis zur Maas ſind es vorzüglich die Lys, die Schelde und Sambre, welche die Waſſer-

Verbindungen zwiſchen Frankreich und den Niederlanden, ſo wie im Innern dieſer Länder veranlaſſen. Auf dieſe Hauptflüſſe haben die Franzoſen auch das künſtliche Vertheidigungsſyſtem ihrer Gränze gegründet, das, nach ihrer Meinung, die franzöſiſchen Niederlande zu einem geſchloſſenen Ganzen machen ſollte, keinem Feinde mit offener Gewalt erzwingbar.

Die weſtlichſte Angriffs-Fronte, welche die franzöſiſche Gränze darbietet, geht von Dünkirchen nach Lille. Der Canal von Bergues bis Colm, die Aa, der Canal d'Artois, die Lys und die Deule bezeichnen die Vertheidigungslinie. Dünkirchen, Bergues am Canal gleichen Namens, St. Omer, Aire, St. Venant, Bethune und Lille ſchützen dieſelbe. Die zweite und dritte Linie bilden Gravelingen, Calais, Ardres, Arras, Montreuil, Hesdin, Dourlens und Bapaume. Eine vierte Linie bildet die Somme mit den feſten Plätzen St. Quentin, Peronne, Amiens, Abbeville und St. Valerie.

Zwiſchen Lille und Maubeuge befindet ſich zuerſt die Deule, dann die Scarpe und Schelde bei Condé und Valenciennes. Den offenen Raum zwiſchen dieſem Punkt und Maubeuge ſoll das im eingehenden Winkel gelegene le Quesnoy decken. In zweiter Linie ſind Bouchain und Cambray, Landrecy und Avesnes.

Die Strecke von Maubeuge bis Charlemont hat nur das kleine Philippeville als Zwiſchenpunkt in erſter Linie, Rocroy und Mezieres aber in zweiter.

Da die Ausdehnung der Vertheidigungslinie von Dünkirchen bis Lille 24 franzöſiſche Meilen beträgt, während die gerade Entfernung zwiſchen beiden Punkten nicht mehr als deren 12 iſt, ſo bildet dieſe Linie einen eingehenden Bogen, der, wenn der Gegner ſich bei Ypern ſammelt,

an mehreren Punkten zugleich bedroht und angegriffen werden kann. Um diesem Nachtheile abzuhelfen, lag es seit Langem im Plane der Franzosen, Ypern, Furnes, Nieuport und Ostende mit dem französischen Reiche zu vereinigen, indem diese Punkte, durch Canäle unter sich verbunden, durch zweckmäßig angelegte Dämme zu einer kürzern und festern Linie benützt werden könnten.

Dieser Vortheil bleibt aber immer nur scheinbar, einmal, da der Angriff auf Lille auch dann noch frei steht, und wenn dieser feste Platz gefallen ist, jene erstgenannten Plätze keinen sonderlichen Nutzen mehr haben, wenigstens zum Schutze der Gränze nichts mehr beitragen. Dann aber und hauptsächlich, weil trotz dieses eingehenden Bogens diese Strecke an sich schon bedeutende Stärke hat.

Obwohl es vielleicht richtiger ist, den linken Flügel derselben nicht sowohl von St. Omer, der Colm nach Bergues folgend, und mit Dünkirchen an die See gestützt, sondern diese beiden festen Punkte nur als vorgelegte Werke der Linie von St. Omer nach Gravelingen zu betrachten, so haben sie doch wegen der Ausdehnung, in welcher sie der Feind umgeben muß, und wegen der Vortheile, welche dem Vertheidiger zu Wasser sich darbieten, große Widerstandskraft, die durch geringe Nachhülfe, vorzüglich durch einige Werke an den Schleußen und Uebergangspunkten der Colm, noch überdies sehr erhöht werden kann. — Auch die Mitte dieser Angriffsfronte, von St. Omer nach Aire, 4 französische Meilen lang, ist schon durch ihre zurückgezogene Lage, und dann durch ihre örtliche Beschaffenheit fest. Bei einer thätigen Vertheidigung, wo alle verwendbare Streitkraft auf dem rechten Flügel, bei Lille, gesammelt steht, kann kein Feind, ohne große Ueberlegenheit, wagen, diese kleine Strecke anzugreifen. Oertlich hat sie

durch den neuen Canal, der unfern Blaringhem vom Canal d'Artois ausbricht, und gedeckt durch das Fort St. François unter Aire an die Lys sich knüpft, ungemein gewonnen, sowohl wegen größerer Entfernung von den Höhen von Lözephem und bequemerer Schifffahrt, als auch wegen kluger Benützung der ausgeworfenen Erde, die als Wall mit Seitenvertheidigung für Canal und Straße eingerichtet ist. St. Omer und Aire selbst, an sich fest, werden durch gut geleitete Ueberschwemmung völlig unangreifbar.

Der rechte Flügel dieser Fronte, die Linie von Aire bis Lille, durch die Lys und Deule gedeckt, ist im Vergleiche der beiden übrigen Theile weniger fest. Der Feind kann durch den Canal von Nieppe, der die Lys mit dem Mazenbrucker Canal verbindet, dem Platze St. Venant die Wassermittel nehmen. Da außerdem Lille nicht, wie es seyn sollte, am Zusammenflusse der Lys mit der Deule liegt, so kann, wenn nicht einige Zwischenpunkte an der Lys (Armentieres, le Gorgne, Merville) haltbar gemacht werden, St. Venant, vielleicht auch Aire, angegriffen werden, ohne daß Lille dies zu verhindern im Stande wäre.

Obwohl also diese an sich feste Linie einige schwache Punkte zeigt, so mußten doch alle Stimmen im österreichischen Hauptquartiere gegen ein Unternehmen nach dieser Richtung seyn. Schon der einzige Grund würde diese Stimmen gerechtfertiget haben, daß, selbst wenn es gelänge, den Landstrich von Nordfrankreich zwischen dem Meere und der Lys zu erobern, dadurch die ohnedies schon sehr lange Operationslinie von Wien bis nach den Niederlanden noch mehr verlängert worden wäre. Die Nähe der Vertheidigungsmittel erhöht nicht wenig die Stärke einer Grenze. Man hatte also Recht gethan, den Vortheil, den

Frankreich hierin gegen Oeſterreich hatte, nicht ſelbſt zu vermehren. Freilich würde die Verbindung mit Holland Oeſterreich dermalen große Hülfe geleiſtet haben, wenn anders Holland ſo bereitet für den Krieg geweſen wäre, wie jeder Staat dies zu jeder Zeit ſeyn ſoll; aber ſelbſt in dieſem Falle konnte für Koburg nicht räthlich ſeyn, daß er, hätten einmal die Umſtände den Gedanken, in Frankreich einzudringen, Raum gewinnen laſſen, den längſten Weg hiezu wählte, den Weg, wo der Feind eine Menge guter Stellungen hatte, wo die moraſtigen Ufer der Somme und ihre, obwohl damals eben nicht im beſten Zuſtande befindlichen, aber leicht herſtellbaren Plätze die Hinderniſſe ungewöhnlich häufen mußten.

Von Lille bis Maubeuge hat der Erfolg des Angriffes größere Wahrſcheinlichkeit. Zwar machen die ſumpfigen Ufer der Schelde und Scarpe einen Theil der Linie feſt, aber der andere Theil, von Valenciennes bis Maubeuge, iſt offen, und le Quesnoy hindert den Angriff auf keinen dieſer Plätze, wie dies wohl der Punkt Bavay gethan hätte, wenn er ſtatt le Quesnoy in das Vertheidigungs-Syſtem gezogen worden wäre.

Dieſe Strecke wurde auch von einigen der damaligen Wortführer als der wahre Angriffspunkt der franzöſiſchen Grenze auserſehen, wenn es je die Umſtände zulaſſen ſollten, nach Paris zu marſchiren. Der Weg dahin iſt nach dieſer Richtung der kürzeſte, das Land eben, offen und reich. Sie betrachteten die Linie von Mons nach Tournay als Grundlage der ganzen Unternehmung, ſchlugen vor, auf dieſen beiden Punkten die Vorräthe und Mittel zu ſammeln, Bavay und Orchies, gegen Maubeuge und Lille, in feſte Plätze zu umwandeln, durch Beſetzung von Mortagne, St. Amand und Marſhiennes ſich der

Scarpe, durch Varlaimont und Chateau d'Enſuy der Sambre und des Mormaler Waldes zu verſichern, den man noch mit einem Verhau durchſchnitte; — dann müßte man das verſchanzte Lager von Maulde und darauf jenes von Famars nehmen, le Quesnoy oder Maubeuge angreifen, wovon keines über drei Wochen halten würde, weiter ſich nach Bouchain wenden, jedoch den Feind, wenn er das Lager von Paillencourt beſetzt hätte (worin Montesquieu 1711 ſich befand), daraus verjagen. Erſt nach dem Falle von Bouchain, der ebenfalls in drei Wochen erfolgen müßte, dürfte man Valenciennes angreifen, da jenes durch ſeine Schleußen die Ueberſchwemmung um Valenciennes meiſtert; endlich wären noch Landrecy, das ungefähr drei Wochen, und Avesnes, das nicht über vierzehn Tage halten könnte, zu nehmen. Jetzt, wenn Maubeuge nicht früher gefallen, müßte der Angriff auf dieſen Platz und zugleich auf das verſchanzte Lager von Faliſe geſchehen, das jedoch ſchwerlich beſetzt ſeyn würde.

Vor dieſen Belagerungen hätte natürlich durch Befeſtigung oder Beſetzung von Lannoy, Tourcoing, Raubait, Menin, Warenton, von Pont à Marque u. ſ. w. die rechte Flanke geſichert zu werden. Nun würde Frankreich geöffnet ſeyn; das Schloß von Guiſe könnte eine Abtheilung von 1500 Mann nicht acht Tage lang aufhalten, und käme in keine Betrachtung. Der Oiſe könne man ſich durch die Befeſtigung von la Chapelle und durch die Redoute bei Eſtre-au-Port verſichern. Man dürfte jetzt nur vorwärts marſchiren über Laon, bei Compiegne auf das rechte Ufer der Oiſe ſetzen, dieſer bis zum Einfluß in die Seine folgen, und Paris umgeben. — Es verſtände ſich, daß gleichzeitig die Rheinarmee durch die Champagne heranrücke. Ein ſolcher Plan, ſollte er in der Ausführung gelingen,

ſetzte ein Zuſammenwirken der Angriffskräfte voraus, mit welchem ſich bei den dermaligen Verhältniſſen die Verbündeten nicht zu ſchmeicheln wagten. Er wurde als gänzlich unausführbar verworfen.

Die Franzoſen hatten übrigens die Blößen dieſes Theiles ihrer Linie nicht verkannt, und Nachhülfe getroffen. Douai, der Hauptplatz der ganzen Linie, die Vorrathkammer für alle zur Rechten und Linken bis an die Lys und Maas liegende Feſtungen, befindet ſich im eingehenden Winkel von Lille und Valenciennes, und kann früher als einer dieſer beiden Plätze angegriffen werden, wenn der Gegner nur einmal ſich zum Meiſter der Scarpe gemacht. Läge Valenciennes am Zuſammenfluſſe der Scarpe mit der Schelde, ſo würde dieſe Vorbedingung nicht zu erwerben ſeyn. Die Franzoſen ſetzten daher das befeſtigte Lager von Maulde und Bruille an jenen Punkt. Ein gleiches hatten ſie bei Paillencourt, zwiſchen Cambray und Bouchain, angelegt, um Herren der Verbindung zwiſchen beiden Plätzen der Lenſe und Schelde zu bleiben, und ſolchergeſtalt Bewegungen, denen ähnlich, vorzubeugen, mit welcher Marlborough im Jahre 1711 den Fall von Bouchain herbeigeführt hatte. — Das Lager von Famars, zwiſchen der Ronelle und dem Ecaillon, war ebenfalls trefflich gewählt, ſowohl um dem Angriff auf Valenciennes entgegenzuwirken, als auch im Falle des Verluſtes dieſes Platzes nicht genöthigt zu ſeyn, ſich hinter die Schelde zu ziehen, und dadurch ſowohl le Quesnoy als die Verbindung mit Maubeuge Preis geben zu müſſen. — Die vielen Plätze dieſer Strecke ſind ſämmtlich feſt, leicht zu verpflegen; ſie lähmen dem Angreifenden, der ſich gegen die erſte Linie decken will, um einen Punkt der zweiten wegzunehmen, viele Kräfte. Wenn der Vertheidiger die rückwärtigen

Verbindungen ſich offen und bequem erhält, wenn er ſich leicht von einem Ufer zum andern zu werfen und überhaupt thätig zu ſeyn verſteht, ſo wird er die Unternehmungen auch eines mächtigen Gegners hier ſcheitern machen.

Von Maubeuge bis Charlemont helfen weder Canäle, noch eine Reihe von feſten Plätzen zweiter Linie dem Vertheidiger, aber das Land iſt unfruchtbar, waldicht, ſehr durchſchnitten. Die ſchöne Straße von Mons nach Chimay bietet eine ſichere Verbindung, auf welcher Beaumont eben ſo nützlich dem Angreifer iſt, der es befeſtigen kann, als dem Vertheidiger, wenn es einen Zwiſchenplatz von Maubeuge bis Philippeville bildet. Iſt Maubeuge, zur Sicherung des Rückens und der Seite, genommen, ſo hat die Picardie nur durch Avesnes und durch die Stellung hinter der Helpe einige Deckung, die aber erſt dann bedeutend würde, wenn die Vertheidiger dieſen Fluß durch Linien mit der Blanche in Verbindung brächten. Dieſe Linien würden, wenn Charlemont genommen iſt und der Feind den Vormarſch längs der Maas verſuchen ſollte, zugleich auch den einzigen Platz in zweiter Linie, Rocroy, ſichern. — Obwohl Beiſpiele aus frühern Kriegen für den Angriff der franzöſiſchen Grenze auf dieſer Strecke ſprachen, ſo glaubten die Verbündeten ihn doch hier nicht wagen zu dürfen, und zwar wegen der Schwierigkeit der Verpflegung, wegen Enge der Grundlage, wegen der vielen Stellungen, welche die Ardennen dem Vertheidiger darbieten, und die man alſo ſämmtlich dem Feinde ſchwer abringen müßte.

Wie nun die Franzoſen in dem offenen Lande von der Nordſee bis an die Maas durch die dreifache oder doppelte Reihe ihrer feſten Plätze und durch andere Hülfe gegen die Verbündeten, die ihnen nichts als Menſchen entgegenzuſetzen hatten, in großem Vortheile ſtanden, ſo

war dies auch der Fall von der Maas zur Saar. Rocroy, Mezieres, Sedan, Montmedy, Longwy, Thionville, Saarlouis bilden hier eine ſchwer zu durchdringende Kette, und mehr als dieſe erſchwert die Beſchaffenheit des Landes einen ernſten Angriff, indem durch die unwegſamen Ardennen einem Heere ſeine vielen Bedürfniſſe nur mühſam nachgeſchafft werden können.

Die günſtige Angriffslinie auf dieſer Seite geht von Trier längs der Moſel vor, und der Fall von Thionville und Saarlouis bedroht die ganze Vogeſenlinie im Rücken. Hier wird Bitſch auf der Strecke von der Saar zum Rheine bedeutend. Die Vertheidigung des Rheines iſt ſchon durch die Natur dieſes Fluſſes erleichtert. Durch Hüningen, Neubreiſach, Schlettſtatt, Straßburg, Fort Louis und Landau haben die Franzoſen dieſer Strecke ſo viele Feſtigkeit gegeben, daß ſelbſt ein überlegenes Heer ſich in dem Raume zwiſchen dem Rhein und den Vogeſen nicht wird halten können, ſo lange die Franzoſen Meiſter der Gebirgspäſſe ſind, die durch Belfort, Pfalzburg und Bitſch, und außerdem durch Stellungen geſchützt ſind. Die gefährlichſte Strecke zwiſchen Bitſch und Saarlouis war durch die Flankenſtellung an der Queich, durch die Lager von Pirmaſens und Hornbach geſichert.

Fielen dieſe Poſten auch, und verſuchte ein verbündetes Heer den Marſch nach Lothringen, ſo mußte es ſich rechts gegen Metz und Thionville, links gegen die Elſaß-Feſtungen ſicher ſtellen. Außerdem erlaubte die Armuth des Landes nur einen Durchzug. —

So bedeutend nun dieſe Vertheidigungsmittel, beſonders in der Strecke von der Nordſee zur Maas, wirklich ſind (zu denen noch der Gebrauch der Schleußen zu fügen war, durch welche die meiſten feſten Plätze ſich mit Waſſer

umgeben, die meiſten Verbindungen unterbrochen werden konnten), ſo waltete doch im damaligen Augenblicke ein Umſtand ob, der ihnen die Hälfte ihrer Bedeutung nahm: die Auflöſung des franzöſiſchen Heeres.

Noch gänzlich unentſchieden über die Wendung, welche er den Unternehmungen geben ſollte, gleichſam verlegen über die bis jetzt errungenen Vortheile, und unbehülflich gemacht durch den Glücksfall, in vier Wochen bewirkt zu ſehen, was ihm Aufgabe für einen ganzen Feldzug geſchienen hatte, kündigte Koburg einſtweilen am 8. April den Waffenſtillſtand auf, und nahm am 9. eine Stellung auf den Höhen von Quivrain, das Flüßchen Hongeaur, die Orte Creszin, Quivrain und Baiſieux vor der Fronte. Clerfait mit den Unterſtützungstruppen lagerte vor Tournay, über Maulde, Bruille bis St. Amand.

Der Aufkündigung des Waffenſtillſtandes ging eine Erklärung voraus, welche jenen Aufruf Koburgs vom 5. April an die Franzoſen widerrief und gänzlich aufhob. Der Prinz ſuchte dieſen Widerruf, den man in Antwerpen mit ausdrücklichen Worten verlangt hatte, durch die Wendung zu verdecken, daß jener erſte Aufruf nur die Wünſche enthalten habe, die er perſönlich für die Ruhe und das Glück Europa's hege, welche beide einzig in Gerechtigkeit und Menſchlichkeit eine dauernde Grundlage fänden. Gegenwärtig ſehe er, daß die Wirkungen dieſer erſten Erklärung ganz denen entgegen ſeyen, die ſie hätte hervorbringen ſollen: er widerrufe ſie demnach in ihrem ganzen Inhalte, und erkläre den Krieg als wiederhergeſtellt, den die Verbündeten nun mit allen Kräften fortführen würden. Von ſeiner erſten Erklärung wolle er nichts beibehalten als das Verſprechen, das er mit Vergnügen jetzt erneuere, aller Orten die ſtrengſte Mannszucht und Ordnung

beobachten, und jede Uebertretung mit der äußersten Strenge strafen zu lassen.

Auch die Preußen langten am 9. April richtig bei Tournay an. Was von Unterstützungstruppen noch zu Tournay stand, wurde von den Preußen dort abgelöst und rückte nach Bruille und Maulde. Nun ließ Koburg durch den Feldmarschall-Lieutenant Alvinzy auch die Lager von Doumet und Fresnes besetzen, wodurch die Verbindung von Condé nach Valenciennes durchgeschnitten wurde. Der General-Major Otto, der die Vorhut führte, besetzte auf dem rechten Schelde-Ufer die Dörfer Alt-Condé, Thivencelles, Crespin, dann Echautpont, Wich, Onnaing und Quarouble, nachdem er den Feind mit geringem Verluste daraus verdrängt hatte. Auf diese Weise war Condé eingeschlossen. Feldmarschall-Lieutenant Latour rückte nach Bettigry und beobachtete Maubeuge.

Die ganze Stärke der verbündeten Truppen zwischen Tournay und Maubeuge betrug jetzt 48,000 Mann, darunter 8000 Preußen. 4 Bataillons, 8 Schwadronen umgaben Condé. Der Prinz von Würtemberg erhielt den Befehl über diese Truppen. Alles Schlachtvieh aus der Umgegend wurde weggeschafft; zehn Schiffe mit Einwohner, die sich flüchten wollten, wurden in die Festung zurückgewiesen.

Condé ist ein kleiner Platz von 8 Bollwerken, am Zusammenflusse der Haisne mit der Schelde. Er hat drei Thore, vor den meisten Courtinen Ravelins, jenseits der Sch[illegible]in Hornwerk. Ueberschwemmungen erhöhen seine Festigkeit. Die Haisne sowohl als die Schelde bilden an sich schon bedeutende Moräste, und diese können durch die Schleußen der Festung, 25 an der Zahl, unter Wasser gesetzt werden. Die Ueberschwemmung, welche die Haisne gibt, reicht bis an das Dorf Pomeräul. Die Haisne und

die Schelde verbreiten das Waſſer bis an die Dammwege von Crespin, ſo daß der Raum vom rechten Ufer der Schelde zum linken der Haisne in einem bedeutenden Bogen, der durch Crespin zieht, ganz ausgefüllt iſt. Die dritte Ueberſchwemmung wird durch die Schelde auf ihrem linken Ufer gebildet und dehnt ſich bis an die Straße von Fresnes aus. Um dieſe drei Ueberſchwemmungen in volle Wirkung treten zu laſſen, ſind 24 Tage nothwendig, vorausgeſetzt, daß Valenciennes ſeine Schleußen nicht ſperre. Zum Ueberfluſſe haben die Franzoſen bei dem Zuſammenfluſſe des Hongeaur mit der Haisne noch das Fort Thivencelles erbaut, das mitten in Ueberſchwemmungen liegt und unzugänglich iſt. — Ein Nachtheil von Condé beſteht in dem Mangel bombenfreier Gebäude.

Die öſterreichiſchen Truppen, welche Condé auf dem rechten Scheldeufer umgaben, lehnten ſich mit dem rechten Flügel an Alt-Condé, mit dem linken ſtanden ſie vor dem Walde von Bon-Secours bei Maccon und ſtützten ſich an die Ueberſchwemmung, die bis an den Weg von Maccon nach der Feſtung reicht. Eine Abtheilung lagerte auf der Höhe oberhalb Fresnes. Dadurch war die Feſtung völlig eingeſchloſſen. Einzelne Poſten bei Chapelle, Thivencelles, Wich unterhielten zwiſchen der Haisne und Schelde die Verbindung. Dampière, im Lager von Famars, ließ dieſe Einſchließung ruhig geſchehen. Seine Vortruppen ſtanden unter Valenciennes nicht tiefer als bis St. Sauve.

Am 13. April mit Tagesanbruch ging Generalmajor Otto mit ſeinen leichten Truppen zwiſchen der Schelde und Ronelle vor, fand St. Sauve, Saultain und Curgies mit etwa 2000 Mann und 6 Kanonen beſetzt, griff dieſe Orte an, und drängte den Feind nach dreiſtündigem Gefechte auf die Höhen von Famars. Er ſelbſt nahm auf

den Höhen von Eſtreu Stellung. Dieſe Bewegung war geſchehen, um den Marſch Koburgs in das Lager bei Onnaing zu ſichern. Clerfait vertrieb den Feind aus dem Walde von Valenciennes und beſetzte die Abtei von Vicogne, ſo wie die Orte Haisnes und Bruay. Die Franzoſen hatten 2 Kanonen, 2 Pulverkarren und 60 Mann in den Händen der Verbündeten gelaſſen; dieſe aber nur 4 Todte und 33 Verwundete, darunter 2 Offiziere.

Auch die Preußen hatten an dieſem Tage einige leichte Gefechte, indem ſie, dem Befehle Koburgs zu Folge, eine Aufſtellung zur entfernten Beobachtung von Lille von der Lys zur Schelde bezogen. Sie lehnten ihren rechten Flügel an Menin und vertheilten ſich über Hallain, Roucy, Tourcoing, Lannoy, Croidemont bis Maulde; in dieſem Lager ſetzte ſich ihr linker Flügel. — Der Oberſt Blücher mußte die Franzoſen erſt aus einigen Orten jagen, bevor dieſe Linie bezogen werden konnte. Man nahm dabei 1 Kanone, 1 Offizier, 17 Mann, 57 Pferde, und hieb 3 Offiziere und 30 Mann nieder.

Ueber dieſe gedehnte Stellung unzufrieden, ſchlug Knobelsdorf am 14. vor, mit ſeinem ganzen Corps ein Lager bei Waterloo zu beziehen, wodurch die Schelde, Tournay und Menin geſichert würden, worauf ihn Koburg am 16. nach Tournay rief, weil durch den Anmarſch der Engländer die Ausdehnung rechts nicht mehr ſo nothwendig war.

Der Marſch in's Lager von Onnaing ſprach die Abſicht Koburgs ziemlich deutlich aus, entweder Condé oder Valenciennes, oder beide Punkte zu gleicher Zeit anzugreifen. In der Nacht zum 14. ließ Otto vor Eſtreu eine Redoute aufwerfen; ein Gleiches geſchah am Maierhofe, der etwa 1200 Schritte vor Onnaing, halbwegs nach

St. Sauve liegt. Früh Morgens ſuchten einige Hundert Freiwillige, die aus der Feſtung kamen, dieſen Werken beizukommen; eine gleiche Zahl griff die Poſten Clerfaits bei Raismes und Brouchay an und warfen Schanzen auf den Höhen von Anzain auf. Derlei kleine Gefechte wiederholten ſich nun von Tag zu Tag. Die franzöſiſchen Generale benützten die Gelegenheit, ihre neuen Truppen an den Krieg zu gewöhnen und die geſetzloſen Haufen des früheren Heeres wieder in die nöthige Ordnung einzuführen. Aus allen umliegenden Feſtungen brachen kleine Abtheilungen gegen die Vortruppen der Verbündeten los und hieben ſich mit denſelben herum. Koburg hatte noch am 15. den Oberſten Fürſten Reuß mit einigen Truppen nach Bavay geſchickt, um hier den Feind, der aus dem Mormaler Walde den linken Flügel des Heeres beunruhigte, zu vertreiben. Fürſt Reuß bezog das kleine Lager bei Hoe, das die Franzoſen inne gehabt hatten. Dieſe aber gingen durch den Wald nach Berlaimont und Pont an die Sambre zurück. Hauptſächlich erſt in dieſem Zeitpunkte ſtrengten die Franzoſen ihre Kräfte an, um dem Lager von Famars die gehörige Vertheidigungs-Fähigkeit zu geben. Sie verſchanzten alle Zugänge, und ſchleppten auch, wie ſie nur immer konnten, Vorräthe nach Valenciennes. Hätte Koburg dieſe Feſtung zugleich mit Condé eingeſchloſſen, ſo würde weder das Eine noch das Andere haben geſchehen können; der Prinz aber fand zu ſolchem Unternehmen, denn der Angriff auf das Lager von Famars hätte als Einleitung dienen müſſen, ſeine Kräfte nicht zureichend.

Er glaubte außer der Einſchließung von Condé bis zum Eintreffen der Verbündeten, vorzüglich der hannöveriſchen Truppen, die erſt in einem Monate erwartet

wurden, nichts thun zu können. Am meiſten beunruhigte ihn die Lage Clerfaits zwiſchen der Schelde und den Wäldern von St. Amand. Eine Pontonsbrücke über die Schelde gab ihm zwar Verbindung mit dem Hauptheere; dieſes aber zählte, die Entſendungen abgerechnet, nicht mehr als 11 Bataillons und 20 Schwadronen. Im Falle die Franzoſen die eine oder die andere dieſer beiden abgeſonderten Hauptmaſſen angriffen, ſtützte ſich Koburgs Hoffnung einzig auf die Beſchaffenheit des Bodens, weil die Kriegsübung und der Muth ſeiner Truppen im offenen Gefechte den Sieg verbürgten.

Koburg glaubte, die jetzt ſo theure Zeit genügend zu benützen, indem er eine Note an alle unter ihm befehligende verbündete Feldherren richtete und zum Ueberbringer derſelben den Oberſt-Lieutenant Grafen Merveldt wählte, einen Offizier von ausgezeichneten Talenten, in welchen der Prinz das größte Vertrauen ſetzte, und der mündlich beifügen ſollte, was etwa die Umſtände in jedem einzelnen Falle erheiſchen konnten. Dieſe Note war folgenden Inhalts:

1) Indem die Lage der Truppen unter Clerfait von Tag zu Tag, und ſo zu ſagen von einem Augenblicke zum andern mißlicher werde, ſo ſey die Unterſtützung derſelben durch die Waffen der verbündeten Heere von höchſter Wichtigkeit, und zwar vorzüglich, weil die Einſchließung von Condé einzig von der Behauptung der Stellung dieſer Truppen abhänge.

2) Se. königliche Hoheit der Herzog von York werde deßhalb auf das Eifrigſte gebeten, alle engliſche Truppen unter ſeinem Befehle, ſowohl die in Brügges anlangenden, als diejenigen, welche zu Oſtende gelandet haben würden, ſo ſchnell als möglich nach Tournay marſchiren zu machen, vor dieſer Stadt ein Lager zu beziehen, um die Beſatzung

von Lille zu beobachten und im Nothfalle die Preußen zu unterſtützen.

3) Se. Excellenz der General von Knobelsdorf werde erſucht, mit allen Truppen, die bei Tournay ſtehen, am Tage noch, da der Herzog von York dort anlangen werde, nach St. Amand aufzubrechen. Das Lager von Maulde bliebe durch die preußiſchen Truppen beſetzt. Die Hauptkraft des Corps werde in der Umgegend von Lécelles, dieſſeits des Baches, lagern, und den linken Flügel an den Kanal von St. Amand lehnen. — Der General werde ſeine Verbindung mit dem Corps des Generals Clerfait, das zwiſchen Bruay und Fresnes lagere, über den ſehr wichtigen Punkt der Abtei von Vicogne behaupten, welche von Truppen Clerfaits beſetzt ſey, und werde gebeten, im Falle der Noth dieſen Punkt, der etwas weit vom öſterreichiſchen Lager entfernt liege, und zu dem von dahin nur ein ſchlechter Weg führe, von St. Amand aus zu unterſtützen.

4) Se. Durchlaucht der Prinz von Oranien werde dringend gebeten, ſich mit der Mehrzahl ſeiner Truppen ſo bald als möglich nach Menin zu begeben, um bei der Hand zu ſeyn, Tournay zu beſetzen, im Falle die Umſtände erheiſchten, daß die Engländer, um näher an den Preußen zu ſeyn, nach dem Lager von Maulde zögen, welches dermalen noch von den Preußen beſetzt ſey. Auf der Linie von Oſtende bis Menin genügten für den erſten Augenblick 2—3000 Mann, wovon der größte Theil in Ypern zu ſtehen kommen ſollte.

5) Der Oberſt Milius werde bis zum Eintreffen der Holländer das Regiment Wallis noch bei ſich behalten. Sobald aber die Plätze von Oſtende bis Menin von den Truppen der Generalſtaaten beſetzt ſeyn würden, ließe er

ohne Säumen das genannte Regiment über Tournay und Bruille zu Clerfait ſtoßen.

6) Da nunmehr von der bloß für den dermaligen Augenblick nothwendigen Beſetzung der Plätze zwiſchen Oſtende und Menin durch engliſche Truppen nicht mehr die Rede ſey, ſo werde ſeine königl. Hoheit der Herzog von York ſeine Truppen ſo bald als thunlich im Lager vor Tournay ſammeln.

Der Civil-Commiſſär, der ſich von öſterreichiſcher Seite bei Sr. königl. Hoheit befinde, werde Allem aufbieten, um den engliſchen Offizieren Wagen für ihr Gepäcke und ſelbſt Reitpferde für die Infanterie-Offiziere, nach deren Begehren, zu verſchaffen. Im Falle Sé. königl. Hoheit für die erſten Tage eine größere Zahl Reiterei brauchte, als dermalen in Oſtende ausgeſchifft ſey, ſo wollte er den General Clerfait davon benachrichtigen, der ihm einige Schwadronen leihen würde.

Die Note, die einſtweilen nur Vorſchläge enthielt, trat in Ausführung, ſobald die Engländer ſich nahe genug befanden, um dieſe Ablöſung mit Sicherheit vor ſich gehen zu laſſen. Am 20. trafen dieſe in Courtray, am 23. in Tournay ein, an demſelben Tage bezogen die Preußen die Stellung von St. Amand.

Siebenter Abſchnitt.

Koburg im Lager von Onnaing. — Stellung der Franzoſen. — Sie wollen Condé entſetzen (1. Mai). — Abſichten der Verbündeten auf Valenciennes, le Quesnoy, Dünkirchen, Lille und Maubeuge. — Abermaliger Verſuch der Franzoſen, Condé zu entſetzen (8. Mai). — Ihr Oberfeldherr Dampière getödtet; Lamarche tritt in ſeine Stelle. — Verlegenheit des Prinzen Koburg. — Verfügungen im verbündeten Heere. — Das Lager von Famars wird angegriffen (23. Mai), genommen und zur Belagerung von Valenciennes geſchritten. — Die Franzoſen im Lager bei Vouchain. — Cuſtine, Oberfeldherr. — Ereigniſſe bei dem Beobachtungsheere vor Valenciennes. — Cuſtine wird durch Kilmaine erſetzt. — Militäriſche Lage Frankreichs.

Den ganzen Monat hindurch blieb nun Koburg in dem Lager von Onnaing — der Hauptſache nach — unthätig ſtehen; die Poſtengefechte, von der Beſatzung der umliegenden Feſtungen fortwährend unterhalten, ermüdeten die Verbündeten, und erhoben, obwohl ſie ſelten glücklich für ſie ausſchlugen, den Muth der Franzoſen. Zahlreiche Wagniſſe der Einzelnen bewieſen dies. Man fürchtete im Lager der Kaiſerlichen ſogar, daß die von den Franzoſen häufig verſtreuten Flugſchriften, welche die Truppen zur Entweichung und zum Aufruhre reizten, Eindruck machten, und der Kaiſer befahl durch ein eigenes Handbillet, Gegenſchriften drucken und durch vertraute Leute ebenfalls auf dem Felde verſtreuen zu laſſen, damit ſie von ſeinen

Truppen gefunden würden, und es aussehe, als kämen sie aus der Hand für die Oesterreicher gut gesinnter Franzosen.

Bis gegen Ende des Monats hatte Dampière durch die aus dem Innern nachrückenden Verstärkungen (Aushebung in Folge des Decretes vom 21. Februar) bereits wieder ein Heer von 55,000 Mann gesammelt. 10,000 Mann derselben lagerten unter den Kanonen von Maubeuge und zwischen Philippeville und Givet; eben so viele befanden sich unter Lamarlière im Lager von St. Madelaine bei Lille, in dem bei Kassel und in der Umgegend von Dünkirchen. Die Hauptkraft, etwa 30,000 Mann stark, hielt das Lager von Famars. Als Zwischenposten von Famars und Madelaine wurden Hasnon mit 4 Bataillons, 12 Geschützen, Orchies mit 4 Bataillons, 8 Geschützen, und Nomain mit 1 Bataillon, 2 Kanonen besetzt. So hatte Dampière eine Linie von der Maas zum Meere gebildet. Einem Befehl des Kriegsministers Bouchotte zu Folge sollten 12,000 Mann der Nordarmee nach der Vendée abgegeben werden, wo eben damals der Bürgerkrieg in hohen Flammen aufschlug. Dampière glaubte vor dem Abmarsche dieser Truppenzahl einen Schlag ausführen zu müssen. Er wollte die Verbindung mit Condé sich öffnen und den Prinzen Koburg nach Quikrain zurückdrücken. Dies sollte am 1. Mai geschehen. — Mit der Mitte, die Division des General Rozière als Unterstützung hinter sich, wollte er selbst über St. Sauve gegen Onnaing vordringen; seinem rechten Flügel unter Lamarche gab er die Richtung nach Saultain; sein linker sollte den Feldzeugmeister Clerfait beschäftigen; den Besatzungen von Maubeuge, le Quesnoy und Lille befahl er Scheinangriffe gegen die Flügel der Verbündeten.

Durch einen sehr rasch und kräftig geführten Angriff machte sich Dampière zum Meister von St. Sauve.

Lamarche warf die öſterreichiſchen Vortruppen aus Curgiers und Saultain; General Neyrode mit einem Theil der Beſatzung von le Quesnoy drang bis Jalain vor. Beide wandten ſich nun gegen die Nonelle, um die Stellung von Onnaing links zu umgehen. — Der öſterreichiſche General Otto, zu ſchwach, um dem Andrange der überlegenen Feinde zu ſtehen, zog zwar ſein Fußvolk zurück, machte aber ſo trefflichen Gebrauch von ſeiner wenigen Reiterei, daß die Truppe im Lager vor Onnaing Zeit gewann, zum Angriffe vorzurücken. Vorzüglich bewies in dieſem gefährlichen Zeitpunkte der linke Flügel der Vortruppe Otto's, den ein junger Offizier, der Oberſt-Lieutenant Fürſt Carl von Schwarzenberg befehligte, eine Beweglichkeit, Haltung und Kühnheit, die eben ſo ſehr die Truppe als ihren Führer ehrten. Obwohl dieſer Offizier nur 2 Schwadronen Uhlanen und 2 Compagnien Tiroler hatte, wagte er dennoch den Angriff von 3 feindlichen Bataillons und 4 Schwadronen aufzunehmen, und führte das Gefecht auf eine Weiſe, daß der Feind vorerſt 6 Geſchütze herbeizubringen für nothwendig hielt, mit denen er ſeinen Gegner, der nicht zu antworten vermochte, weil er keine einzige Kanone hatte, zwei Stunden beſchoß. Darauf wurde der Verſuch, längs der Nonelle nach Sebourg und in den Rücken des Heeres zu dringen, wiederholt, aber auch diesmal, obwohl mit verhältnißmäßig großem Verluſte, von dem Fürſten Schwarzenberg abgeſchlagen. Einſtweilen rückte das erſte Treffen des Heeres unter dem Feldzeugmeiſter Ferraris in die Richtung von St. Sauve, das zweite unter Feldzeugmeiſter Kolloredo gegen Eſtreu und Sebourg vor. Auf dieſen Punkten war der Widerſtand ſo heftig, daß die Truppen in der Linie von Saultain bis Jalain in's Handgemenge geriethen, und Ferraris einige Bataillons zur

Unterſtützung an Kolloredo abgeben mußte. Hauptſächlich das Geſchütz, welches Kolloredo geſammelt auf der Höhe von Sebourg aufführen ließ, verurſachte Unordnung in dem rechten Flügel der Franzoſen, der ſich bald in die Dörfer Saultain und Curgiers zurückzog, ſie in Brand ſteckte, und erſt auf der Höhe vor Preſeau wieder Halt machte. Kolloredo rückte ihm unaufgehalten nach, griff ihn abermals an, warf ihn über die Rouelle, und marſchirte auf eben dieſen Höhen, dem Lager von Famars gegenüber, auf. Zur äußerſten Linken hieben die öſterreichiſchen Ublanen unter dem Fürſten Schwarzenberg in die Beſatzung von le Quesnoy ein, und verfolgten ſie bis an die Thore der Feſtung.

Das öſterreichiſche Heer hatte ſonach eine Rechtsſchwenkung gemacht, und Ferrarie rückte nicht über St. Sauve hinaus, bis nicht Kolloredo auf der Höhe von Preſeau ſtand. Dann jagte auch er den Feind bis auf die letzte Höhe vor der Feſtung.

Auf dem linken Scheldeufer hatte ſich das Gefecht größtentheils auf Geſchützfeuer beſchränkt. Nur die Poſten von Raismes und die Abtei von Vicogne wurden viermal mit großer Heftigkeit angegriffen, aber muthvoll gehalten. Zwei Bataillons Preußen (Regiment Kalkſtein), von dem General Knobelsdorf ſelbſt geführt, unterſtützten hier auf das Thätigſte den General Clerfait. — Die Beſatzung von Maubeuge hatte den Feldmarſchall-Lieutenant Latour nur ſchwach angegriffen. Es kam zu einem Reiter-Gefechte, wo die Dragoner von Koburg eine entſcheidende Ueberlegenheit an Gewandtheit bewieſen, und den Feind tüchtig mitnahmen. Eben ſo wenig ſagte der Angriff auf Orchies, den ein Theil der Beſatzung von Lille ausführte. Zwar nahmen die Franzoſen das Dorf Rbume den 100 Hanno-

veranern, die es vertheidigten, ab; als aber der eben angekommene Herzog von York ein hannöveriſches Bataillon und 2 öſterreichiſche Schwadronen Küraſſiere in das Dorf eindringen ließ, ſo wurden die Franzoſen bald nach Romain geworfen.

Der Verluſt der kaiſerlichen Truppen betrug an dieſem Tage an Todten und Verwundeten nicht weniger als 15 Offiziere, 634 Mann und 134 Pferde. Der des Feindes wurde damals nicht bekannt, doch gaben ihn die franzöſiſchen Quellen ſpäterhin auf 2000 Mann an (Victoires et Conquêtes I, 146). Die Kaiſerlichen behielten 10 Kanonen, 4 Haubitzen und 18 Pulverkarren vom Feinde in Händen. Gefangene wurden nur wenige eingebracht. Die Convents-Commiſſäre erwähnen in ihrem Berichte vier verwundeter Generale, und ſchildern das Feuer einer öſterreichiſchen Batterie des linken Flügels als beſonders verheerend. Dennoch hatten die Franzoſen einen Muth und eine Ausdauer gezeigt, die Dampière kaum erwartet hatte, und die Commiſſäre meldeten daher dem Convent, daß die Unternehmung des heutigen Tages, obwohl mißlungen, künftige Siege verbürge. Das öſterreichiſche Heer blieb in der eingenommenen Stellung, von St. Sauve nach Preſeau, ſtehen, und rückte erſt am Morgen des 2. Mai in das Lager von Onnaing zurück. Kaum war dieſe Bewegung bewerkſtelligt, ſo vertrieben einige Haufen die öſterreichiſchen Poſten vor der Höhe zwiſchen Preſeau und Saultain, und begannen eine Schanze aufzuwerfen. Aber General Otto ließ ſie damit nicht zu Ende kommen, griff mit 2 Bataillons, 4 Küraſſier-Schwadronen und einigen Huſaren das Dorf Preſeau und das Erdwerk an, nahm beides in Beſitz, und ließ nun ſelbſt eine Redoute vor

dem Dorfe Saultain zur Behauptung der vorliegenden Höhe anlegen. Einige 60 Franzoſen wurden niedergehauen.

Vier Wochen waren beinahe vorüber und noch hatten die Verbündeten nichts Entſcheidendes unternommen. Condé, unvermuthet eingeſchloſſen, und, wie man berichtet war, nicht eben zum Beſten mit Lebensmitteln verſehen, verſprach keinen langen Widerſtand. Koburg beſchloß jetzt, wo Truppen in hinlänglicher Stärke angelangt waren, es zu nehmen. Da er ſich jedoch in dieſem Punkte gerne eine Stütze für die weitern Unternehmungen erhalten wollte, ſo ſollte keine förmliche Belagerung, ſondern nur eine Bewerfung vorgenommen werden. Dadurch hoffte man die Magazine in der Feſtung zu verbrennen, und ſo die Uebergabe in 14 Tagen bis 3 Wochen zu erzwingen. Um aber, da man als möglich vorausſetzen mußte, daß vielleicht, durch beſondere Entſchloſſenheit der Bürger und Soldaten, die Feſtung ſich an 2 Monate halte, die Zeit nicht unnütz vorüber gehen zu laſſen, ſo wollte man gleichzeitig zur Belagerung irgend einer andern Feſtung ſchreiten.

Die verwendbare Kraft war zu Anfang Mai ſchon ſehr bedeutend, ſie mußte bis halben Mai noch um Vieles zunehmen. Die Oeſterreicher, welche einen Theil des über der Maas geſtandenen Hohenlohe'ſchen Corps und mehrere zur Deckung der Magazine entfernt geſtandene Abtheilungen an ſich gezogen hatten und 45,000 Mann betrugen, erwarteten bis zu dieſem Zeitpunkte 50,000 Mann zu zählen; die Engländer und Hannoveraner mußten bis auf 20,000 Mann, die Holländer nach Abſchlag der zwiſchen Menin und Oſtende zurückgebliebenen Truppen auf 10,000 Mann anwachſen. Hiezu die Preußen mit 9,000 Mann

gerechnet, ſo zählte das um Condé und Valenciennes ſtehende verbündete Heer 89,000 Mann.

Die Blicke Einiger waren noch immer auf Lille gewendet, da man aber 40 bis 50,000 Mann zur Belagerung dieſes Platzes für nothwendig hielt, dieſe 4 Monate dauern konnte, und folglich vor Ende December nicht mit Wahrſcheinlichkeit auf die Uebergabe der Feſtung zu rechnen war; da ferner, außer einem Beobachtungsheer vor Lille, auch gegen Valenciennes und Maubeuge, um Mons zu decken, wenigſtens 25,000 Mann nothwendig wurden, ſo mußte man von einem ſolchen Unternehmen abſtehen und die Blicke auf Valenciennes wenden.

Meiſter dieſes Platzes zu werden hoffte man, wenn man 25,000 Mann auf deſſen Belagerung verwenden konnte, längſtens in zwei Monaten.

Da man vor Condé nur 8,000 Mann nöthig hatte, eine gleiche Zahl vor Maubeuge zur Beobachtung genügte, vor Tournay endlich eine nach allen Richtungen verwendbare Unterſtützung nicht über 20,000 Mann zu zählen brauchte, ſo blieben, dieſe 36,000 Mann abgerechnet, noch 53,000 Mann, um den Feind aus ſeinem verſchanzten Lager zu ſchlagen und Valenciennes zu berennen. Aber ſelbſt dieſe Kraft ſchien dem Prinzen Koburg noch immer zu ſchwach für eine eigentliche Belagerung, weil das Beobachtungsheer nach ſeinen Anſichten auch dann noch 40,000 Mann zählen mußte, wenn der Feind geſchlagen war, indem ſich dieſer unter den Wällen von Bouchain und Douai ſammeln nnd wieder angriffsweiſe vorrücken konnte. Die Belagerung ſollte daher bis gegen Ende Mai aufgeſchoben werden, wo noch mehrere Unterſtützungen erwartet wurden. — Ein mehr genügender Grund für dieſen Aufſchub war der Umſtand, daß vor

Anfangs Juni das Belagerungsgeſchütz nicht anlangen würde. Mit ihm zugleich erwartete Koburg an Oeſterreichern 4 Bataillons und 1 Huſaren-Regiment, dann 8,000 Mann in engliſchen Sold genommene Heſſen, mithin ungefähr 14,000 Mann; dadurch ſtieg das ganze für Valenciennes verwendbare Heer auf 67,000 Mann, und wenn man 40,000 Mann zur Beobachtung abrechnete, ſo blieben 27,000 für die Belagerung. Koburg entwarf nun folgende nähere Truppenvertheilung. Von den 50,000 Kaiſerlichen ſollten die Einſchließung von Condé und die Beobachtung von Maubeuge beſorgt, folglich 16,000 Mann verwendet werden, und ſomit 34,000 Mann für Valenciennes brauchbar bleiben. Hiezu wollte er an Engländern und Hannoveranern 20,000 Mann ziehen, was zuſammen 54,000 Mann gäbe. Rückten mit Ende Mai die erwarteten 8,000 Heſſen und 6,000 Oeſterreicher ein, ſo ſollte das Belagerungsheer aus 20,000 Oeſterreichern und 8,000 Heſſen, das Beobachtungsheer aus ebenfalls 20,000 Oeſterreichern und 20,000 Engländern und Hannoveranern beſtehen. Der Erbprinz von Oranien ſollte mit 10,000 Mann bei Tournay ſich aufſtellen, rechts den gegen die Gränze von Flandern vertheilten 5000 Mann, links den bei St. Amand ſtehenden preußiſchen Truppen die Hände bieten. Dieſe würden ebenfalls mit dem Hauptheere in genauer Verbindung bleiben und nach Umſtänden von ihm unterſtützt werden oder daſſelbe unterſtützen.

Sollte vor oder während der Belagerung von Valenciennes das franzöſiſche Heer geſchlagen werden, ſo nahm der Prinz ſich vor, nach dem Falle von Condé le Quesnoy anzugreifen, wozu nicht mehr als 10—12,000 Mann und 3 bis 4 Wochen Zeit hinreichend ſchienen. Die Nähe beider belagerten Feſtungen würde dann nur ein einziges

Sicherungsheer nothwendig machen. War, wie man erwartete, Valenciennes mit Ende Juli gefallen, so ging der von Koburg angenommene Vorschlag des Obersten Mack dahin, nach Zurücklassung von 6,000 Mann in Valenciennes und Condé und von 17,000 Mann, die bei Bavay, Malplaquet oder Bettignies aufgestellt werden und Mons decken sollten, sich plötzlich mit dem Hauptheere, was dann etwa 60,000 Mann zählen würde, auf Lille zu werfen. Dort blieben 10,000 Mann stehen, um vereinigt mit den Holländern und Preußen diesen Platz zu beobachten oder auch zu berennen. — Die übrigen 50,000 Mann hätten unaufgehalten den Marsch nach Dünkirchen fortzusetzen und den Feind in seinen Linien anzugreifen. Der Belagerungszug würde dem Heere folgen, Holland und England hätten das Nöthige herbeizuschaffen, um sich seiner schleunigst wieder bedienen zu können. Mit Ende August sollte Dünkirchen genommen seyn.

Dann zöge der größte Theil des Heeres wieder nach Lille zurück, schlösse die Festung vollkommen ein, verschanzte sich auf vortheilhaften Punkten und sicherte die Einschließung so, daß sie auch während des Winters fortgesetzt werden könnte, im Fall dieser große Platz nicht früher durch Bewerfung zur Uebergabe gezwungen werden sollte.

Dieser Plan, der deutlich den Charakter einer halben, durch ganz fremdartige Rücksichten erzwungenen Maßregel trägt, und so wie das ganze Benehmen seit den ersten Tagen des Aprils auf Verlegenheit, Unentschiedenheit und Unfähigkeit im Hauptquartiere deutet, wurde von dem Prinzen allen Befehlshabern der Verbündeten vorgelegt und dem Kaiser eingeschickt. Jene forderte der Prinz zur eifrigsten Theilnahme, und die am Rhein und im Luxemburgischen stehenden Heere insbesondere auf, durch heftige

Anfälle auf den entgegenſtehenden Feind zu verhindern, daß er nicht Truppen nach der niederländiſchen Gränze abſchicke; — dieſen bat er, noch 25—30,000 Mann Verſtärkung nachrücken und zwar bis Ende Juli eintreffen zu laſſen. Mit dieſen Mitteln, äußerte der Prinz, hoffe er einen vortheilhaften Frieden zu erzwingen, und der Monarchie einen dritten Feldzug zu erſparen. Griffen alle Theile mit Treue und Redlichkeit in einander, ſo glaubte er, während einerſeits das Heer auf Lille und Dünkirchen losginge, auch zur Belagerung von Maubeuge ſchreiten und Beſtürzung und Schrecken im feindlichen Gebiete verbreiten zu können. Hätte man aber das Unglück, eine Schlacht zu verlieren oder eine Belagerung aufheben zu müſſen, ſo würde man ſich, wenn die erbetenen Verſtärkungen einträfen, doch wieder aufraffen, um abermals vor einer Feſtung erſcheinen zu können, welches bei den dermaligen Kräften nicht wohl thunlich ſey. — Den Prinzen beängſtigte immer noch die Möglichkeit, daß Preußen oder England ſich von dem Bündniſſe mit Oeſterreich losſprächen. Auch dieſe Möglichkeit führte er als Grund für die Nothwendigkeit einer Nachrückung an, damit er in dieſem Falle auch allein im Stande ſey, die Niederlande zu decken. Der Marſch nach Dünkirchen ſey ohnedies ein Opfer, das er den Engländern bringe, und wozu er die Verpflichtung habe eingehen müſſen, um ſie dermalen, wo er ſie noch nicht entbehren könne, feſt zu halten.

Der Kaiſer billigte den vorgelegten Plan und ließ durch ſeine Miniſter zu Haag und London die Mitwirkung der Verbündeten betreiben. Die eben auf dem Marſche nach dem Rhein begriffenen öſterreichiſchen Unterſtützungen (17 Bataillons, 16 Schwadronen) erhielten die Beſtimmung, ungetheilt nach den Niederlanden ſich zu wenden.

Vergleicht man die Zahl der in den Niederlanden sich gegenüberstehenden französischen und verbündeten Truppen; — bedenkt man den Vortheil des Augenblicks, den die letzten nach der Auflösung des von Dumouriez geführten Heeres für sich hatten; — bedenkt man die Ordnung, Abrichtung, den militärischen Geist, den geregelten Muth, der unter den Verbündeten und vorzüglich unter den Oesterreichern herrschte; dann wieder die Zügellosigkeit, die Unbekanntschaft mit dem Dienste, die Tollkühnheit, welche die Franzosen bezeichneten, so ist Alles seit dem 1. April Geschehene, und Alles, was in diesem Jahre noch folgt, militärisch räthselhaft. Frankreich war verloren, wenn die Verbündeten nur vorwärts marschirten. Es gab keinen Weg der Rettung für dasselbe. Nur die Hoffnung Weniger wagte sich an den unwahrscheinlichen Glauben zu halten, die Sieger würden den hohen Werth ihres Vortheiles und ihrer Zeit an den geringen Gegeneinsatz der Festungen verspielen. Wenn Festungen jemals ein Land gerettet haben, so war das jetzt der Fall; aber es wird auch wenige Beispiele geben, wo der Sieger, so wie jetzt, Alles gethan, was nur immer die feindlichen Festungen als wichtiges und entscheidendes Hinderniß hervorheben mußte. Nicht genug, daß 80,000 Verbündete einem vernichteten Feinde die Gefälligkeit erzeigten, einstweilen und bis er wieder im Felde erscheinen konnte, sich überhaupt mit festen Plätzen abzugeben, — sie griffen auch nicht, wie vormals Eugen und Marlborough, mit einem kleinern Heere, als Koburg führte, gegen einen geordneteren und stärkeren Feind, als Dampière und seine Nachfolger waren, rückwärtig gelegene Plätze an, indem sie sich gegen die vordern deckten; sie benützten nicht im Geringsten die Lücken dieses ersten Festungsgürtels, und faßten vielmehr das

Wild an der Stirne; — ſie griffen nicht einmal ernſthaft an, ſondern tändelten acht koſtbare Wochen um zwei kleine Plätze herum. Damit ihnen aber, wenn dieſe Plätze genommen, die dadurch erzwungene, ohnedies ſchon viel zu theuer bezahlte Oeffnung nichts nütze, wollten ſie dann die beiden Endpunkte dieſer Fronte angreifen, damit, wenn dieſe genommen waren, abermals für die eigentliche Fortſetzung des Krieges nichts gewonnen war. Wenn auch alle dieſe Plätze fielen, ſo ſtand das Spiel ungefähr ſo, als wenn ſie nicht fielen.

Während die Verbündeten noch über dieſem Plane lagen, entwarf Dampière abermals einen in Rückſicht auf die Schwäche und wenige Bildung ſeiner Truppen unklugen Angriff. Aber die Nothwendigkeit, für Condé etwas zu thun, und ſeine Stellung als Oberfeldherr unter einer Regierung, wie der Convent, rechtfertigen ihn. Er hatte aus dem Lager bei Famars und aus jenem auf den Höhen von Anzain am andern Ufer der Schelde lebhaft den kleinen Krieg unterhalten, auch durch Parteien und aus den Feſtungen die ganze Poſtenlinie der Verbündeten vom Meere bis an die Sambre thätig beunruhigen laſſen. Der Vortheil kam öfter als vormals auf ſeine Seite; dies erhob die Zuverſicht ſeiner Truppe. So hatte der franzöſiſche General Stettenhofen am 6. Mai die Quartiere von Boesbrughe und Poperingen, wo 1 Bataillon Mich. Wallis, 1 Schwadron Blankenſtein-Huſaren, und eine Abtheilung Jäger unter dem Oberſten Milius die Vorpoſten der Holländer hielten, mit Erfolg angegriffen. Ausfälle von le Quesnoy am 7. Mai auf den Fürſten Reuß und den linken Flügel des Generals Otto, aus Maubeuge auf die Poſten an der Sambre, — aus Valenciennes auf St. Sauve und Saultain, aus Lille auf St. Amand unternommen,

bereiteten den Hauptangriff, der am 8. geſchah, vor, indem ſie einſtweilen die Aufmerkſamkeit der Verbündeten von der Angriffsſeite abziehen ſollten.

Am 8. nach 7 Uhr Morgens ſahen ſich die Poſten Clerfaits plötzlich und in der ganzen Ausdehnung ihrer Stellung angegriffen. Wir wiſſen, daß dieſe ſich mit dem linken Flügel bei Brnay an die Schelde ſtützte, und über Raismes und Vicogne durch den Wald gegen Hasnoe zog, wo ſie ſich an die Aufſtellung der Preußen ſchloß. Die Hauptkraft der Franzoſen war aus dem Lager von Famars auf die Höhen von Anzain gerückt, und vereinigte ſich mit den Truppen, die ſeither auf dieſen Höhen gelagert hatten. Mehrere Batterien ſchweres Geſchütz krönten dieſe Höhen und wurden nach und nach ſo weit gegen Raismes und gegen die Abtei von Vicogne vorgebracht, daß ſie ein ſehr hitziges Feuer auf dieſe Punkte beginnen konnten. Das Feuer dauerte nur kurze Zeit, dann gingen die Franzoſen in den Sturm über, den ſie mit ungemeiner Heftigkeit ausführten, und nach dem erſten mißlungenen Verſuche mit groſſem Nachdruck wiederholten. General Wenkheim mit den Walloner Regimentern Würtemberg, Ligne und Vierſet, dann mit Abtheilungen der preußiſchen Regimenter Kalkſtein und Knobelsdorf war es, der den Andrang dieſer wilden Haufen brach. Das Grenadier-Bataillon Rouſſeau, dann die Infanterie-Bataillons Anton Eſterhazy, Wartensleben und Brentano rückten als Unterſtützung nach, ſobald Dampière auf's Neue ſeine Truppen zum Sturm vorführte.

Vierzehn Stunden hindurch ſchlug man ſich vor und in dieſen Orten; fünfmal ward der Angriff wiederholt und jedesmal zurückgewieſen. Der Ungeſtüm der Franzoſen reichte gegen die Kaltblütigkeit und Ordnung der

Oeſterreicher nicht aus. — Einſtweilen hatte auch Lamarlière die ganze Strecke von Belleporte über Rumegies bis St. Amand angegriffen, und ſeinen rechten Flügel (Diviſion des Generals Doponche) über die Scarpe geſchickt, wo er gemeinſchaftlich mit Dampière im Walde von Vicogne focht und endlich Nachmittags, nachdem abermals 7 Bataillons über die Scarpe geſetzt und ihn verſtärkt hatten, im Rücken der Abtei ſelbſt erſchien. Dampière erneuerte ſeine Anſtrengungen, aber der Erfolg war auch jetzt nicht auf ſeiner Seite. Die Brigade Hedouville, welche Raismes angriff, konnte den Ort nicht nehmen.

Zwiſchen dieſer Brigade und den Truppen, welche gegen die Abtei ſtanden, blieb eine gefährliche Lücke. Dampière hatte eben einige Bataillons dahin geführt, durch ſie die Poſten der Oeſterreicher zum Theile zurückgedrängt, und machte ſich bereit, mit 8 Bataillons und 200 Jägern eine Schanze, welche Raismes deckte, zu nehmen, als eine Kanonenkugel ihm das Bein zerſchmetterte. — Es war ſchon Abends, da dies geſchah. — Sein Fall hatte den Rückzug der Franzoſen zu Folge. — Das Gefecht, eines der heftigſten, was in dieſem Kriege geliefert worden war, brach unter dem Schutze der Dunkelheit ab.

Der Angriff auf St. Amand war mehr zum Schein, als um ſich wirklich dieſes Punktes zu bemeiſtern, geführt worden, und blieb ohne Erfolg. Auch war Lamarlière nicht ſtark genug, um gegen die preußiſchen Truppen obzuſiegen, denn beſorgt für ſeine Linke, die er von Tournay aus ſehr in Gefahr glaubte, hatte er ſchon in Belleporte 3 Bataillons mit 6 Kanonen zurückgelaſſen, und außerdem den General Chaumont nach Rumegies entſendet, um dieſen von Hannoveranern beſetzten Ort anzugreifen, und

überhaupt in der Richtung gegen Tournay auf der Hut zu ſeyn.

Am rechten Scheldeufer unterhielten die Franzoſen ein heftiges Geſchützfeuer, und nur auf ihrem äußerſten rechten Flügel brachen von Maubeuge und le Quesnoy kommende Abtheilungen unter General Nesgrede gegen Jalain vor, und drohten mit einer größern Unternehmung. General Otto ließ ſeine Reiterei in die feindlichen Abtheilungen einhauen, worauf dieſe alsbald in die Linien von Famars und nach le Quesnoy zurückwichen. — Der Verluſt Clerfaits an dieſem Tage belief ſich an Todten und Verwundeten auf 23 Offiziere, 525 Mann, 7 Pferde. Jener der Franzoſen wurde auf 1000 Mann geſchätzt. Ihrer eigenen Angabe zu Folge ſtieg er bis auf 1500 Mann.*)

Die Betäubung, welche der Fall Dampière's unter den Franzoſen im erſten Augenblicke hervorbrachte, war allgemein, und drohte ſie zu verderben, wenn der Gegner dieſen Augenblick nützte.

Dampière hatte durch einen unabläßigen, man möchte ſagen, erfinderiſchen Eifer die vielleicht nicht ganz reine Art, wie er zum Oberbefehle kam, vergeſſen machen. Er hatte den Ehrgeiz, dem Vertrauen ganz zu entſprechen, das er vom Convente gefordert und erhalten.

Seine Perſönlichkeit, die gerne hervortrat, den Schein und die Auszeichnung liebte, ſprach die Menge an. Er hatte in kurzer Zeit ſehr günſtig auf ſie gewirkt. Mit ſeinem Tode war das Heer als verwaiſt zu betrachten, und deſſen Lage gefährlicher als je, da man im franzöſiſchen Lager vorausſetzte, daß die lange Unthätigkeit

*) Victoires et conquêtes I., 147.

Koburgs eben jetzt enden werde. Mit allen Zeichen kriegerischer Achtung wurde Dampière, der bald, nachdem er die Wunde erhalten, starb, im Lager von Famars begraben, und ihm ein Trauergerüste dort aufgerichtet. General Lamarche nahm einstweilen den Oberbefehl. Aber Koburg war weit entfernt, etwas Entscheidendes zu unternehmen. Vielmehr machten ihn das Gefecht vom 8. und die Berichte Clerfaits und Knobelsdorfs über die Heftigkeit des französischen Angriffs noch besorgter und unentschiedener.

Clerfait hatte ihm geschrieben, er zweifle, auch bei dem besten Willen in die Länge solchen Angriffen widerstehen zu können, und halte bei Hergnies eine Pontonsbrücke über die Schelde, so wie auch eine über den Kanal für unerläßlich, um nicht zwischen die Wasser geworfen zu werden, und einen sicheren Rückzug zu haben. Knobelsdorf, der an diesem Tage 5 Offiziere und 300 Mann verloren und viele Munition verschossen hatte, erklärte sich, bei ähnlichen Angriffen nicht mehr im Stande zu seyn, den General Clerfait zu unterstützen. Er würde es selbst diesmal nicht haben thun können, wenn nicht 3 Bataillons Engländer, geführt durch den Herzog von York, zu seiner Hülfe herangerückt wären.

Der Gedanke, daß mit jedem Gefechte ein Theil seiner Truppen verloren war, während die Franzosen ihren Unterstützungen so nahe sich befanden, — diese Bangigkeit vor der Entfernung der Quellen der Kriegsmittel überhaupt befiel jetzt den Prinzen Koburg eben durch diese Vorstellungen der Generale und durch die Beweise, welche die Franzosen von ihrer Tüchtigkeit im Angriffe gaben, mehr als je. Der Prinz wendete sich daher abermals auf das Dringendste an den Hofkriegsrath, und bat um Verstärkung. Er sagte voraus, daß durch wiederholte Gefechte

das Heer bis zu dem Zeitpunkte, wo Belagerungen vorgenommen werden sollten, so herabgekommen seyn werde, daß er nichts, was den Waffen zur Ehre gereicht, würde ausführen können; ja, daß es dann aufgerieben und gezwungen seyn werde, sich vertheidigungsweise zu verhalten, und einen schlechten Frieden zu machen. „Das Heer erscheint groß auf dem Papiere," fuhr er fort, „aber sein Stand ist weit geringer und nothwendiger Weise vertheilt. Die Verbündeten erscheinen überdies später und schwächer, als man berechnete. Er bitte daher, daß man den Marsch der 25 — 30,000 Mann beschleunige, um welche er den Kaiser ersucht habe. So ungeheuer auch die Kosten des Krieges seyen, so würde doch unter Verhältnissen wie die dermaligen die eigentliche Verschwendung nur in verderblichen Ersparnissen liegen."

Der Hofkriegsrath hielt sich dagegen an das Frankfurter Uebereinkommen, und bewies dem Prinzen, daß dermalen schon statt der 120,000 Mann, wozu sich Oesterreich verpflichtet hatte, 135,000 Oesterreicher am Rheine, in den Niederlanden und im Luxemburgischen zu Felde stünden, und, wenn die Unterstützungs-Truppen bei dem Heere eingetroffen seyn würden, diese Zahl gar auf 168,000 steige, darunter 35,000 Reiter. Zählte man nun zu diesen Kräften die der Verbündeten, wie sie in jenem Uebereinkommen bestimmt worden waren, so würde die Gesammtzahl der auf dieser Grenze gegen Frankreich streitenden Heere 297,000 Mann betragen. — Und damit war die Sache abgethan. —

Diese Umstände trugen bei, den Prinzen Koburg fortwährend in Unthätigkeit zu erhalten. Er glaubte sein Heer zu stärken, wenn er nichts thue. Gerade das Entgegengesetzte glaubten, was ihr Heer betraf, die Franzosen.

Sie gaben an keinem Tage das Vorrecht des Angriffs auf, neckten und quälten die Verbündeten auf allen Punkten, und hatten noch in der Nacht zum 9. Mai gegenüber der Abtei von Vicogne einen Posten verschanzt, den sie während des 9. als Anhaltepunkt für ihre Neckereien einübten. Dies bewog Clerfait, ihnen denselben schon am 10. abzunehmen, was auch mit Anbruch des Tages geschah. Drei Abtheilungen, durch den Oberst-Lieutenant Rousseau und die Majors Graf Cloe und d'Aspre geführt, dann 300 preußische Freiwillige, überfielen die Schanze, machten die Mehrzahl der Besatzung (3 Offiziere und 170 Mann) nieder und brachten den Rest (10 Offiziere und 150 Mann) als Gefangene ein. Clerfait hatte an diesen beiden Tagen ebenfalls 10 Offiziere, 275 Mann und 40 Pferde verloren. Die Wegnahme dieser Schanze minderte in den nächsten Tagen die Postengefechte, jedoch nur wenig.

Der halbe Mai war gekommen, und nun rückten die Verbündeten nach und nach dem Heere zu. Koburg gab demselben eine veränderte Eintheilung, und zwar: das Corps des Prinzen Hohenlohe, welches seither im Luxemburg'schen und Trier'schen gestanden hatte, und davon ein Theil an die Maas gerückt war, wurde in drei Theile gesondert, wovon der eine die Mosel, der andere Luxemburg, der dritte die Verbindung von Namur mit dem Hauptheere sichern sollte. Die Feldmarschall-Lieutenants Blankenstein, Schröder und Beaulieu erhielten über diese 3 Abtheilungen den Befehl, die zusammen (die Besatzung von Luxemburg mit eingerechnet) 31,940 Mann stark ausgemessen waren, darunter 6207 Reiter. Der Prinz Hohenlohe, durch diese Eintheilung entbehrlich, wurde in's Haupt-Quartier gerufen, um den Obersten Mack, dessen Gesundheitsumstände den Felddienst nicht länger zuließen, und

der zugleich überdrüſſig ſeiner bisherigen Verwendung war, in der Stelle des General-Quartiermeiſters zu erſetzen.

Das kaiſerliche Hauptheer zerfiel in die Truppen unter Latour bei Bettignies; in jene unter General-Major Werneck bei Bavay; in die Truppe, welche Condé umgab; in die bei Orcy und Ypern entſendeten Abtheilungen; endlich in die vor Valenciennes ſtehende Hauptkraft; zuſammen 54 Bataillons, 88 Schwadronen, deren ausrückender Stand 49,587 Mann (darunter 11,143 Reiter) betrug. Die Engländer und Hannoveraner wurden auf den linken Flügel des kaiſerlichen Hauptheeres gezogen, lehnten ſich rechts an Nombies, links an Sebourg.

Die Preußen behielten ihre Stellung bei St. Amand. Die Holländer unter dem Erbprinzen von Oranien nahmen mit 12 Bataillons und 12 Schwadronen eine Stellung bei Orcy vor Tournay. Ihre Vorpoſten gingen von Tantignye über Rhumes, Eplechieu, Lamain bis la Tombe. Der Feind im Lager von St. Madelaine hielt hier die ſeinigen von Vachy gegen Baſieux.

In Flandern befand ſich der Prinz von Oranien bei Menin mit 8 Bataillons, 8 Schwadronen. Er gab Beſatzung nach Ypern, Knoke, Furnes, Oſtende.

Am 20. Mai begann man endlich im Hauptquartier die Nothwendigkeit zu fühlen, die ſeit dem 1. April ſtill geſtandenen Unternehmungen weiter zu führen. Man entſchied ſich Tags darauf für den Angriff des Lagers auf Famars als Einleitung zur Belagerung von Valenciennes.

Das Lager von Famars beſtand in einer Reihe durch getrennte Erdwerke befeſtigter Höhen zwiſchen der Ronelle und dem Ecaillon. Der linke Flügel war an Valenciennes gelehnt, der rechte ſtand auf den Abfällen von Manig

gegen Artre. Erdwerke von großem Umfange und sehr starkem Durchschnitte krönten diese Abfälle. Von nicht minderem Gehalte waren diejenigen, welche die Franzosen längs der Fronte des Lagers, die mit der Ronelle gleich lief, erbaut hatten, und welche vorzüglich die an diesem Bache liegenden und von ihnen besetzten Ortschaften beherrschten. Famars, Petit-Aulnoit und einige Gehöfe waren in das Lager eingeschlossen. Hinter Aulnoit und Saneen macht die Ronelle eine nach dem Lager eingehende Krümmung. Ueber diese legten die Franzosen eine starke Truppe vor, und deckten dieselbe mit drei durch Linien unter sich verbundene Redouten. Durch dieses Verwerk waren die Lager der gegenseitigen Heere einander so nahe, daß sich die äußern Verschanzungen beinahe durch Feldgeschütz erreichen konnten.

Im Lager von Famars selbst mochten an 20,000 Mann vereinigt seyn; 4 bis 5000 besetzten jenseits der Schelde die unter dem Feuer der Citadelle von Valenciennes liegenden verschanzten Höhen von Anzain und hatten ihre Vortruppen im Walde von Vicogne längs der Straße von Raismes nach Aubry hinter Verhauen und Erdwerken.

Zum Angriffe auf diese Lager wurde das verbündete Heer in drei Hauptcolonnen und zwei Seitencolonnen getheilt, und erhielt folgende Weisung:

Erste Hauptcolonne: Herzog von York (16 Bataillons, 28 Schwadronen, 38 Stücke Reservgeschütz, 8 Pontons und 6 Laufbrücken). Sammlungspunkt links von Curgiers. Bestimmung: Auf der Berghöhe zwischen Preseau und Maresche vorzumarschiren, über die Ronelle zu gehen, und das Lager in seiner rechten Flanke anzugreifen.

Zweite Hauptcolonne: Feldzeugmeister Graf Ferraris (12 Bataillons, 12 Schwadronen, 23 Stück Reservgeschütz,

5 Laufbrücken). Sammelpunkt: Zwiſchen Saultain und der zweiten Windmühle von Curgies. Beſtimmung: den Feind aus den Verſchanzungen dieſſeits der Ronelle zu werfen und links von Aulnoit unter dem Schutze des Geſchützes entweder wirklich über die Ronelle zu geben, oder wenigſtens alles zu thun, was dem Feinde dies Unternehmen anſcheinlich machen kann.

Rechte Seitencolonne: Feldmarſchall-Lieutenant von Ocder (6 Bataillons, 6 Schwadronen mit 2 Zwölfpfündern). Sammelpunkt: Zwiſchen Onnaing und Eſtreu. Beſtimmung: die Beſatzung von Valenciennes zu beobachten, ſo wie die nach Mons und le Quesnoy führenden Straſſen, und deßhalb ſo nahe an die Feſtung zu rücken, als angeht.

Linke Seitencolonne: General-Major von Otto (2 Bataillons, 12 Schwadronen, 8 Stück Reiter-Geſchütz). Sammelplatz: Auf dem linken Flügel des Lagers. Beſtimmung: nach Villerspol, der Beſatzung von le Quesnoy entgegen zu rücken; dieſe anzugreifen, wo ſie zu finden, und ſo dem Heere Flanke und Rücken zu decken.

Dritte Haupteolonne: Feldzeugmeiſter Clerfait. Greift den Wald von Aubry und das Lager von Anzain an, ſchneidet dem feindlichen Heere wo möglich den Rückzug nach Bouchain ab, oder hält wenigſtens die jenſeits der Schelde ſtehende feindliche Abtheilung im Schach.

Mit dieſem Hauptangriffe vor Valenciennes ſollten Nebenangriffe auf der ganzen Linie von Maubeuge bis Dünkirchen verbunden werden.

Der Erbprinz von Oranien wurde daher erſucht, gegen Lille und Orchies vorzurücken und ſich des Letztern zu bemeiſtern. General von Knobelsdorf ſollte den Poſten von Haſnoe, von St. Amand an der Scarpe aufwärts

gelegen, den die Franzoſen verſchanzt hatten, als ihren Verbindungspunkt, nehmen. Latour und Werneck erhielten Befehl, den Feind an der Sambre anzugreifen. Und ſo erhielt auch am äußerſten rechten Flügel der Prinz Friedrich von Oranien eine Einladung ähnlichen Inhalts. Den Erfolg des Angriffes auf das Lager von Famars auch noch durch Ueberraſchung zu verbürgen und zu erhöhen, wurde keine der gewöhnlichen Vorſichten verſäumt, um das Unternehmen geheim zu halten. Eine doppelte Poſtenkette ſicherte vor Spähern; die Truppen ſelbſt erfuhren nicht früher den Aufbruch, als bis ſie um Mitternacht geweckt, geſtellt und durch Offiziere des Generalſtabs auf die beſtimmten Verſammlungsplätze geführt wurden. Gezelte und Gepäcke blieben unter geringer Bedeckung zurück.

Sobald der Tag anbrach, rückten die Colonnen vor. Dichter Nebel lag über der Gegend und Reiter-Abtheilungen mußten den Feind in den gewählten Richtungen erſt aufſuchen. Sie warfen deſſen Poſten an die Ronelle. Der Oberſt Mack wurde bei dieſen kleinen Gefechten verwundet. Vor dem Dorfe Artre hielt ein größerer feindlicher Aufnahmspoſten, ſowohl Reiterei als Fußvolk. Er ward von den Oeſterreichern ſchnell geworfen, und dieſe drangen mit den Flüchtigen gleichzeitig in den Ort, den ſie jedoch ſtark beſetzt fanden, und wieder räumen mußten. Fünf Batterien, auf den jenſeitigen Höhen errichtet, beherrſchten das Dorf und die Ronelle; alle Fuhrten waren von den Franzoſen durchſtochen worden. Der Herzog von York ſuchte das Feuer der feindlichen Batterien zu feſſeln, indem er ihnen heftig antworten ließ, zog aber ſeine Truppen links gegen Mareche, um hier den Uebergang zu verſuchen. Dieſer gelang auch. Fünf Züge Huſaren unter dem Major Waina ſetzten zuerſt über die Ronelle und warfen ſich den

feindlichen Abtheilungen entgegen; die Laufbrücken wurden mit größter Schnelligkeit geschlagen. Die erste Colonne ging nun unaufhaltsam über den Fluß; nur 6 Bataillons und 12 Schwadronen blieben vor Artre, das Geschütz zu decken, das fortwährend mit dem französischen im Feuer stand.

Während sich dieses bei der ersten Colonne begab, griff die zweite in vier Abtheilungen die feindlichen Verschanzungen vor Aulnoit an. Drei dieser Abtheilungen rückten gerade gegen die Linien, und beschoßen sie heftig; die vierte, theils aus Oesterreichern, theils aus englischen Truppen bestehend, unter Feldmarschall-Lieutenant Beniowski, und geführt durch Major Duka vom Generalstabe, ging, Prescau links lassend, gegen den rechten Flügel der Verschanzungen vor. Gedeckt durch den Abhang des Bodens, gelang es dieser Colonne, den Verschanzungen unbemerkt in die Seite zu kommen; jetzt stieg sie die Höhe hinauf und erschien plötzlich vor dem erstaunten Feinde, der einen Hagel von Kartätschen über sie ausgoß. Aber es war zu spät. Augenblicklich ordnete der General Fürst Karl von Auersperg ein Grenadier-Bataillon zum Sturm und gefolgt durch ein anderes, erstieg er von der einen Seite, — der Oberst-Lieutenant de Brie von der andern die Brustwehre. Der Rittmeister Geringer aber mit einer Schwadron von Barco-Husaren drang durch die Kehle der Schanze, die gesammte Besatzung wurde von den Husaren und Grenadieren niedergemacht oder gefangen. Der französische General le Conte mit 150 der Seinigen blieb auf dem Platze, 10 Offiziere und 140 Mann wurden gefangen, 1 Fahne, 7 Geschütze, 10 Karren erobert.

Zwar hofften die Franzosen diesen Unfall auszugleichen, indem 2 Reiter-Regimenter derselben, eben da die Schanze fiel, durch das Thal der Ronelle heraufjagten,

und ſich ſowohl auf die Stürmenden, als auf den zur Unterſtützung aufmarſchirten Reſt der Colonnen warfen; aber der Major Barco mit ſeinen Huſaren und der Oberſt-Lieutenant Bülow mit 2 Schwadronen hannöveriſcher Leibgarde griffen, obwohl in Minderzahl, ſie mit überwiegender Gewandtheit an, und trieben ſie bis unter die Kanonen der jenſeits der Ronelle ſtehenden Batterien zurück. General Berges nebſt mehreren Offizieren und Gemeinen wurden hiebei von den Hannoveranern gefangen, die ihrerſeits einen Verluſt von 8 Offizieren und 40 Mann erlitten.

Nun ließ Feldzeugmeiſter Ferraris aufmarſchiren, und die genommenen Schanzen beſetzen. Er glaubte anhalten zu müſſen, und ſo lange die erſte Colonne am jenſeitigen Ufer der Ronelle nicht bis auf eine gewiſſe Weite vorgerückt war, ſeinerſeits nicht über das Flüßchen gehen zu dürfen. Es entſpann ſich ein Geſchützfeuer zwiſchen den gegenüberſtehenden Batterien. Zur Sicherung der rechten Seite wurde General-Major Kray bei Marlis aufgeſtellt; ein Punkt, über welchen der Feind mit Scheinbewegungen drohte, und wo man ihn nun durch daſſelbe Mittel feſthielt.

Am linken Flügel war das Gefecht minder heftig geworden. Die Nothwendigkeit, ſich bis an den Ecaillon auszubreiten, koſtete den größten Theil des Tages. — Alle Truppen des Herzogs von York rückten nach und nach über die Ronelle und nahmen die Richtung nach Quevrechin und Moncheaux bis gegen Maing. Die Franzoſen wurden in die Verſchanzungen zurückgejagt, wobei eine Menge einzelne Reiter- und Jäger-Gefechte ſich entſpannen. Bei Quevrechin ließ York ſeine Hauptkraft halten, und da die Truppen ſchon 15 Stunden in Bewegung waren, ausruhen. Er beſichtigte einſtweilen das Lager von dieſer

festesten Seite. Man sah den Abhang der Höhen durch mehrere Redouten, wovon eine die andere überhöhte, vertheidigt. Die Ermüdung war groß; der Sturm kostbar, dauernd und schwer; die Nacht nahe; York beschloß daher, auf dem ersiegten Boden zu lagern, und erst am nächsten Morgen die Schanzen zu stürmen.

Dies wirkte zurück auf die zweite Colonne, so, daß also an diesem Tage nicht sowohl das Lager von Famars angegriffen, als vielmehr jedes Hinderniß zum künftigen Angriffe weggeräumt worden war.

Auch die dritte Hauptcolonne, Clerfait, hatte das ihr vorgesetzte Ziel nur halb erreicht. Er griff den Wald von Vicogne in drei Colonnen an, welche der würtembergische Oberst Gontreuil, der Major Paulus vom Regimente Muray, und der Major d'Aspre vom Regiment de Ligne führten. Obwohl auf mehrere Schanzen stoßend, die man nicht gekannt hatte, warf man den Feind doch bis unter die Batterien zurück, die er außerhalb des Waldrandes aufgeführt hatte, und nahm ihm selbst Aubry ab. Man vertheidigte die nämlichen Erdwerke gegen ihn, als er verstärkt wiederkehrte und sie zurückerobern wollte.

Aber es blieb bei diesem Erfolge. Die Oesterreicher vermochten nicht, größern Vortheil zu erringen, noch die Franzosen, den verlornen Boden wieder zu gewinnen. Die Oesterreicher nahmen hier den Franzosen 2 Fahnen und 2 Geschütze ab. Das Feuer dauerte bis in die Nacht.

Die rechte Seitencolonne vollbrachte, was ihr anbefohlen ward. Sie rückte so nahe, als sie vermochte, an Valenciennes; aber sie fand keinen Feind im Felde, da alle Kräfte desselben auf den wichtigeren Punkten verwendet waren. Die linke Seitencolonne (Generalmajor Otto) wirkte sehr thätig zu den Bewegungen des Herzogs

von York mit, indem sie des Morgens Villerspol überfiel und den Theil der Besatzung von le Quesnoy, der diesen Punkt besetzt hielt, nach Orsainval und weiter bis in die Festung zurück trieb. Da Villerspol unfern von Mareche liegt, so war die Linke des Herzogs hauptsächlich durch eine Flesche beeinträchtigt, welche die Franzosen zwischen diesen beiden Punkten besaßen. Otto ließ sie durch den Major Etwös von dem braven Husaren-Regimente Barco angreifen und nehmen. — So fiel auch eine zweite Schanze in seine Hände. — Die Besatzung wurde meist zusammengehauen, 5 Kanonen genommen. Der Feind machte einige Versuche auf Orsainval und Villerspol; sie blieben vergeblich. —

In der Nacht zum 24., um 2 Uhr früh, setzten sich alle Colonnen der Verbündeten wieder in Bewegung, um den Sturm auf die Werke von Famars und Anzain auszuführen. Aber der Feind hatte diesen Augenblick nicht erwartet. Von den Vortruppen ging überall die Meldung ein, daß kein Feind mehr auf diesen verschanzten Höhen stehe. Erst einige Stunden darauf erfuhr man, daß das französische Heer, der Gefangennehmung oder der Einschließung in Valenciennes zu entkommen, nur etwa 10,000 Mann in diesen Platz geworfen habe, und nach der Cense, zwischen Bouchain und Cambrai, eile. Nun bezog der größere Theil der Hauptmacht Koburgs das Lager auf der Höhe von Famars; nur ein kleiner Theil ging nach Onnaing zurück. Clerfait besetzte die Höhe von Anzain. Der Verlust der Franzosen stieg auf 3000 Mann; 17 Kanonen, 14 Karren wurden gewonnen; man hatte nicht mehr denn 270 Gefangene (worunter 1 General und 20 Offiziere) gemacht.

Der Erbprinz von Oranien hatte am 23., dem Befehle gemäß, Orchies angegriffen, und ein sehr lebhaftes

Scheingefecht unterhalten, das die Erfolge erleichterte, welche die Preußen bei Hasnoe erfochten. Knobelsdorf theilte zur Einnahme der vor diesem Punkte gelegenen Erdwerke und des Ortes selbst seine verwendbaren Streitkräfte in zwei Colonnen, wovon die eine (5 Bataillons, 14 Schwadronen, 1 Jägercompagnie, 2 Batterien) unter dem General-Lieutenant Kospoth am linken Ufer der Scarpe; die andere (6 Bataillons, 1 Jägercompagnie, 50 Kroaten, 1 Batterie) am rechten Ufer durch die Waldungen hinauf rücken sollte. Die große Menge von Wassergräben, die dort nach allen Richtungen den Boden durchkreuzen, machten das Vordringen, und besonders die Verwendung des Geschützes schwer, so daß gleich anfänglich der größere Theil des letzteren zurückbleiben mußte. Dennoch gelang es beiden Colonnen bald, diese Hindernisse zu überwinden — die linke räumte die Verhaue auf, durch welche der Feind das Gehölz durchschnitt, die rechte bemeisterte sich aller Erdwerke, die vor der Abtei von Hasnoe liegen. Als diese Abtei von vornen und von den Seiten umgeben war, ließ Knobelsdorf die Besatzung auffordern, und auf die abschlägige Antwort den Sturm anlegen. Die Brücken und tiefen Gräben, welche die Gärten umgeben, machten den Freiwilligen viel zu schaffen, — sie mußten unverrichteter Dinge zurück. Knobelsdorf ließ die wenigen holländischen Haubitzen, die man mit Mühe durch den weichen Boden in gehörige Nähe brachte, zur Beschießung dieser Abtei verwenden, aber die morschen, nur mit Oelfarbe überstrichenen, aber nicht ausgebesserten Lafleten brachen nach den ersten Schüssen ein.

Der Abend war gekommen, die Verbindungsbrücken, die man in der Eile zwischen beiden Ufern geschlagen hatte, waren vom Feinde bereits wieder eingeschossen; —

die rechte Colonne verſchanzte ſich daher an der Stelle, wo ſie ſtand; die linke ging in den Wald zurück und hielt ihre Poſten am Rande deſſelben.

So blieben beide die Nacht hindurch. Während derſelben wurde Geſchütz herbeigebracht, — ſelbſt der Erbprinz von Oranien ſandte 6 Haubitzen, und am nächſten Morgen ſollte der Angriff erneuert werden. Aber noch in der Nacht meldeten preußiſche Streifwachen, daß der Feind die Abtei räume; wirklich zog er ſich an die Cenſe. Die Preußen beſetzten am 24. den Punkt, hofften die Franzoſen noch in Marchiennes einzuholen, fanden aber auch dieſen in Vertheidigungsſtand geſetzten Ort bereits verlaſſen.

Hier ſowohl als in Hasnoe wurden Vorräthe und Kriegsmittel gefunden. — Der Oberſt v. Blücher blieb nun mit 1 Bataillon und 100 Pferden in Marchiennes. — Der Verluſt der Preußen belief ſich auf 11 Offiziere, 250 Mann. —

Der Erfolg des Erbprinzen von Oranien bei Orchies war am 23. nicht minder günſtig. Schon am 22. Abends brach er mit 3500 Mann Fußvolk und 1300 Reitern, dann 12 Geſchützen aus dem Lager von Maulde auf, ſtieß bei dem Orte Planard auf feindliche Poſten, hob ſie auf, griff um 2 Uhr nach Mitternacht das verſchanzte Dorf Mouchin an, nahm dort 3 Kanonen, 5 Offiziere, und 50 Mann gefangen, hieb 150 Mann nieder, trieb den Feind, deſſen Flucht das hohe Getreide und der durchſchnittene Boden begünſtigten, nach Nomain; dort vereinigten ſich alle 3 Colonnen der Holländer und erſchienen ohne Zögerung vor Orchies, das ſie von vornen unzugänglich und ſtark beſetzt fanden.

Der Erbprinz befahl dem General Münſter, mit 2 Bataillons, 2 Schwadronen den Ort zu bedrohen und heftig

zu beſchießen, während er mit der Mehrzahl der Truppen über Landas gegen Beuvry ging und den Ort im Rücken faßte. Die Franzoſen erwarteten den Ausgang dieſer Bewegung nicht, ſondern eilten nach Marchiennes. Der Erbprinz ließ 2 Bataillons und 1 Schwadron in Orchies. Die übrigen führte er nach Mouchin zurück, und bezog dort ein Lager. Der Verluſt der Holländer ſtieg nicht über 2 Offiziere und 20 Mann.

Auch der Prinz Friedrich von Oranien erfocht am 23. einige Vortheile. Er machte von Menin über Hallain nach Rong eine Scheinbewegung und entſendete 1 Bataillon 1 Schwadron nach Tourcoing. Beide Punkte wurden am 24. von den Franzoſen aus dem Lager von Madelaine heftig angegriffen. Das Gefecht dauerte an 13 Stunden; Rong wurde von den Holländern behauptet, Tourcoing aber ging wieder an die Franzoſen über.

Dies veranlaßte eine Nachrückung der Holländer und Preußen von der Linken zur Rechten, indem der Erbprinz mehrere Truppen gegen Genech ſchob, Knobelsdorf aber Orchies durch Preußen beſetzen ließ. — Um nicht genöthigt zu ſeyn, Gefechte im Gehölze anzunehmen, wo der ungeübte Franzoſe den geübten und an die ſcheinbare Unordnung der zerſtreuten Fechtart ſchwer zu gewöhnenden Verbündeten überwog, kamen Clerfait und Knobelsdorf überein, den Wald von St. Amand nunmehr ganz im Rücken zu nehmen, und die äußerſte Truppenkette über Wallers, Belaing und Herin nach Aubry und Anzain zu ziehen.

Nach allen dieſen Vortheilen ging Koburg nun an die Erndte, die er davon erwartete. Noch am 24. ließ er Condé auffordern; noch am 24. entwarf er die Theilung ſeiner geſammten Streitkräfte, um Valenciennes zu nehmen.

— Condé hatte den Brigade-General Chancel zum Befehlshaber. Dieſer erwiederte auf den Antrag Koburgs, jetzt einen ehrenvollen Vertrag einzugehen, indem ſpäterhin keiner mehr gewährt werden würde: daß er nie einen andern Vertrag, als einen ehrenvollen, abzuſchließen geſonnen ſey, und durch eine ſtandhafte Vertheidigung ſich einſtweilen des Prinzen Hochachtung zu verdienen ſuchen werde.

Die Berennung von Valenciennes war durch die Vertreibung des Feindes aus dem Lager von Famars und Anzain völlig bewirkt. York erhielt insbeſondere hierüber den Befehl. —

Am 26. erließ Koburg aus dem Lager von Eſtreu den Entwurf über die Theilung der Streitkräfte in das Belagerungs- und Beobachtungsheer.

„Die Ingenieur-Offiziere" — ſagte er — „verlangen zur Belagerung 30,000 Mann, worunter 2000 Reiter; da nun die engliſch-hannöver'ſchen Truppen, welche dazu verwendet werden ſollen, 15,000 Mann zählen, ſo werden 13 kaiſerliche Bataillons, 4 Compagnien Scharfſchützen und 10 Schwadronen zu ihnen ſtoßen. Dem Herzog von York wird der in der Kriegs- und Belagerungskunſt ſo erfahrene Feldzeugmeiſter Graf Ferraris zur Oberaufſicht der ganzen Belagerung beigegeben werden. — Verſchanzungen müſſen das Lager des Belagerungsheeres ſowohl gegen die Ausfälle der Beſatzung, als gegen jeden Feind decken, der im Rücken deſſelben erſcheinen ſollte. Das Beobachtungs-Heer wird für die Sicherung gegen Philippeville, Maubeuge, le Quesnoy, Bouchain, Douai und Lille, dann gegen das feindliche Heer, das theils bei Bouchain, theils an andern Orten ſteht, für die Einſchließung von Condé ſorgen. Die Hauptkraft der Kaiſerlichen rückt nach Wavrechin, und

verſchanzt ſich dort ſehr ſtark; ihr linker Flügel ſtößt an die Schelde, ihr rechter verbindet ſich mit den Preußen bei Wallers. Zwiſchen der Schelde und Ronelle ſteht eine Abtheilung zur Sicherung gegen Bouchain, und zur Verbindung mit dem Poſten bei Villerspol, der wieder durch Bettignies und Houdaing mit der an der Sambre ſtehenden Abtheilung in Verkehr ſteht. Die Preußen betrachten Marchiennes als ihren Hauptpunkt. Der Erbprinz von Oranien aber wird Bouvines für ſich als dieſen anſehen, ſich links bei Orchies an die Preußen, — bei Menin an den Prinzen Friedrich ſchließen, der, wie ſeither, die Plätze von Flandern hält."

Der näheren Eintheilung des Belagerungs- und Beobachtungsheeres zufolge zählte das erſtere: 39 Bataillons, 14½ Compagnien, 28 Schwadronen. — Vom kaiſerlichen Beobachtungsheere ſtanden 14 Bataillons, 10 Compagnien, 6 Schwadronen bei Wavrechin; 1 Bataillon, 5 Schwadronen bei Moncheaur; 2 Bataillons, 15 Compagnien, 10 Schwadronen bei Villerspol; 2 Bataillons, 1 Compagnie, 2 Schwadronen bei Houdaing; 4 Bataillons, 5 Compagnien, 10 Schwadronen bei Bettignies; 8 Compagnien, 1 Schwadron bei Charleroi. Endlich waren noch immer den Holländern zugetheilt: 1 Bataillon, 2 Compagnien, 8 Schwadronen. — Condé war durch 4 Bataillons, 4 Compagnien, 8 Schwadronen eingeſchloſſen.

Der Ort Aubry wurde für den Park der Kaiſerlichen, — Vicogne für ihre Magazine, — Herin zum Haupt-Quartier des Prinzen Koburg beſtimmt.

Das franzöſiſche Hauptheer, übel zugerichtet, und abermals durch die erlittenen Unfälle, mehr aber noch durch die Folgen des Abgangs einer kräftigen Führung entmuthigt, lagerte unter den Kanonen von Bouchain auf beiden Ufern

der Schelde. Cuſtine, der ſeither am Rheine befehligt hatte, übernahm am 27. Mai das ſchwierige Geſchäft der oberſten Leitung dieſes Heeres. Drei Feldherren waren binnen kurzer Zeit an deſſen Spitze geſtanden; der vierte ſollte nun verſuchen, ob er Geſchick und Glück genug habe, dieſen Platz, der ihm durch Conventsbeſchluß vom 14. übertragen war, zu behaupten. Cuſtine brachte mit ſich den Ruf eines braven Soldaten. Sein Aeußeres verkündigte einen ſolchen, und die geſchwätzige Offenheit in ſeinem Benehmen war geeignet, die Untergebenen zu gewinnen. Man hielt ihn ferner für einen treuen Anhänger der Republik; dieſe Meinung aber war die Grundbedingung des Vertrauens.

Die Sprache, welche Cuſtine an den Convent führte, beweiſet wenigſtens, daß ihm um das Vaterland mehr, als um ſeine Stelle zu thun war. „Ihr habt," ſagte er, „mir den Oberbefehl über ein Heer gegeben, das von Niederlage zu Niederlage ging. Jene bei Famars iſt die am ſchwerſten zu verbeſſernde. Niemals hätten eure Generale dies Lager verlaſſen ſollen, und ſie würden es noch behaupten, wenn ſie den Feind gehindert hätten, es zu umgehen. Die Maßregeln des Feindes waren ſo weiſe, als es die eurer Generale nicht waren. Aber ich ſprach nun einige derſelben, und dieſe verſichern mich, daß ſie mehrmalen um Verſtärkung angeſucht, aber niemals eine Antwort auf ihr Geſuch erhalten haben, und daher aus Mangel an Kräften das Lager, das ſie nicht halten konnten, lieber verließen, bevor der Feind ſie darin einſperrte. Jetzt handelt es ſich, dieſe Uebel wieder gut zu machen, eine Aufgabe, die nicht leicht iſt. Ich zweifle, daß ich Valenciennes retten kann. Ich werde dies verſuchen, aber ich ſtehe für nichts. Ich werde in Weſtflandern, und von Seite des

Lütticher Landes dem Feinde Beſchäftigung geben — aber um ſeinen Cordon zu durchbrechen, ſeine Magazine zu zerſtören, brauche ich 60,000 Mann; um den Prinzen Koburg anzugreifen, brauche ich 120,000 Mann. — Ich bin über meinen Plan mit mir einig, aber ich darf euch nicht verhehlen, daß er Umſtänden unterworfen iſt, die ihn fehlſchlagen machen können. Das Gelingen wird von der Tapferkeit der Truppen abhängen, die ich anführe. Jene, die ich zu bekämpfen habe, ſind durch das Glück von vier Monaten herzhaft gemacht, aber nicht unüberwindlich. Ihre Siege erkauften ſie theuer, ohne noch eine Eroberung gemacht zu haben. Es iſt alſo nothwendig, daß die Nation das Aeußerſte aufbiete, um ſich dem Joche zu entziehen, welches ihr die Sieger auflegen wollen. Ich werde auf meinem Poſten ſterben, oder euch nie wieder ſehen."

Die Strenge, mit welcher Cuſtine am Tage nach ſeiner Ankunft zu ſeiner verſammelten Truppe ſprach, machte eine gute Wirkung auf dieſelbe, denn überall liebt der Soldat die ſtrenge Aufrechthaltung militäriſcher Zucht und Ordnung; er eifert gegen dieſelbe nur, wenn er Bevorrechtungen und Ausnahmsgeſetze herrſchen ſieht, und, während er ſelber entbehrt und duldet, Andere in ſträflicher Willkür beſchützt ſieht. — Cuſtine ließ die Truppe unter das Gewehr treten, und ſagte: „Mein Alter, meine Erfahrung, und der Rang, den ich durch das Zutrauen des franzöſiſchen Volkes bekleide, geben mir das Recht, mit euch die Sprache des Oberhauptes zu ſprechen; dürfte ich, ſo würde ich die eures Vaters und Freundes vorziehen. Ich habe große Nachläßigkeit in der Ausſtellung eurer Poſten gefunden; ſo ſetzt ihr euch ſelbſt der Gefahr aus, überfallen zu werden. Uebelgeſinnte benützen dann

diesen Unfall, und überreden die Unerfahrenen, daß sie verrathen, daß sie aufgeopfert seyen; — die Angst treibt euch zur Flucht, um späterhin an eurem heimathlichen Heerde darüber zu erröthen. — Ich bemerke," fuhr er fort, „daß sich Viele von euch herausnehmen, willkürlich das Lager zu verlassen. Was ist die Folge hievon? Daß der Soldat, der seine Pflichten thut, darbt, und des Vortheils beraubt ist, den Alle gemeinsam genößen, wenn Alle ihrer Pflicht nachkämen, und im Lager blieben; dann würden die Landleute Lebensmittel genug herbei bringen; jetzt aber fliehen sie aus der Umgegend, denn jeder besorgt, beraubt, mißhandelt zu werden." — Er sprach noch über mehrere Mißbräuche, befahl strenge Mannszucht und versicherte dann den Sieg.

Die Stellung und Stärke der französischen Truppen war in diesem Zeitpunkte folgende:

Im Camp de César bei Vouchain 18,000 Mann. Im Lager von Madelaine unter Lamarlière 13,200 Mann. In Armentières, abhängig von Lille, abwechselnd 2 bis 4000 Mann mit 8 Kanonen. In Bailleul 1200 Mann. In Caestne 700 Mann. Im Lager von Cassel 6000 Mann mit 10 Kanonen. In Steneworde 1000 Mann. In St. Laurent 150 Mann. In Houthkerke 800 Mann, 2 Kanonen. In Bambecke 300 Mann. In Ost-Kapelle 800 Mann 2 Kanonen. In Hondschote 800 Mann, 2 Kanonen. Im Lager von Gyvelde und Dünkirchen 5000 Mann. — Alle Posten zwischen Dünkirchen und Armentières waren verschanzt, und standen unter dem Befehle des Generals Stettenhofen. Ferner im Lager von Maubeuge etwa 4000 Mann. —

Zu schwach, einen Angriff auf Koburg zu unternehmen, beschränkte sich Custine, in der Erwartung baldiger

Verſtärkungen, auf die Flanken ſeines Gegners zu wirken. Schon am 30. Mai rückte eine Colonne von 2000 Mann aus dem Lager von Caſſel gegen Niewkerke, während eine Abtheilung von 500 Mann gleichzeitig von Lille an die Lys ging, zwiſchen Comines und Warwyk über den Fluß ſetzte und Warneton angriff. Oberſt Milius zog ſeine Vortruppe in der Richtung von Ypern bis St. Elon zurück; dort ſammelte er, was ihm zu Gebote ſtand, und jagte jene 500 Mann, die von der zu Niewkerke ſtehenden Truppe zu rechter Zeit nicht unterſtützt wurden, wieder über die Lys. — Tags darauf ſuchten die Franzoſen, von Dünkirchen aus, Furnes zu umgehen, um die Holländer, welche dort ſtanden, für den Rückzug nach Niewport beſorgt zu machen.

Die Holländer vertheidigten Furnes durch vier Stunden, und gingen zur rechten Zeit zurück. Einſtweilen marſchirte Milius mit einigen Diviſionen über Elſendon nach Giveringhove, und bedrohte die vorgerückten Franzoſen im Rücken. Dieſe zogen ſich eiligſt zurück. Der Rittmeiſter Meeko überfiel ihren Nachtrab, und machte 2 Offiziere und 25 Mann gefangen. — Furnes wurde wieder von den Holländern beſetzt. —

Dieſe Bewegungen gegen Flandern wirkten doch in ſo ferne auf die zwiſchen der Lys und Schelde ſtehenden Verbündeten, daß der Erbprinz von Oranien, der in der Nacht vom 31. Mai zum 1. Juni in die Stellung von Ebereng und Bonvires marſchiren wollte, mit dieſer Bewegung einhielt, und dagegen einige Truppen nach Menin und Courtray aufbrechen ließ, um ſeinen Bruder, der ſich bei Dirmude ſammelte, im Falle er ernſtlicher angegriffen würde, zu unterſtützen.

Knobelsdorf ging dagegen mit 2 Bataillons und 7 Schwadronen von Orchies nach Tournay, das er durch

dieſe Bewegung des Erbprinzen entblößt glaubte. Die Beſorgniſſe in Flandern waren bereits widerlegt; am 4. kehrten die Preußen nach Orchies zurück.

Knobelsdorf hatte ſchon ſeit dem 28. Mai, da Koburg deſſen Stellung bei Marchiennes hinter dem Canal Tertaire nicht ſicher genug fand, eine neue zwiſchen Orchies und Marchiennes bezogen. Am äußerſten rechten Flügel ſtanden dicht an Orchies 10 Küraſſier-Schwadronen, weil dort die Gegend frei und eben iſt; der Ort erhielt 2 Bataillons Beſatzung, der übrige Theil der preußiſchen Truppen lagerte längs der Straße nach Marchiennes bis an den Punkt, der die drei Jungfrauen heißt.

In Marchiennes ſtanden ebenfalls 2 Bataillone und eine Abtheilung Schützen und Reiter. Dieſe ganze Linie von Orchies bis Marchiennes wurde verſchanzt, ſo daß das Corps, der Feind mochte es nun von dieſem oder von jenem Punkte angreifen, ſich nur rechts oder links zu ſchieben brauchte, und immer in einem verſchanzten Lager ſtand. In Orchies nahm Knobelsdorf das Quartier.

Am 4., mit Tagesanbruch, beſichtigte Cuſtine dieſe Stellung der Preußen. Die Franzoſen griffen die Feldwachen von Auchy und Coutiche an; — dieſe, eben im Ablöſen begriffen, wehrten ſich mit ausgezeichneter Tapferkeit, tödteten den feindlichen Oberſten Monjou und 12 Mann, nahmen 1 Oberſtlieutenant, 8 andere Offiziere und 28 Mann gefangen, und vermochten die feindliche Abtheilung, wieder umzukehren. Es waren die Lieutenants Bonie, Völker und Schlegel, ſo wie der Hauptmann von Röthecken, welche mit kaum 30 Mann dieſes Gefecht geliefert, und ſich eben ſo beſonnen als tapfer bewieſen hatten.

Auf der ganzen Linie von Dünkirchen bis an die Schelde und weiter bis an die Sambre wurde der Poſten-

krieg in dieſen Tagen wieder lebendig, und die Anſtrengungen der Truppen nahmen zu. Vorzüglich gegen Flandern waren die Franzoſen thätig und hielten die Holländer im Athem. Der Erbprinz von Oranien fürchtete Verantwortung, wenn er ſich nicht näher an ſeinen Bruder ziehe, und das Gerücht, als wollten die Franzoſen Menin und Courtray angreifen, vermochte ihn, am 5. Juni bei dem Prinzen Koburg Erlaubniß einzuholen, Tournay verlaſſen und dafür nach Menin rücken zu dürfen. Der Prinz gab dies zu, befahl ihm jedoch, den Oberſten Milius mit ſeinem Bataillon Grün Lauden, 4 Compagnien Tyroler und 2 Schwadronen Huſaren von Ypern nach Tournay zu ſenden; eben dahin ſollte er 6 kaiſerliche Schwadronen, die er bei ſich hatte, abgeben. Dieſe Truppen ſowohl als auch einige engliſche, die eben in Oſtende gelandet hatten, wurden an Knobelsdorf angewieſen, dieſem aber die Beſetzung des Lagers von Bouvines aufgetragen.

Am 7. hatte dieſe Stellungsveränderung ſtatt, die eine Nachrückung des geſammten Beobachtungsheeres von der Linken zur Rechten zur Folge hatte. Der Erbprinz lehnte ſeinen rechten Flügel an Dirmude, was als Mittelpunkt der Vertheidigung von ganz Flandern angeſehen und mit 4,000 Mann beſetzt wurde; ſeine Mitte hielt in Menin; ſein linker Flügel reichte bis Lannoy. — Die Preußen nahmen Stellung auf der ſanften Anhöhe zwiſchen Bayſieux und Cyſoing, vor der Fronte die Marque. Sie dehnten ſich rechts bis Lannoy, links bis Orchies aus. Jenes wurde durch die preußiſche Ansbacher Brigade (2 Bataillons, 160 Jäger, 6 Geſchütze) und durch 1 Schwadron und 4 Geſchütze der Holländer; dieſes durch 2 Bataillone, 70 Pferde beſetzt. — Nach Marchiennes rückte der kaiſerliche Oberſt Salis mit 3 Bataillons, 4 Schwadronen,

und bildete einen Verbindungsposten zwischen den Preußen und dem kaiserlichen Hauptheere, das in seiner Stellung bei Wavrechin blieb. — Die Abtheilung des Obersten Grafen Hohenzollern, 6 Schwadronen, welche seither bei dem Erbprinzen gestanden hatte, stieß, wie befohlen war, zu den preußischen Truppen, und wurde auf ihren linken Flügel gestellt. Der Oberst Milius, so vertraut mit dem Boden zwischen der See und der Lys, wurde den Holländern noch länger überlassen. — Bei Waterloo und Lannoy kam es zu kleinen Gefechten. Custine verstärkte die Besatzung von Lille um 4,000 Mann. Diese trafen am 8. Abends in Pont à Marque ein, und griffen am 9. den linken Flügel der Preußen, aber ohne Erfolg, an. Am 10. geschah dasselbe dem linken Flügel des Erbprinzen durch 6,000 Mann, die aus dem Lager von Madelaine kamen und sich auf Lannoy wandten. Eine Bewegung des Obersten Blücher mit 1 Bataillon, 2 Schwadronen und einigen Schützen nach Herin in die Flanke des Feindes bewog diesen zur Rückkehr. — Der Oberst Fürst Hohenzollern verschaffte sich für einige Tage Ruhe, indem er die Brücke von Benans dem Feinde abnahm und zerstörte. Aus eben derselben Absicht griff der Erbprinz am 11. Morgens Warwyk, das wieder von Lille aus besetzt worden war, an, und nahm den Ort nach zweistündigem Gefechte. Er folgte den Franzosen über die Lys, und setzte sich in Roncq und auf dem Berge Hellein. Der Oberst v. Blücher hatte durch eine Scheinbewegung von Lannoy aus zum Erfolg dieses Gefechtes beigetragen, in welchem der Generalmajor Prinz Waldeck, der mit Truppen des Prinzen Friedrich zum Angriff auf Warwick mitwirkte, schwer verwundet wurde. Die Franzosen im Lager von Madelaine waren für den Augenblick so ziemlich hinter

die Marque beſchränkt, nur gegen den linken Flügel der Preußen behaupteten ſie ſich noch am rechten Ufer in Templeuve, und am 13., da ſie ſich von den Holländern nicht weiter gedrängt ſahen, rückten ſie wieder bis nahe an Roncq und nach Lincelles vor.

Indeſſen wurden die Laufgräben vor Valenciennes eröffnet, und in der Nacht vom 17. zum 18. ging das Feuer aus 12 Batterien an. Wir werden ſpäter Gelegenheit haben, dem Gange dieſer Belagerung genau zu folgen, und wollen hier in der Erzählung der Unternehmungen des Feindes fortfahren, welche wenigſtens mittelbar zur Rettung des hartbedrängten Platzes beitragen ſollten, da an den Angriff auf Koburg nicht zu denken war. — Zwei Rückſichten beunruhigten in dieſen Tagen die ſonſt ungeſtörten Belagerer. Die eine war die Beſorgniß für Oſtende, wo die Engländer ihre Vorräthe hatten, und über welchen Punkt ihre Verbindung mit dem Mutterlande lief. York drang auf Sicherungsanſtalten für dieſen Platz, Koburg aber beſchwichtigte ihn für dieſen Augenblick durch die Unwahrſcheinlichkeit einer Unternehmung des Feindes nach dieſer Richtung, die immer ein Wagſtück bliebe, da Oſtende ſich vertheidigen konnte, und die Holländer dem Feinde ganz in der Flanke ſtehen würden. — Größeren Einfluß hatten die Vortheile, welche die feindliche Moſelarmee am 9. Juni über die zu Arlon ſtehenden 7 Bataillons und 8 Schwadronen (5,000 Mann) unter Feldmarſchall-Lieutenant Schröder erfocht, und wodurch die Oeſterreicher nach Luxemburg zurückgedrängt wurden. Der Zweck der Aufſtellung dieſer öſterreichiſchen Truppenabtheilung, nämlich mit andern Abtheilungen, die zu Dinant, Namur, Rennich und Saarbourg ſtanden, Verbindungsglieder zwiſchen dem Hauptheer und jenem des

Königs von Preußen, das Mainz belagerte, zu bilden, ging durch den Rückzug nach Luxemburg verloren, indem der Feind ſich Meiſter der Straße nach Mons und Namur machte, und außerdem die Magazine der Preußen auf der Moſel bedrohte. Der König machte einige Vorkehrungen, dieſem Unfalle zu ſteuern; Koburg mußte aber an die eben über den Rhein nachrückenden Unterſtützungen unter den Feldmarſchall-Lieutenants Kinsky und Terzky den Befehl erlaſſen, ſich von Koblenz nach Trier zu wenden, und vereinigt mit der dort ſtehenden Abtheilung unter Feld-Marſchall-Lieutenant Blankenſtein die Linie zwiſchen Valenciennes und Mainz wieder herzuſtellen. Eben ſo wurde Feldmarſchall-Lieutenant Beaulieu, der mit 2½ Bataillonen und 1 Schwadron zu Namur ſtand, befehligt, dieſe geringe Truppenkraft zu ſammeln, und ſich über Mareſche, Rochefort und Clervaux mit Gewalt den Weg nach Arlon zu bahnen. Alle Beſorgniſſe wichen in wenigen Tagen, denn ſchon am 12. Juni verließen die Franzoſen Arlon wieder und zogen ſich nach Longwy, woher ſie gekommen waren.

Cuſtine, immer zu ſchwach, um auf Koburg unmittelbar zu wirken, hoffte durch die unausgeſetzte Anſtrengung, zu welcher er die Seitencorps des Beobachtungsheeres nöthigte, dieſe vielleicht vor dem Falle von Valenciennes noch in einem Grade zu ſchwächen, daß er ſich den Weg zu entſcheidenden Angriffen bereitet hätte. Aber er griff die Verbündeten dadurch bei ihrer ſtärkſten Seite, bei den Vortheilen der Ordnung und Zucht an, und drang daher nicht durch. Jeder Tag brachte Poſtengefechte. Am 19. errangen franzöſiſche Abtheilungen (700 Mann Infanterie und etwa 1,000 bewaffnete Bauern), die von le Quesnoy und aus dem Mormalerwalde gegen den kaiſerlichen Poſten

bei Gomegnies (zwiſchen le Quesnoy und Bavay) vorbrachen, einige Vortheile, indem ſie ihn bis Franoy jagten. Darauf ſteckten ſie Villereaux in Brand und zogen ſich wieder zurück; dagegen machten die Oeſterreicher am 23. mit 600 Pferden eine Erkennung aus dem Hauptlager, auf beiden Ufern der Schelde, durchſchnitten die Verbindung von Bouchain mit Douai und le Quesnoy, fanden die Stärke des Feindes bei Ivay vereinigt und jagten ihm einige Reiter ab. Die zu Lille verſammelten Franzoſen, die man jetzt auf 25,000 Mann ſchätzte, hatten nach allen Richtungen ihre Poſten wieder über die Marque geſchoben; ſie behaupteten le Quesnoy an der Deule mit 600 Mann, 2 Kanonen, Blaton mit 300 Mann, 2 Kanonen, Lincelles mit 2,000 Mann und 8 Kanonen, Bondues mit 1,000 Mann, 1 Kanone, Monvaux mit 100 Mann, Bonbair mit 100 Mann; Croix Lapompont, Hem, die Brücke von Bouvines, endlich Templeuve mit geringen Kräften; dagegen ſtanden in Pont à Marque 3,000 Mann und einige Geſchütze; 100 Pferde und 200 Mann Fußvolk wurden von dort aus nach Capelle vorgeſendet. Der Hauptzweck der gegenſeitigen Gefechte auf dieſer Linie war, ſich abzumüden. Die Franzoſen fanden zu dieſen Zwecken an den beiden Oberſten Hohenzollern und Blücher, wo der Eine die Poſten des linken, der Andere die des rechten preußiſchen Flügels befehligte, thätige Gegner. Aus Anlaß, daß man in der Nacht vom 29. Juni bei Pont à Marque ſtark fahren hörte, unternahm der Erſtere am 30. mit 4 Schwadronen öſterreichiſcher, preußiſcher und engliſcher Reiterei (Lord Herbert war am 23. mit 400 Pferden der königl. Garde, von Oſtende kommend, zu den Preußen geſtoßen), dann mit 1 Bataillon und 4 Kanonen eine Erkennung gegen dieſen Punkt. Bei Capelle ſtieß er auf den Feind, der

etwa 300 Mann Fußvolk und 150 Reiter ſtark war, ſobald er aber ſich von der Reiterei umgehen und das preußiſche Fußvolk im Sturmſchritt gegen das Dorf vorrücken ſah, den Rückzug antrat. Die öſterreichiſchen Küraſſiere von Kavanagh holten ihn ein, und hieben in den hohen Getreidefeldern 60 Mann nieder, 2 Offiziere und 13 Mann wurden gefangen. Hohenzollern marſchirte Pont à Marque gegenüber auf; es kam zu einigen Kanonenſchüſſen, worauf der Oberſt, der ſeinen Zweck erreicht hatte, zurückging. Zwei Tage darauf wurde durch die Rittmeiſter Kronach, von Kavanagh und Ziethen von den preußiſchen Karabinieren der Punkt Pont à Marque abermals beunruhigt, worauf ihn Lamarlière mit Erdwerken umgeben ließ.

Am 3. Juli eröffneten die Belagerer von Valenciennes die dritte Parallele. — An der Sambre hatte Latour ein kleines Gefecht bei Solre; an der Ronelle ſuchten ſich 3 Bataillons, die mit 6 Kanonen von le Quesnoy kamen, des Ortes Villerspol zu bemächtigen. Der Oberſtlieutenant Fürſt Carl Schwarzenberg warf ſich mit einigen Uhlanen-Abtheilungen auf ſie, und entſchied das ziemlich hartnäckige Gefecht. An demſelben Tage (5. Juli) unternahm der Erbprinz von Oranien eine Vorrückung von Tourcoing, Bousbeck und Warwyk gegen Monvaux, Lincelles und Blaton, um wo möglich die kürzere Vertheidigungsſtrecke an der Marque und Deule zu gewinnen. Er gab das Unternehmen jedoch wieder auf, da der Entwurf hiezu durch einen Huſaren verloren ging und in feindliche Hände gerathen ſeyn konnte. Dafür griff der Feind mit 2 Bataillonen, 3 Kanonen und 70 Pferden, von Bailleul aus, am 6. Juli Niewkerke an. Der Hauptmann Willſon, der den Ort mit einer Compagnie Tyroler vertheidigte und

Unterſtützung durch 1 Compagnie Grün Laudon erhielt, jagte ihn mit einem Verluſt von 2 Offizieren und 22 Mann zurück.

Am 11. fiel Condé. Die Beſatzung, wovon der Mann ſeit mehreren Tagen nur mehr von zehn Unzen Brod und zwei Unzen Pferdefleiſch ſich ernährte, ſtreckte am 13., 4,000 Mann, 277 Offiziere ſtark, die Waffen, und wurde als kriegsgefangen in die Erblande des Kaiſers geführt. Sie hatte ſich ziemlich thätig benommen, und noch in den letzten Tagen einige Ausfälle gemacht, wovon der heftigſten einer am 25. Juni war, da ſie auf der Straße nach le Cocq einen Aufwurf anlegte, der ihr mit dem Bajonette abgenommen werden mußte. Der Feldmarſchall-Lieutenant Prinz Würtemberg beſetzte nunmehr, im Namen des Kaiſers den Platz.

Am Tage, da Condé ſich ergab, fielen heftige Gefechte an der Sambre vor; mehrere Schanzen wurden von den Franzoſen genommen. Die Majore Meßlinger und Keglovich von den Regimentern Stein und Blankenſtein nahmen ihnen jedoch dieſe Werke wieder ab. Die Franzoſen ließen 3 Offiziere und an 100 Mann todt, 2 Offiziere, 107 Mann gefangen zurück. Die Oeſterreicher hatten 11 Todte, 25 Verwundete und 35 Gefangene eingebüßt.

Der General Otto vergalt am 14. von Villerspol aus dieſe Angriffe, indem er mit Tagesanbruch durch 2 Schwadronen Huſaren, 3 Compagnien Jäger und Scharfſchützen die Poſten des Feindes bei Avesnes le ſec, Lieu, St. Amand, im Walde von Neuville und in den Gebüſchen von Noyelle anfiel, 100 Mann zuſammenhieb und die Flüchtigen in die Brückenſchanze von Bouchain warf.

Die Sage, daß die Franzoſen aus dem Lager von Madelaine aufgebrochen ſeyen, und ſich, unbekannt wohin,

gewandt hätten, veranlaßte eine Erkennung, die Knobelsdorf am 17. gegen Lille unternahm. Er ging mit 2 Bataillons, 10 Schwadronen bei Bouvines über die Marque und rückte bis Lezenne und Ascq. Hier hielt er an, da er Feinde in seiner Rechten bemerkte, und auf die Entdeckung kam, daß einige Windmüller dem Feinde das Zeichen seines Anmarsches durch ganz einfache Bewegungen gaben. Er fand die Franzosen wieder im Lager von Madelaine, indem sie nur eine Drohung gegen die Holländer im Schilde geführt hatten. Knobelsdorf kehrte über die Marque zurück.

Das kaiserliche Beobachtungsheer zwischen Denaing und Villerspol war durch die seither um Condé gestandenen Truppen, durch hessische Soldvölker und durch die nach und nach heranrückenden Unterstützungen aus den Erblanden auf 38 Bataillons, 31 Compagnien, 79 Schwadronen gebracht. Es stellte jetzt am rechten Scheldeufer noch zwei Sicherungsabtheilungen auf, nämlich 4 Bataillons, 1 Compagnie, 8 Schwadronen bei Querenain; die hessischen Völker aber (8 Bataillons, 12 Schwadronen) bei Jallain. Auf beiden Ufern der Schelde begaben sich fortwährend kleine Reitergefechte, die meist zum Vortheile der Oesterreicher sich endeten und den Vorposten die Zeit vertrieben. Eben so an der Sambre, wo der Feind am 22. mit 300 Mann Marchiennes angriff und durch 100 Reiter diesen Ort umging. Oberst Salis warf ihn mit geringem Verlust zurück.

Einen ernsthaftern Angriff unternahmen die Franzosen an demselben Tage auf die Holländer; die ganze Linie derselben von Tourcoing bis Commines ward heftig gedrängt, während bei Laponpont, die Preußen zu beobachten, an 5,000 Mann gesammelt standen, und starke

Abtheilungen nach Capelle und Templeuter rückten. Sobald aus dem Lager von Menin Unterſtützungen auf den angegriffenen Punkten erſchienen, wichen die Franzoſen wieder in ihre alte Stellung zurück. Nur 1 Offizier, 14 Mann von den Ihrigen wurden gefangen eingebracht, und zu Commines fand man 3 Offiziere, 12 Mann todt. Die Holländer büßten 3 Offiziere, 20 Mann ein; — Grün Laudon verlor 1 Offizier, 6 Mann.

Nach dem Falle von Condé glaubte man im Hauptquartier der Verbündeten einen Augenblick an die Möglichkeit, ohne Verzug die Belagerung von le Quesnoy vornehmen zu können, wie dies im Plane des Oberſten von Mack feſtgeſetzt worden war. Man kam aber wieder davon ab, indem man ſich für zu ſchwach hielt, zwei Belagerungen gleichzeitig zu führen, und unternahm am 23. Juli einſtweilen nur die Erkennung des feindlichen Hauptheeres, um den Angriff vorzubereiten, den man, ſobald Valenciennes gefallen ſeyn würde, unternehmen wollte. Dieſe Erkennung geſchah in fünf Abtheilungen. General Otto drang mit 700 Pferden von Hespres über Villereen-couchin bis Rimo; General Benjowsky mit 400 Mann von Bermerain bis Solemmes und weiter über St. Vaaſt bis auf die Höhen von St. Hilaire; Oberſt Devay mit 300 Pferden über Maſtaing; Marq bis auf die Höhen von Fechain; General Labry mit 500 Pferden über Abſcon nach Auberchicourt auf der Straße von Bouchain nach Douay, und weiter durch eine Abtheilung von 150 Pferden, die der Oberſtlieutenant Schmidt vom Generalſtabe führte, über Villers-au-Tertre bis an die Brückenſchanze bei Aubigny-au-Bac an der Cenſe. Oberſt Elſeiz mit 2 Compagnien und 200 Pferden endlich von Marſchiennes am linken Scarpe-Ufer bis an die Abtei von Flines, in welche

ſie eindrang, den feindlichen Poſten dort zum Theil niederhieb, zum Theil (1 Offizier, 29 Mann) gefangen einbrachte. Alle dieſe fünf Abtheilungen beſtanden nur aus leichten Truppen; die feindlichen Poſten flohen überall, ohne ſie zu erwarten; übrigens gab dieſe Erkennung genaue Nachricht über die feindliche Stellung, die nun gänzlich zwiſchen der Cenſe, Gache und Schelde, von Oiſy bis Cambray, genommen war. Von 44 Kanonen, welche Cuſtine von den Wällen von Lille nehmen ließ, waren 16 ſchwere Stücke, nämlich 3 Vierundzwanzig-, 10 Sechzehnpfünder und 3 Haubitzen über Lens nach dieſem Lager geſchafft worden. An Truppenzahl hatte es abgenommen, indem der Bürgerkrieg in Frankreich eine der Republik höchſt gefährliche Wendung nahm und Truppenſendungen von eben den Heeren, welche kaum die Gränze zu vertheidigen im Stande waren, nach dem Innern des Landes unvermeidlich wurden.

Ein abermaliger Wechſel im Oberbefehl, der ſich um eben dieſe Zeit ereignete, konnte nicht von günſtigem Einfluſſe auf den Geiſt der geſchwächten, vertrauensloſen Truppe ſeyn, und ſo wurde der einſtweilige Nachfolger Cuſtine's, Kilmaine, zu eben der Unthätigkeit gezwungen, wegen welcher Cuſtine vor die Schranken des Convents gerufen ward. — Der Fall von Mainz, der am 23. Juli geſchah, und wodurch ein kriegsgeübtes Heer von 60,000 Mann zu dem Zeitpunkte gegen die Republik verwendbar wurde, wo auf allen Gränzen des Reichs der Feind mit überwiegenden Kräften ſtand; wo 50,000 Vendéer im Innern deſſelben Schlag auf Schlag die ihnen gegenüber ſtehenden Kräfte aufrieben; wo die Marſeiller in den ſüdöſtlichen Ländern eine zweite Vendée zu bilden drohten; wo ſelbſt in Paris die Parteien im offenen

Hader ſtanden; wo die Normandie noch aufloderte, und Felix Wimpfen kaum beſiegt war, ja wo ſelbſt in den Colonien das Glück die Fahnen der Republik verließ, machte ihre dermalige Lage wahrlich zur bedrängteſten während des ganzen Krieges. Dennoch kann man der franzöſiſchen Regierung nicht abſprechen, daß es ihre unerſchütterliche Haltung und eben ihre ausnahmsloſe Strenge gegen die verſchiedenen Anführer ihrer Streitkräfte war, was ſie rettete. — Kurz nachdem Cuſtine nach Paris ging, um gerichtet zu werden, wurde auch der Befehlshaber in Lille, Lavalette, ſeiner Stelle entſetzt und mit allen ſeinen Adjutanten nach Paris gebracht. Selbſt der thätige Lamarlière konnte dieſem Schickſale nicht entgehen; am 23. Juli Morgens erhielt er Befehl, dem Convent Rechenſchaft über ſein Betragen zu geben; noch an demſelben Tage verließ er Lille; ſein Generaladjutant Dupont erſetzte ſeine Stelle. Dieſe Veränderungen wirkten nur wenig auf den Charakter der Ereigniſſe ein. Die Poſtengefechte dauerten fort. Die Oberſten Hohenzollern und Blücher legten am 25. dem Feinde bei Sainghin einen Verſteck und fingen ihm 3 Offiziere und 108 Mann ab.

Am 28. Juli fiel das dritte Bollwerk, um welches ſich alle Unternehmungen der Verbündeten ſeither gedreht hatten, Valenciennes, in ihre Gewalt, und nun iſt es Zeit, daß wir die Belagerung dieſes Platzes ausführlich nachholen.

Achter Abſchnitt.

Belagerung und Einnahme von Valenciennes.

Valenciennes liegt in einem Thale, wo die Ronelle von der hier ſchon ſchiffbaren Schelde aufgenommen wird. Mit Hülfe dieſer Flüſſe läßt ſich das obere Thal auf eine große Strecke unter Waſſer ſetzen. Die Stadt zählt 36,000 Einwohner, hat vielen Gewerbfleiß und Handel; der Umfang der Stadt iſt an 4000, der äußere Umfang ihrer Befeſtigung 8900 Schritte. — Im Jahr 1656 wurde ſie von Turenne belagert und von dem Grafen von Hainie ſo lange vertheidigt, bis Don Juan d'Auſtria und Condé ſie entſetzten. — Eilf Jahre ſpäter fiel ſie neun Tage nach Eröffnung der Laufgräben durch Sturm in die Hände der Franzoſen. Ludwig XIV. zwang die Einwohner, die Koſten zur Vermehrung ihrer Befeſtigung zu tragen. Die Citadelle wurde erbaut — ſechs Bollwerke bilden den Hauptwall der Stadt in der Richtung von Famars bis Onnaing — unregelmäßige Werke ſchließen ſich an dieſelben und ziehen im Thale zu beiden Seiten bis an die Citadelle hin. Die Gräben des Hauptwalles ſind breit, tief und haben Waſſer. Vauban erhöhte durch viele Außenwerke und durch hohe Bekleidungsmauern die Vertheidigungs-Fähigkeit des Platzes ſo ſehr, daß Valenciennes nunmehr für eine der ſtärkſten Feſtungen in

Frankreich gehalten wird. Auf die Höhe von Anzain, von welcher die Citadelle eingesehen ist, setzte er, um sie von dieser Seite zu schützen, ein großes Hornwerk mit drei auf die Hauptlinien der Bollwerke gelegten Pfeilschanzen.

Ein zweites Hornwerk ist in der Richtung der Höhe von Famars; ein drittes, dem Raume nach das größte, zwischen der Straße nach le Quesnoy und Mons; ein viertes endlich zwischen dieser letzten Straße und der Schelde.

Die Besatzung bestand dießmal aus dem 73. und 87. Infanterie-Regiment, aus 16 Bataillons Nationalgarden, aus dem 25. und 26. Reiter-Regimente, aus einem Theile des 1. und dem ganzen 3. Artillerie-Regiment, dann aus 5 Compagnien Mineurs. Diese Truppen zusammen zählten 8000 Mann. — Die Stadt stellte zum gemeinschaftlichen Dienst mit der Besatzung 3 Bataillons Fußvolk und 4 Compagnien Artillerie. General Ferrand, ein Mann von Erfahrung und Verdienst, der den Platz genau kannte, da er schon vor Ausbruch der Revolution mehrere Jahre darin gestanden hatte, führte den Oberbefehl.

Ungeachtet der Festigkeit dieses Platzes rieth der kaiserliche Oberst Moncriff, sich mit keiner Belagerung desselben zu befassen, sondern ihn durch Sturm wegzunehmen. Mit dem Opfer von 4000 Mann schien ihm der Erfolg unbezweifelbar. Feldzeugmeister Ferraris verwarf jedoch diesen Vorschlag, der den gewissen Verlust gerade der bravsten Leute für einen unsichern Gewinn in die Wage legte, und schlug dagegen eine Belagerung nach allen Regeln der Kunst vor, welche den Platz in sechs Wochen bei einem Opfer von 5 bis 600 Mann zum Falle bringen mußte. Dieser Vorschlag erhielt die Bestätigung aller Kriegserfahrnen und die Zustimmung des Prinzen Koburg.

Ueber die Angriffspunkte bestanden wenige Zweifel. — Die Ueberschwemmung auf der obern Seite zwischen dem Thore von Cambray und jenem der Citadelle hindert die Annäherung. Die Citadelle ist durch die vorliegenden Werke und durch Minen hinlänglich gesichert. Von der Citadelle bis an das Hornwerk am Thore von Mons hindern die Wasserzüge den Angriff, und außerdem würde er dort das größte Frontefeuer der Festung finden. Geringer ist dieses von den Bollwerken am Thore von Mons — dagegen erschweren die beiden Hornwerke zur Rechten und Linken desselben den Zugang. Von hier aber bis zum Thore von Cambray würde man sich wieder langem Feuer aussetzen, und obwohl die Gestaltung des Bodens Mittel darbietet, einige Werke umzuwerfen, so machen Brillen und andere Grabenwerke die Annäherung schwierig. Der schwächste Punkt im ganzen Umfange schien das große Hornwerk zwischen dem Thore von Mons und jenem von Cambray, und in seiner Größe selbst lag seine Schwäche. Die lange Seite desselben kann wirksam bestrichen werden, das Feuer, das man auszuhalten, ist auf zwei halbe Bollwerke und einen Halbmond eingeschränkt. Ist man so weit gekommen, daß man Sturm anlegen kann, so muß die Besetzung des Hornwerks für ihren Rückzug besorgt seyn, da er lange, also gefährlich ist. Feldzeugmeister Ferraris bestimmte dieses Hornwerk zum Hauptangriffspunkte; gleichzeitig sollte auch das am Thore von Mons gelegene kleinere Hornwerk angegriffen werden.

Nach der Besitznahme des Lagers von Famars hatte sich die Einschließung von Valenciennes von selbst ergeben. 12 Bataillons, 8 Schwadronen (9623 Mann Fußvolk, 976 Reiter) kaiserliche Truppen unter Feldmarschall-Lieutenant Graf Ehrbach berannten den Platz von der Nord-

und Oſtſeite; ſie ſtanden im Halbkreiſe von Saultain, an der Straße nach le Quesnoy über St. Sauve bis Beuvrages und an der Straße nach St. Amand. — Links an dieſe kaiſerlichen Streitkräfte ſchloßen ſich engliſche Truppen, 12 Bataillons, 4 Schwadronen (3213 Mann Fußvolk, 405 Reiter) unter den Generalen Abercromby, Lacke und Dundas; ſie reichten von Saultain bis Aulnoit, oder von der Straße nach le Quesnoy bis an die Ronelle. — Zwiſchen der Ronelle und Schelde befanden ſich 5 Bataillons, 4 Schwadronen (2670 Mann Fußvolk, 353 Reiter) Hannoveraner unter den Generalen Hammerſtein und Oynhauſen; auf dem linken Ufer der Schelde ſtand General Wallmoden mit dem Reſte der hannöveriſchen Truppen, 8 Bataillons, 13 Schwadronen (4266 Mann Fußvolk, 1078 Reiter); er reichte von St. Leger wieder bis an die Straße nach St. Amand. Anzain und St. Sauve waren abgeſonderte Poſten; in jenem führte Oberſt du Jardin, in dieſem General-Major Kray den Befehl. Die ganze Stärke der Berennungstruppen betrug jetzt noch 37 Bataillons, 29 Schwadronen (21,136 Mann Fußvolk, 2812 Reiter, zuſammen 24,000 Mann); ſpäter wurde ſie durch nachrückende Unterſtützungen auf 30,000 Mann gebracht. York, dem, wie bereits geſagt, der Oberbefehl über dieſe Truppen anvertraut wurde, nahm ſein Quartier in Eſtreu; Ferraris, der eigentlich die Belagerung leitete und den geſammten Dienſt der Truppen ordnen ſollte, in Onnaing.

Eine der größten Schwierigkeiten, welche die Belagerer zu überwinden hatten, war in den Ueberſchwemmungen, überhaupt in der Waſſervertheidigung der Feſtung gegründet. Zwanzig — und wenn das Wetter ſie begünſtigt, vierzehn Tage reichen hin, die Ueberſchwemmung auf ihre ganze Höhe zu bringen. Sie gibt eine bedeutende

Waſſermaſſe, welche durch Vorrichtungen verſchiedener Art den Arbeiten der Belagerer nicht nur hinderlich, ſondern höchſt gefährlich werden kann. — Die Verbündeten begannen ſchon am 24. Mai für ihre Verbindung ſowohl unter ſich, als mit der Stellung, welche künftig das Beobachtungsheer einnehmen ſollte, zu ſorgen. Oberſt-Lieutenant Zach vom Pioniercorps entwarf zwei Hauptverbindungen durch das überſchwemmte Thal, die eine von Famars über Fontenelle nach Trith hinter der Aufſtellungs-Linie der Belagerer; die andere von dieſer Aufſtellungs-Linie ſelbſt nach St. Leger; eine Nebenverbindung ſollte von Maing ebenfalls nach Trith führen und ſich dort mit der erſteren verbinden. Am 25. Morgens wurde die Ausführung dieſer Dämme begonnen. Man wußte aus der Geſchichte früherer Kriege, daß durch die Schleußen von Bouchain eine große Waſſermaſſe zurückgehalten und plötzlich gegen Valenciennes losgelaſſen werden könne, ſo daß dieſe Gewalt nicht ſelten die Verbindungs-Brücken zerreißt, und die Dämme der Belagerer zerſtört, oder zum Wenigſten überläuft. Für den vorſichtigen Bau dieſer Werke hatten die Verbündeten an dem genannten öſterreichiſchen Offizier einen trefflichen Werkmeiſter; Zach ließ die Dämme der Schelde bis über Bouvigees hinauf durchſtechen, richtete die ſeinigen von Stelle zu Stelle mit Durchläſſen und Abläufen ein — erhöhte ſie über die wahrſcheinliche Höhe der höchſten Ueberſchwemmung, und gab den Verbindungs-Brücken über die Schelde eine Vorrichtung, durch welche ſie nach Gutdünken geſteigert und geſenkt werden konnten. Unterhalb Valenciennes beendigte ſchon am 24. der Hauptmann Delaing vom Pioniercorps die Erhöhung des Dammweges von Onnaing nach dem Pachthof von Beaumont. Er zog wenige Tage darauf eine neue Verbindung mittelſt eines

Dammes von St. Sauve oder Vacourt vorüber nach Bruay, richtete auch hier mehrere Durchlaßbrücken ein, und legte den Grund zu einer Jochbrücke über die Schelde. Der rechte Damm dieſes Stromes wurde ausgebeſſert, der linke durchſchnitten. — Endlich kam noch eine dritte Verbindung zu Stande, die von dem nach der Feſtung gerichteten Eingange des Ortes St. Sauve quer das Thal durchſchnitt, nach einem kleinen zwiſchen Anzain und Bruay liegenden Gehöfe und von da weiter nach dieſen beiden Orten führte. Die Verbindungs-Brücke, die ſeither zu Echaupont geſtanden hatte, wurde nun nach Bruay gebracht und durch Schanzen gedeckt.

Alle dieſe Arbeiten ließ der Feind ohne Widerſtand geſchehen. Er that zwar einige Schüſſe aus der Feſtung und ſchickte Fußvolk heraus, aber dieſes gab nur hie und da den Poſten der Verbündeten Beſchäftigung.

Am 25. gegen Abend brachte er Kanonen in die Vorſtadt Marlis und beſchoß das kaiſerliche Lager; nur wenige Kugeln reichten bis dahin. Da Marlis auf jeden Fall genommen werden mußte, wurden noch in der Nacht drei Batterien aus 12- und 18pfündigen Kanonen und aus 10pfündigen Haubitzen gegen dieſen Ort aufgeführt. Mit Anbruch des 26. begann das Feuer; der Feind antwortete eine Weile, dann zog er ſein Geſchütz in die Stadt zurück. Generalmajor Kray führte eine Jäger-Compagnie und 200 Freiwillige des Regiments Beaulieu zum Sturme vor. Der Ort wurde genommen, der Feind aus ſeinen darin aufgeworfenen Verſchanzungen verdrängt, dieſe eingeworfen und Marlis von den Oeſterreichern beſetzt. Sie hatten 1 Offizier und 58 Mann verloren. General Wenkheim erhielt den Befehl auf dieſem Punkte.

In Bezug des Geſchützes hatten ſich die Generalſtaaten in der Zuſammenkunft von Antwerpen verpflichtet, einen

Belagerungszug auszurüſten. Die Verwirklichung dieſes Verſprechens zu beſchleunigen, wurde der kaiſerliche General Unterberger, dem überhaupt die ganze Artillerie und Alles, was zu ihrem Geſchäfte gehört, für die Zeit der Belagerung untergeordnet war, nach Haag geſchickt. Er erhielt dort 70 ſchwere Kanonen, 34 Stücke Wurfgeſchütz und für beide den nöthigen Schießbedarf. Er brachte dieſe Kriegsmittel nach Ath, legte dort ſeine Hauptwerkſtätte an, und ließ einſtweilen, in Erwartung des öſterreichiſchen Belagerungs-Geſchützes, das zu Wien und Prag ausgerüſtet worden, und auf dem Marſche war, große Vorräthe an Ladungen, an Brandkörpern u. ſ. w. erzeugen.

Dem Oberſten Baron Freon vom Ingenieurcorps wurde die oberſte Leitung der Arbeiten übertragen, welche dieſem Zweige des Kriegsweſens zufallen. Unter ſeinem Befehle entwarf der Oberſt-Lieutenant Duka des Generalſtabes die Sicherungs-Linie des Belagerungs-Heeres gegen die Feſtung, die aus einer Reihe theils offener, theils geſchloſſener Werke, 26 an der Zahl, beſtehen ſollte.

Eine große Menge Landarbeiter ward zu ihrer Ausführung aufgeboten. Man begann damit am 28. Mai, und hatte ſie am 9. Juni bereits zu Stande gebracht.

Dieſe Werke lehnten ſich unter Anzain an den Bach Noir Muton, durchſchnitten die Straße nach Bouchain, unterhalb St. Chriſtophe, gingen dann nach St. Leger, begannen dieſſeits der Ueberſchwemmung nahe oberhalb der Vorſtadt von Cambray wieder, folgten der Höhe la Briquette, umgaben Marlis, immer dem Höhenzuge folgend, und endeten unterhalb der Straße nach le Quesnoy an der Schlucht gegenüber dem Hohlwege, der von Saultain nach St. Sauve führt. Als eine Sicherungs-Linie nach Außen wurden von Fonteneſle bis Artre die Schanzen

des Lagers von Famars benützt. Die Hannoveraner endlich, die auf der Haupthöhe zwiſchen Aulnoit und Fontenelle nahe an dem Denkmal ſtanden, das die Franzoſen dem gefallenen Dampière aufgerichtet hatten, deckten ſich gegen die Feſtung noch außerdem durch mehrere Erdwerke.

Der Mangel an Geſchütz hinderte noch die Eröffnung der Laufgräben. In den erſten Tagen des Juni kamen endlich zwei Drittheile des kaiſerlichen Geſchützes zu Ath an. General Unterberger ſetzte nun 120 Stücke zum Belagerungs-Heer in Bewegung; 60 Stücke blieben ausgerüſtet zu Ath in Bereitſchaft. Was man aus den Erbſtaaten noch erwartete, ſollte für einen dritten Park eingerichtet werden, der zu irgend einer gleichzeitigen zweiten Belagerung dienen konnte.

Am 13. Juni war das Geſchütz vor Valenciennes angekommen, bereits eine große Menge von Belagerungs-Bedürfniſſen aller Art herbeigeſchafft und bewerkſtelligt, alle Verbindungen waren beendigt und geſichert: ſo wurden dann um 11 Uhr in der Nacht durch 4600 Mann kaiſerliche und hannöveriſche Truppen, dann durch einige hundert Bauern die Laufgräben eröffnet und am nächſten Morgen 8 Uhr (14. Juni) war die erſte Parallele in einer Länge von 1261 Klafter, 3½ Schuh tief und 5 bis 6 Schuh breit, bereits geendigt. Sie ſtützte ihren linken Flügel an Marlis, indem ſie noch die durch dieſen Ort laufende Straße nach le Quesnoy, 50 Klafter dieſſeits des Weges, der zur Kirche führt, durchſchnitt; ihren rechten lehnte ſie gegenüber von der St. Rochus-Kapelle an die Schelde; ihr Abſtand vom ausſpringenden Winkel des großen Hornwerks betrug 300 Klafter. Außerdem hatte man an den Laufgräben, welche nach drei bei St. Sauve, hinter Marlis und zwiſchen beiden an der letzten Schanze

der Sicherungs-Linie angelegten Vorrathsplätzen führen sollten, 836 Klafter (4 Schuh Tiefe, 6 Schuh Breite) gearbeitet. Der Feind schwieg während der Nacht; des Morgens begann er zu feuern, tödtete jedoch nur 2 Mann, und verwundete deren 3.

Und nun ließ der Herzog von York die Festung auffordern. Dies geschah durch zwei Schreiben, wovon eines an den Befehlshaber derselben, den General Ferrand, das andere an die Bürger der Stadt gerichtet war. Jenem trug er Bürgschaft für Leben und Eigenthum seiner Soldaten sowohl, als der Bewohner von Valenciennes an; diesen malte er die Gefahren einer Belagerung aus, und stellte ihnen den Untergang ihres ganzes Besitzes für unvermeidlich dar. Er suchte die Bürger dadurch zu bewegen, ihren Einfluß auf Ferrand geltend zu machen.

Ferrand ließ dieses zweite Schreiben ungehindert an die Bürgerschaft gelangen. Er war ihrer sicher, denn die Convents-Commissäre hatten erst kürzlich den Eid der Treue auf eine feierliche Weise wiederholen lassen. Es geschah am 30. Mai, daß sie ein allgemeines Bürgerfest hatten veranstalten lassen. Was dem Volke ein Zeichen seiner bürgerlichen Freiheit und Werthschätzung seyn konnte, wurde aufgeboten an diesem Tage. Alle Bewohner schmückten sich mit ihrem Köstlichsten, alle Behörden zogen im feierlichen Zuge durch die Straßen; die Truppen umgaben den Hauptplatz, oder waren an den Zugängen vertheilt, um heranzurücken, wenn die Ehre des Schwures an sie kommen sollte; hier aber, unter Gottes freiem Himmel, war ein Gerüst aufgerichtet und geziert mit den Zeichen der Volksherrschaft, mit allen Huldigungen der Menschenrechte. Die Abgesandten des Convents Cochon und Priez, traten zuerst auf diese Bühne und schwuren mit lauter Stimme,

daß ſie unter den Trümmern der Stadt lieber ſich begraben, als ſie übergeben würden. Unter dem Donner der Kanonen und unter dem Rauſchen der Muſik wiederholten alle Bürger durch gemeinſamen Ausruf den Schwur. Dann legte Ferrand denſelben Eid in die Hände der Volksvertreter ab; alle Behörden thaten einzeln deßgleichen; alle Generale und Befehlshaber wiederholten vor Ferrand den Schwur; alle Soldaten endlich ſprachen ihn vor ihren Hauptleuten aus. Dieſe berauſchende Scene endete mit brüderlichem Jubel der Bürger und Soldaten; alle gehäſſigen Leidenſchaften und Zwiſtigkeiten ſchienen in dem Rufe: es lebe die Republik! untergegangen.

Statt aller Antwort ſendete Ferrand jetzt an den Herzog von York eine Abſchrift des geleiſteten Eides; die Bürgerſchaft that desgleichen und ſetzte bei, daß Leben und Eigenthum in keine Erwähnung kommen, ſobald ſie nur auf Koſten der Pflicht gerettet werden können. Hierauf ließ der Herzog von York am Abend deſſelben Tages (14. Juni) aus einer auf der Höhe von Anzain aufgeführten Batterie 128 — 30pfündige Bomben in die Stadt werfen und während der Nacht in den Laufgräben fortarbeiten.

Am Morgen des 15. Juni war die erſte Parallele auf ihre völlige Breite von 12 Schuh gebracht, die Auftritte waren an den beiden Flügeln derſelben angefangen, vierzehn Batterien entworfen und zwei derſelben ſchon ausgeführt, die Laufgräben nach den drei Vorrathsplätzen endlich auf ihre ganze Breite und Tiefe gebracht, und auf der Höhe der Moulin de Rouleur war ebenfalls eine Batterie vorbereitet, und mit dem Laufgraben, der nach St. Sauve führte, verbunden. Der Feind unternahm um Mitternacht einen ſchwachen Ausfall gegen den rechten Flügel. Das

Feuer der Wachen wies ihn zurück. 2 Offiziere und 3 Mann der Kaiserlichen wurden getödtet, 10 verwundet. Die auf der Höhe von Anzain errichtete Kesselbatterie, gegen welche der Feind eine überwiegende Feuerkraft verwendete, ward zerstört.

Ein Schauspiel neuer Art ergötzte an diesem Tage die Belagerer. Die Franzosen bedienten sich zum ersten Mal in diesem Kriege eines Luftballons, um durch dieses Mittel der französischen Regierung, oder den Befehlshabern der Heere Nachrichten zukommen zu machen. Unfähig, seinem Fluge die gewünschte Richtung zu geben, mußten sie einzig dem Wind vertrauen. Am hellen Mittage — der Wind wehte S.S.O. — stieg der Ballon von dem Hauptplatze auf; er erreichte eine bedeutende Höhe, und man sah ihn in der Richtung von le Quesnoy treiben. Er würde wirklich das Innere des Landes außer dem Bereiche der Verbündeten gewonnen haben, wenn seiner Füllung das gehörige Verhältniß zu dem Zeitbedarf gegeben worden wäre. Aber schon als er über Villerspol schwebte, verlor er seine Kraft; er sank in der Umgegend zur Erde, und wurde eine Beute der dort gelagerten Truppen.

Man fand darin ein Päckchen Papier, eine Taube und einen offenen Zettel. Der letztere enthielt den Befehl für den Finder, Päckchen und Taube alsogleich auf die nächste Municipalität zu bringen. Strafe wurde auf die Versäumniß, Lohn auf die schleunige Bestellung gesetzt. Die beiden Volksrepräsentanten hatten diesen Zettel unterschrieben. — Der Befehl an die Municipalität war des Inhalts, daß sie den weitern Einschluß alsogleich an den Convent absenden solle; auch habe man ihr die Taube zugeschickt, damit sie dieses Vogels als Boten sich bediene; es sey vorauszusetzen, daß er nach seinem Schlage in der

Feſtung zurückkehre, was daher Neues in der Gegend bekannt ſey, und was man über den Feind wiſſe, ſolle ſie auf einen kleinen Zettel ſchreiben, und dieſen der Taube unter die Flügel binden.

Der weitere Einſchluß enthielt ein Schreiben der Volksvertreter an den Convent, dem die Aufforderung der Feſtung und die Antwort, welche man dem Herzoge von York gegeben, ein Aufruf an die Bürgerſchaft, der Eid, den ſie geleiſtet, endlich das Tagebuch der Begebenheiten ſeit dem 30. Mai, beilagen. Die Volksvertreter verſicherten in jenem Schreiben: „daß Alles bereit ſey, es auf das Aeußerſte kommen zu laſſen, und Hab und Gut und Leben an ſeine Pflicht zu ſetzen; daß unter den Civil- und Militär-Behörden volle Eintracht herrſche; daß ihre Wachſamkeit ſich über jeden Zweig der Verwaltung ausdehne, und ſelbſt, wenn es dem Feinde gelänge, Zwietracht oder Verrath zu ſäen, dieſe Umtriebe keine Folgen haben könnten; daß manche Mißbräuche in der Leitung der Militärangelegenheiten eben während der Einſchließung der Feſtung ſich gezeigt hätten, denen man in künftigen Fällen werde zuvorkommen können; ſie ihrerſeits ſeyen bemüht, Bürgern und Soldaten Vertrauen auf die Anſtalten einzuflößen, welche der Convent ſonder Zweifel zur Sicherung der Gränze getroffen habe und noch treffen werde. Was auch ihr Schickſal ſey, ſo würden ſie ſich des Zutrauens des franzöſiſchen Volkes würdig zu benehmen wiſſen.“

Die Belagerer arbeiteten vom 15. bis 18. Juni an Laufgräben und Batterien mit ungefähr 6000 Mann unausgeſetzt fort. Am Morgen des 18. hatten ſie an beiden Flügeln der erſten Parallele Redouten beendigt — vierzehn Batterien waren in der Ausdehnung dieſer Parallele, die fünfzehnte an der zerſtörten Mühle de Rouleur fertig

geworden, und ſchon hatte man drei Ausbrüche nach der zweiten Parallele gemacht, die Laufgräben bis auf die Entfernung von 160 Klafter vom ausſpringenden Winkel des bedeckten Weges vorgetrieben, und dann ſich bereits in der zweiten Parallele verbreitet. Zu dieſer benützte man ein Stück des Hohlweges, der von Marlis, an der Kirche des Ortes vorüber, nach St. Sauve führt; der linke Flügel ſtand 125 Klafter entfernt von dieſer Kirche — der rechte lehnte ſich an den Feldweg zwiſchen der großen Straße nach St. Sauve und der Schelde. Der Feind begünſtigte dieſen Fortgang der Arbeit; er feuerte zwar zeitweiſe heftig, er unternahm Ausfälle, aber ſie blieben ohne Nachdruck.

Am 18. früh Morgens ließ Ferraris das Feuer aus allen Batterien der erſten Parallele eröffnen.

Zweiundvierzig Stücke von 6 bis 18 Pfund, 20 Mörſer von 30 und 60 Pfund waren in den vierzehn Batterien derſelben vertheilt; 8 24Pfünder ſtanden auf der Höhe von Moulin de Nouleur. Dieſe Batterie fing vorzeitig zu ſpielen an, zog dadurch das Feuer des Feindes auf ſich, und ward übel mitgenommen; 3 ihrer Kanonen wurden unbrauchbar. Bis 8 Uhr Abends hatten die Belagerer 3363 Schüſſe gegeben, worunter 430 glühende Kugeln, 862 Bombenwürfe. Sie ſetzten das Feuer aus der erſten Parallele unausgeſetzt bei Tag und Nacht fort, und hatten bis zum 24. Abends 8 Uhr ſchon 4543 glühende Kugeln, 8146 Bomben geworfen, überhaupt an 25,000 Schüſſe aus grobem Geſchütze gethan. — Die Stadt brannte ſchon am 18. an mehreren Orten, und täglich wurden einige Häuſer ein Raub der Flammen; am 21. ſtürzte die Nikolauskirche mit ihrem großen Thurme ein, und die darin verwahrten Vorräthe (der Feind hatte ſie als Fruchtmagazin benützt)

gingen größtentheils zu Grunde. — Das große Hornwerk war durch die Rollschüsse der Belagerer schon am 21. so beängstiget, daß der Feind seine Geschütze aus ihm zurückzog. Die äußern Werke und das links neben dem Hornwerke liegende Bollwerk litten ungemein. Der Feind antwortete gewöhnlich bei der Nacht wenig — nur aus dem bedeckten Wege unterhielt er ein heftiges Kleingewehrfeuer; dagegen wehrte er sich den Tag hindurch mit großem Ernste. Der ganze Verlust an Mannschaft bis zu diesem Tage betrug auf Seite der Verbündeten 6 Offiziere, 191 Mann.

Die Witterung war seit einigen Tagen den Belagerern sehr ungünstig gewesen. Regen verdarb ihre Erdarbeiten mehr als dies der Feind that. — Demungeachtet hatten sie bis zum 24. Juni die zweite Parallele beinahe beendigt; die Länge derselben betrug 600 Klafter, die Flügel bogen sich im Haken rückwärts; vierzehn Batterien waren errichtet und acht derselben schon mit Geschütz versehen, wobei ein Theil erst in diesen Tagen von Ath nachgeholt worden war. Der Hohlweg von Marlis nach St. Sauve, den man in der Länge von 280 Klaftern zur Parallele verwendet hatte, wurde in seiner weitern Fortsetzung zum Verbindungsgraben benützt, und bis wo er die Straße nach Mons berührt, als solcher ausgearbeitet.

Die Verheerungen, welche das Feuer der Belagerer in der Stadt anrichtete, hatten den Muth der Bürger zu erschüttern begonnen. Ferrand sah sich mit Klagen von Weibern und Hülflosen bedrängt. Am 22. erließ er einen Aufruf an die Bürgerschaft, wodurch er sie aufzumuntern, und zugleich gefährlichen Ausbrüchen der Verzweiflung vorzubeugen suchte. „So wie ihr," sprach er, „fühle auch ich das Unglück, das euch trifft, und ich vergieße Thränen darüber; aber nichts als die Pflicht für mein Vaterland

darf ich vor Augen halten. Mit Todesstrafe bedroht mich das Gesetz, wenn ich eure Wälle verlasse. Wollet ihr mich opfern? Wollet ihr, daß ich, der ich bis zum heutigen Tage mit Ehren diente, damit ende, das Volk zu verrathen, und meinen Kopf zum Blutgerüste zu tragen? — Ich kann wohl das Opfer eines Meuchelmörders werden, aber nie ein Verräther des Vaterlandes. Bedenket, daß diese Stadt, des gesammten französischen Volkes Eigenthum, einer der Hauptschlüssel des Reiches ist! — Wollet ihr, daß ich 25 Millionen eurer Brüder verrathe, die auf die Festigkeit eurer Wälle und auf die Stärke eures Willens zählen, und sonder Zweifel so eben ein beträchtliches Heer zu eurer Hülfe senden? — Ihr sehet die wilde Gier, mit welcher die Feinde der Republik eure Häuser niederbrennen: werdet ihr geringere Gefahren zu bestehen haben, wenn diese blutgierigen Knechte der Tyrannen eure Stadt betreten? — Ihr wisset die Grausamkeiten, die sie auf eurem Gebiete überall, wo sie hinkamen, ausübten; entehrte Frauen und Mädchen, Kinder, in der Wiege oder an der Mutterbrust erwürgt, geben euch da ein schreckliches Gemälde. Glaubet ihr, daß euer Schicksal ein anderes seyn würde? Aber dies ist nicht Alles, was ihr zu befürchten habt. Die Franzosen würden selbst fürchterliche Rache an euch ausüben; sie würden zur Strafe eurer Schwäche eure Häuser schleifen lassen, statt euch zu entschädigen.

„Bleibt stark, und auf Kosten des französischen Volkes wird man eure zerstörten Wohnungen wieder aufbauen — euren Verlust ersetzen — die Verwundeten entschädigen — die Kinder, welche unglücklich genug waren, ihre Eltern zu verlieren, erhalten. Bürger, lasset mich für euch sorgen! Ich werde euern Weibern und Kindern Zufluchtsstätten verschaffen! — Bauet auf mich, und gebet nicht den Uebel-

geſinnten Gehör, die von Verträgniß mit dem Feinde ſprechen. Ich rufe euch auf, die öffentliche Ruhe zu erhalten. Wenn ich die geringſte Zuſammenrottung oder irgend eine durch das Geſetz verbotene Handlung wahrnehme, ſo werde ich nachſichtsloſe Strenge üben, wie ſehr dies auch meinem Herzen und meiner Liebe für euch koſte. Ueber mein Leben könnt ihr ſchalten, meiner Pflicht gebietet ihr nicht!" —

Dieſer Aufruf verfehlte ſeine Wirkung nicht. Von innen geſichert, durfte Ferrand ruhiger dem Feinde von außen ſich entgegen ſtellen. Mancherlei Umſtände trafen jedoch zuſammen, die ihn keinen heitern Ausgang erwarten machten. Er ſah die Belagerer nach allen Regeln der Kunſt vorſichtig, aber kräftig, mehr und mehr den Werken ſich nahen, und ihn zwangen Mangel an Pulver und Waffen, nur mit größter Sparſamkeit zu antworten; auch die Vorräthe an Lebensmitteln waren keineswegs für die Dauer beruhigend. Nachrichten von dem franzöſiſchen Heere mangelten ihm ganz. — Der mehrere Tage anhaltende Regen war dermalen ſeine tüchtigſte Hülfe. Ungeachtet der vielen Faſchinen, womit die Belagerer ihre Gänge belegten, arbeiteten ſie doch immer bis an die Knie im Waſſer, und hatten gar viele Beſchwerden zu überwinden. Auch die Ueberſchwemmungen wuchſen zu ſolcher Höhe, daß auch die Dämme erhöht werden mußten. Der thätige Major von Zach kämpfte fortwährend mit der Gewalt des Waſſers, und ſeine Sachkenntniß erfand die zweckmäßigſten Mittel, ſie zu bemeiſtern.

Das Feuer aus den Batterien der erſten Parallele ging in der Nacht zum 25. Juni ohne Unterbrechung fort, und das von 6 Haubitzen- und Mörſer-Batterien der zweiten Parallele vereinigte ſich mit demſelben. Zwei Tage

darauf ſpielten bereits alle 14 Batterien der zweiten Parallele. — Am 28. Juni, nachdem durch drei Nächte vergeblich der Verſuch hiezu gemacht worden war, brachen die Belagerer bereits nach der dritten Parallele an vier Orten mit fliegenden Sappen aus. Der Feind hinderte dieſe gefahrvolle Arbeit nicht.

Des Morgens feuerte er wie gewöhnlich heftig, und diesmal zwar heftiger als ſonſt, ohne jedoch einen Nachtheil von Bedeutung für die Belagerer zu veranlaſſen, wenn man nicht etwa 10 Faß Pulver und ein halbes hundert Bomben ſo nennen will, welche in dem Vorrathsplatze bei St. Sauve durch eine feindliche Kugel entzündet wurden und in die Luft flogen.

Die Batterien der Belagerer beherrſchten überall die feindlichen Werke durch ihr überwiegendes Feuer, und obwohl das feindliche Geſchütz mit Schärfe und Sicherheit bedient war, und viele Kanonen der Belagerer für eine Weile außer Spiel brachte, ſo blieb doch der Vortheil entſchieden auf Seite der Letztern. — Am 2. Juli waren die ſowohl mit fliegender als mit voller Sappe vorgeführten Laufgräben bis auf die Linie der dritten Parallele gebracht, und dieſe ſelbſt mit 6 Sappe-Abtheilungen angefangen worden. Seit dem 24. ſchleuderten die Batterien der erſten und zweiten Parallele 42,547 Kugeln in die Feſtung, darunter 2526 glühende Kugeln und 10,723 Bomben. Außerdem hatten die Engländer auf der Höhe la Briquette ſchon ſeit dem 17. Juni ſechs 18Pfünder und ſechs 50pfündige Mörſer im Spiel, die jedoch am 1. Juli wieder eingingen. Der Verluſt der Belagerer in dieſen Tagen (24. Juni bis 2. Juli) betrug an Todten und Verwundeten nur 165 Mann, darunter 4 Offiziere.

Am 2. Juli wirkte ſchon eine 10pfündige Mörſerbatterie aus der dritten Parallele zur Bewerfung mit. In der Nacht zum 5. hofften die Belagerer dieſe Parallele zu ſchließen, aber der Brand der Stadt beleuchtete dieſe Stelle ſo ſehr, daß der Feind fortwährend ein hinderndes Feuer darauf unterhalten konnte.

In der Nacht zum 6. geſchah dies endlich; die Parallele wurde ihrer Länge nach fertig; dieſe betrug 500 Klafter; ihr Abſtand aber von dem ausſpringenden Winkel des bedeckten Weges 30 Klafter. — Nun ſtellte die erſte Parallele ihr Feuer völlig ein und nur die zweite, und die nach und nach fertig werdenden 13 Batterien der dritten goßen ihren Hagel über die unſelige Stadt und ihre Werke aus. Der Feind antwortete lebhafter, als ſeither; am 6. ſprengte er einen Pulver- und Bombenvorrath in der erſten Parallele; Tags darauf abermals einen ſolchen und eben dort in die Luft. Am 8. waren alle Nebenarbeiten der dritten Parallele beendigt, der Feind ſchoß nur mit kleinem Gewehr; die Belagerer ließen zwei ihrer Batterien ſchweigen, und fingen drei Verſenkungen für ihre Minirer an; dieſe fanden mittlere Erde, und ſchon am 10. waren die Brunnen auf die gehörige Tiefe gebracht, die Magazine angelegt, und man brach in die Gänge aus. — Der erſte dieſer Gänge zielte auf den ausſpringenden Winkel des Halbmondes, der vor dem großen Hornwerke liegt, und hatte noch einen Neben- oder Hülfsgang; der zweite Hauptgang war auf dem, rechts vor dem eingehenden Winkel befindlichen Waffenplatze; der dritte, der ebenfalls wieder einen Nebenweg hatte, auf den rechten ausſpringenden Winkel des gedeckten Weges gerichtet.

Am 10. erhielten die Belagerer eine Truppenverſtärkung durch das Eintreffen der erſten Abtheilung der er-

warteten heſſiſchen Truppen. Dieſe Abtheilung, 5 Bataillons und 1 Reiter-Regiment ſtark, durch General Wurmb geführt, lagerte auf den Höhen zwiſchen Jalain und Preſeau. Dieſe Verſtärkung beruhigte die Belagerer zum Theile über die Beſorgniß, die ſie aus ihrer zeitweiſen Trennung von dem Beobachtungsheere ſchöpften. Der Feind konnte eben dann, wenn die wachſende Ueberſchwemmung plötzlich jede Hülfe von Seite Koburgs unthunlich machte oder wenigſtens erſchwerte, aus der Richtung von le Quesnoy zum Entſatze der Feſtung erſcheinen, was dann die Lage der Belagerer ſehr unangenehm machte. Es war aus dieſer Rückſicht, daß Koburg eine Abtheilung von 2 Bataillons, 1 Compagnie und 5 Schwadronen zu Queverain aufſtellte, welche auch nach Anlangen der Heſſen noch auf dieſem Punkte blieb. — Mit einem Muthe, der das Lob des Gegners verdient, ſetzten die Franzoſen das Feuer des kleinen Gewehres aus dem bedeckten Wege fort, über welchen ſich unausgeſetzt ein Hagel von Kugeln, Bomben und Granaten, Steinen und Wachteln ergoß.

Die feindliche Artillerie nahm an Thätigkeit zu, je näher die Gefahr kam; ſie ſchien ſich zu vermehren und von Tag zu Tag furchtbarer in ihren Wirkungen zu werden. Von der linken Seite des links vom großen Hornwerke liegenden Bollwerkes bis an das kleine Hornwerk am Thore von Mons und der ihr zur Linken liegenden Brille von St. Rochus waren die Werke bereits auf einen Grad zerſtört, daß eine Ausbeſſerung derſelben unter dem Feuer der Belagerer kaum mehr möglich ſchien, und obwohl der Feind früher durch einige Tage nur wenig Geſchütz mehr auf dieſer Strecke gezeigt hatte, ſo trat er plötzlich wieder mit bedeutender Kraft daſelbſt auf. Am 12. war deſſen Feuer von den beiden Mittelwällen unge-

mein heftig, und überhaupt gegen die Batterien der zweiten Parallele gerichtet, welche den Halbmond vor dem Thore von Mons beſchoßen; am 13. geriethen die Batterien auf beiden Flügeln der erſten Parallele in offenbaren Nachtheil; die Keſſelbatterien am rechten Flügel, im Kampfe gegen das kleine Hornwerk, mußten ſogar ſchweigen, und alle Batterien der zweiten Parallele ihr Feuer gegen dieſes Hornwerk und gegen den Halbmond vereinigen, während die der dritten vergeblich den bedeckten Weg zu reinigen ſuchten, aus dem Arbeiter und Wachen beläſtigt wurden. — Die erſte Parallele ſchwieg während der Nacht zum 15., weil ſie am 14. abermals gelitten hatte, und Ausbeſſerung nothwendig war. Eben ſo ſchwiegen alle ſchweren Kugelbatterien der zweiten Parallele, waren aber wieder ganz ſchlagfertig, als am 15., Morgens 3 Uhr, der Feind das Feuer gegen ſie neuerdings eröffnete. Er erſchien mit beträchtlichem Geſchütze auf dem halbzerſchoſſenen Ravelin vor dem großen Hornwerke, und auf den Vorwerken zum kleinen Hornwerke. Mehrere Batterien der zweiten Parallele wurden hart mitgenommen, und obwohl alle Keſſelbatterien dieſe Werke bewarfen, die ſchweren Kugeln ihre Mauern erſchütterten, oder die Bruſtwehren der Länge nach beſtrichen, obwohl durch das Feuer der Haubitzen der bedeckte Weg jetzt völlig gereinigt wurde, und der Pulvervorrath auf dem Ravelin in die Luft ging, ſo konnte der Feind noch immer nicht von dort vertrieben werden. Im Gegentheile antwortete er am 16. mit gleicher Heftigkeit; die rechte Flügelbatterie der erſten Parallele mußte abermals ſchweigen, und die des linken Flügels vermochte kaum das Feuer zu ertragen, das ſie vom Bollwerke links dem großen Hornwerke auszuhalten hatte. Die ſchweren Batterien der zweiten und dritten Parallele kamen jedoch

in Vortheil gegen den Mittelwall, in welchem das Thor von Mons ſich befindet, und gegen den davor liegenden Halbmond, warfen die Bruſtwehre um, und hinderten deren Herſtellung. Aber dieſe Batterien erlitten auch bedeutenden Schaden, und der Pulvervorrath von einer derſelben flog in die Luft. Nicht minder heftig war das Feuer am 17. und 18., wo es dem Feinde wieder gelungen war, auf jenen Werken ſich aufzuſtellen, viele Geſchütze auf dem Mittelwalle zu vereinigen, und vorzüglich in den rechten Schulterwinkel deſſelben einige Mörſer zu bringen. Zwei Batterien der zweiten Parallele mußten am 17. ſchweigen, und die Belagerer ſahen ſich genöthigt, am 18. jenſeits der Schelde, oberhalb und unter Anzain drei Batterien zu erbauen, um die Kräfte des Feindes dadurch einigermaßen zu theilen.

Einſtweilen war die zweite Abtheilung heſſiſcher Truppen (2 Bataillons, 6 Schwadronen) angelangt. Sie nahm ihr Lager bei Curchies. Beide Abtheilungen erhielten den Auftrag fortwährender Bereitſchaft gegen jeden Verſuch des Entſatzes, der aus der Richtung von le Quesnoy geſchehen könnte.

Die Belagerer arbeiteten in der Nacht zum 19. auf das Thätigſte an ihren ſchweren Kugelbatterien, welche am 18. Nachmittags beinahe alle unbrauchbar geworden waren. — Der Feind verſuchte dagegen in einem Theile des kleinen Hornwerks einen Abſchnitt zu Stande zu bringen, woran er jedoch mit Kartätſchenſchüſſen gehindert wurde. Um 4 Uhr Morgens hatten die Belagerer ihre geſammte Feuerkraft gegen das große Hornwerk und den Mittelwall aufgeboten. Gegen Mittag flog abermals ein Pulvervorrath des Feindes in die Luft; dagegen lähmte das Bollwerk zur Linken den linken Flügel der erſten Parallele,

und die Brille von St. Rochus begann die Arbeit auf der Höhe von Anzain zu ſtören.

Das Feuer des Feindes nahm am 20. und 21. zu, es hielt am 23., 24. und 25. fortwährend die Belagerer in Achtung. Der Aufwand an Kriegsmitteln in dieſen Tagen war ungeheuer; auch die Batterien auf der Höhe von Anzain hatten am 23. zu feuern begonnen; ſeit dem 2. Juli waren 73,874 Schüſſe in die Stadt und auf die Werke geſchleudert worden, darunter 24,136 Bomben und 3976 Steinwürfe.

Aber dieſer verheerende Angriff über der Erde war nur der Schützer eines gefährlichern unter derſelben. Die feſte Kreide, welche die Minirer bei ihrem Einſenken fanden, ging in eine Schicht ſchwarzer mit Sandſtein vermiſchter Erde, die einen Verbau forderte, dann in Sandſtein, endlich wieder in feſte Kreide über. Dennoch förderten ſie die drei Haupt- und zwei Nebengänge in 24 Stunden zwiſchen 3 und 4 Klafter weiter. Der rechte Hauptgang war ſchon am 20. Juli auf ſeine ganze Länge von 30 Klaftern gebracht worden, die Wendung von 7 Schuh 9 Zoll wurde in der darauf folgenden Nacht genommen und der Bau von 3 Kammern begonnen. In der Nacht zum 22. nahmen auch der linke Hauptgang, nachdem er 36 Klafter Länge erreicht, und der mittlere, nach einer Länge von 36 Klaftern 3 Schuhen, ihre Wendungen von 1 Klafter, 1 Schuh, 9 Zoll und von 1 Klafter, 3 Schuh. Die Hülfsgänge wurden in der Nacht zum 23. auf 37 Klafter, 4 Schuh, und auf 35 Klafter, 3 Schuh geendigt. Alle Ladungserforderniſſe, nebſt 10 Kiſten Pulver und an 7000 Sandſäcken zur Verdämmung waren bereits herbeigeſchafft, und die Kammern am 24. geendigt. Nun brachen die Belagerer aus der dritten Parallele mit fliegender Sappe

gegen die ausſpringenden Winkel vor dem Ravelin und vor dem rechten Bollwerk des großen Hornwerks, dann gegen die kleine Erdſchanze vor dem kleinen Hornwerk aus und rückten bis auf wenige Klafter vom bedeckten Wege, geſchützt durch das Feuer aller Batterien, vor; gleichzeitig wurden die Minen mit Druckkugeln gefüllt. Am 25. Mittags war dieſe letzte Vorarbeit geſchehen. Die Sprengung der Minen und der Sturm auf den bedeckten Weg wurden auf den Abend deſſelben Tages feſtgeſetzt.

Der Angriff ſollte in zwei Hauptabtheilungen von dem Feldmarſchall-Lieutenant Grafen Erbach und dem General-Major v. Wenkheim gegen das große und kleine Hornwerk geführt werden. Die erſte Hauptabtheilung zerfiel in zwei Colonnen, wovon die eine (Engländer und Heſſen unter General Abercromby) den ausſpringenden Winkel des Ravelins, die andere (kaiſerliche Truppen unter Wenkheim) den ausſpringenden Winkel des rechten Bollwerks anzugreifen hatte. Jede dieſer Colonnen beſtand aus 174 Freiwilligen mit 1 Hauptmann und 3 Offizieren, 12 Zimmerleuten, dann aus 2 Compagnien Infanterie und 25 Jägern zur wirklichen Beſitznahme des bedeckten Weges, aus einigen Minirern zum Aufſuchen und Zerſtören feindlicher Minen, endlich aus einer Unterſtützung von 6 Compagnien Die zweite Hauptabtheilung zerfiel in 3 Angriffscolonnen; die eine auf die linke Seite der Erdſchanze, die zweite auf die rechte Seite derſelben gerichtet, die dritte endlich beſtimmt, zwiſchen dieſer Schanze und der Schelde, ohne einen Schuß zu thun, gegen den bedeckten Weg und über dieſen nach dem Rücken der Schanze durchzudringen, und ſich derſelben durch den Eingang zu bemeiſtern. Die beiden erſten dieſer Colonnen zählten 1 Offizier, 50 Freiwillige und einige Zimmerleute; die letzte 3 Offiziere mit 100 Frei-

willigen; 1 Hauptmann, 3 Offiziere, 200 Mann folgten jeder Colonne zur Beſitznehmung des bedeckten Weges; 2 Compagnien Fußvolk bildeten die letzte Unterſtützung.'

Das Feuer der Belagerer dauerte bis Abends 9 Uhr heftig fort. Jetzt wurde die Mannſchaft aus der dritten Parallele in die zweite zurückgezogen, die Batterien ſchwiegen, und die Minen ſchlugen, eine nach der andern, in Zwiſchenzeiten von wenigen Minuten, los. Sie warfen einen Theil des bedeckten Weges nieder, ſtürzten einige Gegenminen ein, und verbreiteten ſolchen Schrecken, daß der Feind größtentheils aus dem bedeckten Wege floh. Dagegen tödteten oder verwundeten ſie auch die vier dabei angeſtellten kaiſerlichen Offiziere und 14 Mann.

Kaum war die Entladung vorüber, ſo begannen alle Batterien der Belagerer das Feuer wieder, die Sturm-Colonnen brachen vor, die Unterſtützungen rückten in die dritte Parallele. Der Ingenieur-Hauptmann Orlandini führte die erſte, der Ingenieur-Oberſtlieutenant Franz Graf Dietrichſtein die zweite Colonne der erſten Haupt-Abtheilung; beide ſprangen beinahe gleichzeitig über die Schanzpfähle; der bedeckte Weg wurde genommen, und die Krönung deſſelben alſogleich durch 500 Mann vorgenommen. Der Feind floh aus dem Ravelin, er vertheidigte ſelbſt das große Hornwerk nur ſchwach. Dem Oberſtlieutenant Grafen Dietrichſtein iſt das Verdienſt, daß die Stürmenden, nicht zufrieden, das angewieſene Ziel ihres Angriffs erreicht zu haben, Ravelin und Hornwerk nahmen, und ſich darauf feſtſetzten.

Nicht weniger glücklich war die zweite Hauptabtheilung unter Wenkheim. Hier hatte keine Mine den Stürmenden die Bahn gebrochen, und ſie wurden mit heftigem Feuer empfangen. Der Lieutenant Kolb mit den Freiwilligen

der ersten Colonne, wich mit Klugheit der Spitze des ausspringenden Winkels aus, vor welcher eine feindliche Mine losschlug, als er eben über die Schanzpfähle stieg. Er erlitt keinen Schaden.

Die Erdschanze wurde mit Sturm genommen, und als sie der Feind räumen wollte, fiel er der dritten Colonne in die Hände, die so eben von rückwärts in die Schanze drang. Der größte Theil der Besatzung wurde niedergemacht, auch hier der Sturm fortgesetzt und alle Vorwerke des kleinen Hornwerks fielen in die Hände der Stürmenden. Diese krönten augenblicklich den bedeckten Weg mit 600 Arbeitern, verbanden ihn überall mit der dritten Parallele, zogen sich aber gegen Morgen wieder aus dem eroberten Vorwerke des kleinen Hornwerks zurück, nachdem sie die Wälle umgeworfen hatten.

Um die Aufmerksamkeit und die Kräfte des Feindes zu theilen, wurden gleichzeitig durch Generalmajor Kray die Rochusschanze, und durch Oberstlieutenant Jellachich das vor der Citadelle liegende Gehöf St. Vast-en-Ville, dessen der Feind durch einige Erdwerke sich bis dahin versichert gehalten hatte, mit Sturm angegriffen und genommen. Sobald die Schanze in Eile zerstört, St. Vasten-Ville angezündet, und die Erdwerke bei diesem Gehöfe umgestürzt waren, wurden diese Punkte wieder verlassen.

Die Belagerer gaben ihren Verlust vom 25. auf den 26. auf 5 Offiziere und 213 Mann, den des Feindes auf 600 Mann an; sie brachten nur 2 Offiziere und 64 Mann als Gefangene ein. An Geschütz vernagelten sie auf dem großen Hornwerk 18 Stücke, auf den Vorwerken des kleinen 9, in der Rochusschanze 4 Stücke; in den Erdwerken auf der Seite gegen Anzain deren 2. Pulverkarren, Munitionsvorräthe warfen sie in die Schelde.

Die Erdarbeiten, geführt durch den Oberſtlieutenant Grafen Dietrichſtein und den Major de Baur, ſenkten ſich bis zum 26. früh in den Graben des Hornwerkes. — Verbindungsgänge und Brücken wurden jetzt angelegt; auf dem Hornwerke ſelbſt alle Sicherungsanſtalten gegen die nächſten Werke getroffen, Batterien erbaut, ſogar 6 zehnpfündige Mörſer hinaufgebracht, und der Angriff gegen die zur Seite liegenden Ravelins vorbereitet. Die Artillerie führte ihr Feuer mit früherer Heftigkeit fort, theils um die Arbeiten der Ingenieurs zu erleichtern, theils um den Mittelwall des Thores von Mons zu brechen. 5853 Schüſſe wurden bis 26. Abends abermals auf die Werke und in die Stadt geſchleudert, darunter über 1000 Bomben. Jener Mittelwall begann jetzt einzuſtürzen; beträchtliche Pulvervorräthe, im Magazin und auf zwei Wagen befindlich, flogen in die Luft. Der Feind antwortete erſt Nachmittags wieder mit einiger Kraft, aber das Ziel ſeiner Vertheidigung war nahe.

Schon Morgens um 6 Uhr (26.) hatte der Herzog von York die Stadt nochmals auffordern und ihr jetzt noch die Wohlthat eines Vertrags verſprechen laſſen. — Abends antwortete Ferrand und bat um 24 Stunden Waffenruhe. Zwei und zwanzig, d. i. bis 27. Juli Nachmittags 4 Uhr wurden ihm bewilligt.

Kaum war die Aufforderung des Herzogs von York in der Stadt bekannt geworden, ſo vereinigten ſich die Bürger derſelben und überreichten dem Befehlshaber ſchriftlich den Wunſch, die fruchtloſe und ſchreckliche Vertheidigung aufzugeben. „Niemand," ſo heißt es darin, „wird die Opfer verkennen, welche die Stadt gebracht. Unſer Eigenthum iſt zerſtört, Viele der Unſern ſind unter den Trümmern erſchlagen oder ſonſt durch feindliches Eiſen

getödtet oder verſtümmelt; unſere Frauen und Kinder in unterirdiſche Gemächer vergraben, athmen verpeſtete Luft, und ſiechen hilflos dahin, da auch die meiſten Aerzte verwundet oder krank darnieder liegen. Dieſe Uebel, vereinigt mit den Verheerungen der umliegenden Gegend, geben dem Rathe der Gemeinde das Recht, dem General Ferrand vorzuſtellen, daß, obwohl die Stadt ſchon ſeit Ende Mai belagert und ſeit 42 Tagen beſchoſſen wird, ſich doch kein befreundetes Heer zu ihrer Rettung ſehen laſſe. Es iſt uns nicht fremd, daß unſer Heer dreimal vergeblich den Verſuch machte, Condé zu retten, und daß es, kaum 23,000 Mann ſtark, faſt ohne Kampf die Stellung verließ, die den Feind gehindert hatte, uns anzugreifen. Wir Bürger haben unſere Pflichten gegen die Republik erfüllt, die, vielleicht um höherer Gründe willen, uns nicht zu Hilfe kommt. Dadurch überläßt ſie uns dem erſten aller Geſetze, dem der Natur, die uns Selbſterhaltung befiehlt."

„Nach einem ſo tapfern Widerſtande, und da es noch Zeit iſt, warum ſollen wir unſere Ehre, unſer Leben nicht durch einen Vertrag retten, der uns von dem Befehlshaber des feindlichen Kriegsheeres angetragen wird? Späterhin dürften wir nicht mehr hinlängliche Gründe haben, den Feind zu erträglichen Bedingungen zu vermögen. Wir ſind überzeugt, daß der Widerſtand noch einige Tage unnützer Weiſe verlängert, die Stadt, die Bürgerſchaft und einen beträchtlichen Theil des republikaniſchen Heeres in's Verderben ſtürzen wird. General! ihr könnt ſtolz auf den Widerſtand ſeyn, wovon noch keine Stadt ein ſchöneres Beiſpiel gegeben hat. Ihr könnet glauben, Eure Pflicht erfüllt und den Beifall des ganzen franzöſiſchen Volkes erworben zu haben." Dieſe Schrift war von allen Glie-

dern des Rathes und außer dieſen durch vierzehn Abgeordnete der Stadt unterzeichnet.

Ferrand berief hierauf einen Kriegsrath. Alle Meinungen ſtimmten für die Uebergabe. Die Gründe, warum man ſie für unausweichlich hielt, waren folgende:

1) Die Stadt ſey in dem traurigſten Zuſtande, die Mehrzahl der Häuſer liege in Schutt.

2) Die unter den Trümmern begrabenen Opfer, die verwundeten Bürger, die jammernden Frauen geben ein Bild des Entſetzens.

3) Eine Seuche habe ſich in den Zufluchtsörtern unter Greiſen, Weibern und Kindern erzeugt, und greife ſo verheerend um ſich, daß es grauſam wäre, den einzigen Weg der Rettung zu verſchließen.

4) Das Hauptſpital der Beſatzung ſey ſo von Bomben zerſchoſſen, daß es kaum an einigen Stellen bewohnbar ſey.

5) Es gebe keine ſichern Orte für Kranke und Verwundete mehr; auch ſeyen die meiſten Aerzte hinweggerafft oder erkrankt; es beſtehe daher gar keine Sorge für jene Unglücklichen.

6) Das Volk ſey nahe der Verzweiflung; der Vortrag des Gemeinderathes und der Abgeordneten der Stadt ſey unter dem Heulen und Jammergeſchrei der unglücklichen Menge aufgeſetzt worden, und wiederhole wirklich nur die öffentliche Stimme.

7) Der große Aufwand an Schießbedarf, der Umſtand, daß ſo viele Geſchütze unbrauchbar geworden, der Brand und die Zerſtörung des Zeughauſes endlich machen alle Anſtalten zur Gegenwehr unſicher.

8) Die Beſatzung iſt auf die Hälfte herabgekommen, und dieſer Reſt völlig erſchöpft.

9) Der Feind hat ſich des Vorwerks und des bedeckten Weges bemeiſtert, die Gegenminen erdrückt; der Verluſt dabei ſey groß geweſen, und wenig habe gefehlt, ſo wäre der Feind durch die Ausfallthore ſelbſt in die Stadt gedrungen.

10) Sey entſchieden, daß der Platz nicht über ſechs Tage mehr halten könne, ſelbſt wenn die geſchwächte Beſatzung den Sturm, den der Feind an zwei Orten anlegen werde, abſchlägt.

11) Die Breſche ſey gemacht, die ſechs Tage aber, welche die Stadt noch halten könne, ſeyen nicht im Gleichgewicht mit dem Unglück, das aus einer Plünderung und allgemeinen Niedermetzlung entſtünde.

12) Der Kriegsrath habe ſich am 12. Juli gegen die Einwohner verpflichtet, ihnen Leben, Ehre und Eigenthum zu retten.

13) Sey weder Gewißheit noch Hoffnung, daß in dieſer kurzen Friſt Entſatz komme; ſechs Wochen habe man vergeblich darnach geharrt, und nicht einmal Nachricht aus dem Innern erhalten.

14) Der Muth der Beſatzung ſey dahin, mehrere Truppen, die man auf die Vorpoſten der Angriffsfronte geſchickt, haben dieſelbe verlaſſen. Offiziere und Generale vermögen nicht mehr die Leute zu halten.

15) Schon ſey der Mißmuth und der Ungehorſam der Soldaten ſo weit gegangen, daß ſie Widerſetzlichkeit gezeigt und Magazine geplündert.

Dieſe Gründe entſchieden für die Uebergabe; der Kriegsrath ſetzte die Vertragspunkte auf, und Ferrand ſandte ſie am 27. Nachmittags durch Abgeordnete der Stadt und der Beſatzung an York. Der Waffenſtillſtand ward bis 28. Morgens 7 Uhr verlängert. Abends 10 Uhr

begannen im Hauptquartiere des Herzogs die Verhandlungen über die Vergleichspunkte, welche Ferrand vorschlagen ließ. Diese Verhandlungen dauerten bis nach Mitternacht. Die gegenseitigen Bedingungen waren folgende:

Vorschlag.

Der General Ferrand wird dem Herzog von York die Stadt und Citadelle von Valenciennes unter den nachfolgenden Bedingungen übergeben.

Antwort.

Der General Ferrand wird Sr. königl. Hoheit, dem Herzoge von York, Oberbefehlshaber des zur Belagerung von Valenciennes verwendeten, vereinigten Heeres die Stadt und Citadelle von Valenciennes unter den nachfolgenden festgesetzten Bedingungen für Se. kaiserl. königl. Majestät übergeben.

Vorschlag 1.

Die Besatzung, so wie alles zum Militär Gehörige wird mit den im Kriege gewöhnlichen Ehrenzeichen ausrücken.

Antwort.

Die Besatzung wird zu dem Thore von Cambray mit den kriegerischen Ehrenzeichen ausrücken, und das Gewehr bei dem Hause, genannt la Briquette, strecken, wo sie ihre Fahnen und Artillerie ablegen wird, ohne sie im Geringsten beschädigt zu haben; ebenso wird es mit den Pferden der Reiterei, des Geschützes, des Proviant-Fuhrwesens, so wie mit allem übrigen zum Kriegsbedarf Verwendeten gehalten. Die Pferde, welche den Offizieren angehören, werden ihnen gelassen. Die Offiziere behalten ihre Degen.

Vorschlag 2.

Alle Kriegsvorräthe, Geschütz und alles Uebrige, woraus die Armee besteht und was zu derselben gehört, wird ihr, als ihr gehörig, bleiben.

Antwort.

Abgeſchlagen.

Vorſchlag 3.

Die Beſatzung wird den 6. Tag nach Unterzeichnung der Vergleichspunkte zum Tournayer Thore ausrücken, um ſich mit Gewehr und Waffen, Gepäcke, Pferden, klingendem Spiele, an beiden Enden brennenden Lunten, fliegenden Fahnen und dem Geſchütz, welches ſie mit ſich führen kann, nach dem Ort in der Republik zu begeben, welchen der General Ferrand als den ſchicklichſten beſtimmen wird.

Antwort.

Die Beſatzung wird am 1. Auguſt auf die im erſten Artikel feſtgeſetzte Weiſe ausrücken, und da ſie kriegsgefangen iſt, ſo wird ihr 24 Stunden vor ihrem Ausmarſche der Ort beſtimmt werden, wohin ſie ſich in Frankreich begeben ſoll; dort wird den Offizieren das Ehrenwort abgenommen, und die übrigen Einrichtungen mit den Soldaten getroffen werden, wornach ſie ſich verpflichten, in der ganzen Dauer dieſes Krieges weder gegen die Kriegsvölker Sr. Majeſtät, noch gegen die ihrer Verbündeten bei Vermeidung der in den Kriegsgeſetzen beſtimmten Strafe zu dienen, ohne vorher auf die gewöhnliche Weiſe ausgewechſelt zu ſeyn.

Vorſchlag 4.

Das übrige Geſchütz, ſo wie die Vorräthe und alles Kriegsgeräthe wird acht Tage nach dem Ausmarſche der Beſatzung nachgeholt werden.

Antwort.

Abgeſchlagen, in Hinſicht deſſen, was das Geſchütz und überhaupt alle Kriegs- und Mundvorräthe, ſo wie alle kriegeriſche Gegenſtände überhaupt betrifft, aber be-

willigt, in ſo ferne es zu dem perſönlichen Vermögen der Offiziere und der gemeinen Mannſchaft gehört.

Vorſchlag 5.

Die zur Fortbringung des Gepäckes und zum Reiten für die Offiziere nöthigen Wagen werden bezahlt werden.

Antwort.

Es werden der Beſatzung gegen Bezahlung die zur Fortbringung des Gepäckes nöthigen Wagen und Pferde verabfolgt werden. Die Kriegscommiſſäre, welche von ihrer Seite in der Feſtung bleiben, werden perſönlich für die richtige Rückkunft dieſer Wagen und Pferde haften.

Vorſchlag 6.

Man wird zwölf verdeckte Wagen ausführen, ſolche nämlich, welche undurchſucht bleiben.

Antwort.

Abgeſchlagen.

Vorſchlag 7.

Kranke Soldaten, die auf dem Wege der Beſſerung ſind, und es aushalten können, weiter gebracht zu werden, werden mitgenommen, und die zu dieſer Fortſchaffung nöthige Fuhren gleichfalls durch die Belagerer geliefert werden.

Antwort.

Bewilliget unter der Bedingung des fünften Artikels.

Vorſchlag 8.

Die Kranken, welche die Fortbringung nicht auszuhalten vermögen, bleiben in den Krankenhäuſern, wo ſie ſind, werden auf Koſten der Republik durch die dabei angeſtellten Aerzte unter der Aufſicht eines Kriegscommiſſärs verpflegt, und ſobald dieſe Kranken im Stande ſind, weiter gebracht werden zu können, ſo wird man ihnen ebenfalls Wagen liefern.

Antwort.

Bewilliget, wohl zu verſtehen, daß die Commiſſäre, welche zur Anordnung der Verpflegung in den Krankenhäuſern zurückbleiben, gleich denjenigen, von welchen im fünften Artikel die Rede iſt, den Kriegsgeſetzen untergeordnet bleiben, und daß die wiedergeneſenen Soldaten Kriegsgefangene ſind, wie im dritten Artikel feſtgeſetzt worden iſt.

Vorſchlag 9.

Die Stellvertreter des Volkes, ſo wie jeder Andere, welcher der Republik dienet, wer es auch immer ſeyn möge, haben Theil an den Vergleichungspunkten mit dem Kriegsvolke, und genießen mit dieſem gleiche Rechte.

Antwort.

Alles, was nicht Krieger und als Bürger bekannt iſt, wird die Behandlung genießen, die dieſem Stande bewilligt iſt.

Vorſchlag 10.

Die Ueberläufer bleiben in den Truppenabtheilungen, ohne beunruhigt zu werden; was die Gefangenen betrifft, ſo können ſie ausgewechſelt werden.

Antwort.

Abgeſchlagen; die Ueberläufer werden vor dem Ausmarſche der Beſatzung auf das Gewiſſenhafteſte ausgeliefert werden, und die nöthigen Nachſuchungen geſchehen, um diejenigen, welche verborgen ſeyn könnten, ausfindig zu machen. Die gefangenen Oeſterreicher und die der verbündeten Mächte werden auf Treue und Pflicht zurückgegeben.

Vorſchlag 11.

Man wird gegenſeitig Bevollmächtigte ernennen, um die Gegenſtände zu beſtimmen, welche als der Republik zugehörig erkannt werden, alle Zeichnungen und Schriften, welche das Artillerie-Weſen, die Feſtungswerke und Kriegs-

kanzlei ſowohl in dieſem Orte, als in irgend einem anderen der Republik betreffen.

Auf gleiche Weiſe wird es mit allen Schriften ſowohl der bürgerlichen als Kriegsverwaltung gehalten.

Antwort.

Man wird für alle Zweige des Kriegsweſens und der Verwaltung Bevollmächtigte ernennen, um die Zeichnungen und Schriften, militäriſche Gebäude und übrige Sachen, Geſchütz, gegoſſenes Eiſen, Zeughäuſer, alle Kriegs- und Mundvorräthe, Kriegs- und bürgerliche Kaſſen, mit einem Worte alle andern der Landesregierung angehörige Sachen, unter welche Benennung man ſie immer ſetzen möge, in Empfang zu nehmen. Dieſe Bevollmächtigte werden gleich nach der Auswechslung der Geiſeln in die Stadt eingelaſſen, und die Vorſteher der verſchiedenen Fächer haften perſönlich für die Unterſchleife, die bei Ablieferung der Zeichnungen und Schriften, der Kaſſen, des Geſchützes und aller andern vorher benannten Gegenſtände unternommen werden könnten.

Vorſchlag 12.

Die Einwohner beiderlei Geſchlechts, die gegenwärtig in dieſer Stadt ſind, ſo wie diejenigen, welche ſich in dieſelbe geflüchtet haben, ferner die in den öffentlichen Aemtern angeſtellte Perſonen und alle andere Geſchäftsträger der franzöſiſchen Republik werden weder an ihrer Ehre, noch ihrem Leben und Vermögen gekränkt werden, und die Erlaubniß haben, ſich überall hin begeben zu können, wohin ſie wollen.

Antwort.

Die Ordnung und Mannszucht des verbündeten Heeres ſichere jeden Bürger vor jeder Art von Kränkung ſowohl des Vermögens als der Perſon.

Vorſchlag 13.

Zur Erhaltung der Ordnung, der Polizei, der perſönlichen und Eigenthums-Sicherheit werden die eingeführten Behörden und Richterſtühle ihre Geſchäfte fortſetzen, bis es anders beſtimmt wird. Die Urtheilſprüche der Richterſtühle werden geltend gemacht werden, und wird kein eingeſetzter Richterſtuhl zur Verantwortung über die während der Zeit ſeiner Verwaltung und Regierung gefällten Urtheilsſprüche gezogen werden.

Antwort.

Abgeſchlagen; doch werden die Behörden und Richterſtühle ſo lange beibehalten werden, bis durch Se. kaiſerliche Majeſtät auf eine andere Art darüber entſchieden worden.

Vorſchlag 14.

Niemand wird wegen ſeinen Geſinnungen, wie ſie auch immer geweſen ſeyn mögen, noch für das, was er vor oder während der Belagerung geſagt, oder geſetzmäßig gethan hat, zur Verantwortung gezogen werden.

Antwort.

Der Wille Sr. kaiſerl. königl. Majeſtät iſt, daß kein Einwohner auf das Mindeſte beunruhigt werde.

Vorſchlag 15.

Man wird die Einwohner nicht zwingen, Truppen in ihre Häuſer aufzunehmen.

Antwort.

Bewilliget, in ſofern der Raum und die Einrichtung der Kriegsgebäude es erlauben.

Vorſchlag 16.

Die Einwohner wird man zu keinem Kriegsdienſte zwingen, und diejenigen, ſo bishero dergleichen verrichtet haben, können nicht als wirkliche Krieger angeſehen werden.

Antwort.

Man wird die Einwohner nicht zu Kriegsdienſten gebrauchen, außer beim Eintritt der in den kaiſerlichen Niederlanden üblichen Fälle. Was aber diejenigen aus ihnen betrifft, die man bewaffnet oder als Militärs gekleidet finden wird, ſo wird man ſolche wie das übrige Kriegsvolk nach dem dritten Artikel behandeln.

Vorſchlag 17.

Die Einwohner werden gleichfalls zu keinen Kriegsfrohndienſten gezwungen werden können.

Antwort.

Man verweiſet auf den 16. Artikel.

Vorſchlag 18.

Diejenigen, welche geſonnen ſeyn ſollten, ſich an einem anderen Orte niederzulaſſen, erhalten die Freiheit, die Stadt mit ihren Leuten, ihrem Gepäcke, beweglichen Gütern und übrigen Geräthſchaften zu verlaſſen, auch über ihre unbeweglichen Güter, ſo wie über alles dazu Gehörige ganz nach ihrem Gutdünken, und zu weſſen Nutzen ſie wollen, in der Friſt von 6 Monaten zu beſtimmen.

Antwort.

Man wird den Einwohnern erlauben, in 6 Monaten Friſt mit den Ihrigen hinzuziehen, wohin es ihnen beliebt, und werden ihnen hiezu die nöthigen Päſſe ausgeſtellt werden.

Vorſchlag 19.

Allen denen, die in der Stadt bleiben wollen, oder ſich darin für die Zukunft niederzulaſſen gedenken, wird ſolches erlaubt ſeyn, und werden ſie gleiche Rechte mit den übrigen Einwohnern genießen.

Antwort.

Bewilliget.

Vorſchlag 20.

Die gegenwärtigen Münzen, namentlich die Aſſignate, fahren fort als gangbar anerkannt zu werden.

Antwort.

Abgeſchlagen, die Aſſignate bis zu anderweitiger Beſtimmung als gangbare Münze zu erkennen.

Vorſchlag 21.

Die, in Gemäßheit der darüber beſtehenden Geſetze, verkauften Nationalgüter werden den Käufern zugeſichert.

Antwort.

Da dieſer Artikel nicht in das Kriegsfach gehört, ſo bleibt er, wie der vorige, künftigen Beſtimmungen überlaſſen.

Vorſchlag 22.

Die Gemeine bleibt im Genuß ihres bis jetzt beſeſſenen, ſowohl beweglichen als unbeweglichen Eigenthumes, namentlich im Beſitz des zur Unterhaltung der Einwohner in den Vorrathshäuſern befindlichen Getraides.

Antwort.

Man verweiſet auf den vorhergehenden Artikel. Was das in den Vorrathshäuſern befindliche Getraide betrifft, ſo wird darüber zum Vortheile deſſen, dem es von Rechts wegen zukommt, erkannt werden.

Vorſchlag 23.

Alle Schulen, Hoſpitäler und andere Hilfsanſtalten werden in dem ungehinderten und ruhigen Beſitz ihrer beweglichen und unbeweglichen Güter bleiben.

Antwort.

Bewilliget, in ſofern es rechtmäßige Beſitzungen ſind.

Vorſchlag 24.

Alle vor und während der Belagerung durch die Municipalität, die Volksvorſteher und andere geſetzmäßige

Gerichte ſowohl bezahlte als noch zu bezahlende Schulden werden für geſetzmäßig anerkannt werden.

Antwort.

Ueber die, durch die Beſatzung, Kriegsvolk, Bürger und übrigen Einwohner gemachten Schulden wird zur Zufriedenheit der Parteien beſtimmt werden.

Vorſchlag 25.

Wenn ſich einige Zweideutigkeiten in den Ausdrücken und Beſtimmungen des Vergleichs vorfinden ſollten, ſo werden ſie jedesmal in dem Sinne genommen werden, der für die Beſatzung und die Einwohner des Orts der vortheilhafteſte iſt.

Antwort.

Da alle obenſtehenden Antworten ganz deutlich beſtimmt ſind, ſo fällt dieſer Artikel von ſelbſt weg.

Dieſen Beſtimmungen fügten die Belagerer noch folgende Zuſätze ihrerſeits bei:

Artikel 1.

Heute den 28. Juli Abends um 7 Uhr wird die Beſatzung dem Belagerungsheere die Außenwerke, den halben Mond, das Kronenwerk, die Contregarde, die Bollwerke, das Hilfsthor der Citadelle, ſo wie den halben Mond und das Hornwerk vor dem Cambrayer Thor übergeben; und damit die Ordnung bis zum lezten Augenblicke beibehalten werde, wird die Beſatzung die inwendige Seite der Thore der Hauptfeſtung, der Citadelle und der Stadt bis zum Ausmarſche beſetzt behalten.

Artikel 2.

Wenn der General Ferraud nicht vor ſieben Uhr des Morgens antwortet, ſo wird ihm hiedurch bekannt gemacht, daß um neun Uhr, zu welcher Zeit der Waffenſtillſtand, als von ihm aufgehoben, anzuſehen iſt, das

Feuer in den Laufgräben wieder ſeinen Anfang nehmen wird.

Artikel 3.

Die Vorſteher der verſchiedenen Poſten, welche Zeichnungen und Schriften oder andere Gegenſtände abzuliefern haben, werden in dem Orte bleiben bis die Uebernahme und Aufzeichnung durch die kaiſerlichen Commiſſarien abgeſchloſſen iſt.

Artikel 4.

Sobald die Vergleichsartikel unterzeichnet ſind, wird man Geiſeln in den Ort ſchicken, nämlich einen Oberſten, einen Oberſtwachtmeiſter und einen Hauptmann, ſo man gegen Offiziers von gleichem Range von der Beſatzung auswechſeln wird, und ſwerden dieſe Geiſeln gleich nach erfüllten Vergleichsartikeln wieder zurückgegeben werden.

Mit dieſem Ergebniß ihres unangenehmen Geſchäftes begaben ſich die ſechs Abgeordneten der Belagerten mit Tagesanbruch in die Feſtung zurück. Ferrand hatte keine Wahl, ſo drückend ihm die Verweigerung mancher Punkte war, ſo ſtanden ſeine Sachen bereits zu ſchlimm, um auf Nachgiebigkeit der Belagerer rechnen zu dürfen. Er unterzeichnete die Uebergabe und ſomit endete die Belagerung.

Am 1. Auguſt zog die Beſatzung, noch an 7000 Mann ſtark, geführt durch ihren ſeitherigen Befehlshaber General Ferrand, bei dem Thore von Cambray aus und nach der Höhe von Famars. Zu beiden Seiten der Straße bis an den Pachthof la Briquette ſtanden die Belagerer in Linien, auf den genannten Höhen aber in einem großen Vierecke aufmarſchirt. So wie die franzöſiſchen Bataillons dort anlangten, ſtreckten ſie das Gewehr und wurden dann durch Reiterei nach Avesnes-le-ſec begleitet.

Die im erſten Zuſatzartikel genannten Werke wurden ſchon am 28. von den Belagerern beſetzt. Am 1. Auguſt aber rückte der Feldmarſchall-Lieutenant Liliée mit drei Bataillons und einer Schwadron in die noch vor wenigen Wochen ſo blühende Stadt, die nun einen Anblick trauriger Verwüſtung darbot. Einverſtändlich mit den Engländern und auf Verfügung des k. k. Miniſters Grafen Mercy wurden die Trümmer von Valenciennes im Namen des Kaiſers allein in Beſitz genommen. —

Der ganze Verluſt der Belagerer ſeit Eröffnung der Laufgräben bis zur Einnahme des Platzes beſtand an Todten in 8 Offizieren, 254 Mann, an Verwundeten in 39 Offizieren, 1454 Mann.

Der Antheil der Kaiſerlichen an dieſem Verluſte beträgt an Todten 5 Offiziere, 172 Mann, an Verwundeten 27 Offiziere, 951 Mann.

An Kanonenkugeln wurden verſchoſſen	. . . . .		84,088
„ Kartätſchen	„	„	 102
„ Haubitzgranaten	„	„	 20,795
„ Bomben	„	„	 46,662
„ Steinwürfen	„	„	 4,077
„ Wachtelwürfen	„	„	 533
„ Pulverſäcken	„	„	 15
Die Geſammtzahl der Schüſſe und Würfe beträgt daher	. . . . .		156,272

An Pulver wurde gebraucht

zum Geſchütz	 7,078	Centner
zu den Minen	 146	„
Zuſammen	7,224	„

Endlich wurden ſowohl durch den Gebrauch, als durch das Feuer des Feindes 36 Stücke meiſt holländiſchen und köllniſchen Geſchützes gänzlich unbrauchbar.

Nur wenige Tage, bevor Valenciennes in die Hände der Verbündeten fiel, hatte der große Angriffsplatz der Franzosen gegen Deutschland, Mainz, ein ähnliches Schicksal.

Der doppelte Sieg wurde am 2. August bei den gesammten verbündeten Heeren in den Niederlanden gefeiert.

Druckfehler.

pag.	11	Zeile	21	nach: 69,000	— setze M.	
„	13	„	2 v. u.	statt: kommen	lies: komme	
„	17	„	18	„ .	„ :	
„	19	„	17	„ wären	„ waren	
„	30	„	7	„ Venloo·	„ Venloo	
„	57	„	5	„ Kneferich	„ Kneferich	
„	60	„	5	„ Renarem	„ Rheinarme	
„	63	„	4	„ Vanette	„ Kanette	
„	75	„	10	„ dies	„ dieß	
„	84	„	9	„ ließen	„ ließe	
„	84	„	13	„ Steyhenswerth	„ Stevenswerth	
„	89	„	28	„ Meſmaire	„ Meſmacre	
„	90	„	19	„ demſelben	„ derſelben	
„	94	„	4	„ dieſen riß der	„ dieſer riß den	
„	94	„	23	„ Steyhenswerth	„ Stevenswerth	
„	95	„	8	„ Brenkhuiſen	„ Breckhuiſen	
„	95	„	24	„ dieß	„ dieß	
„	96	„	15	„ Szarrey	„ Szaray	
„	116	„	4	„ hätte	„ hätten	
„	116	„	8	„ jenſeits (weglaſſen)		
„	120	„	12	„ Dittmann	„ Dittmann	
„	130	„	18	„ verſcheb	„ verſcheb	
„	136	„	23	„ ſchleichen	„ ſchlichen	
„	143	„	19	„ 13	„ 23	
„	166	„	2	„ Stettenhofer	„ Stettenhofen	
„	176	„	7	„ um	„ am	
„	205	„	15	„ Heedie	„ Heedin	
„	210	„	19	„ Lenie	„ Genie	
„	214	„	16	„ Bettigry	„ Bettigny	
„	214	„	22	„ Einwehner	„ Einwohnern	
„	217	„	9	„ warſen	„ warf	
„	234	„	4	„ Deyenche	„ Deyenche	
„	239	„	23	„ Manig	„ Maing	
„	261	„	15	„ Monvaux	„ Monvaux	
„	261	„	16	„ Kreir Lapenpent	„ Greir, Lapenpent	
„	262	„	11	nach Kreuach den Beiſtrich weglaſſen		
„	274	„	24	ſtatt: Muten	— lies: Menton	

Kleine Schriften

von

Ritter Anton von Prokesch-Osten

Gesammelt von einem Freunde.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Vierter Band.

Stuttgart

1843

Cottaberger'sche Verlagshandlung.

Biographisches.

Inhalt.

Biographisches. Seite

Fürst Carl von Schwarzenberg 1
Fürst Joseph von Schwarzenberg 57
Herzog von Reichstadt 61
Wilhelm von Bayern 89
Graf Johann Paar 241
Graf Carl Clam-Martinitz 247

Fürſt Carl von Schwarzenberg.

Tod des Fürſten Carl von Schwarzenberg.

Leipzig, den 20. Oktober 1820.

Des Fürſten Karl von Schwarzenberg lange ſchon als unvermeidlich vorhergeſehener Tod hat mitten in den auch nach der eigentlichen Meſſe noch immer fortdauernden Meßgeſchäften, und die dadurch angeregte Lebendigkeit im mannigfaltigſten Betrieb, faſt acht Tage lang das ganze hieſige Publikum beſchäftigt. Die Theilnahme an ſeinem Tode war herzlich und allgemein. Denn der Fürſt war ja, während ſeines ſiebenmonatlichen Aufenthalts in unſerer Stadt, auch hier ſeinem Charakter ganz treu geblieben, und hatte gegen jeden Stand, und wohin ihm nur ſeine Geſundheit den Ausgang erlaubte, alle Herzen durch Anmuth und Freundlichkeit gewonnen. Seine ehrwürdige Gemahlin (eine geborne Gräfin Hohenberg, früher verwittwete Fürſtin Eſterhazy) bezauberte durch Huld und ächte Höflichkeit. Sein Adjutant und ſeine militäriſche Umgebungen waren Männer von hoher wiſſenſchaftlicher und geſelliger Bildung. Seine zwei Söhne, die Prinzen Karl und Edmund von Schwarzenberg, thaten es an Eifer in Studien und Beſuchung der Vorleſungen bei den trefflichſten Lehrern unſerer Hochſchule vielen in ganz andern Verhältniſſen hier ſtudirenden Jünglingen zuvor, und erwarben ſich die allgemeinſte Achtung. Die in Gegenwart des Hofraths Dr. Carus, des Protektors der Univerſität,

Dr. Bock, des Leibarztes des Fürſten, Hrn. v. Sar, und des ſelbſt durch dieſe Kur noch berühmter gewordenen Dr. Hahnemann vorgenommene Sektion zeigte augenſcheinlich, daß hier keine ärztliche Hülfe mehr möglich, und Hahnemanns wohlberechnete Behandlungsweiſe wenigſtens friſtend war. Es haben ſich Verknöcherungen in der Herzkammer gefunden, wiewohl die einſichtsvollſten Aerzte der Meinung ſind, die nächſte Urſache ſeines Todes habe mehr in Waſſeranhäufung im Kopfe und Verknöcherung der Adern daſelbſt gelegen. Wahrſcheinlich belehrt uns Hahnemann darüber in einer eigenen Schrift. Es war lange die Rede davon geweſen, man werde dem Feldmarſchall auf dem Schlachtfelde von Leipzig ſelbſt ein Begräbniß mit einem angemeſſenen Monumente zukommen laſſen. Allein er verordnete in dem gleich nach ſeinem Tode eröffneten Teſtamente ſelbſt die Beiſetzung ſeiner Leiche in der Familiengruft auf ſeiner Herrſchaft Worlick in Böhmen, und dahin wurde auch über das Erzgebirge unter einer Eskorte ſächſiſcher Huſaren ſeine Leiche abgeführt. Sein älterer Bruder, der Majoratsherr, und eine ſeiner Schweſtern, waren aus Böhmen herbeigeeilt, und befanden ſich bei dem an Feierlichkeit alles, was ſeit vielen Jahren in Leipzig geſehen worden, weit übertreffenden Begräbniß. Es wurde allgemein als ein auffallendes Zuſammentreffen in der Zeit angeſehen, daß Schwarzenbergs Leiche an demſelben Tage, in derſelben Stunde, zu demſelben Thore in Prozeſſion hinauszog, in welcher er vor ſieben Jahren (den 19. Okt. 1813, Nachmittags 2 Uhr) als ſiegender Feldherr nach der Völkerſchlacht in Leipzig eingezogen war. Die ſehr verſtändig und prachtvoll geordnete Prozeſſion iſt in vielen öffentlichen Blättern beſchrieben worden. Der intereſſanteſte Punkt derſelben waren die zwei edeln Söhne

des Fürſten, die an der Hand des von Erfurt hieher geeilten Waffengefährten des Fürſten, des Generals Grafen Kleiſt von Nollendorf, geführt von dem dazu aus Dresden abgeſandten königl. Flügeladjutanten von Schreibershofen, und dem k. k. Geſandten in Dresden, Grafen Bombelles, dem von ſächſiſchem Militär getragenen, mit 100 kerzentragenden Leichendienern umgebenen Sarge folgten. Deputirte der Stadt, der Univerſität und aller militäriſchen und bürgerlichen Behörden, nebſt einem unbeſchreiblichen Zug von theilnehmenden Bewohnern Leipzigs, die Zöglinge der katholiſchen, ſehr zahlreichen Schule, die Leipziger Schützen-Geſellſchaft, und anſehnliche Detaſchements des ſächſiſchen Militärs, begleiteten die Leiche bis auf eine, faſt eine halbe Stunde von der Stadt gelegene Anhöhe, die an die Schlacht von Leipzig erinnerte. Hier erfolgte die prieſterliche Einſegnung und das Todtenamt nach dem römiſch-katholiſchen Ritus. Seit der auch ſehr feierlichen, aber durch ganz andere Verhältniſſe gebotenen Begräbnißfeier des 1806 nach der Schlacht bei Jena hier geſtorbenen Generals Macon hatte hier eine ſolche katholiſch-militäriſche Ceremonie nicht ſtatt gefunden. Es ging alles zu Fuß. Aber vom Einſegnungsplatze an nahmen 43 Kutſchen, die auch mitgefahren waren, die Rückkehrenden auf. Nicht nur ganz Leipzig, auch die ganze Umgegend war zu dieſem Schauſpiel herbeigeeilt, ſo daß gewiß an 40,000 Menſchen in Bewegung waren. Würde eine Gedächtnißmünze auf den Unvergeßlichen, welcher Held im Kriege, doch größer noch im Kriegsrathe und in der Kunſt, alles Mißlautende in Einklang zu bringen, war, ausgeprägt, ſo müßte auf ihr ſein Bild mit dem Eintracht gebietenden Geſte (gestus pacificator) zu ſehen ſeyn, und die Umſchrift aus Horaz: Vim temperatam Dii quoque provehunt.

Nekrolog.

Wenn wir, während alle Blätter Deutschlands über den Tod des Feldmarschalls Fürsten Carl zu Schwarzenberg sprachen, bis jetzt nur mit wenig Worten desselben erwähnten, so liegt die Ursache wohl eben darin, weil uns, den Oesterreichern, dieser Mann näher stand, denn all den übrigen Deutschen. Die Klage über sein Hinscheiden ist zur Klage der Nation geworden; es bedarf der Versicherung, wie tief auch wir diesen Verlust empfinden, zur Beglaubigung seines Werthes und seiner Verdienste nicht. Statt dessen wollen wir in wenigen Zeilen eine Uebersicht der Bahn geben, auf welcher der Verewigte zu der Stufe emporstieg, die seiner milden und kräftigen Hand den Antheil an der Entwirrung der Angelegenheiten Europa's in der letzten verhängnißvollen Zeit erlaubte.

Geboren zu Wien am 15. April 1771, und früh für den Dienst der Waffen bestimmt, trat der Fürst in seinem siebzehnten Jahre, ausgerüstet mit all den Kenntnissen, die eine sorgfältige Erziehung zu ihrem Augenmerke macht, als Cadet in das Infanterie-Regiment Wolfenbüttel. Der Feldmarschall Lascy, der sich mit besonderer Liebe zu dem Jüngling neigte, den er in seine Umgebung zog, und über dessen Werden und Wirken er oft in weissagendem Geiste sprach, beförderte ihn mit Anfang des Jahres 1788 zum

Lieutenant in demſelben Regimente. Der Krieg gegen die Türken gab dem jungen Krieger Gelegenheit, ſeinen Muth zu bewähren, und noch in demſelben Jahre ernannte ihn Kaiſer Joſeph zum Beweiſe der Anerkennung ſeines Eifers zum Hauptmann mit Compagnie; Laudon aber, des Soldaten ſtrenges Muſterbild, zog, ſobald er den Oberbefehl in Ungarn übernahm, den Schüler Lascy's in ſeine Schule. Schnell ſtieg der Fürſt die nächſten Stufen hinan; 1790 zum Major ernannt, und erwählt, bei den Krönungsfeierlichkeiten Kaiſer Leopolds in der Arcieren-Leibgarde die Stelle eines Premier-Wachtmeiſters zu verſehen, folgte 1792 ſeine Ueberſetzung zu dem leichten Reiter-Regimente Latour; im nächſten Jahre wurden ihm als Oberſtlieutenant die drei Diviſionen des Uhlanen-Freicorps übergeben, und ſchon 1794 trat er als Oberſt an die Spitze der Cüraſſiere von Zeſchwitz, mit denen er in der Gegend von Cateau bei Troisville jenen kühnen Angriff ausführte, der, von dem glücklichſten Erfolge gekrönt, das zweifelhafte Ringen des Tages für die Oeſterreicher entſchied. Auf dem Schlachtfelde überreichte ihm Se. Maj. der Kaiſer das Thereſienkreuz, und die Entſchloſſenheit, der Muth und die Klugheit des jugendlichen Oberſten wurden die Bewunderung des Heeres. Seine Beförderung zum Oberſt-Feldwachtmeiſter erfolgte im Jahr 1796; von den verſammelten Ständen des ſchwäbiſchen Kreiſes im Jahr 1799 zum General-Major dieſes Kreiſes erwählt, wurde ihm zugleich das Reichs-Infanterie-Regiment Königsegg-Aulendorf übergeben. Im Jahr 1800 ſtieg er zum Feldmarſchall-Lieutenant, und erhielt zum beſondern Beweiſe der Würdigung ſeiner erprobten Treue und ausgezeichneten Tapferkeit das Uhlanen-Regiment Nro. 2. Im folgenden Jahre erſcheint er als außerordentlicher Botſchafter zu Petersburg zum erſten

Male auf diplomatiſcher Bahn, die er wieder verließ, um 1804 das Präſidium über eine beſondere Unterſuchungs-Commiſſion, im Jahr 1805 die Vicepräſidenten-Stelle des Hofkriegsraths, bei Ausbruch des Krieges aber eine Diviſion des Heeres in Deutſchland zu übernehmen. Nach den Unglücksfällen bei Ulm ſtand er an der Spitze der Reiterei, die mit Sr. königl. Hoh. dem Erzherzog Ferdinand ſich durchſchlug und verſah in der letzten Epoche dieſes Feldzugs, und namentlich in der Schlacht bei Auſterlitz, Generaladjutanten-Dienſt bei Sr. Maj. dem Kaiſer. Im Jahr 1806 wurde ihm das Commandeurkreuz des Thereſien-Ordens auf eine beſonders ehrende Weiſe zuerkannt; 1807 ernannten ihn Se. Maj. zu Ihrem geheimen Rath und ſandten ihn, dem Wunſche des Kaiſers Alexander zufolge, im Winter des Jahrs 1808 abermals als Botſchafter nach Petersburg; bald nach ſeiner Abreiſe dahin erhielt er das goldene Vließ. Nach dem Ausbruche des Krieges, kurz vor der Schlacht von Wagram bei dem Heere eingetroffen, nahm er thätigen Antheil an derſelben, und erhielt nach den Vorgängen bei Znaim den Oberbefehl über die geſammte Reſerve-Cavallerie, ward General der Cavallerie, ging nach dem Friedensſchluſſe als Botſchafter nach Paris, ward Großkreuz des Stephans-Ordens und Großadler der Ehrenlegion bei Gelegenheit der Vermählung Ihrer kaiſerl. Hoh. der Erzherzogin Marie Louiſe, ſchloß im März 1812 das Bündniß mit Frankreich gegen Rußland, dem Oeſterreich nach der damaligen Lage der Dinge nicht ausweichen konnte, übernahm nach Napoleons Wunſche den Befehl über das öſterreichiſche Hülfscorps, ſah bald nach Beginn des Feldzuges auch das 7. franzöſiſche Armeecorps ſich untergeordnet, wurde zum Feldmarſchall erhoben, ging im März 1813 wieder nach Paris,

um in seinem früheren Verhältniß als Botschafter den Hof von St. Cloud zum Frieden zu vermögen, für dessen Vermittlung sich Oesterreich bemühte, und wurde, als jeder freundliche Versuch zur Wiederherstellung der Ruhe bei diesem Hofe fruchtlos geblieben war, und Oesterreich endlich das Gewicht seiner Waffen in die Schale gegen Frankreich warf, mit der obersten Befehlshaberstelle über die gesammten Streitkräfte der Verbündeten bekleidet. Die Tage der Völkerschlacht bei Leipzig rechtfertigten das Vertrauen, das die verbündeten Monarchen in dem ernsten Entscheidungskampfe dem Fürsten bewiesen, und die Siege von Brienne, Bar, Fere-Champenoise und Paris vollendeten, was auf deutschem Boden so entscheidend begonnen war.

Was nun erfolgte, wie der Fürst die Stelle eines Hofkriegsraths-Präsidenten erhielt und im Jahr 1815 die österreichischen Heere abermals nach Paris führte, auf welche Weise die hohen Monarchen sich weiter beeiferten, dem Feldmarschall ihren Dank zu bezeigen, weiß die Welt; weniger mag es ihr bekannt seyn, mit welcher Bescheidenheit er diese Ehren trug. Es wird die schöne Aufgabe Desjenigen seyn, der sich an eine ausführlichere Schilderung des Lebens dieses Mannes wagt, zu zeigen, wie in der Brust des Fürsten neben der eifersüchtigsten Liebe für sein Vaterland, für alles Rechte, Schöne und Gute, neben dem herrlichen Erfolge, womit die Vorsehung sein Streben belohnte, eine Kraft der Selbstverläugnung herrschte, die Alle, die ihn näher kannten, zur Bewunderung hinriß.

Im Jahre 1817 am 13. Jänner wurde ihm durch Schlagfluß die rechte Seite gelähmt, und, als sollte der Arm, der über das Schicksal des Welttheils entschieden hatte, von nun an jedes weiteren Gebrauches enthoben seyn, erfolgte die ersehnte Herstellung seiner Gesundheit nicht

mehr. Jede Bemühung der Kunſt, jede Anſtrengung der Liebe wurde aufgeboten. Ort und Aerzte wechſelten, beides vergeblich; bis endlich der Sieger von Leipzig wieder nach Leipzig zog, und dort nach einem ruhig und ſchmerzlos verlebten Halbjahre, auf dem geweihten Boden, wo Tauſende der Männer ſchlummern, die unter ihm gefochten, und ſich als Siegesopfer gebracht hatten, wie auf ſeinem Schilde, fiel. Was unſer erhabener Monarch zur Verewigung des Ruhms ſeines treuen, edeln und großen Dieners auch jetzt wieder that, wie ganz Deutſchland über den Verluſt des Mannes ſich ausſprach, den es mit Recht den Seinen nannte, iſt bekannt. Kein Wort darüber, wo jeder Zuſatz überflüſſig iſt. Mit Stolz wird der Sohn ferner Zeiten noch an dem Denkmale des verewigten Fürſten ſtehen, und ſich geſtärkt und gehoben fühlen durch die Erinnerung an ihn. Die Blätter an dem Siegeskranze verwelken, und ſelbſt die Sprache des Marmors verliſcht und wird Staub, aber in dem Herzen jedes Guten erneut ſich ewig Altar und Opfer für wahres Verdienſt.

Biographie.

Der Fürſt Carl Philipp von Schwarzenberg wurde am 15. April 1771 in Wien geboren.

Von Jugend auf zum Soldaten beſtimmt, erhielt er im December 1787 die Anſtellung als Lieutenant im Infanterie-Regimente Wolfenbüttel, und folgte dem Feldmarſchall Laſcy, der ihn zu ſich nahm, zum Heere nach Slavonien. In jeder Gelegenheit, vorzüglich aber im Sturm auf Sabacz, gab Schwarzenberg einen ſo glänzenden Muth kund, daß Kaiſer Joſeph II. ihn zur beſondern Auszeichnung am 14. November 1788 zum Hauptmann mit Compagnie ernannte. Laſcy räumte eben damals ſeine Stelle dem Grafen Haddik, und Laudon trat an die Spitze des kroatiſch-ſlavoniſchen Heeres. Der Ruf dieſes Letzteren zog den jungen Hauptmann an. Er erbat und erlangte die Anſtellung in deſſen Hauptquartiere. Er zeichnete ſich nunmehr ganz vorzüglich bei der Belagerung von Berbir aus. Jener von Belgrad aber konnte er wegen eines heftigen Fiebers, das ihn befiel, nur zum Theil beiwohnen. Zur Herſtellung ſeiner Geſundheit verließ er das Heer, und kehrte, als Rittmeiſter von Kaiſer Chevaurlegers, erſt 1790 zu demſelben wieder, als es ſich, in Erwartung eines Feldzuges gegen die Preußen, in Mähren ſammelte. Schon im Sommer dieſes Jahres erfolgte ſeine Ernennung

zum Major. Als erſter Wachtmeiſter der Arcieren-Leibgarde wohnte er den Krönungsfeierlichkeiten des Kaiſers Leopold in Frankfurt bei. Mit Anfang des Jahres 1792 aber wurde er zu dem Chevaurlegers-Regiment Latour überſetzt. Der Fürſt hatte ſich, ſobald die Nachricht eines ausbrechenden Krieges erſcholl, ſogleich zur Armee gemeldet. Mit Freude erfüllte ihn daher dieſe Ueberſetzung. Aber ſie wurde durch die Wahl des Regiments noch erhöht; denn den leichten Reitern von Latour that es an ächt kriegeriſchem Gemeinſinn und Tapferkeit kein anderes Regiment der Armee zuvor. Durch Unerſchrockenheit, Kühnheit und Ordnung gewann der Fürſt in kurzer Zeit die Liebe dieſer wackern Schaar.

Während der Belagerung von Lille, 1792, ſtand Schwarzenberg mit einer Schwadron und einigem Fußvolk zu Charleroi, dem Verbindungspoſten zwiſchen Mons und Namur. Er hieb ſich mit den Beſatzungen von Philippeville, Givet, Marienburg und Rocroy herum, und entwarf ſelbſt auf die erſte dieſer Feſtungen einen Ueberfall, der ſpäter dem General Sztaray aufgetragen wurde, aber wegen nicht vorherzuſehenden Umſtänden mißglückte. Als gegen Ende Oktobers Clerfait mit den aus der Champagne zurückgebrachten Truppen an der Sambre eintraf, und der Herzog Albert von Sachſen-Teſchen ſämmtliche Streitkräfte bei Mons zu verſammeln für gut fand, kam auch Schwarzenberg dahin, wohnte der Schlacht von Jemappes bei, und theilte das Schickſal der Armee, den Rückzug an den Rhein und an die Moſel.

Kurz vor Ausbruch des Feldzuges von 1793 gegen Frankreich wurde der Fürſt zum Obriſtlieutenant befördert, und erhielt den Befehl über die drei Diviſionen des Uhlanen-Freicorps. Mit dieſer Truppe nahm er an

der siegreichen Schlacht von Nerwinden Theil; — erhielt nach der darauf erfolgten Vorrückung die Aufsicht über die Vorpostenlinie von der Hesne zur Scarpe auf beiden Ufern der Schelde; — trug entscheidend dazu bei, daß am 1. Mai 1793 der Angriff Dampières auf die Stellung des Prinzen Koburg bei Onnaing mißglückte, indem er mit verhältnißmäßig geringer Zahl einer Colonne des Feindes, welche die linke Seite und den Rücken des verbündeten Heeres bedrohte, und dieses dadurch an der Unterstützung seiner Vortruppen hindern wollte, sich entgegenwarf und sie zurückschlug; — hielt nun, während des Angriffes auf das Lager von Famars und der Belagerung von Valenciennes, den Posten von Villers-pol zur Sicherung gegen le Quesnoy; — theilte unter dem General Grafen Heinrich Bellegarde den Sturm auf den Mormaler Wald, welcher der Belagerung jener Festung zum Vorspiel diente, und rückte, während diese vor sich ging, nach Solemnes, um die Verbindung mit Cambray zu durchschneiden. Mehrere Streifzüge, die er damals that, erwarben ihm großes Lob. Auf einem derselben überfiel er mit drei Zügen Uhlanen ein feindliches Bataillon zu Estreux, und nahm es zum Theil gefangen. Eben so vielen Muth bewies er in der Umgegend von Landrecy.

Den Winter von 1793 auf 1794 brachte der Fürst in Cateau zu, wo er die Vorposten hielt. Er wurde im Februar 1794 zum Obersten des Küraſſier-Regiments Zeschwitz ernannt, zeichnete sich an der Spitze desselben bei dem Angriffe aus, welchen Koburg auf des Feindes verschanzte Stellung am linken Ufer der Sambre bei Premont und Serrain unternehmen ließ, und errang endlich am 26. April durch eine der herrlichsten Waffenthaten, die je durch Reiterei vollführt worden sind, bei Cateau

das Thereſienkreuz. — Unfälle in Flandern riefen den größeren Theil der Verbündeten dahin. Der Fürſt rückte in der Abtheilung, die der Erzherzog Carl führte, über Orchies und über die Marque, endlich nach Tournay, wo ſich der Vortheil wieder auf die Seite der Verbündeten neigte. Nun ſehen wir ihn abermals an die Sambre ziehen, wo er am Schlachttage von Fleurus ebenfalls unter den Truppen ficht, mit welchen der Erzherzog Carl dieſen Ort, obwohl fruchtlos für das Ganze, erſtürmte. Die Folgen dieſer Schlacht führen das Heer über die Maas, und bald darauf über den Rhein zurück.

Beim Anfange des Feldzuges von 1795 finden wir den Fürſten im zweiten Treffen des an beiden Ufern des Mains geſammelten öſterreichiſchen Heeres. Im September nimmt er an dem Gefechte bei Heidelberg Theil, und wohnt, nach der Eroberung der Mainzer Linien, dem Angriff auf die feindliche Stellung an der Pfriem, ſo wie dem Treffen bei Frankenthal bei.

Der abgeſchloſſene Waffenſtillſtand erlaubte ihm die Rückkehr in das Vaterland. Doch ſchon im Frühling 1796 ſehen wir ihn wieder an der Lahn, und dann unter Wartensleben in den blutigen Gefechten an der Nidda, und während des Rückzugs bis hinter die Naab. Die Schlachttage von Amberg und Würzburg erhöhten auch den Ruf des Fürſten, der vorzüglich während des letzteren Gelegenheit zu rühmlichen Thaten fand. — Nach den Gefechten bei Limburg traf ihn die Ernennung zum General-Major. Er ſtreifte nunmehr mit leichten Truppen bis an den Ausfluß der Sieg, folgte ſpäter dem Erzherzog nach dem Oberrhein, und befand ſich während der Belagerung von Kehl unter dem Corps des Feldmarſchall-Lieutenants Hotze, das indeſſen über den Rhein brach,

Germersheim nahm, und bis über Kaiserslautern und den Sonnwald streifte. — Von dem Erzherzog, der das bei Rivoli besiegte Heer übernommen hatte, nach Italien gerufen, eilte der Fürst über Tirol dahin, und leistete auf dem Rückzuge durch Inner-Oestreich noch wichtige Dienste, folgte dem Erzherzog dann abermals nach dem Rheine, und hielt bis zum November 1797 die Vorposten um Mannheim.

Als nach kurzer Unterbrechung der Krieg im Jahr 1799 wieder begann, führte Schwarzenberg die Mitte der Vorhut des Heeres von Deutschland. Er focht bei Kloster-Sießen, bei Ostrach, bei Singen, bei Stockach, nahm Donaueschingen, drang in die Engpässe des Schwarzwaldes, und beobachtete, während der Erzherzog in die Schweiz zu rücken sich bereitete, den Rhein. Er wurde bald darauf wirklich in die Schweiz gezogen, und focht an der Aar und Limmat. — Der Fürst bildete die Vorhut, als der Erzherzog wieder nach dem Mittelrhein zog, warf den französischen General Baraguay d'Hilliers aus Heilbronn, griff den feindlichen Nachtrab vor Sinzheim an, und verfolgte ihn unausgesetzt bis an den Rhein. Bei der Erstürmung Mannheims bewies er sich eben so klug als kühn. Von dem Erzherzog, als dieser abermals nach der Schweiz zog, zur Vertheidigung des Mittelrheins zurückgelassen, führte er die blutigen Gefechte bei Heidelberg gegen die Uebermacht Ney's, welche ihn endlich zum Rückzug in die Gebirge nöthigte. — Krankheit überfiel ihn jetzt, und zwang ihn, für einige Zeit das Heer zu verlassen. — Die Stände des schwäbischen Kreises ernannten ihn damals zum Kreis-General-Major und Obristen des Kreis-Infanterie-Regiments Königsegg-Aulendorf.

Im September 1800 wurde Schwarzenberg zum Feldmarſchall-Lieutenant ernannt, und führte anfänglich einen Theil der Vorhut, dann eine Diviſion im rechten Flügel des in Deutſchland ſtehenden Heeres. Am Vorabende der Schlacht von Hohenlinden warf er den Feind aus allen Orten dieſſeits der Iſer, und drang am Schlachttage ſelbſt bis nahe an Hohenlinden vor. Da einſtweilen die Mitte des öſterreichiſchen Heeres durchbrochen worden, ſah er ſich plötzlich von allen Seiten angegriffen und zur Gefangengebung aufgefordert. Ein zweckmäßiger Angriff, wozu er ſich unverweilt entſchied, rettete jedoch ihn und ſeine Truppe. — Nun wurde ihm die Reſerve untergeordnet. Er führte ſie bis an die Traun zurück. Hier aber erhielt er durch den Erzherzog Carl, der den Oberbefehl übernommen hatte, den Auftrag, die Nachhut zu führen, die, als er dieſem Auftrage nachzukommen eilte, eben der Uebermacht des Feindes völlig erlag. Nur durch Aufbietung der höchſten Klugheit und Anſtrengung gelang es dem Fürſten, dem Heere doch einige Stunden Ruhe zu verſchaffen, und die gehäuften Wagenzüge und Kanonen über die Enns zu fördern. Dort machte ein Waffenſtillſtand dieſem unglücklichen Kriege ein Ende. —

Nun erhielt der Fürſt eine, ſeinen bisherigen Dienſtes-Verhältniſſen völlig fremde, obwohl nur kurzdauernde Verwendung. Ihn nämlich beſtimmte der Kaiſer zum außerordentlichen Botſchafter am Hofe zu Petersburg, um dem Kaiſer Alexander zu ſeiner Thronbeſteigung Glückwünſche zu bringen. Damals näherte ſich Schwarzenberg zum Erſtenmale dieſem Monarchen, der ſpäterhin ſo edeln Antheil an ſeinem Schickſale nahm, und ihn ſo treffend zu beurtheilen verſtand. Nur zwei Monate blieb der Fürſt in Petersburg. Dann kehrte er nach Wien zurück, wo er

eine Diviſion befehligte. — Im November des Jahres 1804 ſah er ſich nach Linz beordert, um den Befehl über mehrere im Innviertel zuſammengezogene Truppen zu übernehmen. — Im März 1805 wurde er zum Vicepräſidenten des Hofkriegsrathes ernannt.

Bei dem in dieſem Jahre wieder ausgebrochenen Kriege wurde dem Fürſten eines der zur Armee von Deutſchland gehörigen Corps untergeordnet. Er rückte mit demſelben nach Ulm, nahm an dem Gefechte bei Günzburg Theil, entſchied auf glänzende Weiſe das von Jungingen, das einzige, welches die Reihe von Unglücksfällen unterbrach, die in dieſem Feldzuge das Heer von Deutſchland trafen. Es wurde ihm ſpäterhin dafür das Commandeur-Kreuz des Thereſien-Ordens zuerkannt. — Schwarzenberg war einer der Generale, welche den General-Quartiermeiſter Feldmarſchall-Lieutenant Baron Mack zu vermögen ſuchten, Ulm zu verlaſſen und ſich nach Nördlingen zu ziehen. Ihm ordnete der Erzherzog Ferdinand die Reiterei unter, mit welcher er Ulm verließ. Dieſer Rückzug, unter fortwährenden Gefechten gegen eine weit überlegene Zahl Feinde vollbracht, gab häufige Gelegenheit, des Fürſten Klugheit, Geiſtesgegenwart und Muth in den ſchwierigſten Lagen zu erproben. — In Eger angekommen, überfiel ihn eine Krankheit, als Folge ſeiner Anſtrengungen. — Kaum geheilt, geht er nach Wien, und begleitet die beiden Monarchen, Franz und Alexander, nach Mähren. Er widerräth jede voreilige Schlacht, und äußert ſich gegen die von Auſterlitz, deren Ausgang er, nach dem Ueberblick der erſten Anlage, vorauszuſagen den Muth hat. —

Ruhig verlebt er den Sommer von 1806 auf ſeinem Gute in Böhmen. Er lehnt die Präſidentenſtelle des Hof-

kriegsrathes ab, und nimmt erſt im Jahre 1808 wieder mehreren Antheil an Geſchäften, indem er ſich der Bildung der Landwehre eifrig widmet. — Nach der Erfurter Zuſammenkunft abermals zum Botſchafter in Petersburg beſtimmt, wirkt er da auf das Thätigſte, um die Oeſterreich drohende Gefahr, die aus jener Zuſammenkunft ſich zu entwickeln ſchien, zu mindern und hintanzuhalten. Er kommt zwei Tage vor der Schlacht von Wagram (1809) nach Oeſtreich zurück, wohnt dieſer Schlacht bei, und leiſtet bei Znaym mit der Reſerve dem Feinde den kräftigſten Widerſtand. Der Kaiſer beförderte ihn bald darauf zum General der Cavallerie.

Der Wiener Friede brachte ihn abermals auf diplomatiſche Bahn. Schwarzenberg wurde zum Botſchafter am Hofe des Kaiſers Napoleon ernannt. Sein großes unberechenbares Verdienſt in jener Zeit beſtand vor Allem in der nie verläugneten Würde, mit welcher er den Staat, deſſen Botſchafter er war, vertrat. Er gewann durch ſeine Perſönlichkeit viele der einflußreichſten Männer, und ſelbſt die Neigung Napoleons in einem ſeltenen Grade. Dieſe ſprach ſich vorzüglich ſeit jenem unglücklichen Vorfalle offen aus, da während eines Feſtes, das der Fürſt im Sommer des Jahres 1810 zu Ehren der Kaiſerin Maria Louiſe gab, die Gemahlin ſeines Bruders, des regierenden Fürſten Joſeph zu Schwarzenberg, als Opfer ihrer Mutterliebe bei einem zufällig entſtandenen Brande den Tod fand. Damals hatte ein Zug der Seelenſtärke des Fürſten den Kaiſer mit der höchſten Achtung erfüllt und deſſen ſchwer zugängliches Gemüth gewonnen. —

Schwarzenberg führte die Unterhandlungen über den unausweichlichen Antheil Oeſterreichs im Kriege gegen Rußland, und ſah ſich ſelbſt, unerwartet genug, zum Befehlshaber

des hiezu bestimmten österreichischen Hülfscorps ernannt. Er setzte sich im Juni 1812 mit demselben von Lemberg nach Lublin in Marsch, um sich an den rechten Flügel der großen Armee anzuschließen, und ging, so wie dieser staffelweise vorrückte, als letztes Echellon desselben, über den Bug und nach Pruszani. Von hier nach Nieswiesz und Minsk gerufen, machte er zunächst den Major-General, den Fürsten von Neufchatel, auf die in Volhynien stehenden russischen Streitkräfte aufmerksam, und suchte die Meinung von ihrer Unbedeutendheit, welche damals im französischen Hauptquartiere herrschend war, zu widerlegen. In Folge eines abermaligen Befehles brach er endlich nach Nieswiesz auf. Aber kaum dort eingetroffen, erreichte ihn die Nachricht von den Unfällen der Sachsen, welche die österreichischen Truppen an dem Muchawiec und an der Pina abgelöst hatten. Bekannt mit dem Gewichte, welches Napoleon auf die Deckung Warschau's legte, und mit der Gefahr, welche jetzt der rechten Flanke des französischen Heeres drohte, gab er eigenmächtig den Marsch nach Minsk auf, wandte, ohne vorerst Befehl abzuwarten, um, nahm die Sachsen auf, und rückte den Russen an die Jasiolda entgegen. Der Kaiser, mit diesem Entschlusse höchst zufrieden, setzte auch die Sachsen (das 7. Armeecorps) unter des Fürsten Oberleitung, und trug ihm auf, mit beiden Armeecorps nun die Russen zu schlagen und nach Volhynien zu verfolgen. Beides ist in Kurzem geschehen. Die Uebergänge der Jasiolda waren erzwungen, die russische Vorhut bei Sienewiecs und Pruszani zurückgewiesen, der Engpaß von Kozibrod erstürmt, endlich die vereinigte Macht der Russen unter Tormassow bei Podubnie, trotz der großen Vortheile, die ihr die Beschaffenheit des Bodens und das Uebergewicht an Geschütz sicherten, geschlagen,

durch die Sümpfe des Przipiec verfolgt, und endlich über die Turia und den Styr gedrängt.

Hier ändert ſich, mit der über alles Verhältniß angewachſenen Entfernung der ſchon bis Moskau vorgedrungenen Mitte des franzöſiſchen Heeres und durch den Anmarſch der ruſſiſchen Donau-Armee, plötzlich die ganze Lage der Dinge. Zu ſchwach, um zu ſchlagen, hält der Fürſt noch bis zum letzten Augenblicke, da Tormaſſow und Tſchitſchagow vereinigt über den Styr brechen; weicht dann fechtend hinter die Turia, und überzeugt ſich in der Ebene von Luboml von der Anweſenheit der geſammten Truppen des Admirals, denen auszuweichen, und ſie doch auf ſich zu halten, ſein Streben ſeyn muß. Er vermeidet bei Luboml im letzten Augenblicke die angebotene Schlacht; geht durch einen höchſt kühnen Marſch im Angeſichte des Feindes über den Bug; erſcheint wieder hinter dem Muchawiec, bevor der Gegner auf dem geraden Wege daſelbſt anlangt; trotzt hier dem geſammten feindlichen Heere durch acht Tage; läßt es alle Vorbereitungen zu einer Schlacht wiederholen, und entweicht ihm wieder, zwei Stunden vor der Zeit, da die ruſſiſchen Colonnen zum Angriffe aufbrechen.

Nun gewinnt er die Leszna; geht, auf ſeiner Verbindung mit Warſchau bedroht, über den Bug; ſchlägt bei Biala ein ruſſiſches Corps, das ſich von Brzeſc zu weit vorgewagt, reinigt das Gebiet des Großherzogthums, und zieht aus Galizien und aus Frankreich kommende, höchſt nöthige Verſtärkungen an ſich.

Einſtweilen hat der Admiral ſein Heer getheilt, bricht mit dem einen Theile nach dem Innern des Landes auf, und läßt den andern unter dem General-Lieutenant Sacken am Muchawiec zurück. Der Fürſt geht ſchnell über den

Bug, wendet ſich nach Wolkowyſk; dort von der Marſchrichtung des Admirals genaue Kenntniß erlangend, eilt er nach Slonim, und ſein Vortrab ſtößt eben auf die Nachhut des Admirals, als Regnier, zur Deckung der Seite und des Rückens zu Wolkowyſk zurückgelaſſen, von Sacken angegriffen wird, und in Gefahr iſt, unter der Macht des Feindes zu erliegen. Da wendet ſich Schwarzenberg mit dem größern Theile ſeiner Streitkräfte, bricht nach den angeſtrengteſten Märſchen bei Iſabelyn im Rücken der eben im heftigen Gefechte ſtehenden Ruſſen heraus. Sie werden über die Narew und den Muchawiec geworfen. Mit dem Verluſte von beinahe der Hälfte ihrer ganzen Stärke, alles Gepäckes und der Mehrzahl ihrer Geſchütze flüchten ſie nach Kowel. — Nun geht der Fürſt wieder nach Slonim. Da kommen ihm die Nachrichten von den Vorfällen an der Berezina zu. In allen ſeinen Bewegungen von dem Major-General rein auf ſeine eigene Meinung gewieſen, zieht er ſich nach Bialyſtock, rettet zu Grodno und an mehreren anderen Orten die Magazine durch Vertrag, und geht mit Ende December, während die Reſte der großen Armee nach der Weichſel fliehen, nach Pultusk. Durch ein mündlich mit den Ruſſen geſchloſſenes Uebereinkommen hält er ſich in dieſer Stellung unangegriffen bis zum Anfange Februars, deckt Warſchau, und macht dadurch die Organiſirung der polniſchen Truppen möglich, die Poniatowski aus jenem Mittelpunkte betrieb. Der weitere Rückzug der Franzoſen an die Oder macht auch den ſeinigen nöthig, der ihm jedoch bereits gefährdet iſt. Er übergibt Warſchau, ſobald den Polen und Sachſen ein hinlänglicher Vorſprung nach Schleſien geſichert iſt, und geht in die Umgegend von Krakau. Hier läßt er den Befehl über das öſterreichiſche Armeecorps dem Feldmarſchall-

Lieutenant Baron Frimont, eilt nach Wien, und von da unverzüglich auf seinen Gesandtschaftsposten nach Paris zurück.

Sein strenges und kluges Benehmen gegen den Feind sowohl als gegen den Verbündeten, — die Sicherheit, mit welcher er die Würde als Soldat und als Oesterreicher aufrecht zu erhalten verstand, zogen ihm die Achtung beider kämpfenden Theile im hohen Grade zu. Mit unveränderter Freundlichkeit empfing ihn Napoleon, den er jedoch bald wieder verließ, unbekannt noch mit der Bestimmung, die jetzt seiner wartete, nämlich: die Heere Europa's gegen diesen Mann zu führen.

Oesterreich rüstete, anfänglich zur Vermittlung des Friedens; dann, um seine Kräfte gegen denjenigen Theil auftreten zu lassen, der die gehegte Friedenshoffnung täuschte. Schwarzenberg, auf Verwendung Napoleons schon während des Feldzuges in Rußland zum Feldmarschall ernannt, wurde, sobald Oestreich sich gegen Frankreich erklärte, oberster Feldherr aller verbündeten Heere.

Die Epoche des Krieges vom Jahre 1813 nach Aufkündigung des Waffenstillstandes, jene nämlich, in welcher der Fürst handelnd auftritt, benöthigt einer wiederholten und tiefen Betrachtung, um einigermaßen richtig beurtheilt zu werden. Wenn wir die Elemente neben einander stellen, so finden wir auf Seite der Verbündeten erstens ein Uebergewicht, der Zahl nach von 126,000 Mann, die ungeregelten Truppen eingerechnet, welche in offener Schlacht den französischen nicht gleichgestellt werden konnten. Zweitens gab ihnen die Aufstellung der Hauptmasse derselben an der Eger insoferne Vortheile, als dadurch die Grundlage der durch die Schlachten von Lützen und Bautzen vorbereiteten Unternehmungen Napoleons völlig erschüttert wurde, und

das Gebiet von der Elbe zur Oder ſtrategiſch in ihre Hände kam. Drittens war ihnen Erſatz an Mann, Pferd und Kriegsmateriale näher und verbürgter, während Frankreich durch ſeine in kurzen Zeiträumen wiederholten ungeheuren Leiſtungen, für den Augenblick wenigſtens, ſehr geſchwächt war.

Dieſen Punkten entgegen laſſen ſich folgende aufſtellen: Erſtens waren ſie Verbündete; der unberechenbare Vortheil, alleiniger Leiter und Herr ſeiner Truppen zu ſeyn, war ganz auf Napoleons Seite, und die dadurch erhöhte Verwendbarkeit derſelben näherte die Größe ſeiner Streitkraft, der Weſenheit nach, jener der Verbündeten. Zweitens: dem franzöſiſchen Heere bot aus ſeiner Stellung ſich der Vortheil dar, daß es, wo es geſammelt angriff, die Ueberzahl für ſich hatte. Die Feſtungen der Elbe, Oder und Weichſel waren ihm theils ſichere Anlehnungs- und Uebergangspunkte, theils bereiteten ſie Unternehmungen vor, und bedrohten und ſchwächten den Gegner. Drittens war das franzöſiſche Heer im damaligen Zeitpunkte ſo völlig ausgerüſtet, einer vortrefflichen Leitung gewiß, und den Hülfen aus deutſchen, ſo wie aus feindlichen Landen doch ſo nahe, daß es für die wahrſcheinlichen Abgänge immer gedeckt ſchien.

Rechnet man noch auf Seite der Franzoſen die hohen Gaben des Feldherrn, der zugleich Kaiſer war; bedenkt man das Gewicht des Kampfes, der jetzt begonnen werden ſollte, und der die Exiſtenz wenigſtens einer der kämpfenden Parteien auf das Spiel ſetzte, ſo iſt es begreiflich, warum Schwarzenberg jede Aufforderung übergroßer Zuverſicht zurückwies und ſich gegen jedes Wagniß erklärte, ſo lange es vermieden, oder das Gewünſchte auf mehr ſicherem Wege erreicht werden konnte. Die Vorſchläge,

welche er vor Ausbruch des Krieges den hohen Monarchen that, und welche dem Kriegsplane zu Grunde gelegt wurden, über den sie sich vereinigten, beruhen auf ganz einfachen Sätzen: „Napoleon muß nach der Lage der Dinge wünschen, eine Hauptschlacht zu liefern, und zwar sobald als thunlich; denn seine Kraft nimmt mit jedem Tage in dem Verhältniß ab, als unsere wächst. Wir, jetzt schwer zu vereinigen, dürfen zu dieser Schlacht nicht Gelegenheit geben, bis alle Wahrscheinlichkeit dafür ist, daß wir sie gewinnen. Um uns diese Wahrscheinlichkeit zu verschaffen, muß die französische Heeresmacht durch Theilgefechte und Anstrengungen zuvor um Vieles geschwächt und gemindert werden. Hierzu dient die Aufstellung in drei Massen, in Böhmen, Schlesien und in der Mark, ganz vorzüglich, aber nur dann, wenn als unverbrüchliches Gesetz angenommen wird, daß jede derselben, gegen welche Napoleon immer sich wendet, zurückgeht, die beiden übrigen ihm schnell in Seite und Rücken marschiren, und dadurch von jener abziehen. Dieses fortwährende Vorrücken und Zurückgehen muß ihn, der allen Dreien zu genügen hat, mehr ermüden als sie, und muß ihnen die Gelegenheit geben, die einstweilen gegen sie gelassenen feindlichen Abtheilungen aufzureiben. Hat die Summe von diesen Verlusten den Feind hinlänglich herabgebracht, dann wird man ihn langsam von der Elbe ab und gegen die Saale drücken, und hier vielleicht in der Umgegend von Leipzig mit vereinten Kräften die Schlacht geben. Der Ausgang derselben wird das Weitere bestimmen." —

Diesem Plane zufolge brach die an der Eger versammelte Hauptmacht nach Sachsen vor (20. August), sobald man vernahm, daß Napoleon, Blücher zu begegnen, nach Schlesien marschirt sey. Man beschloß, Dresden,

um der vielen Vortheile willen, die es als Hauptſtadt und Uebergangspunkt an der Elbe verſprach, zu nehmen. Verzögerungen im Marſch, das ſchnelle Erſcheinen Napoleons, die eingetretene Regenzeit u. ſ. w. machten dieſen Nebenzweck ſcheitern. Aber der Hauptzweck blieb erreicht, und die Schlachten bei Großbeeren (am 23. Auguſt) und an der Katzbach (am 26. Auguſt) waren die nächſten Folgen davon. Dieſe veranlaßten wieder, daß Napoleon einen Augenblick unſchlüſſig zu Dresden verweilte, und hieraus folgte die Vernichtung Vandamme's bei Culm (am 30. Auguſt). Dieſe bewog ihn zum Verſuch des Einbruches in Böhmen. Aber dadurch ward Blücher freigegeben. Der ſteht am 4. September ſchon bei Hochkirch, und die Nord-Armee erficht über den Marſchall Ney den entſcheidenden Sieg von Dennewitz (am 6. September). So kettet ſich bei dem franzöſiſchen Heere Verluſt an Verluſt. Es wendet ſich bald hieher, bald dorthin; immer eine Hauptſchlacht wünſchend und nicht erlangend, bis es endlich ſo geſchwächt iſt, daß den Verbündeten die Zeit gekommen zu ſeyn ſcheint, die Früchte dieſer Manöver einzuſammeln.

In Kurzem ſtehen die ſchleſiſche und die Nordarmee jenſeits der Elbe. Der Fürſt mit der böhmiſchen aber umfängt den andern Flügel des Feindes durch ſeinen Marſch nach Altenburg. Noch einmal verſucht Napoleon von ſeiner Central-Stellung Nutzen zu ziehen, wirft ſich auf Blücher. Aber dieſer weicht ihm durch den Marſch hinter die Saale aus, und feſſelt ihn an die Ebene von Leipzig. Nun rückt Napoleon in dieſen verhängnißvollen Ort, und wendet ſich gegen das böhmiſche Heer, um dieſes zur Schlacht zu bringen. — In dieſem Augenblicke endet die eine, bisher befolgte Hälfte des Plans, und die andere tritt ein; denn nun nimmt der Fürſt, der Nähe Blüchers

und des Kronprinzen von Schweden gewiß und beide zur Mitwirkung einladend, die Schlacht am 16. October an. Wenn Napoleon seinen Angelegenheiten durch eine Hauptschlacht den gewünschten Umschwung geben sollte, so mußte er den Sieg an dieſem Tage erfechten. Wie die Sachen einmal ſtanden, war am 16. die größte Zahl der Vortheile für ihn, die er überhaupt noch haben konnte. Er hatte ſeine ganze Kraft, 170,000 Mann trefflicher Truppen, vereinigt, während drei Armeecorps der Verbündeten erſt am 17. eintreffen konnten, und der Kronprinz von Schweden mit der Nordarmee, dem Drittheile ihrer geſammten Streitmacht, am 16. nicht in der Linie erſchien, wie der Fürſt erwartet und gewünſcht hatte. — Aber Napoleon ſiegte am 16. nicht, und ſo erfolgte am 18. und 19., was unvermeidlich geworden war.

Um die unverletzte Stimmung und das gute Einvernehmen zwiſchen den verſchiedenen Feldherren und Truppen zu erhalten, die eines glücklichen Enderfolges unerläßliche Bedingungen waren, mußte der Fürſt Verſäumniſſe in Benutzung von Zeit, Raum und Umſtänden oftmals überſehen, die bei einem ſo vielfach und verſchieden zuſammengeſetzten Getriebe häufiger, als bei dem einfachen ſeines Gegners ſich ergaben. So blieb auch die Verfolgung bis an den Rhein hinter den Wünſchen des Fürſten zurück. Aber eben ſo leicht, als er das minder Wichtige, und vor Allem ſich ſelbſt, dem unerläßlich Nothwendigen unterordnete, ſo wenig wich er von ſeiner Meinung, ſobald er ſie für eine Grundbedingung des Erfolges erkannte. So ſehen wir ihn am Rhein feſt auf der ſchnellen Fortſetzung des Krieges, und auf der Verweigerung der Neutralität der Schweiz, die er für eine Waffe in der Hand des Feindes erkennt, beſtehen; was auch über die Schwierigkeit eines Feldzugs in Frankreich, über die Unklugheit, ſich in das Herz dieſes

Reiches einſenken zu wollen, ohne auch nur eine einzige Feſtung an der Grenze genommen zu haben, — über die Beſchwerden eines Winterfeldzugs, und über die Nothwendigkeit, den Truppen Ruhe zu gönnen, — im Rathe ſowohl, als außerhalb demſelben, von Männern, an Zahl und Stellung gewichtig, geſagt werden mag.

Sein Vorſchlag, die Operation nach Frankreich gleichzeitig durch die Franche-Comté und Lothringen zu führen, ſo zwar, daß man ſich gegen Ende Jänner an der Marne wieder vereinige, wurde demjenigen, mit der geſammten Macht der zweiten Richtung allein zu folgen, vorgezogen. Er war in der beſtimmten Zeit ausgeführt. Am 20. Jänner ſtand der Fürſt am Ufer der Marne, Blücher im Thale der Maas. Sechs Tage darauf ſtehen beide Heere vereinigt an der Aube. Die Verbündeten zählten damals 162,000 Mann. Napoleon hatte nicht mehr als 70,000 Mann; aber er war durch ſeine Feſtungen überall baſirt, und mitten in ſeinem Reiche wuchs ſeine Kraft mit jedem Tage, während den Verbündeten der Nachſchub immer ſchwieriger werden mußte. Der Fürſt war durch die bisherigen Siege noch ſo wenig verleitet, dasjenige, was noch zu geſchehen hatte, als Spielwerk anzuſehen, daß er ernſter als jemals auf dem Grundſatze beharrte, der ihn von der Eger bis zur Marne geführt hatte, nämlich: „Nichts zu wagen, ſo lange man noch ohne Wagniß ausreichen konnte.“ Die Beiſpiele der Ereigniſſe in den Jahren 1757, 1792, 1812 ſchwebten ihm vor. Der Geiſt der Nation, die man nun auf ihrem Boden bekriegte, — der Winter, der Mangel, die Krankheiten, die als eben ſo viele zerſtörende Kräfte gegen ſein Heer auftreten konnten, obwohl ſie nicht auf dem Schlachtfelde zu bekämpfen waren, — ließen ihn nicht von dem

Geſetze abweichen, das große Spiel ſo ſicher als möglich zu ſpielen.

Beide Feldherren manövrirten in den letzten Tagen des Jänners, um ſich gegenſeitig im Rücken zu bedrohen, und den Gegner die eigentliche Abſicht klarer ausſprechen zu machen. Der am 29. gelungene Ueberfall der Franzoſen auf das Schloß von Brienne führte zur Schlacht von Brienne am 8. Februar, die Napoleon lieferte, weil er nach jenem Ueberfalle die größte Wahrſcheinlichkeit des Sieges über das ſchleſiſche Heer für ſich hatte, und die der Fürſt gewann, weil Napoleon nicht ſchnell genug ſeine Vortheile benützt, und ihm Zeit gelaſſen hatte, das Hauptheer mit dem ſchleſiſchen zu vereinigen.

Nicht allein die Schwierigkeiten der Verpflegung, ſondern auch die Aufſtellung des Feindes machten nach dem Siege von Brienne eine abermalige Theilung der Verbündeten nothwendig. Der Fürſt ließ darum Blücher längs der Marne vorrücken, während er daſſelbe längs der Seine thun wollte; Beider Zielpunkt war Paris. Mangel an Vorſicht, vereint mit Napoleons Schnelligkeit und Scharfblick, veranlaßten die Treffen von Champeaubert, von Montmirail und von Etoges (am 10., 11. und 14. Febr.), in Folge welcher das ſchleſiſche Heer, mit dem Verluſte eines Viertheils ſeiner Stärke, nach Chalons zurückzugehen gezwungen war. Dieſer von den Franzoſen errungene Vortheil muſte auch auf das Hauptheer nachtheilig einwirken, das nach dem Gefechte von Montereau (am 18. Febr.) bis hinter die Seine zurückgeht, um Blüchern aufzunehmen, und die Gelegenheit zu einer Schlacht, ſollte ſie vortheilhaft erſcheinen, gemeinſchaftlich zu benützen. Die Gelegenheit erſcheint wirklich, jedoch nur dem Feinde vortheilhaft. Der Fürſt weicht daher der

angebotenen Schlacht durch den weitern Rückzug hinter die Aube aus. Ungünstige Nachrichten aus dem Süden, wo Bubna so eben von Augereau zurückgedrängt und dadurch die Schweiz bedroht war, machten starke Entsendungen dahin nothwendig, und bewogen die Monarchen zu dem Entschlusse, das Hauptheer bis auf seine bei Langres befindlichen Reserven zurückgehen zu lassen, um, verstärkt durch diese, den Angriffskrieg wieder zu beginnen.

Blücher hatte, diesmal gegen des Fürsten Meinung, vom Hauptheere sich bereits wieder getrennt, und verfolgte den Marschall Marmont durch das Thal der Marne. Kaum vernahm dies Napoleon, so beschloß er, dem schlesischen Heere nachzueilen, um das alte Spiel zu erneuern. Aber kaum vernahm auch der Fürst den Marsch des Kaisers, so bestand er auf der Einstellung des Rückmarsches. Durch die Gefechte bei Bar wurde der Marsch über die Aube erzwungen; in wenigen Tagen war Troyes wieder genommen und die Stellung an der Seine bezogen. Blücher ward indessen durch den Kaiser gegen die Aisne gedrängt, wo der Fall von Soissons und das Erscheinen mehrerer Abtheilungen der Nordarmee seiner Lage im rechten Augenblicke eine glückliche Wendung gaben. Nun folgte die Schlacht bei Laon (am 9. März), wo Napoleon seine Kräfte vergeblich verschwendete, und eiligst an die Marne zurückging, wohin ihm Blücher folgte. Der Fürst ließ, auf die erste Nachricht des Vorgefallenen, den Feind auf dem rechten Ufer der Seine angreifen, und war eben bestrebt, mit seinem Heere über die Aube zu setzen, als er die Nachricht erhielt, daß Napoleon bereits wieder vor ihm, und einen Marsch von der Aube entfernt, stehe. Dessen Absicht, das Hauptheer in seiner rechten Seite zu überfallen, die Linie an der Aube zu durchbrechen, dadurch

die an der Seine ſtehenden Heerestheile abzuſchneiden und einzeln zu ſchlagen, lag am Tage. Aber das Treffen von Arcis (am 20. März) entſchied anders. Der Entſchluß des Fürſten, ſeine Truppen nicht rückwärts der Aube, wie es anfänglich eingeleitet war, ſondern vorwärts derſelben zu vereinigen, war die Urſache, daß Napoleon bei ſeinem plötzlichen Marſche über dieſen Fluß nicht vereinzelte Heerestheile vor ſich fand, ſondern, während er angreifen wollte, ſich ſelbſt von dem Fürſten angegriffen ſah.

Mit Verluſt an Kraft und Zeit mußte Napoleon über die Aube zurückgehen, und jetzt geſchah es, daß er ſich nach Vitry an die Marne wandte, des kühnen Planes voll, ſeine Verbindung mit der Hauptſtadt und dem Innern aufzugeben, ſich auf ſeine Feſtungen in Lothringen und Elſaß zu baſiren, und gleichſam die Verbündeten in Frankreich zu blokiren, indem er ihnen jede Verbindung mit dem Rhein und mit der Schweiz genommen haben würde. Er erwartete, daß ein ſolches Manöver die Monarchen alſogleich zum Rückzug bewegen werde. — Als der Fürſt von der abſeitigen Bewegung nach Vitry unterrichtet ward, errieth er alſogleich den Zweck derſelben, und erklärte, „daß man ſich vor Allem Vitry nähern müſſe, um Blüchern die Hand zu geben, und Beſtätigung über die Abſicht des Feindes einzuholen, die nun Gelegenheit geben werde, ſchnell und vereinigt nach Paris zu marſchiren.“ — Dieſe Meinung trug er dem Kaiſer von Rußland und dem König von Preußen vor, und ſandte noch an dieſem Tage einen Adjutanten an den Kaiſer von Oeſtreich nach Bar ſur Aube ab, um ihm das Beſchloſſene zu melden.

Vor Vitry angekommen, beſtätigte ſich durch den Marſch Napoleons nach Saint Dizier die richtige Vermuthung des Fürſten. Der von Tettenborn aufgefangene Brief des

Kaiſers an ſeine Gemahlin nach Paris ließ vollends keinen Zweifel mehr zu. Auf den Höhen von Sompuis, am 24. März um zehn Uhr Morgens, entwarf der Fürſt, im Beiſeyn der Monarchen und der höchſten Offiziere, die Anordnungen zum gemeinſchaftlichen Marſch des Hauptheeres und des ſchleſiſchen nach der Hauptſtadt des Feindes. Am 28. endete die Schlacht vor Paris den Widerſtand Frankreichs.

Wir ſehen nun, da das Werk gethan iſt, den Fürſten, mit Auszeichnungen von allen Monarchen Europa's überhäuft, ſtille ſich zurückziehen, — nur berathend an den Pariſer- und ſpäter an den Wiener-Verhandlungen Theil nehmen, — als Präſident des Hofkriegsrathes aber die öſterreichiſche Armee in einem ſo gerüſteten Stande erhalten, daß ſie unverzüglich, ſobald die Nachricht von der Landung Bonaparte's an der mittäglichen Küſte von Frankreich zu Wien anlangt, ſich nach dem Rheine in Marſch ſetzen konnte. Gemeinſchaftlich mit dem Herzog von Wellington und den übrigen Feldherren der Verbündeten unterlegte Schwarzenberg am 28. April 1815 den zu Wien verſammelten Monarchen einen Entwurf zur Führung des Feldzugs, wornach die geſammte verbündete Streitmacht in vier Maſſen vertheilt, und zwar die engliſch-preußiſche Armee in den Niederlanden, — die öſterreichiſche mit den Verbündeten des ſüdlichen Deutſchlands am Mittel- und Oberrhein, — die ruſſiſche, als Verbindungsmaſſe zwiſchen beiden, am Unterrhein, — und endlich ein ſtarkes öſterreichiſches Heer (70,000 Mann) in Piemont aufgeſtellt werden ſollten. — Der 24. Juni war als Tag der Eröffnung des Feldzugs beſtimmt, den aber die Schlacht von Waterloo früher, als man erwartet hatte, endigte. Als die Nachricht hiervon in das Hauptquartier des Fürſten, nach Heidelberg, kam, war ſein Heer bereits im Marſch,

um über den Rhein zu gehen. Er beschleunigte nun denselben. Zwanzig Tage nach dem Aufbruche von der Saar erschien Fürst Wrede, der die Vorhut des Hauptheeres führte, vor Paris, und zwei Tage darauf (am 17. Juli) rückten die österreichischen Truppen zum zweitenmal in die Hauptstadt Frankreichs ein, während das aus Italien über die Alpen herbeigerufene österreichische Heer sich den Weg durch die festen und gut vertheidigten Engpässe des Jura bereits geöffnet hatte, und um dieselbe Zeit Lyon besetzte.

Der Fürst verließ Paris sobald als thunlich wieder, und genoß am 5. und 6. October im Lager von Dijon zum letztenmale den herrlichen Anblick des versammelten österreichischen Heeres, das er zu Ruhm und Siegen geführt. Er eilte nach seinem Schlosse Worlyk in Böhmen, wo ihn Kaiser Alexander besuchte, dann nach Wien. —

Pflichten seines Amtes führten den Fürsten im Jänner des Jahres 1816 nach Italien. Seine Reise glich einem Triumphzuge. Mit Ende März verließ er dies Land wieder, und zwar körperlich höchst angegriffen. Die wahrscheinlich seit langer Zeit in seinem Organismus sich bildende Krankheit kam am 13. Jänner 1817 mit einem Schlagflusse zum Ausbruch. — Die erste Gefahr schwand wieder; — Aerzte, Mittel wechselten: das Uebel blieb; — bis Schwarzenberg endlich durch eine jener räthselhaften Fügungen, die zu erklären und zu verwerfen gleich anmaßend ist, nach Leipzig ging, und dort an demselben Tage, an welchem er sieben Jahre früher an der Spitze des Völkerheeres im Angesichte dieser Stadt erschienen war, den Tod fand (am 15. October 1820). —

Heer und Vaterland ehren das Andenken dieses Helden, dessen Seyn und Wirken sich in die kurzen Worte fassen läßt: im Rath weise; im Felde Sieger; im Leben Liebe.

Antwort

auf die in der Leipziger Literatur-Zeitung, 1822, Nro. 303, enthaltene Recenſion über mein Werk:

„Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchalls Fürſten Carl von Schwarzenberg."

Unter zehn bis jetzt in öffentlichen Blättern erſchienenen und mir zu Handen gekommenen Beurtheilungen meines vor drei Monaten herausgegebenen Werkes: „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarſchalls Fürſten Carl von Schwarzenberg", iſt nur eine einzige, die ſowohl über die Richtung des Ganzen, als auch in Rückſicht einzelner Thatſachen, ein ungünſtiges Urtheil fällt.

Ich habe keinen Augenblick mich mit dem Gedanken getragen, in jenen Denkwürdigkeiten etwas ſo Vollkommenes zu leiſten, daß von keiner Seite, an keiner Stelle dem [illegible] Mängel ſich zeigen ſollten. Sobald ich dieſe Arbeit unternahm, mußte ich, wenn ich meine Lage und die Zeitverhältniſſe berückſichtigte, oder auch nur meine Fähigkeiten in Betrachtung zog, mich Vorwürfen bloßſtellen, die gewiß nur allzugegründet ſind, und wovon ich erwarten mußte, daß ein großer Theil von allen Vernünftigen gedacht, und von Manchen, welche glauben, daß der Schriftſteller

nur das denke oder wisse, was er sagt, wohl auch ausgesprochen werden würde. Ich glaubte jedoch, mich diesem Uebel frei aussetzen zu müssen, weil mich die Erfahrung belehrte, daß eben der Furcht vor demselben die Undankbarkeit zuzuschreiben sey, welche auch Deutschland von jeher seinen ausgezeichneten oder großen Männern bewiesen, und wovon das erste Zeichen der Mangel an Erkenntlichkeit ist, die man ihrem Andenken erweisen sollte. Diese allgemeine Rücksicht, und noch die besondere des Dankgefühls, mit welchem ich dem Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg ergeben bin, bewogen mich jetzt schon, das heißt: vielleicht in zu früher Zeit, Einiges über sein Leben zu schreiben. Da ich, wie aus dem eben Gesagten hervorgeht, Tadel erwartete, so kann ich mich auch nur gegen den zu verantworten bewogen fühlen, der mir ungerecht scheint.

Die Leipziger Literatur-Zeitung nennt dieses Werk ganz richtig eine Lobschrift. Meiner Ueberzeugung gemäß mußte, was ich über den Feldmarschall schreiben konnte, eine Lobschrift werden. Dies Wort, im eigentlichen Sinne gebraucht, bezeichnet nur; es tadelt nicht. Wenn aber die Leipziger Literatur-Zeitung aus demselben folgert, daß das Werk nicht historischen oder biographischen Inhalts sey, daß es auf keinen Platz in der Reihe der Geschichtbücher Anspruch machen dürfe, so scheint mir diese Folgerung gewagt, oder, klar ausgesprochen, unrichtig. Ich will mich nicht auf die Zergliederung der Forderungen einer Biographie, eines geschichtlichen Werkes einlassen. Ich habe auch mein Buch weder „Biographie" noch „Lebensgeschichte" betitelt, sondern „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls u. s. w.," und ich zweifle, ob Recensent im Stande

ſeyn wird, mir zu beweiſen, daß, was ich in dem Buche erzähle, nicht denkwürdig in Bezug des Lebens des Feldmarſchalls ſey.

Leichter würde mir, ihm darzuthun, daß Denkwürdigkeiten nicht das ganze Leben eines Mannes umfaſſen müſſen, wie dies die Aufgabe der Biographie iſt, und daß Denkwürdigkeiten, inſoferne ſie Ereigniſſe berühren, die auf die Zeitgeſchichte Einfluß haben, gar wohl unter die Claſſe hiſtoriſcher Schriften zu ſetzen ſeyen. Ich glaube daher:

1) Recenſent irrt und hat den Titel nicht aufgefaßt, wenn er behauptet, das Werk ſey nicht, was der Titel ſagt; denn es enthält wirklich Denkwürdiges aus dem Leben des Feldmarſchalls.

2) Recenſent irrt und hat den Titel nicht aufgefaßt, wenn er meint, ich ſuchte damit eine Biographie zu bezeichnen; denn ich wollte nur Elemente für eine künftige Biographie niederlegen: Stückwerk, wie ich ſelbſt auf der vorletzten Seite ſagte, welches ich der Zukunft vererben will, damit ſie die Züge ausführe, „wo der Griffel der Gegenwart zitterte oder gehemmt war"; damit ſie Licht in das Dunkle trage, „das bis jetzt noch der Klarheit verſchloſſen blieb"; damit ſie die Flecken vertilge, „wo die Farben mißglückten oder wechſelten"; damit ſie die Andeutungen ausſpinne, die ich zur Bindung des Ganzen einzuweben für nöthig hielt! —

3) Recenſent irrt, wenn er dem Buche geſchichtlichen Werth abſpricht; denn da ſich das darin enthaltene Denkwürdige auf geſchichtlich wichtige Ereigniſſe bezieht, und einige der fälſchlich verbreiteten Meinungen, aus den beſten Quellen, berichtigt, ſo hat es geſchichtlichen Werth. Man muß ſich über jenen Ausſpruch der Leipziger Literatur-Zeitung wundern, wenn man das Literariſche

Conversationsblatt, das ebenfalls zu Leipzig ausgegeben wird (Nro. 286 und 288), dagegen hält, und sagen hört: „Wohl hat der Verfasser dieser Denkwürdigkeiten „mit der zarteſten Schonung Manches angedeutet, was „nothwendig angedeutet werden mußte, um den vielfach „verkannten, oft voreilig, ſchief und unkundig „beurtheilten Fürſten gegen nicht begründeten Tadel „zu rechtfertigen, und ſein Verhalten in dem wahren, „wenn auch nicht im vollen Lichte zu zeigen“.... „Gleich„wohl iſt das Buch reich an Aufklärungen über mehr „als eine Seite der neuern Kriegsgeſchichte“.... „Was „insbeſondere die letzten Feldzüge betrifft, ſo erſuchen wir „jeden Freund und Kenner der Kriegsgeſchichte, mit Plo„tho's bekanntem Werke.... ferner mit Koch's trefflichen „Memoires.... ſo wie mit den einzeln erſchienenen Bei„trägen zur Geſchichte jener Feldzüge, unter welchen ſich „die Schrift: Die Feldzüge der Sachſen in den „Jahren 1812 und 1813.... und der Beitrag zu der „Geſchichte der Feldzüge in Frankreich in den Jahren „1814 und 1815, in beſonderer Beziehung auf das Com„mando des Kronprinzen von Würtemberg.... „vorzüglich auszeichnen, die vorliegende Schrift zu ver„gleichen. Man wird Manches, was jene Werke enthal„ten, hier in einem andern Zuſammenhange, zum „Theile richtiger, entwickelt finden. Unter Anderem „rechtfertigt der Verfaſſer, Seite 143—150, den Feldmar„ſchall auf eine, wie wir glauben, völlig befriedigende Art „über den Vorwurf, der ihm beſonders von Seiten fran„zöſiſcher Militärs gemacht worden iſt, als ſey Schwarzen„bergs Marſch im Juli 1812 nach Nieswiecz eine von „ihm freigewählte Bewegung geweſen, und er habe dadurch „den Verluſt der Sachſen bei Kobryn verſchuldet“....

„Viel Interessantes berichtet der Verfasser über Macks „Verhalten bei Ulm“ .... „Mit musterhafter Klarheit und „Kürze stellt der Verfasser den Gang der Feldzüge dar, „welche der Feldmarschall geleitet hat. Die Hauptsache, „das Wesentliche ist gut verbunden; kein taktisches Gerüst, „kein strategisches System wird vor dem Leser aufgebaut. „Wir verweisen den Freund der Kriegsgeschichte in dieser „Hinsicht auf die Beurtheilung des vielbesprochenen Feld„zugs in Volhynien“ .... „Ueber die viel getadelte Stellung „bei Töplitz höre man den Verfasser“ .... „Aus welchen „Gründen der Fürst die Neutralität der Schweiz anzuer„kennen widerrieth, sowohl in staatsrechtlicher, als in mi„litärischer Hinsicht, ist (Seite 232) mit den eigenen Worten „desselben entwickelt, und möchte schwerlich durch das sich „widerlegen lassen, was der Basel'sche Oberstlieutenant „Wieland, ein in Napoleons Feldzügen gebildeter und „kenntnißreicher Offizier, kürzlich in einer kleinen Schrift: „die Neutralität der Schweiz und die Mittel zu ihrer Be„hauptung u. s. w., dagegen bemerkt hat. Die Geschichte „des Feldzuges (1814) selbst ist auf wenig Blättern nach „den Hauptmomenten lichtvoll dargestellt, und über die „strategischen Gründe der Märsche und Schlachten sind „manche neue Aufschlüsse gegeben“ .... „Die Schlacht „bei Brienne wird mancher Leser hier aus einem neuen „Gesichtspunkte kennen lernen“ .... „Man hat die Ope„rationslinie von Basel über Langres getadelt; nach dem, „was in dieser Schrift darüber gesagt ist, möchte wohl jener „Tadel ungegründet erscheinen. Andere Fragen und Zweifel, „welche die Verfasser des Beitrags zur Geschichte der Feld„züge in Frankreich unter dem Kronprinzen von Würtem„berg u. s. w. aufgestellt haben, lassen sich größtentheils „aus diesen Denkwürdigkeiten beantworten“ u. s. w.

Wenn man ferner bemerkt, wie viele Thatsachen, als bis jetzt noch unbekannt, diese Recension heraushebt, und welches Schlußurtheil sie fällt, so muß es allerdings auffallen, ein anderes Blatt behaupten zu hören, das Werk sey *nicht* historischen Inhalts, und verdiene in der Reihe der Geschichtbücher keinen Platz. Mir sind beide Herren Recensenten unbekannt. Auch steht mir nicht zu, zu entscheiden, welcher von Beiden näher der Wahrheit sey. — Aber wenn ich vor den Richterstuhl eines unbefangenen Lesers beide Recensionen brächte, sowohl diejenige, welche *in wenig Zeilen ein allgemeines* Verdammungs-Urtheil auf einen unrichtigen Schluß erbaut, als jene, die dem Werke in das Einzelne folgt und eine Menge von Sätzen heraushebt, womit sie beweist, daß die Zeitgeschichte dadurch *bereichert* und *berichtigt* werde, so erlaube ich mir, ruhig und mit Zuversicht dem Ausspruche entgegenzusehen. — Wie viel höherer geschichtlicher Werth meinem Werke gegeben werden konnte, habe ich so gut empfunden als Einer. Aber ich weiß auch, daß, trotz des Mangelhaften, ihm der Anspruch darauf, nach Maßgabe, als man es mit den bis jetzt erschienenen Werken über jene große Kriegs-Epoche in Vergleichung bringt, zuerkannt werden wird. Ich habe niemals einen Herold vorausgeschickt, um meine Angriffe zu verkündigen; der aufmerksame Vergleicher aber wird deren finden.

4) Recensent irrt, und ist nicht höflich, wenn er sagt, „daß ich unter diesem Titel, als unter einem falschen Aushängschilde, meinem Buch den Platz in der Reihe der Geschichtbücher zu gewinnen suchte.“ Nach dem, was ich bereits anzuführen gezwungen war, fällt dieser Vorwurf, und ich habe mich nur über seine Einkleidung aufzuhalten. Da Recensent die von mir eben entwickelten Ansichten für

möglich halten mußte, ſo war jene nicht klug gewählt, und hier nicht am Platze. Das ganze Buch konnte ihm ein Beweis ſeyn, daß ich ſolcher Mittel nicht bedürfe, und auch nicht im Stande ſey, mich deren zu bedienen.

Wenn ich mich einerſeits vertheidige, ſo verſäume ich aber anderſeits nicht, dem Recenſenten für den Zuſpruch des „beſondern Talents" zu danken, „den Gegenſtand von Anfang bis zu Ende in gleichem Lichte zu halten, und das Intereſſe des Leſers bis zum Schluß zu nähren." — Ich danke ihm für das Lob, das er meiner Sprache gibt. Ich wünſche, daß dem ſo wäre, wie er ſagt.

Was die Momente betrifft, welche Recenſent zu dem Ziele aus meinem Werke herausbebt, um dadurch zu beweiſen, daß geſchichtliche Genauigkeit hie und da vermißt werde, ſo mag er mir erlauben, daß ich ſeine Punkte einzeln beantworte, indem einige derſelben mir eine erwünſchte Gelegenheit geben, Aufklärungen fortzuſetzen und deutlicher zu machen, die unſerer Zeitgeſchichte nothwendig ſind.

Recenſent ſagt: „dahin (nämlich unter die Stellen, in denen geſchichtliche Genauigkeit vermißt wird) gehört z. B. die Beſchreibung der Vorfälle von Arcis."

Ich konnte und wollte mich nirgends in das Einzelne der Gefechte einlaſſen, einmal, weil dies dem Buche eine größere Ausdehnung, und da ich an andern Orten nicht gleichfalls Einzelnes ſagen konnte, auch eine ungleiche Haltung gegeben hätte, und dann, weil das Einzelne des Gefechtes überhaupt ſelten dem oberſten Befehlshaber, und am wenigſten in dieſem Kriege, zugehört, wo den zunächſt untergeordneten Generalen aus leicht begreiflichen Urſachen ſehr ausgedehnte Wirkſamkeit gelaſſen werden mußte. Ich erzählte daher auch die Vorfälle von Arcis nur kurz,

und hätte freilich noch beisetzen können, daß bereits ein ganz verschiedenes Benehmen von Seite der Verbündeten bestimmt war, um dem französischen Kaiser zu begegnen, als der Fürst, eben an diesem Tage von einem Wundfieber im Bette gehalten, diesen Plan verwarf und dasjenige anbefahl, was auch wirklich ausgeführt wurde und den Rückzug des Kaisers entschied. Die Thatsachen, die ich anführe, weichen übrigens von den Erzählungen Plotho's und Koch's nicht ab, welche beide halbofficiellen Charakters sind.

Aber sehen wir, ob diese Angabe richtig ist. Ich eröffne die Erzählung der Vorgänge bei Arcis folgendermaßen: „Auf die erste Nachricht am 19. von dem Anmarsche des Feindes vermuthete der Fürst, daß dieser nicht erst den Uebergang der Aube zu erzwingen die Absicht habe, sondern durch das Vordringen auf dem rechten Ufer über Brienne ihn zum Rückzuge nöthigen wolle. Alle Theile des Hauptheeres erhielten daher die Bestimmung, auf dem schon einmal durch Blut und Sieg geweihten Felde von Brienne sich zu sammeln und dort zum Schlagen bereit zu seyn." — Für die Richtigkeit dieser Behauptung berufe ich mich auf die aus dem Hauptquartier Pougy am 19. März, Mittags, erlassene Disposition.

Die Denkwürdigkeiten sagen weiter: „Aber noch an diesem Tage brach Napoleon gegen den andern Flügel der Verbündeten los, erzwang den Uebergang, und in der Nacht rückte er mit seinen gesammten Streitkräften auf das linke Ufer." (Siehe hierüber: *Koch*, Memoires. II. 60—64, dann Plotho III. 321.) „Schwarzenberg faßte in diesem am wenigsten erwarteten Falle augenblicklich den Entschluß, seine Truppen nicht rückwärts der Aube zu vereinigen, sondern diese Vereinigung vorwärts zu bewirken.

„Und dieſer Entſchluß iſt die Urſache, warum Napoleon nicht vereinzelte Heerestheile, wie er hoffte, vor ſich fand, ſondern, während er angreifen wollte, ſich ſelbſt von dem Fürſten mit vereinigten Kräften angegriffen ſah.“ — Koch ſagt: Napoléon „se flattant que l'ennemi se reti„rait en désordre, résolut de ne lui accorder aucune „relâche, et ordonna le 20. au matin, au comte Se„bastiani, de se mettre en mouvement sur Arcis. En „vain ce général lui donna avis que le prince de „Schwarzenberg avait arrêté le mouvement rétrograde „des corps du prince Royal de Wurtemberg, de Giulay „et de Rajefski, qu'ils revenaient de Troyes à Char„mont: l'Empereur n'ajouta pas foi à ce rapport et „réitéra l'ordre de pousser rapidement à Arcis. A „10 heures du matin, la cavallerie de la garde y arriva „presqu'en même temps que l'infanterie du prince de „la Moskawa. L'on s'occupa sur le champ de la re„construction du pont, et les troupes prirent possession „du poste que l'arrière-garde bavaroise avait évacué „la veille à 10 heures du soir. Tous les habitans s'ac„cordaient à dire que le prince de Schwarzenberg n'était „pas à plus de 2 myriamètres avec la majeure partie „de son armée. Le prince de la Moskawa et le comte „Sebastiani en instruisirent l'Empereur en toute hâte, „et néanmoins se mirent en devoir de défendre Ar„cis.“ (65.)

Ueber dieſen Wechſel der Bewegung genügt übrigens die Dispoſition nachzuſehen, welche Schwarzenberg aus Pougy noch am 19. Abends um 9 Uhr erließ Plotho führt ſie (III. S. 322) an. Ich habe mich in der Schilderung dieſes ſchönen Augenblickes beinahe nur ſeiner Worte bedient, da ich überhaupt, ſo oft ich konnte, gerne

Diejenigen ſprechen ließ, deren Stellung und Verhältniſſe auch ſelbſt bei dem argwöhniſchen und an keine aus Ueberzeugung und beſſerer Empfindung hervorgehende Leiſtung glaubenden Leſer allen Verdacht von Befangenheit entfernen müſſen.

„Eingeengt um Arcis, die Aube im Rücken, war der franzöſiſche Kaiſer bald gezwungen, ſeinen Angriffsplan aufzugeben, und nach Verluſt an Zeit und Kraft wieder über den Fluß zurückzugehen.“ — Man leſe, was hierüber Koch (65—76) und Plotho (324—333) ſagen. — Daß Napoleon eingeengt um Arcis war, weiß, wer die Stellung der Verbündeten am 21. März kennt. Daß die Aube im Rücken ihm ein bedenklicher Umſtand ſeyn mußte, iſt natürlich, und Koch ſagte darüber: „En examinant „la situation d'Arcis on peut juger de l'embarras d'une „armée qui n'à que ce point de retraite. La ville est „bâtie dans une vallée à pente douce sur la rive gauche „de l'Aube; à droite règne un marais impraticable“ u. ſ. w. „Il était probable que l'armée française n'au„rait pas les temps de défiler, si l'ennemi la poussait „vivement. Pour faciliter son écoulement, on jeta un „second pont“ (76). — Daß er endlich gezwungen war, ſeinen Angriffsplan aufzugeben, und nach Verluſt an Zeit und Kraft über den Fluß zurückzugehen, beweiſt der Erfolg.

Damit endet eigentlich meine Schilderung der Vorfälle von Arcis, indem nur der Entwurf im Großen, nicht aber das Gefecht ſelbſt, dem Feldmarſchall zugehören. Er ordnete die Mittel; ſie griffen in einander; alles Uebrige gehört dem oberſten Feldherrn nicht an. Wenn militäriſche Schriftſteller bei jedem Vorgange genauer unterſcheiden würden, welchen Theil daran der Oberbefehlshaber, welchen

Theil die Truppe nahm, ſo würde der Eine nicht ſo oft unbillig gelobt, die Andere nicht ſo oft unbillig getadelt werden.

Wie der Fürſt Schwarzenberg ſelbſt das Gefecht von Arcis anſah, geht am beſten aus einem Privatbriefe hervor, den er aus Pougy am 22. März, Morgens, ſchrieb, und den ich zum Ueberfluſſe noch hieherſetzen will. „Du weißt," ſagt er, „daß, als ich erfuhr, daß Napoleon ganz von Blücher abließ und gerade gegen Arcis ſur Aube marſchirte, um meine vorgeſchobenen Armeecorps von den Reſerven abzuſchneiden, ich mich zwiſchen Troyes und Arcis concentrirte. Dieſe Bewegung ging mit dem beſten Erfolge vor ſich. Napoleon drang von Fere-Champenoiſe in Eilmärſchen gerade auf Plancy vor, ging dort über die Aube, und wollte am nämlichen Abende noch die Seine bei Mery überſetzen, um die von Nogent nach Troyes im Marſch begriffenen Armeecorps anzufallen. Die Brücke aber wurde vertheidigt, bis keine Gefahr mehr für die defilirenden Colonnen war. Als ich erfuhr, daß Napoleon ſich zwiſchen die Aube und Seine bei Plancy einzuengen wagte, faßte ich ſogleich den Entſchluß, ihn Tags darauf mit meiner ganzen Armee anzugreifen. Als nun am 20. die Colonnen plötzlich ſich entwickelten, ſo ſah man deutlich, wie wenig Napoleon darauf gefaßt war. Er warf ſich mit ſeinen eben im Vorrücken begriffenen Truppen in das Städtchen Arcis, worin er ſich bis in die Nacht mit außerordentlichem Verluſte vertheidigte. Um nicht zu viele Leute zu verlieren, nahm ich mir vor, abzubrechen, und am folgenden Tage mit größerer Macht dieſen Punkt zu bezwingen. Indeſſen hatte die Cavallerie meines linken Flügels bis Mery vorgedrängt, wo drei Regimenter der Garde à cheval ſehr hart mitgenommen wurden. Nun

dachte Napoleon, ich hätte die Stellung hinter der Aube genommen, nämlich meinen linken Flügel gegenüber Plancy und meinen rechten hieher zu. Er zog daher Alles, was er bei Plancy überſetzt hatte, eiligſt über die Aube zurück, und ließ es längs dem rechten Ufer nach Arcis marſchiren, wo er ſeine ſämmtlichen Streitkräfte ſammelte, um dort auszubrechen, von meiner ausgedehnten Stellung Vortheile zu ziehen und ſie im Mittelpunkte zu ſprengen. Als er aber bemerkte, daß ich am 21. früh in ſeinem Angeſichte eine Bewegung machte, um meine Truppen in einer vortheilhaften Poſition zwiſchen Chaudry und Remi aufzuſtellen, ſo bemerkte man deutlich Unentſchloſſenheit in den feindlichen Manöuvres. Ich ließ die Armee nur ein paar Stunden ruhen, und eben, als ich das Signal zum allgemeinen Angriff geben ließ, ſah man aus Arcis *in der Richtung nach Vitry* abmarſchiren. Als ich bemerkte, daß dieſe Colonne ſehr bedeutend wurde, ſo beorderte ich den Kronprinzen von Würtemberg, den Angriff mit drei Armeecorps fortzuführen, während ich das 5. Corps unter Wrede und alle Reſerven gegen Lesmont ſchickte, wo ſie die Aube paſſirten und ſich gegen Vitry aufſtellten" u. ſ. w. —

Aber ich gebe zu dem *zweiten Vorwurfe*, zu dem *zweiten Beiſpiele* geſchichtlicher Unrichtigkeit über, welches die *Leipziger Literatur-Zeitung* aus meinem Werke ausbebt. Sie ſagt: „Welchen Zweck die Be„wegung Napoleons am 21. Mai hatte, wurde zwar von „Einigen errathen, aber nicht eher beachtet, bis der auf„gefangene Brief an die Kaiſerin ankam. Die Bewegung „nach Paris wurde erſt am 24. früh auf dem Marſche „nach Vitry beſchloſſen." —

Recenſent konnte wohl vorausſetzen, daß, wo meine Behauptungen von den bis jetzt öffentlich ausgeſprochenen

abweichen, ſie aus ſehr ſichern Quellen geſchöpft ſeyn müſſen, indem ich mir ſonſt Abweichungen nicht erlaubt haben würde. Kann er nicht aus Quellen von gleichem Gehalte ſchöpfen, ſo führen wir ungleiche Waffen, und er dürfte, was ich dann einzig meiner Stellung, nicht aber irgend einem Vorzuge, zu danken hätte, den Kürzeren ziehen. Dieſe Stelle enthält nichts, was nicht in mehreren Werken, deren Verfaſſer alle nicht beſſer unterrichtet waren, bereits geſagt wäre. Die zwei einzigen unter den bis jetzt bekannten, welche durch Genauigkeit in Aufzählung der Thatſachen ſich auszeichnen, die oft genannten Werke Kochs und Plotho's, deuten jedoch ſchon auf Behauptungen hin, welche von jenen des Recenſenten abweichen, und in gleichem Maße dem ſich nähern, was ich über dieſen wichtigen Augenblick ſagte. —

Meine Worte ſind: „„Am frühen Morgen des 22. März befand ſich Schwarzenberg auf den Höhen, an deren Fuße Arcis liegt, um die Meldungen über die Richtung einzuſammeln, welche die Hauptſtärke des Feindes nahm. Der Generalmajor von Diebitſch, der dem ruſſiſchen Generalſtabe vorgeſetzt war, überbrachte ihm dort einen Bericht, woraus hervorging, daß Napoleon nach Vitry gezogen, und in der Umgegend über die Marne gegangen ſey.““

Schon am 21. Abends hatte der Fürſt dieſe Rückzugsrichtung vermuthet; Beweiſe hievon der Ausgang des eben angeführten Briefes, und die um ſechs Uhr Abends für den folgenden Tag ausgegebene Dispoſition (Plotho III. 335). Nachdem er am 22. Morgens hievon mehrere Gewißheit erhielt, folgte um zehn Uhr Vormittags eine neue, jedoch der Weſenheit nach nur wenig verſchiedene Dispoſition (Plotho III. 336).

„„Augenblicklich errieth der Feldmarschall den Zweck dieser Bewegung. Er erklärte, daß man sich vor Allem Vitry nähern müsse, um Blüchern die Hand zu geben, und die Bestätigung über die Absicht des Feindes einzuholen, die nun Gelegenheit geben werde, schnell, und ehe Napoleon zurück kommen könne, vereinigt nach Paris zu marschiren.““

Es ist natürlich, daß dieser Gedanke damals nur bedingnißweise gelten konnte. Ich glaube auch nicht, daß die Art, wie ich ihn ausdrückte, ihm ein anderes Licht gebe. Von Gewißheit konnte damals nicht die Rede seyn, und auch ich konnte sie unmöglich voraussetzen, da mir aus Koch bekannt war, daß erst das Mißlingen der Wegnahme von Vitry den Plan Napoleons vollkommen reifte (II. 84). Es war immer noch möglich, daß Napoleon durch seinen Marsch in der Richtung nach Vitry nur ein Manöver gegen die Voire, — es war wahrscheinlich, daß er damit einen Angriff auf Blüchern einleiten wollte. Der Fürst fährt in jenem vertrauten Briefe daher auch folgender Maßen fort: „Auf diese Art deckte ich auf alle Fälle meine Kommunikationslinie, wenn es je des Feindes Absicht hätte seyn können, meinen rechten Flügel zu umgehen, und bereitete meine Bewegung auf den folgenden Tag vor.“ Und: „Zugleich erfuhr ich, daß Blücher seine Offensive wieder begonnen, und Winzingerrode Rheims weggenommen habe. Vielleicht marschirt nun Napoleon in jene Gegend. Das muß sich durch die Rapporte, die ich in der Nacht erwarte, aufklären. Meine Rolle ist vor der Hand, ihm auf dem Fuße zu folgen, damit er nicht auf Blüchern falle, ohne von mir begleitet zu seyn.“ —

„„Der Fürst kehrte nach seinem Hauptquartiere Pougy zurück, wo sich auch das Hoflager des Kaisers von Ruß-

land und des Königs von Preußen befand. Er trug Beiden den Bericht und ſeine Anſicht über das zu Unternehmende vor, und Beide traten alſogleich und entſchieden ſeiner Meinung bei. Noch an dieſem Tage eilte ein Adjutant des Fürſten, der Oberſte Graf Paar, — derſelbe, der ſpäter die Uebergabe von Paris mit unterzeichnete — zu dem Kaiſer von Oeſterreich nach Bar für Aube, um ihm das Beſchloſſene zu melden.""

Ich kann die Verſicherung geben, daß mir dieſe Scene einige Male von dem Feldmarſchall ſelbſt mündlich mitgetheilt worden iſt. Für diejenigen, die mich kennen, würde dieſe Verſicherung ausreichen; wenn ich aber meinen unbekannten Gegner berückſichtige, ſo iſt es billig, daß ich mich auf Lebende berufe. Ich habe dieß bereits gethan, indem ich den Oberſten Grafen Paar nannte. Er lebt dermal in den Niederlanden. Die Zeit reicht nicht aus, ſeine Erlaubniß mir zu erbitten, ihn zur Beglaubigung meiner Erzählung öffentlich anführen zu dürfen. Dieſe Erlaubniß jedoch vorausſetzend, nehme ich keinen Anſtand, zu behaupten, daß er vier und zwanzig Stunden früher, als der Brief an Marie Louiſe im Hauptquartier anlangte (was am 23. gegen Mittag geſchah), mit der Meldung, deren ich oben erwähnte, an Se. M. den Kaiſer von Oeſterreich abging. — Es iſt alſo ganz irrig, daß der Zweck der Bewegung Napoleons nicht ſchon am zwei und zwanzigſten beachtet wurde.

„„Man ging nach Vitry. Es wäre möglich geweſen, daß Napoleon bei dem Marſche dahin keine andere Abſicht gehabt hätte, als die Marne zu gewinnen, die er tiefer unten von den Preußen geſperrt erwarten mußte.""

Plotho ſagt: „Es war noch immer ungewiß, ob ſich das franzöſiſche Kriegsheer nach Chalons oder nach

Vitry zurückziehe. Im ersten Falle war es als gewiß anzunehmen, daß es dem schlesischen Kriegsheere in die Hände fallen müsse, und eine Hauptschlacht, in welcher sich die beiden verbündeten Kriegsheere vereinigten, das Schicksal des Krieges entscheiden werde. Auch schien die Hoffnung begründet, es müsse die noch immer vor Arcis stehende feindliche Nachhut vom französischen Hauptheere getrennt, und mit großem Verlust gegen Paris zurückgeworfen werden." Und dann fragt er: „Lag dieß im Plane des Feldmarschalls Fürsten Schwarzenberg?" — Ich sehe in dieser Frage, so wie in der vorgehenden Aeußerung, daß Plotho nicht die Meinung des Recensenten theilt, als habe man im verbündeten Hauptquartier zwar den Zweck der Bewegung Napoleons am 21. errathen, aber nicht eher beachtet, bis der früher erwähnte Brief aufgefangen war, und einlangte. Ueberhaupt trägt die Sache schon in sich den Charakter der Unwahrscheinlichkeit, daß man einen Zweck so höchstwichtiger Natur errathen, und dennoch nicht beachtet haben solle! —

„„Hier aber vernahm man, daß er die Marne aufwärts nach St. Dizier marschirt sey, und diese Richtung ließ keinen Zweifel über seine Absicht mehr zu. Hätte sie es, so würde der von Tettenborn aufgefangene Brief des französischen Kaisers an seine Gemahlin das Räthsel jenes Marschalls hinlänglich gelöset haben. Darin gab der Kaiser sowohl seine Bewegung, als die Gründe derselben, in klaren Worten an.""

So lange nicht der wirklich geschehene Uebergang des Kaisers bei Vitry außer allem Zweifel war, mußte auf die Möglichkeit des Marsches nach Chalons noch immer Rücksicht genommen werden. Daher die am 22. Abends ausgegebene Disposition für beide Fälle (Plotho III.

339, 340). Das Gefecht des General Grafen Oſcherowsky (23. mit Tagesanbruch), der den Park des Marſchalls Macdonald im Zuge nach der Marne aufhob, und Befehle des Major-Generals an dieſen Marſchall fand, worin Napoleons Marſch nach St. Dizier angegeben war (Koch II. 92, Plotho III. 342), ließ dem Kaiſer nun keine andere Abſicht mehr unterlegen, als: daß er ſich in den Rücken der Verbündeten werfen wolle. — Der Brief an die Kaiſerin, der am 23. Mittags im Hauptquartier anlangte, klärte zuletzt Napoleons Abſicht vollkommen auf, und alle dieſe Ereigniſſe zuſammen bewieſen endlich, daß, da zugleich Meldungen von der Annäherung Blüchers einlangten, für die gewünſchte und ſchon viel beſprochene Bewegung nach Paris auch militäriſch der Augenblick der Ausführung gekommen ſey.

„„Dieſe Ereigniſſe beſchleunigten den entſcheidenden Entſchluß .... Was bereits in Ausführung war, wurde am 23. März im verſammelten Kriegsrathe und in Gegenwart der beiden Monarchen förmlich entſchieden.““

Plotho irrt, wenn er die Einleitung zum Marſche nach Paris erſt in dieſem Kriegsrathe, der Nachmittags drei Uhr gehalten wurde, treffen läßt (S. 343). Koch iſt darin genauer, wenn er ſagt: Le généralissime, après une délibération où les généraux Radetzki et Diebitsch *seuls* prirent part, résolut de chercher à opérer sa jonction avec l'armée de Silésie, en longeant la Marne, *et expédia sur le champ l'ordre de marche aux divers corps d'armée* ..... Pendant que ces colonnes marchaient, le Prince de Schwarzenberg voulant se décharger de la résponsabilité du *mouvement décisif qu'il venait d'ordonner* provoqua la réunion d'un conseil de guerre (II. 92). Diese Vereinigung

mit dem ſchleſiſchen Heere war aber der eigentliche erſte Schritt zur Bewegung nach Paris, und dieſer Schritt war bereits in Ausführung, bevor der Kriegsrath, der ihn beſtätigte, ſich verſammelt hatte. — Das glückliche Zuſammentreffen, daß, während das Hauptheer (am 23.) Blüchern entgegeneilte, dieſer gleichzeitig ſich dem Hauptheere zu nähern beſtrebt war, hatte zur Folge, daß das Letztere nicht erſt nach Chalons zu rücken nothwendig hatte, und daher ſchon am 24. der Marſch nach Paris angetreten werden konnte. Was um zehn Uhr Morgens auf den Höhen von Sommepuis entſchieden wurde, war nicht mehr die Frage: ob man nach Paris marſchiren ſoll? ſondern nur jene: auf welchem Wege, überhaupt auf welche Weiſe dieß zu geſchehen habe?

Noch mögen über die Vorfälle vom 21. bis 23. März zur Aufklärung und zum Belege für meine Behauptungen folgende Worte dienen, die ich aus Mittheilungen nehme, welche ich ſo eben von einem höheren General der öſterreichiſchen Armee erhielt; einem General, der in jenem Zeitpunkte dem Fürſten Schwarzenberg zur Seite ſtand, und, vermöge der Art ſeiner Verwendung ſchon, den größten Einfluß auf die Leitung der Operationen nahm.

Den 21. März N. M. „Klar und deutlich zeigte ſich die äußerſte feindliche Flügelcolonne auf dem Wege nach Luſtré, die bedeutendere auf dem nach Vitry le français. Dem zufolge wurden augenblicklich auf der Höhe zwiſchen Arcis und Mesnil la Comteſſe die Reſerven über Lesmont auf das rechte Aube-Ufer in Marſch geſetzt, und die Befehle dem Obriſten Rommer vom Pioniercorps zur Schlagung der Brücken bei Rammerie ertheilt. Der Zweck hievon war: mit beendetem Gefechte, nach Rücklaſſung des zweiten Armeecorps, die dieſſeitigen Armee-Theile bei

Dampierre zu vereinigen, dem durch den Marſch Napoleons bedrohten Punkte Vitry zu Hilfe zu eilen, ſich mit der ſchleſiſchen Armee, die divergirend der unteren Marne zueilte, zu vereinen, die dieſſeitige Operationsbaſis aufzugeben, ſie auf die der ſchleſiſchen Armee zu gründen, und die Operationen gegen Paris nach Maſſe zu bewirken, als der Feind, derſelben unbeſchadet, an der oberen Marne abgehalten werden könne."

„In Folge dieſes Planes ſind auch die dieſſeitigen Armeecorps in Marſch nach Vitry geſetzt worden, konnten aber wegen der Entfernung und der Ermüdung der Truppen durch die vorhergegangenen Gefechte dieſen Punkt erſt am dritten Tage (am 23.) erreichen. Am 22., dem Tage nach der Schlacht von Arcis, da erſt das 4. Armeecorps in der Umgegend von Dampierre eingetroffen, das 5. im Marſch dahin begriffen, die Reſerve aber noch entfernt war, und der Fürſt eben den Marſch einiger feindlichen Abtheilungen gegen Vitry beobachtete, theilte General Dibitſch denſelben Nachrichten mit, durch welche die Richtigkeit unſerer Anſicht und der getroffenen Maßregeln beſtärkt wurde. Hierauf verfügte ſich der Fürſt eilends zu den noch in Pougy harrenden Souverainen (Kaiſer Alexander und König Friedrich Wilhelm), um ſolche von der Wichtigkeit der Beſchleunigung des Marſches zu unterrichten. Von dort aus erſtattete der Fürſt die Meldung auch dem Kaiſer von Oeſterreich und eilte dann augenblicklich wieder zur Armee zurück. Während des Marſches nach Vitry, am 23., wo der Entſchluß, die Operationen nach Paris zu führen, ſchon gefaßt war, und nur die näheren Nachrichten über die feindlichen Bewegungen noch eingeholt werden ſollten, langte die

sichere Nachricht über die Absichten Napoleons an. Nun wurde von Sr. Maj. dem Kaiser Alexander die alsogleiche Ausführung des Marsches nach Paris verlangt, und dieselbe vom Fürsten um so mehr gleich zugegeben, als er selbst diesen Marsch schon ausgesprochen hatte."

„Der Fürst bewies, daß durch die Vorsendung Winzingerodes mit 10,000 Pferden gegen St. Dizier dem feindlichen Heere wenigstens drei Märsche abgewonnen würden. Dieser Vorsprung aber war nöthig, damit, wenn die diesseitige Armee vereint mit dem größten Theile der schlesischen auf den Höhen von Belle-Ville und Montmartre eingetroffen, das für Paris nöthig Erachtete am folgenden Tage eingeleitet werden, und am zweiten die Armee schlagfertig gegen das von Fontainebleau her erwartete Heer Napoleons den letzten und entscheidenden Schlag bewirken könne. Dem zu Folge wurde auch alles dahin Abzielende eingeleitet und ausgeführt."

„Aus diesem geht demnach hervor, daß die aufgefangene, öfters erwähnte Correspondenz Se. Maj. den Kaiser Alexander nur bewog, den schon früher beabsichteten Marsch nach Paris zu bewilligen und zu verlangen. Die Idee des Planes hiezu wurde jedoch schon zwei Tage vorher, nämlich an dem Gefechtstage bei Arcis, auf den Höhen von Mesnil la Comtesse ausgesprochen, und dort die dazu nöthigen Einleitungen bestimmt." — —

Ich glaube über diesen wichtigen Augenblick der Entscheidung des Marsches nach Paris Recensenten auch noch auf die Note zur Seite 79 des **Manuscrit venu de Ste. Hélène** (Leipzig 1817) aufmerksam machen zu müssen, welche, wenn ich nicht irre, von dem königlich sächsischen Gesandten zu Wien, Grafen Schulenburg-Klosterrode, herrührt, und der Wahrheit getreu ist. —

Recenſent hat Recht, den Druckfehler herauszuheben, daß die Schlacht von Paris am 30., nicht aber am 28. März geliefert wurde. Ich kann ihm nicht freundſchaftlicher dafür entgelten, als wenn auch ich ihm in eben dieſer Zeile ſeiner Recenſion einen Druckfehler berichtige. Er ſagt: „am 30. Mai.“ Es ſollte heißen: „am 30. März.“ —

Eben ſo richtig behauptet Recenſent, „daß die Stadt Wien dem Fürſten das Bürgerdiplom nicht nach dem Kriege, ſondern im Monat Jänner 1814 überreichte, als das Hauptquartier in Vezoul in der Franche Comté war.“ — Um die Erzählung der Kriegsvorfälle, das ſtrategiſche Ganze, welches ich mich zu geben bemühte, nicht durch Kleinigkeiten zu unterbrechen, ſammelte ich die Zeichen der Anerkennung der Verdienſte des Feldmarſchalls in eine Stelle, und wies ihr den Platz nach Beendigung dieſer Erzählung an. Ich hätte eben ſo gut die Tage anführen können, wann der Fürſt dieſen oder jenen Orden erhielt, wenn ich dieß für nöthig oder angemeſſen gehalten hätte. — Dagegen irrt Recenſent, wenn er den 25. September 1814 als den Tag bezeichnet, an welchem das öſterreichiſche Gedächtnißkreuz zum erſten Male getragen wurde. Offiziere, und ſelbſt einige Truppen-Abtheilungen, trugen es ſchon früher. An die Wiener Beſatzung mußten vermög einem Handbillete des Kaiſers vom 20. September Tags darauf mehrere tauſend Kreuze vertheilt werden. Die Vertheilung geſchah überhaupt nicht an einem und demſelben Tage für das geſammte Heer, nicht einmal für den Theil deſſelben, der bei Wien ſtand. Bis zum 4. Oct. waren 23,990 Kreuze an dieſen letztern vertheilt. Am 10. Oct. wurden dem Kriegszahlamte abermals 6000 Kreuze zur Vertheilung übergeben. So kam es, daß erſt am 18. Oct. die geſammte Beſatzung, allgemein mit dieſem Kreuze betheilt, ausrücken konnte. —

Was den Operationsplan von 1815 betrifft, wovon Recenſent ſagt, „daß er beſſer unerwähnt geblieben wäre, weil er zwar auf Befehl des Fürſten, aber von einem in der Kriegskunſt nicht ſehr erfahrenen höhern Offizier entworfen" wurde, — ſo kann ich hier nicht die Abſicht haben, die Meinung des Recenſenten umzuſtimmen. Ich bin zu unbedeutend, über ſolchen Stoff zu urtheilen, und man könnte meiner Verſicherung, daß ich an jenem Kriegsplane nichts auszuſetzen finde, und ihn für ſehr zweckmäßig, ja für weit zweckmäßiger halte, als jenen, der ſpäterhin wirklich in Ausübung getreten war, obwohl der Erfolg ihn krönte, — unbeſcheiden oder ſchmeichelnd nennen. Wie nun die Sache immer ſteht, ſo kann man doch den Umſtand, daß ich den Kriegsplan anführe, keine geſchichtliche Unrichtigkeit nennen.

„Im Jahre 1815 rückten nicht die öſterreichiſchen Truppen am 17. Juli zum zweiten Male in Paris ein, ſondern nur eine kleine Abtheilung als Ehrenwache. Eigentlicher hätte es alſo heißen müſſen: „rückten öſterreichiſche Truppen u. ſ. w." — Dieſe Bemerkung der Leipziger Literatur-Zeitung gebe ich zu. Sie iſt jedoch eben ſo wenig unter dem Titel geſchichtliche Unrichtigkeit aufzuführen, und allerdings konnte dieſe Ehrenwache von 4 Grenadier-Bataillons, 28 Escadronen und 2 Batterien als Vertreter der öſterreichiſchen Armee, welche ſich über ganz Süd-Frankreich, von Italien und der Schweiz bis an den Allier und die Loire, verbreitete, gelten.

„Endlich iſt es auch bekannt, daß Bonaparte das Heer, mit welchem er im Jahre 1800 über den Bernhard ging, nicht bei Dijon ſammelte, und dieſes Gerücht nur ausſtreuen ließ, um ſeinen Gegner zu täuſchen (Leipziger Literatur-Zeitung)." — Mathieu Dumas, gegen deſſen

Bürgſchaft nichts eingewendet werden kann, ſagt (Précis des événements militaires, Tome III.): „Trente mille furent immédiatement destinés à faire partie de l'armée de réserve, dont l'organisation, sous les ordres du général Berthier, venait d'être annoncée et dont le rassemblement était indiqué à *Dijon* (p. 24).“ Obgleich nun gerade die anfänglich dahin beſtimmten Diviſionen ſich nicht wirklich dort ſammelten, indem dieſe Reſervearmee nichts anders war, „qu'un grand dépôt intermédiaire (26),“ wovon die marſchfertigen Abtheilungen ohne Verzug zur Rheinarmee Moreau's abgingen: ſo ſammelten ſich doch alsbald andere Truppen in der Umgegend von Dijon: „d'un autre côté, les divisions françaises venues de Hollande, qui avaient formé l'armée de l'Ouest, et qui devaient faire partie de l'armée de réserve, furent d'abord dirigées sur Dijon (27).“ — In dem Zeitpunkte, da Moreau über den Rhein ging, am 25. April, hatte Berthier vier Diviſionen Fußvolk und eine Reiter-Diviſion auf der Linie zwiſchen Dijon und Genf geſammelt, und als dieſe nach und nach ganz auf den vorderſten Punkt derſelben, Genf, gebracht waren, ſammelte Vignolles abermals drei Diviſionen Fußvolk und eine zweite Reiter-Diviſion zu Dijon (p. 160), Bonaparte, als er endlich zur Armee ging, die ſchon auf der Angriffsbaſis aufmarſchirt ſtand, hielt ſich zu Dijon nur einige Stunden auf, „pour y passer en revue les bataillons qui s'y formaient, et organiser l'état-major et le premier cadre d'une seconde armée de réserve, dont il donna le commandement au général Brune (165).“ — Alſo nicht nur war Dijon der Punkt, von welchem aus die Rheinarmee auf 120,000 Mann gebracht wurde; auch die 60,000 Mann der Armee von Italien waren, von Dijon aus, nach den

Alpen gewendet worden. Wenn ich daher in den Denkwürdigkeiten sagte, daß Napoleon bei Dijon die Kräfte sammelte, „mit welchen er den Zug über die Alpen und auf das Feld von Marengo that", so verstand ich freilich nichts anders darunter, als was ich eben hier aus Dumas anführte, und nicht meine Schuld ist es, wenn Recensent mir die Behauptung unterschiebt, als hätte ich wirklich geglaubt, daß diese 60,000 Mann in der Umgegend von Dijon gleichzeitig versammelt waren, und etwa ein Lager bezogen hatten, wie wir fünfzehn Jahre später. —

Ich glaube somit meine Beantwortung schließen zu dürfen. Wenn ich selbst über mein Buch eine Beurtheilung zu schreiben hätte, so würde sie gewiß strenger seyn, als die der Leipziger Literatur-Zeitung, aber ganz andere Punkte anfechten. Die Mängel, die ich anzuführen mich dann genöthigt sehen würde, nähmen vielleicht nicht geringeren Raum ein, als das Buch selbst. Um dieß aber begreiflich zu machen, müßte ich noch einen dritten Band dazu geben. Der aber enthielte die Gründe, warum ich diese Mängel zuließe. —

Fürſt Joſeph von Schwarzenberg.

Nekrolog.

Wien, 21. December

Oestreich hat so eben einen sehr empfindlichen Verlust erlitten, den des regierenden Fürsten Joseph von Schwarzenberg, ältern Bruder des Helden, der Europa's Heere auf den Feldern von Leipzig befehligte und wenige Jahre darauf eben dort sein ruhmvolles Leben beschloß. Die Klasse von Männern, welcher Fürst Joseph angehörte, verdünnt sich mehr und mehr, und mit ihr wird eine der stärksten Wehren brechen, die sich dem Andrange der niederreißenden Fluthen der Zeit entgegenstellen. Eben deßhalb ist der Verlust eines solchen Mannes nicht bloß auf die Familie, auf die zahlreichen Anhänger und Freunde, auf das Land, auf den Staat, dem er angehörte, beschränkt, er ist allen Freunden der Ordnung, allen denen, die in den Reihen der Vertheidiger des Rechtes stehen, ein höchst empfindlicher. Besitzer beträchtlicher Theile von Böhmen und großer Güter in andern Provinzen und Ländern, stand er überall, wo es sich um Opfer für das Vaterland galt, mit mächtigem und edlem Eifer voran, und stützte den Thron seines Kaisers durch das unverletzte Beispiel der innigsten Ehrfurcht, Liebe und redlicher Hingebung. Mild, theilnahmsvoll, einer ausgebreiteten Industrie Stifter und Beförderer, vieler Wohlthätigkeitsanstalten Vorstand, ein glänzendes Muster

unverrückter Redlichkeit, offen, wahr, gerade, erfahren, unterrichtet und verständig, dabei angenehm, heiter, jede Bestrebung, jedes Talent würdigend, ein trefflicher Gatte und Vater, ein edler Fürst seiner Unterthanen, ein großer Bürger des Staates, war er das Glück der Seinigen, ein Gegenstand der Verehrung für alle Redlichen. Wenn er seine Güter bereisete, so war es, als zöge er von Kindern zu Kindern; Alle freuten sich, den gemeinsamen Vater zu sehen, dessen Herz das Glück so wie den Jammer verstand, und der für beide zu Mitgenuß und Tröstung Zeit hatte. Durch das alldurchwärmende, in jeder Gelegenheit werkthätige Wohlwollen, das von ihm ausging, schloß er Alle an sich und durch sich wieder an den Staat, zu dem er mit gleicher Liebe aufblickte, mit welcher er zu den Seinigen niedersah. So stand er, eine Wahrheit aus alter Zeit, da — das würdige Musterbild eines Systems, nach dem unsere Enkel, wenn die Zerstörung gelungen seyn wird, mit Recht wie nach einer Heimath von Frieden und Glück mit vergeblichem Verlangen blicken werden.

Herzog von Reichstadt.

Schreiben an *** über den Herzog von Reichstadt.

Von einem seiner Freunde.

Wien, 1. October 1832.

Sie wünschen, Sie erwarten von mir einige Worte über den so früh geschiedenen Jüngling, der von der Tochter des ältesten Kaiserhauses und von dem gewaltigsten Manne der Zeit, auf dem mächtigsten Throne Europa's geboren, die Hoffnungen, die Wünsche, den Ruhm und die Kraft einer neuen Dynastie und mit ihr die Wiederbelebung der wichtigsten Elemente der Ordnung schon durch seine Geburt zu verbürgen schien, und welcher, den Einsturz eben dieses Thrones und das Zerfallen des Kaiserreiches, die Verbannung und den Tod des Vaters, den Sturz seiner ganzen Familie und seinen eigenen überlebend, arm an Wirklichkeit, reich an Erinnerung und an Hoffnung, mitten in der Blüthe wie eine Blume brach, wie der letzte Funke eines riesigen Brandes, wie ein heller Stern am wolkenschweren Himmel erlosch.

Ich füge mich Ihren Wünschen, und will sogar zugeben, daß mein Herz mich hiezu verpflichte; aber es wird mir schwer, ein Leben zu schildern, das noch ganz in der Knospe geborgen lag, und das, weil es von außen auch einem gewöhnlichen Auge leicht verständlich schien, dem

oberflächlichen Urtheile um deſto ſchwerer erreichbar bleiben mußte. Ein Charakter, der überdies ſo ſtreng in ſich abgeſchloſſen und ſo wenig nach Lob, Schmeichelei und nach dem, was man nur durch Heraustreten aus ſich ſelbſt erkaufen kann, verlangend war, wie der des Herzogs von Reichſtadt, iſt doppelt ſchwer zu ſchildern, weil, wer ſich damit befaßt, durch die Beſorgniß von Mißverſtand und Widerſpruch von Seite Vieler, an deren Urtheile ihm liegt, befangen und gelähmt iſt.

Ich will es darauf ankommen laſſen, und ſprechen, wie ich denke. Ich will Niemanden gefallen damit, ſondern der Forderung genügen, die ich, durch Sie veranlaßt, an mich ſelbſt ſtelle. Ich verlange von der Kraft der Sprache nur ihre Wahrheit, nicht ihre mißbrauchten Bilder, nicht ihre abgenützten Wendungen, nicht die aus kunſtreicher Zuſammenſtellung der Worte bereitete Ueberraſchung, mit welcher gewandte Stylkünſtler die Armuth ihres Stoffes zu verkleiden verſtehen.

Ich ſehe ihn vor mir in ſeiner jugendlichen Geſtalt, ſchlank und groß, in Haltung und Bewegungen voll Würde, voll Unbefangenheit und Maß, gelenkig und gewandt durch die ritterlichen Uebungen aller Art, in denen er Meiſter war, und doch voll der Ruhe, die aus dem Ernſte ſeines Gemüthes hervorging. Ich ſehe dies ſchöne Antlitz von blonden Locken umſpielt; dies blaue Auge voll Wehmuth und Glut; dieſe Naſe voll Feinheit; dieſen Mund, vom Lächeln nur ſanft bewegt; dieſe Wangen voll jugendlicher Fülle; dies Antlitz überhaupt, worin die Züge des Vaters und der Mutter ſich vermählten, Züge, mit denen das letzte Denkmal einer Epoche in Staub ſank, die ſchon ſeit zwanzig Jahren der Geſchichte verfallen iſt. Ich höre dieſe Stimme, die oft in ſo ſtrengen Worten ſich kund gab, und oft mit

ſo weicher Beugung dem Erguſſe der Seele zum Ausdruck und Leiter ward. Denke ich dieſes Bildes, ſo genügt es mir, um für die Liebe der Tauſende aus den Bewohnern dieſer Stadt, die den Prinzen nur aus der Ferne geſehen hatten, und doch wie vom Zauber ſeiner Geſtalt ergriffen und fortgeriſſen wurden, die zureichende Erklärung zu finden. Die aber, die ihm ſeinen Vater zum Verbrechen machten, und die Liebe, die Bewunderung für denſelben im Sohne verdammten, oder ihn ob der Empfindungen, für deren Nothwendigkeit ſie durch ihre Vorausſetzung den Beweis liefern, anklagten, — was ſoll ich denen ſagen? — für dieſe Wenigen ſchreib' ich ja nicht.

Er liebte ſeinen Vater, ja — er bewunderte ihn, er betete ihn an; Welt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſtudirte er in dieſem Vorbilde. Neben dieſer Liebe nährte er eine nicht minder innige in ſeinem Herzen: die für ſeinen kaiſerlichen Großvater. Sah er in Jenem das Vorbild für ſeine Thätigkeit, ſo liebte er in Dieſem das Geſetz für ſein Herz. Seine Augen glänzten, ſeine Lippen brannten, wenn er über Dieſen und über Jenen ſprach. Der lange, unverſöhnliche Kampf Beider unter ſich, und der Untergang des Einen durch den Andern beirrten ſeine Gefühle nicht. Er ſah und achtete hierin die höhere Hand, welche die Könige leitet und die Reiche und Völker ſegnet oder bricht.

Man hat die Fabel erfunden, daß dem Prinzen Name und Schickſal ſeines Vaters ängſtlich verborgen worden ſeyen. Viele haben, aus Leidenſchaft mehr denn aus Thorheit, dieſe alberne Lüge geglaubt. Nicht das Unglück, nicht der Adel der Geburt ſchützten ihn, da er noch Kind war, vor den Läſterungen der Bosheit! Während er aufwuchs zum Jünglinge, ſchrien ihre heiſern

Stimmen, daß er verſtümmelt, verſchnitten, zum Thiere erniedrigt werde. Mit Schwermuth hing oft ſein Auge auf ſolchen, in Tagblättern und Klugſchriften ausgeſtreuten Nachrichten. Nicht die Läſterung war es, die ihn kränkte; ſie diente ihm ja vielmehr, als ſie ſchadete; aber er ſah daraus, was es mit dem Urtheile der Mitwelt oft für eine Bewandtniß hat und wie verderbt und verächtlich nicht ſelten die Wortführer der öffentlichen Meinung ſind, die ſo viele Schonung für ſich fordern, damit ſie deſto weniger zu gewähren genöthiget ſind.

Als Kind mit einem Namen gekrönt, mit welchem, vor bald zweitauſend Jahren, die Herrſchaft der Welt überſchrieben war, ſo kam er auf den Armen der Mutter zu uns. Der Thron ſeines Vaters war eingebrochen unter den Laſten, die dieſer ſelbſt darauf gehäuft hatte; die Thronwiege des Sohnes, die auf deſſen Stufen ſtand, war mit demſelben gefallen. Der Tochter, da ſie in das kaiſerliche Vaterhaus zurückkehrte, breiteten ſich die Arme des Vaters entgegen. Dieſe Arme umfingen auch den Enkel und hielten ihn mit Liebe bis zum Tode feſt. Wie der Abſicht einer ſorgfältigen Erziehung am zweckmäßigſten entſprochen werden könnte, beſchäftigte den Hof, der nun des Prinzen Heimath war, und er wurde zu dieſem Zwecke einem Manne übergeben, der, an der Spitze mehrerer wiſſenſchaftlicher Anſtalten, die Vorzüge einer reichen Bildung mit dem Adel der Geburt und der wärmſten Anhänglichkeit für Monarch und Vaterland verband. Unter deſſen Leitung, von ausgezeichneten Lehrern umgeben, entwickelten ſich die Kräfte des Prinzen, bildete ſich ſein Herz und bereicherte ſich ſein Kopf.

Mit ſeinen Erinnerungen lernte er auch ſeine Verpflichtungen kennen und fühlen. Mit gleicher Liebe umſchloß

er Beide, und verband ſo unter ſich in ſeinem Gemüthe zwei widerſtrebende Elemente, deren Kampf, nach meiner Ueberzeugung, ſeinen frühen Tod mächtig beförderte.

Wäre möglich geweſen, was der Lügengeiſt der Zeit ſo oft als wirklich verkündete, dem Jüngling bis in's Alter der Kraft ſeinen Urſprung zu verbergen, ſo würde dies für ihn die größte Wohlthat, würde das Geſchenk der weiſeſten Liebe geweſen ſeyn. Ohne dem nothwendig mit ihm aufwachſenden Zwieſpalt im Herzen hätte ſich das angeborne Uebel in ihm, wie ich glaube, weniger ſchnell oder nicht entwickelt, und ſein Körper vielleicht die Reife für ein langes und kräftiges Leben erlangt.

Ich will damit nicht geſagt haben, daß in dieſem Zwieſpalte der einzige Grund der Beſchleunigung ſeines Todes gelegen und nicht ein unglücklicher Verein von Umſtänden auf dieſelbe Weiſe gewirkt habe. Der ſchnelle Wachsthum des Prinzen war zugleich eine Folge und eine Förderniß der Krankheit, welcher er zuletzt erlag. Während nur eine große Sorgfalt und Achtſamkeit ihn über die traurige Klippe wegführen konnte, geſchah Vieles, was dem Uebel geradezu in die Hand arbeitete, was aber größtentheils aus dem Willen des Prinzen ſelbſt hervorging, dieſem eiſernen Willen, den zu beugen nur die mildeſte Hand verſtanden hätte. Dahin gehörten die Anſtrengungen auf dem Exercirplatze, die Jagden, das Reiten durch mehrere Stunden mehrerer Pferde nacheinander, ſelbſt die Entbehrung von Schlaf, der ſeinem Körper ſo nothwendig war, und die in den letzten beiden Jahren, wo er die Geſellſchaft zu beſuchen pflegte, leider nicht ſelten eintrat.

Als im Frühſommer des Jahres 1830, während des Aufenthaltes des kaiſerlichen Hofes in meiner Vaterſtadt, die Verſetzung mich mit dem Prinzen zuſammenführte und

ein ſchnell errathenes, wechſelſeitiges Vertrauen uns ſchon in den erſten Stunden verband, wie erſtaunte ich über die Kenntniſſe, über das Urtheil, über die beſonnene Lebendigkeit, über den Schwung der Ideen des Jünglings, und wie beſchämt fühlte ich mich in mir ſelbſt, auch in dieſer Beziehung, wie in ſo mancher anderer, dem oberflächlichen Geſchwätze der Tagblätter nicht immer widerſtanden zu haben. Die erſte Stunde überzeugte mich, daß der Prinz früh ſeinen Vater gekannt und gewürdigt hatte — früh über ſein Schickſal und über ſeine Zukunft — früh über die größten Fragen, welche von jeher Könige und Staatsmänner beſchäftigten oder beſchäftigen ſollten, nachzudenken beſtrebt geweſen war; — daß er den politiſchen Stand der Reiche, ihre Beziehungen unter ſich, ihre Kräfte, Mittel, Richtungen und Abſichten mit immer nahem Blicke verfolgte; — daß er die Geſchichte, dies Steinbild des Künſtlers, zu beleben, Epoche mit Epoche und Volk mit Volk zu vergleichen verſtand. Eine gewiſſe Unbehaglichkeit im Beſchränkten und Gemeinen — eine ſchnelle und immer gleiche Entzündbarkeit durch alles Höhere, Ungewöhnliche, Große, — eine Gutmüthigkeit, welche ſelbſt, wo er tadelte, noch Platz fand, ohne deßhalb ſein Urtheil zu beeinträchtigen, — ein edler Ehrgeiz, durch ein rührendes Mißtrauen in ſich ſelbſt gemildert und gebunden, eine große Sicherheit in Beurtheilung und Behandlung der Menſchen der verſchiedenſten Art, fielen mir damals in die Augen, und ich habe dieſe Eigenſchaften während meines ſpäteren, vielen Zuſammenſeyns mit dem Prinzen fortwährend in ihm herrſchend gefunden.

Als der Sturz der ältern Linie der Bourbone in den Julitagen deſſelben Jahres ganz Europa erſchütterte, und bald in verſchiedenen Reichen die Revolution den Bau des

Beſtehenden bedrohte, zitterte die allgemeine Erſchütterung in ſeinem Buſen nach und der Ernſt ſeines Gemüthes verdoppelte ſich. Eifriger als zuvor noch ſog ſein Geiſt Alles in ſich, was Achtung und Haß, Leidenſchaft für und Leidenſchaft gegen den mächtigen Cäſar, ſeinen Vater, in hundert und wieder hundert Blättern und Büchern geſprochen hatten, und er ſuchte mit ſtarkem Blicke die Mittel hervor, mit welchen es dieſem Manne gelungen war, die Hyder der Revolution in ihren Zeugungskräften zu ſchlagen. Sein Vater war ihm die Axe ſeiner Gedankenwelt. Das Auge auf das Bild deſſelben geheftet, das, von Gerard gemalt, über ſeinem Bette hing, ſann er oft ſtundenlang über die Erſcheinungen der Gegenwart nach, und nahm aus der Vergangenheit nunmehr ihre Anwendbarkeit auf dieſe. Mit einer Ruhe im Urtheil, weit über ſein Alter, und mit einer Unbefangenheit, weit über ſeine Lage, folgte er in den Tagblättern und Flugſchriften, die er ſorgſam durchlas, dem Kampfe der Parteien, und ſteckte jeder die Zeit ihrer Dauer und das Ziel ihrer Bewegung.

Er entnahm für ſich aus dem Zuſtande der Welt die Regel, daß er ſich bereiten müſſe ohne Raſt und Ermüdung. Er zweifelte nicht, daß ihn das Schickſal zurückführen werde, woher es ihn, vielleicht damit er durch Unglück und Entbehrung der Stelle würdiger werde, genommen hatte. Eine Bangigkeit ohne Gleichen befiel ihn oft mitten in den ſo verzeihlichen Träumen einer ruhmvollen Zukunft. Er blickte auf ſich zurück — auf ſeine Jugend — ſeine Unerfahrenheit; er zitterte, daß die Zeit ihn ereilen könnte, bevor er derſelben noch gewachſen wäre.

So lebhaft ſein Wunſch war, den Thron ſeines Vaters zu beſteigen, ſo wenig verlockte ihn der Ruf der Haufen in den Straßen von Paris, die ſeinen Namen als Fahne

der Unordnung vorantrugen. Er blickte nach den alten Waffenbrüdern seines Vaters — er suchte und zählte sie, aus der Enge seines Zimmers zu Wien oder Schönbrunn, Frankreich wie ein Feld überblickend, sowie der Feldherr die Fahnen zählt am Vorabende der Schlacht. Er rechnete wenig auf die Familie seines Vaters, — wenig oder gar nicht auf verdecktes Spiel der Partei, die man die seinige nannte, — aber er rechnete mit Zuversicht auf die Nothwendigkeit, die nach seiner Ansicht für Frankreich wie für Europa bestand; er hoffte, daß der Wunsch von Frankreich ihn dahin zurückführen und alle Mächte Europa's diesen Wunsch billigen würden.

Mit solcher Meinung im Herzen ging er den Männern von Rang und Bedeutung entgegen, die in den letzten Jahren sich ihm zu nähern bemüht waren. Ich will darunter des Marschalls Marmont insbesondere erwähnen, weil sein Verhältniß zu ihm von Manchem mißdeutet worden ist. Abgeneigt, aus einem richtigen Takte in Beurtheilung der Welt, die Anklagen der Leidenschaft nach ihrem ganzen Umfange für wahr zu halten, und die Macht der Umstände, die von dem Willen des Menschen unabhängig ist, anerkennend, theilte er die Meinung der Mehrzahl der Freunde seines Vaters über diesen Mann nicht, aber es entging ihm eben so wenig, was die Rücksicht für diese Meinung von ihm verlangte oder künftighin verlangen würde. Wenn er ihn empfing und mehrmals sah, so hatte dies zunächst seinen Grund in dem Wunsche des kindlichen Herzens, über die Jugend seines Vaters und über dessen Wenigen bekannte Eigenheiten von dem ältesten Waffengefährten desselben Nachricht zu erhalten; dann auch darin, eine Stimme zu gewinnen, die bis nach Frankreich tönen und dort die falschen Gerüchte über seine

Erziehung und Weſenheit berichtigen helfen könnte. Im erſten Sinne ſagte er dem Marſchall, als dieſer einmal den Vorwurf berührte, der ihn trifft: „Ich ſehe in Ihnen nur den älteſten Waffengefährten meines Vaters.“ Es iſt bekannt, daß er ihm ſein Bild zum Geſchenke ſandte. In welcher Geſinnung er dies that, legen einige Verſe aus der Phädra des Racine an Tag, von denen er den erſten den Umſtänden gemäß abänderte. Er ſchrieb nämlich die Stelle darunter:

„Amené près de moi par un destin sevère
Tu me contais alors l'histoire de mon père.
Tu sais combien mon âme attentive à ta voix
S'echauffait au recit de ses nobles exploits.“

Es lag in ſeiner Natur und in ſeiner Klugheit, die Verehrung für die Erinnerung an ſeinen Vater bei jeder Gelegenheit voranzuſtellen. Als ihn ein franzöſiſcher Offizier einſt um eine Zeile in ſein Stammbuch bat, gab ihm der Verſtand ſeines Herzens ſchnell die Worte ein: Quand vous reverrez la colonne, présentez-lui mes respects!

Die Bemühungen der Anhänger ſeines Vaters, um Oeſterreich, nach den Julitagen, zu vermögen, ihnen den Sohn Napoleons zu überlaſſen, waren ihm in ihrem Zuſammenhange und in ihrer Ausdehnung unbekannt geblieben. Sie berührten ihn nur mit einigen Spitzen, die ungeſchickt genug gewählt und nur von der Art waren, ihn abzuſchrecken, ſtatt zu locken. Sie warfen dennoch in ſeine Seele einen Brand, der alle verhaltene Sehnſucht entzündete, und trugen nicht wenig bei, das letzte Jahr ſeines Lebens zu verbittern. Feind jedem verborgenen Umtriebe, ſprach er ſich offen über das, was in ſeinem Innern vorging, gegen ſeinen Großvater aus. Er hielt die Zeit noch nicht reif für ſeine Stunde, und beſchränkte ſich darauf, nichts gegen

dieſe, die er mit Zuverſicht erwartete, zu thun. In ſolcher Geſinnung erklärte er ſich feſt, gegen Frankreich nicht die Waffen tragen zu wollen, — ein Entſchluß, der ihm, bei ſeiner angebornen Kriegsluſt und bei der Anſicht, daß ihn kriegeriſche Auszeichnung mehr als irgend etwas den Franzoſen empfehlen würde, viele Kämpfe des Gemüthes koſtete, für welchen jedoch ſeine innerſte Geſinnung und der Buchſtabe des Teſtamentes ſeines Vaters jederzeit entſchieden.

Kriegsluſt .... Iſt dieſer Drang nach Kampf, Gefahr, kriegeriſcher Ordnung und nach allen Erſcheinungen, welche der Krieg mit ſich bringt, nur das Ergebniß des Müßigganges, des Hochmuthes, des Mangels an Herz und Kopf, wie verächtlich erſcheint dieſe Eigenſchaft! — Bei dem Prinzen ſprang ſie aus der tiefen Erkenntniß der Nothwendigkeit dieſer Geiſel und des Verdienſtes, ſie mit Verſtand zu ſchwingen. Er gehörte unter die geringe Zahl derer, die, ohne das Untergeordnete zu verkennen oder zu verachten, demſelben nicht unterthänig waren; und dieß Verdienſt iſt ganz ſein! — Er war mit allen Eigenſchaften eines Feldherrn geboren, und hatte mehrere derſelben auch bereits auf eine erſtaunliche Weiſe ausgebildet, darunter rechne ich ſeinen ſtrategiſchen Ueberblick. Wer wie ich in der Lage war, mehrere der vorzüglichſten militäriſchen Werke ganz oder zum Theil mit ihm durchzugehen, wie z. B. des Erzherzog Karl Feldzüge von 1796 und 1799, Jomini traité des grandes opérations, das treffliche Werk des Vaudoncourt über den Feldzug 1812, die Feldzüge Eugens, Türennes, Montecuculis u. ſ. w., dem iſt es auch erlaubt, die Bewunderung zu bekennen, mit welcher er ihn oft den Gang dieſer Feldzüge entwickeln, die Operationen mit Bemerkungen begleiten, Meinungen für und Meinungen gegen vertheidigen, und eigene Ent-

würfe auseinander ſetzen hörte. Solche Gegenſtände gaben ſeiner Zunge eine hinreißende Beredtſamkeit — ſein Auge ſtrahlte mit erhöhtem Lichte — ſeine Gedanken wurden ſchnell wie Blitz. Geſpräche dieſer Art waren ohne Zweifel ſeine glücklichſten Stunden im Leben. In ſeinen Studien verfolgte er bis auf die letzten Spitzen hinaus alles, was ſich auf das Kriegsweſen bezog; er fühlte, daß der Degen ſein Titel und ſein Scepter ſey. Er beſaß in hohem Grade die entſcheidende Gabe, ohne Berechnung in ſeinen Worten, oder in ſeinem Benehmen, die Meinung des Soldaten zu feſſeln. Wenn er auf dem Exerzierplatze erſchien und die Fronte hinunterritt mit ſeinem Auge voll Kindlichkeit und Strenge, dann war nicht ein einziger Mann im Gliede, deſſen Herz nicht in der Ueberzeugung ſchlug, daß dieſer Jüngling einſt ſein Führer zum Siege ſeyn werde. Der Ernſt, mit welchem er den Dienſt ſeines Bataillons betrieb, war ein Vorbild der Weiſe, in der er einſt eine Armee leiten würde. Er hätte ſein Regiment zum erſten der Armee gemacht, und ſeine Armee zur erſten von Europa. Aus dieſem Geſichtspunkte genommen iſt ſein Verluſt für Oeſterreich gewiß kein geringer.

Er erkannte genau den Unterſchied zwiſchen Handwerk und Kunſt in der Natur des Kriegsweſens, und verſtand die Gründe zu entwickeln, warum ſein Vater mit 26 Jahren ein größerer Feldherr war, als deſſen in den Waffen ergraute verſtändige Gegner. Das ſtrategiſche Netz eines Feldzuges zu entwickeln, dieſe ſichere Probe des Talentes, war ſein natürlicher Trieb. Wenn auch die Löſung eines Feldzuges über mehrere Wochen gedehnt war, ſo koſtete es ihm nur wenige Minuten Nachdenken, um die ſtrategiſche Geſchichte deſſelben auf ſo ſtreng folgerechte Weiſe zu entwickeln, daß von ihm kaum ein Wort zu viel und keines

zu wenig dabei gesprochen wurde. Die Lieblingsaufgabe, die er sich gemacht und bereits begonnen hatte, war die strategische Geschichte der Feldzüge seines Vaters. Er wollte sie bearbeiten, aber dann erst bekannt geben, wenn er selbst so viel geleistet haben würde, daß er dieß, ohne sich dem Vorwurfe der Anmaßung auszusetzen, thun hätte können.

Die Commentare des Cäsar und der Rückzug der Zehntausend gehörten unter seine Lieblingslectüre. Der Feldherr des Alterthums aber, den er am meisten bewunderte, war Hannibal ob der Kühnheit seiner Unternehmungen. Der Prinz wußte mit Gewandtheit und Wärme die Fehler zu entschuldigen, die demselben gewöhnlich gemacht werden. Unter den Neueren bewunderte er Wallenstein nicht ob dem, was er that, sondern ob dem, was er konnte. Auch Eugen erfüllte ihn mit Bewunderung, mehr noch Friedrich, am meisten sein Vater. Mit einem in dem Jüngling ohne Erfahrung fast unerklärbaren Takte wußte er das Verhältniß in den militärischen Leistungen und die Einwirkung fremder Kräfte zu würdigen, die nicht selten den großen Feldherrn zum unglücklichen und die klügsten Pläne in der Ausführung scheitern macht.

Es war in ihm Natur, sich nicht mit dem Scheine zufrieden zu stellen und die Anwendbarkeit jeder Sache zu prüfen. In jeder Wissenschaft war ihm die Geschichte derselben das Wichtigste, und eine von seinen Freunden so oft bekämpfte Ungeduld — ein Vorgefühl seines kurzen Lebens möcht' ich sie nennen — riß ihn von dem Stoffe des Wissens zu dem Geiste desselben hinüber. Selbst die Geschichte galt ihm nur wieder nicht als Aufzählerin der Thatsachen, sondern als Markstein, an dem der Geist der

Völker und der Einzelnen ſich kund gibt. Zuletzt war ihm die ganze Vergangenheit nur Unterlage der Gegenwart, und wenn er ſich, bei ſeiner Jugend, aus Mangel der Elemente manchmal im Urtheile irrte, ſo verſprach die zuſammenfaſſende Kraft ſeines Geiſtes, dieß in ihm ſo hoch geſteigerte und verhältnißmäßig ſo früh entwickelte Einigungs- und Vergleichungsvermögen, eine praktiſche Brauchbarkeit, eine Zuverſicht und Unabhängigkeit des Urtheils, welche unter den Elementen großer Charaktere in der vorderſten Reihe ſtehen.

Abgewandt, faſt mehr als es ſeine Jugend zuließ, den Spielen der Phantaſie, war ſein eigentliches Feld die Wirklichkeit. Er liebte Poeſie und ſchöne Künſte nicht, d. h. er fühlte ſich durch ſie nicht angezogen. Wenn er dennoch Oſſian las, ſo geſchah es aus Religion für ſeinen Vater; wenn er von den Scenen der Ilias ergriffen wurde, ſo hatte er doch die Meinung, daß in Proſa dieſelbe Handlung ſich noch beſſer hätte ſchildern laſſen; wenn er Schillers Wallenſtein liebte, ſo war es der ſoldatiſche Geiſt dieſer Dichtung, der ihn anzog. Die Wirklichkeit zu erforſchen und auf ſich anzuwenden — aus jeder Wiſſenſchaft das für die Zeit und die Welt Gültige herauszuheben — in jedem Menſchen ſeine Brauchbarkeit als Soldat oder Staatsbürger zu betrachten, das war ſeine natürliche Richtung, ſein eigentliches Streben, und darin hatte ſein Urtheil bereits eine Schärfe erlangt, die ihn weit über die Jünglinge ſeines Alters erhob. In dieſer Befähigung lag eine reiche Zukunft. Sie ward ihm nicht. Die Vorſehung verweigerte ihm, außer ſich zu werden, was er bereits in ſich war. Wäre der macedoniſche Alexander in ſeinem zwanzigſten Jahre geſtorben, was hätte man von ihm ſagen können?

Eine tiefe und zunehmende Schwermuth, eine oft fieberartige Ungeduld, ein rührendes Verzagen an ſich ſelbſt gehörten unter die Stimmungen, die für das Auge des Freundes häufig in dem Herzog zum Vorſchein kamen. Er kämpfte gegen dieſe Feinde durch körperliche Uebungen. Er wurde viel mißverſtanden. Das umzog ſein Gemüth mit Schanzen und Pfahlwerk; — aber alle Thore flogen auf, wenn er ſich verſtanden wußte, und er warf ſich mit der kindlichſten Innigkeit und mit dem edelſten Vertrauen dem Manne in die Arme, den er liebte. Da war auch die Mißgunſt, der Neid, die üble Nachrede, die Verläumdung nicht ſtark genug, um es zu erſchüttern. Wie ſehr verdiente er Freundſchaft! Wie niederträchtig wäre es geweſen, aus Menſchenfurcht oder um äußerer Vortheile willen dieſen Glauben ihm zu nehmen!

Ein unerſchütterlicher Grund von Rechtlichkeit lag in ſeiner Seele, und keine Krone der Welt hätte ihn zu einer Handlung gebracht, die ſein Gewiſſen verdammte. Man hat oft die Frage geſtellt, ob er ſich jemals hätte verleiten laſſen, aus Oeſterreich zu entweichen, um nach Frankreich zurückzukehren? — Ich glaube, ja, in dem Falle nämlich, daß ſein Verſtand über die Mittel zum völligen Gelingen dieſes Gewaltſtreiches beruhigt geweſen wäre. Dieß edle Herz, das ſo oft in meine Bruſt die Gedanken niederlegte, mit denen es fühlte, erwog dieſen Fall nicht ſelten, und ſeine Anſicht von den Vortheilen, welche dem Kaiſerthum Oeſterreich aus der Beſetzung des franzöſiſchen Thrones durch ihn erwachſen müßten, war ſo entſchieden, daß ihn die Liebe zu Oeſterreich zu einem ſolchen Schritte wohl getrieben, nicht aber davon abgehalten hätte. Seine Liebe zu Oeſterreich war einerlei mit der für ſeinen kaiſerlichen Großvater. Wenn er an der Spitze ſeines Degens oft

eine Krone sah, so hätte er auch seinen Körper über Oesterreich als Schild geworfen. Der Gedanke, für diese zweite Heimath ein anderer Eugen zu werden, wiegte sein Herz in ruhigern Stunden in Befriedigung ein, aus der ihn die Vorempfindung der Unmöglichkeit dieser Rolle freilich herausriß.

Die Verehrung für seinen Großvater war auf die tiefe Achtung für dessen unangreifbare Redlichkeit und dessen vielgeübten praktischen Blick gegründet. Er war gewohnt, sich in jeder Stunde der Betrübniß oder des Zweifels an ihn zu wenden, und nie kam er ohne Beschwichtigung, ohne Trost von ihm. Er hielt ihm keinen seiner Gedanken vor — auch die kühnsten und keckſten nicht, und hatte das größte Vertrauen in dessen väterliche Liebe. In manchem aufgeregten Augenblicke hielten ihn die Worte dieses zweiten Vaters aufrecht. Wer die Geschichte seiner Gedanken und Empfindungen kennt, weiß auch die Kraft seiner Liebe für den Kaiser. Die Verehrung für die Meinungen, Rathschläge, Ansichten, Aussprüche desselben sprang aus der unbegrenzten Achtung für dessen Charakter.

Er hatte Jugendgenossen — er hatte Männer, die er achtete — er gehörte unter Diejenigen, welche diese oder jene Eigenschaft in einem Manne schätzen, ohne deßhalb für seine Schwächen blind zu seyn. So ernst seine Haltung gewöhnlich war, so innig und zart konnte er in Augenblicken der Hingebung werden, und diese erhielten um so höhern Werth, je sparsamer er mit Vertrauen überhaupt war. Diese schöne Seite seines Herzens zu enthüllen steht mir nicht zu. Die vielen und vielen Stunden, so verschieden an Inhalt und Farbe, in welchen, nach seiner Wahl, mir gegeben war, mit ihm zusammen zu seyn, sind ein Eigenthum meines Herzens, das ich durch Ausstellung an die Sonne zu mindern nicht Willens bin.

Viele, die ſeinen Vater kannten, haben Aehnlichkeit zwiſchen dem Herzog und ihm gefunden. In ſeinen Zügen lag ſie und trat in der Wiege wie auf der Bahre überwiegend vor. In ſeiner Haltung und in ſeinen Bewegungen blitzte ſie gleichfalls nicht ſelten auf, und wies auf die wichtigere Aehnlichkeit, die hinter der Hülle des Körpers in Geiſt und Seele lag.

Einer der merkwürdigſten Züge davon erſchien mir immer die Langſamkeit der Auffaſſung, die aus dem Bedürfniß der Gründlichkeit hervorging, und eben ſo jene Schwierigkeit, durch viele Gegenſtände, die Andern wichtig ſchienen, angeſprochen zu werden. Weiß ich doch aus dem Munde der merkwürdigen Frau, die Alle überlebend, „Eltern und Gatten, die unhiſtoriſchen, dann die mächtigen Kinder, den Rieſenſohn, des Sohnes Sohn," der Frau, ſage ich, die ihren Staub der ewigen Roma miſchen wird, daß Napoleon als Knabe und Jüngling dieſe Eigenſchaften bis zu dem Grade beſaß, um von Manchen für blödſinnig gehalten zu werden. Dieſe Eigenſchaften, welche nicht ſelten in der Eitelkeit der Welt unterzugehen pflegen, bürgen für das Urtheil, für den Takt der Unterſcheidung, welcher der ſicherſte Leiter im Handeln, und mehr werth iſt, als der Rath von hunderttauſend Mittelmäßigen.

Er verweſet! Seine Leiden ſind ausgeloſchen mit dem Lichte ſeiner Augen, — haben geendet mit dem Schlage ſeines Herzens. Er ſtarb ruhig, wie der Vater auf jenem Felſen im Weltmeere, ruhig, wie der älteſte Krieger auf ſeinen Waffen. Ob er gerne ſtarb? Können Sie zweifeln? — Rief er nicht am vorletzten Tage — in der Stunde, da der einſamen Großmutter Segen in Thränen auf meine Hände fiel, — rief er nicht dem Tode als ſeinem einzigen Freund und Retter! — Was ſollte er hier auf Erden? —

War ſein größter Jammer nicht ſeine durchaus falſche Stellung, und gab es für dieſen, der den Zwieſpalt bis in das Innerſte ſeiner Empfindungen, in alle ſeine Wünſche, Hoffnungen und Gedanken warf, ein anderes Ende? — War ihm vom Schickſale auch nur das Gewöhnlichſte, das, was es dem unbedeutendſten Menſchen nicht zu verſagen pflegt, gegönnet? Durfte er ſeines Vaters Beiſpiel folgen? Er durfte ihn lieben, bewundern und unter der Laſt ſeiner Bewunderung und ſeines Schickſales brechen!

Bedeutungsloſes Leben würde Hölle für ihn geweſen ſeyn. Wäre er aber ſelbſt ein anderer Prinz Eugen geworden, und beſchwichtigte ihn dieſe Hoffnung auch manchmal — war er nicht König von Rom geboren, und konnte er dies vergeſſen? Konnte er Wunder vergeſſen, die ſich in langer Kette zuſammenfügen mußten, um ihn auf dem Gipfel der Welt geboren werden zu machen, und die andern nicht minder zahlreichen Wunder, die es bedurfte, um ihn von dort bis auf dieſe Bettſtelle zu werfen, auf welcher vielleicht der Traum ſeines Entſtehens begann und wo er endete.

Aber hätte ihn die Vorſehung nicht in das Land zurückführen können, das ihn gebar? O läſtern wir dieſelbe nicht mit dieſem Wunſche! Wenn ſein Vater, mit dem Blitze des Ruhmes bewaffnet, umgeben von allen Helfern, die er ſich ſelbſt erzog oder die das Verhängniß ihm zuführte — wenn ſein Vater mit der vieljährigen Uebung des Herrſchers vor dem inneren Feinde zerbrach, wenn dieſer Rieſe an Kraft und Gewohnheit vor dem ſchwachen Idol des politiſchen Wahnſinns in Staub fiel: wie hätte des Jünglings Hand das Schiff, dem Steuer und Gehorſam fehlen und dem alle Rippen morſch ſind, im Sturme leiten können? — Zum Triumphe, ja, aber zum kurzen

Triumphe wäre der Sohn Napoleons in Frankreich aufgetreten. Welche Menſchen hätte er gefunden? — Morſche Werkzeuge ſeines Vaters. Welche Elemente der Ordnung, des feſten Baues? — Ein Chaos entbundener Kräfte. Nein, beklagen Sie ihn nicht um ſeine Ruhe! Solch ein Tod mitten in der reichen Erbſchaft ſeines Vaters an Gemüth und Geiſt iſt das würdige Ende. Und mußte nicht das Verhängniß erfüllt werden? Erſt in ſeinem Sohne ſtarb der Vater völlig.

Du biſt heimgegangen, edler Prinz! Die Wiege und das Grab behandeln Dich als König. Ich ſehe den Vater vor der dunklen Grabespforte ſtehen und Dir die Arme entgegenſtrecken im lichten Lande der Freiheit, wo alle Zeit Gegenwart iſt. Ich ſehe die groſſen Krieger aller Völker und Jahrhunderte Dich als ihresgleichen begrüßen, die unzählbaren Schaaren, welche die Geſchichte nicht kennt, von Licht zu Licht ſich Dir entgegendrängen — die mächtigen Helden von Griechenland und Rom, den kühnen Punier, den Du ſo oft bewunderteſt, und ſeine hochherzigen Beſieger — die gekrönten Geſtalten der Habsburger, die ehrwürdigen Schatten derer, die zu Aachen Deutſchlands und Frankreichs Kronen empfingen — die Wallenſtein und Guſtav Adolph — die Eugen und Friederich! — Tritt ein in ihre Schaar. Es gibt eine Krone, herrlicher als alle Kronen aus Gold und Steinen. Woraus ſie geflochten, wer weiß das nicht? — Du haſt ſie männlich getragen! Dein Bild ohne Makel ſchwebt vor uns wie das eines Heiligen. Die Geſchichte zeichnet es auf ihre reinſten Blätter.

Memoiren des Grafen Montbel über den Herzog von Reichstadt.

Vom Rhein, im Februar 1833.

Vor Kurzem ſind zu Paris die Memoiren des Grafen von Montbel über den Herzog von Reichſtadt erſchienen. Es gehört zur Ergänzung des Schickſals Napoleons, daß der Tod ſeines Sohnes in Frankreich keine einzige Stimme von Bedeutung weckte. Ein Franzoſe, aus der Heimath verbannt, ein entſchiedener Freund der Bourbons, ein Märtyrer der Legitimität, erweiſet dem Sohne des großen Mannes den letzten Dienſt. Dieſe Erſcheinung iſt merkwürdig und verdient, daß wir einen Augenblick bei ihr verweilen. Wie kommt der Miniſter Carls X. dazu, der Biograph des Herzogs von Reichſtadt zu werden? Die Dynaſtie Napoleons, alſo auch die Bonaparte'ſche Partei in Frankreich, ſind todt, und ſomit bei ihr nichts mehr zu ſuchen! Aber auch die politiſchen Antecedentien des Grafen Montbel leiten nicht auf die Vermuthung einer unlautern Abſicht. Es iſt alſo wahrſcheinlich Achtung für den Vater und Intereſſe für den Sohn, was ihn zu dieſer Arbeit vermochte. Aber was kann der Anhänger des antirevolutionairen Staatsrechts in Bonaparte achten? Das Verkörpern der Souverainetät in ſeiner Perſon — die Kunſt des Regierens — den ſtarken Arm des Monarchen —

überhaupt die Eigenſchaften, welche, trotz Lafayette und Doctrin, Carl X., wenn er ſie beſeſſen hätte, auf dem Throne und Frankreich im Genuſſe der Segnungen des Friedens erhalten haben würden. In dieſem Geiſte iſt auch das ganze Werk geſchrieben, das man aus höherem Geſichtspunkte in die eigentliche Geſchichte des Herzogs, und in die praktiſche Bewahrheitung der Grundſätze der Legitimität, als alleinige Baſis der Geſellſchaft — aus untergeordnetem aber in die Geſchichte Bonaparte's in Beziehung auf ſeinen Sohn — und wieder in die Geſchichte des Sohnes ſelbſt eintheilen kann. Daß der Miniſter Carls X. nicht bloß durch eine Rührung ſeines Herzens beſtimmt worden ſey, ſondern daß er hauptſächlich einen ſich eben darbietenden, allerdings gewichtigen Beleg für ſein Syſtem der Welt vor die Augen legen wollte, das dürfen wir ihm nicht zum Vorwurfe machen; wir müſſen vielmehr den Muth haben, zu geſtehen, daß wir bei Durchleſung ſeines Werkes die unangenehme Ueberzeugung von dem Leichtſinne und ſelbſt von der abſichtlichen Perfidie ſo vieler unſerer durch Freimüthigkeit ſich auszeichnenden Blätter und Schriftſteller nicht ausſtoßen konnten. Die Thatſachen, welche dies Buch aufführt, ſind theils ihrer Natur nach, theils wegen der Quellen, aus denen ſie genommen ſind, von unläugbarer Wahrheit; — der Autor, ſtolz auf dieſen Vortheil, begnügt ſich mit dem Verdienſte der Zuſammenſtellung, und liefert theils unumſtößliche Thatſachen, theils führt er die Perſonen redend ein, welche ihm die Elemente lieferten. Dieſe Perſonen aber ſind eben diejenigen, die den Herzog zunächſt umgaben, ſeine Angehörigen, ſeine Erzieher, ſeine Vertrauten, — Perſonen, die ſämmtlich leben und über jedes Wort, was er in ihren Mund legt, ihn Lügen ſtrafen könnten. Wenn man alſo

an der Wahrheit der Angaben des Grafen von Montbel vernünftigerweiſe nicht zweifeln kann, was bleibt übrig von den Behauptungen derer, welche ſeit ſo vielen Jahren unabläßig bemüht waren, die Erziehung dieſes unglücklichen Prinzen als eine abſichtliche Verſtümmelung — ſeine Umgebung als aus Obſcuranten und Gefangenwärtern zuſammengeſetzt, ihn ſelbſt als ein unwiſſendes Kind zu ſchildern? Wenn über den Sohn des außerordentlichſten Mannes der Zeit ſolche Unwahrheiten aufgetiſcht und geglaubt werden konnten, wie ſteht es mit andern Momenten der Zeitgeſchichte, die nicht einmal ſo leicht zu erörtern ſind, und worüber Blätter und Bücher, leider von denen, welche wir ſo gern am beſten unterrichtet und lauterer Abſicht glaubten, mit nicht weniger lebhaften Verſicherungen in die Welt hinaus geſchickt werden? Wir finden in dieſem Buche, daß der Herzog mit der größten Sorgfalt und Liebe erzogen wurde, und daß der Kaiſer ſowohl als der Fürſt Metternich ihm nicht nur die Geſchichte ſeines Vaters nicht vorenthielten, ſondern ihm alle Mittel an die Hand gaben, dieſelbe in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, und für alle Perſonen, die ſich dem Herzoge näherten, als oberſte Weiſung überhaupt die Worte hatten: „Wahrheit und nichts als Wahrheit, aber die ganze Wahrheit!“ — Eine der intereſſanteſten Stellen iſt ohne Zweifel diejenige, welche die Bemühungen des Fürſten Metternich für die Bildung des Herzogs und die Anerkennung dieſer Bemühungen von Seite deſſelben, durch die Achtung, die er dem Fürſten zollte, beſpricht. Wenn man in dem Herzoge die Leidenſchaftlichkeit eines Parteimannes wirkend glaubt, dann wird die Hinneigung zu dem großen Gegner ſeines Vaters in Verwunderung ſetzen können; bei der verſtändigen und praktiſchen Richtung ſeines Charakters aber iſt nichts

natürlicher, als daß er, abgewandt von der Fluth von Büchern und Leuten, deren Wahrhaftigkeit er hinlänglich aus dem, was sie über ihn selbst schrieben, beurtheilen konnte, sich zu dem Manne wandte, der geeigneter als irgend einer in ganz Europa war, ihm die Wahrheit zu sagen und ihm die wichtigsten Aufklärungen über die neueste Geschichte von Europa zu liefern. Was das Wirken der Bonaparte'schen Partei seit den Juliustagen betrifft, so sind durch dieses Werk zwei Dinge gewiß: erstens, daß die Partei den Herzog von Oestreich verlangte, und zweitens, daß Oestreich denselben versagte. Im Verlangen und Versagen liegt ein schlimmes Urtheil über die Natur des jetzigen politischen Zustandes von Frankreich. Das Verlangen beruhte auf dem Gefühle der Bonaparte'schen Partei von der Unmöglichkeit der Fortdauer einer Regierung, die keine Regierung sey, und einer Dynastie, die keine Basis habe. Das Versagen auf dem bekannten Systeme der österreichischen Politik und allenfalls auf der Ueberzeugung, daß die Revolution in Frankreich auch aus dem Sohne Napoleons wieder einen Märtyrer oder einen unwürdigen Popanz gemacht haben würde. Daß die zahlreiche Bonaparte'sche Partei in Frankreich, die, wie sehr wir auch den Despotismus ihrer Grundsätze verabscheuen mögen, dennoch den größten Theil dessen in sich schließt, was das heutige Frankreich von wirklich praktischen Staatsmännern besitzt, so geringen Glauben an die Dauer des jetzigen Regierungssystems habe, ist allerdings wenig tröstlich für das letztere; was uns aber noch weit wichtiger scheint, ist das Projekt der kaiserlichen Constitution, welche eben diese Männer dem österreichischen Kabinette vorlegten und wovon Herr v. Montbel Auszüge gibt, — ein Projekt, welches auf der Basis des Absolutismus steht, dem gemäß

die conſtituirenden Gewalten in der Perſon des Monarchen vereinigt hält, Wahlgeſetz, Preſſe, überhaupt alle Theile des Organismus darnach regelt, und ſomit die Volksſouverainetät, jedes Syſtem, das darauf gebaut iſt, völlig verwirft. Die Stimmen ſolcher Männer, die ein ſo entſchiedenes Verdammungsurtheil über die Bauten und Geburten des neuen Staatsthums ausſprechen, können von der Leidenſchaft zurückgewieſen, dürfen aber von Keinem, der aufrichtig nach Wahrheit forſcht, überhört werden. Es drängen ſich bei der Verwirklichung einer Theorie fremde Elemente in den Stoff, welche nicht ſelten die ganze Natur der Berechnung ändern; aber dieſe Erſcheinung bewahrt und beachtet die Erfahrung. In Frankreich ſind gerade die Bonapartiſten die Erfahrenen; das Verdammungsurtheil gegen die dermalige Conſtitution und überhaupt gegen jede auf Volksſouverainetät, Preßfreiheit u. ſ. w. baſirte Charte durch die Vorlage einer dieſen Grundſätzen gerade entgegenſtehenden ausgeſprochen, fordert, wir wiederholen es, zu ernſten Reflexionen auf. Bei aller Verehrung, die übrigens der Verfaſſer für die großen Regierungs-Eigenſchaften Bonaparte's ausſpricht, muß er als Legitimiſt natürlich ſagen: „daß das Genie die Uſurpation nicht in Recht verwandle.“ Es iſt merkwürdig, daß Bonaparte daſſelbe geſagt hat in den Worten: „Wäre ich auch nur mein Enkel geweſen, am Fuße der Pyrenäen hätte ich mich wieder erhoben.“ Wenn die Befeſtigung einer Herrſchaft einem ſo außerordentlichen Manne mißlang, ſo iſt allerdings zu befürchten, daß ſie weniger Begabten um ſo gewiſſer mißlingen werde! Graf Montbel hält Oeſtreich eine um ſo gewichtigere Lobrede, als ſie in gemäßigten Worten gegeben iſt. In der That, man muß geſtehen, daß alle Thatſachen, die dies Buch enthält, der Regierung

ſowohl als dem Regenten in dieſem Lande zur hohen Ehre gereichen. „Oeſterreich iſt und bleibt eine Anomalie, eine Ausnahme von der Regel," ſagt ein franzöſiſcher Schriftſteller. Dieſe Erklärung aber, wir geſtehen es, befriedigt uns nicht. Iſt Oeſterreich, wie der Graf Montbel, bei aller nicht zu verläugnenden Vorliebe für ſein Vaterland, in mehreren Stellen ſeines Buches ausführt, vorzugsweiſe das glückliche Land; zeichnet es ſich durch Sitte, Redlichkeit, Ordnung, durch die wahre Bildung, die nicht in den Abſurditäten und Extravaganzen zu ſuchen iſt — durch Väterlichkeit ſeiner Regenten, durch Gehorſam und Vertrauen in dem Volke vor allen andern aus, — ſo verlohnt es der Mühe, den Urſachen dieſer Erſcheinung tief und gründlich nachzuforſchen, und eine ſolche Unterſuchung würde eine reiche Ausbeute an ächter Lebensweisheit und praktiſcher Politik liefern, deren wahre Aufgabe doch nur in der Erreichung jenes Zieles beſtehen kann, von dem unſere Zeit ſich immer mehr zu entfernen ſcheint. Um Desjenigen willen, der ſpricht, und um Desjenigen, von dem geſprochen wird, hat dies Buch große Verbreitung zu erwarten. Es verdient bemerkt zu werden, daß bis jetzt die franzöſiſchen Blätter, mit Ausnahme der Gazette, davon geſchwiegen haben. Das ſpricht aber dafür: wäre es ſchlecht, ſo würden die zahlreichen Gegner darüber herfallen. Der Grund des Schweigens muß alſo anderswo zu ſuchen ſeyn. Uns iſt aus Achtung für den Namen Napoleons dies Buch eine ſehr verehrliche Erſcheinung. So hat doch ein Franzoſe die Schuld von Frankreich an dem Sohne des großen Mannes abgetragen. Daß es ein Anhänger der Bourbone that, iſt um ſo ehrenvoller für Beide.

Gegen Dr. Menzel.

Von der Donau.

Dr. Wolfgang Menzel, im Taſchenbuch ſeiner Geſchichte des Jahres 1832, ſagt, wo er von dem Tode des Herzogs von Reichſtadt ſpricht: „Plötzlich aber fiel er in eine Krankheit, die er, wie es hieß, aus Scham verhehlte und die eben dadurch tödtlich wurde.“ Wäre dieſe Angabe wahr, vor der näheren oder ferneren Umgebung, oder wohl gar vor aller Welt durch unwiderlegbare Zeugniſſe dargethan, ſo hätten die Leſer, die weltgeſchichtliches Unglück zu ehren wiſſen, dem Verfaſſer des Taſchenbuches die Weglaſſung eines Umſtandes gerne verziehen, der von wenig Erheblichkeit und doch ein Flecken iſt. Was aber Dr. Menzel bewegen konnte, einen Umſtand dieſer Art ſeinem Buche einzuverleiben, während er, wie die eingeſchobenen Worte beweiſen, nicht einmal die Verantwortlichkeit dafür übernimmt, noch ſeine eigene Meinung ausſpricht, weiß ich mir nicht anders als durch ein Verſehen zu erklären. Die Angabe iſt übrigens geradezu falſch, und hat zur Quelle wahrſcheinlich das Gerücht, welches, wie tauſend andere rein aus der Luft gegriffen, zu Wien in der Klaſſe der Müßiggänger und Wüſtlinge lief, wovon die Einen Beſchäftigung für die langen Stunden des

Tages in ſolchen Erfindungen ſuchen, die Andern Befriedigung ihres Uebermuthes darin finden, jede Frau für liederlich und jeden jungen Mann für verdorben zu halten. Wer nur einigermaßen die Sittenſtrenge des öſterreichiſchen Hofes, das Beiſpiel, welches der Herzog vor Augen hatte, die Umgebung, die ihn bewachte, führte und unterrichtete, bedenkt — wer überdies aus dem, was bereits über ihn bekannt gemacht worden iſt, auf den Charakter dieſes Jünglings ſchließt, die unabläßige Beſchäftigung ſeines Gemüthes und Geiſtes, ſeinen tiefen und melancholiſchen Ernſt, überhaupt die ſeines Schickſals würdige Haltung, die er ſtets beobachtete, in Erwägung zieht, der wird begreifen und fühlen, wie wenig dieſe Angabe mit der Wahrheit ſich verträgt.

Wilhelm von Mayern.

Einleitung.

Im erſten Jahrzehend dieſes Jahrhunderts — ich war noch ein Kind und in meiner Vaterſtadt Gratz — hörte ich den politiſchen Roman Dya-Na-Sore ſelten zwar, aber dann jedesmal mit aufregendem Nachdruck in meinen zufälligen Umgebungen nennen, und die Perſonen, die ihn nannten, waren gerade ſolche, die mir den Eindruck gebildeter und edler Menſchen machten. Durch einen Jugendfreund, einen der begabteſten, geiſtig ſtärkſten Jünglinge, die je das Leben gebrochen hat, war mir dieſes Buch zugleich mit der Einführung in ein Haus zugeſagt, das er als einen Tempel wahrer Bildung ſchilderte und ehrte. Es war dasjenige des gelehrten und tüchtigen Mineralogen Profeſſors Anker, den ich, vor wenigen Jahren noch, in eben der Stadt als Cuſtos einer der würdigſten und nützlichſten öffentlichen Anſtalten, des Johanneums, wiederfand. Ich betrat dies Haus mit der Ehrfurcht eines kindlichen Gemüthes, und es genügte meinen vielen, wenn auch unbeſtimmten, Erwartungen. Aus der Hand der milden, feinen, durch ruhige Heiterkeit und klaren Geiſt, ſowie durch beſondere Güte mich anziehenden Gemahlin des trefflichen Mannes erhielt ich nach einiger Zeit, es war im Jahre 1811, das auch von ihr geprieſene Buch. Ich las

es zu großer Befriedigung; es sprach ja von Menschheit, Freiheit und Tugend; es stellte die Freundschaft in kühner Zeichnung mit glühenden Farben hin; es war voll begeisternder Sprüche und Bilder; es überraschte mich durch glänzende Sprache, und ich hatte damals sechszehn Jahre. Ueber den Verfasser wußte man mir nichts zu sagen, als daß er Wilhelm von Mayern hieße.

Im Jahre 1815, da ich als Offizier in Garnison zu Mainz lag, trat eines Tages ein Hauptmann des österreichischen Generalstabes in das Gouvernementsbureau, wo ich verwendet wurde. Er kam von Paris, oder ging dahin — er mochte einige fünfzig Jahre haben — sein Anzug war vernachläßigt, der Ausdruck seines blassen Gesichtes höchst ruhig und doch sein feines Auge ungemein scharf und bewegt, die Sprache bestimmt und wohlklingend; er machte auf mich den Eindruck eines Mannes, dem das Kleid, als zu geringe, nicht paßte, und der einer höhern Ordnung von Menschen angehörte. Als er gegangen, vernahm ich: es war der Hauptmann Wilhelm von Mayern, der Verfasser der Dya-Na-Sore.

Im Jahre 1820, im Jänner, von dem Feldmarschall Fürsten Carl von Schwarzenberg, bei dem ich Ordonnanz-Offizier war, nach Prag gerufen, erhielt ich im fürstlich Windischgrätzischen Palaste, der dem des Fürsten von Schwarzenberg gegenüber lag, ein Zimmer angewiesen. Der Palast schien in seinen Hauptgemächern, wozu auch dies Zimmer gehörte, unbewohnt. Ich öffnete eine Thüre des ihm mit einer andern Reihe von Gemächern gemeinsamen Vorsaales, und sah im zweiten oder dritten Zimmer, aus dem die zugehörigen Meubles hinausgeschafft waren und in dessen einem Winkel Stroh zu einer Lagerstätte auf dem Boden gebreitet lag, einen Mann, fast unangekleidet,

vor einem ſchlechten Tiſche ſtehen. Er hatte einen Stuhl darauf vor ſich, der ihm als Stützpunkt diente, und ſchrieb. Es war Wilhelm von Bayern.

Unter dem vielen Angenehmen, was vom erſten Augenblicke meiner Berührungen mit dem Hauſe Schwarzenberg daraus für mich ſproß — Berührungen, die auf meine Denkweiſe, Haltung und Richtung einen eben ſo wichtigen als wohlthätigen Einfluß nahmen — begrüßte mich ſchon vornherein die Gewißheit, den Verfaſſer der Dya-Na-Sore näher kennen zu lernen, gleichſam mit ihm zuſammen zu leben, denn auch er war Ordonnanz-Offizier des Feldmarſchalls. Ich wußte, daß dieſe Bezeichnung, die meinen oberſten Titel ausſprach, für ihn den geringſten angab; wußte, daß er von dem Fürſten als ein Freund geachtet und geliebt war, bei dem ganzen Hauſe und vielen hochgeſtellten Männern einer ungewöhnlichen Schätzung genoß; hatte auch vieles Seltſame von ihm gehört, das in meinen Augen eben ſo viel Lobendes war; hatte ſogar bereits einigen ſchriftlichen Verkehr mit ihm gehabt, da er Arbeiten von mir geprüft, mit Bemerkungen verſehen, mit Maß gelobt oder mit Milde getadelt hatte. Aber in Wien feſtgehalten, wohin er ſeit lange nicht gekommen war, hatte ich ihn noch nie geſprochen und ſo gut als nicht wieder geſehen.

Ich erkannte ihn ſchnell — er ſchien mir ſeit dem Jahre 1815 nicht gealtert. Was ich ihm ſagte, was er mir, weiß ich nicht mehr, aber ich weiß, daß er mir den angenehmſten Eindruck machte und ſeit dieſer Stunde ein Verhältniß der Neigung zwiſchen uns feſtgeſtellt blieb, das im Laufe der nächſten Zeit nur immer tiefere Wurzeln ſchlug. Wir wohnten zuſammen; ich ſah ihn täglich durch Stunden, lernte ſeine über alle Fächer ausgebreiteten

Kenntniſſe, — die Schärfe ſeines Blickes, der in die Tiefe jeder Wiſſenſchaft Licht warf, — ſeine an's Wunderbare grenzende Beleſenheit in den Literaturen der alten wie der neuen Völker, — ſein ſtreng geübtes, durch die Jahre unangegriffenes Gedächtniß, — ſeine wohlthuende Lebensfriſche und nach und nach auch ſeine ſeltſamen Eigenſchaften und Gewohnheiten, ſowie ſeinen Charakter kennen, der die Unſchuld nicht des Kindes, ſondern die des edeln Mannes, doch von jenem die milden, reichen, biegſamen Formen hatte. Wir lebten dann in Leipzig, wohin der Feldmarſchall, nur von vier ſeiner Offiziere, von ſeinen Söhnen und ſeiner Gemahlin begleitet, ging, durch Monate zuſammen. Der Tod dieſes erhabenen Mannes trennte uns für kurze Zeit. Ich ſah Mayern in Wien durch ein zweites Jahr wieder; ſpäter aber, da ich nach Trieſt und er nach Frankfurt ging, wo er im Jahre 1829 ſtarb, nicht mehr.

Varnhagen, in ſeinen trefflichen Schilderungen einiger Zeitgenoſſen, hat auch zu derjenigen Mayerns einen ſchätzbaren Beitrag geliefert; aus dieſem erſehe ich, daß ſeither in Deutſchland durch Theodor Mundt und Andere für das Andenken des edlen Mayern Manches geſchehen iſt. Mir ſind in meiner Abgeſchiedenheit und Ferne dieſe Arbeiten nicht vor die Augen gekommen; ich weiß daher nicht, ob ſelbſt die wenigen Züge, die ich zu dem der allgemeinen und achtenden Aufmerkſamkeit ſo würdigen Bilde liefern kann, nicht ſchon bekannte ſind.

Der Hauptzug im Charakter Mayerns war eine alles umfaſſende Milde und Billigkeit, die in ſeinem Benehmen durch hohe Urbanität ſich ausſprach. Es kam dieſe erhebende Tugend des Umganges von innen heraus; ſie war nicht auf der Oberfläche, auf der ſie ſich zeigte, wurzelnd. Er war ſtill im Umgange, nicht gezwungen

und trotzig ſtill, wie derjenige, der ſeine Ueberlegenheit geltend machen will, und ſo oft die Taſten ſeines Gemüthes berührt wurden, klangen ſie voll und rein wieder. Er war auf das praktiſche Leben gewandt und hatte die reinſte Poeſie des Gemüthes bewahrt. Wenn er ſprach, ſo war es unter Freunden, und dann floß ſeine Rede wie Honig und Milch. Er war von einer Sicherheit und Gleichheit des Charakters, die ihn auf ewig Dem theuer machen mußte, der ihn einmal erkannte.

Thätiger in ſeinem Geiſte, blühender und reicher im Ausſpruche, dabei leiſer und anſpruchloſer im Auftreten, kann nicht leicht ein Mann gedacht werden. Er arbeitete unabläßig, Tage und Nächte durch, vor ſeinem Stuhle ſtehend und auf loſe Blätter oft des ſchlechteſten, oft halbbeſchriebenen Papieres ſchreibend. Er gab mir, da ich von Leipzig nach Wien ging, ein Päckchen ſolcher Papiere mit, um es in einen, im Palaſte Kaunitz, ihm gehörigen Koffer zu andern zu legen. Es enthielt dieſes Päckchen — denn er bezeichnete jedes Blatt mit der fortlaufenden Nummer — einige hundert Blätter aus dem ſechszehnten Tauſend! — der Koffer war voll ſolcher wie Papyrusrollen gebundener Päckchen. Als der Palaſt ſpäter verkauft wurde, ging auch dieſer Koffer verloren, wenigſtens habe ich mich vergeblich darum bemüht, es wußte Niemand davon.

Er liebte alle Wiſſenſchaften, die Naturwiſſenſchaften am meiſten, und darunter wieder die Botanik. Dies war der Gegenſtand, der ihn zuerſt mit der Fürſtin Schwarzenberg, der Gemahlin des Feldmarſchalls, in nähere Verſtändigung brachte, und zu den angenehmſten geſelligen Berührungen führte, wie ſie zwiſchen ſo edlen Gemüthern, zwiſchen ſo gebildeten und geübten Geiſtern nicht fehlen konnten. Das war eben eine der ſeltſamſten Eigen-

heiten dieſes höchſt verehrungswürdigen Mannes, daß die anhaltenden Studien ihn nicht dem Leben abwandten, nie den geringſten Keim des Pedantism in ihm weckten, der faſt als eine unvermeidliche Krankheit aus Anſtrengungen, wie die ſeinigen, hervorzuwachſen ſcheint. Sein Geiſt betrat alle Wege, lebte in der Gegenwart wie in der Vergangenheit, in den gewöhnlichen Begegniſſen wie in den ernſteſten Geſchäften und abſtrakteſten Spekulationen, und ſein Gemüth hielt jede, jede Bitterkeit ferne. Er liebte die Menſchen in ihren Schwächen; es war, als wenn er mitten unter ihnen und zugleich hoch über ihnen ſtände, und in den Tiefen ihrer Herzen das auf den erſten Blick ſähe, was ihre Irrthümer und Fehler erklären, entſchuldigen konnte.

Er liebte das deutſche Vaterland mit jugendlicher Wärme, mit Hoffnung und Zuverſicht; nach Deutſchland aber am meiſten Spanien, denn er liebte an den Völkern Knochen und Mark, Poeſie und Glauben; die Abmagerung zu herzloſer Spekulation und gemeinem Induſtrialism, der anarchiſche Triumph der ſich dem Geſammtleben des Volkes entziehenden Selbſtſucht der Einzelnen war ihm widrig. Lebensſtoff vor allem, und dann Erziehung für Vaterland und Haus, für Wiſſenſchaft, Kunſt und geſelligen Verkehr, Wahrheit im Innern, Redlichkeit für Alle, die Hände thätig auf Erden und den Blick nach Oben gewandt!

Er hatte ſich nach ſeinen Kräften der franzöſiſchen Unterjochung entgegen geſtemmt. Sein Aufenthalt in Spanien fiel in die Zeit, da dieſes Land mit dem Zorn Achills dem fremden Eroberer entgegentrat. Er liebte es für alles, was es wagte, litt, wollte und that. In Oeſterreich wurde Mayern zunächſt darauf eine der thätigſten

Triebfedern zur Einführung des Landwehrſyſtemes, das er in allen ſeinen Theilen ausarbeiten und in's Leben bringen half. Von ihm ſind auch mehrere der begeiſternden Aufrufe aus dem Jahre 1809, vorzugsweiſe der heroiſchen Epoche für Oeſterreich in ſeinen langen und ſchweren Kämpfen gegen den gewaltigen Fremdling. Im Jahre 1813 ſehen wir ihn an der Seite des Fürſten Schwarzenberg, obwohl nur mit einem verhältnißmäßig geringen Range bekleidet, der für das Aeußere ſeiner Stellung genügte und ihm folglich überhaupt der genügende war. Seine Wirkſamkeit hatte einen andern Maßſtab, als den des Ranges. — Die Schlacht von Leipzig bot eine Gelegenheit dar, wo auch der perſönliche Muth und die ſiegreiche Beſonnenheit Mayerns ein glänzendes Zeugniß ablegten. Gerade in dem Zeitpunkte bei dem äußerſten linken Flügel der öſterreichiſchen Armee gegenwärtig, als dieſer zurückgedrängt und deſſen Führer, Graf Merveld, gefangen wurde, warf ſich Mayern zu den Truppen, die ſich im Dorfe Gautſch ſchlugen, und als dieſer Ort von dem Feinde erſtürmt wurde, blieb der wackere Mann darin zurück, erſtieg den Kirchthurm, ſchloß hinter ſich ab, und ſignaliſirte von dieſem nun bald im Rücken des vordringenden Feindes gelegenen Punkte mit der rühmlichſten Kaltblütigkeit dem Feldmarſchall das, was ſich im Rücken der Schlachtlinie ergab, darunter die Vorbereitungen zum großen Reiterangriffe, der die Schlacht vom 16. Oktober entſcheiden ſollte und entſchieden haben würde, hätte der Fürſt nicht die Zeit gewonnen, die Küraſſiere herbeizuziehen, welche die zehntauſend Reiter Murats, nachdem ſie das Centrum bereits durchbrochen hatten und im Begriffe waren, aufzumarſchiren, angriffen und warfen.

Es war aber der 16. October aus den dreien Tagen derjenige, der eigentlich die Schlacht von Leipzig gewann.

Mayern trug keinen der Orden, die er von den Monarchen für dieſe That erhielt, trug ſelten Uniform, beſaß überhaupt nur eine einzige, und dieſe in den letzten Jahren nicht mehr. Dies kam aus keinem unlauteren Grunde, ſondern aus ſeiner Gleichgültigkeit gegen alle Außenzeichen, aus einer merkwürdigen Angewöhnung und Strenge gegen ſich ſelbſt, die, was den Anzug, nicht bloß an Kleidern, betraf, einer völligen Vernachläßigung gleich kamen. Wie er keine Meubles in ſeinem Zimmer duldete, ſo keinen Schmuck an ſeinem Leibe, und ſeine Bedürfniſſe waren auf eine Weiſe beſchränkt, die kaum Glauben finden dürfte. Er hatte gewöhnlich nur einen Rock und trug dieſen lange über die Zeit hinaus, in der er Andern tragbar geſchienen haben würde. Ich erinnere mich, daß ſein wärmſter Freund, der erſte Adjutant des Feldmarſchalls, der Oberſte Graf Johann Paar, und ich ihm einſt, während unſeres Aufenthaltes in Leipzig, einen neuen Anzug aufdrängten, weil wir ſeinen alten gar zu abgenützt fanden, um länger für ihn, der täglich mit der Fürſtin ſpazieren fuhr, ſchicklich zu ſeyn. Wir entführten den alten und legten den neuen an deſſen Stelle, wo Mayern denn, ſo ungerne er es that, in den Zwang ſich ergeben mußte. Ich verwaltete damals ſein Einkommen und beſtritt die höchſt wenigen Ausgaben für ihn. Er wollte nie eine Nachrechnung und bat mich dringend, ihm nie vom Gelde zu ſprechen, ſondern ihm zu geben, was er verlange, das Uebrige aber zu verſchenken oder überhaupt zu verwenden, wie ich eben wollte. Er brauchte aber im Monate niemals mehr als einige Gulden;

neunzehn Zwanzigtheile seines Einkommens blieben übrig, und jede Anfrage über das, was damit geschehen solle, machte ihn ungeduldig. Von ihm ging auch die Sage, daß er durch zwei Jahre seine Gebühren als Hauptmann nicht erhoben hatte, so daß der Hofkriegsrath ihn förmlich darüber zur Rede stellen und ihm befehlen mußte, darin pünktlicher zu seyn. Als er im Jahre 1826, mit dem Falle des Hauses Fries, sein ganzes dort auf Treue und Glauben liegendes Vermögen, nahe an 40,000 fl. Conventions-Münze, verlor, berührte ihn das so wenig, daß er niemals davon sprach, niemals sich darüber beklagte.

Er nahm fast nur Pflanzen-Nahrung, trank höchst wenig Wein. Er war niemals krank gewesen, obwohl sein Körper nicht zu den stärksten gehörte. Er schlief nur auf Stroh.

Sein Verhältniß zu den Frauen hatte den Anhauch jungfräulicher Reinheit. Er war nie verheirathet gewesen, so viel ich weiß. Nie kam ein Wort über seine Lippen, das nicht eine Jungfrau hätte aussprechen können. Die strengste Sittlichkeit, die feinste Achtung regelte sein Benehmen gegen die Frauen, das jedoch von dem Geziere erlogener und krankhafter Empfindungen nicht minder ferne blieb und stets den einfachen, würdigen Charakter trug, der diesem Manne eigen war. Er sprach nie über Liebe, über Leidenschaft, und doch konnten einem Gemüthe, wie das seinige, diese Mächte nicht fremd geblieben seyn. Er kannte die Freundschaft, wie nur bessere Menschen sie zu kennen vermögen; er war der sicherste, liebenswürdigste, bequemste Freund. Ich glaube nicht, daß er je eine Frau höher geachtet habe, als die Gemahlin des Feldmarschalls, die freilich unter diejenigen Frauen gehörte, die den edel-

ſten Typus ihres Geſchlechtes bewahren. An Verſtand, Kenntniſſen, Herzensgüte mag man ihr gleichen; an erworbener Milde und Billigkeit, an Treue des Urtheils, an Ueberblick der menſchlichen Tugenden und Schwächen kenne ich keine.

Er ſprach nie über ſeine Vergangenheit, Vaterſtadt, Familie, Vermögensverhältniſſe. Wie ich von ſeinem älteſten Freunde, Grafen Paar, erfuhr, war er in Baireuth geboren, trat frühe in öſterreichiſche Artilleriedienſte, ſchrieb damals die Dya-Na-Sore, verließ dieſe Dienſte, machte eine Reiſe nach Konſtantinopel und der Levante, wo ich ſeine Spur in Scio auffand, ſpäter durch England, Frankreich, Italien, lebte in den fürſtlichen Familien Paar und Kaunitz, denen er durch die Mannigfaltigkeit ſeines Wiſſens und durch die Milde ſeines Charakters ein lieber Geſellſchafter war, ging dann mit dem Botſchafter Fürſten Kaunitz nach Madrid, wo er durch ſeine umfaſſenden Arbeiten der öſterreichiſchen Regierung die wichtigſten Dienſte leiſtete, nach dem Frieden vom Jahre 1809 aber mit dem Botſchafter Fürſten Schwarzenberg nach Paris, auch jetzt ohne Rang oder Amt, denn er ſcheute jede Feſſel dieſer Art; ſeine Stellung war die des Freundes und Gefährten. Der Vorwurf, der Regierung gemacht, als habe ſie ihn vernachläßiget, iſt falſch. Seine nahen Verhältniſſe mit den Größten im Lande, ſo wie ſeine Dienſte, hätten ſeinem Ehrgeize jede Bahn aufgeſchloſſen, aber er beſaß keinen Ehrgeiz; ihn verlangte nach keiner Auszeichnung als nach dem Beifalle der Freunde und ſeines Gewiſſens; er hatte die wiederholten Anträge von Anſtellung jedesmal abgelehnt und diente nur in großen Verhältniſſen, in großen Augenblicken befreundeten Männern, die an der Leitung der Geſchäfte ſtanden.

Die Annahme des Hauptmanns-Ranges im Jahre 1813 konnte für keine Ausnahme in dieſer Regel gelten und war nur das beſcheidene Kleid aus Rückſicht für den Augenblick genommen. -

Man würde ihn falſch beurtheilen, wenn man Stolz, Dünkel oder Tadel gegen das Beſtehende darin ſähe. Keiner von dieſen Beweggründen lebte in ihm. Er konnte ſich geben laſſen ohne Gefahr, verkannt zu werden, oder unbenützt zu bleiben; er ließ ſich alſo gehen.

Was ſein Weſen im Innerſten beſeelte, war die Kunſt. Wie warm, wie erhebend, wie haltend ſeine Religion dafür! Sie verflocht ſich mit ſeinen höchſten Erkenntniſſen und leitete jeden Blick ſeines Auges. Sie war das heilige Feuer, das nie erloſch und das ſeinen Schritten in die dunkelſten Winkel der Zeiten, wie des menſchlichen Gemüthes leuchtete. Seine Achtung für die Alten ſchloß die Liebe zu den Beſtrebungen der Neueren nicht aus. Er erkannte den Genius in jedem Gewande, auch in dem aufgenöthigten, auch im entſtellenden. Italien war freilich in dieſer Beziehung ſein Lieblingsland und nach Italien Spanien. Seine Worte ſtrahlten in Farbenpracht, wenn er darüber ſprach. Was die Kunſt einem Menſchen ſeyn kann und ſoll, habe ich in ihm geſehen. Aber nicht die eine oder andere Kunſt kann ich hier meinen, wie ſich das wohl von ſelbſt verſteht. Er kannte jedoch alle in ihrem Vermögen wie in ihren Leiſtungen, und ſie in's Leben überzutragen gehörte unter ſeine liebſten Aufgaben. So legte er den herrlichen Park der Fürſtin Paar in Hütteldorf bei Wien an und half der Fürſtin Schwarzenberg in dem ihrigen in Worlik. So nahm er Einfluß, wo er war, auf die vorzüglichſten Bauten. So war er der Anwald jedes keimenden Künſtlers, der Würdiger und

Verbreiter der Werke des Vorgeſchrittenen. So warf er den Glanz der Kunſt in jedes Haus, das er betrat, in jedes Gemüth, das ſich ihm öffnete. Im Jahre 1815 war er einer der Bevollmächtigten, welche die Kunſtſchätze aus Paris nach Italien wieder brachten; eine geweihtere Hand hätte ſie nicht berühren können.

Ich habe ihn einige Male an Dya-Na-Sore erinnert. Er verläugnete das Werk nicht, aber er ſprach ungerne davon. Ich las es in ſpäteren Jahren wieder. Auch für mein Auge waren deſſen Farben blaß geworden, dennoch feſſelten es die Reize der Zeichnung noch. Ich begriff, warum es ihm nicht mehr zuſagen konnte. Es war wie der erſte übereilte Trieb des Baumes, aber die Verwandtſchaft mit den Fragmenten, zu denen ich dieſe Einleitung ſchreibe, wird Niemanden entgehen. So wahr iſt, daß Jeder nur wird in der Art, wie er iſt. Ein morgenländiſcher, naturtreuer Anhauch ruht auf beiden. Das Exemplar der Dya-Na-Sore, das mir zuletzt in die Hände fiel, war mit Noten von der Hand Diethelms von Lavater überſäet; ſie ſprachen mich an, wie der Sandboden der Erfahrung neben den Blumengewinden des Glaubens.

Warum aber trat Mayern mit ſeinen vielen literariſchen Arbeiten nicht in die Welt, der er ſo wohlwollte, hinaus? — warum häufte er wie Bienen und Ameiſen? — War es Zweifel in ſich ſelbſt? Das konnte ſeine Beſcheidenheit glauben machen, aber ſeine innere Entſchiedenheit, ſeine Einigkeit in und mit ſich ſelbſt ſtemmt ſich gegen dieſe Vorausſetzung. Es gehörte dies ruhige, verſchloſſene Sammeln und Arbeiten eben zu ſeinen Eigenheiten, die zu beurtheilen ich, als ich mit ihm war, nicht verſtand, und die ich mir erklären zu laſſen ſpäter nicht mehr Gelegenheit

hatte. Genug, es war ſo. Wo Anderes anders als bei den übrigen Menſchen war, warum nicht auch dieſes? — Jedes Scheinwirken, alles Prahlen war ihm fremd; überdies lebte ein unverrückbarer Glaube auf eine Alles leitende Vorſehung in ihm, und das größte Wirken der Menſchen, obwohl er es deßhalb nicht verachtete, ſchien ihm klein.

Aus den ſo vielen Tauſenden von Blättern, auf welchen Mayern Elemente oder Vorarbeiten niederlegte, Gedanken auffammelte und ausarbeitete, lagen, zur Zeit ſeines Todes, vier Päckchen, „Leben," „Anthropologie," „Unſere Zeit" und „Statiſtik" überſchrieben, in den Händen ſeines ſchon erwähnten vortrefflichen Freundes, der auch mir ein ſolcher iſt, des Grafen Johann Paar. Dieſer gab ſie im Jahr 1830 in die meinigen, wo ſie bis jetzt, durch meine und der Umſtände Schuld, ſeinen übrigen Freunden vorenthalten blieben. Die Vierteljahreſchrift ſcheint mir geeignet, um dieſe Fragmente ihnen ſowohl als überhaupt dem deutſchen Vaterlande vor die Augen zu ſtellen.

Ich wähle darum vor der Hand, um nicht zu viel Raum in einem und demſelben Bande dieſer Zeitſchrift in Anſpruch zu nehmen, das Päckchen „Leben". Es ſcheint in den Jahren vor 1820 geſchrieben, da es Blätter aus dem vierzehnten Tauſend enthält. Wahrſcheinlich ſind mehrere Abhandlungen über die Reſultate, die er unter dieſer Bezeichnung zuſammenfaßte, verloren, denn wenn die erſten beiden im Originalmanuſcripte den Buchſtaben A tragen, ſo iſt ſchon die dritte mit E bezeichnet, und ſo folgen ſich die übrigen Theile nur mit Unterbrechungen. Es ſind Fragmente auch im erſten Anwurfe, Arbeiten, die der Verfaſſer gelegenheitlich auszuführen die Abſicht haben

mochte, wie ich aus vielen Bleinoten und durch ſolche angezeichnete Beziehungen, die ich in der Abſchrift nicht wieder gebe, ſchließe.

Wien, im November 1920

v. Prokeſch-Oſten.

Forderungen und Aeußerungen des Lebens.

Was und wie bedarf es? Arten seiner Offenbarung.

Daß Jeder Etwas an sich ist, Etwas durch sich, durch Andere und Anderes wird; daß durch Begegnung und Wechselwirken seine Eigenthümlichkeit fremde und sich mit fremder durchdringet; daß er Menschliches und Sächliches anziehet, angezogen wird, und Jeder den Andern nicht in Art, aber in Artung bedingt, kurz, daß er Subject ist, aber eines Objectes bedarf, und an und mit ihm sich entwickelt, darauf beruhen die Forderungen und Aeußerungsformen des Lebens, darauf der Gang dessen, was man in's Leben einführen, in's Leben treten oder aus dem Leben zurücktreten nennt, der größte Theil gesellschaftlicher Macht, Erfolge und Gesammtcharakter.

In's Leben ein- — d. h. durch objectivere Reize aus ihm hervortreten; aus dem Leben zurücktreten, d. h. was durch Fortschritte, andere Stellung der Erfordernisse, Fähigkeit und Umgebung Keinem gemäß, Keinem mehr analog, Keinem verstanden, als todter, unnützer, wirkungsloser Stoff, als hemmender Schutt oder schädlicher Krankheitsreiz daliegt, muß hinweggeräumt werden.

Leben — was es beseelige oder erschwere, wird für Alles die gewöhnlichere Beziehung. Die höhere Idee, als auserleseneres Ziel im Gebrauche seiner Vermögen, wäre

das absolutere Richtmaß. Bei wie Wenigen kommt es zur Macht! Doch bleibt es für alle Forderungen und Aeußerungen desselben das, was in höchster Entscheidung ihren Werth und ihre Rangfolge bestimmt.

Leben, als Vorstellung, als Gebilde einer Schätzung, ist das Ergebniß unserer drei Grundtriebe — Glück, Höhe, Gewißheit — in der Art, wie sie sich äußern und zu äußern vermögen. Da diese Vorstellungen, so ewig auch die Grundtriebe an sich, doch nur ein sehr Relatives und stückweise Entstandenes, sehr Wechselhaftes sind, so können sie auch nie eigentliche Grund-, nur Zwischen-Maße und in der Zeit gegebene Vergleichspunkte seyn, praktisch für die Meisten, belehrend über Vieles, denn sie selbst sind Thatsache und führen zu Thatweisen. Das, wozu sie die Quelle oder woraus sie selbst quellen, muß und kann für menschlich allgemeinere und Staats-Oekonomie der Standpunkt einer Weiter- oder Rückführung auf Besseres werden. Ueber so manches Bedürfen und Verhältniß, über so manche Nothwendigkeit, über so manches Tiefere, Unabänderliche oder zu Bestreitende in der Zeit oder im Menschen können sie Aufschlüsse geben und urtheilen helfen. Tausendartig ausgesprochen, an individueller Färbung verschieden, aber doch in der Summa eines gemeinsamen Ursprungs, mit gemeinsamem Charakter begabt, waltet immer in ihnen, was auf innere Gleichartigkeit hinweiset, auf ihren Stamm in den drei Grundtrieben. So mehr muß die Idee eines ewigen Richtmaßes der allgemeinen Oekonomie heller als dem Einzelnen vorschweben, um Jeden und Alle gegen Alle zu berichtigen. Sie ist ihr der Schlüssel zu einem Allgültigen, zu dem, was sie selbst soll.

Leben, als des Geistes eigene Sub- und Objectivität im Gefühle des Seyns, bleibet demnach jedes Einzelnen

allgemeinſter, alles Gegenſtändliche geſtaltend in ſich aufnehmender Spiegel. Um das Leben drehen ſich, nach eines Jeden Art, alle ſeine denkenden und empfindenden Reflexionen. Denn beide Arten gibt es; die erſten werden Anſichten, Einſichten, Regeln in Meinung oder Begriffen; die zweiten geſtalten ſich zu Neigungen, Wünſchen, Bildern und Antrieben derſelben. Daher und durch die innerſten Bewußtheiten eines Selbſtes oder Ichs ſeine Befangenheit in's Gemeine oder ſein über die Gegenwart hin auf ein Unendliches gerichteter Blick. In beiden lebet er das Leben ſeiner Gebilde, denen er vertraut und die er verehrt; daher die ſinnlichere oder ideellere Hingebung, die Herrſchaft der einen oder der andern; daher aber auch der Zwiſt mit den Looſen des Lebens, als nicht ganz des Geiſtes werth, oder nicht ſo genußbar, als ſie verhießen. Auf die früheſten Elemente reiner Gebilde, welche, in der Jugend erzeuget, das Alter erheben, entzweien oder treulos verlaſſen, kommt es an, wie das Leben ſich arte. Daher mag man ſagen, es gebe ein zweifaches: das Poſitive, mit klarem Bewußtſeyn und ſeeigener Kraft ſeiner Entwicklung vollführet; das Negative, als Gegenſatz eines Nichtſeyns gefühlet, aber ohne eigentliches Licht über das, was es ſey, als das ſich ſelbſt immer verneint, immer verheißt, immer verſagt; in vielen unerklärt, undurchſchaut, nicht ergreifbar, — ein Wolkenbild, das ſich zeigt und verſchwindet.

Das Poſitive begründet ſich erſt durch einen Blick auf ein Unendliches. Nur an den Verhältniſſen, die ſich in deſſen Ideen feſtſtellen, und in der Freiheit, welche dem Geiſte Macht gibt, über den Dingen zu ſtehen, läßt ſich das Leben und deſſen Gehalt begreifen. Es bleibt ein Traum zwiſchen dem ſtets flüchtigen Vergleiche äußerer Dinge und innerer Gelüſte. Es wird erſt ein Stättiges

an dem Gedanken, der Auftrag einer Verwaltung für Höheres zu seyn. Ohne ihn zeigen sich die Dinge und das Leben mit ihnen nur an dem trüben Lichte ihrer augenblicklichen, nicht ihrer umfassenden Beziehung. Ideen sind eigentlich nur unseres Geistes Spiegelung in seiner vollen Natur, hiedurch die Mittel, das Mögliche seines innersten Lebens in ein Wirkliches zu verwandeln; der erste Punkt eigentlicher Gewißheit, an dem er sich zwischen dem immer wechselnd Relativen der Dinge und seiner Wünsche, ihres Gebens und seines Bedürfens, ihres Gehaltes und seines Empfangens zu sicherem Werthe und Dauer aufschwingt.

Als *Positives* am Leben läßt sich betrachten, was als Fortschritt zu einem selbstständigen Charakter für Wahres aus innern Eigenschaften nach außen hervortritt und die Umgebungen gestaltet, wie sie einem solchen Charakter entsprechen; als *Negatives* jede durch Falsch- oder Nichtwirken veranlaßte Lücke, in deren Raum sich fremdes, hiedurch ein selbstthätig unvermögendes oder bloß passives Daseyn eindrängt, — was also die eigenthümlich hervorbringende freie Bewegung, möchte ich sagen, in eine mechanisch getriebene, bezwungene verwandelt, und nicht organisch innig aus dem in eigener Kraft sich gestaltenden Geistesleben hervorgeht. Neigungen, Empfinden und Denken sind dessen vorzügliche Aeußerungen, nur daß beide erste, in ihrer Stärke oder Schwäche, Empfänglichkeit oder Richtung, mehr den natürlichen eigenen Boden bezeichnen, dem Denken sich manches Fremde und Ueberlieferte im Wissen beimischet. Beide erste sind Widerscheine des Lebens, wie man es wünschet, eines Seeligersehnten, Erfreulichen, wie sie aus dem Innern aufsteigen. Sie sprechen aus die Erwartungen und Deutungen, mit denen man Aeußeres nach Gebilden des Inneren faßt, vergleicht, beurtheilt, ge-

nehmigt oder verwirft. Hier wie im Denken werden Schlüsse aus Vergleichen gezogen, — dort nach dem, was man für Normen, Prinzip, Gewißheits- und Sicherungsmittel im Begreifen, — hier nach dem, was man für höhere Bilder, für geistige Selbstoffenbarungen, für richtige Ansprüche, für Culminationen des Daseyns annimmt. Darum auch Alles rascher, entschiedener, oft unbeherrschbarer mit minderer Trennung im Vollführen, bei größerer Gewalt innerer, gemeiner oder ideellerer Antriebe im letzten; beherrschter und beherrschbarer, aber auch oft schlaffer im ersten. Mißfallen oder Gefallen aber bleiben immer am Vergleiche dessen, was ist, mit dem, was unserem inneren Sinne nach seyn sollte, gefundene Urtheile.

Das Leben zeiget sich unter drei Hauptstücken thätiger Aeußerung: a) Sich erhalten, wo es, sich selbst ein Geschäft und eine Lösung dieser Aufgabe, forschen, streben, seine Macht hinwenden und Vieles schätzen muß, je nach dem Maße, als es hiezu beiträgt; das Leben muß etwas. b) Da, wo es eigenem Verstande und Bedeutung zufolge sich gedrungen fühlet, zu streben, nach einem Maße eigener Gewißheit, nach einem Ziele, an dem sich Alles erkläre, nach einer Erklärung und Ausgleichung eigener Wünsche mit einem Höhern, das ihm überall vorleuchtet, mit einer Sehnsucht, die, ohne sich selbst immer näher zu erläutern, doch Alles ergreifet: es fühlet einen Trieb, der mehr als bloßes Bedürfen, in innerem Vermögen auf Ideelleres, auf Etwas, so weithin zu erreichen, verweiset. Das Leben soll etwas. Es soll sich selbst verstehen und vollziehen lernen, um dieses Sollen zu erreichen. Es ist darum oft so unerklärlich, weil es zugleich terminus a quo und ad quem, deren Rand für beide oft in eins zusammenfällt. c) Es wünschet, kieset, begehret und verheißet sich Manches,

will ſich wohlgeſchehen, wohlergehen laſſen, aufſuchen, erſtreben, erfinden, ſich hingeben an Alles, was in Ergötzungen ihm Wohl, Freiheit oder Tauſch, ſeinen Mühen und Ungewißheiten fröhlichen Ausgang verſpricht. Es *will*, will ſich nicht bloß richtig verſtehen, ſondern verherrlichen oder wenigſtens mit immer friſchen Reizen umgeben. Mit jeder dieſer drei Reihen verknüpft ſich das Drängen und Schaffen der drei Grundtriebe, Glück, Größe, Gewißheit. Bei allen Funktionen derſelben, bei allen Funktionen des Erhaltens, Erwerbens, Ergültigens, Verſchönerns, ſelbſt denen, die in den Bedeutungen des Gemüthes die Richtmaße und Verhältniſſe aller Beſtrebungen aufſuchen, erſcheint ſich das *Leben* als Verwaltung und Haushalt, als ein *Verliehenes*, welches zum höchſten Ertrage zu bringen iſt.

Leben entſcheidet über Leben nach jedesmal eintretenden Umſtänden, d. h. Leben als ein in ſich ausgeſprochenes, abſoluteres Fordern und Seyn, als aus ſich Wirkendes und Bedürfendes, gibt, je nach den Verhältniſſen der Umgebung, in welche es durch ſeinen Verlauf eintritt, den Dingen eine nach jedesmaligen Erforderniſſen des Tages veränderte Stellung, Verwendung, Werth und Vergleich. Das Abſolutere des Lebens, das Unerläßliche herrſchet über das Ganze deſſelben. Das Relativere der Zeit, des Ortes, der einzelnen Ereigniſſe über die Theile, über Maß und Beziehung ſeines Gebrauches, bis zur Hingebung für ein Höheres. Der Mann, welcher im Leben eines großen Vaterlandes den höchſten Werth des eigenen findet, wird nicht leben wollen ohne letztes: er wird *ſich* hingeben, um Allen das Würdigſte zu erhalten. Dem ſiechen Leben iſt als Mittel ſeiner Herſtellung bedeutend, was dem geſunden unwichtig.

Leben. Allgemeine Ansichten und Verhältnisse.

Wie in der Natur überall Stoffe der Kraft, das Gröbere dem Höhern unterthan, und jedes Umkehren dieser Ordnung eine Verletzung der Natur; wie der sinnliche äußere Körper nicht das eigentlich Lebende, sondern bloß ein Belebtes ist; wie bis zum obersten Gipfel des erkennbaren Seyns, zum Wirken des Geistes, immer feinere, wenn auch unerkanntere Organe und Kräfte vorausgesetzt, geahnt und geehrt werden müssen: so in der ganzen Oekonomie menschlichen Daseyns, was von ihr ausgeht oder wohlthätig richtigen Einfluß auf solches zu nehmen bestimmt ist: so im Staate, der summarischen Darstellung solcher Oekonomie. Wie an immer höheren Anlagen sich die Uebergangsstufen von äußern, materiellern Vergliederungen zu jenem, nur an seinen Wirkungen erkennbaren, Prinzip aller Funktionen des Lebens und Seyns, der Krankheit und Heilung vermitteln; wie diese Funktionen von gröberm Organismus überwältigt, aber nicht beherrscht, gehemmt, aber nicht gegeben werden können: so ist bei jeder besondern, mit einem objektiven Kreise enger verbundenen Ausübung des allgemeinen und geselligen Lebens, für Alles, was in solchen verstärkt oder veranstaltet werden soll, dies als Typus anzunehmen. Nach dem Bilde des Lebens in Körper und Geist ist auch das des Staates und

der Natur ſeiner Vergliederungen zu begreifen. Aller Unbegnügtheit, Verwirrung, Klagen, Entzweiung und Desorientirungen vorzüglicher Stamm iſt: daß Leben als ein Gedachtes ſich nur im Spiegel der Reflexion, Leben als Seyn faſt nur am Widerſcheine des Gefühles, dem an ſich ſo geheimnißartig dunkeln, als Bild zurückwirft; daß es nur ſelten, meiſt nur als Seyn am Gegenſatze des Nichtſeyns, als Können an dem des Nichtkönnens, als Erreichtes am Nichterreichbaren, als Spiel der Phantaſie, als negativ, aber nicht weſentlich Erkanntes hervortritt.

Darum gehet den nicht tiefer zum Sehen Erzogenen der ganze Inbegriff ihres Lebens, wie Göthe's empfindſamen Prinzen nach herzlos entdeckter Puppe, unter an ſolcher Entdeckung. Der Charakter wahrhaft gebildet größerer Menſchen iſt, nach jedem enthüllten Wahne immer beſſer, der kleinlich irrig Gebildeten um ſo verlorner, unglücklicher, unverbeſſerlicher und ſelbſtzerronnener zu werden. Sie leben ſich immer tiefer hinein in den hoffärtigen Jammer ihres weltbetrogen vereinſamt einzigen Herzens, in die Klagen und die Geringhaltung ſeelenlos nichtiger Menſchheit, die ſie nicht verſtehen, oder eines verfolgenden Geſchickes, ohne hierdurch weiſer als Selbſtbetrogene ſich ſelbſt zu erkennen. Ihr Geiſt, dem beim Verkanntſeyn jenes Gipfels in ihnen, auf dem ſie ſo groß und erhaben, ſo verlaſſen und einzig unter den Trümmern eines erniedrigten Daſeyns aller Uebrigen daſtehen, alle Wege zu richtiger Selbſt- und Lebensbetrachtung mangeln, wird entweder aus innerer Fülle, wie ſie es nennen, ſich immer neue Wahngebilde ſchaffen, oder, in der Herrlichkeit ſeiner Schmerzen, einer Welt, die ſeiner nicht werth iſt, ſich entziehen. So ging man in's Kloſter, als es Zeitgebrauch war, oder ſchrieb bei anderer Umgebung Syſteme der

Menſchenverachtung, griff nach Strang oder Gift, oder erſtürmte den Himmel durch die Qualen eines Fakirs.

Einſeitigkeit der Anſicht, wie Beſchränktheit im Prinzip, führen auf ſo vieles Irrige in den Auslegungen der Natur ſowohl, als in den Claſſifikationen ihrer Erſcheinungsweiſen, d. i. in den zwei vorzüglichſten Beſtrebungen unſeres Denkens. In Vielem läßt ſich nur eine erahnende Auslegung des Lebens, nie ein volles Begreifen deſſelben erlangen.

Jede an einer Stammreihe von Erſcheinungen folgerecht durchgeführte Theorie iſt beachtungswerth, wenn ſie gleich nicht auf die ganze Summe der Erſcheinungen paßt, wovon jene Stammreihe einen Theil macht, und nicht alle übrigen aufſchließt. Sie iſt erklärend oder doch Weiteres vorbereitend in ihrem Kreiſe. Sie darf weder verhöhnt, noch als allgemeines Geſetz angenommen werden. Sie hat Fragen beantwortet, aber meiſt nur, indem ſie auf neue, die ihr aufſtießen, hinausweiſet. Jedes Verſtandesbild kann theilweiſe, jede an einzelnen Stammreihen gefundene Theorie vielen Artungen des Erſcheinens entſprechen, ohne darum allerſchöpfend, Alles umfaſſend zu ſeyn. So können Phyſiologie, Chemismus, Mechanismus, jedes in dem Kreiſe, wo es entſcheidend, oder wo ſie im hellen Vereine hervortreten, vieles am Leben, nie das Ganze und Alles erklären. Soll man ſie deßhalb, oder Wiſſenſchaft überhaupt, verachten, weil das All größer iſt als der Menſch? Gerade das erhebt ihn ja, daß er an einem ſo Großen, wenn auch allmälig, doch immer fortſchreitet. Bei einem ſo Unendlichen kann es für ihn viele beſondere Urſacherkenntniſſe, ſelten allgemeinere geben. Daran ſcheitert ja das Leben, daß er ſich ſo häufig des Letzten vermeſſet; darum bleibt Beſcheidenheit das Unerläßliche ſeiner Führungskunſt.

Leben iſt bildende Kraft und gebildet, vermag und bedarf. Organismus ſetzet Leben voraus. Leben kann ſich nicht ausüben ohne ihn. Ueberall dieſer Cirkel, jede Sache ihr eigener Gegen- und Entgegenſatz. Dieſe Gegenſätze in ihren Wirkungen zu lenken vermögen wir, aber an den Grundbedingniſſen, auf welchen ſie beruhen, enden unſere Erklärungen, als an einem Verborgeneren der Natur. Es iſt nach allen Zurückführungen von einem Erforſchbaren zum andern thörichte Selbſtbeſchränkung, Alles aus einem Erſichtlichen ableiten zu wollen. Daß wir darnach ſtreben, iſt allerdings nöthig, nur muß die Beſcheidenheit uns immer an das noch Höhere erinnern. Die letzte erſichtliche Urſache iſt immer einer ſichtlichen Folge. Ueberall ſtoßen wir auf eine Schranke, welche wir als die unſerer Vermögen, nicht als die des Seyns und des Alls anerkennen müſſen.

Stoffe — was ſind ſie? Am Ende der bloße Gegenſatz unſeres Verſtandes vom Etwas zum Nichts, auf ein Unbekanntes, als ſeine Quelle, zurückweiſend. Das Ausſtrömen der Erſcheinungen läßt ſich erörtern, nicht das Undurchſchaubare ſelbſt und was weiter hinauf ſteht.

Die Worte: Kraft oder Stoff, ſind überall die Grenzzeichen unſeres Erkenntniß. Etwas, woraus Anderes entſteht, der Punkt, von dem es herkömmt, das Entſtandene ſehen wir, nicht das Entſtehen. In's Leben einführen, ein ſo oft gebrauchter Ausdruck, heißt doch wohl nicht mehr, als durch innere Verwandtheit oder Schimmer ein Herrſchendes über Viele in Sinn, Meinen, Deutung und Wünſchen auf die Art verbreiten, daß ein allgemein Erſehntes, ein vor Allem Erſtrebtes an Ton, Farbe, Geſtaltung und Hoffen, ein Gültiges für Thätigkeit und Anſichten, für Muth oder Halt in Sitten, Wünſchen, Erwarten oder

Fürchten daraus wird. Hoffen oder Fürchten wirkt auf dieſe, und das Unſinnigſte tritt in's Leben, lebt und belebt. Wer ſie erregt, hat die Gemüther, hierdurch das Leben ergriffen. Es liegt, wie Thon, in der Hand eines Jeden, der ihm eine dieſer Formen anzubilden weiß.

Die zwei Angelpunkte des Lebens, a) Licht von und Streben nach Oben, b) freudige Achtung und Glaube an Menſchheit, ſind auch, neben allen ihren Gebrechen, ein weites Feld unſerer Thätigkeiten für Beſſeres. Nur wer achtet, kann beſſern wollen, weil er nicht an Möglichkeit zweifelt. An dieſem Nichtzweifeln (meiſt Folge der Hoffart, des Dünkels, der Selbſtheit und Trägheit) hängt der gröſte Theil menſchlicher Kräfte, ihrer Ausübung, Bildung und Erfolge für Menſchheit. Iſt jenes Licht ausgeſchloſſen, dieſe Achtung an weichlicher, myſtiſcher, höhnender, ſelbſtſüchtig vernichtender, in Selbſtſucht quälend philoſophirender oder frömmelnder Geringhaltung alles Menſchlichen verloren, was bleibt dem Leben? Oedes Dunkel im Gemüthe, oder ſinnlicher Rauſch, Zwiſt mit ſich und der Geſellſchaft. Wer, ſey es aus edleren, aber irrigen, oder böswilligen Antrieben, allem Geſchehen oder Geſchehenen grollt, wer Alles verachtet, iſt immer durch innern Zwieſpalt und Unmuth dahin verſetzt worden; aber der Grund dieſes Unmuthes bleibt immer irrige oder verderbtheitsentquollene Anſicht, ausgeſchloſſenes Licht von Oben, durch fremde oder eigene Schuld verlorner Glaube an Menſchheit, meiſt eine Folge des erſten. Darum ſind beide Angelpunkte in jeder Oekonomie des Lebens, an Einzelnen, an Völkern feſtzuhalten. Sie ſind als zwei heilige Gegenſätze zu betrachten, die ſich wechſelſeitig erhellen. An beiden nur erhebt und verſteht ſich die Seele.

Lebensmacht jeder Anſtalt beruht auf zwei Linien: was als Ganzes ſie vermöge und leiſte? — was ihr geleiſtet werde und welche Einzeln-Vermögen ſich in ihr vereinen? — Licht von Oben — Achtung der Menſchheit — die zwei Angelpunkte, Alle bedürfen ihrer, das Ganze am meiſten. Wenige, die nicht deren Mahnung und Wunſch wenigſtens in einzelnen Stunden, Lagen und Bedrängniſſen fühlen!

Der Menſch nimmt Alles in ſich auf, was als in ihm ſelbſt liegend und nöthig ihm gezeigt, was ſeiner Empfänglichkeit gemäß, verwandt und in ſichtlicher Beziehung auf inneres oder äußeres Leben und beider Einheit ihm nahet. Dieſe Erſichtlichkeit muß um ſo heller ſeyn, je mehr er mit noch unter erſten Eindrücken erwacht, je weniger er über das Leben noch gedacht oder erfahren hat, alſo heller der Jugend, die der letzten noch mangelt. Es iſt unnütz, Etwas empfehlen, thöricht, Etwas aufzwingen, zu dem nicht ein ſchätzender Wunſch, der den Boden aufſchließe, vorangehend erregt wurde. Es wird als peinlich Zudringendes nicht geachtet, verhaßt oder geſchmäht, dem nicht ein Gefühl, durch welches es ſich empfiehlt, ein Reiz, der Sehnſucht erweckt, zugleich zur Seite geht.

Die erſten Urſachen des in ſich Aufnehmens oder nicht, des Uebergehens in's Leben oder nicht, des Verſippens mit eigener Freude und Schätzung oder nicht, müſſen alſo in der Art des Unterrichtes (Schule oder Welt), wie weit er mit vorbeſagter Maxime übereinkomme oder nicht, geſucht werden. Nur auf dieſem Wege wird Etwas praktiſch. Jeder Unterricht aber, der der Schule oder der Welt, muß ſeiner Natur nach ſo viel Allgemeines, nicht in unmittelbarſter Berührung ſtehendes, in ſich enthalten, daß Keiner am Einzelnen nur, ſondern nur am ganzen Tone des

Lebens ſich nachweiſen kann, was Lehre genützt. Das iſt die praktiſche Anſicht, welche von Jugend an Jedem eigen werden muß. Er muß gewiſſermaßen glauben an den Werth, den verhülltern wie offenern, des Wiſſens und Lernens. Er muß es achten wie die Tugend, ſein ſelbſt willen, ohne jedesmal zu fragen, was wirft es ab? — Darum bleibt zu allem Menſchlichen der Schlüſſel Geſchichte, weil eben ſie jenes Allgemeine an einem Allgemeineren erſichtlicher, das Leben des Einzelnen in das der Menſchheit verſetzt, und hierdurch ſeine Kenntniß der Werthe und Bedeutung erweitert.

Jedes wahre Ganze trägt ein Leben (eigenes oder verliehenes) in ſich. Jedes Leben ſetzt ein Ganzes (eine Vergliederung deſſen, was ihm nöthig) voraus. Geahnt muß es überall werden, wenn gleich, was geahnet, nicht völlig erklärt noch erwieſen werden mag; wenn gleich was Leben? — worauf es beruhe? — wir nie, nur daß es da ſey, und dies oft nur mit höherem Sinne durchſchauen. Geahnt, vorausgeſetzt aber muß es überall werden, in jedem menſchlichen Werden, Anſtalt und Seyn. Das allein erhält uns beſcheiden, bewahrt gegen die Hoffart ſachlich einſeitigen Abſprechens vereinzelnder oder zerlegender Theorien, verwarnet uns, es überall als vorausgeſetzt mit Sorge zu erforſchen und zu behandeln. Jeder andere Standpunkt führt irre oder macht roh. Nur dieſer verſetzt in die Demuth einer höhern Sphäre voll unerkannter Kräfte, Berührung und Daſeyns, die uns gerecht, in der Gerechtigkeit erhabnern Blickes ſeyn läßt für Vieles. Nur wer in der menſchlichen Geſellſchaft mehr ſieht, als eine bloße Vergliederung abgeriſſen erkannt oder geſchätzter Habhaftigkeiten oder ihres todten, ſächlichen Vereines; wer Sachen achtet als ein dem Leben angehöriges und das

Ganze als ein aus dem Leben Aller hervorgehend und in ihm vorhandenes Leben, welches mehr geahnt als gefaßt, in dieſer Ahnung aber bei Allem, was er unternimmt oder vollzieht, ſo zarter von ihm behandelt wird, einmal als das, was mit jedem Irrbegriffe ſo leicht zu verletzen, zweitens, als die eigentliche Grundkraft, durch die Alles geſchieht; nur ihm wird in dieſer Denkweiſe ſich offenbaren, was in keiner andern, und ſo Manches, was er als Höheres vorausſetzt, auch als ſolches ſich aufſchließen; nur er wird, einen innern, verborgenern Lebenszuſammenhang ehrend, geſicherter gegen jenes frechabſprechende, rohe Verfahren und wohlthätiger wirken, als die, welche überall nur Sachen, und Sachen in vereinzelter Beziehung auf ſich, ihr Meinen und Perſönliches ſehen.

Was iſt durch ſolches Ertödten oder Verkennen des Lebens unſer Wiſſen geworden? Reellehre und doch kein Reelles, vielſammelnd und doch in keinem zu allgemeiner Umfaſſung ermächtigend, immer verallgemeinernd und doch nichts zu ſeinem Ganzen vereinend. Was ſoll daraus werden? Wohin kann dieſes allgemeine Schlafſeyn des Geſelligen durch Verſächlichung, die nur für Abgeriſſenheiten vorhandene Neigung in ihr und die geiſtigere Verödung des Gemüthes in jeder Angelegenheit des allgemeinern Haushalts und Daſeyns führen? Was ſoll werden, wenn ein Höheres Noth thut und Alles vereinzelt, Alles nur Sache, nichts mehr ein Ganzes und nichts mehr zu wecken: wenn überall nur alleinſtehende Menſchen und was mit ihnen vergänglich, nirgend feſte Ideen, nirgend ewige Grundſätze, die, aus dem Ganzen gezogen, mit dem Ganzen fortſchreiten, kurz nirgend ein geiſtiges Leben? Nur ein Ganzes, deſſen Seyn durch eigenes geiſtiges Seyn in Jedem erkannt ſteht, kann erheben.

Was macht ſtark, d. h. mächtig oder kräftig, oder beides? Ein Capital wird ſtark durch Mehrung und Erwerb. Der Menſch wird ſtark, an Macht, durch Zuſammenfluß von Mitteln, Zwecke zu erreichen, oder niederwiegend, herrſchend nach Außen, neben oder über Viele ſich zu behaupten; ſtark, an innerer Kraft, durch Alles, was an eigenem Weſen durchgreifendere oder höhere Eigenſchaften entwickelt, durch Gegenſtände, Begriffe, Gebilde und Wünſche, welche ihm vorzügliche Anläſſe zu Thätigkeit, Gewöhnung und Bildbarkeit werden. Beiſpiele, Geſetze, Verfaſſungen können auf das Leben einfließen; Geſchichte kann wirken, aber nur nicht allein; ein noch Anderes, ein vorbereiteter, Verwandtes empfindender Lebensſinn muß da ſeyn und beitreten. Es gibt Einige, welchen durch eigenes Weſen er in ſchaffender Regſamkeit zuſteht. Bei Vielen kann er nur durch hinzukommende Reize eines ſichtbaren Lichtpunktes der Hoffnung oder Wünſche errungen werden. Daß man dieſe letzten, daß man ſelbſt den Mindeſten um einige Stufen erhebe, das macht die Stärke eines Volkes, und dafür ſtehen uns manche Mittel zu Gebote, aber immer unter der Bedingung, daß Einzelnes und Allgemeines leben, das Leben jener Höhern und das der Mindern wechſelwirkend eines mit dem andern in Berührung geſetzt werde. Dieſe Berührungsſeiten, Empfänglichkeiten oder Zwiſchenglieder zu finden, iſt die hohe Kunſt. Nur durch ſie wird eine wahre Einheit in das Leben eines Volkes gebracht; der Kleinſte dient dem Großen; das Große wird ihm verſtändlich, ohne darum kleiner zu werden; es tritt in ſeinen Augenkreis, ſo ferne es ihm an ſich bleibt. Uebrigens könnte man zuweilen fragen (da aber Alles an ſo vielen verborgenen Enden hängt, ſchwerlich vollkommen beantworten): Würde, wenn zu gleichen Begriffen oder Erweckungen

dem Schwächern wie dem Stärkererſcheinenden die Gelegenheit offen geweſen, der Erſte ſelbſtthätig geleiſtet haben, was der Zweite? oder würde dieſer bei andern Verkettungen ſchwach geblieben ſeyn, wie jener? Eine gefährliche Frage, weil, wie die Beiſpiele ſo häufig, ſie leicht an jene Irrſchätzung der Umſtände, der Schwäche oder der Kräfte, hinführt. Kommt es doch bei jeder Menſchenſtufe auf ganz verſchiedene Selbſtregung und Empfänglichkeiten des Gegenſtändlichen, auf eine in ihrem Innerſten ganz verſchieden vorhandene Affectibilität, auf eine ganz andere Stellung oder Energie der Grundtriebe, auf deren Art, Inhalt und Artbarkeit an; und ſind nicht hieraus die Verſchiedenheit der Lebensgeſtaltungen, die Erſcheinungen zu erklären, daß vor denſelben Gegenſtänden die Einen entſchieden, ſtark, muthig, erhoben, die Andern feige, träumeriſch oder als gar nichts ſich zeigen?

Leben iſt Handeln, Handeln Leben. Es kann ſich ſelbſt nur Etwas (aus ſich und für ſich) ſeyn durch paſſive und aktive Bewegung, durch Empfinden, Denken, Vollziehen. Was hierin geſchehen *kann*, verweiſet auf die höhere Frage einer Beſtimmung, — ein Sollen? — auf was für das Leben geſchehen muß — auf Nothwendiges, auf Bedürfen jeder Art, auf Höheres und Tieferes in ihnen, auf ihre Mittel, ihrer Mittel Verſtand und Erwerb. Hierdurch ſtehen wir am Punkte des *Nützlichen*, am Punkte ſeiner richtigen Stufung und Faſſung, werden verwieſen auf das ſächlich ökonomiſche, — weil aber der Menſch ein untrennliches Ganze, im Sollen und Müſſen auf ein *Religiöſes* und *Sittliches* in Allem.

Leben iſt Zeit, Zeit Leben. Durch Letztes erhält die Erſte einen ökonomiſchen Charakter, tritt über in den Haushalt und findet eine ökonomiſche Bedeutung durch Bedürfniſſe,

welche ein gegebener Zeitraum unverweigerlich fordert, durch Erwerbniſſe, welche ein gewiſſer Zeitraum bedingt. Sind Thätigkeiten und ihr Vermögen die eine, ſo iſt Zeit die andere Seite des Haushaltes.

Nützlich iſt brauchbar für's Leben, und brauchbar iſt nützlich. Die ſchärfere Auffaſſung (die Rangbezeichnung) des Wortes „nützlich" ergibt ſich von ſelbſt im Worte brauchbar. Brauchbar, wofür? zu welchem Ziele? mit welchen Folgen? unter welchem Zeitmaße in ſeiner Beziehung zum Leben? — Nützlich, in Hinſicht der Zeit, entſtünde alſo in der Beziehung eines Dinges, welches ſie fordert — ob dienlich, wie weit nöthig für's Leben des Einzelnen oder einer Geſammtheit?

Leben bleibt ein durch Erſcheinungen gegebener, in ihnen ſummirter Begriff, eine Reihe Vermögen, Eigenſchaften, Funktionen und Forderungen, die wir aber nirgends auf ihren Keim, auf ein inneres Weſen jenſeits des äußern Erſcheinens und Wirkſamwerdens zurückführen können. In ſeinem Ganzen undurchſchaubar, eben darum ein ſo grenzenloſes Spiel mit faſt willkürlichen Deutungen, Erklärungen und Hypotheſen. Leben, ſo weit wir es einſehen, ſagt uns nicht mehr, als durch die That dargethane Möglichkeit eines Seyns, ſeines Waltens und Beſtehens, das den Grund alles eigenen Wirkens und der Kraft, die es vermittelt, undurchdringlich in ſich verſchließt .... ein göttlich Geheimniß, welches, ſo weit es an den Tag tritt, als beſtehend und thätig, aber nicht weiter ſich nachweiſt.

Die Worte Leben und Zeit, weil ſo häufig neben einander erſcheinend, werden oft ſynonym; doch iſt zu unterſcheiden, daß Zeit nur Raum für das, was ſucceſſiv durch's Leben geſchieht, Geſchehenes wie der Fluß ein Abbild

zurückspiegelt. Wie Geschehenes auf das schreitende Leben fortwirke, ist am Leben selbst zu betrachten; nur hierdurch sind die Zeiten als Collektiv-Gestalt vieler Leben zu verstehen. Leben ist ein Geschehen, hat eine Geschichte; dadurch tritt es in das Band der Zeit ein. —

Des Lebens Entnervung und Entstellung.

Den Meisten erscheint das Leben nur darum so wichtig, weil sie so viele sich überbietende Ansprüche hegen. Nicht Wahrheit, nur ihre Träume wissen sie zu schätzen. Daher bei so mancher Hoffnung vollem Uebermaße eine so oft verletzte Wichtigkeit desselben; hierdurch Zermalmung, Hohn und Verzweiflung, ein am Zerfließen seiner Träume verödetes Leben. Daher vom Kecken bis zum Erbärmlichen, mit allen ihren Rückfällen und Zwischenschattirungen, so mancher Werther und Faust, Peregrinus und Catilina, Schwärmer oder Selbstquäler, die Summe jener, an eigener oder fremder Ueberspannung, an ihren Gelüsten, Meinen, Deuten, Hoffart oder Leere zu fieberischer Krankhaftigkeit aufgedunsener Gemüther, denen, weil sie sich selbst so viel zumessen, nichts genügt, nichts bleibt von allem Begehrten, als das hohle Nichts ihrer eigenen Aufgaben, der geistige Tod einer vergeudeten Jugend. Daher so vieler Ueberdruß, Mißmuth, Verödung, Greifen nach Allem und Wegwerfen, die Magien der Frömmelei und das Fieber des Unglaubens, die Alles in Hohn verkehrende Weltlust oder Philosopheme, — Früchte *desselben* Triebes, je nach Verschiedenheit der Gemüthsarten und einer da- oder dorthin empfangenen Richtung, Folgen einer frühe entkommenen Ueberwichtigung einzelner Lebensansprüche, ohne Halt

durch die Ueberſicht ſeiner Wahrheiten als Ganzes, und wie es groß ſeyn könne, gerade darin, daß es beſcheiden, mäßig, das Wenigſte fordernd, einem Höhern ergeben, das Meiſte verſteht und das Gediegene ſich aneignet. Daher eine nicht dichteriſche, aber traumſieche Jugend, die, alle ihre Gebilde als Wechſelbriefe auf Seligkeiten anſehend, ſich beleidigt fühlt, auf ſtete Verſagungen bei irrigen Antrieben zu ſtoßen. Daher bei betrachtungslos fordernden Vorausſetzungen unendlicher Luſt oder unendlicher Durchſchauung der flattrigen, wallenden, zerfließenden Herzchen ſtets wahntrunkene Freuden oder Leiden, die Romane des in Liebe ſich ſelbſt zur Pein gegebenen überſchwenglichen Gefühles, der myſtiſche Regenbogen gewaltiger Verheißung und Ahnung in Selbſtwerth oder Luſt neben der vertrockneten Menſchheit, bis, der ſelbſterregte Schaum am kraftloſern Alter verſtäubend, die eigenverſchuldete Erbärmlichkeit als Lebenserbärmlichkeit uns kahl, trügeriſch und verächtlich umgibt. Daher nach hohler Jugend die vermeinte Klugheit des Alters, welches bei fortwährenden Bedürfen und Aengſten, Drängen und Treiben nicht nach Beſſerem, ſondern nur nach Anderem, die welken Kränze früherer Thorheit einen nach dem andern zerreißt. Daher die Inconſequenz, die, mit den Jahren immer kindiſcher, dem Hohne alles Wahren mit ſteigender Hoffart ſich hingibt, nichts mehr achtet, nichts mehr leiſtet, weil ſie nichts in den feſten Ideen, nur in den Träumen ſeiner Größe, weil ſie nur modiſch Geprieſenes in der Nichtigkeit ſeines Schwankens ergriffen. Daher zuletzt ein Zeitgang, wo jeder neue Tag den vorigen verachtet oder bereut, weil nirgends ein Halt mächtiger Erinnerungen, ein Wandel in Ehre, ein Zuſammenhang durch wahrhaft und tiefer Erkanntes, mit

Allem, was für Welt, Geſchäfte, Geſchäftsgeiſt und Geſellſchaft hierdurch gebricht.

Nur wahrhaft dichteriſche Jugend kann in den bleibenden Gebilden des Schönen und Edeln, an dem ſie erwächst, innere Feinheit, durch ſolche ein gediegenes Alter begründen, ein Alter, das, weder Menſchen noch Leben, wenn gleich das Thörichte in beiden, verachtend, an Höheres glaubt, nicht täglich verzagt, nicht immer bedarf, nicht grollend hinwegzehrt, weil es in ſich trägt, was den eigenen Werth in dem des Daſeyns ſtets auffriſcht. Nur wem, immer thörichter und hohler, von allem Erſtrebten nichts bleibt, als der nichtige Ingrimm des Strebens, das er nicht unterlaſſen kann und doch verachtet, wird ſich arm finden, wenn er des innern Reichthums am meiſten bedarf. Nur wer Großes in ſich erzeugte, kann das Leben, das eigene und fremde, noch ehren, wenn alle Erwartungen des Morgens ſich immer mehr in bloßes Abendlicht der Erinnerungen verwandeln.

Wie uns der wahrhaft Hochgebildete mit jedem entdeckten Irrthume beſſer, der Nichtige nur nichtiger wird, ſo iſt's bei Allen, in welcher Form ſie auch erſcheinen, Lehrjünger oder Wohlleber, Empfindlinge oder Lüſtlinge, Geld- oder Ehrſüchtige, — immer daſſelbe. Wie ſie Alle Haltloſem erwuchſen, ſo bleiben ſie haltlos, mögen ſie die Wunder-Eſſenzen des Lebens hier ſuchen oder dort.

Der Erbärmliche oder der Taugſame, aber Verworrene, wie ſich Jedem Alles um die vereinzelnde Berauſchung einiger Gefühle, Phantaſien und Anſichten dreht; wie hiernach ihre Gebilde, in welchen ſie Alles, außer welchen ſie nichts ſchätzen wollen, ſich entwickeln; wie in dumpfem Brüten der Eine nichts fordert, als des heutigen Tages Entzückung und was hierauf abſchließt, der Andere mehr

vom Leben begehrt, als es vermag oder seine abgerissenen Theile enthalten; kurz, wie sie Alle nie fassen, daß jeder Einzelne bloß Glied eines allgemeinen Ganzen, nur in und durch solches und dessen höhere Gesammtverwendungen zu einem Großen in sich und seinem Fortschreiten gelangen; wie sie Alle die Geschichte lesen, ohne zu fragen, ob Epaminondas mit Ansichten, wie die ihren, geworden wäre, was er war, so weist Alles dahin, Einseitigkeit sey die mächtigste Quelle aller Lebensentstellung und Entnervung! Vor Allem also sey darnach zu trachten, daß Viele an großen Gegenständen, an vielseitiger Erkenntniß eigenen Lebens Werth finden. Was sollen die, welche so wenig hievon verstehen, für sich, für Andere, für das Ganze bewirken, als des Lebens Erniedrigung und Zerrüttung, seine unnütz vermehrten Gefahren, Leiden und Klagen über Verworrenes oder das Tragische in ihm? —

Das Recht, zu klagen, wie das, zu bessern, kann nur an den Ursachen, warum sich Alles so zutrage, und an ihrer tiefern Durchschauung uns aufgehen. Nicht das Daseyn als äußere Erscheinung, sondern sein inneres Wesen kann uns belehren. Nicht ein eisern Verhängniß oder irgend ein erträumter Plan, daß es so kommen müsse, trägt die Schuld, sondern des Menschen Irrthümer am Leben und seine hoffärtige Vernachläßigung, sie zu bessern, die ihre eigene Nemesis ist, — Alles, was kommen muß, weil trotzige Thorheit es einleitet. Nur diese dürfen wir anklagen, um in der Geschichte mit hellerem Blicke und in uns selbst das möglich Bessere und seine Erweckungsmittel zu finden. Nur am Kennen und Mißkennen des Lebens, an den Quellen des letzten, im Geiste der Menschen, lassen sich die Standpunkte des Vorhandenen, der Betracht dessen, was zu thun sey, berichtigen.

Die Worte „Widerſtreit des Lebens, Lebensverſöhnung," bezeichnen ſie meiſt mehr als die in kläglich kleinlichen Leidenſchaften befangenen Herzenstränen über eine entnommene Puppe, wie ſein eben ſo thörichtes Aufglühen an einer neu wiederempfangenen? Wer mit Begehren und Aengſten nach Etwas, das er als Glück in ſich hineinſpiegelt, ſich ſelbſt nie anders, als nach dem Trotze oder der Verzagtheit, welche der Augenblick in ihm erzeugte, empfindet, was kann er werden oder erreichen? was kann ihm Gewißheit werden oder ſichere Höhe?

An der Geſchichte offenbart ſich, wie Vieles wohl nothwendige Folge, nicht aber Nothwendigkeit, welcher der Menſch, blind unterworfen, nie entweichen könne, an ſich, ſondern nur Wirkung ſey der Thorheit, die aus menſchlicher Herzen Trotz und Verzagtheit, aus Selbſtlüge und feiger Scheu ſtrenger Forſchung nach Wahrheit entſpringe. Schickſal, dieſes heroiſch ſeyn ſollende Jammergebilde des Lebens iſt — des Menſchen eigener Mißbrauch, das Unvermeidliche, dem er ſich ſelbſt durch Fehler und deren Ausflüſſe verkettet, das Unvermeidliche, ſo aus Trägheit, Unrecht, Irrthum, Hoffart und vernachläßigter Selbſtgeſtaltung hervorgeht. Hätte oder brauchte Jeder ſeinen Verſtand für Erkenntniß des Rechten, wie wenige Uebel! Unverſtändlich wird ſich Jeder und der Hergang des Daſeyns verworren, wo er ſelbſtverſchuldet dem wahren Ziele entnommen, über nichts mehr ſich zu orientiren, über nichts zu einer Anſicht des Ganzen, durch ſie zu einem eigentlichen Sinne des Lebens zu gelangen vermag. Hieran erklärt ſich, wie ſehr Geſchichte als Lehre ſeiner Umfaſſung zu achten; hieran auch aller Klaggebilde oder Hohnphiloſopheme, die man nach jeder Zeit eigener Qualen gegen ſolches hervorbringt, innere Hohlheit. Aus den drei

Grundtrieben — Glück, Größe, Gewißheit — entſpringen wie menſchliche Entwicklungen, ſo menſchlicher Jammer. Aber nicht ſie oder das Leben betrügen, ſondern ihre Vernachläßigung, weil man nie lernen will, was ſie in Wahrheit begründe und ſichere, was über das Tägliche berichtige oder erhebe.

Wer das Leben nicht erkennt als einen unter göttlichem Geſetze und Verantwortung übernommenen Auftrag, als eigene Nemeſis in deſſen Verſäumen, — wem nicht hierdurch Alles im Maße und in der Gewißheit ſeiner höhern Beſtimmung für Rechtes und Gutes, wem nicht die Geſellſchaft erſcheint als Mittel und Aufgabe, Allen wechſelwirkend erleichtern, vollbringen zu helfen, was kein Einzelner einzeln vermag, was jedes Daſeyns Pflicht, Möglichkeit und Erforderniß, was Tugend, Würde und Adel nach eines Jeden Anlage iſt; — wem nicht dieſes Recht aller Rechte, dieſe Pflicht aller Pflichten Grundanſicht wird ſeines Weſens: wie können ihm, der ſich ſelbſt aus dieſem gottbezeichneten Umkreiſe verſtößt, noch gültige Werthe und Großes ſich aufſchließen! Kein Staatsweſen, das ſich außer dieſem Kreiſe hält, kann Uebereinkommen mit ſeinem Zwecke, kann Kraft, Würde und Gewißheit ſeiner ſelbſt finden.

Dunkel fühlt Jeder, Daſeyn ſey eine Aufgabe, nicht ohne Mühe zu löſen, nicht ohne Wiſſen zu verwenden. Aber ob edler Muth, edleres Wiſſen, in der Freudigkeit eines Höhern, kühn zu edlern Löſungen treiben, oder ob feige Trägheit, ob weichliche Betäubung, was dem Schreckbilde einer Anſtrengung für Höheres enthebt, was zum leichtern Siege eines gemächlichern ſchmeichelt, als Krone des Daſeyns bezeichne, das macht den Unterſchied. Die Meiſten wählen, was, mit der wenigſten Arbeit, dem hohlen

Bilde ihres eigenen Innern das Mehrſte verſpricht. So verwirrt, des Lebens Räthſel zu löſen, der falſche Antrieb in immer tiefere Räthſel, das Streben nach Ruhe in Unruhe, das Streben nach Glück in deſſen Verfehlung; denn immer vielfältiger tritt in's Leben die wiederholte Erfahrung, daß heute ſchon nicht mehr gelte, was geſtern, daß es nicht mehr zureiche, nicht mehr entzücke, und immer Neues errungen werden müſſe, daß nichts irrig für feſt Gehaltenes feſt ſtehe, weil irriges. So wirkt Alles ſo verderblicher, weil wahrheitlos, auf die Gemüther zurück. Streben nach Gewißheit wird träge Erſtarrung, Streben nach Großem aller lächerlichen Eitelkeit Anlaß oder trauriger Gewaltſamkeit Quelle. Eigentlich läuft doch der meiſte Katzenjammer des Daſeyns auf Glücksſucht hinaus: der Menſch, der glücklich ſeyn will und nicht glücklich zu ſeyn weiß, deſſen innerſte Antriebe, Standpunkte und Anſprüche, deſſen Vorausſetzungen in allen Welt- und Lebens-Anſichten ſich damit befaſſen und der ſich ſelbſt und die Dinge zu erkennen verſäumt, der eigene und fremde Schuld, Trägheit, Verwilderung und Trugbilder cosmogeniſirt und aus einem Allgemeinen ableiten will, was er in ſich ſelbſt ſuchen ſollte. Die meiſten philoſophiſchen, theologiſchen, weltkecken Läugnungs- oder Verſöhnungs-, Genuß- oder Jammer-Syſteme, an Zweck, Quelle und Antrieb dieſelben, nur durch auslegende Stimmung verſchieden, drehen ſich um dieſen Punkt, entſpringen aus ihm. Weil das vielbegehrende Kind ſich verletzt fühlt, gibt es keinen Gott! iſt Daſeyn eine höhnende Willkür, oder der Menſch von Grund aus verderbt! Alle entſtehen, weil im verkehrten Streben nach Glück die Hoffart, ſich ſelbſt mit hoher Einſicht zu täuſchen, ihr Spiel findet, ſtatt mit Ruhe nach Wahrheit zu forſchen. Daher Zwiſt, Hader, Verfolgung,

bei gemeinſamem Irrthum, Verfolgung mit ſo höherem Stolze, als der Trieb Glück ſich höherer und heiligerer Namen, im Ringen nach einem Unfehlbaren, nach Rechtem und Gutem, vermißt. Das Gewiſſen erſchrickt vor ſich ſelbſt, es macht heuchleriſch, feig, man ſchämt ſich deſſen, was man eigentlich will; deſto mehr trachtet man, eigenes und fremde Gewiſſen mit dem Sonnenblicke mächtiger Worte zu blenden; deſto härter verfolgt man, wer unſern Dünkel, gleichviel ob mit einem andern oder mit Wahrheit, beſtreitet. Die meiſten Theogonien des Uebels liegen in einem kranken Sehnen nach Glück, in einem Suchen ohne Finden, weil ein Suchen ohne Sehen, ein Geſuchtes ſo nicht zu ſuchen war.

Aus dem Leben treten, abnehmen, ableben, nenne ich, was aus ſeiner natürlichen Beziehung geriſſen, ſich vereinzelt in ein bloß künſtelndes Feſthalten ſeiner bedeutungsentzogenen Formen und Stoffe; jede zu mannigfaltig willkürlicher Geſtaltung hinaufgetriebene Möglichkeit zu bloß eiteln Verſuchen, wie weit ſie ſich aufſpreizen laſſe von Spannung zu Spannung. Todt iſt an ſich ja Jedes, ſo ganz zum Paſſiven gemacht.

Geſchehen iſt es, um alles weſentlich Eingreifende, bildend Wahrhafte, dem Innerſten des Menſchen als Verwandtes Zuſagende, aus eigener Quelle lebend auf Leben Einſtrömende, ſobald ein ſolches Hinaustreiben über das eigene Seyn Etwas aus ſeiner natürlichen Beziehung und Stelle, aus den ihm zugewieſenen Gegenſätzen der Wechſelwirkung und des Zuſammenhangs reißt — oder ſobald das Gemüth nicht mehr an einer Sache nach ihrem wahren Gehalte ſich begnügt, überall nur ſich ſelbſt und die Meiſterſchaft ſeines thörichten Wahnes am Ausſpinnen ihres zerriſſenen Daſeyns, an den Entſtaltungen ihrer ſelbſt

darzuſtellen ſucht; ſobald eine Verrichtung, ein Wiſſen, eine Kunſt, irgend ein Gegenſtand unſeres Daſeyns von dem einzigen Wege ſeines Verſtandes, Betriebes und ſeiner Erwerthung, von dem ihm eigenen Boden der Seele, auf dem er wurzelt und Bedeutungen findet, losgeriſſen und von Begriff zu Begriff, um eine immer noch willkürliche Anwendung zu erreichen, bis zur öden Schwindelei hinaufgeführt wird. Todt ſteht es fortan neben dem Menſchen, nicht in ihm. Sey's Staat, Kunſt, Sitte oder That, es iſt außer das Leben getreten. Warum ſind alterthümlich wirkliche Volkslieder, Gebräuche, Ueberlieferungen, ſo ſprechend, ſo gehaltvoll, ſo anregend? Weil unmittelbar aus weſentlichen Beziehungen im Leben erzeugt, wirkſam und bewirkt in wechſelſeitig fortſchreitender Bewegung mit ihm, ſo lange der Stoff jener Beziehungen dauert. Darum mißlingt es, wenn eine abgeartete oder ermattete Zeit alten Formen als Spielen verjüngter Mode nachjagt, oder irgend eine Abſicht andere Richtungen mit abgeſchiedenen Geiſtern erzwingen will. Schrecken können ſie, aber nicht freie Artung erzeugen. Alles wirkt nur nach Stoffen, nach Empfänglichkeiten, die es vorfindet, nach Bind- oder Entbindungen, welche es vermöge ſeiner und des Gegenſatzes Beſchaffenheiten ſtiftet. Leben iſt Wirken. Wirken heißt ändern, erziehen, ein Fortſchreiten hervorbringen, oder, was ſeiner Natur nach fortſchreiten ſollte, aufhalten. Des Vorhandenen, des neu ſtets Hinzutretenden innerſte Eigenſchaften, Zuſammenhang, Umſtände, die Temperaturen der Zeit und des Ortes müſſen genau durchſchaut werden, um aller Urſachen der Aenderung oder des Stillſtehens Zahl und Verhältniſſe zu überſehen. — Wer kann das? Wer kennt das Leben ganz? — Darum hat ſo manches zu ſeinem Zwecke Vermeinte ganz Anderes

hervorgebracht. Darum hat eine Folge unbemerkter Zuſtrömungen ſo entſcheidenden Einfluß. Darum tritt ohne beſondere Wahrnehmung ſeiner Anläſſe ſo Vieles in oder außer Leben. Darum iſt ſo mißlich und ſelbſtbeherrſchend ſtrenge Prüfung erforderlich, um richtiges Wirken zu gewiſſenhaft und rechtem Erfolge zu unternehmen.

Macht des Lebens? Entnervung des Lebens? Ueberall iſt das der Einzelnen, das der Geſellſchaft zu unterſcheiden. Wie weit das der letzten von jenem der erſten, oder erſtes vom letzten ausgehe? Wie weit beide auf beſonderem oder gemeinſamem Prinzipe beruhen? Die Lebensmacht einer Geſellſchaft beruht auf der Art ihrer Getriebe, die wahrere auf wahrem. Aber auch irrige können durch Erhitzen der Gemüther zu augenblicklich großen Aeußerungen treiben. Nur vergeht mit der Glut auch die Macht.

Einzelne und Geſellſchaft — die erſten haben auch ohne allgemein nationale, ſelbſt ohne viele perſönliche Ehre und Geiſt, noch mancherlei Mittel, leidlich mit einander zu leben. Aber letzte, um ſich mit wahrhaft Menſchlichem zu verbinden, zu beſtehen und zu wirken, hat nur der Glauben, die ideale Achtung ihrer erhabenen Gerechtigkeit, Beſtimmung, Nichterreichbarkeit von Unarten, der großen Pflichten, welche ſie ausübt, alſo auch Größe derer, welche für ſie auszuüben ſind. Phantaſie, der Schwung über das Gemeine hinaus, iſt alſo weit mehr, als man oft meint, die tiefſte Grundlage eines edlern Lebens, wie in den Einzelnen, ſo noch mehr in der Geſellſchaft, das innigſte Band jedes Vereines mit ihr. Daß dieſe oft ſo verkannte und vernachläßigte Kraft, daß ihre reinſten Bedingniſſe und Quellen, durch welche ein edleres Vertrauen erreicht, was nie die ängſtige Klugheit, als Macht-Element des Lebens für Einzelne und Maſſen, die gerechte Sorge in

der künftigen Geſtaltung und Erziehung der Menſchen verdienen — iſt wohl zu erwägen. Daß Tyrtäus und ſeine Macht keine bloße Schulerzählung bleibe, ſondern in die Betrachtung übergehe, was, damit er ſo wirkte, die Spartaner ſeyn mußten, was alſo möglich im Leben und wodurch es dazu werde? — iſt nöthig. Wenn ich von Poeſie rede, meine ich die durch eine großartige Bezweckung des Lebens im Herzen erwachende, in Sprache oder Kunſt nach außen ſich darſtellend ergreifende! Selbſt die Wirkungen des Marſeiller Hymnus, als ein die Menſchen des Tages in ihrer eben regſten Empfindbarkeit Berührendes, hätte für manches anthropologiſch durchdringendere Nachdenken und Frage, wie zu wirken, wecken können oder ſollen.

Weitumfaſſend, doch nicht unbedingt, iſt das Leben! Grenzen ſind überall, Grenzen der Natur, noch weit mehrere deren, welche wir ſelbſt ziehen, indem wir unſere Schätzungen und das Sittliche zu berichtigen verſäumen. So im Volks-, ſo im Einzeln-Leben. Hohe Gaben hat unſer Geiſt. Aber in die Erde ſind wir verwurzelt. Dürfen wir undankbar klagen, wenn wir beſinnungslos jene Gaben in die Dienſtbarkeit einer armen, ſelbſtiſchen, hoffärtigen Vergänglichkeit einengen? Der Lehrer, der Künſtler, welche an Heldenbildern Größeres aufſchließen, ſtehen höher, als der Erfinder eines neuen Seidenwirkerſtuhls. Dieſer hat, wie Jene, ſeine Verdienſte. Aber wie ſchätzen wir? was ſteht uns höher? Dürfen wir murren, wenn bei irrigen Anſichten unſer Daſeyn, ſtatt der Blumenwege irdiſcher Glückſeligkeit, ſich nur zu oft in ein mühſeliges Ringen mit überachteten Sachen verliert? —

Gestaltung, Art und Beding.

Leben als Auftrag, als Verwaltung eines höher Betrauten, stellt alles Sittliche auf diesen Boden und alles Rechte unter diesen Standpunkt. Das Ich — der Verein aller Anlagen, Thätigkeit und Vermittlung für's Leben, betritt hierdurch die Stufe einer Verantwortlichkeit, eines absoluten Gesetzes, zu erfüllen im Gebrauche jener Anlagen. Ich bin frei, jedes Edlere zu wählen; aber nicht frei, meine höhern Kräfte in Schlummer zu legen, mich selbst zu verkümmern, mich einzulullen, um etliche Weichlinge nicht durch meine Riesenstimme zu wecken, oder mich selbst zu entnerven, um meine Seligkeit in ihrem Gelispel zu finden. Angenehm mag das seyn für den Augenblick. Aber wenn nun die kommen, wo höhere Pflichten zu erfüllen, wo man gewappnet seyn sollte für Höheres, wenn dann gebrauchlos, weil ungeübt, versäumt und verkrüppelt, alle Kräfte in uns siechen, wir aus eigener Schuld nicht zureichen und was wir hatten erhalten können — das Bessere untergehen muß .... welch ein Urtheil steht dann gegen uns, gegen Zeiten und Völker, welche dies verschuldeten, auf? Der Mensch hat das Recht und die Pflicht, kleinliche Forderungen von sich zu weisen, welche für größere Forderungen des Daseyns verunfähigen.

Das höhere Rechte fordert, sich als Mann zu bewahren gegen irrig fordernde Schwäche; sie zu erheben, nicht

ſich zu erniedern, fremder wie eigener Schwäche aus gleicher Pflicht eines Höhern ſich zu entziehen. Das höhere Rechte gebietet, redlich zu geben, was zu wahrhaftem Beiſtande nöthig; aber ſich zu behaupten gegen jeden Ueberanſpruch, gegen das Netz, in welches fremde Erbärmlichkeit den Starken unter lockendem Scheine freundlicher Hülfe ſo gerne hineinzieht. Die Schwäche, welche den Kräftigen einwiegt, gleicht dem Vampyr — unerſättlich, bis alles Blut weggeſogen. Wenn ein winſelndes, ſchaales, nervenzerrüttetes Weſen einen wackern Mann aus mißverſtandener Leidens- und Freundſchafts-Pflicht endlich ſo abhärmt, daß er ſelbſt hohläugig, ſchwankend, gepeinigt und matt, am Tage, wo er handeln ſollte, die Welt krankhaft als Kranker betrachtet; wenn er unfähig hierdurch, was Amt, Pflicht und Vaterland fordern, mit urſprünglich eigener Kraft-Anlage zu erfüllen; wenn er überall, nur halb ſeiner gewärtig, halb ſieht, halb eingreift, wo er als Führer Alle begeiſtert vereinen ſollte — hat er Rechtes gethan? Er glaubt es! Aber deſto ſchlimmer: ſein Glaube hat ihn entkräftet. So ſehr gehört ſtrenge Selbſtbelehrung über Leben, Lebenskraft, deren Quellen und Gegner — über das Rechte alſo, um nicht Pflicht mit Pflicht zu verwechſeln, zu richtiger Verwaltung des Lebens.

Jede unſerer Anlagen hat — ſelbſt zu wirken, Wirkungen zu empfangen, doppelte Quellen und Wege. Quelle von innen; Weg nach außen; — Quelle von außen; Weg nach innen; oder beides Quellen und Wege im Innern zum Innern. Ueberall ſteht der Menſch zwiſchen oben und unten, Himmel und Erde, mit beiden ſich zu berühren und zu verſtehen begabt. Dieſes untrennliche Doppelſeyn iſt zu erwägen, wo menſchliches Werden und Leben zu beurtheilen oder zu veranſtalten. Wahrſcheinlich ſind nur

unſere höchſten Anlagen einem unmittelbaren Einfluſſe von außen verſchloſſen: aber doch nicht frei gegen den, welcher aus Anregung anderer und deſſen ſelbſtthätiger Fortſetzung im Geiſte auf ſie übergehen mag.

Wie jeder Einzelne im Ganzen der Geſellſchaft, als Aktives und Paſſives, als erregend und Erregbares, von außen und innen, als Doppelweſen, als Sub- und Objekt ſteht, ſo muß auch dieſes Ganze dafür bedacht werden. Leicht iſt er bei dieſem Doppelſeyn, — den Gegenſätzen in ihm und nach außen, — über ſeine ſittliche Natur zu verwirren. Daher bei vernachläßigtem oder verſchobenem Rechtsſinne alles Gute und Ueble. Daß er als Doppelweſen ſich zweifach perſonificirt, die eine Hälfte als Mythe aus ſich hinausſtellt, die andere ihr unterwirft, hiernach ſich ſelbſt fürchtet oder beſchwichtigt, ſtatt ſich zu erkennen, nimmt ihm den ſittlichen Standpunkt, ſchafft Schickſal, Verhängniß, und zeigt ihm Mächte in ihm als Mächte äußer ihm, als übelwollend, verführend ſtärkere Weſen. So betrachtet er ſich als Paſſives, ſtatt ſeine Kräfte zu erforſchen. Mit ein wenig tieferem Blicke würde er erkennen — Verführter und Verführer, der Uebel Quelle und Träger ſey er, im Zwieſpalte ſeines Innern — ſey er, ſobald er den höhern Vereinigungs-Lichtpunkt ſeiner Vorſtellungen in einem Göttlichen, das ihm anbetraut, verlaſſe.

Sich muß der Menſch erkennen, nicht bloß in der Reihe eigener Einzelnheiten und Launen, ſondern von Oben herab, in der Bedeutung ſeiner Anlagen, in der höhern Beſtimmung, welche alle vereint und der hiernach gegebenen Bildbarkeit und Beherrſchung für ein oberſtes wahrhaftes Ziel. Das bleibt das Erſte zu des Lebens wichtiger Geſtaltung, der nie zu verlaſſende Stand, daß er Menſch und nicht Sache werde. Stellung, Lehre, Umgebungen,

welche dieſem Ziele zu Folge, als deſſen Hülfsmittel dem Menſchen zu verleihen, ſind hiernach; hiernach, wie er nie zaghaft oder hoffärtig träumen, ſondern in ſeiner Beſtimmung wahrhaft ſich ehren, aller Dinge Werth und Verhältniß in dieſer Gemäßheit verſtehen lerne — zu *erwägen*! hiernach zu bedenken, wie er verderbe, ſobald er ſich nicht kenne, nicht ehre, nicht wiſſe, nicht fühle, was er könne, was er ſolle, was ſeines Daſeyns Vermögen und Bedeutung!

Jede beſſere That iſt eine Menſchwerdung des Göttlichen, eine theilweiſe Erlöſung vom Uebel! Erlöſung ſo mehr, als Andere wohl einzugreifen und in ihren Folgen ſie weiter zu führen verſtehen. — Dieſes ſelbſtthätig übereinſtimmende Wollen und Streben iſt die rechte Ergreifung fremden Verdienſtes. Daß Erkenntniß und Achtung eines Höhern hierzu vorausgehen müſſen, verſteht ſich von ſelbſt! Der Menſch braucht etwas, ſo ihn leite oder beherrſche. Der Gemeine — eine äußere Autorität: Furcht, Macht oder Hoffnung; der Beſſere — eine innere — die Größe eines an ſeinen Gedanken und Gefühlen ſich erweiſenden höhern Geſetzes. Nur hierdurch wird er Eins mit ſich ſelbſt, weil er hierin einen das Leben in ſeinen mannigfaltigſten Beziehungen in ſich aufnehmenden und zu allſeitig höherer Bedeutung wieder ausſtrahlenden Mittelpunkt hat. *Eins* wird das Leben; darum voll — nicht *einförmig*.

Für Leben zeugt, was deſſen Aeußerung, was nur erklärt werden kann durch ein in ſolcher Kraft wirkendes Daſeyn. Darum aber das Leben ſelbſt immer ein X, undurchſchaubar, in Vielem unbeherrſchbar, eine freie Kraft der Natur. Der Geiſt, der Sinn, der in Handlungen hervorbrechende, läßt ſie *er*-, aber nur *er*-, nicht *durch*ſchauen;

mehr Quantitativ — das Wieviel, die Summe wirkſamer Macht — als Qualitativ, die innern Quellen, Art, Inhalt und Beſchaffenheiten eigenthümlicher Macht. Ihm zur Seite, ſich wechſelſeitig erläuternd und Keines ohne das Andere klar, nimmt die Begebenheit — die in ſub- und objektivem Wechſelwirken zu einem Geſchehenden oder Geſchehenen ſich verkörpernde Handlung — ihre Stelle. Doch mit der Unterſcheidung — der Geiſt, das Subjective handeln als That und bedürfen ein Ganzes in ſich und als Antrieb und Wille durch jenes Ganze nur zu begreifen. Das objective Geſchehen, die That und ihr Ziel, ein Ganzes der Abſtammung, des Ueberganges von Einem zum Andern, des innerſten Zuſammenhanges im Stammpunkte (dem Geiſte) und des ſucceſſiven Zuſammenfluſſes mit äußern Dingen. Verlorne Zuſammenhangsglieder laſſen zum Theil an tieferer Durchſchauung des Wirkenden, des Geiſtes, *ſich nachholen*. Aber nie eine in ihrem ganzen Abſtamms-Zuſammenhange verdunkelte Thatſache ſich gleichſam divinatoriſch nachſchaffen. Das iſt zugleich die Regel, die Grenze und die Klippe der Geſchichte. Jenes *Nachholen* wird möglich, weil in des Geiſtes weſentlicher Einheit der Formen Folge, Gediegenheit und Lichtmaß ſich leichter nachweiſen läßt. Thatſachen erſetzen, bleibt immer ein Erdichten. Erſcheinungen ſind nicht durch Erſcheinungen, ſondern nur durch das, was als Stammpunkt und Kraft ſelbſtſtändig bleibend zum Grunde liegt, zu erklären. Darum läßt aber doch auch nicht jede, oder der Geiſt ſelbſt aus dem Geiſte und deſſen Wirken ſich verdeutlichen, ſondern nur am wechſelſeitigen Beleuchten einen Theil des Strahles auffinden, an deſſen Brechung die Farben, an den Farben die Umriſſe, an den Umriſſen manche Weſenheiten ſich faßlicher ausſcheiden, andere verhüllen. Erſcheinungen

laſſen noch eher in beſtimmte Linien und Grenzen ſich einſchließen, als der unendliche Geiſt. Darum bei ihm, ſo wenig als bei den Dingen an ſich, eine Alles erſchöpfende, das Weſen vollſtändig aufzählende Durchſchauung je möglich.

Darum läßt in der Oekonomie — einer fortlaufenden Lebensfriſtung und Sicherungs-Geſchichte, — wie in der eigentlichen Geſchichte ſich wohl manches Einzelne in ſeiner Begegnung oder Verbindung mit Andern zu vollerem Ergebniſſe begreifen. Aber wehe Dem, wer untergegangene Begebenheiten auf dieſem Wege zu erſetzen oder nur die vollen Reihen aus wenigen Bruchſtücken wieder herzuſtellen vermeint. Verlorne Thatſachen laſſen in der Oekonomie oder irgend einer andern Angelegenheit des Lebens, ſo wenig als in der Geſchichte; nur verlorne einzelne Zuſammenhangsglieder laſſen ſich einigermaßen wieder ergänzen. Nur ſelten iſt Menſchliches aus Klarem, Alles vollſtändig umfaſſenden, vorſehenden, vermittelnden Entwürfen hervorgebracht worden. Schon darum 1) weil der Menſch ſo zuſammengeſetzt, ein hierin ſo unüberſehlich ſich artend und fortſchreitendes Weſen. 2) Weil er ſelbſt bei ſo vielem ſtets um ihn Wechſelnden nicht Alles zu über- oder vorzuſehen vermag. Angeboten, aufgedrungen, unmerklich entwickelt, aus Noth hineingezogen hat ſich ſo Manches. Wege ſind geändert, Richtungen verlaſſen oder gewählt worden. Das iſt's, was des Lebens Geſtaltungen, Art und Beding, ſo ſchwer, ſo ungewiß, ſo verworren, in der Geſchichte ſo unkennbar und doch Geſchichte — geſchichtliche Anſicht und treue Geſchichte, die wechſelſeitige Erklärung des menſchlichen Geiſtes aus Ereigniſſen, und der Letzten aus Erſtem ſo unentbehrlich macht und ſo mißlich zugleich. Jedes vereinzelte Erklären aber, oder jedes Gelehrtſcheinen, Wiederherſtellen verlorner Hergänge aus

eigenen Ansichten — so gefährlich, so unnütz und dadurch oft so irrig oder ungerecht in Lob oder Tadel vergangener oder jetziger Männer und Zeiten, und darum Verlust der wirksamen Stellung, welche sie als Vorbilder oder Warner annehmen könnten oder sollten.

Leben kennen, Leben mißkennen? Meinung oder Wahrheit in beiden.

Ideen und Grundtriebe, als Absolutes sprechen sie, treiben sie, was ringsumher naht, was aus Erinnerungen spricht, was in Ueberlieferungen Anderer kund wird, zu erfassen, zu vergleichen, zu wählen oder zu verwerfen. Auf ihnen beruht das absolutere Leben. Aber je nachdem der Geist den Erziehungsbedürftigen erzog, Grundantriebe zu vernehmen und zu deuten, wie er demnach allem Einzelnen hierdurch Verhältnißknüpfung zu geben vermag, das macht sie und das Leben zu einem Relativen. Unter den mancherlei (je nachdem verschiedene Arten der geistigen Bildung) herrschenden oder beherrschten, zu immer weitern Entwicklungen fortschreitenden Beziehungen gestaltet sich das Stückwerk des Lebens zu Gutem oder Ueblem. Wie der Mensch in jenen drei Grundtrieben, Glück, Größe, Gewißheit, jedes Spätere nach den Grundlinien eines Frühern, dem ununterbrochenen Wachsthume der Zweige aus Aesten, der Aeste aus ihrem Stamme vergleichbar, sich aneignet, so kann, was des Lebens Würde und Herrlichkeit gründet, nicht später eingeschaltet werden, wie man einen fehlenden Paragraphen nachträgt, wenn nicht eine dem Begriffe und Gebilde frühere Stammverwandtschaft das Folgende in sich aufnimmt. Mag der Gärtner Aepfel auf deren Strauche

pfropfen? Nur was aus dem Geiſte ſelbſt ſich deutet, umfaßt er.

Dieſe drei Grundtriebe, ſo mächtig ſie auch, bedürfen doch ſelbſt wieder eines Ausgleichenden, Beherrſchenden, Regelnden zu übereinſtimmend gemäßer Verwendung des Verſtandes, der Lehre, der Vernunft, eines Höhern in den Ideen, ſie zu berichtigen über Wollen, Erſtreben und Sollen; ſonſt Flaches ſo leicht als Gediegenes, Schlimmes ſo leicht als Gutes in's Leben eintritt. Menſchen, ohne Wunſch eines Andern, haben Jahrhunderte in einem Stande der Verwilderung oder Verwirrung gelebt. Gewöhnung wurde eine zweite Natur, in der Gewöhnung Intereſſen. Jeder Grundtrieb fand, je nach empfangener Artung, was ihn befriedigte.

Menſchliche Beſchaffenheit fügt ſich, wie in die verſchiedenſten Himmelsſtriche, ſo in die verſchiedenſten Zuſtände. Alles kann in's Leben eintreten. Iſt's darum, was' man ſo oft mit dieſem Spruche andeuten möchte, ein Gut? In's Leben eintreten, d. h. herrſchender Sinn und Charakter werden, kann Schlimmes und Beſſeres; was beides vermittle? — wie beiden zu begegnen? wie erſtes aus dem Leben zu vertilgen, letztes zu mehren? — ſind alſo die Fragen. Der Trieb iſt maßlos. Er fordert ſich zum Maße ein zweites Vermögen. Welches ſind die Haltpunkte der Grundtriebe im Gemüthe, um nicht ſammt ihrem ſchlußfertig-ſophiſtiſchen Diener-Verſtand unter Wind und Wellen ihrer eigenen Gewalten zu treiben? Prinzip, ewige Wahrheit, Idee: das in Idee und Phantaſie ſich über die Erde verbreitende Schöne und Hohe. Hätten die Meiſten ihr abſoluteres Weſen und Ich, nicht bloß ihr relatives Leben und Werden oder was daſſelbe, ihr augenblicklicheres Selbſt, vor Augen, ſie würden Meiſter jener Triebe und hierdurch des Lebens, ſich weniger nach deſſen negativer

Seite, deſto freier nach deſſen poſitiv abſoluterer Höhe hinwenden. So bleiben ſie Geſchöpfe, welche das Daſeyn nach Augenblicken, Eindrücken und Einzelnheiten abſpinnen, ſtatt am höhern Ziele, an höhern Gebilden ſich ſelbſt ein Leben als Ganzes in eigener Freiheit zu ſchaffen.

Oekonomie des Lebens, richtige, wird nur möglich, je nachdem man es erkennt, und nichts, was es artet, verkennt.

Auf dreierlei Art iſt Leben ein Gegenſtand menſchlichen Betrachtes:

a) als Summe deſſen, was Jeder genießen, haben, ſeyn und erhalten möchte, als Geſammtform ſeiner mannigfaltigen Zwecke;

b) als eine Art Mythe, als ein Gebilde, über deſſen Werth oder Unwerth man, nach eigenen Anſprüchen, Erfahrungen und Erregbarkeiten, heller, trüber, achtender, verachtender urtheilt und abſpricht, eigentlich der Menſch unter dem Namen Leben betrachtet;

c) als ein in ſeinen Vollziehungen ſich äußerndes Daſeyn von Kraft oder Unkraft, die Höhe oder Tiefe des handelnden Menſchen. Hiebei rechtes Erkennen, wie ſchwer! Verkennen, wie leicht! Man kann den Mann von dem, der es nicht iſt, unterſcheiden durch Thaten. Aber ohne ſie? wer täuſcht ſich nicht? Der, der es nicht iſt, aber kalt ſcheint, weil, was ihn erwärmen kann, noch nicht eingetreten, gilt für kalt. Wer iſt Mann? was enthält er? wie wird er's? Jeder in eigener Art, auf eigenem Wege, je nach den Anläſſen, ſich zu äußern, Andern erſt ſichtbar; ihnen und ſich ſelbſt oft ein Geheimniß, bis der Zeitruf ertönt. Aber auch Thaten! Der Feige ſteht feſt, weil hinter ihm noch größere Gefahren. Wie ſchwer zu durchſchauen, warum Jeder ſo!

Wie das Köſtlichſte, das Gefährlichſte, ſo wird das Geehrteſte am ſorgfältigſten erheuchelt: oft um ſich, dann erſt um Andere zu belügen. So ſind viele eifrige Bekenner der Freiheit, des Rechtes, des Beſſern, ehrlich, wahr in dem, was ſie ſagen, aber nicht ehrlich, nicht wahr an ſich ſelbſt; liberal gegen Alles, was ſie drückend von oben empfinden; gewaltſüchtig gegen Alles, was unter ihnen ſteht, verſtehen ſie ſich ſelbſt nicht in ihrem eigentlichen Triebe, Selbſtheit. Darum betrachte man ſtets Jeden nach Stelle zwiſchen auf- und abſteigenden Linien. Wie er im Wagen alle Fußgänger unbeholfen ſchilt, weil ſie nicht ſchneller ausweichen; drei Minuten ſpäter zu Fuße alle Kutſcher inſolent nennt, weil ſie ihm auf den Leib fahren: alſo ein Parteiwechſel binnen wenigen Minuten, nach jeder der zwei Seiten, nach ihrem Anreize, Geben oder Verſagen, ein anderes Weſen — eigentlich alſo Wetterhahn, der der Verhältniſſe, nichts durch ſich ſelbſt. So ſind die meiſten Meinungen; Theorien ſogar folgen der Stellung. Kann man ſie, wenn ſie auch Richtiges treffen, ihrer Quelle nach ein Richtiges nennen, oder Gediegenes von ihnen hoffen, da ſie aus Ungediegenheit ſtammen? Nicht der Haß des Unrechten erweist vorhandene Tugend, ſondern der Grund, von welchem der Haß ausgeht, gekränkte Hoffart oder wahrhafte Rechtsliebe. Nur der iſt ſelbſtſtändig zu nennen und ächt, der, unabhängig von ſeiner Stellung, frei in ſich ſelbſt, jede Sache in ihrem unmittelbarſten Weſen erforſcht und beurtheilt.

Es iſt ſchwer zu berechnen, worauf, was geſchieht, beruhe. Noch ſchwerer, weil bloße Vorausſetzungen die Hebel für das Meiſte. Man erlaubt ſich das Härteſte gegen Andere, weil man daſſelbe in ihnen vorausſetzt. Man wird ängſtig, ungerecht, argdeutend; man iſt unbefangen für

nichts mehr, weil man das Schlimmſte in Andern vermuthet, ihr Gutes für Heuchelei, ihre Tugend für Liſt hält. Eben ſo aber auch leichtſinnig, weil man Beſſeres vorausſetzet. So tritt alle Kraft, alle Freudigkeit, alle Gewißheit aus dem Leben, Mißkennen in Alles. Vorausſetzung iſt Glaube, aber kein erhebender, nur ein träger, hoffärtiger oder gemeiner. Daraus laſſet ſich alles in Urſprung und Folge erklären.

Am meiſten aber wirket verderblich, daß faſt Jeder ſo Vieles in ſich vorausſetzet, ſich leihet, was er nicht hat, und hiernach ſein Handeln einrichtet, dieſes Mißkennen des eigenen Seyns. Wie kann, wer Eigenes verkennet, Fremdes erkennen, oder Eigenes richtig erkennen, wer ſtets im Fremden ſich irrt. Beides aus demſelben Grunde, Mangel des rechten Maßes überhaupt, oder Mangel ſeines rechten und freien Gebrauches.

Mißkennen des Lebens — aus verſäumter oder verlorner Wahrheit hierdurch über ſeine Beſtimmung, wie über ſeine Verwendung, Entwicklung und die Werthe, an welchen es ſich aufrichtet im Irrthum. „Gott hat den Menſchen einfältig gemacht; aber ſie machen ſich viele Künſte.“ Die jammervolle Fähigkeit, aus Unweſentlichem Großes, durch eigene Gebilde der Unart, durch hohle Begehren, durch Vergeſſen alles Wahren und jeder Würde in ſolchem zu ſchaffen, ſchaffet dieſe Künſte, des müßigen Geiſtes müßiges Spiel, des Erhabenen mit Schaumgold (Künſte, miseries, Quackeleien), der romanhaften Liebe, des Umganges u. ſ. w. Die erſte, Werk der Langeweile, des Gefühls- und Wiſſenſchaftsſchaalen aber deſto leichter ihren Spitzfindigkeiten zugewendeten Ueberfluſſes an Zeit, Gütern und Regungen: eine hohle Erfindung, (mit welcher

man ſogar der chriſtlichen Religion ein ehrenvolles Geſchenk zu machen vermeinte!) Empfindniſſe nach gewiſſen Regeln als Allegro, Adagio oder Lamentuoſo abzuſpielen! übrigens das Alltäglichſte an ſich: aber weil Jeder ſich daran hänget und ſeiner Alltäglichkeit ſchämet, mit allen Prunkflittern großer Gefühle, beſonderer Macht und ſtrahlender Silberſendellichter ſo eifriger umhänget.

So die Künſte des Umganges, der mangelnden Achtung hohles Eräffen, die Albernheit Anderer mit ſchonenden Formen zum Segel der eigenen, oder eigener Abſichten aufzuſpannen. Bis zu öffentlichen Verhandlungen, zum Umgang zwiſchen Völkern, bei welchen Falſchheit und Eigennutz die Stelle des Rechtes und der Würde in der Larve der letzten beiden einnehmen, haben dieſe Künſte Eingang gefunden. Das Leben der Einzelnen, das Leben der Maſſen, alles verwirrt ſich in dieſen Künſteleien des verlorenen Höhern und Wahren.

Des Lebens friſche Geſundheit, Fülle und Reichthum, die Bedingung ſeines beſſeren Erkennens iſt, daß *nie* die ſchöne, reine, kindlich-fromme Vergangenheit und Erinnerung ihm gleichgültig, vergeſſen oder zum Spott werde; daß nie eine Gegenwart, welche aus Mangel an Innerem zur Ueppigkeit flüchtet, das entflohene Beſſere mit Kaltſinn und Lachen bedecke; daß was im unverdorbenen Gefühle einſt groß und beglaubiget aufſtieg, auch geheiliget als Bleibendes ihn durch's Daſeyn geleite. Denn ein Maß iſt es, an welchem Gegenwart und Vergangenheit ſich läutern, weil beide ſich wechſelſeitig zu höherem Verſtande erklären. Wohl dem, welchem eine reiche und bleibende Jugend nicht verſagt wurde! An ihrer Heiligung erwächst die Einheit des Gemüthes; ſie iſt eine Offenbarung des Göttlichen in uns.

Zwei Forderungen, zwei Lichtpunkte erziehen, Ideal und Wirkliches. Wer frühe das Höhere fand und hiedurch das letzte verstehet, wird sein Leben in hoher Thätigkeit suchen und nie glauben, es in einsiedlerischem Abschließen auf sich oder durch Flüchten in die Vereinzelung des Selbstes zu finden.

Es gibt eine Vollkommenheit des Mittelmäßigen... Kein Fehler begangen, keine Regel versäumet, alle Bedingungen technisch erfüllet, Farbe, Zeichnung, Stellung, Haltung ohne Tadel — die gelahrteste Uebung — und doch ein Gemälde ohne Wirken, ohne Eindruck und Aneignung, weil Großheit der Konzeptionen, Liebe eines Höheren, der Geist, in welchem der Hergang als ideeller bedeutend sich spiegele, ihm mangelt. Keinen Vorwurf kann man aufbringen, aber daß man, ohne Aufschluß des eigenen Innern, weder empfindet noch sich fortgezogen erkennet, ist seine Verurtheilung. Wie viele Menschen, Einrichtungen, Zeitalter, Staaten gleichen solchen Gemälden. Nichts lasset sich wider sie, aber auch nichts über sie sagen, als — sie haben daseyn helfen.

Wenn der Mensch, vor einem Kunstwerke, durch inneren, oft fast bewußtlos sprechenden Takt, das Urtheil einer vorhandenen oder abwesenden Beseelung, den Mangel eines Strahles, worin sein eigener Geist sich sichtbarer werden könnte, ausspricht: warum sehen wir ihn so wenig vor den Hergängen des wirklichen Lebens, des größeren oder kleineren in ihm, mit demselben rege- und scharffühlenden Sinne beurtheilen? Etwa weil der Maler und das Ereigniß mit *einem* Blicke ganz übersehbar, — die Zeit gleichsam nur tropfenweise, neben vielen Unterbrechungen, vorführet. Das eben ist Lebenskunst, die selbstschaffende Macht seines Ueberschauens, Getrenntes und

Entferntes in dem Standtpunke ſeines weſentlichen Zuſammenhanges, ſeines Vereines und ſeiner Ergänzung durch ein höheres, ſeiner innerſten Bedeutung im Geiſte aufzufaſſen, ſelbſt als Künſtler zu ſehen.

Leben. Werth des — Werth für das Leben?

Werth, den es enthält und hervorbringen hilft? Werth, den es erhält; der auf ſolches übertragen, der an ihm entwickelt werden kann?

Werth iſt — was gut an ſich, was wahrhaftig nothwendig und heilſam und edler unerläßlicher Zweck! Werth hat, was beſſer macht, — was Mittel ſeyn kann, Gutes zu erhalten, zu ſichern, zu mehren, zu verbreiten, zu entwickeln! Darum Werth — Alles, was das Leben zum Verſtand ſeines Selbſtgehaltes bringt, was über Pflicht, Recht, Beſtimmung, den allſeitigen Auftrag des Daſeyns zu willenbewegend, thatberichtigend und vollbringenden Erkenntniſſen führt! Was dem rein offenen Gemüth das Schöne, Erhabene, Große, den Spiegel des Göttlichen vorhält und hierdurch in Ahnen, Streben und Bilden das oberſte ewige Richtmaß alles menſchenwürdig Erreichbaren feſtſtellt.

Je weniger etwas an dieſes Richtmaß, der eigentlichen Beziehung alles Menſchlichen, hinaufreicht, und hinaufhebt, ſo weniger Werth!

Leben läßt ſich nicht begreifen ohne Werth — ohne ein Höheres und Höchſtes. Es läßt ſich ſo wenig begreifen, als ein Werkzeug ohne den Zweck, wofür es gebildet. Nur an erkanntem Werthe öffnen ſich die Quellen der Achtung,

an der Achtung die Ehre, an der Ehre, welche bis zum Göttlichen aufsteigt, an dessen richtigem Wissen und Ahnen das rechte Gebot, die rechte Begeisterung, der rechte Eifer, der rechte Sinn dessen, was in Gehorsam und Liebe für ein Höchstes zu thun sey, die wahre Würde des Lebens — der überall mit freiem Geiste vollzogene Wandel zum Guten und Schönen.

So theilt demnach alles Menschliche, was darauf in Bezug tritt und dafür veranstaltet wird, sich in die gleiche Sorge für Denken und Fühlen; für Wirkliches und Ideelles, für Erkennen des ersten und Gebilde des letzten, für bedürfen die Lehren und erleuchtende Dichtung. Dichtung, die, wenn auch nicht wesentlich außer, doch wesentlich im Menschen — als unentbehrlich, unausbleibliches in ihm und für ihn zu erwägen ist. Nur eine alle diese wechselseitig sich ergänzende Theile gleich ehrende und pflegende Erziehung kann eine vollständige und Vollständiges bewirkende genannt werden.

Für's Leben erziehen, in's Leben einführen, das Leben entwickeln, heißt — jeden Theil an seine gehörige Stelle und, wo eine Lücke, das sie Erfüllende beisetzen. Wer solches umfaßt, ist — praktisch.

Wenn geistiges Leben auf zwei Forderungen — bleibendem Seyn und fortschreitendem Wachsthum, — auf zwei Lichtpunkten seines Kreises ... Denken und Ahnen, Wissen und Dichtung... dem Vereine von Idee, Phantasie, Gefühle und Wissen — blaue Ferne mit deutlichem Vorgrunde (Wissen ist Vorgrund) beruht; wenn in jedem nicht zerstörten Menschen zwei Kräfte forttreiben ... a) das höhere Bild, das nie zu ganzer Erfüllung gelangt, dem aber jede bessere Vergangenheit und jeder bessere Antrieb sich verschmilzt; b) die ernste Wirklichkeit, die bescheiden vor

dem Abſtrahle des Göttlichen in der Menſchheit an ihm, was weiter zu thun ſey, ermißt, und hiedurch gegen Dünkel wie gegen Erniedrigung ſchützt; ſo iſt hieran zu lernen, was Menſchen erziehe, und wie er erzogen werden müſſe, um Lebenswerth und Werth durch ſolches zu erringen.

Wer fühlt, daß nicht Gegenwart ſein einzig Geſetz, nicht blinde Gewöhnung ſein Loos — er ſelbſt nur durch Muth und Entſagung, im geläuterten Sinne des Geiſtes, wo Pflicht ruft, beſtehen könne; daß jede Verbindung zwiſchen Menſchen nur an dieſer Erkenntniß ſich wahrhaft entwickle; nur auf dieſem reichen Boden ſich wahrhaft vollziehe, daß, welche über dieſes Allgemeine der Menſchheit ſich ſelbſt und ihre vereinzelnden Zwecke hinausſetzen wolle, weder ſich, noch den Menſchen, noch des Lebens hohen Umfang verſtehe: der hat in dieſem Gefühle den Aufſchluß gefunden, was geachteter Menſchen-Verein am Rufe höherer Dinge, was Vaterland, Freundſchaft, alle nähern Verhältniſſe des Gemüthes, was des Lebens ſächliche Güter geiſtig bedeuten; welche mehr? welche weniger? welche ausſchließlicher oder nur untergeordnet, welche zur eigentlichſten Erhebung des Daſeyns ſich darin behaupten, daß ſie durch Handlungen, welche für ein rein Allgemeinſtes der Menſchheit geſchehen, dieſe ſelbſt und ihr Leben deſſen wahrhaftem Ziele am wahrhafteſten nähern.

Unter den Mitteln, welche das Leben erhöhen, müſſen wir unterſcheiden, die, welche der Erinnerung, die, welche den Reizen einer thätigen Gegenwart angehören. Leben beſteht vorzüglich in dem Gefühle — zwiſchen einer fortſchreitenden Reihe Erſcheinungen durch das, was zwiſchen uns und ihnen ſich bildete und bildet, zu wandeln. Am meiſten wird es ſich und wir ſelbſt uns ein Ganzes durch Erinnerungen! Sie als dem Leben entnom-

mene Form ſeiner Fortſchreitung im Werden, ſind unſer eigentliches Ich, der thätige Mittelpunkt und das Kapital unſeres geiſtigen Daſeyns. Was aufgefaßt, aufbewahrt durch inneres Vermögen, zugeführt der Idee zu eigener Erhellung, ein Bleibendes wird in uns ſelbſt, wird auch die Welt, an welcher mit allem, was der Zeit Reihenfolgen Neues hinzufügen, unſer Weſen, als ein eigenthümlich beſitzend und ſchaffendes, als ein ſtetiges ſich ſpiegelt und begreifet. Die Bildung der Menſchheit beruht auf der Art, wie Geſchehenes und Geſchichte ſich feſtſtellen im menſchlichen Sinne, er ſich durch ſie, ſie durch ihn.

Wie Handlungen, die für ein Großes geſchehen, unterm Strahle der Ferne erſt den Standpunkt erreichen, an welchem ſie ſich inniger mit dem Gemüthe, als in noch alltäglicherer Nähe, begegnen; wie ſie erſt durch Gedächtniß und als Gedächtnißwürdiges jene ſtolzeren Umriſſe empfangen, durch welche ſie ſich unſerer Liebe verknüpfen: ſo laſſen höhere Erinnerungen allerdings ſich dem beirechnen, was Geiſter erziehend, dem Gange der Völker einen höhern Charakter einprägen — Macht des Ganzen und die Werthe des Lebens vermehrt. Nur durch das, was in ihm ſelbſt ſich geſtaltet und ſammelt, gehört der Geiſt ſich ſelbſt an in eigenem Seyn. Nur durch eine innere, an des Vergangenen freien Gebilden durch deren eigenes Bilden erweiterte Kraft, durch ihre immer ſtrengere Heiſchung des Großen und Schönen, ſteht er mit immer größerer Feſtigkeit auf ſich ſelbſt. Der Beſitz eines Vermögens, Höheres in Andern, in der Menſchheit, in der Geſchichte zu finden, zeigt ihm, daß er für Aehnliches geboren, den Werth ſeines Daſeyns in dem ſuchen müſſe, was ihn für Aehnliches ſtärke. Der Menſch, die Menſchheit, das Leben erklären an dieſer Welt ſeines Innern ſich ihm als Etwas, das edlerer

Geſtaltungen fähig, deren Verwirklichung am gewiſſeſten darin erreichet, wenn jeder in eigenen Anlagen ihre wahre Beſtimmung und hierdurch deren richtige Verwendungen an dem erkennt, was früher gethan, was demnach er zu leiſten verbunden. Und darum, weil durch Erinnerungen das Leben einen innern Haltpunkt als Ganzes — den breiten Unterbau ſeiner feſteſten Erhebung empfängt, nenne ich die heilige Sorge für Reinheit der erſten, alles weitere ſich dann anartenden Eindrücke; das wichtigſte in der Oekonomie der nationellen Erziehung — den Lebens-Werth des Ganzen durch den der Einzelnen und den der letzten durch erſten feſtzuſtellen. Darum iſt nicht Vielheit des Wiſſens, ſondern was und wie man es wiſſe, nicht Menge des Beſitzes und der Güter, ſondern ihr Stoff für die Gemüthsart . . . das Wirken und Nachwirken eines früher verlebten, der Stellung, welche der Geiſt dadurch erhielt, der Eindrücke, durch welche es anderes überwog, das Geſtaltende für's Leben.

Was iſt der Menſch ohne großartigere Gedächtniſſe, deren Wünſche, deren Neigungen auf etwas Feſteres, als die unſteten Nebel des Kommenden zurückweiſen! Was iſt ein Volk, dem ohne Welt des Innern kein Licht der Gegenwart ſich entzündet an dem der Vergangenheit! Nur zwiſchen Geſchehenem und dem, was geſchehen ſoll für eine Nachwelt, bedeutet die Gegenwart Etwas. Nur zwiſchen zwei unendlichen Reihen und einem Ideellen in beiden gehet das Gemüth auf. Und was iſt das Leben ohne des Gemüthes Erhebung! Ruhiger mag es oft an dumpfer Alltäglichkeit hinfließen und unruhiger zwiſchen zwei ideellen Aufſichten mehr fordern als gewähren. Darum neigt ſich auch der Sinn vieler zum erſten und bis zum Zerſtören der höheren Erinnerungen als peinlicher Mahner. Aber

ertragen, oder beſſer, als höherer Auftrag mit Anſtrengung vollzogen, ſoll es ja werden; vollzogen durch Kühnheit und Stolz der Entſagung, durch feſte Hingebung an Höheres, durch Gebilde, welche die edlere Macht unſeres Inneren bezeichnen ... bis zur Freudigkeit frei, durch das Innere ohne eigenen Gewinn, Gutes zu vollziehen. Frei lebt es ſich nur in der Haltung, welche eine weite Stammfolge geheiligter Erinnerungen dem Gemüthe und der Phantaſie geben. Nicht Herkömmlichkeiten, nicht Formen-Erinnerungen nur als Bürgen eines Beſſern in der Menſchheit, und eine Geſchichte, in ſolcher Beziehung verſtanden, ſind der geſchichtliche Grund, auf welchem ein Volk zu freudiger Höhe erwachſet. Nur Vergangenes gibt den Spiegel — für Einzelne, für ein Volk, ſich als Gewordenes, als Ganzes, als Mahnung und Belehrendes zu erſchauen. Der Augenblick kann ohne ſolchen nichts zeigen, als ſein vereinzeltes Selbſt. Man iſt kein Volk ohne Geſchichte.

Die Meiſten, mit ſeltener Ausnahme, ſind als Leben ſich nur am Schatten des Lebens, der neben ihnen herzieht, ein ſichtbares Bild. Nicht ihr Weſen, ihr eigentlich Ich, die innere Summe von Möglichkeit und Anlagen tritt vor ihre Augen. Sie haben keinen ſubjektiven Blick nach innen, ein Selbſt, aber kein Ich. Nur ein ſtetes Eindringen und Hinauswenden, ein Hergang von außen ſagt ihnen, daß ſie — nie aber — was ſie ſind. Sie fühlen, es ſey etwas da, an dem zu Furcht oder Hoffnung, zu Luſt oder Schmerz ſich Aeußeres ſpiegele, ein Mittelpunkt jener Refraktionen, welche ſie ihr Ich nennen, ohne es jemals näher zu faſſen. Darum auch, was ihr Eigentlichſtes angehe, den Meiſten ſo fremd oder ſo gleichgültig, ſo ſorglos, oder ſo drückend zur Seite geſchoben, und nur das eine Theilnahme, was mit dem ſtündlichen Abrollen des

Daſeyns unter mancherlei Spielen der Empfindniſſe in Beziehungen tritt.

Ihr Ich auf nähere Weiſe oder doch mit durchgreifenderer Stetigkeit als bloß in ſeinem Schatten-Wechſel zu erblicken, iſt nicht von vielen zu erwarten. Das Mögliche, das Gewiſſere alſo bleibt die Sorge, daß jene Strahlenbrechung, von reinern und edlern Gegenſtänden zurückfallend, ihr Daſeyn ſich doch erweitere für ein höheres, wenn auch bewußtloſeres Mitwirken am Ganzen.

Leben — die erſte Eigenheit deſſelben iſt ... Gefühl ſeiner Selbſt. Die zweite — Macht, aus ſich ſelbſt zu entwickeln. Ob es mit Bewußtſeyn Ausgeübtes oder mit blinder Vollziehung der Funktionen, welche ein wechſelſeitiger Reiz erzeugt, in die Macht des Organismus aufgenommen und Ausgeübtes iſt ... Gleichviel! Eigenes Gefühl und jenes Vermögen, in welchen die Funktionen des Daſeyns ſich ſelbſt fortſetzend bedingen, bleiben immer das zuvörderſt Nothwendige zum Charakter des Lebens.

Leben iſt ein Wort weitumfaſſender Bedeutungen; vielartig gebraucht. Jeder Einzelne, jedes Volk jeder Zeit ermiſſet ſich am Leben: ein genießendes, glückliches, ruhiges, geachtetes, ruhmvolles, ein großes, ein verſchobenes Leben. Das Leben eines Mannes, eines Volkes, es lebt gut, anſtändig, es iſt Ton in ſeinem Leben oder drückende Verödung. Die Natur lebt und jedes Einzelne in ihr. Vom engeſten Daſeyn bis zur bewunderungswürdig höchſten Aeußerung von Kräften, die wahrhafte Durchführung wie die bloße Schautragung eines Charakters; jede Summe von Energien für einen Kreis, jeder Inbegriff zur Ausübung gelangter Thätigkeiten; die Art, was man iſt, zu übertragen auf das, was man ergreift, was man will, ſoll oder muß; eine Reihe durchlaufener Schickſale u. ſ. w.

alles wird mit dieſem Worte bezeichnet. Körperliches — Geiſtiges — Sittliches — Ideelles — Geſellſchaft — Politiſches, jedes Verhältniß, das den Menſchen oder das er an ſich ziehet, heißt ſein Leben und gibt ſeinem Leben Farbe und Ton. Leben überhaupt iſt demnach zu betrachten als ein ſehr mannichfaltiger Anwendung und Auffaſſungen fähiges Vermögen, nach Forderungen und Aeußerungen jedes objektiven Kreiſes, in welchen es geſtaltet wird, zur Ausübung bedingt; für jeden ein Kapital, das ihm ſelbſt auf vielfache Weiſe zum Ertrag eigener Entwicklungen, je nach dem Ziele ſeiner Thätigkeit, werden kann. Als Erſcheinung für andere, der Widerſchein deſſen, was ſich am unmittelbarſten damit berührt und vollzieht. Dieß alles iſt ſein erſichtliches, das Prinzip ſelbſt, an dem ſich alles entſpinnt, ein undurchſchaubares Etwas. Zwiſchen Leben, Lebensanſichten und Werth ſteht die engſte Beziehung. Jeder Werth der Dinge, der Thätigkeiten und Zwecke beſtimmt ſich hiernach. Alle Artung der Zeiten und Menſchen geht aus Lebensanſichten und deren Schätzungsurtheilen hervor. Aber welche Verſchiedenheiten, Widerſprüche, Abſtände oder Mißübereinkommniſſe zeigt die Geſchichte! Leben, als Standpunkt bezugsweiſer Werthe wird — aber — iſt kein durch ſich ſelbſt beſtimmt ausgeſprochenes oberſtes Maß: ſondern bedarf ſelbſt eines Abſoluteren und Höheren für ſeine Vollziehung als Ganzes.

Leben iſt des Lebens Bedingung. Jenes Abſolutere in ihm entſcheidet über das immer Gemäße, über den durch Zeit, Ort und einzelne Umſtände herbeigeführten relativen Werth, Dauer, Faßlichkeit, Beibehaltungsrechte und Verſtändigung. Das Relative, genehmigt durch jenes, entſcheidet in ſeinen örtlichen, zeitlichen oder höhern Erforderniſſen, über der Dinge Stellung, Reihenfolge,

Beziehung, Vergleichwerth und des Lebens Anwendung für sie.

Leben ist der Güter höchstes nicht. An einem Höhern muß es erst den Standpunkt seines Werthes aufsuchen, muß Gesetze und Maß dort empfangen. Wie könnte es absolutes Maß seyn für alle Werthe! Ein relatives allerdings für vieles. Wenn also nur an einer höchsten Beziehung sich die absolutere Gewißheit für alles, was recht, was gut, was erhaben, was Würde und Pflicht feststellt; so ist einmal um so mehr für dessen rechte Klarheit und überall gegenwärtiges Bewußtseyn zu sorgen. Zweitens zu verhüten, daß nicht bei so vielen in den Wahn — — (der Rest fehlt).

Lebens-Oekonomie.

Bei allen Funktionen des Erhaltens, Erwerbens, Ergültigens, Verschönerns deſſen, was in ihm enthalten und was ihm Bedarf, ſelbſt bei den Richtmaßen aller Beſtrebungen, die es an einem Höhern aufſuchet, erſcheinet das Leben als Verwaltung und Haushalt, als Verliehenes, das ſich ſelbſt zum beſten Ertrage zu bringen hat.

Das Leben als menſchliches Wirken, das in ſich ſelbſt zu Mitteln, zu Zwecken, zu ihrem Ergreifen und Durchführen zwinget, ſtehet ganz auf dem Boden der Oekonomie, übet ſich nach allen ihren Seiten hinaus; ein Haushalt eigener Führung mit dem, was es vermag, was ihm erreichbar, für das, was es bedarf, begehret, muß oder ſoll. Durch alle Anlagen, Beſchaffenheiten, Geſetze ſeines Beſtandes, durch eigene ſelbſtthätige Kräfte und ſeine eigene Natur aber ſtehet jeder einzelne Lebenshaushalt zugleich in einem allgemeineren der Welt, an deſſen Mitwirken ſich alles bedinget, an deſſen Ganzes alles geknüpft iſt, in deſſen Geboten ſich alles aufſchließet.

Lebens-Oekonomie (der Einzelnen oder des Ganzen) iſt wie jede Oekonomie das, was nach ewigen Geſetzen der Natur in immer geltender oder durch Umſtände herbeigeführt beſonderer Nothwendigkeit jedes Daſeyn für das, was es ſeyn ſoll und ſeyn kann, für ſeine Zwecke,

seine Stelle im All oder im Zusammenhange anderer Glieder bedinget, um das, was es bedarf oder vermag, was volles Wesen entwickelt, und gegen Störungen sichert, nach Zeit, Wachsthum, Fortschritten der Begegnung und Folge nach Verhältnissen zu vermitteln, wie alles bei- oder zurücktreten muß.

Leben fordert gebieterisch, abschließlich a) durch sich, b) durch seine Formen, c) durch das, was sich nach Zeit und nach Ort auf beide oder eines begründet, oder in seinen Erreichungsweisen unter Formen ausspricht. Zeit und Ort werden, geben oder fordern Gesetze. Wie sie in wahr oder falscher Ansicht ihrer Benöthigung Anlässe, Ursachen oder Quellen vieler ökonomischen Einrichtungen ihrer Art, Verhältnisse, Stellung und Bedeutsamkeit werden, so sprechen jene Ansichten, bis Zeit, Ort oder sie selbst ändern, sich aus, als feste Richtpunkte des Thuns oder doch als Maximen dessen, was allmälig zu bessern, was zu bestreiten oder zu tilgen. Alle Oekonomie ist ein Kind der Zeit und des Ortes.

Leben ist Haushalt, Haushalt ist Leben. Jedes gibt und begehret des Andern. Ein Mittel- und Haltpunkt, ein fruchtbarer Satz für Vieles.

In jeder andern Oekonomie kann zuvörderst nur vom Leben im Wirken, von Lebensausübung, von Lebensempfänglichkeit, vom Leben in und durch Verbindung mit andern, kurz von den wechselwirkend absonderlichen Beziehungen dieses Haushaltes und dieses Lebens die Rede seyn. In der Oekonomie des Lebens, vom Leben selbst und seiner Erhaltung, Bedeutung, Entwicklung, Erhebung und deren Erfordernissen oder Bedingungen. Was durch Verbindungen erreichet oder gehemmet werden möge? was sie selbst oder die Dinge dadurch werden? oder

werden ſollen? iſt vorzüglich wo Leben der oder in der Geſellſchaft zu behandeln, ökonomiſche Aufgabe.

Urſprüngliches Leben kann nicht der Menſch, nur die ewige Kraft ſchaffen. Aber er kann Vorhandenes auf ſelbſthervorgebrachte Bedingungen anwenden (eine Art Schaffen, beſonders der Lebensformen). Er kann es in ſeine Gebilde übertragen und aufnehmen. Das Leben deſſen, was er ſtiftet, ſeiner Zuſammenſtellungen, gehet von ihm aus. Vereinigungen zu begründen kann nur der das Beſte erreichen, der in deren Ziel und Prinzip mit den vollſtändigſten Erkenntniſſen zu Werke geht, der aller darin enthaltenen und einwirkenden Glieder eigenes Wirken und Lebensempfänglichkeit am richtigſten durchſchauet. Hiernach iſt das Leben der Geſellſchaft ſelbſt, das in ihr, das wechſelſeitig zwiſchen ihr und ihren Gliedern ſtattfindende, das einzelne und allgemeine zu erwägen.

Das Leben, das vom Menſchen aus- und in alle ſeine Stiftungen übergehen muß, iſt, der Art und dem Grade nach, Folge der früheren Entwicklungen, zu welchen das von der Natur ihm Verliehene gediehen. Dieſe Entwicklungen werden die Elemente und Gewähr des Geſelligen, wie ſie ſelbſt wieder durch das Geſellige weiter gewahret und vermittelt werden. Wir ſehen in der Geſellſchaft alſo, wie in allem a) ein Leben an ſich, ein urſprünglich im menſchlichen Weſen durch eine höhere Stimme begründetes; b) ein durch den Menſchen verliehen, in deſſen Formen, Abſicht und Anſichten bedingtes; c) ein auf ihn rückwirkendes.

Wer Leben verleihen (gleichſam Schöpfer einer Erſcheinungsform ſeyn) will, muß das ſeinem Ziele und deſſen Prinzip Entſprechende vereinigen können. Das Seyn kann nicht ohne das Ziel, das Ziel nicht ohne das Seyn

in ſeinem innerſten Gehalte, beide nur wechſelſeitig fortſchreitend, eines aus dem anderen erkläret und geordnet werden. Einſtweilen läßt manches ſich trennen, und in ſeiner Einzelnheit näher erforſchen; aber voll verſtanden kann jedes nur werden durch den ſteten Rückverein des einzeln Erkannten zum umfaſſenden Ganzen, dem es gehöret, in welchem ſich Stelle, Bedeutung und Wirken beſtimmen. Wir glauben an's Leben; wir erkennen das Leben. Der Glaube muß bei einer ſo tief verwickelten Sache manches ergänzen. Er iſt aber auch oft nur Erſatz eines verſäumten Erkennens. Eigenen und fremden Glauben, eigenes und fremdes Erkennen muß die Lebens-Oekonomie auszugleichen wiſſen. Beide gehören zu ihren Elementen. In beiden bedinget ſich zu wechſelſeitiger Anart jedes jetzige Ziel am Weltprinzipe des Lebens. An ihm entſcheiden ſich die Werthe, die Aeußerungen, und was für ſolche zu fordern.

Wer empfangenes Leben und ſein Vermögen gebrauchen oder Leben auf anderes übertragen will, muß es in dieſem Geſetze zu durchſchauen ſuchen: Leben, wie Geiſt, — ihre Quellen ſind verborgen; aus Wirkungen nur erkennen wir beide. Viel Verwandtes in beiden, doch verſchieden an ſich! — oft der letzte die Potenzirung des erſten! — Leben, ein Strom, der obwohl derſelbe, doch nach dem Verſchiedenen, in das er ſich ergießet, verſchiedene Erſcheinungen annimmt. Körperlich, intellektuel, ſittlich, äſthetiſches Leben — Leben des eigenen Seyns — Leben mit Andern und nach dem Tone der Verbindung — für alles deſſen und deſſen Einreihung eine Oekonomie.

Leben und Seyn, zwei ſchwer zu trennende Begriffe! Leben, die jedem Dinge ſelbſtthätig inwohnende Erſcheinung von Kräften, eigener Dauer, Erhaltung, Verwendung

im Seyn. Thier, Pflanze, Anſtalt, jedes lebet in einem ihm beſondern Umfange und Art. Dieſe Art Unterſchiede ſind und neben ihnen die Lebensempfänglichkeiten zu erwägen. Jedes Ding kann nur dem eigenen Leben gemäße Belebung einpflanzen, nur nach deſſen Umfange, Art und Gehalt in ſich aufnehmen oder auf Anderes fortſetzen. Das Geſetz der Verwandtheit herrſchet überall.

Durch Empfänglichkeiten tritt jedes, dem eigenen Stoffe, Bau, Verhältniſſe und Vergliederungen gemäß in Funktionen für ſich oder für anderes, kann es mit anderem verknüpfet und zu gemeinſamer Einheit gebracht werden. Es lebet ſein eigenes, es lebet ein Leben ſeiner Verknüpfung als zweites, ſo weit ſeine Empfänglichkeit erregt wird oder reichet. Da wir Leben an ſich nicht durchſchauen, iſt in der Oekonomie nur von Aeußerung oder von Empfänglichkeiten deſſelben als dem Erſcheinenden zu reden. Im Sinne der Verknüpfbarkeit durch das Empfängliche iſt der oft wiederholte Satz zu verſtehen: „jedes einzelne Leben bedinge ſich je nach Art des Ganzen und Höheren, in dem es begriffen ſtehe.“

Formen des Lebens — Einzelner oder Geſelliger? Alles was zu deſſen Ausübung dem Menſchen ſich vermitteln muß als Art des Erreichens und Sicherns, der Anmuth und des Bedürfens, der Leitung deſſen, was ſanft oder gebieteriſch darauf einſtrömt, was Umſtände, Zeit, Ort, Verbindung mit Menſchen, wechſelnd, ungewiß, nicht immer ergreifbar darbieten oder erheiſchen; was als Vorſtellung des Wichtigſten ſich zu bleibendern Gebilden, zu Maßen eigener Vollſtreckung, zum Richtgang eigener Artung und aller Verhältniſſe des Perſönlichen und Sachlichen nach außen und am Aeußern entwickelt. Form alſo, was der Menſch durch auffordernde Anlaſſe ihren Reizen oder

Anſichten gemäß ſich ſchaffet und geſtaltet, was er ſelbſt dadurch wird und in ſeinen Thätigkeiten zur unvermeidlichern oder doch zuverſichtlichern Bahn ihrer Vollziehungen machet. Im jedesmaligen Sinne des Lebens lieget der Sinn ſeiner Werthe. In den Bildern des Werthes entſpringet der eine Theil ſeiner Formen, der andere in dem, was eine eben vorhandene Stellung der Dinge, wahr oder täuſchend, dauernd oder vergänglicher als Nothwendigkeit nachweiſet. Darum bleibende oder flüchtigere, gehaltvolle, richtige oder gehaltloſe Formen, wohlthätige oder quälende.

Leben, nicht eigentlich mittheilen, nur erregen läßt es ſich, wo ſeine Naturkeime vorhanden, durch Affektionen, deren der Andere durch ſeine Beſchaffenheiten empfänglich; darum müſſen, das Einzige ſo zu leiſten, dieſe Empfänglichkeiten erkannt, oder errathen oder des Schuttes entlediget werden, der ſie unzugänglicher machet. Verwandtes, Empfinden, Ahnen, Bilder, Begriffe, ſchlummernd, aber erweckbar vorhanden, müſſen ergriffen und Formen erdacht werden, welche, um Tauſende zu einer Richtung in ein Ganzes zu verknüpfen, Jeden in ſeinen Deutungskräften, Jeden nach ſeiner Weiſe, aber Alle zu gleichem Zwecke und Vollziehung anſpricht. Umſtände geben dieſe Form. Menſchen finden ſie zuweilen auf, aber woher ſie auch ſtammen, ſie iſt, je nachdem ſie tauſend Mittelmäßige tiefer in ihre eigene Schlaffheit verſenket oder an höhere Gegenſtände mit unwiderſtehlichem Reize hinziehet, der Keim kleiner oder großer Zeiten. Die Zeiten werden groß, wenn auch nicht immer die Thäter, die nicht ſelten kleiner als die Ereigniſſe ſind; denn groß iſt weder der Einzelne, noch ſind es Viele, weil ſie paſſiver Stoff einer hohen Unternehmung, tapfer ausharrend oder hingegeben ſeyn können. Groß iſt

nur, wer hingegeben, ausharrend und tapfer ſeyn kann für ein Ziel, das er mit freiem Sinne, höherer Pflicht und Beſtimmung in ſeinen Bedeutungen ſelbſt faſſet, in ſeiner Würde als Lebens-Lichtpunkt ſelbſt wählet.

So ſind Zeiten, ſo Völker und die Frage zu erklären, warum Großes oft ſo ſchnell in Kleines abfalle. Es kam nur von außen hinein, nicht von innen heraus.

Die Natur bleibet der ewige Quell, ein und derſelbe. Was einzeln menſchlich ſich artet, fließet aus ihr, gehet in ſie zurück. Der Menſch beſtehet fort als wahrhaft in ſich vollzogen oder zerrüttet. An dieſem, Jahrtauſende her bekannt gewordenen Kreiſe — mehr als er, d. h. das am Geſchichtlichen ſich offenbarende tiefere Element, laſſet ſich nicht geben, mag alles Kommende ſich bezeichnen, regeln, vorausſehen oder erweitern. Was Element iſt, bleibet Geſetz. Das höchſte, geheimſte in der phyſiſchen Welt bleibet immer das Leben; in der geiſtigen, das Ewige! — ein von Ewigkeit zu Ewigkeit durch ſich ſelbſt Höchſtes.

Gemüth iſt innere Wärme, von außen vermehrbar, aber nur durch ſich ſelbſt zum Lichte erhöhet, ſtatt daß bloßer Verſtand Licht nur von außen erhält, zur Wärme erſt durch Mittheilungen aus dem Gemüthe gelanget. Auf letztem beruhet der Reichthum des Lebens. Reich wird es nur, wo die Macht innerer Welt das Gemüth erfüllet mit großen Bedeutungen. Reich, weil es ob dieſes ſich ſelbſt forterzeugenden Schatzes immer volleren Zuflüſſen, nicht weiter in kleinlich ängſtenden Wünſchen ruhelos etwas erjagen oder ſich aufzwingen muß; weil hierdurch, den winzigen Künſteleien jener Wünſche entbunden, dem Geiſte Einfachheit, der Stamm alles großartig Selbſtſtändigen bleibet, ohne welchen es keine wahre Poeſie des Lebens,

kein Durchdringen in's Innere des Schönen, keine Beziehung auf Höheres und deſſen Verklärung, keinen Blick für ächten Werth in der Geſchichte und der Natur geben kann. Das Leben wird reich, weil es frei wird und rein für das Große. Hohes Gemüth iſt eigenthümliche Entwicklung des Menſchen, darum kann es nur wenig anerzogen, ſehr häufig aber entzogen werden — durch Unterdrücken oder Verarten der Phantaſie, für welche die Natur als beſtimmte Bildkraft der Jugend für Edleres ſich ausſpricht, durch frühes Niederbeugen auf kleinliches Bedürfen, kleinliche Zwecke, kleinliche Thätigkeiten und Verſenkung des Geiſtes in's Hohle, Ueppige oder Gemeine. Eine verborgene, heilige Macht lieget ſie im menſchlichen Weſen; aus ſich ſelbſt gehet ſie hervor eine eigenthümliche Entfaltung in uns, wenn Andere ſie nicht brechen, eine Geſammtartung (keine einzelne) unſerer Anlagen am Naturtriebe nach Höherem und Schönen, dem Strahle eines Beſſern in Allem, der uns ſelbſt die freiere Stellung gewähret, ein nach ſeiner Würde umfaßtes Daſeyn zu ſchaffen. Es ſind die dichtenden, ſchaffenden Anlagen in uns hiebei in beſonderer Thätigkeit. Gemüth aber iſt keine einzelne beſondere Anlage, ſondern eine durch höhere Gewöhnung und Vorbilder vereinende Stimmung unſerer Anlagen in Summa.

Die Erforderniſſe einer großartigen Bildung deſſelben, vorzüglich in ſeinem früheſten Begründen auf die Jugendkraft der Phantaſie, ſind neben jenen innern Anlagen und deren Mahnungen Gegenſtände vielſeitig geiſtiger Bedeutung, jene Anlagen, übereinſtimmend verbunden, zu bethätigen; achtbare Menſchen, — ein freierhaltener, offener Sinn für die Natur, — das, was hierdurch an Gewißheit, Liebe, Antheil, Verehrung und Gefühl aller Werthe uns zuwächſet und ſo mehr vom Gemeinen entfernt hält,

eine Geſchichte, gleichartig hiermit verbunden, daß ſie, trotz allen miterſcheinenden Entartungen, doch am Glauben für ein Größeres in der Menſchheit und dem Wunſche, dafür mitzuwirken, befeſtiget. Hier iſt es, wo die Macht des Glaubens ſich am deutlichſten und wahnlos erweiſet. Edleres glauben können, iſt eine Kraft, die alle übrigen ſtärket. In ihr liegt ſtäte Beſchäftigung mit Großem, durch welche dem Geiſt innere Gewißheit mit ſolcher eigenen Artung dafür erwächſet.

Leben, welches kein gediegenes, bleibt ein nichtiges. Gediegen iſt nur das, welches in der naturgemäßen Uebereinſtimmung all ſeiner Anlagen, was es durch ſich ſelbſt erreichen ſoll, zu erreichen ausgebildet wird. Jedes Leben, bis zu dem einer Pflanze, fordert Erziehung, die es ſich ſelbſt gibt, die es aus Handen höherer Mächte empfängt. Jedes iſt Keim, der, je nach Art, wie er Entwicklungen findet, erwächſet oder verknorret. Im Keime liegt es, ob Baum oder Strauch. Die reine volle Artbarkeit für das, was jede ſeyn ſoll, iſt Gediegenheit des Keimes, die richtige Artung dafür Gediegenheit der Erziehung und Pflege, der Kunſt und des Haushaltes. Des Lebens gediegene ächte Oekonomie iſt nur der Vorſehung erkannt und vollzogenes Geſetz; Achtung aller in einem Keime enthaltenen Anlagen, Ahnung wechſelſeitiger Einheit zwiſchen ihnen, eine hiernach geſuchte Entwicklung derſelben.

Wahre Selbſtwerdung und was in ihr entſtehen kann, wahre Tugend und Herrlichkeit des Daſeyns, iſt nur möglich durch Gerechtheit gegen jede Anlage und die naturgemäß wechſelwirkend übereinſtimmende Entwicklung derſelben.

Es gibt ein *Bewirkbares*; es gibt ein gleichſam Vegetatives, ein aus *ſich ſelbſt* fortlebendes und heranwachſendes in Menſchen und Zeiten, in Maſſen wie in

Einzelnen. Jenes Werden aus Werden durch einen Naturprozeß ohne eigenes Hinzuthun und Wiſſen, das, was aus dem Hauche der Umgebung, wie Luft, Licht und Nichtlicht in die Pflanze, zu Entwicklung, Gedeihen, Hemmung oder Verartung übergehet. Dieſes ſchwer zu Beobachtende und wenn auch am Wirken bemerk-, doch ſelten beherrſchbare iſt in jeder Lebens-Oekonomie der fortgeſetzteſten Betrachtung werth, erſtens damit man bei dieſem in alle Art Werden ſo entſcheidenden Einfluſſe, was zu thun, was zu meiden, immer genauer erforſche, zweitens damit man jener, unſerem Thun zur Seite ſchreitenden Macht demüthig ſtets eingedenk bleibe. Sie fördert, ſie ſtöret; meiſt geſchiehet nur, was ſie erlaubet.

Man betrachte die Jugend oder jedes Lebensalter (denn Lebensökonomie, Erziehen, ſtehet, ſo lange wir leben, nie ſtill), wer und was, welche Führer, welche Gegenſtände ſie umgeben, in welche Wünſche ſie hinein-, aus welchen heraus ſie geriſſen, gewöhnet oder geſchmeichelt werden; man erwäge frei (Menſchenkenntniß und Geſchichte zur Hand) das, woran das Leben zu Thätigkeiten, Einſichten, Stimmungen, Gefühlen eines wahrhaft höheren, zu eigenem Charakter und deſſen Kräften ſich entwickeln könne, — durch welche Richtpunkte dieſe Beſtrebungen gewonnen und geſichert werden mögen; und man ermeſſe dann, wie viel am wirklichen Erwachſen der Zeit, mit jenem ewig Wahren in Ueber- oder Nichtübereinſtimmung trete, was Wünſche und Schätzungen zu fortſchreitender Herrſchaft oder Wechſel bedinge, — welche Gegenſtände der Beglückung, der Ehre, der Meinung über beides man den Menſchen aufzwinge oder laſſe. Man ermeſſe! man hemme oder befördere, was eine edlere Erkenntniß vorſchreibet. Das iſt Lebens-Oekonomie, Erziehung durch und

für ächte Menschennatur, das göttlich Gebotene. Erziehung und Lebens-Oekonomie — zwei Ausdrücke für eine Sache.

Lebensprinzip? Etwas, ein X, durch das es bestehet, möglich ist oder wird. Sind aber die Worte „höheres und niederes Lebensprinzip" (nicht wie Universalisiren und Individualisiren verschieden, sondern beide immer in beiden zugleich; höheres — potenzirteres, niederes — nicht potenzirtes Simultanal- und Ichstreben) mehr als bloße Worte? oder die folgenden viel mehr: „die höhere Lebenspotenz spreche sich aus als erhöhtes Streben', das All in's Ich zusammenzuziehen und zugleich das Ich in's All zu erweitern?"

Daß etwas potenzirbar, die Thatsache, die Erscheinung, selbst die Begegnungen, unter welchen sie statt findet, ist bemerkbar, aber nicht das innerste Wesen und Seyn des Potenzirenden und Potenzirbaren, der innerste Hergang. Leben bleibet ein X. Nur was es nicht hemme, was es fördere und fordere, diese mehr negativ als positiven Erkenntnisse bleiben die unsern. Besser noch ist zu sagen: „es könne das All nicht auf's Ich bezogen werden, ohne daß in Reaktion das Ich auf's All zurückbezogen werde, nur mit mehr oder minderer Klarheit; das einzelne Organ lebe ein eigenes Leben, aber nicht bloß dieses, sondern es trage mit bei zum Gesammtleben des Organismus." Es empfängt und hilft rückwirkend wieder zum Ganzen. Aber wer kann zu scheiden verstehen oder scheiden, was nur durch und für einander bestehet! Der Kern jedes Naturganzen ist wie Leben und Seyn — X.

Die Ritalität ist ein allverbreitet Gesetz, doch so, daß trotz der Beharrlichkeit am Entwicklungstypus und trotz seines bleibenden Gesetzes, doch ein Veränderungsprinzip

darneben beſteht und die Reſultate der Entwicklung höchſt verſchieden ſeyn können, obgleich nicht ſeyn müſſen. Das iſt's, was jede Lebensökonomie ſo vielſeitig erſchwert! Mag es auch ſeyn, „daß jedes Höhere als geſteigerte Aufgeſchloſſenheit und Spontaneität ſich aus dem engen Niederen emporſchwinge" — wiſſen wir darum genau, was wahrhaft ſteigere, d. h. bleibend ermächtige? oder was bloß vergänglich oder gar ſtörend erhitze? —

Leben, — Leben des Menſchen, der Dinge, der Anſtalten, des Geiſtes und ſeiner Oekonomie — drei Fälle ſind möglich bei zwei nach irgend einem Geſetze der Thätigkeit oder als Gegenſätze von einander abhängigen Größen, die ſich wechſelſeitig Funktion und Wurzel zugleich ſind, erſtens, jedesmaliges Zunehmen der einen bei Zunehmen der anderen, abſolute Sympathie; zweitens, die eine nimmt beim Zunehmen der anderen jedesmal ab, oder zu beim Abnehmen der anderen, abſolute Antagonism; drittens, mit dem Zunehmen der einen, nimmt je nach Maaß ihrer Werthe und Stellung, die andere ſowohl ab als zu, relatives Wechſelverhältniß, durch Zurück- oder Beitreten eines dritten, oder veränderte Bahnen. Es zeiget ſich hierin, wornach und wie in dem Falle weiter geforſchet werden müſſe.

Wenn z. B. im zunehmenden Leben äuſſerer Arbeit der Geiſt zugleich ſich beſtärket und erweitert, oder in der Zunahme gewiſſer Beſchäftigungen, der Geiſt immer tiefer verſinket, ſo iſt an dieſe ſich offenbarenden Sympathieen, Antagonismen und deren innerſte Gründe die Forſchung über rechtes Feſthalten oder Meiden, die Diätetik der Geſundheit oder Krankheit zu knüpfen. Faſſen, erregen, vermitteln, vollziehen, vier Funktionen der Lebens- und Geiſtes-Oekonomie! Ihre Verfahren, ihre Mittel,

ihre Freunde oder Gegner ſind hiernach zu erwägen. Die meiſten menſchlichen Anlagen, Vernunft, Gefühl, Phantaſie, das Empfangende, Schaffende, Dichtende u. ſ. w. in ihnen, ſind eben ſowohl einzeln als zuſammen für alle dieſe Funktionen in gleich häufiger, ſtätig und wechſelwirkender Bewegung. Die meiſten menſchlichen Werke ſind Werke ihrer höchſt manchartigen Verknüpfung, je nach Zeit, Stellung, Umgebung für jeden Fall beſonders geartet. Wenn der Gott im Menſchen ſich von allen Erdenbanden losreißet und jedes Daſeyn in den großen Angelegenheiten eines Ganzen, frei ſich den eigenen Lebenserhebungen zuwendet, wer kann vorſchreiben, wer kann ſagen, welche Kraft dabei am meiſten, am erſten, oder wie ſie in gegenſeitige Thätigkeiten treten? Undurchſchaubar wird alles, je nach ihrer Artung, im Innerſten gefaſſet, erreget, vermittelt, vollzogen. Darum iſt, alle menſchlichen Anlagen gleichrichtig entwickeln, keine verſäumen, keine verkennen, die wahre Lebensökonomie, die wahre Erziehung eines Volkes. Jeder ziehet dann nach eigenem Vermögen daraus, was durch ihn ſelbſt ihn geſtalte, was in ſich ſelbſt er und hierdurch nach außen vollziehet.

Drei Güter machen das Leben reich: Vieles und Viele achten; hierdurch Liebe und des Lebens freudige Verwendung; eine damit in ſtätem Schwunge erhaltene Phantaſie, Vernunft, und beider Gebilde für Herz und eine höhere Entwicklung. Wehe dem, der ſie oder das mehrſte derſelben verlor! Das ganze Leben, Einzelner oder der Geſellſchaft, auch deſſen gleichgültigſten Partieen, ſollen nach einem außer dem Leben liegenden Ideale ausgebildet werden. Die Wurzel dieſes Idealen iſt religiös, ein Höchſtes über uns. Als Sinnbild aller geiſtigen

Intereſſen an Wahrheit, Schönem und Großem, lebendig und der menſchlichen Natur freundlich muß es aufgefaßt werden. Das Mittelalter ſtellte es auf als Feind der ſichtbaren ſinnlichen Welt, als einſeitiges Bild der Armuth, der Keuſchheit und des dumpfen Gehorſams. Der Menſch kämpfte in Klöſtern und Kirche, nicht um mit allen Theilen ſeiner ſelbſt in Uebereinſtimmung zu kommen, ſondern die Hälfte ſeiner ſelbſt zu vernichten. Was war die Folge? — —

Leben als Maaß,

als Beziehung des Haushaltes.

Leben iſt das Daſeins-Gefühl in Beziehung auf Wohl und auf Weh, auf Bedürfen und Freude, auf Meinung des Glückes und Genügen; hierdurch die Macht einzelner Vorſtellungen über die Summe aller Vermögen des Geiſtes und ihrer Bewegung. Wie nach den Vorſtellungen des Menſchen, nach ihrem Urſprunge und ihren Beziehungen zum Leben, das Leben ſelbſt ſich geſtaltet, ſo bleibet Leben obgleich kein allgemeinſtes, abſolutes, ökonomiſches Grundmaaß, weil es ſelbſt ein bis ins Individuelle verſchiedenes iſt, doch allerdings ein allgemeinerer Stellungs- und Standpunkt menſchlichen Treibens, ein Haltgrund der Werthe. Jeder gehet mit ſeinem Leben zu Rathe über das, was er vorziehet, und wie hierin die herrſchendere Meinung oder ein herrſchend Geſetz der Natur, ſo muß die allgemeine Oekonomie ihre Anſichten faſſen

Das Phyſiſche zu dieſer Entſcheidungsmacht durch irgend ein Empfinden oder Bedürfen erhoben, führet oft den unabwendbaren Karakter des geiſtigen Lebens herbei. Nichts iſt ſo unbedeutend, was nicht aller Anſichten Anſicht und Waage einen großen Theil menſchlicher Gedanken und Thätigkeiten zu irgend einer Zeit in ſich aufnehmen könnte.

Jedes Kleine und Einzelne kann Gegenſtand allgemeiner Vorſtellungen und aus höchſtem Bedünken aller übrigen, Maaß, Verhältniß, Erniedrigung oder Ausgeſchloſſenheit werden. Eben darum aber, weil ein Einzelnes und Vereinſeitigendes, führet es, auch wenn ein Gutes an ſich, zu Nachtheil: um wie viel mehr, wenn ein an ſich ins Gemeine Hinabziehendes. Wie alſo Leben ſeiner vielartigen Vorſtellungen, ihres Wechſels und ihrer Theilbarkeit wegen nicht allgemeinſtes Grundmaaß nur immer ein ſehr mannigfaltig bedingtes ſeyn kann, ſo muß um ſo mehr der allgültigere Standpunkt der Ausbildungen aufgeſucht werden, die ihm ſelbſt zu größerer Wahrheit ſeiner Berichtigung zu ertheilen.

Wünſche bilden deſſen innerſten Verlauf. An den drei Grundtrieben und ihrer Artung entſtehen die Wünſche. Dinge ſtarkes Wünſchen immer aus ſtarken Gemüthern hervor . . . . . Wohl! Aber daß ſie in Leeren und Hohlen, als todtes Gewicht, ſo ſich an ſie hänget, und nur hierdurch nicht als innere Kraft — verwalten, machet ſie zu Uebeln. Hiernach am häufigſten bildet ſich der Zuſtand der Zeiten! darum, was geſchiehet, meiſt ſo abgeriſſen, ſo ſchlotterig, eilig begonnen, verlaſſen oder zu ganz anderen Enden ſchwankend vollzogen.

Leben, als allgemeinerer, in ſich aber höchſt vielartiger Beziehungsmittelpunkt aller Beſtrebungen und Arbeiten, Güter und Werthe, der Gewerbe und des Handels, — iſt es zu betrachten: Erſtens: einmal als ewige natürliche Quelle all der Forderungen, Bedürfen, Neigungen und Bedingniſſe, durch welche ſich ausſpricht, was, jetzt oder für immer, nöthig, gemäß, erfreulich oder heilſam? Und für dieſe Beziehungen in ſeinen innern, abſoluteren Geſetzen allerdings auch ein abſoluteres Maaß.

Zweitens: als Zuſtand an und zu deſſen Formen, — unwahre oder wahre, naturwidrige oder genehme — der Menſch ſich entwickelt; welchen Formen zufolge, ſeine Vorſtellungen über nützlich oder erfreulich, ſeine Begehren, Schätzungen, Erſtreben, Thätigkeiten und Gebrauchsweiſen ſich geſtalten.

Leben iſt ferner zu betrachten a) als Werk der Mode .... einer über alles in geliebenen, wechſelnden Neigungen, Anſichten und Glauben hinfahrenden Auffaſſung der Schätzungsweiſen, an die es ſich hingibt; b) als das was, durch mächtige Ereigniſſe und bleibendere Verflechtung, lange, überall oder immer (wenigſtens durch Oertlichkeit immer) dem Leben, neben jenen innerſten, ewigen Naturbedingungen, zu einem nach Zeit und Umſtänden unerläßlich Nothwendigen wird oder würde.

An Erſtes, an Mode, wird ſich immer Mancherlei hängen, das Zweite bleibt aller großen, verbreiteteren und allgemeineren Betriebe, Verkehre und der nationellen Oekonomie, Dau, Wurzel und Kern.

Kurz, Zeit und Art werden Geſetze! das Leben fordert durch ſich! Es fordert durch das, was ſeine jedesmaligen Formen bedinget und bedingte.

Jeder will durch Haushalt ein ſtark, tüchtig, wohlbehalten Leben. So weit wird, was ihm als Solches erſcheinet ihm auch Maaß für Thätigkeiten und Werthe. Gelingen kann ihm ſolches nur in aller Theile Harmonie und gleicher Beſorgung. Sein Haushalt theilet ſich in den des materiellen Beſitzes und Betriebes; in den der eigenen Perſönlichkeit nach Innen und Auſſen, in den des Lebens ſelbſt, in alles, was deſſen Geſundheit, Kraft, Fülle und Wachsthum an Geiſt und Körper verſichert; was in und außer ihm als Mittel, als Reihenfolge der-

ſelben, als das, was von Naturwirkſamkeiten abhänget, als das, was eigener Leitung, Gemäßheit und Thun überlaſſen bleibet — erkannt werden muß. Nur an dieſem Erkennen kann er leben, und was er für ſolches unternimmt, als Ganzes verſtehen. Hierin muß alſo allgemeine Oekonomie ſich ſelbſt und jeden Einzelnen zu rechten Ueberſichten bringen, damit nicht hier überſtarket, dort überſchwächet, damit in Allem und gemeinſam mit Allem erreicht werde und geſchehe, was dem Ganzen als ſolches zukommt. Daß nicht jeder mit gleich klarem Geiſte oder gleich offenem Standpunkte dieß alles überſiehet, machet allgemeinere Vorſicht und allgemeineren Einfluß der Hellſehenderen nöthig. Das iſt die Stelle der Staats-Oekonomie. Des Menſchen wahre Beſtimmung bleibt ihr Grundmaaß für Leben und deſſen getheilte Begegnungen.

Kann Leben, als Höherem untergeordnet an ihm erſt ſich orientirendes, nie abſolutes, oberſtes, allgemeinſtes Grundmaaß, ſo kann es doch Etwas werden, was vermöge mancher an ihm ſich ausſprechenden abſolutern Geſetze, Forderungen und Grundbedingungen, in Kürze derſelben, eine abſolutere Ermeſſensfähigkeit annimmt. Was des Lebens wahren Beſchaffenheiten oder Bedürfen gemäß ſey, was ſeinen Fortſchreitungen zu deren Entwickeln und Erhalten nöthig als Mittel, was ihm heilſam, kann und muß an dieſem Nöthigen allerdings ſich ermeſſen. Daß das Leben ſelbſt dabei immer unter dem oberſten Lichtpunkte ſeiner wahren Beſtimmung erkannt werden müſſe, verſtehet ſich von ſelbſt. In einem gewiſſen, nur nicht dem gewöhnlich ſo ausgedehnt und zu ſehr erweitertem Umfange, kann Leben oft als ein wiſſenſchaftliches Grundmaaß für Einzelne und Geſammtleben, ein Maaß geſellſchaftlicher Anordnung und allgemeiner Oekonomie ſeyn.

Menſchliche Anlagen, — nur in individueller Abſtufung verſchieden — ſind ſie zu allen Zeiten dieſelben, oder man iſt kein Menſch. Daß ihm allgemeinerres Hervortreten nach Völkern, Begebenheiten, Erfordernissen und Zeiten, ſo mancherlig, daß ein Zweites, daß Gegenſtände dieſe ſubjektiven Aenderungen und Geſtalten vermitteln; daß es eine Art und eine Richtung der Gemüther, die erſte durch Miſchung der Anlagen, die zweite durch des Lebens Ganzes gegenſtändliche Gewöhnungen, Uebung und Erſtrebungen gibt, iſt als die kategoriſche Quelle aller Fragpunkte, als die Quelle ſo mancherlig er Erſcheinungen, Wechſel und Maaße des Daſeyns, deſſen, was ihm gebührt, ſeiner Verhältniſſe, Werthe und Fügung zu betrachten.

Daher der Mangel eines allgemeineren Grundmaaßes, jenes erdachte Höchſte ausgenommen, das aber für ſo manches Kleine nach der Beſchränktheit menſchlicher Geiſter zu groß, nur ſelten ſeine beſſeren Vergleichspunkte zeiget. Dieſer Mangel iſt allerdings beſonders für den allgemeineren Haushalt ſehr empfindlich und die Urſache, warum ſo Vieles nur Bruchſtück und ſo oft eine Lücke; daß man wiſſenſchaftlich darnach ſtrebt — iſt alſo kein Wunder; daß es Allen ausübend klar werde, was Oberſtes bleibe, iſt ſchwer zu erwarten. — Ums Leben dreht ſich Alles; bewußt oder bewußtlos richten in Gefühlen jedes Einzelnen ſich alle Wünſche und deren Schätzung dahin; man ſollte meynen, daß es das Schicklichſte ſey, Grundmaaß für Alles zu werden — Aber es iſt ja ſelbſt nur ein Traum, der vieles zu ſeiner Ergültigung bedarf. Schon der Gegenſatz: körperlich und geiſtiges Leben, deren keines des andern Maaß ſeyn kann, tritt entgegen. Daß es Bedarf, iſt das zweite Prinzip von allem, was durch ſolches beſtehet; Kraft für alles, was durch ſolches

geſchichtet, beuget es ſich ſelbſt unter Bedingungen, durch die es ſich ausbildet, erhält und erzeuget; Ausflüſſe deſſen, ohne welches es nicht wäre, nicht wirkte, nicht bliebe. Unter die Frage „Wofür?“ die ſeines eigenen Zweckes? Ueberall zeigt ſich, daß es ein allerforderndes, aber kein allermeſſendes ſeyn könne, daß es ſelbſt einem Maaße unterworfen.

Wer iſt unabhängig, wenn das Leben ſelbſt es nicht iſt? Oder was laſſet ſich ihm zu vollem Umriſſe beſtimmen, wenn es durch Bedürfniß und Bedürfen in tauſend Abhängigkeiten verflicht? Kann, was in ſich ſelbſt und ſeinen Erforderniſſen ſein immer Gleiches in ſich Feſtgeſtelltes, ſondern Wechſelhaftes bleibet, Grundanſicht ſeyn? Oder darf der Menſch glauben in einem bloßen Vermögen zu handeln, aller Dinge Maaß für ſeine Beſtimmung zu finden, da er für dieſer Dinge und jenes Vermögen die rechten Verhältniſſe der Anwendung erſt in der Stellung ſeines Selbſts zur Gottheit empfängt? Ein vielſeitig relativer Beziehungs- und Erwägungspunkt, als Prinzip und als Kraft bleibet allerdings das Leben für das Meiſte in der Oekonomie. Jedes Einzelne hat einzeln aber nur den ſeines in ſeiner Art vollkommenen Wirkens und Seyns. Wo aber iſt der Urtheilende? Iſt er auch immer der Meſſensfähige? Rechtmeſſende? Stehet er im rechten Vollkommenheitsſtandpunkte? — Daher der Streit.

Menſchen und Sachen — unter zweierlei Beziehungen eignen wir ſie uns an; *verſtändig ökonomiſche* Aneignung, zum Zweck und Gebrauch; *freie äſthetiſche* Aneignung, das Gefühl befriedigend, ohne Rückſicht auf Gebrauch. Ob ein Menſch, eine Sache uns freundlich und nützlich? was zu hoffen? zu erreichen? zu fürchten?

das ist die verständige Ansicht. Welchen Werth er oder die Sache an sich, ohne Beziehung auf uns, wie viel mehr den reineren Menschheitsideen entsprechend, das die freiästhetische Ansicht. Diese letzte, das Gefallen ohne Hinsicht auf Vortheile, findet vorzüglich, wo die Einzelnheit, wo der Eigennutz, auf den höheren Standpunkten des Daseyns, in Geschichte und Dichtung statt. In beiden Fällen ist Leben das Maaß — Lebenssicherung und Bedürfen, allgemeinere Lebensergültigung, enger oder weitere Urtheilserwägung.

Es befriediget das Große und Schöne bloß durch seine Gegenwart. Der reine Eindruck, welchen es auf das Gemüth — ein fassungsfähiges nemlich — machet, ist hingebende Huldigung. Das zu enge Gefühl irdischen Wechsels, dem Jemand unterworfen, das nie Hinausgelangtseyn über solches ist es, was aus Sorge des Verlustes, das Begehren zum Herrschenden machet. Er will, was entgehen kann, enger an sich schließen. Das Kind strecket die Hand nach dem Monde aus, dessen Schimmer es ergötzet; es kennet nur noch Ergötzliches, nicht Hohes. So machet kindische, eigennützige, befangene Begierde des Herrlichen Besitz zu dessen einzigem Werth. So zerstören wir aber auch das Schöne in uns. Was wir an uns reißen, ist doch nur die äußere Erscheinung, das Irdische, Vergängliche. Bleibet uns denn nicht das einzig unserem Geiste Gemäße, die freie, höhere, ewige Erinnerung und seine Veredlung von jedem Schöneren?

Es gibt einen tugendhaften Willen, einen tugendhaften Glauben. Dem ersten soll alles gut werden, dem zweiten erscheint Gutes im Seyn.

Daseyn und Leben — letztes, man kann da seyn ohne Leben — eine Form, eine Ermächtigung des ersten. Wie oft

werden ſie verwechſelt! Wie oft wird in das Wort Leben, bei ſo vielfachem und unbeſtimmtem Inhalte deſſelben, willkürlich vieles gelegt, oder ein Einzelnes in ihm als Einziges, als ob kein Anderes neben ihm wäre, ausgeſprochen. Die meiſten Anſichten ſagen nur, Tod ſey nicht Leben, alſo nichts in der Sache; oder nennen todt, was nicht in dieſer Art lebet. Tod freilich iſt immer = 1. Leben aber, wie vielerlei Aeußerungen, Verknüpfungen, Uebergänge und Grade! Seine Erſcheinungen ſetzen wir, ſelbſt dieſe nicht immer. Aber ſein Weſen? — Wenn wir ſagen: „es ſey, was es ſey, durch innere Einheit einer ſich ſelbſt erhaltenden, ſich ſelbſt immer hervorbringenden Kraft" — haben wir mehr als eine Worterklärung, höchſtens eine Seite der Sache, im Worte Kraft blos ein X gegeben? — oder — „Organismus ſey ein Spiel von Kräften, zuſammengehalten durch eine innere verborgene Einheit" (ſie iſt ja das X), „die Form des Organismus ſey die jedes Lebens." Eine Form des Lebens iſt er freilich, eine Bedingniß ſeiner Aeußerungen; aber er ſelbſt, was iſt er? Er ſelbſt wird belebt und gibt nicht das Leben. Mit denſelben Gliedern iſt die Leiche leblos. Das Zuſammengehaltenwerden, die Folge ſehen wir freilich; aber auch die Urſache? Daß Leben eine ſich ſelbſt erhaltende Kraft ſey, iſt nicht ſo unbedingt gültig. Auch das Leben bedarf. Maaß iſt demnach das Leben, ſo weit ſich beſtimmbare Bedürfniſſe deſſelben zeigen. Selbſt iſt es nur nach hervortretenden Wirkungen, nicht nach ſeinem Inhalte zu meſſen. Ein X bleibet es, darum ſo ſchwer zu behandeln, zu erregen, zu bewahren oder in ſeinen Möglichkeiten zu verſtehen.

Es gibt Menſchen, a) welche alles oder das meiſte durch ſich, b) andere, welche alles durch andere. Letzte

theilen sich wieder in zwei Arten, 1) einige empfangen absichtlos alles von andern; bloßer Abdruck der Umgebung, nehmen sie alles in sich auf, wie es sich bietet; oder 2) sie nehmen alles auf für irgend eine in ihnen festausgesprochene Absicht, um Beifall, oder Güter, oder Gültigkeit bei anderen zu erhaschen. Jede Form ist ihnen recht, leicht oder gleichgültig, so weit sie augenblicklich ihren Götzen befriediget. Aber außer diesem Streben ist oder wird ihnen nichts eigen, nichts werth oder bleibend. Ihr Abgott bleibet ihr Maaß.

Alle Gebrechen oder Fehlgriffe der Erziehung, alle durch sie in uns aufgekeimte Scheu, Widerwille, Leere, Halbheit, kommen am sichtbarsten im spätern Alter herfür. In der Zwischenzeit haben Erwarmung, Anstrengung, mancherlei Hoffnungen, Betriebe, Neuheit und der Jugend vielfältigere Reitzbarkeit über vieles hinweggeholfen. Das Alter, welches, wenn nicht große Gegenstände dem Geiste die Flügel edlerer Jugend forterhalten, unter so manchem Ueberdruß der Erlebung, an Wunsch, Vorstellung und Triebkraft verliert, und in der ängstigen Reflexion so mehr sich vereinsamt, bringet uns, sobald wir diese Entfernung von allem zu fühlen anfangen, zu jenen rohen, unausgebildeten oder verbildeten Keimen zurück. Sie finden in Leere des Geistes Raum der Entwicklung. Was unter der Macht regerer Empfänglichkeiten entschlief, erwachet, wann Jeder mit seinem Ich wieder mehr allein. Darum schwinden Glaube und Freundschaft, nicht so sehr am fremden Unwerthe, als an eigener Zerrüttung aus dem späteren Leben hinweg. Darum tritt das eigene Leben in seinen verschiedenen Perioden uns mit so wechselnden Maaßen zur Seite.

Leben — Was?

Seine Gestaltung, Art und Beding.

Leben und sein Haushalt, — eine Aufgabe sind sie, die, indem man sie löset, sich erweitert: Unbekanntes am Beginne und im Fortschritte; eine Reihe, bei dem alle Erfahrung nur Erlebtes, über das Erleben selbst wenig Aufschlüsse darstellet; — eine Aufgabe, die bestimmt ist, sich immer als solche zu zeigen, — die, indem sie in Wirken und Brauchen, in den Formen, auf welche sie durch ihre Ausübung führet, ein offener Hergang, — das Geheimnißvolle in ihr zum Reiz all der Entdeckungen machet, an welchem sie zu neuen Geheimnissen entschlüpfet. Leben, — (der verhüllte Mittelpunkt einer Menge, in höchst mannigfaltigen Aeußerungen höchst verschiedener, Beziehungen: Jeder erblicket, Niemand durchschauet oder begreifet ihn) — weil Jeder das Eigene nach eigenen Anlässen und hierdurch alles Uebrige nach Individuellem ermisset, so bedarf es, wo alle Einzelne auf ein Ganzes hingerichtet seyn sollen, einer allgemeineren, absolutern Grundlage seiner Erwägung, um was ihm selbst als absoluterer Werth zukomme zu entscheiden. So sehr es vor vielen Maaßen das Beziehungs-Allseitigste ist, so wenig ist es als ein von allem Gleichangenommenes, Gleich-

verſtandenes, Gleichverliehenes, auf alles in gleichen Verhältniſſen Paſſendes, als Grundmaaß der Dinge und ihrer Schätzung zu gebrauchen. Nur ein Höchſtes für Alle kann Alles unter den allgemeinen Karakter ſeiner Geſetze vereinen. Dieſes Höchſte muß erkannt werden.

Leben? die Summe der in Jedem regbar vorhandenen Anlagen; Lebensgang? das, was jener Summe gegenüber, die Bedingniſſe ihrer fortſchreitenden Artungen enthält und auf ſie überträgt; Lebens-Prinzip? das Unbekannte in beiden. Leben iſt uns nur eigen durch ſeine Empfindung, Empfindung nur etwas durch das Gebilde, an dem und durch das ſie ſich ausſpricht.

Objektive, vielartig objektive Ausbildung, Entwicklung, Erweiterung, Steigerung, Thathöhe nach Außen kann der Menſch dem Leben verleihen. — Arten kann er es, eigenes wie fremdes; wie viel er an und in ſich ſelbſt, ſubjektiv als intenſive Summe ſeines eigenen Beſtandes unmittelbar (direkt) mehren könne — iſt eine andere Frage. Er kann ſich kein fehlendes Glied, keine Anlage geben, die er nicht hat. Kann vieles lernen durch Fleiß, aber kein ſchaffendes Genie werden durch eigene Wünſche. Er muß ſich nehmen, wie er ſich empfing. Die Grenzlinie erwerbbarer Beſchaffenheiten oder Schätze — und unerwerbbarer Eigenſchaft iſt ſtrenge gezogen. Zeichner kann man abrichten, Kunſtjünger heranziehen, aber keine Künſtler. Man wird es, ohne recht zu wiſſen, weil ein Inneres dahin dränget.

Ueberall zeiget ſich demnach, auf jenes Objektive und deſſen indirekte Einwirkung auf das Subjektive komme es bei allen menſchlichen Veranſtaltungen an. Gegenſtände kann man wählen und häufen, — was ſie Jedem werden, entſcheidet eine ihm eigene, unbeherrſch- und undurchſchau-

bare Macht. Nur Buchstabenweisheit, der kindisch hoffärtige Wahn eingebildeter Gelehrtheit kann lehren wollen, was nicht zu lehren, schaffen wollen, was nicht zu schaffen. Auf einer strengen Erkenntniß dessen, was man und wie man es könne, auf einer richtigen Betrachtung des Lebens, seiner menschlich offen und zugängigen — seiner naturabgeschlosseneren Kreise, beruhet demnach die richtige Bildung der Menschen und Völker.

Ich sage Leben — und — scheide in ihm Leben — und — Lebensgeist. Erstes als Summe in ihm vorhandener Anlagen, letzten als die unter wechselseitigem Erregen und Bewegen, für Combinationen dessen, was Daseyn und Gegenstände hierbei leisten, vorhandene und erwachte Art der Energien.

Wie Auge und Ohr, als Fachwerk und Raum, als Sinn und Vermögen mit diesem oder jenem erfüllet zu werden, ist — Leben zu betrachten, als Besitz zum Kapitale erst verwirklichet durch Gegenstand und Verwendung.

Beschäftigtes — Seyn, als erstes Bedürfen des Lebensgeistes — und — was jede Beschäftigung außer dem vorgesetzten Zwecke und ihrem ersichtlichen Wirken, und wie manches sie auf vielfache Weise und am richtigsten oft durch dieses Selbstmächtige, Verborgenere für Geist und Daseyn hervorbringe — bleibet unerläßlicher, wenn gleich meist schwer zu lösender Betracht ihrer Erwägung. — Ins Leben treten, ins Leben einführen heißet also die Reihenfolge von Gegenständen, das, was Zufall oder Wahl, eigene oder fremde auf der Bahn des Daseyns Jedem zur vorzüglichen Beschäftigung, Kampf, Uebung, Gewöhnung oder Erforderniß, zum bildenden Grund also seiner Entwicklungen, seiner mehr oder mindern, so oder so gestellten Artung zum terminus a quo

und ad quem, zum Concentrations- und Lichtpunkt ſeines Weſens machen. Daher die verſchiedenen Hervortretungsweiſen menſchlicher Anlagen, wie ſie als eben ſo viele, verſchiedene Erſcheinungen des Wirkens und Werdens am Gange und den Gegenſtänden des Lebens ſich bedungen. Darum zeiget ſich der ganze Verlauf menſchlicher Geſchichte als ein fortwährender Commentar zu den Sätzen: „Des Menſchen Herz ſey ein trotzig und verzagt Ding; Gott hat den Menſchen einfältig gemacht; aber ſie machen ſich viele Künſte.“

Leben und Zeit: nicht nur daß beide Worte in menſchlicher Sprache oft für dieſelbe Sache gebraucht werden; ſo haben ſie auch das noch gemein, — als Worte mehrfacher Bedeutung ſehr oft ein Spiel mythiſcher Perſonifikationen zu werden. Man ſpricht von beiden, als Jedem bekannt. Aber Jeder ſummiret unter beide nach eigenem Sinne, was ihn eben befällt, grämt oder erfreuet, um einen Ausdruck zu finden, mit dem er ſich oder Andern genüge. Leben — durch Macht eines ſelbſtſtändig innerſten Prinzips, ein fortgeſetztes Werden — ein Prinzip, welches aus der Reihe von Zwiſchenzuflüſſen das zur Erhaltung ihm Eignende in ſich aufnimmt, das Uneignende ausſtoßet, ſeinem Weſen nach unſeren Erkenntniſſen ein nur wenig Durchſchaubares. Was dem allgemeinſten Leben jedes Weſens am innigſten verwandt oder entgegen, wird auch als allgemeinſte und unmittelbare Potenz auf deſſen Organismus wirken, während eingeſchobene Reihen von Zwiſchenmitteln nach ihrer beſchränkteren Artung und Gleichart nur zu beſonderen Entwicklungen und als Bedingteres wirken.

Die Lebenskraft des Organismus, die ſich ſelbſt ſtets geſtaltende und wiederhervorbringende (die

geſellſchaftlich geiſtige, wie die in jedem andern Weſen) iſt eben deßwegen auch die nährende und heilende. Alle Mittel, inſoferne ſie nähren oder heilen, leiſten beides nur durch die Lebenskraft und das Aneignende, Verwandelnde in ihr, ſie ſind im erſten Falle gleichartige Stoffe, welche der lebensthätige Organismus durch eine ihm inwohnende Beſchaffenheit in ſich aufnimmt, die conditio sine qua non ſeiner Dauer, wie er hingegen conditio sine qua non und Vermittler ihres nach ſeinen Funktionen gearteten Eintretens in das Weſen!

Im zweiten Falle bewirken ſie Aenderung einer fehlerhaft verworrenen Lebensthätigkeit im Organismus, indem ſie das zu Aufhebung des Fehlerhaften in ihm vorhandene Gegengewicht reger machen oder verſtärken helfen. Beides — nähren und heilen, ſind alſo Forterzeugungen oder Wiederermächtigungen des geſetzlichen Organismus und ſeiner Bedingniſſe; ſie ſind es durch Vermittlung ihm inwohnender Kräfte, vernichtend, was ihnen entgegen, aufnehmend, was ihnen gemäß. Was durch uns für ihn verbrauchet wird, gehet der Form nach unter — dem Weſen nach über in die Geſammtheit ſeiner verwandelnden Anartung; ſo im Leben des Körpers, ſo in dem der Geſellſchaft.

Alle einzelnen Naturerzeugniſſe ſind als theilweiſe Darſtellungen ihrer allgemeinen Kraft anzuſehen, ſo wie alle Thätigkeiten des Menſchen als Ausflüſſe ſeines Lebens in deſſen Macht und Mittheilung zu betrachten kommen. Sie ſind nichts, ſobald er ſie nicht mehr beſeelet, oder nur nachäffet. Alle werden, vermöge dieſes allgemeinen und ſie begründenden Lebens, Darſtellungen deſſen nach Maaß und Verhältniß ſeiner Erkräftigungen (Energie). Alle Ausflüſſe eines höheren Lebens ſind als ein in ſeinen

Geſetzen Vorhandenes zu erwägen; alle vermitteln ſich in und zu ſeinem Stehen und Beſtehen. Da Mannigfaltigkeit und Wechſel derſelben auf Eigenſchaften, auf Vielheit, auf Verhältniß und Gemäßheit, auf einem objektiv vom Subjekte geforderten oder ſubjektiv auf Gegenſtände übertragenen Mitwirken beruhen, ſo entſtehen ſo viel qualitative oder durch Vielheit entſchiedene Gegenſätze, ſo viele ob- und ſubjektiv verſchiedenartig, wechſelnd und einzeln herbeigeführte Lebenserſcheinungen des Wirkens, Hervorbringens, Wachſens oder Vergehens, daß man, was das Entſcheidende hierbei, nur ſelten recht darthun kann. Ein ähnlicher Organismus und Lebensprozeß gehet vor am Daſeyn der Geſellſchaft; ein analoger Standpunkt iſt nöthig; — daher die Mühe oder häufige Unmöglichkeit vollſtändiger Durchſchauung deſſen, was in, was außer ihnen begünſtigend oder ſtörend beitritt. Aller Kräfte und Funktionen Uebereinkunft zum Ganzen iſt Geſundheit, ihre Abweichungen Krankheit.

Leben und Lebensglück.

Das Spiel, welches unter den Benennungen — Leben, Lebensglück, Lebensziel, Lebensentzweiung u. ſ. w. mit Worten getrieben wird, kann uns ein Beiſpiel geben, wie, wodurch und warum, unter welchen Lücken des Geiſtes mit den ernſteſten Dingen — mit Religion, Wiſſenſchaft, Kunſt, Geſellſchaft und Recht, mit allen in ihnen enthaltenen Schätzen ſo wenig und ſo ſelten Feſtes oder Erſprießliches bewerkſtelligt werde. Nicht die Güter ſelbſt, ſondern die Art ihrer Ergreifung entſcheidet über den Werth ihres Beſitzes und Wirkens. Daher ſo vereinſeitigte Lebenstheorien z. B. die, welche auf materiellen Reichthum als Macht eines Volkes und Ziel allgemeiner Oekonomie ausſchließlicher hinweiſen.

Kein Wort hat mehr Unglückliche gemacht und Unheil erzeuget, als das Wort: Glück, ins Leben hineingetragen ein Gebilde, zu welchem man die Aehnlichkeit ſuchet und eben darum nur immer Ungenügendes findet. Es iſt die vornehm trotzende Bettelhaftigkeit des Dünkels einer Gabe, zu der man ſich berechtiget glaubet. Eben dieſer Dünkel wird das Maaß, warum man ſie immer zu klein findet. Darum verdirbt Glück im Begehren oder Empfangen, Suchen oder im Beſitze die Gemüther ſo leicht, weil ohne eigentlichen Sinn ein haſchendes Hineinblicken

in Etwas, so uns farbewechselnd umriß, los vorschwebet, weil es stets zurückweiset auf das Selbst und nicht hinaus auf ein Größeres, Ewiges und Festes.

Der Mensch hat nichts zu fordern als — nicht unglücklich zu seyn d. h. alles zu meiden und jeden Widerstand zu besiegen, der sein Leben unter den Kreis höherer Pflicht, seine Vermögen unter das Ziel, das ihnen Gott steckte, zu verworrenem, nichtigem, niedrigen hinabdrücken kann. Stark soll er werden, würdig des Höheren und edel. Erreichet er solches, wird es nicht an innerer Uebereinstimmung fehlen, die, wenn auch äußerlich erfolglos durch Umstände, doch in dem was er erstrebte, ihm das Zeugniß richtiger Zwecke hierin die Palme des Gewissens, das eigentliche Lebensglück darreichet. Lasset Hunderte, was sie Glück nennen — jeder wird Anderes heute als morgen, jeder eine einzelne Sache, die ihm das Heiterste zu versprechen scheinet, — aussprechen. Keiner wird mit sich, um so weniger die Menschheit in ihrem Ganzen, zu bleibender Uebereinstimmung gelangen. Nur an einem wahrhaft Göttlichen und Rechten wird sie möglich.

Im Empfangen und Genießen, nicht im Thun selbst und dessen höheren Vermögen das Glück suchen, darin lieget der Irrthum, darum gibt es so selten eine status publica, weil das Wort selbst hierdurch auf falschen Boden gestellt wird.

Glück ist Vorstellung und Verlangen eines Besseren. Darum erging es ihm, wie so manchem Besserem, so Vielen, welche mit vager, charakterloser, unbestimmter Sehnsucht darnach, Boten des Heiles für Andere seyn wollten und nur Anklänge ihrer Hoffart in die Herzen der Jugend hineinlegten. Bessern? Wie viele gehaltlose Reden werden gewechselt, dem andern zu beweisen, man

ſey beſſer als er. Beſſern — kann man es, iſt's möglich, wenn zwei ſich begegnen, als ausſchließliche Lobſprecher der Geberde, der Mode, des Halts, des Ganges, den jeder von jeher und weil er ihn genommen, ohne eigentlich innere Regung der Idee oder des Lebens? Ein Putz, den man trägt, ein Ding, das man ſeyn, eine Form, in der man glänzen möchte; kein höher wahrhaft Erkanntes. Derſelbe Fall findet ſich faſt bei jedem Geber und Empfänger. Beide ſtehen getrennt, Jeder übet ſein Maaß, der letzte hat Anderes erwartet; der erſte glaubt viel gethan zu haben; beide können ſich ſelten begreifen noch erklären. Mehr Uebles, als durchs Ueble ſelbſt wird durchs Beſſern hervorgebracht, weil jeder nur zu ſehr und zu gerne ſich ſelbſt höret, den Honig ſeiner Rede, den Tonfall ſeiner Worte, den Hochduft ſeiner Blumen in ſich ſauget und ſo im Rauſche des Selbſtgefallens vergißt, was dem andern zukomme, und wenn er nun endlich merket, wie wenig er erreichet — den andern verurtheilt und verachtet. Es kommt ja weniger auf Stimme, als Stimmung, auf das, was man ſaget, auf Sätze und Phraſen, als auf den Augenblick und was im Hörer vorhanden, auf das, was in ihm ſich anknüpfe, auf die Art an wie man das in ihm deutend verwandte errathe. Der Wunſch zu beſſern wie nach Glück, keiner ſollte anders gegeben werden, als der letzte unter der Form einer Hinweiſung auf das, was wir ſollen — welchem Thun eine rechte Entwicklung zum Menſchen verbunden. Der erſte nie als eitle Sehnſucht, ſondern als Kunſt im Menſchen zu leſen, um an ein ihm Begriffenes was er weiter begreifen kann, Verwandtes an Verwandtes zu reihen. Beſſern kann man keinen, man wiſſe denn ſich in ihn zu verſetzen, höchſtens kann man ihn ſonſt eine Zeit lang in

eine gewisse Modetracht hineinziehen. Leichter ist es oft, Massen als Einzelnheiten zu bessern; sie setzen die genaueste Kenntniß der Individualitäten voraus. Die meisten Tugend-Belobten und Tugend-Redner aber, sind sie mehr als Elegants nach der Mode, nur durch sie vorhanden und geltend?

Das Gewisseste bleibet — — mit Wahl der Stimmung und des Augpunktes, vor das klare Bild eines allgemein Großen hinführen, und dort Jeden sich und seinem Glücke überlassen, was er mit eigenem Blicke schön finde. So wenig sich der dichterisch-ästhetische Werth einer Antike dem Andern einpredigen lasset, so wenig der des Guten! Auch hier ist's nur der eigene ästhetische Sinn, der es fasset; offenes Sehen, Vergleichen, Selbstdenken — das ihn Entwickelnde. Darum ist jenes Sinnes — wie die Natur selbst ihn in unsere früheren Tage als Wachsthums-Gesetze unserer Vermögen legte — und des Ideellen in ihm, frühe Bewahrung und eigene Entwicklung, höhere Gegenstände und richtiges Sehen — die wahre aber nur durch jeden an ihm selbst ganz vollziehbare Erziehung zum Guten. Er ist eine weit selbstständigere Kraft an sich und Quelle aller Selbstständigkeit, als er gewöhnlich dafür gilt. Er, die ahnenden, schaffenden, selbstbildend gereinigten Kräfte der Fantasie und Gefühle sind, zusammengenommen, Theile des Gemüthes, das in ihrer Summe sich darstellet als höherer Karakter des Lebens.

Glück — oft Zufalls-Genuß: aber auch der Verständigste kann dem Gefühle nicht ganz entgehen, sich dadurch geschmeichelt zu finden. Es scheinet doch immer Vorliebe eines verborgenen, mächtigen Wesens. Jeder scheinet sich höher, wenn ein Höheres ihn ehret. So hängen sich die Triebe, Größe und Gewißheit, an den des Glückes, wie

dieſer an jene. Alles iſt proteiſch verwebet. Der Hoffart des Menſchen mangelt nirgend ein Haltpunkt.

Erhebung — und — Glück (Wohlſeyn) beide ſuchen im Triebe nach Gewißheit feſten Grund. Beide wirken auf ihn. Beiden wird er bald Freund, bald eine Art Wahrſager, bald grimmer, gefürchteter Meiſter, bald falſchgedeutet oder beſtochener Rath. Dennoch ſind Glück und Erhebung ſich oft rein entgegengeſetzet in Farbe und Zweck. Der erſte will haben. Der zweite will ſeyn. Dort wollen wir: alles ſoll unmittelbar, müheloſer und ſchmeichelnd uns zuſtrömen. Hier ſuchen wir etwas, was feſt ſey, eine Ferne zu erreichen; kein Geſchenk, ſondern ein Errungenes, ohne deſſen Mühe zu ſcheuen. Erhebung fordert Leben in großen Ideen und bringet einem Ziele, das durch ſich gibt, oft Glück und Leben zum Opfer. Glück überſtimmt wohl die Erhebung, aber Leben, ſein eigentlich Ziel, gibt es nicht ſelbſt willig hin; es fragt weniger, was eine Sache an ſich, als was ſie ihm, dem Glückſuchenden ſeyn könne. Darum ſind Weltbeziehungen bei Erhebung, die individuellſten beim Glücke das Grundmaß. Schimmern wollen oft beide. Doch laſſet ſich nicht ſagen, daß im Triebe nach Wohlſeyn die übrigen aufgehen. Oft zeigen jene ſich zur Ehre der Menſchheit als Sieger. Alle drei berathen, berichtigen, verführen, befreunden oder befeinden, ſtärken oder entzweien ſich; die Einzelnen in ſich, wie die Menſchenvereine, je nachdem jeder ein eigenes den übrigen gleichartig oder widerſprechendes Grundmaß in den Neigungen oder Sitten empfing oder nahm.

Glück — eine Vorſtellung, ein Gefühl, ein vorgeſetzter oder erreichter Beſitz. Derlei eng in einander ſpielende, darum, wo ſie getrennt betrachtet werden wollen, oft verwechſelte Begriffe einen ſich in dieſem Worte: a) Etwas,

das uns zufällt, ohne unser Thun, b) Etwas, das unserer Bemühungen Ziel war und Gelingen. Mit beiden verknüpfet sich das Gefühl unserer Vorstellungen. Sie deuten das erste; sie bezeichneten das zweite. Geschenket aber oder erstrebet — unsere innerste Artung nimmt in sich auf, vermisset und setzet sich in den Gebrauch des Erreichten. Wir nennen Glück, was mit unseren Wünschen übereinkommt — einen „Glücklichen," wem zufällt oder wer erwirbt, was wir nach eigenen Schätzungen als die seinigen voraussetzen.

Glück suchen — wecket Thätigkeiten. So weit ist nichts gegen den Trieb, vieles für dessen höhere und richtige Gebilde, für deren Wahrheit und edleres Richtmaß zu thun. Glück blos als Geschenk von irgend einer Macht heischen — bleibet ein Kind eigner Hoffart oder Trägheit, eigenen Trotzes oder Verzagtheit, der größeste Nachtheil eigener Entwicklung, eins mit der Forderung, daß ein Engel vom Himmel uns Gewißheiten verkünden, deren Erwerbsmühe uns zu lästig oder zu ferne bedünket.

Aus solchen Forderungen ist die Mehrheit dessen abzuleiten, was unter den Formen des Aber- — und — Unglaubens, des Hohnes oder der Mißdeutung mit so vielen Wahnbildern der Klage oder der Selbststörung, der Schwäche oder des Uebermuthes das Leben der Gesellschaften durchziehet. Will Jeder im Andern nur einen Diener eigener Wünsche, im Großen nur, was ein weichliches Glück sichert, im Glücke nur, was den Schein eines Größeren ermittelt, — entartet sich eines und einer durch den andern, je irriger und unlauterer das herrschend Ersehnte, so mehr — dies alles ist Folge eines krankhaften und eben dadurch immer kränkeren Gemüthes. Man will kein Gutes mehr, dessen eigenen Werthes wegen. Alle

Begriffe über Werth und Beſtimmung werden immer verworrener.

Der Menſch nennet Glück — was nicht ſchmerzet! was berauſchet! was lange Hoffnungen krönet! was ihn gleichſtellet denen, welche ſein Wahn über ihn ſtellet! was die Lage, die Mode, das kleinliche Gefühl eigner Entzweiung ſo betitelt! Was ſich zwiſchen ihn und ſeine grellere Erbärmlichkeit als deren Verhüllungen ſtellet! Was aus bitterem Bewußtſeyn in Selbſtlob herab oder den traurigen Blick vom Nichts der eigenen Verarmung auf ein Aeußeres hinziehet! Was betäubend in die hohlen Räume eigener Leerheit hineinſchallet.

Glück? — Menſchlich erfundene Windfahne; ſie leiſtet nichts; ſie zeiget nur an! Ein tüchtiger Mann, vermöge ſeines Verſtandes und Gemüthes, wird überall, im Lager, am Pfluge, auf dem Amtsſtuhle an ſeiner Stelle, dem, was er unternimmt, zur Ehre zu ſeyn wiſſen, ſein Haus, ſeine Sippſchaft gelten laſſen oder ertragen, überall das Beſte, ſo ſich daraus machen läſſet, machen. Der, welcher ſelbſtſtändig ſich ſeine Stelle ſchaffet, oder eine gegebene ruhmvoll behauptet und einflußreich daſtehet für ein beſſeres Ganze — iſt der Glückliche — er hat des Lebens Beſtes erreichet. Andern erſcheinet er ſo, weil er nie jammert, nie bettelt, nie ſich erniedrigt. Wer nach Glück ringet, hat, ſo viel er auch erreiche, doch nur die Wolke, nie die Göttin erfaſſet. Die Wolke — weil Glück in ſeinen Träumen meiſt nur das Spiel aus geiſtloſer Dürftigkeit aufgeſtiegener Vorſtellungen iſt.

Darum das Streben nach ſolchem — meiſt nur Geſtändniß eigener Jämmerlichkeit, ein Aufgeben ſeiner ſelbſt, das Aechzen eines ſich ſelbſt nicht zureichenden Weſens — am häufigſten uns die Menſchheit von ihrer verächtlichſten

Seite zuwendet. Nicht der Wunsch „Glück," sondern die Erbärmlichkeit der Ansicht, das, was dafür gehalten wird, ist es, was unserer Gattung zu einer so unerfreulichen Geschichte verhilft. Darum, wenn nicht vom höchsten Verstande geleitet, das Bemühen . . . Glückliche, d. h. in ihren Wünschen Befriedigte — zu machen, trotz seines wohlwollenden Antriebes, das verderblichste Unternehmen. Erst müßte man sie ja lehren, was zu wünschen. Gewöhnliche Vergnügungen mehren, heißet sehr oft, für den Augenblick geben, um auf immer zu entkräften, — das Gänschen Tochter täglich auf den Ball schicken — die totale Nichtigkeit ihres Lebens methodisch begründen.

Leben verhält sich wie Kapital und Vermögen. Mag in letztem auch noch so viel liegen, es erreichet doch nur den Werth, den seine Verwendungen im Ausüben entwickeln.

Darum bleibet eine höhere, allem Engen entzogene, in freier Umfassung des menschlichen Wesens in seinen absoluten Tiefen erkannte, erahnete, zum Leben gebildete Berichtigung des Begriffes „Glück" — der Staatsökonomie eine so wichtige Grundlage. Weiß man sonst mit dem besten Wohlmeinen, was zu leisten oder zu versagen, zu schätzen oder gering zu halten sey? Was kann, wer nicht selbst auf höherem Standpunkte durch ein fürs ganze Leben und dessen wahre Gestaltung reich entwickeltes Innere stehet, — was kann er geben? Thränen trocknen?! Aber Kinder weinen auch, wenn die Schulstunde schlägt.

Alles, Tugend wie Laster, Glück wie zu Fürchtendes, hat seine Systeme, Lehrsätze, Maximen und Theorien gefunden. Angestaunt wird von der gaffenden Menge, wer in einem oder dem andern ihr ein Meister bedünket. Mag er der Menschheit Würde verherrlichen oder schänden — gleichviel! sie wissen's nicht besser.

Verfolgen wir die Menschheitsgeschichte alle Reihen hinauf — so wird uns der falsche Begriff „Glück," die gehaltlosen Elemente seiner Entstehung überall unter den vielseitigsten Quellen und Folgen alles Kläglichen, Verderblichen und Unheiles begegnen!

Was vom Glücke lässet sich von Ehre, Ruf und Achtbarkeit sage::: weil auch sie — Gebilde des rein- oder unreineren Geistes! Was ward nicht verehrt und wird es! Errungen, erraffet, erlistet, mit kaltem Blute erkämpfet oder anderes zerstöret! Ein Beispiel — — Vaterfreude, wenn das Söhnchen nur beglücket, schimmert, steiget und befiehlt, ob, schaaler Gönner schaale Gunst, das Amt dem Gemeinbesten eine Last, ein Krieg gegen Menschenwürde sey? was fraget der liebe Papa, der nie m e h r schätzen lernte, als was der Halsgerichtsordnung nicht gerade entgegen, zu eigener Befriedigung führet.

Wer ist glücklich? d. h. wer findet ein in Wahrheit und Recht zu edlen Folgen festgestelltes Leben? Der, welcher allgemein Gutem oder welcher vereinzelnden Zwekken sich hingibt? Welcher ängstlich nach jeder Leistung auf Dank und Preis harret, oder welcher handelt, wie das Recht ihm gebietet und sein eigener Sinn ihm die höhere Pflicht auflegt. Glücklich ist eigentlich der, welcher aller trefflichern Menschen Achtung und Gottes Wohlgefallen verdienet. Glückliche machen kann nur der, welcher andere zu solchem Verdienen erziehet und befestiget. Der Glücklichste der, welchem gelänge, ein ganzes Volk dahin zu führen! zu machen, daß wechselseitig alle am schönen Bilde eines reinen Wohlwollens fürs Ganze erglühen, daß in dessen Antheil und Wärme, Leben und Pflicht, Geschichte und Dichtung, jedes todte, träge, zweifelhaft Entzweiende eines seelenlosen Daseyns zurückweiche, ihrem

Innern aber die freudige Gewißheit des vorhandenen oder erreichbaren Beſſern auch den freudigen Drang gebe, es mit Zuverſicht überall zu wollen und zu erſtreben. Was man ſeyn müſſe durch treue eigene Entwicklung, um ſo auf und mit andern zu wirken, um vereinet durch wahrhaften Werth mit ſo vielen Gemüthern ſich ſagen zu können: die menſchliche Natur hat an uns erwieſen, was ſie dem Leben an Zier, Schönheit und Würde zu geben vermöge — iſt wohl zu erwägen. Denn nur eine ſolche Stellung (oder was wenigſtens ihr nähert) iſt, wenn es irgend etwas bezeichnen ſoll, mit dem Worte „Glück" zu bezeichnen, d. i. Fülle eines durch ſich ſelbſt zum ewig Guten und Schönen aufrecht erhaltenen Geiſtes. Nur der iſt glücklich, weil frei, den nichts Einzelnes, nichts Eigenes, nichts Fremdes umſtricket — den nur Allſeitiges in ſeinem höheren Werthe erfreuet und beweget.

Das Glück iſt ſittlicher und folget dieſem Weltgeſetze mehr als es ſcheinet. Aber einmal ſind die (Combinationen) Vergliederungen, an welchen ſich dies ergibt, dem menſchlichen Blicke oft zu weit; zweitens muß man, um zu urtheilen, nicht blos die eine, ſondern beide Seiten, alles, was ſich hierbei im Gegenſatze findet, betrachten. Wenn der Tugendhafte untergehet, weil ſeine Zeit ihn nicht faſſet, ſo iſt er freilich nicht im Erfolge glücklich zu nennen, aber die, welche ihn hemmten, welche ſeiner nicht werth zu ſeyn wußten, welchen entgehet, was er hätte leiſten können — noch weniger. Es werden, um hierin zu entſcheiden, mehrere Standpunkte und Maaße nöthig. Ein anderes — Lohn und Erfolg - glücklich: ein anderes — glücklich im eigenthümlichen Werden und Seyn. Von allen Lehren die engeſte und gefährlichſte bleibet . . . Tugend, welche weder reich, noch gewaltig, noch hochbegün-

ſtiget, ſondern nur ſtark und den Menſchen zu dem, was er ſeyn ſoll, zum Edelſten und Geiſtesgeſunden machen kann und nur dazu beſtimmt iſt, — auf Glück und nicht auf dieſes lezte zu verweiſen.

Wer Wohlthaten, ſelbſt ſittliche, von der Hand annimmt, welche nur durch ein Unrecht die Macht ſie zu geben erwarb, und ſie eigentlich blos um ſich zu befeſtigen gibt, tritt ein in die Bahn eines Unrechts. Seinen Gewinn theilen, heißet ſich in ſeine Mitſchuld und Folgen verflechten. Unſtreitig wollt ihr in eurem erſten Nachgeben nicht dies und nicht jenes: nur Gutes, wie es eben die Klugheit der eigenen Ohnmacht darbeut. Aber ſchlüpfrig iſt die Bahn und für die Kleinmuth nur ſcheinbarer, kein eigentlicher Halt. Der Mann, welcher dem Unrechte einen erſten Schritt einräumt, hat ſich beſchimpfet in eigenen Augen und in fremden. Er ſinkt von Unehre zu Unehre. Die Macht der Umſtände hat ihn ergriffen. Das eigene Gewiſſen macht ihn feig. Jedes Nächſte wird ein Unabwendbares. Wer nicht mehr rein iſt in ſich, hat alle Stärke des Widerſtandes verloren und ſtehet in eines Jeden Gewalt. Weil er Ehre heucheln oder erſchleichen will, muß er in Mitſchuld immer unehrlicher werden. Ein Volk aber, welches einer Ungerechtigkeit Wohlthaten ſich hingibt, hat keine weitere Schranke ſeines Falles im Tiefſten der Tiefe. Zu ſpät wird es ſein Unglück bejammern, wenn gleich nicht die Urſache erkennen: und ſo auf ſeine Koſten erweiſen: das Glück ſey in ſeiner Quelle ſittlicher, als man gewöhnlich glaubet.

Unter die vielfachen Aufgaben eines beſſeren Seyns gehöret groß- oder — beſſer- oder das ſogenannte Glücklichmachen. Gefährliche Anſprüche: weil weder die Mittel noch der Sinn des Empfängers gewiß. Ein

anderes — mit offenem Blicke eingreifen helfen, retten, erfreuen, wo ſich Gelegenheit darbietet: Ein anderes — auf das Glück, Glückliche zu machen, wie auf eine Jagd ausgehen und die wenigen Raubthiere, die man erlegte, ſich als Gewinn zuſchreiben. Hat man ſie wirklich durch Beſſeres erſetzet, oder nur neue Lücken geöffnet? Die Welt würde wenig beim Unterbleiben des größten Theiles deſſen verlieren, was man als Glückbringer verſuchet, was weder gut noch übel an ſich durch Unbedacht, Folge, Zuſammenhang und Art des Geſchehens ein Unheil wird — ſo manches Eheſtiften, Erziehen, Etabliren, Fabriziren, ſo manches geſchäftige Beſſern und thätig ſeyn wollen. Was ſollen die Siechen und Schwächlinge, Menſchen, Anſtalten oder Waaren, die man ſich ſelbſt und der Welt, als gültig überfirnißet, die gerade, wenn man ſie brauchet, zerfallen? Es iſt ungefähr ſo wie das Lehrgeſchwätz über Höhe der Zeiten und Thaten. Erzählen ſoll man, was und wie es geſchah. Wer Sinn hat, wird das Wort „Höhe" ſelbſt hinzudenken. Für die andern bleibt es Plunder, der ſie nur hoffärtig macht. Sie prunken, weil ſie mit Arthur's Helden zu Tiſch ſitzen. Iſt man es darum ſelbſt, weil man ein Glas Wein mit ihm trinkt? Gefühl muß entſtehen aus ſich ſelbſt; gegeben kann es nicht werden; das Reden verſenket, wie beim Schatzgraben, die Schätze noch tiefer. Es bleibet ein Art Inſpiration: ein Unbekannt, ein Unbeherrſchbares im Gemüthe. Es kommt aber nicht nach unſerm Gebote. Es weiß am beſten, wenn die würdige Gelegenheit ſeines Hervortretens, das, was ſeine Beſtimmung, ſeinen Reiz, ſein Urtheil in ſich ſelbſt trägt, da iſt! Heilig will es gehalten, aber kein Spiel der Eitelkeit, ſeiner größten Gegnerin, ſeyn, die es hervorrufen möchte, um ſich ſelbſt in ſeinem Schimmer anzu-

beten. Wahres Gefühl iſt ein Gotteskind, aber kein Götze. Zur Größe ſich aufſpannen wollen oder Andere, heißet einen Bogen Papier vor ſich hinlegen, um Gedichte auszumeißeln. Groß, andächtig, hochfühlend, hochdenkend, wahrhaft glücklich oder wahrhafter Dichter kann man nicht ſeyn wollen, ſo kann man auch nicht Andere dahin ziehen: Man iſt es: Sie ſind es; es tritt ein, wenn der rechte Augenblick ſchlägt. Ein eitles Spiel hoffärtig äffender Siechlinge muß Hohes (wie viel Aefferei wird ſelbſt mit dem Glücke getrieben) nie werden. Laſſet ſie, was ſie ſind — ſiech: aber doch in Demuth unſchädlich! Oeffnet Jedem die Bahn zu dem, was er ſeyn kann! aber aus ſich muß er das Größere nehmen! Gegeben kann's ihm nicht, geliehen ſoll es ihm nicht werden.

Lebenshalt verwandt mit Lebenskunst.

Beide beruhen vorzüglich auf Erkennen und Mißkennen — darauf, daß man wahr gegen sich selbst zu seyn wisse — wie weit man hiedurch unter richtiger Beziehung aller Handlungen den Karakter einpräge, welcher durch eigene Würde Andere bescheidener, einfacher oder wenigstens verzagter mache, ihr loses Spiel mit uns zu treiben, oder den Einfluß von sich abzuwenden, den er allmählig zu besserer Bildung des Ihren ausübt. Am meisten wird das Leben und die Grundlage seiner Kunst, seiner Erhebung und Veredlung in der Wahrheit verfehlet . . . . . durch Hoffart, diesem inneren, unaufhörlichen Reiz, sich selbst zu belügen, im eigenen Wesen, in jeder That, Besitz oder Sache sich selbst und Andern etwas anders zu scheinen, als man ist. Nicht umsonst ward der Sündenfall, diese Empörung gegen Sich, hierdurch gegen Gott und die Natur, hierauf gestellt.

Was weiß der Mensch sich nicht zur Hoffart, d. h. zur Blende gegen alle Erkenntniß seiner selbst und der Dinge zu machen! Wachen und Träumen, mehr Wissen oder gewaltiger Fühlen, kälter oder leidenschaftlicher als Andere seyn — alles mag ihm Reiz der Selbstlüge werden. Tief fühlend wollen die Meisten

ſich zeigen, und wie Wenige ſind es! Wie Wenige tragen große Neigungen, große Erregbarkeiten (Affekte) oder eine dafür fähige Seele in ſich. Und doch! Daß ſie freundliche Gewöhnungen herkömmlicher Reize, etwas rührigere Verhältniſſe dafür hinnehmen, möchte noch hingehen! Daß ſie Andere und ſich ängſtig hineinpreſſen in Schauzeichen deſſen, was ſie nicht ſind, daß ſie ſogar mit ernſtern Hingebungen, mit Anſprüchen auf Opfer und bewieſene Tugenden ſich berauſchen für etwas, was immer nur Wortgebilde bleibet, und ſich dadurch von aller beſſern Wahrheit, von beſſerer Selbſterkenntniß und Selbſtbeſchämung ausſchließen — das verdirbt und verwirret und hat das Heiligſte zum Spiele verzerret.

Die Meiſten ſind doch gar zu erbärmlich, wenn ſie z. B. viel von Liebe reden, Liebe fordern, ihrer ſich rühmen, des unendlichen Bedürfniſſes, geliebt zu werden, Märtyrer zu ſeyn wähnen. Meiſt nur eigner Unvollſtändigkeit, eigner Haltloſigkeit Zeichen! oder Eitelſucht in blinder Ergebenheit Anderer ſich geſchmeichelt, das aufgedunſene eigene Gemüth auch in Anderen zu finden. Da erquicket man ſich dann, wie man mit eigener Trefflichkeit Andere an ſich gezogen, durchdrungen, erhoben, ſich eigen gemacht habe in ihren zarteſten Neigungen, oder ſelbſt im Verſtande fremder Trefflichkeit ſo geworden. So ſtehen ſie, wie die Beſchreiber ſolcher Verhältniſſe, gleich mittelmäßigen Schauſpielern, in falſchem Pathos, ſich ſelbſt zu übertreffen, zuweilen ſo lärmend geſpreizet, daß ſie unter Aehnlichen laute Bewunderung finden. Der Vorhang gefallen, die Poſaunenſchreie verklungen — würzen die Bewunderer ruhig ihren Abendwein mit der Betrachtung, wie alles das ſo groß und ſo ſelbſt empfunden. So knüpfet zwiſchen dieſen Nachklängen, ihrer Wiederholung und

der Nachbarin ergötzlichen Beifall ſich ein weiteres Band, bei welchem der Neubeſeelgte oder Weinerliche ſich auch wieder ſaget: liebe ich nicht unendlich und wer iſt mir gleich!

Wie Liebe, ſo jede andere Affekt- und Begeiſterungsart — Vaterland oder Menſchheit, ihr äffendes Spiel — das oft den Thoren überhebet, den Klugen verwirret. Was Pflicht und Recht — kann Jeder zu leiſten, ſich ausbilden kann Jeder begehren. Aber Begeiſterung kann man eben ſo wenig begehren, als in ſich ſelbſt ihre Stimmung erzwingen. Man kann ein brauchbarer Mann ſeyn, ohne ſie. Warum ſcheinen, was man nicht beſitzet? Laſſet Jedem das Seine. Und trachte nur Jeder zu ſeyn, was er iſt . . . folgerecht, ſelbſtſtändig und ein Ganzes ſeiner Art. Nur dadurch lernen auch die Verſchiedenſten an Empfinden und Dichtung, ſich verſtehen im Handeln.

Folgerecht — und — ſelbſtſtändig (in Empfinden und Denken) Jedes iſt's auf ſeine Weiſe. — Das Verſchiedene, in ihrem Seyn, Werden, Stelle und Werth in ihren Verhältniſſen zu Flug — und — zu Schwerkraft, zu Bewegung und Ruhe, Kraft und Stoff, Fortſchritt und Halt, Wirkendem und Feſtem, iſt wohl zu erwägen, beſonders wo von höherer Lebenskunſt, Lebenserkennen — Mißkennen und Standpunkten die Rede.

Tugend, lehret Sokrates, fordere Helldenken, Hellfühlen. Ohne beide nur Truglicht. Wahrheit iſt eine Läuterung aller Tugenden. Helldenken — eine Läuterung deſſen, was man ſiehet und ergreifet. Darum ſtehen thätige Sittlichkeit, in immer zunehmend vernünftigerer Geiſteserweiterung und jene Trugſchwindelnde im Gaukelwerke der Abbüßung, der Formely, Magien und Gebräuche — was erſte bezwecket und erreichen hilft —

was zu letzter verlocket und umnebelt, — ſo ganz feindlich und unvereinbar ſich entgegen! Kein Vertrag iſt möglich!

„Sittlichkeit," kann man ſagen, „ſey ein in eigener Kraft, Würde und Einklang geiſtiges Leben;" aber darum nicht ſogleich zuſetzen: „Unſittlichkeit ſey Zerſtörung des Lebens!" Des Sittlichen freilich: aber nicht des Lebens ſelbſt; denn auch das Böſe, das Häßliche lebet mit einer ſich ſelbſt forterzeugenden Macht, wie das Beſſere. Der gedachte Spruch ſagt alſo weſentlich ſo wenig als ein ähnlicher: „Was lebendig erſcheine, ſey ſchön, ſey gut, in ſo fern es lebe. Häßlich, was todt oder den Schein des Todes an ſich trage." In einzelnen Fällen, aber nicht allgemein mag das zutreffen. Was uns feindlich entgegen lebet: finden wir es ſchön? Ein Spiel mit 2 x, wie ſo häufig, iſt alſo der Satz. Leben — und — Tod, als zwei gegenſeitige Verneinungen kennen wir ſie! Nicht viel weiter!

Leben iſt Daſeyn; Daſeyn iſt Leben — höhere Ermächtigung und Form des erſten. Aeuſſeres — inneres Leben; Bedingungen, Aeuſſerungen und Halte beider nehmen wir wahr. Damit müſſen wir haushalten. Weiter dringet ſelten unſer Auge. Und auch hier, an dieſem Sichtbaren, wie leicht iſt ein Fehlblick!

Ein vorzüglicher Lebenshalt iſt der Sinn für das Schöne. In der Freiheit vom Selbſte, in der Kraft ohne alle Beziehung auf ſolches, Werthe erkennen und achten zu können, gründet der für das ſittliche Schöne, der für das Sinnliche, in der Entbundenheit von Begehren. Ueberall iſt der vereinte Sinn beider und deſſen Quellen auch Quelle des ſittlichen Lebens! Lebenshalt — weil im Erſchauen und Ahnen eines geiſtig Vollkommenen

auch die Entfaltung des eigenen Innern in ſeiner Macht, Fülle und Neigung für ſittlich Höheres ſich aufthut. Aber nicht allein und ohne Sittliches reichet der offene Blick für das Sinnlich-Schöne hin. Selbſt die Griechen, welche Göttliches in die anſchauliche Geſtalt des Schönen kleideten, ohne den höchſten Gedanken eines Schönen feſtzuhalten, verſanken in Lüſternheit und Leichtſinn. Weil ſie, was in ſeinem großen Lichtpunkte, aber eben dadurch nur ungetheilt, Eins und Alles vorſchweben kann, in Einzelnes ohne einen Gegenſatz, welcher dieſe immer weiter gehende Zerſplitterung aufhielt, zerſplitterten: ſo behielt Jeder ſeine Willkühr; war Schöpfer ſeines Gottes, nicht Geſchöpf; konnte einſchieben, was ihn gelüſtete, und nichts, was ihn beherrſchte. Ihm fehlte ein Höheres. Und das iſt's, was jedes Leben, nicht blos in Religiöſem, ſondern im Sittlichen — und in allen Entwicklungen mit Haltloſigkeit bedroht. Nur der Blick auf ein unwandelbar Höheres gibt Halt.

Hoffnung eines Nahenden, Sehnſucht eines noch Fernen, oder ſchon weithin Verlorenen — beide ſich entgegengeſetzt; und doch wieder ſo nahe oft in denſelben Ergreifbarkeiten verwandt — der Sonne Nieder- und Aufgang kann beide erregen. Iſt's Sehnſucht oder Hoffnung oder beides, was nach oben uns ziehet? In beiden, welche zugleich als ein Verein von Muth und Ergebung uns anſprechen, öffnet ſich als Nachbild urſprünglicher Heimath, ein Ziel, wohin zu gelangen uns ahnet! Ein Ziel, dem wir folgen, das bei allem zum Beſſern der Menſchheit Unternommenen, ſich immer weiter hinausſchiebt und dennoch, bei dem ſteten Gefühle, daß es nie ganz zu erreichen, weder Ungeduld noch Kleinmuth, ſondern einen deſto höheren Reiz ſeiner Mühen erreichet:

das ſind die Elemente, aus welchen ein kräftiges Leben erwachſet. Wer ſie vereinet — iſt der Tapfere. Er hat einen Halt. Dieſes Gefühl der Empfänglichkeit für ein Höheres, als wir; ſeiner Demuth und doch zugleich des Strebens nach ſolchem — iſt die Quelle alles lebendig frommen Sinnes — der Begeiſterung, des Glaubens an Menſchheit, des Heldenmuthes und der Andacht, durch welche wir einem ewig Größeſten uns immer nahe empfinden.

Was man als früher beſeelenden, erwärmenden, beſeligenden und nachher verlorenen Glauben bejammert, wenn ſpätere Wiſſenſchaft — welche wir in ſeinem Vergleiche eine tödtende, erkältende, haltnehmende ſchelten; — uns einen Theil deſſelben entziehet und wenig Feſteres dafür gibt .... lieget der Grund in uns? Im Gange des Lebens? Im Wechſel ſeiner Stellung zu Allem? In der Art, wie Wiſſen mitgetheilt wird? In Allen zugleich oder in Einem von ihnen? Hänget nicht das Meiſte an der Jugendbeſchaffenheit ſelbſt, in welcher man alles Erſte Gegebene freudig und kräftig ohne Zweifel umfaſſet, weil, ohne üble Erfahrungen, im noch unbenommenen Raume, alles zu feſteren Eindrücken und ſüßeren Gewöhnungen eindringet? Hätte nicht das Spätere, zuerſt gegeben, denſelben Glauben gefunden, den es jetzt als prüfender Entgegenſatz ſtört, und umgekehrt das Frühere, als Späteres, eben ſo gewirkt? Muß es nicht ſo kommen? Iſt blos verloren, und nichts Weiteres gewonnen? Gehören nicht Zweifeln und Ringen zur Reife des Lebens? Und iſt nicht jenes Jammern bloßer Schmerz der ehedem ruhigen Gewöhnung gegen das Beſtreitende derſelben?! Darum bleibet als feſter Lebenshalt Weiſe und Pflicht der Erzieher, in der Jugend alles ſo vorzu-

bereiten und nichts in sie zu legen, was nicht durch die Kämpfe des in sich fortschreitenden Lebens endlich geläutert, bestätigt, erkräftiget, als höhere Wahrheit hervortreten und nie als Nichtiges verhöhnet werden könne.

Aus Kennen und Mißkennen der rechten Standpunkte . . . Lebenshalt! Aus Lebenshalte, Schwankem oder Festem, . . . des Lebens Leiden, Gefahren oder höhere Entwicklung! Leben ist — Geschehen. Jedes Leben ist eine Geschichte, hat eine Geschichte, ist verflochten mit der Geschichte Anderer. Auf edleren, immer gewürdigteren Erinnerungen der Jugend beruhen die vorzüglichsten Haltpunkte. Die Sehnsucht eines Höheren, welche in der Jugend so lebhaft sich ausspricht, gibt Zeugniß des Höheren in menschlicher Bestimmung und Anlagen, lehret den Erzieher, wie der Mensch zu ergreifen. An ihr erwächset der Glaube, das Streben, die bleibende Begeisterung des Besseren. Jugend ist die heilige Zeit. Wer von ihr geschieden wird, durch Mangel edler Erinnerung und Gebilde, hat die Wurzel verloren, eine Eiche der Menschheit zu werden. Alle Gefahren, Verkümmerungen und Leiden des Lebens entstehen vorzüglich aus Entbehrung oder Störung jener frühesten Eindrücke, welche gestaltend über das Leben entscheiden. Nicht Worte, sondern Anschauung und eigene Gebilde machen seine erste Erziehung.

Freilich gibt es auch in der Uebersehnsucht eines Verflossenen, im Schmerze seines Mangels, fortan kranke Gemüther. Aber dies erweiset sich uns als Folge einer durch Mängel großer Aufforderungen vermehrten Schwächung derselben. Nur große Gegenstände können große Kräfte entwickeln.

Es kann Achtung geben, ohne Liebe — und achten,

achten können, iſt des Lebens größeſter Halt. Aber ächte Liebe iſt immer nur geſteigerte Achtung. Alles Andere iſt hohler Name, Wunſch, Neigung und Schwäche. Auch eine mit alten aber feſten Gebilden beſchäftigte Fantaſie, wenn ſie auch für Neues verſchloſſen, kann dem Leben noch Halt geben.

Leben, Seyn, Werden, Vermögen, Wirken und Karakter deſſelben.

Wo Unendliches beginnet, kann das ins Endliche Beſchränkende, wo Idee, kann das Begreifen nicht mehr herrſchen.

Bei aller Erſcheinungen Wirken und Werden ſind zu unterſcheiden (als zwei weſentliche und zwei geſchichtlich oft verſchiedene Momente), Leben, Werden und Wirken a) nach innen, b) nach außen, — was von außen ins Innere eingehet, ſich miſchet und artet, und umgekehrt, was geſtaltend vom Innern auf Aeußeres übergehet; der Mann und ſein Karakter, die Zeit und ihr Einfluß, was wechſelnd von Einem zum Andern ſich verwebet und ergibt.

Wir glauben an's Leben, an ein Gut, welches durch und in ſolchem uns zukomme; an eine Kraft und ein Ziel neben vielem Unerklärbaren in ihm. Ein großer Theil alles übrigen Glaubens und Meinens, aller Fähigkeiten Neigung für ſolches, bildet ſich hieran, ſtammt aus den Formen, unter welchen wir das Leben erſchauen. Daß es wie eine weite Landſchaft mit hellen Gebilden auf dunkleren Fernen, mit Sonnenglanz der erſten und Nebeln der letzten, halbbewußt, halbträumeriſch in Hoffen und

Gefühlen uns vorſchwebe, iſt ſo ziemlich ein Bild, wie alle einzelnen Strahlen unſerer Thätigkeiten, Ereigniſſe, Aeußerungen und Empfänglichkeiten in ihm zuſammenfallen, wie ſie in den Uebergängen zwiſchen Nähe und Ferne, zu Form und Bedeutung ſich knüpfen. Es erſcheinet uns als Stätiges und doch wird es durch ſo mancherlei Abſprünge bedinget, als Ganzes, und doch iſt es oft Stückwerk. Ein X, ein Unbekanntes, waltet überall mit. Es iſt ein beſtändiges Werden und wie vieles bleibet im Zuſammenhange dunkel! Es hat einen Karakter — aber wie proteiſch ſind ſeine Geſtalten! Wie das Leben ſelbſt nach ſeinem in's Aeußere tretenden innerſten Hergange unter ſteten Kontraſten eines erkennend Unerkennbaren abläuft; wie es uns ſelbſt ein ununterbrochenes, wenn gleich nicht immer klares Bewußtſeyn, die ſtete Anſchauung aus uns ſelbſt ſich entſpinnender Erſcheinungen, ein Konzentriren ihrer Vereinzelungen auf Umriß, Farbe und Stellung des Allgemeinen iſt; ſo ergehet es auch mit jedem uns eigenen Vermögen oder Bedürfen, die ſich als einzelne Aeußerungen an dieſem Allgemeinen uns darſtellen. Alle haben, wie das Leben, ihre Nähen und Fernen, Lichter und Nebel, Offenes und Umhülltes. Alles ſchließet zuletzt an einem Unendlichen, an einer Reihe, deren erſte Glieder aus einer Wolke hervor- oder zurücktreten. Und warum will der Menſch gerade ſein Größtes aus Hoffart ſich nicht eingeſtehen? warum überall nur durch ein Endliches, Begriffenes herrſchen, ſtatt ſich zu ſagen: „Ich bin mehr, weil ein jedes Gelöſete auf ein neu zu Löſendes führet, weil ich mich nicht ganz begreife?“ In dieſer Demuth öffnet ſich ihm die rechte Ausſicht auf Höheres. Warum erreichet er ſo ſelten, warum ſchließet er ſich ſelbſt dieſen Standpunkt? Weil er zittert vor der Mühe, was

er vermöchte, zu erſtreben! Weil er aus Trägheit ſich verkennet und aus Leichtſinn etwas anderes ſeyn will, als er iſt! Weil ſchlafſüppiges Hingeben an einzelne, zufällige Vorſtellungen ihn mehr reizet, als treue Erforſchung ſeiner ſelbſt! Aber woher dieſe Trägheit? Am meiſten aus der Furcht — nach Entdeckung eines Höhern in ihm, für dieſes Höhere mehr thun zu müſſen, als ihm gerade gefällig. Lieber will er lungern im Staube, als menſchlicher Würde nacheifern. Dieſe Furcht ſtammt ſie aus der Erziehung — aus ſeiner Natur? oder aus beiden? Aber dadurch verliert das Leben Farbe und Fortſchritt, Karakter und rechtes Wirken.

Zum Verſtehen des Menſchen, der Dinge, der Ereigniſſe, des Herganges, des Haushaltes und Lebens iſt ein ſtrenger Standpunkt, für Wirken und — Nachwirken, wirken auf ſich, wirken auf Anderes — und deren Unterſchiede ſehr wichtig. Jedes Wirken iſt ein Aendern: Aendern der Richtung, des Zuſtandes, der Stelle, der Thätigkeiten, der Bahnen, der Verknüpfungen, welche gelöſet, der neuen, welche geſtiftet werden. Auch in dem Wirkenden ändert manches Vorige . . . ſchnellere Thätigkeiten, oder erſchöpfte, neue Mittel, andere Erkenntniſſe, andere Bahnen, erweiterte Richtpunkte, andere Verwendungs- oder Erheiſchungsbehelfe — kurz ein durch Gegenſtände und Augenblicke beſonderes Form-Nehmen, Spannen oder Stimmen des Karakters: oder was im Erreichten zum Reize ganz anderer Ergreifungen, zu Lebens-Hoffart, Dünkel oder Veredlung, zum Anklang anderer Selbſtgefühle, Verhältniſſe und Beſtreben werden kann. Man denke nur, daß überall ein Wechſel — ein Rückwirken, ſelbſt des paſſiven Gegenſtandes, hierdurch andere Neigungen, Anſichten und Gebrauchs-Weiſen ſtattfinden.

Kein Menſch tritt aus einer Thätigkeit, wie er hineinging. Verfehlter oder gelungener Zweck — was als Folge ſeiner Bewegungen in ihm ſelbſt ſich anders geſtellet, das berechnet er ſelten, und weiß es oft nicht! oder was aus den Bewegungen eines Volkes, auch wenn ſie längſt vorüber, als Artung noch fortdaure?

So weit Spannungen des Karakters, als jetziges Mittel, als Hebel oder Zufälliges zu Belebung der Anlagen gebrauchet, nach geendeter That, in ihre alte Ruhe zurücktreten — haben ſie *gewirket*. Der Menſch *ſcheinet* wieder der Alte. Aber ſo weit er es doch nicht eigentlich mehr *iſt*, ſo weit dem Weſen ſelbſt, jenen Anlagen, ihren Getrieben, den Auffaſſungen des Lebens und ſeiner Werthe der bleibende Keim veränderter Reize ſich einimpfte — was hiervon als Folge erwachter Empfindungen oder Gedanken zu Standpunkten neuer Verkettungen, Artungen, Kräfte und Sitten ſich feſtſtellt . . . nenne ich *Nachwirkungen* . . . die Gründe eines in ſich ſelbſt fortſchreitenden Kreiſes von Verwandlungen. Ein Stoff eigener Erwägung! Denn ganz Unvorgeſehenes, oft ganz Entgegengeſetztes kommt durch ſie zur Ausbildung. Kein thätiger Hergang, aus welchem nicht, neben dem Bezweckten, noch manches frei Selbſtbervorgebrachte, lange Reihen von Seiten- und Nachwirkungen ſich entſpännen: des Undurchſeh-Unbeherrſchbaren großes und ſo größeres Reich, als der menſchliche Geiſt, aus träg- oder einſeitig-boſſärtiger Beſchränkung des Blickes, was er beobachten ſollte und könnte, verſäumte! So im Leben, in ſeinem Karakter und Werden. Daher die Thorheit, ſo vieles nur für hie oder dort Brauchbares, für machtlos, unnütz, nicht mitwirkend bei anderen nach den wenigen Radien einzelner Erſcheinungen zu *er*- und zu *verkennen*: kurz, nicht

nach der Allſeitigkeit ſeines Kreiſes mit Beſcheidenheit unausgeſetzt zu beobachten. Wird doch Niemand voraus beſtimmen wollen, ob dieſer Biſſen Brod in das linke Knie, oder dieſer Mundvoll Speiſe in die rechte Schulter ſich abſetzen werde: erkennet er hier die Naturmacht der Verwandlung aller Speiſe in ein Gemeinſames und deren Vertheilung auf die Glieder als Zufluß durch das Ganze an: wie kommt es, daß im Gebiete des Geiſtigen man einzelne Wiſſens- oder Thätigkeitszweige ausſchließlich nur für dies oder jenes Erſichtlichere wirkſam, nicht nach ihren freilich unſichtbaren Verwandlungen in Nahrungsſtoff für alles anerkennen will. Wer auf ſich achtete, wird bemerket haben, wie ein ſcheinbar zu weniger Anwendung Erlerntes oft plötzlich als Mahner und Licht für dieſe oder jene Umfaſſung als verknüpfender Mittler für ſo manches Getrennte hervortrat! Wie viel mehreres mag noch unbemerkbar, als Folge eines Erlernten, als Gewöhnung, Fertigkeit oder Entwicklung eines ſonſt nicht Vorhandenen ſich in des Geiſtes Tiefen verbergen. Jedes einzelne Treiben wirket in das Ganze, jedes Wiſſen auf allgemeinere Bildung des Geiſtes, jedes Geſchehene nach mancher umhüllten Richtung auf Späteres; und ſeine Folgen ſind es, welche in ihren zahlloſen Verwebungen leben, geben oder empfangen. An ihnen entſtehet und iſt des Lebens Geſtalt, Werden und Karakter zu erforſchen. Was aus Forderungen oder Artungen entſprungen, aus ſolchen ins Aeußere tritt, kann nur durch Mahnungen, die dahin trieben, durch Verwandtes, durch Zuſammentreffen mit dem, was als Idee, als Neigung, als Affekt in ihm waltet, als Wirkendes auf ſolchen zurückgeführet, oder in ſeiner Wirkung einbegriffen werden. Aber wie verſchieden in allen Verſchiedenen der Individualitä-

ten. Die Natur handelt hierin nach ihren Geſetzen. Der Menſch muß lernen nach dieſen zu handeln. Den Berührungspunkt, der etwas zum Wirkſamen machet, errathen, heißet, etwas ins Leben einführen. Z. B. nicht die Bildchen, die Jemand tuſchet, ſind es, was Zeichnen zu einem verborgenen Entſcheidungswerth über ſein Daſeyn erhub; ſondern die verbleibende Sehweiſe, die eindringendere Auffaſſung der Formen und Fernen, der Lichter und Farben, was Umfang und Schönheit, Wechſel und Fülle der Natur ihm bemerkbarer, ſeine einſamen Gänge reich, das Land, wo er lebte, theurer machte, was in freudiger Betrachtung dem Geiſte höhere Mahnungen gab und hierdurch bewahrte gegen ſo manches Bedürfen müßiger Herzen . . . Dieſer Geiſt des Zeichnens, übergegangen zu wirkſamerer Entwicklung des Gemüthes — bleibet der Gewinn. So ſind Einzelne, ſo Völker, ſo die Dinge, ihr Treiben, ihr Wiſſen, ihr Leben und ihr Einfluß auf das Leben zu erwägen. In jedem Lernen oder Thun — lernet von allem der Menſch ſich ſelbſt, den Trieb, den Wunſch, die Sehnſucht, das Vermögen des in ihm Niedergelegten, was er ſeyn kann oder ſollte, heller oder verworrener erſchauen und empfinden. Nichts ohne Folge für Gut und Uebles. Im Geiſtigen wie im Körperlichen iſt das Leben ein unausgeſetztes Bedürfen und Aneignen, der Luft, die man athmet, der Nahrung, die ſich darbietet. In allem Lernen lernet der Menſch am meiſten nur ſich, ein Inneres durch Aeußeres, letztes durch erſtes begreifen. Und wo er nichts lernet, ſchaffet die innere Leere ſich Träume. Aller Unterricht ſollte demnach ſo geſtellet werden, daß jenes immer vorhandene, unaufhaltbare Wirken, jenes immer rege wechſelſeitige Gefühl der Vermögen und Bedürfen (und das iſt ja Leben) ſeine Richtpunkte an

ſolchen Gegenſtänden und Verwendungen finde, wie ſie zu einem Erhebenden und hierin zur richtigen Uebereinſtimmung alles Menſchlichen führen. Dann würde das nosce te ipsum — nicht blos was man eben iſt, ſondern was man ſeyn kann und ſeyn ſoll — ſeine Wahrheit erhalten. Was iſt ihm die Welt, wenn keine eigene in ihm, ihr Klarheit, Beziehung und Bedeutung verleihet; wenn er nur höret und nicht vernimmt, nur ſiehet und nicht faſſet, nur die Laſt eines Erlernten auf ſich häufet, an der ihm kein inneres Leben aufgehet. So was iſt, nach obigem Beiſpiele, ein Zeichnen, das man nur ſchätzet und lehret nach ſeinem nächſten Gebrauche, das nur gilt, nach ſeiner ſinnlich unmittelbarſten Hervorbringung! bei dem man nicht fraget, woher es aus dem menſchlich Innerſten ſtamme? — (wäre es ſonſt erfunden?) wie dort ein Verwandtes es fordere? Wie der Geiſt, der durch das Techniſche zu heller und immer hellerer Anſchauung des in ihm und in den Dingen Enthaltenen ſtrebe, — es bedinge und ſchaffe, aus ſich herausſtelle und wieder in ſich aufnehme?

Jedes Leben artet ſich nach den Richtungen, in welchen es fortwährender gehandelt hat, oder eben handelt; iſt zu betrachten nach ſeinen Anlagen als Kapitel der Gewöhnungen, welche an ſeinen beſonderen Thätigkeiten als Summe und Mögliches ſich qualifizirten durch herrſchendere Zwecke, durch die in ihnen enthaltenen Erforderniſſe, Arbeiten, Antriebe und Gegenwirkung. Hierdurch der Karakter — des Lebens Geſtaltung! Wenige forſchen und denken genau, wenige wiſſen, weil immer die Stunde ſie fortſtoßet, — wofür es ſich handle um zu leben? Was Leben fordere und ſey? Oder, wenn ſie forſchen geſchiehet es bloß oberflächlich und ſich ſelbſt nur zu rechtfertigen

über die Hingebung an einzelne, abgeriſſene, augenblickliche Neigungen, über den Tauſch einzelner Zwecke, über den Gebrauch vereinſeitigter Kräfte, um ſich mit ſchmeichelndem Gebilde zu belügen oder unbefriedigten Wünſchen mit Bitterkeit nachzugrübeln. So wird ihr Karakter mehr der einer unabläſſigen Selbſtbeſchönigung als einer wahrhaften Ergültigung ihres Weſens. Was ſie dann wiſſen oder zu wiſſen vermeinen, iſt das Ergebniß ſolchen Forſchens. Auf der Frage, was Leben? wie es verſtanden, wie ſie beantwortet werden müſſe an einem höheren Ganzen — beruhet Alles. Aber dazu fehlen den Meiſten die Elemente... ein großartig bewahrtes Gewiſſen menſchlich göttlich gewollter Beſtimmung. Im Grunde iſt Leben nur ein anderes Wort für Ich: und die Fragen... was bin ich? was ſoll ich? was habe ich zu hoffen? nur zu löſen an der — was iſt des Menſchlichen göttliches Ziel? Thiere haben Gattungen — ein Gemeinſames von der Natur ſelbſt in weitere Arten getrennt. Tieger und Löwe ſind zwei Arten der Katze. Der Menſch iſt eine Gattung. In Arten trennet ihn erſt eigene Vermittlung... Völker, Stände, Gewerbkaraktere, nach den verſchiedenen Forderungen, Antrieben, Entwicklungen, Erreichungen oder Schranken eines Jeden.

Hierbei ſind beſonders zu erwägen — ſein körperlich- ſein geiſtiges Leben, nach beiden Verein oder Entzweiung, nach Prinzip und Geſetzen, welche erſtes dem zweiten unterordnen oder mit Tendenzen, welche nach Verhältniß der Energien das zweite dem erſten unterwerfen. Das Gattungsleben... Menſch, iſt als Naturſtoff zu betrachten, Art und Individuum als Folge der verſchiedenen ſich oft widerſtreitenden Entwicklungsbedingniſſe des körper- und geiſtigen Lebens, des daraus entſpringenden

Charakters, der gebildet wurde durch Vergangenes, aber in sich selbst nun als bildende Kraftart für Weiteres bestehet.

Es gibt also einen Lebenscharakter der Gattung, der Einzelnen, der Völker und Zeiten — Summe der Beschaffenheiten, Thätigkeiten und Tendenzen, bedingend, das vorhandene und fortgesetzte Seyn, entsprungen aus einem Verflossenen. Das es Stufen von Mischungen, unendliche Möglichkeiten derselben zwischen Mehr oder Minder, So oder So in verschiedenen Verhältnissen der Beeigenschaftungen gibt, trennet Arten von Arten; eine ähnliche Folgereihe von Entwicklung und Aufstufungen trennet Individuen von Art. Daß das Leben im Seyn, als ein so manchfaltig Artbares an Wirken und Aeußern, an Eignung und Begehren, als ein so verschieden Undurchschaubares erscheinet, machet alle Behandlung desselben so schwer und ist eine der Ursachen, warum es — ein so unendlich individuelles — so selten ein allgemeineres Grund-Maaß ist, wenn gleich, vorzüglich in der Oekonomie, oft ein Besonderes und eine überall unentbehrliche Beziehung,... eine vieles ermessende, aber immer nur einzeln bedingte seyn kann.

Jedes Wesen, vermöge und nach Maaß eines ihm inwohnenden Prinzips — hat und führet sein eigenes Leben, dessen Umfang sich bedinget, erweitert, verenget nach Maaß des Fremden, mit welchem es aktiv oder passiv in nähere Berührung oder Verbindungen tritt. So Leben der Einzelnen, der Dinge, der Einrichtungen, der Anstalten, des Staates (als umfassenden aller) in eines durch das andere beweget, entbunden, begeistiget oder gedrückt.

Leben des Staates (wie jeder Anstalt). A. Ein Gei-

ſtiges bedinget a) durch das Geiſtige und den Geiſt ſeiner wechſelſeitig inneren Getriebe in Vergliederung, Thätigkeiten, Empfänglichkeiten, Bedürfen, Vermögen ſeiner Verfaſſung überhaupt. b) durch den Geiſt derer, die in ſich entwickelt, nach Außen hin wirkend, an ſolcher theilnehmend, ſie tragen, halten, ausführen, in ihrer Beſchaffenheiten Gunſt oder Ungunſt, ſtark oder ſchlaff.

B. Ein Körperliches — bedinget durch Sachen, welche ſeinem Daſeyn zuſtrömen oder zugehören.

Beides bedinget ſich zugleich aus einem eigenen Beherrſch- oder Unbeherrſch-, Ergreif- oder Unbegreifbarern der Maſſen überhaupt, des Einzelnen einzeln; des Zuſammengreifens (complexus), in welchem dieſes Alles ſich ſchwinget, treibt oder bekämpfet, oder tödtet, erreget, ermächtiget oder lähmet, gebietet oder dienet, gemeinſam wohlthätig oder je eins auf Koſten des andern ſich ausübet.

Leben — was es ſey? ein Räthſel an ſich! wie es ſich äußere — oft nicht minder — der eigenthümliche nie ganz erklärbare Strom aller im Innern eines Daſeyns ſich tragenden, hebenden, erhaltenden und erregenden Mächte, — bildet — und wird gebildet! Iſt Urſache — und — Folge! Aktiv — und — Paſſiv. Dieſe Doppel-Anſicht iſt nie zu verlaſſen.

Leben, in den Reihenfolgen, wie die Natur ſich alle Anlagen, Dinge, Bewegungen, einzeln oder in Maſſen geordnet, verſtehen, iſt die Kunſt des allgemeinen Haushaltes. Das Leben verſtehen, ſaget nicht — ſein Weſen: ſondern nur ſein Kennbares; ſeine Affekzionen, ſeine Aeußerungen und ihrer Anläſſe, das Poſitive und Negative derſelben, was hemme oder nicht errege vielſeitige Beobachtung. Alſo vorzüglich wie das Einzelne ſich arte durch ſeine Stellung im Zuſammenhange, wo ſo vieles

wechſelſeitig ſich anreget oder aufhebet, wie was Einer erfindet, Alle angehet und wie Einer oder Viele es ergreifen für Jeden und Alle ein Hemmendes oder Erweiterndes wird. Der Menſch in Maſſe treibet, lähmet, erhöhet, erniedriget ſich, wird beſſer oder ſchlechter als jeder Einzelne durch ſich geworden wäre. Er wird ein Weſen der Geſellſchaft und ihrer Art, weil dem Leben eines Jeden ein Ton aus dem Aller ſich aufdringet; weil nach Beſchaffenheit einzelner zur Herrſchaft gekommener Dinge, die Viele ſchätzen oder verachten, fordern oder vermiſſen, Jeder dem Andern zunöthigt, wechſelſeitig darüber ſich einet oder entzweiet — auch Jeder zu eigener Sicherung oder zu eigenem Vortheile ſein eigenes Leben einrichten und Gewöhnungen erwerben muß. Die Geſchichte lehret, was Maſſen werden. Aber eben darum auch mehr, was ſie werden und wirken konnten, als was der Menſch an ſich ſey. Ihr muß die Anthropologie zu Hülfe kommen, um durch weſentliche Gründe, wie alles ſich ſo erzeugen konnte, den höhern Standpunkt zu ergänzen.

Wie aus dieſem Zuſammenhange wieder Einzelne, durch eines vollen und ſelbſtſtändigern Geiſtes innigere Kraft, oder Solche hervortreten, welchen eine zu gewaltige Selbſtheit überall Unzufriedenheiten zeiget, oder ſolche, welche ſtark, edel, gebildet in einigen, ſchwach, vernachläſſiget, verbildet in andern Anlagen, uneins hierdurch mit ſich und mit Allen, in Peinlichkeit, Scheidung und Kampf ihr, zugleich aber auch oft ihrer Zeit Lebensſchickſale entſcheiden, ſo wird die Maſſe, indem ſie bildet, auch durch dieſes und vieles andere gebildet.

Was man im Leben ſuchet und von ihm fordert, wird auch die Form jeder Forderung an uns und die

Umgebung, die Form der Erziehung, welche aus beiden auf uns zurückſtrömet. Ein Grundbild, ein früheſt entſtandenes (der Kriſtalliſationspunkt unſerer Entwicklungen) lieget in jedem, dem er alles zuweiſet, dem er alles aneignet, welches eben daher immer herrſchender — ein Abgrund wird, in dem ſich alles verſenket oder ein Geſtaltendes, an dem ſich Alles zu immer höheren Formen erweitert. In jenem Bilde lieget ausgeſprochen, was zu Wiſſen und Thun treibe, was für Thun und Wiſſen erläſſige! Die Wünſche, welche man zu befriedigen trachtet, finden Reiz und Urſprung in ihm. Wem Rauſch, ſinnliches oder dumpfes Nichtsthun genüget, warum ſollte er zu wiſſen, ſich zu erweitern die Mühe übernehmen? Wie jeder anklopfet, wird ihm aufgethan. Wunſch iſt in den Vorſtellungen von einer Sache entſtandener Habhaftigkeitstrieb; erſter Akt des Willens, Keim des erregten Strebens zur That. Was man fordert, entſpringet aus innerem Maaße — und — wird Maaß des Suchens! Des Gefundenen Aneignung oder Erringung, indem es Hinderniſſe überſteiget, oder an ihnen, an ihren Mühen und Anſtalten ſich erſchöpfet, Muth gibt oder in bloßes Sehnen, Träumen und Klagen ausgehet, — ändert, mehret oder mindert den Zuſtand der Kräfte, hierdurch den Lebenskarakter, der ihr thätig bedingter Verein, die Summe deſſen iſt, was ſie wurden; ſo wie jene Forderungen, in einem früher ſchon vorhandenen Karakter entſprungen, durch das, was er nun wurde, zu neuen und weiteren führen. Der Karakter iſt kein Stillſtehendes, ſondern ein ſtetiges — täglicher Abſchluß deſſen, was zu fortſchreitendem Werden und Seyn ſich ſummiret, aber auch aus ihm bedinget. Deſto ſchlimmer, wenn er gegen die Natur, ein ſtillſtehend erſtarrtes, geworden; oder ſtatt zu Höherem

in ſeinem Zuwachſe hinaufführend, zu Tieferem hinabdrückt.

Alles iſt wechſelſeitig — Karakter gibt Leben, Leben Karakter. Beides nur Darſtellungen der Art, wie das Leben durch ein Princip ſeiner Führung beweget werde? Sich bereichere oder verarme? Aber Leben — was? woher? zwei ewige X! Darum über ſeinen Karakter und Wirken, die Art ſie zu ſtärken oder zu heilen, ſo wenig uns klar! Die Heilung Glücksgriff meiſt mehr als Wiſſen! Thieriſches Leben? — Aeußerung des Organismus; Bewegendes des Organismus, Pflanzenleben? in ſo ferne es dem Thieriſchen ähnlich — auf organiſchen Funktionen in materiellen Formen unter dynamiſchen Getrieben beruhet.

Leben des Geiſtes — ſein Wirken, ſeine Empfänglichkeit, die hierin wiederkehrenden Geſetze — kennen wir mehr? Und vollends Leben der Natur? Und doch greifet eines in's andere! Unſer Wiſſen ein meiſt Negatives! Keine unſerer Berechnungen ohne X, das Unbekanntes aufdecken hilft, aber ſelbſt eines bleibet. Darum wie thöricht alle Hoffart!

Ernſt iſt das Leben. Kraft kann nur wurzeln auf Ernſt — oder — Kraft entſtehet nur aus jedem mit Ernſte d. h. in höherer Richtung und Ahnung betriebenen Lebens-Geſchäfte. Ernſt iſt nicht ſo ſehr Anlage als Ton der Gewöhnung, in welchen die Anlagen zur Ausübung gelangen. Wie viele und mancherlei Anlagen können in dieſem kleinen, aber höchſt zuſammengeſetzten Worte ſich vereinen. Grundtriebe, Denken, Vorſtellungen, Fantaſie-Gebilde, Ideen, äſthetiſche, bürgerliche Gefühle, Folgen der Umgebungen, der Art, wie das Nothwendige ſich erringet, der Bedürfen, der Vermögen und ihrer Gebrauchsweiſen, je nach Beſchaffenheit der Gegenſtände,

der Dinge, welche als Eindrücke oder Ansichten des Vorzüglichsten im Leben zur Herrschaft gelangen u. s. w. Einzelne wie Völker... der Boden auf welchem sie wandeln, die Welt-Verhältnisse, die Lebenserhebungen, die er darbietet oder versagt, die Vergangenheit und die Geschichte wirken bei. — Ernst? Mischung aus Festhalten, Beharren des Antriebes, der Achtung, des lebendigen Gefallens oder Glaubens an die Wichtigkeit dieser oder jener Erreichung! Ernst! Wie erwähnet, ein Erzeugtes aus Umgebung, Erziehung, Thätigkeit und Erstrebung. Ernst? Glück hat den seinen, wie Unglück; rasches Erreichen, wie mühvolles Daseyn. Oft ist Leichtsinn dem Unglücke verwandter als dem Glücke. Stark wird, wer durch anhaltendes Forschen zu rechtem Wissen, durch solches Wissen zu rechter Achtung der Dinge, hierdurch in rechter Anwendung zur Freiheit der eigenen Zwecke, durch große Zwecke zum richtigen Sinn menschlicher Würde und ihrer Pflichten, welche ihm überall das Beste erkennen und vollziehen helfen, gelanget. Das ist der wahre, Kraft gebend aus Kraft entspringende Ernst. Es gibt aber auch einen, der weniger freie Macht, als Verknöcherung, wie Ernst aussiehet, aber nur starre Lebensverarmung ist.

Wirken des Lebens — Erziehung durchs Lebens — Wie das Leben erziehe, scheinet mir am besten durch die Zeichnung eines großen Meisters zu erläutern (Quintin Durward): „Ohne aus Lust grausam zu seyn, war Balafre gleichgültig, stumpf für menschliches Leben und Leiden aus Gewöhnung. Tief unwissend, beutegierig — als Muthlohn, nicht zartängstig über die Mittel zur Beute, und verschwenderisch, wo es Gelüste zu befriedigen galt; — hatte die Art seiner Stellung, ausschließlich für die Bedürfen und Interessen seines einzelnen Selbst sorgen

zu müſſen, ihn in eines der ſelbſtiſchſten Thiere der Schöpfung verwandelt. So war er kaum fähig, einen Gegenſtand lange ohne beſondere Beziehung auf ſeinen Genuß zu betrachten — oder wie er es nannte — die Sache zu der ſeinigen zu machen, freilich nicht nach Gefühlen, wie die goldene Sittenregel ſie heiſchet. Der enge Kreis ſeiner Pflichten und Vergnügungen hatte allmählig den ſeiner Gedanken, Wünſche und Hoffnungen verenget: hatte groſſentheils den wilden Schwung ſeiner Ehr- und Auszeichnungsbegierde in den Waffen, der einſt ihn erhitzte, gedämpfet. (Dieſes einſt noch für Beſſeres Empfängliche — ſchwieg.) So war er alſo ein kecker Soldat, abgehärtet, engherzig, thätig und kühn in Erfüllung ſeines Dienſtes: außer dieſem aber für wenig anderes offen, abgerechnet die gedankenlos pünktliche Beobachtung andächtiger Formeln, unterbrochen von gelegenheitlichen Gelagen mit ſeinem Beichtvater und Trinkbruder Bonifaz."

Die einſeitigen Lobredner häuslichen Glückes werden freilich ſagen, ſolches ſey untrennbare Folge des Einzeln-Zuſtandes. Nur in der Familie lerne der Mensch ſein Gemüth öffnen! Ich aber meine, wer Gemüth habe, werde es mit oder ohne Familie, wer keines habe, in keinem Falle öffnen. Könnten ſonſt innere Zerwürfniſſe, jene Erſtarrungen, jenes Verdorren des Lebens, ſelbſt der Nepotismus, das als Selbſt aufgenommene Stammglied, — ſtattfinden! Nur Allgemeines — die großen Bilder eines Vaterlandes und ſeiner Angelegenheiten — kann allſinnig, gemüthsfrei, erhoben machen und ſelbſtlos. Nur auf dieſem Wege wird Leben durch ſein eigenes Wirken zu einem großen Karakter entbunden.

Einſeitig nur zu leicht — hänget ſich der Menſch an

das, was unmittelbarſt in die Sinne, in die augenblickliche Summe des Lebens eingreifet! fortgeriſſen von dem, deſſen Meiſter er durch einen höheren Standpunkt ſeyn ſollte und könnte, ſucht er Wirklichkeit des Urgrundes in den Erſcheinungen ſelbſt immer zuerſt; leihet ihnen Sprache, gibt ihnen eine Deutung durch die perſönlichen Beziehungen, in welchen er ſie mit ſeinem Leben zu erblicken glaubet. So, indem er ſich ſelbſt in die Dinge hinüberziehet, ſchaffet er ſich in ihnen eine Gewißheit, ein Glück, eine Größe, ein Oberſtes und ſelbſt Göttliches, eine Philoſophie — und — eine Religion, welche immer nur Wiederhall ſeiner ſelbſt, ihm ein Wirkliches dünkt und ein Erdichtetes iſt! So wird das geiſtige Leben der Meiſten ein paſſiv Bewirktes und erſt hiernach höchſt bedingt Wirkendes, ſtatt etwas Selbſtſtändigeres zu ſeyn.

Tag und Nacht können in der Dämmerung zuſammenfließen. Darum ſind ſie doch ein entgegengeſetzt Verſchiedenes und laſſen ſich ſo wenig indifferenziiren, als z. B. Naturvergötterung — und Anbetung eines über die Natur erhabenen Gottes, welche ſich gegenſeitig aufheben. — Die Folgerungen aus dieſem Beiſpiele ſtehen in analoger Anwendung auf ſo vieles in Haushalt und Leben.

Nur in Entbindung vom Selbſte wird der Geiſt frei. Nur in dieſer Freiheit — er groß und das Leben. Selbſt hier in dem zweifachen Sinne a) ſittliche Selbſt-Ermeſſung aller Dinge nach eigenem Genuſſe b) ſelbſt des Verſtandes; Ermeſſung der Dinge nach den Schranken, welche er in eigener Trägheit und Hoffart ſich ſetzet.

Lebenskunst, Kunst als Folge, Kunst als Quelle des Lebens.

Jedes Hervorbringende wird durch das Hervorbringen und Hervorgebrachte selbst wieder geartet, erziehet und wird erzogen. Hervorbringen *ist* ein Symptom, *wird* ein Mehrungs- und Entwicklungsquell innerer Kräfte.

Wissen und Dichtung, Wirklichkeit und Idealles treten hervor, treten heran an das Leben. Dichtung ist Folge des ästhetischen Sinnes (einer Uranlage); poetisches eigentlich, ästhetisches, idealleres Leben — ein nach den Formen des Schönsten und Erhabensten, in dessen Sehnsucht und Erstreben gebildetes.

Poesie des Lebens — Freiheit des Lebens! Der Geist, der aus eigenem Gebilde, Neigung und Schwung, über Müssen, Gebot, herkömmlich Bedürfen, über das, was man tägliches Brod des menschlichen Zusammenlebens nennen könnte, hinaus, einem Ziele des Lebens, kräftig Schönerem, einem aus seinem Inneren entspringenden Erhebendem zueilet: *ihn* bindet, ihn bezwinget, ihn beherrschet nichts: *er will*! will durch den Flug, den sein Inneres ihm gibt. Nur im Idealen wohnet Freiheit. Nur dem Gemüthe, so Höheres aus sich suchet, wird sie zu Theil. Das Meiste, was man gewöhnlich Liebe und ihre

Machterſcheinungen nennet, iſt ein ähnlicher aber nur vorübergehender Zuſtand, wenn aus bloßen Anregbarkeiten, nicht auf tieferem, bleibendem Boden äſthetiſcher Sinnesweiſe entſprungen. Er unterſcheidet ſich von letztem dem aus ſubjektiv eigener Fülle erwachſenden, daß er blos durch einzelne Gegenſtände erreget, an ſolche gebunden, mit ihnen ein raſcheres Streben hervorbringet; aber auch mit ihnen vergehet. Liebe iſt Stimmung; ideeller Sinn bleibender Lebensgehalt. Dadurch wird keineswegs beſtritten, daß nicht oft beide auf demſelben Stamme verwachſen. Was am Körperlichen, als Bedürfen — als bloßes Empfinden und Bewußtwerden eines Nöthigen ſich ankündet, wird auf der höhern Stufe des Geiſtigen als Gewiſſen und Sehnſucht eines beſſern erſcheinen. Ich ſage . . Gewiſſen, nicht Bewußtſeyn, weil letztes ein bloßes Auffaſſen und Erinnern eines Gefaſſeten: bei erſtem aber als einem aus ſich Herausleben und Handeln, immer ein Selbſtempfinden, Selbſtſchaffen nach höheren Richtmaaßen, ein geſetzliches Wiſſen, ein Anſchauen unſerer Selbſt als Weſen weiterer Bedeutung, die Gefühle eines Könnens und Sollens nach ewigern Gebilden mit eintreten. Es iſt nicht der Wille allein, es iſt etwas Höheres als er, was ihn ergreifet. Unſer Leben erſcheinet in einer zweifachen Verzweigung . . . ein aus uns Hinausleben, ein aus uns ſelbſt entſpringendes Subjektives . . ein von außen Hineinlebendes, in uns Hineingezogenes, ein Objektives. Im erſteren ein Nehmen und Schaffen aus uns. Im zweiten ein Nehmen aus Anderem, dem wir aber doch einen Theil aus uns ſelbſt heimiſchen, ein Deuten, ein Ringen, ein Streben, etwas uns Eigenes aus jenen Stoffen zu machen, zum Theil werden wir auch in ſie hinein oder von ihnen gezogen.

Das eben iſt ein Abſonderliches im Geiſtigen und das Weſentliche unſerer Freiheit, daß nichts von uns *aus*- undnichts *in* uns eingehe, ohne Schöpfen und Schaffen aus uns — ohne ein nach ſelbſt erkannten, ſelbſt gewählten Lichtpunkten gebildetes Höhere, wenn wir uns ſelbſt nicht vernachläßigten. Darum ſpricht, wie geſagt, Bedürfen hier ſich aus, als Mitſchaffendes, Eingebildetes, als Sehnſucht und Gewiſſen — als das vorzüglich, was ich Gewiſſen vor der That und im Thun nennen möchte — eine freie Ausübung unſeres geiſtigen Lebens (ſelbſtlebend wie athmen), das ſtete Gefühl eines Höheren, eines Sollens, beſſen, was wir auf dieſe, nicht auf jene Art ſollen. Daß einem ewigen Richtmaaße zufolge, unſer Leben ein Auftrag zu deſſen Vollziehung, ein unſerer Verwaltung anbetraut Gut ſey. Dieſer Gedanke ſtellet alles Sittliche und Rechte auf gediegenen Boden.

Es gibt thätige aus ſich, ſchaffende Geiſter durch eigenen Antrieb: Es gibt Paſſivaktive, d. h. die viel bedürfen, viel erſehnen, aber nur nach den Formen eines nicht aus ihnen entſpringenden Vorbildes, die wenig an ſich, das Meiſte aus Fremden ziehen müſſen. Sie ſind immer in Gefahr, ſchmerzend auf das eigene Unzureichende zurückzuſinken, wenn Aeußeres fehlet. Ihnen vorzüglich ſind ergreifende Gegenſtände ſolche, an welchen auch der Schwächere für höheres Wählen, Wünſchen und Wollen Reiz finden lerne, nöthig. Was der Stärkere durch ſich, muß bei ihnen — und ihrer iſt die größte Zahl — auf *ihre* Weiſe angeregt, auf Mächtigeres geleitet, anders ergriffen werden. Weil ſie nach ihren Anlagen empfindend, das Leben nach andern Verhältniſſen ſchöpfen und ſchaffen, müſſen ihre Empfindlichkeiten das Maaß ſeyn,

wie ſie einzuführen ins Leben. Das iſt die Lebenskunſt allgemeiner nationeller Bildung.

Es gibt eine Sehnſucht, — das eigene Gefühl eines Höheren, deſſen Erreichung unſere Aufgabe, der Ruf innerer Ideen und Gebilde. Es gibt eine Sehnſucht — blos Gefühl eines Mangels, einer Leere, die nur durch Fremdes erfüllt werden kann, eines ergänzenden Zuflusſes für das Thun! Zwiſchen dem, was nach eigener Artung, als Ungenügendes drücket — und — einer ſelbſt aber ſchwach ſchaffenden Geſtaltung tritt, je nachdem es ſich füget oder nicht füget, das, was wir ergreifen, erſtreben oder verwerfen, der Grund eines Gefallens oder Mißfallens, der Freude oder der Klage und aller Formen, zu denen ſich beide ſo verſchieden in Jedem ausbilden, hervor.

Hievon müſſen ſich uns Geſinnung und Meinung, Geſtalt und Wechſel der Zeiten, was durch und für Menſchen geſchehen kann, erklären. Alles iſt Folge innerer Fülle, innerer Leere, innerer Formen, äußerer Gegenſtände, wie ſie ſich darbieten, wie ſie nach den Eigenſchaften eines Jeden oder der Mehrzahl in jene Formen aufgenommen werden. Leben iſt — Wechſel von Beſchaffenheiten, männliches Fortſchreiten, oder kindiſches Hin- und Herhüpfen in ſolchen, ein ſtätes Werden oder Aendern. Sehnſucht iſt bildende Kraft: iſt — Zeichen ihres Mangels. Die Frage: was poetiſcher Stoff? Warum manche Zeitalter und ihre Karaktere, wie man meinet, ſo ſehr — oder — gar nicht dazu taugen? gehören allerdings mit zur Betrachtung des Lebens und ſeiner Anſtalten. Einmal, weil Poeſie, wenn ſie iſt, was ſie ſoll, das Höhere am Leben inniger erfaſſet und ſtrahlender hervorhebet. Zweitens: weil ſie — welchergeſtalt auch erſcheinend — immer Merkzeichen bleibet vorhandener Lebensanſichten im

Geiſte der Zeit. Drittens: weil ſie durch innigere Berührung mit Jugend, Gefühl, Fantaſie und ſo mancher bewegtern Lage des Daſeyns, ſo vieles bewirken, beſeelen, erhöhen oder verwirren kann. Weil ſelbſt ihr Schweigen beredt iſt, ihr gänzliches Verſtummen aber eine Lücke im Seyn zugleich erweiſet und vergrößert, eine Lücke, in welcher ſo manches, was ſie abwenden konnte, Raum findet und wuchert. Warum blos leidenſchaftlich ſcharfgeſpannte Lagen, wilde Umtriebe, in ſchrankenloſen Zeiten zum Kampf genöthigte Gemüther, die ſtrengen Formen rauher Tage — poetiſcher Stoff ſeyn ſollen — iſt noch zu fragen. Anſtrengung der Kräfte, kühne Zwecke unter Stürmen errungen, ſind allerdings, wenn Liebe eines Höhern ihr leitender Antrieb, dichteriſche Erſcheinungen und Gegenſtände ihrer Auffaſſung. Aber auch die Einzigen? Sind ein umfaſſender Blick, Anſchauung und Ahnung eines Höhern auf ſternenhell ruhiger See, nicht ebenſo dichtungsgeeignet, als ſturmbewegte Wogen? Einen andern Auffaſſungsſinn fordert freilich jedes von beiden. Warum aber ſoll, was der Eine nicht kann, oder Wenigere zu durchdringen vermögen — den Dingen abgeſprochen ſeyn? Sie bleiben poetiſch, wenn auch in Jahrtauſenden nur Einer ſie zu begreifen vermag.

Wünſchen, Sehnen, Lieben und Dichten — der Menſch muß! Alles ziehet ihn dahin! Aber zu wiſſen „Was?“ bleibet das erſte; zu wiſſen „Wie?“ iſt die Kunſt. Warum haben ſie ſo Wenige? Warum wird ſie häufiger benommen als entwickelt? Was heißet erziehen? Wer kann es? Vorzüglich ein Volk? Erziehen heißet — in Jedem nach ſeiner Art und Vermögen, was er vom Leben zu erwarten und für ſolches zu leiſten habe — wecken! Richtig wiſſen, richtig fühlen, richtig dichten, Erhebendes

ſuchen und nach ſeiner Bedeutung verſtehen, ſo weit eigene Anlage ausreichet, das ſind die Geſammtweſenheiten eines zu größerer Wahrheit vorbereiteten Lebens. — Gott im Herzen, Vaterland um ſich her und das Rechte vor Augen iſt für Poeſie des Lebens der eigentliche Grundhalt; jedes dieſer drei, in der Kraft des Andern erſtreben und behaupten, kann der Menſch *mehr* vom Leben begehren?! Die meiſten unſerer Dichtungen, faſt die ganze Geſchichte, und was als Inneres der Menſchheit und ihren Artungen in ihnen ſich ausſpricht, geben uns das Bild einer, in der Verſäumniß jener drei Richtpunkte verworrenen und zu ihrem eigenen Untergange hinarbeitenden Geſellſchaft. Eine faſt immer tragiſche Form der Ver- und Entwickelungen tritt als herrſchende hervor; kein eigentlicher Schlußakt: jeder letzte nur der Vorbereitungsknoten eines neuen.

In dieſem endlos fortſchreitenden dramatiſchen Verlaufe ſind nicht blos einzelne Menſchen oder Menſchenmaſſen die ſpielenden Perſonen, ſondern auch allgemeine Anſtalten, Lebensweiſen, Staat, Wiſſenſchaft, Religionen, die mancherlei Geſtaltungen, unter welchen menſchliche Eigenſchaften, Karakter und Richtpunkte wechſeln, treten gleichſam als ſolche mit ein. Sie umfaſſen, bewegen, bedingen, entſcheiden die Handlungen, an welchen ſich die Looſe der Völker beſtimmen.

Daß der Gebildetere, demnach mehr Berührſame, auch der ſo Empfindlichere gegen Mißſtimmigkeiten der Zeit oder des allgemeineren Zuſtandes mit ſeinen Anſichten und Vorſtellungen, Forderungen und Gefühlen werden könne; daß eben darum *ihm* eine mit jeder Fortſchreitung an Erkenntniſſen, Auffaſſung und Sinn gleichartige Stärkung des Karakters, als unerläßliches Gegengewicht, ertheilet werden müſſe, um ſein Gemüth ſtatt ſchmerzender,

einseitiger, egoistischer, klagender Weichheit zu einem selbstständigen Ganzen der Durchschauung, Thätigkeit, Ertragung und Aussöhnung mit sich und dem Daseyn zu erkräftigen. Diese beiden Wahrnehmungen allein hätten über Leben und alle Scheinurtheile desselben, über alles, was für dessen Berichtigung oder Erhebung zu thun oder zu meiden — auf richtige Standpunkte führen können.

Wie dem Künstler in jedem Fache eine tiefere Durchschauung der Dinge nach innerer Bedeutung und Wahrheit unentbehrlich, so Jedem; denn nur durch höhere Richtpunkte lernet er die Gegenwart verstehen. Darum — wohin mit Ansichten, wie nachstehende eines gelesenen Schriftstellers, welche, wie sie Folge einer durchaus falschen Auffassung des Daseyns, so fortwährend an solche knüpfen und alles zu einer Art mythischer Personifikation machen, mit der wir und die mit uns spielet .... „Und „so erblicken wir nach dem harten Spiele, welches ein „blindes Verhängniß mit dem Leben der Menschen durch „die ganze Erzählung zu treiben scheinet, — am Hunger„tode Ottiliens, dem edelsten, weil härtesten und stand„haftesten von allem — die freie heroische Kraft des „Menschen über das Schicksal, und die Versöhnung des „Daseyns mit einem Höheren in uns, bewerkstelliget." Was wäre zu versöhnen? Was ist versöhnet? Ein Sylbenspiel ist das Wort Versöhnung hierbei. Begangene Thorheiten können nicht ungethan gemacht — aber die Seele zu besserer Haltung der Zukunft ermächtiget werden! Wird durch alles Obangeführte, auf eine künstlerische Ausbildung des Lebens, auf dessen Selbstständigkeit, auf Verstand und Gewissen des Schöneren und Grossen hingewiesen? Das Bessere, Klügere, Kräftigere, die Rückkehr aus dem Irrigen, die Vermeidung desselben, die

wahre Freiheit, der Machtſinn eigener Würde, das Beſte, was der Menſch vermag, wäre mit dem zehnten, aber richtiger verwendeten Theile der Anſtrengungen erreichbar geweſen, welche der Hungertod koſtete. Nicht Kraft, nicht Heldenſinn, nicht Gewalt über das Schickſal beweiſet ein ſolcher Tod — nur die frühere Schlaffheit, das haltloſe Spiel mit dem Leben und deſſen ernſtem Begehren. Ein heller feſterer Bedacht eigenen Sollens und Könnens würde die Nothwendigkeit aufgehoben haben, durch Angſt und Reue, wie Kinder zum Unvermeidlichen ſolchen Ausweges zu gelangen. Es war die That einer Betäubung. Von Verſöhnung iſt hier nirgend zu reden; denn welches Zerſtörte ward wiederhergeſtellt? . . . Für die, welche leidend mittrugen? Oder für andere, denen man es als eine höhere Lebensanſicht aufſchließen will. Wir können die kurzſichtige Inkonſequenz ſolcher Menſchen warnend beklagen. Aber über das Leben geben ſie keine weitere Belehrung, als was am meiſten zu vermeiden; einen Beleg zu den Worten: „Wachet und betet, auf daß ihr nicht in Anfechtung fallet.“ Man verwechſelt ein ſelbſtgeſchaffenes Begehren mit Dichten, Verſchwindeln, Verſchweben mit Kunſt, leidenſchaftliche Eingriffe mit Schwung. Dichten ſetzet Maaß der Begehren, ein Gemüth, welches Freiheit dadurch behält für Auffaſſung des wahrhaft Schönen voraus! Es wird vernichtet gerade durch das erſte, durch ungeſtümes Verſchwindeln, Verſchwanken in dem, was man ſo oft und ſo irrig des Lebens Kraft, Fülle und Hoffnungen nennet.

Die Werke altgriechiſcher Kunſtmeiſter — am lehrreichſten ſind ſie eben darin, daß ſie an dem, was man mit einem etwas unzureichenden Namen „Ruhe“ belegte — uns den beſten Aufſchluß über ein großes Leben, die

richtigſte Definition über das, worauf es beruhe, über die eigentlichen Elemente hoher Lebenskunſt gaben — die innere Gediegenheit eines an erhabenen Gegenſtänden ſtarkgewordenen Karakters, den wenig hin- und hertreibet, weil er viel durch ſich ſelbſt, den nichts leidenſchaftlich fortreißet, weil innere Gewißheit ſein Richtpunkt, der darum, was zu thun, mit ſicherm Blicke ergreifet, und weil er als Held fühlet, nicht Held zu ſeyn wähnet. Man betrachte Meleager, oder Kaſtor und Pollux u. ſ. w.. Die in ihnen ausgeſprochene Geſchichte, was der Menſch ſolle, wie er es werde, wie zu erziehen — ſtehet vor unſeren Augen. Nur dann wird die Kunſt ſprechend, wenn ſie ſelbſt als Kunſt des Lebens begriffen, darſtellet, was wahrer Lebenshalt ſey. Wenn ſie betrachtet wird, wie ſie entworfen und verſtanden in dem Höheren, ſo ſie durch ſich aufzuſchließen ſuchet.

Leben — ſeine höchſte Vollziehung iſt Kunſt im edelſten Sinne des Wortes. Kunſt in perſönlicher Führung! Kunſt im Durchſchauen und Auffaſſen deſſen, was Andere thun und wie ſie zu beſſern, zu leiten. Leben — und — Drama, das Seyn und deſſen Abbild — dieſelben Stoffe, dieſelben Geſetze in beiden. — Hergang einer That wie ſie a) aus Karakter, Grundeigenſchaften und Lage der Handelnden, aus ihren wechſelſeitigen Stellungen und den daraus hervorgehenden Reizen, Getrieben und ihren Anlagen ſich erzeugte. b) Was unter fremd beitretenden Umſtänden, Zerwürfniſſen oder Ereignen zu Vorſtellung und Neigung, zu plötzlichen Anläſſen, zu Er- oder zu Entmuthigung wurde? c) Was jene Ereigniſſe veranlaßte. Endlich d) die höhere und entſcheidende Anſicht, wie weit an der Menſchheit ſich die ewig waltenden Geſetze des Rechten und Guten durch unerläßliche Folgen

ihrer Erſtrebung oder Verfehlung bewähren; was menſchliche Natur bei richtigem Gebrauche ihrer Anlagen vermöge, bei irrigem über ſich ergehen laſſen müſſe, wie ſolches an den Looſen ganzer Geſchlechter und Zeitalter ſich am helleſten erweiſet. Nur Geſchichte führet zu einem umfaſſend richtigen Standpunkt der Sittenlehre; nur letzte und ihre tieferen Gefühle, durch Beherrſchung des Lebens und Freiheit des Geiſtes, zur Poeſie oder Kunſt ſeiner wahrhaften Ausbildung. Aber nur eine in der Freiheit des Geiſtes verſtandene Geſchichte machet ſtark, ſie durch ſich ſelbſt und das Leben durch ſie zu verſtehen. Wer die eigene Verſtrickung in kleinliche Gelüſte und Wünſche hineinleget, wird auch nur ſich ſelbſt und ſein verzehrendes eigenes Abbild in ihr erblicken. Nur eine mit Freiheit begriffene kann Achtung gegen Menſchen und Leben, neben den klar aufgeſchloſſenen Quellen des Erbärmlichen in beiden bewahren. Kurz an ihr ſchließet ein göttlicher Wille und ein ſelbſtſtändig Ziel am ewig Gerechten, an dieſem die höhere Ethik — die Lehre der Wahl, des Rechts und der Freiheit, hieran die Philoſophie und Dichtung des Lebens, die Erhebung zu einem Ideellen ſich auf. Nur hieran, nur an einem hierin zu voller Uebereinſtimmung gediehenen Bewußtſeyn und Gewiſſen werden Lebenskunſt, eine künſtleriſche Führung und Bildung deſſelben, wie ſein wahres Selbſtverſtehen möglich. Nur vertraut mit dem Höchſten der Wahrheit durchdringet ſich alles zu dichteriſchem Gehalte. Wer ſie nicht ſuchet und erkennet, beweiſet, die undichteriſche (die ſchwungloſe) Anlage ſeines Inneren.

Kein Wort hat mehr Unglückliche gemacht, als das Wort Glück; ein Bild hineingetragen ins Leben, zu dem man die Aehnlichkeit erſt ſuchet, und eben darum, nichts

gewinnend, nichts lernend, nur immer Anderes und Ungenügendes findet. Ob jenes Bild sehr oder nur leicht ausgeführt — für die Wirkung gleichviel! Der Fehler ist . . . etwas fordern, das man bedünket oder voraussetzet, das man nicht demüthig nach seinem, sondern hofsärtig nach eigenem Maaße betrachtet; so daß nach langer Mühe des „Lebens Nichtigkeit" letzter Rechnungsschluß bleibet. Kein Werk bloßer Empfindung und der Eindrücke, die nach Stimmungen entstehen, kann mit gutem Erfolge Zweck oder Begriff seyn.

Gebet der Jugend Umrisse über das, was sie soll und was der Mensch kann. In beiden wird das Höhere, das Wahre nicht verwirren, und das Größeste so geschehen, oder möglich — das Leben nur so heller erleuchten. In beiden lieget Maaß, Verhältniß, Vergleich und Bestimmtheit des Punktes, auf dem man stehet, des Erfüllten und seines Abstandes vom Ziele, was geschehen und noch zu thun für ein göttliches Sollen. Hierin das Gefühl, aber ein bescheidenes, unserer Kraft, des Möglichen durch uns, des Ausschaffens unserer selbst — die Poesie des Lebens.

Darum, weil so Großes vor uns, so langsam, so stückweise, so einzeln in Ursache, Stamm und Verknüpfung zu errathen, ist vor allem Erkenntniß eigener Beschränktheit in Mitteln, Erreichen und Durchschauen . . . Bescheidenheit des Urtheiles und Demuth neben dem Muthe nothwendig, um zu unternehmen, zu erfüllen, was innerhalb dieses Könnens als Höheres, als Sollen uns vorschwebet! Zwischen beiden — des Muthes und der Demuth — wechselwirkenden Gefühlen entspinnet sich die Lebens-Poesie . . . stilles und doch thatvolles Ergeben an ein Höheres, und des Daseyns, der Ereignisse, der Geschichte Anfassung durch solches. Wer findet das rechte

Maaß menſchlichen und ſeines eigenen Thuns, wenn nicht durch Beſcheidenheit, die durch ſich ſelbſt auf Gerechtigkeit hinweiſet? Wie aber kann der ſie haben, der nur verzaget und nie handelt, d. h. nie des Handelns Pflicht, Antrieb und Muth in einem höheren Geſetze des Sollens empfängt? Nur durch beide, als Elemente des Lebens, entwickelt ſich alles wahrhaft Große, Gemäße, Heilbringende menſchlicher Vermögen — die Tugend; in ihren erweiterten Beziehungen, die ächte Lebens-Poeſie.

Licht von Oben, dem Göttlichen — Achtung der Menſchheit, Richtung zum Erſten und durch Erſtes — innerſte Gemüths-Artung für Letztes — die Klarheit gebenden Gegenſätze, die Angel-Punkte des Lebens! Jede Kunſt ſtehet zwiſchen und vollziehet ſich an ihnen.

Ferner die bei jedem Lebensgebrauche, deſſen und der Sachen Anſtalten oder Ergültigung zu erwägenden Punkte: Ob etwas an ihnen oder durch ſie zu verderben — zu beſſern? Wie und wodurch? ihr Aktives — und — Paſſives? Hiebei die kleinlichen, wie Tropfen wirkenden, aber deſto mächtigeren Hinderniſſe des Guten, die Erſchlaffungen, die Uebertreibungen, welche mehr noch, was ſie ergreifen, als ſich ſelbſt lächerlich machen. — Geprieſene Muſterhaftigkeiten, welche eher die Abweſenheit ſchädlichen Triebes, als das Vorhandenſeyn kräftig edlerer Tugenden verrathen, z. B. jene faſt zu vortrefflichen Jünglinge, um einen beſondern Antheil in und an ihnen zu finden (im Leben oder in Dichtungen), welche ſich nie übereilen, Leidenſchaften mit einer dieſem Alter unanzumeſſenden Stärke beherrſchen, die wie Apathie, wie Erkaltetes ausſiehet, oft iſt, und alſo auch Andere erkältet; was beim Mangel gewiſſer Eigenſchaften, wie bei ihrem Daſeyn, oder weil die recht kräftigen Gegen-

reize fehlen — gleichscheinende Vorzüge hervorbringet, ohne daß ſie dieſelbigen wären. Das alles gehöret zur Kunſt des Lebens, wie es vorhanden zu durchſchauen; wie es ſeyn ſollte zu geſtalten — im Weſen wie in der Dichtung. Der Jugend ſtehet herrſchende Paſſivität ſo ſo wenig als Völkern, die ewige Jünglinge bleiben ſollen, wohl an! — Eben ſo iſt aber auch zu erwägen: Wie laſſen jene in allmähliger Menſchenverachtung übermüthig einſeitige Geſtaltungen ſich heben? Sind jene Koriolans-Naturen in's Menſchliche unausrottbar verwurzelt? Ueber Lebenskunſt . . . d. h. die Kunſt, den menſchlichen Karakter an ſeinen höheren und ideelleren Anlagen zu entwikkeln, die allerdings eine Mitaufgabe allgemeiner Geſellſchaftsökonomie bleibet, gibt der Tiefblick des Dichters oft hellere Aufſchlüſſe, als ein ängſtliches, zerlegendes Forſchen. Es iſt ein Akt, der ſich im freien Inneren des Geiſtes vollziehet und in ſolcher Freiheit verſtanden ſeyn will. So kann Shakeſpeare's Koriolan dem wohlſinnig denkenden Staatsmanne eine ſo wichtige Anſchauung als irgend eine wiſſenſchaftliche werden. Der Bevorrechtungstrieb (Ariſtokratismus), der überall, wo, mächtiger, glücklicher, groß und geachtet, über kleinere Verhältniſſe Aufſteigendes dem Qualme des bloßen, oft irrig mißachteten Brodlebens und deſſen Bedrücktem, Gemeinem, Dürftigem und Engem gegenübertritt, ſo leicht ſich in Jedem erzeuget, der ſtatt wohlwollend zu mildern, ſtatt größerer Gaben gerechte und ſo viel größere Pflicht zu erkennen, ſtolz ſich abſcheidet, und wo er damit in Berührung kommt, faſt feindlich verfährt, dieſe Klippe des einzelnen und gemeinſamen Daſeyns, an welcher auch höhere Naturen als die ſeinige ſcheiterten, zeiget ſich im Geiſte Koriolans! So weit iſt doch Keiner über die Anderen erhaben, daß

er ſich losſagen dürfte; in jeder Lage bleibet der Menſch — Menſch! der kräftigere, glücklichere, höhere um ſo verbundener, den niedrigeren durch Menſchlichkeit weiter zu bringen. Dieß zu denken und zu befolgen iſt das erſte Kapitel der Lebenskunſt für Einzelne und Völker. Was bei gehöriger Behandlung aus Menſchen zu machen, hätte Koriolan nach der Einnahme Koriolis ſich abmerken können. Aber ihm mangelte menſchliche Stimmung gegen die arme ſich ſelbſt zu lenken unfähige Menge. Hätte er erkannt — wie alle rohen Betrogenen ungeſchickt, leidenſchaftlich und wild, — wie man nur redlich ſeyn dürfe, um durch Liebe und Treue ſie dem Menſchlichen wieder näher zu führen: Wie viele Uebel hätte er ſich und Anderen erſparet!

Lebenskunſt? — des Einzelnen, — des Ganzen und der Geſellſchaft. Letzte fordert vorzüglich eine richtige Auffindung des ewig ſelbſtgültig Höheren in Allem. Die reichſte Natur, ohne Verſtand ihres Gebrauches — und Gebrauch ihrer Vernunft, ohne ein Höheres, an deſſen Wahrheit ſich Werth, Verhältniß und Ordnung, des Lebens Richtmaaße, entſcheiden, — was iſt ſie? was wird ſie? je reicher — ſo verwilderter! — Recht, richtig und nützlich, Beſitzthum und Geiſt des Beſitzes, Worte nur zu häufig getrennt, für Lebenskunſt eines Ganzen untrennlich und Zweige einer Wurzel. Was hat recht genützet, ohne wohldenkende Richter? Geſchichte, ohne den Geiſt, ſie zu fragen? oder Religion, bei falſchem Sinne, ſo manches Verderblichen Quelle? Sind ſie darum keine Güter? — Nur an unendlichen Reihen, nicht an einem Augenblicklichen kann Kunſt ſich entwickeln. Die Beweiſe, daß eine Sache eben jetzt unnütz, ſind die ſchlechteſten von allen gegen das in ihr Enthaltene, Mögliche! Auf Umſtände,

Begegnung, Bedingung kommt es an; an ihnen ſchließet das Reich der Möglichkeiten ſich auf.

Tugend — die Stärke, Allgemeines über Beſonderes zu erheben, dem, was nicht Allen ein Recht und ein Gut, zu entſagen, und das, was zum Gegentheil verlocken will, zu überwinden — iſt Lebenskunſt, — jedes Einzelne und das Ganze in ſeiner höheren Bedeutung gefaſſet. Beide werden immer gleichen Schrittes, eine durch die andere, ausgeübet und erworben; beide ſind Sieg nach einem Kampfe der Selbſtſucht mit dem Allgültigen. —

Der Menſch, als Einzelner, als Bürger, als Weltglied (Bürger im Reiche Gottes) erreichet in jeder Stellung eine andere und immer umfaſſendere Höhe der Tugend, Vortrefflichkeit, rechten Daſeyns und eines höheren Gewiſſens. Dieſes höher. Gewiſſen iſt die eigentlich bildende Kunſt des Lebens — durch ſolches wird Jeder ein in all ſeinen Kräften übereinſtimmend ausgeführtes Ganze. Jeden hierin zu ſeinem eigenen Künſtler zu machen — iſt Lebenskunſt des Ganzen. Errungen muß es werden! Kein Sieg ohne Kampf. Herbeigeführt kann vieles, geſchenket darf nichts werden. Was Jeder vermag, kann er nur entwickeln durch eigenes Streben — ſicherer — ungewiſſer — je nachdem er die rechten Elemente redlicher ſuchet, muthiger vollziehet oder nicht! Ihr wollet hohes — dichteriſches — religiöſes Leben, Kunſt der Ideale und des Aufſchwunges? — Es gibt Keines und Keine ohne jene Beſcheidenheit im innerſten Gemüthe, welche aus Gerechtheit entſpringet, und allein zu Gerechtigkeit, — zu den Verhältniſſen, welche Jedem und Allen vermöge göttlich urſprünglicher Beſtimmung zukommen, führet. Nichts erſtreben, als was man recht weſentlich vermag; nicht in

Begriffe, was ſtill nur ſich ahnen, nicht in hoffärtigen Prunk ausſchreien, was ſich nur fühlen laſſet; nicht Kräfte mit Regeln und Lehrzwang umſtricken, die Jeder durch ſich ſelbſt zu entwickeln beſtimmt iſt; nicht anerziehen wollen, was Jeder wahrhaft nur durch ſich ſelbſt werden kann; nicht Urſachen eindrängen, wo unſer Auge für die echten verborgenen zu ſchwach iſt. Nur wer in dieſer Demuth eines redlichen Forſchens dem, was ihm, was Anderen verliehen, — — — zu gerechter Erkenntniß nachringet, wird auch der Hoffart entgehen, welche unter heiligen Namen ſchmeichelnd zum Uebermuthe ihres Irrbrauches verlocket. Nur in der Beſcheidenheit, welche mit gemäßer, nie ſtillſtehend, nie abſprechender Allſeitigkeit ein immer noch Höheres, zu Erforſchendes erkennet — wird und wirket man als höherer Menſch, ſchreitet man ſelbſt und laſſet man Andere zu immer freierem Wachsthume emporſchreiten. Hieran entwickelt ſich wahre Lebenskunſt.

Groß — glücklich — gewiß will Jeder ſeyn! Dieſe drei Grundtriebe ſind die Angelpunkte alles ökonomiſchen Wirkens und Bewirktwerdens. Aber worin? wodurch? auf welchen Wegen? was wahr hierin ſey? ihre Gegenſtände und deren Verwendung, ihre Werthe und Künſte lernen ſie erſt unterm Beitritte jener vier Elemente feſtſtellen! Der Karakter eines Jeden, ſeiner und ſeines Lebens-Stellung zu Andern — hänget ab von den Beziehungen, unter welchen er ſich und ſein Daſeyn denket und empfindet, was als Höchſtes in Glauben oder Wiſſen ihm gilt — und ihn treibet. In jenen vier Elementen, in ihrer Irrigkeit oder Wahrheit iſt ihm der Schlüſſel gegeben. — Was als Stoff, im Stoffe als Form, in der Form als Uebereinſtimmendes ſeiner Entwicklungen für ein freigeſtellt volleres Leben ihm zukommen, das nennet

er ſeine Kunſt. Jedes Leben wird, wozu es die häufigſten Anläſſe ſeiner Ausübung, theils in eigenen, theils in fremden Antrieben, oder denen der Umgebung und Begegnungen findet. So wird Selbſtſucht, d. h. Vereinzelung, Geringhaltung Aller als bloßer Werkzeuge, ſo viel häufiger ſtattfinden, je ſeltener Menſchheit, Vaterland, Gott, ein Leben, das nur in ihrer Beziehung ſich ehret und vollziehet, als Gegenſtände hervortreten; je mehr in der Jämmerlichkeit Aller Jeder ſchmerzend oder verachtend auf ſich allein zurückgeworfen wird.

Ein anderes — Lebenskunſt des Einzelnen: ein anderes — die eines Volkes. Nicht im Weſen — aber, nach Größe des Gegenſtandes, an Umfaſſung, Verhältniß und Mitteln verſchieden. Leicht iſt oft, daß der Einzelne — glücklich, machtvoll — groß und gewiß werde durch ſchroffe Vereinzelung und ein faſt feindliches Abſchließen. Es iſt ihm möglich, weil, was Andere vorbereiten, er, in ihrer Schwäche, einſeitig an ſich reißet. Oft iſt's mit allem Verſtande unmöglich, weil Andere in ihrem Eigenleben ſo ſcharf — oder noch ſcharfſinniger als er. Er nennet, was gelang, ſeines Lebens Kunſt und Erhebung; da es doch nur gelungene Selbſtſucht und Erniedrigung iſt. Ebenſo Völker. Die Folgen ſind für beide dieſelben. Nur daß der Einzelne durch ſein kurzes Leben ihnen oftmals entgehet, ein Volk immer an der Nemeſis ſeiner Unarten ſtirbt.

Graf Johann Paar.

Nekrolog.

Am 23. Oktober, nach 10 Uhr Abends, endete nach langen und schweren Leiden der k. k. Kämmerer und Oberst in der Armee, Graf Johann Paar, im 59sten Jahre, in Folge der Ausbildung eines organischen Fehlers im Herzen, sein edles, dem Vaterlande und seinen Freunden und Angehörigen mit unerschütterlicher Liebe und Treue gewidmetes Leben. Graf Johann Paar, aus der fürstlichen Familie dieses Namens, war am 12. April 1780 in Wien geboren. Er trat am 1. Mai 1797 als Lieutenant in das Dragonerregiment Großherzog Toskana, damals Levenehr, und machte seit dieser Epoche alle Feldzüge gegen Frankreich bis zum zweiten Pariser Frieden mit, theils in der Truppe, nämlich als Oberlieutenant im Chevaurlegersregimente Baron Wernhard, damals Fürst Lobkowitz, und bei dem Infanterieregimente Erzherzog Rainer; als Rittmeister bei dem Chevaurlegersregimente Prinz Hohenzollern und als Major in den Infanterieregimentern König Wilhelm, damals Fürst Hohenlohe-Bartenstein, und Erzherzog Carl; theils als Flügel- und Generaladjutant bei Sr. Durchlaucht dem Feldmarschall Fürsten Carl von Schwarzenberg, als Major, Oberstlieutenant

und Oberſt vom Feldzuge 1812 bis zum Schluſſe desjenigen vom Jahre 1815.

Schon als Lieutenant und Oberlieutenant bei vielen Streifzügen und Commanden mit Auszeichnung verwendet, wurde Graf Johann Paar im Jahre 1799 bei Verona und im Jahre 1800 bei Marengo ſchwer verwundet. Im Jahre 1805 bildete er mit ſeiner Schwadron die Arrieregarde des aus Tyrol ſich zurückziehenden Armeecorps Sr. kaiſerlichen Hoheit des Erzherzogs Johann. Im Jahre 1809, bei Regensburg, da er ſich mit dem Reſte ſeines Bataillons gegen die feindliche Uebermacht mit ſeltener Tapferkeit vertheidigte, wurde er zum dritten Mal ſchwer verwundet und fiel in Gefangenſchaft. Aus Dijon, wohin er gebracht worden war, rief ihn der nach geſchloſſenem Frieden als Botſchafter Sr. Majeſtät des Kaiſers nach Paris gegangene General der Cavallerie Fürſt Carl von Schwarzenberg zu ſich und von dieſem Zeitpunkte an war Graf Johann Paar dieſes erhabenen Feldherrn ſteter Begleiter, durch die lebendigſte Bewunderung an ihn gefeſſelt, durch die treueſte Anhänglichkeit ihm ergeben bis in den Tod und bis über denſelben hinaus. Er machte den Winterfeldzug 1812 in Rußland mit; er theilte die Anſtrengungen und Gefahren des glorreichen Feldzuges von 1813; er erwarb ſich im Feldzuge 1814 das Thereſienkreuz durch den Sturm auf Dienville und die kühne Wegnahme dieſes am Tage von Brienne ſo wichtigen Punktes; er zog beide Male, 1814 und 1815 an des Feldmarſchalls Seite in Paris ein, und verhandelte und unterzeichnete im März 1814 die Beſitznahme dieſer Hauptſtadt. So wie im Felde deſſen treues, unverbrüchliches Werkzeug, ſo war er in der Heimath deſſen treuer, innigſt ergebener Freund. Er verließ des Feldmarſchalls Kranken-

hatte nicht, als ſchon im Jahre 1817 die Vorſehung den Helden darauf warf; er begleitete ihn nach Prag und Leipzig, und half deſſen Auge ſchließen, als es in den Jahrestagen des Sieges von Leipzig in eben dieſer Stadt ſieben Jahre ſpäter brach. Mit der Todesnachricht ging er nach Troppau zu den dort verſammelten Monarchen. Seine Anhänglichkeit an die Perſon des Feldmarſchalls war eine wirkliche Liebe; er verließ den Dienſt, ſo wie der geliebte Feldherr ihm entrückt war, und zog ſich in die Stille mehrfacher Studien und in den Kreis ſeiner Freunde und ſeiner Angehörigen zurück, denen er, nach dem Verluſte ſeines fürſtlichen Bruders, mit der wärmſten Hingebung den Vater, den Freund und Verwandten zu erſetzen bemüht war. Die liebenswürdigſte Hinneigung zu allem Edlen und Schönen, die regſte Theilnahme an den öffentlichen Ereigniſſen, eine unbeſtechliche Liebe für die Armee, eine unerſchütterliche Treue der Geſinnung für Regent und Vaterland, die edelſte Mildthätigkeit und Reinheit des Gemüthes, — ein würdiger Cultus endlich für das Andenken des theuren, ſo früh verblichenen Feldherrn bereicherten ſeine Zurückgezogenheit. Er ſtarb wie ein Held, dem Tode ruhig ins Auge blickend. Vergangenheit und Zukunft gaben ſich die Hände, um ſeinen letzten Stunden die Blüthen des gerechten Lebens, Troſt und Hoffnung, darzubringen.

Graf Carl Clam-Martinitz.

Nekrolog.

Am 29. Jan. 1840 zwiſchen 6 und 7 Uhr Abends iſt Graf Carl Clam-Martinitz, Sr. Majeſtät des Kaiſers Generaladjutant, wirklicher geheimer Rath und Kämmerer, Feldmarſchalllieutenant und Chef der Militärſektion im Staatsrathe, nach kurzem Krankenlager, im 48ſten Jahre ſeines ausgezeichneten Lebens verſchieden.

Mit dem Feldzuge von 1809, dieſem an Aufſchwung und Hingebung für die Sache des Vaterlandes ſo reichen Jahre, begann Graf Clam ſeine militäriſche Laufbahn. Im Jahre 1812 trat er in die zweite Epoche derſelben, diejenige ſeiner Zutheilung zur Perſon des damaligen Generals der Cavallerie, ſpäteren Feldmarſchalls Fürſten Carl von Schwarzenberg, dem er als Ordonnanzoffizier und dann als Flügeladjutant von den eiſigen Feldern Volhyniens durch das wiedergewonnene Deutſchland bis ins Herz von Frankreich folgte — eine Zeit und eine Stellung, in welcher er, weit über die Gränzen ſeines Wirkungskreiſes und ſeiner Jahre hinaus, Eigenſchaften entwickelte, die ihn damals ſchon von ſeinem Feldherrn als eine der größten Hoffnungen des Kaiſerſtaates, als einen der Männer bezeichnen machten, in deſſen Hände in

den Tagen der Gefahr Oesterreich die Kraft seiner Waffen vertrauend legen könne.

So jung und so hochgeachtet trat er im Jahre 1817 in die dritte Epoche seines Lebens, diejenige, wo die zwei wichtigen Elemente des Mannes, der berufen war, den Militär und den Staatsmann in sich zu vereinigen, ihre glänzende Ausbildung fanden: der praktische Dienst bei der Truppe und der diplomatische. Graf Clam wurde bald einer der tüchtigsten Obersten der Armee, und Sr. Durchlaucht dem Prinzen von Hessen auf einer Sendung nach Rußland beigegeben, bewiesen seine Berichte den raschen tiefen Blick, den reichen Geist, den mächtigen Charakter, die ausgebreiteten Kenntnisse, so wie die Gabe praktischer Anwendung — ein Verein von Eigenschaften, die in dem an Gefahren und vielseitigen Berechnungen reichen Jahre 1830 den Grafen Clam in den Hofkriegsrath berufen, und ihm überdieß eine Sendung wichtigster Art nach Berlin anvertrauen machten.

Nach dem Tode weil. Sr. Majestät des Kaisers Franz beginnt die vierte Epoche dieses wichtigen Lebens. Graf Clam wurde von Sr. Majestät dem jetzt regierenden Kaiser zu Höchstdessen Generaladjutanten erwählt und ihm bald darauf die Leitung der militärischen Sektion im Staatsrathe übertragen. Was er in dieser Stelle geleistet, darüber gibt es in Oesterreich nur Eine Stimme, um seinem Verdienst Lob und Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Die allgemeine Theilnahme dieser Hauptstadt an dem Verluste, den Staat, Armee und Angehörige durch den Tod dieses Mannes erlitten haben, ist ein schmerzlicher, aber richtiger Beleg dafür.

Die fünfte Epoche — er war dafür berufen, und daß er es war, das ist seine Ehre, sein Ruhm. Die

Beſchlüſſe der Vorſehung haben ihn abberufen von dieſem Schauplatze, wo er ein Muſter eines treuen und unabläſſig thätigen Staatsdieners, ein ſtrenger Held der Pflicht, ein Freund alles Edlen und Großen, ein glücklicher Gatte und beneidenswerther Vater daſtand! — Die achtungsvolle Erinnerung an ihn ſteht in dem Herzen jedes Oeſterreichers geſchrieben.

Gelegenheitlich der Beerdigung des Grafen Clam-Martinitz.

Wien, 1. Febr. Das Leichenbegängniß des Grafen Clam hat heute stattgefunden. Die Erzherzoge, fast alle hohen Angestellten und Würdenträger, hunderte von Generalen und Offizieren wohnten demselben bei. Wer diesen feierlichen Trauerzug an sich vorüber wandeln sah, mußte sagen: Oesterreich hat einen schweren Verlust erlitten, einen von denen, die bis in die letzten Spitzen der Monarchie hinaus gefühlt werden. Das ist auch wirklich der Fall. In einer Monarchie von der Ausdehnung und der Jahrhunderte alten Schule der österreichischen stirbt zwar selbst in dem ausgezeichnetsten Mann kein unersetzlicher; aber es gibt für jeden Zeitpunkt auch besonders geeignete, aus den Ereignissen, welche die Gegenwart bedingen, gleichsam herausgewachsene Männer, mit denen die Verständigung nach allen Seiten hin so wie aus allen Richtungen her, leicht und völlig ist und welche für die Bedürfnisse des Augenblicks, wie schwer oder leicht diese seyen, mit ihrer ganzen Person einzutreten, neben dem äußern auch den inneren Beruf, das ist, Kraft, Muth, Einsicht und Gewandtheit haben. Ein solcher Mann war Graf Clam. Er war in jeder Beziehung tüchtig; das

aber theilte er mit vielen. Er war durch ſeine Geburt durch ſeine Anlagen, ſo wie durch die Ausbildung, welche Welt und Fleiß denſelben gegeben hatten, zu einer der oberſten und eingreifendſten Rollen im Kaiſerſtaate beſtimmt; das mag er auch mit Manchem gemein haben. Was ihn aber auszeichnete, war die Gunſt ſolcher vorbereitenden Umſtände, die ihn für die gegebenen Verhältniſſe nicht blos zum fähigen, ſondern zum geeigneten Manne machten, und dieſe Gunſt, die ein beſcheidenes Gemüth allerdings nur als eine Gabe der Vorſehung aufnehmen wird, gab der Brauchbarkeit, dem praktiſchen Werthe des Mannes den entſcheidenden, ſchwer erſetzbaren Gehalt.

Aufgewachſen als Militär an der Seite des Feldherrn, durch den die Vorſehung auf das Ueberzeugendſte dargethan hatte, daß in wirklich entſcheidenden Augenblicken Oeſterreich der rechte Mann nie fehlt; durch die Schule der ungeheuern Ereigniſſe vom Jahr 1812 bis zum Jahr 1815 unter ſolcher Leitung und auf einem Wege gegangen, der ihn mit allem, was Europa an Männern und Kräften aufzubieten im Stande war, in nahe Berührung brachte; getrieben durch ſeinen Eifer, durch ſein Bedürfniß nach gründlicher Forſchung in die Bahn praktiſchen Dienſtes, dann wieder durch das Vertrauen des erſten öſterreichiſchen Staatsmannes auf das Feld europäiſcher Geſchäfte geführt; hingeſtellt endlich durch die Kraft der Ereigniſſe und durch den Bedarf der Monarchie im Jahre 1830 auf einen der Poſten, wo er auf das für die Aufrechthaltung des europäiſchen Friedens unerläßliche Aufgebot der Streitmittel, und dadurch auf die Haltung des Kaiſerſtaats nach außen den größten und heilſamſten Einfluß nehmen konnte: ſo wurde er der Mann, dem nach

dem Tode Kaisers Franz der Beruf werden konnte, in diesem schweren Augenblick mitzuhelfen, der Verwaltung und dem Systeme des Cabinets den Triumph der in majestätischer Einfachheit und Ruhe fortschreitenden unerschütterten Bewegung sicher zu stellen, in dem die Stärke der Monarchie ihre volle Gewährleistung fand. Zum obersten Feldherrn oder zum obersten Staatsmanne berufen, war vor Grafen Clam die Bahn dazu unfehlbar aufgethan, als plötzlich vor dem noch jungen Manne das Grab sich öffnete und mitten in seinem Glück so wie mitten aus seinen Leistungen der Tod ihn abrief. Der Verlust wurde tief gefühlt in der Hauptstadt, und wird es tief in allen österreichischen Ländern werden, eine Erscheinung, nur in einer in allen ihren Theilen in sich so fest verbundenen Monarchie möglich wie die österreichische, auf welche das segenvolle Bild einer Familie im Großen noch seine volle Anwendung findet.

Die Vielseitigkeit des Grafen Clam und dabei die tiefe Rechtlichkeit und der ehrenwerthe Charakter jeder Seite an ihm, so wie sein hoher religiöser Sinn machen den Verlust dieses Mannes den verschiedenartigsten Menschen und Ständen schmerzlich. Der Soldat bedauert den heldenmüthigen Gefährten und den künftigen Feldherrn, der Staatsmann den erfahrenen, klugen gewandten Mann der höheren Geschäfte, der Weltmann den geistreichen, vielunterrichteten Gesellschafter, der Vater und Gatte den edlen, glücklichen, beneidenswerthen Vater und Gatten. Viele hatten sich gewöhnt, diesen Mann als eine der Stützen der Monarchie zu betrachten; viele liebten ihn um der Hoffnungen willen, die sie zur Ehre und zum Nutzen des Vaterlandes auf ihn bauten. Hätten ihn Wünsche festhalten können auf diesem hohlen Boden der

Erde, könnten Klagen ihn zurückführen unter uns, er lebte in Jugend und Kraft! Der Mann aber, über den man in Wahrheit das sagen kann, hat gewiß nicht umsonst, er hat sich und seinem Vaterlande zum Ruhme gelebt, und die allgemeine Achtung steht als Monument über seinem Grabe aufgerichtet.

Druckfehler.

pag. 51	Zeile 7	ſtatt:	nach Maſſe	— lies: in dem Maaße
„ 56	„ letzte	„	zuließe	„ zuließ.
„ 89	beizuſetzen: (für die Vierteljahrsſchrift beſtimmt)			
„ 114	Zeile 13	ſtatt:	immer unvorſichtiger	„ eine unvorſichtliche
„ 167	„ 11	„	Seite	„ Seite
„ 168	„ 3 v. u.	„	Mitalität	„ Vitalität.

Kleine Schriften

von

Ritter Anton von Prokesch-Osten.

Gesammelt von einem Freunde.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Fünfter Band.

Stuttgart.
Cotta'sche Verlagshandlung
1844.

Inhalt.

Seite

I. Kunſt und Leben.

Vierzehn Tage in Paris. (Geſchrieben im Sommer 1815 für einen Kreis von Freunden in Mainz) 3

Gedankenſpähne. (Geſchrieben in den Jahren 1816—1824) . . 55

Theater in Leipzig. (Geſchrieben im Jahr 1820) 111

Einiges zur Charakteriſtik des Orients. (Zu Conſtantinopel im Jahr 1825 geſchrieben) 119

Ein Luftſchloß. Aus dem Jahr 1827 141

Ballet Orpheus in Wien. (Geſchrieben im Jahr 1831) . . . 147

Trilinien, Briefe aus Italien. (Geſchrieben im Jahr 1833) . 153

Bruchſtücke von Briefen aus Rom. (Geſchr. im Jahr 1832) . 257

Neues vom Parnaß. (Ueber ein Gedicht von Fanny Furſtin von Porcia. Geſchrieben im Jahr 1832) 277

Schreiben aus Rom. (Geſchrieben im Jahr 1832) 283

Ueber Volksgunſt und Volksthümlichkeit 289

Maler Tunner. 1833. 1839. 309

Die Tumuli der Alten. (Geſchrieben im Jahr 1836) . . . 316

Urtheil eines Layen über Griſeldis. (Geſchr. im Jahr 1840) 337

Gegenſätze. Eine Erzählung 343

II. Literarisches.

Schreiben an Johann Grafen von Paar, über eine Klugschrift gegen Göthe. 1822. 365
Ueber Enck's Gedicht: „Die Blumen." 1822. 379
Ueber Thiersch de l'état actuel de la Grèce. 1834. . . . 383
Lamennais Paroles d'un Croyant 391
Ueber die dermaligen Reformen im türkischen Reiche. 1832. 397
Griechenland 409
Die Pforte und die europäischen Mächte. (Gegen das Journal des Debats) 412
Englische Journalstreite über den Orient. (Gegen die Times) 422
Gegen die Rede des Herrn von Lamartine über den Orient . 429
Gegen Ramorino's Vertheidigung seines Angriffs auf Savoyen. (31. März 1834.) 443
Die Quadrupel-Allianz. (24. Juni und 30. August 1834) 451
Ueber die französische Kammersitzung vom 13. August. (21. August 1834. Gegen das Journal des Debats) 461

I.

Kunst und Leben.

Vierzehn Tage in Paris.

(Geschrieben im Sommer 1815 für einen Kreis von Freunden in Mainz.)

..... Es war 9 Uhr Morgens, als ich in Chalons ankam; um Mittag ging ich wieder ab, um Paris ſo bald als möglich zu erreichen. Noch 42 Poſtſtunden und ich bin dort! ... Iſt die Gegend um Nancy herrlich, iſt es das Thal von Void, die Ebene von Toul und Vitry, oder Chalons Umgebung; ſo ſind ſie doch nur fernes Annähern, leiſes Spielen der Farben gegen die träumeriſch-ſchönen Gefilde, durch welche jetzt die Straße führt, ich meine gegen die ſchönſte Flur der Champagne, gegen das ſo oft gemalte, ſo oft gerühmte Valée de Marne. Man hat über dieſen Strom bei Chalons geſetzt, er bleibt nun rechts. Die Straße drückt ſich etwas an die Hügel zur Linken, ſo daß das ganze Thal wie ein aufgerolltes Gemälde vor den Blicken liegt. Man denke ſich die ſchönſte Wieſenebene, durch die ein dunkelgrüner klarer ruhiger Strom läuft, — die ſchattigſten Orte darin, mit glänzenden in die Sonne getauchten Thürmen, — der Pappeln lange, majeſtätiſche Reihen, die in künſtlichen Richtungen dies Tempe durchſchneiden; — die lieblichſten Weinhügel mit tauſend weißen, wie aus Porzelainquadraten erbauten Häuschen; über ihnen ernſte Waldhöhen, und zu allem dieſem den heitern, lauen abendlichen Himmel, an dem ein leichter Nebel wie ein zarter Schleier im Weſten ausgeſpannt iſt, um die prangende Fülle der untergehenden Sonne zu zeigen; man horche den leiſen Stimmen der entſchlummernden Natur, die unbekannt

woher, wie aus morganiſchen Feenwelten zu uns herüber-tönen und uns in den Träumen einer unſichtbaren, indiſchen Geiſterwelt, die auf den Blättern des Baums und in den Blumen der Wieſe ſich wiegt, ſchwelgen läßt; .... vielleicht hat man ein entferntes Bild des Thales der Marne; aber eigentlich doch noch gar Nichts! .... Man kommt zuerſt durch Matougues, Aulnay, Jaalons. — Juvigny, St. Martin, Vraur, Aigny, Condé lehnen ſich zur Rechten an ihre reichen Hügel. Die Gegend dehnt ſich weiter und weiter. Von Jaalons kommt man nach Athis, Plivot, Chouilly, und endlich nach Epernay, wo der Pappeln hohe Säulen den Ausgang des Thales ſchließen. Die Berge von Rheims ſchauen weit über die Hügel herüber, auf denen Tours, Viſſeul, Ay, der Stammort des beſten Champagnerweines, und höher über ihnen Avenay und Muſigny ſich, wie heitere Kinder, halb in das dichte Weinlaub verhüllen. Beſonders ſchön liegt Mareuil; ſeine Häuſer ſteigen glänzend aus der Marne auf; ſeine Schatten ſehen traut aus dem hinfließenden Grün ... Epernay's Gaſſen engten mich; ich war ſo ergriffen von dem Zauber der Natur, daß ich recht wenig auf die Stadt Acht hatte, die mir auch beinahe ganz aus dem Gedächtniſſe iſt.

Bald war ich über Eully, Bainſon und Troiſſy in Dormans angelangt, immer in geringer Entfernung von der Marne meinen Weg verfolgend; dieſer treuen Begleiterin, die oft langſam ernſt neben dem Wanderer hinzieht, oft ſich ſpielend und ſcherzend von ihm entfernt, mit hundert Krümmungen zurückblickt, dann plötzlich herzueilt, bald rechts bald links an ihren dunklen Ufern wandeln läßt, und endlich, wenn ſie ihn bis an die Hauptſtadt geleitet hat, ſich dort muthwillig in die Seine ſtürzt. ...

Von Dormans nach Château-Thierry glaubt man ge-

radezu durch Gärten zu fahren. Sauvigny, Crezancey, nahe am Bache Surmelin und Chierry mit ihren Gartenhäuschen und Alleen zieren die Straße. Es war ganz Abend geworden, als ich in Château-Thierry ankam; alle Gassen voll Leute, voll Leben! Die spitzen Dächer machen den Ort dunkel, was mir mißfiel. Ein paar Gläser Champagner dienten zur Labung; so reiste ich weiter. La Ferme-de-Paris, Montreuil-aur-Lions, la-Ferté-sous-Jouarre, Sameron, St. Jean verhüllte die Nacht. In la Ferté fuhr ich über die Marne; ich sah sie dunkel unter mir wogen; die Pferde wurden über die Menge der daliegenden weißen Steine, die für den Gebrauch in Mühlen von den Einwohnern zu Tausenden verarbeitet werden, scheu, nur ein Sprung aus dem Wagen rettete mich aus dem Flusse, wohin sie eilten. Es schlug Mitternacht.

Bei Trilport dämmerte es wieder, und als ich Meaux erreichte, war es Morgen, — der vierte seit meiner Abreise von Mainz! — aber öde und leer waren die Straßen und lautlos noch... ich dachte an dich, frommer Bossuet... der schwarze gothische Dom schien ein Leichenstein über deinen Gebeinen!

Von Meaux bis Paris, durch eine Entfernung von 11 Poststunden, führt die herrlichste Straße, die man sich denken kann. Eine doppelte Reihe alter Linden und Wildkastanien ziert ihre Seiten; mit gleichen Quadern ist die Mitte gepflastert. Bald, bald ists erreicht! war mein froher Gedanke, und nun erst konnte ich die sonst so schnellen Postpferde nicht träge genug finden. Freude zitterte mir durch die Wangen als ich Claye mit seinem prächtigen Kanale, einem unausgeführten Werke des Kaisers, und Villeparis im Rücken hatte, und nun den Markstein des Departements der Seine und Oise erblickte. Die schattig-

ſten, lieblichſten Wäldchen von der Welt mit den ſchönſten Luſtgebäuden und Alleen, die ſich in allen Richtungen durchkreuzen, umgeben die Straße; ſo kommt man über Vaujours in den Wald von Bondy und endlich über Livry nach Bondy ſelbſt, der letzten Poſtſtation vor Paris. Ueberhaupt hat ſchon jede letzte Poſtſtation an ſich etwas Romantiſches, ſey es nun Burkersdorf oder Spandau oder Doktum, Parsdorf oder der Traualtar; aber Bondy hat noch vor allen dieſen das voraus, und höchſtens mit Bourget, St. Dénis, Nanterre, Sèvre, Berny und wie die andern alle heißen, die ich nur aus der Karte heraus ſchreiben dürfte, gemein, daß es die letzte vor Paris iſt; ſeiner Lage gar nicht zu gedenken, und ſeiner Ausſichten noch ſeines Lebens und Webens! —

Der Montmartre iſt das erſte, was man erblickt. Nebel lag auf ihm, Nebel auf der ganzen Stadt, ein ungeheurer Schleier übergeworfen bis St. Dénis! Der Kanal de l'Ourcq bleibt zur Rechten; ich achtete auf ſeine ſchönen Brücken nicht; meine Augen blieben an den Montmartre gefeſſelt, aber noch konnten ſie wenig entdecken. Pantin ärgerte mich noch am Ende; ich hielt es für eine Vorſtadt. Endlich enthüllte ſich aus dem neblichten Chaos ein Gerippe nach dem andern, Thürme ſchnitten ſich durch und weiße Mauern — die Sonne half — der Nebel rollte ſich auf und bald lag die ganze Stadt vor meinen Blicken. Der erſte Eindruck, den Paris mir gab, war nicht der, den ich hoffte; es hat zu wenig Thürme, um majeſtätiſch dazuſtehen; die Verwüſtungen außen ſtörten meine Bilder, und die gedrängten hohen Gebäude mit ihren Feuermauern erinnerten zu ſehr an das kleinliche Treiben und Drängen, an das Einbauen und an all' das erbärmliche Suchen der Menſchen. Wie ſehr wurde ich indeſſen überraſcht, als ich

durch die Barriere von Pantin in die Vorſtadt St. Martin, und, wie ein Sieger begeiſtert, durch den Triumphbogen Ludwig XIV. auf die ſchattigen Boulevards fuhr. Welch ein Leben, welch ein Treiben! welch ein Zuſammenhäufen der verſchiedenſten Geſtaltungen! welch aufgeregter Geiſt der Thätigkeit! welch Aneinanderreihen des Höchſten und Gemeinſten!..... hier gebieten Palläſte Bewunderung dem Staunenden; dort bettelt mit ihrem ſchwülſtigen Anſchlagzettel die arme Holzhütte eines homme de lettres — hier raſſeln hundert Karoſſen, als trügen ſie die Könige aller Welten; da ziehen ſechs murrende Hunde an dem Wagen eines Fleiſchers. Alles ſpricht, ruft, ſchreit, Männer, Weiber, Häuſer, Säulen; da im tiefſten Baſſe der Waſſerträger, hier der allezeit fertige Savoyarde; dort verkündigt eintönig das Weib die Ordonnances du Roi pour 2 sous; da deklamirt mit den wüthendſten Geberden einer den Moniteur — hier in der Ecke ein zweiter in Extaſe den Meſſager.... Thüren, Fenſter, Bettler, Hanswurſte mit Schellenkappen, Weiber mit Zuckerwaſſer läuten — Wagen, Pferde, Menſchen lärmen. Ungeſtört in dieſem ewigen Tumulte ſitzen in dem Schatten der Bäume Hunderte mit tiefdenkenden Mienen und durchwühlen die Journale; Gaukler produciren drei Schritte davon ihre einfältigen Künſte, und empfangen das Beifallgeklatſche einer müßigen Menge; Muſiken aller Arten ſpielen und tönen durch einander, — aber kein Gelärm ſtört das andere. Leichtſinnig lächelnd, froh, heiter und zart, hüpft am Arme des geſprächigen Pariſers die Pariſerin auf zierlichen Füßchen vorüber; ihre ſchwarzen Augen grüßen die Welt, unter dem Buſen pocht das muthwillige Herz, der weiche Arm umſchließt feſt den des Begleiters. An den Café's ſitzen die Damen und kühlen das jüngere Blut mit Eis, aber

es verkühlt die Gluth ihrer Blicke nicht. Offiziere, Soldaten aller Nationen gehen, reiten, fahren durch die Straße — der düstere entlassene Franzose, der reinliche Engländer, der Bergschotte ohne Hosen, der prächtige Belgier, der siegstolze Preuße, der ordenbekränzte Russe, der starke, ruhige Oestreicher, der königliche Gardist mit dem römischen Silberhelme!... Der Luxus hat seine Schimmer ausgegossen; alles ist geziert wie eine Prachtausgabe!.... Der Franzose sieht sich gerne in seiner schönen Welt; der Blick auf sie hebt ihn empor aus seinem Unglücke; seine Siegesmale geben ihm Trost, Stolz und Hoffnung auf eine zahlende Zukunft!....

Welch ein Erwachen! Ich bin in Paris! Dem Garten, wo der Freiheit Blume aus dem seit Jahrhunderten vergrabenen Keime aufsprossen sollte.... dem Tummelplatze, wo ein ganzes Volk raste, aber einstimmig raste.... dem Tempel, wo die Kunst aller Länder freiwillig und gezwungen ihre Schätze niederlegte;... in der Werkstätte, wo die Zeit Gesetze für Sitte und Empfindung prägte und Schwerter schliff und Ketten hämmerte für das irre Europa.... in der Residenz, wo Heinrich IV. ermordet wurde und Ludwig XI. mordete; wo Ludwig XIV. sich in den Werken seiner Minister bewundern ließ und vergöttert wurde; wo Ludwig XVI. auf dem Blutgerüste starb!.... Der Tumult der Straßen verdrängte die Bilder der Geschichte; ich eilte hinaus, um mich hinein zu stürzen in das brausende Leben. Planmäßig die Hauptstadt zu durchwandern, war zwar mein Wille, heute aber wollte ich weiter gar nichts sehen, als das Ganze. Offen gab ich Geist und Herz dem Eindrucke des Gesammten hin. Mein Weg führte mich durch die Rue de petit carreau und Poissonière nach dem Boulevard, wo das Verschiedenste sich trifft, die Men-

ſchenſtröme ſich zuſammen gießen und der Kaufmann ewig Meſſe hält. Wie ein Band mit eingewobenen Bäumen ziehen ſich dieſe Boulevards im Kreiſe durch Paris. Mit frohem Sinne, bald rechts bald links mich in die Perſpective der Straßen hineinſinnend, zog ich über ſie hin bis zur herrlichen Rue de la paix, die ſo ſchön als ihr Name iſt. Pallaſt an Pallaſt gebaut bis an ihre Gränze, dem Platze Vendôme; Prachtſtücke der Baukunſt gereiht in breiter Doppellinie, und am Ende der majeſtätiſchen Perſpective die Siegesſäule Napoleons, von der die weiße Fahne flatternd im Dunkelblau des Himmels aufſchwebte! — Sieg und Friede ſo nahe an einander? — Von dem Siege geht der Friede ja aus, ſchön, reich und erhebend.... Durch die Rue St. Honoré kam ich nach einigen Umwegen wieder auf die Boulevards, wo ich im Café anglais dinirte.

Der Tag war ſchön und angenehm. Um den Eindruck des Ganzen zu gewinnen, beſtieg ich den Montmartre. Ungeheure Stadt! Ehrwürdig durch die dunklen Maſſen ihrer Rieſengebäude, durch die endloſe Ausdehnung — durch die bedeutungsvolle Vergangenheit! Die ganze Geſchichte Frankreichs ging in grauen Geſtalten, in gedrängtem Putze vor meinem Innern lebendiger als jemals vorüber, denn ich ſtand ja auf ihrem Boden .... Wie hebt ſich prächtig in der weſtlichen Sonne die vergoldete Kuppel des Thurmes der Invaliden empor, wie ein Sonnentempel, wo die Bruſt rein, hell und groß fühlt! Wie ſchauerlich ſchwarz ragen die Obelisken der Notre-Dame aus der tiefen Inſel herauf, Gerippe begrabener Jahrhunderte! — Wie könnt' ich das Chaos enträthſeln, das zu meinen Füßen liegt, löſen das dumpfe brauſende Getöne, als ſchwängen ſich werdende Sphären, beſchreiben das Verrin-

nen der erhabenen Kaiſerſtadt in die weiche Umgebung!... Die Hügel gegen Südweſt und Oſt liegen doch ein wenig zu nahe; ſie drängen; aber wie freundlich iſt die weite Ebene gegen Nord mit ihren ſchattigen Alleen, wie lieblich ſind die grünen ſanften Höhen gegen Weſt! St. Dénis mit ſeinen dunkeln Thürmen ſchwimmt in magiſchen Schatten; tief neigt ſich der dunkelblaue Himmel zu ihm herunter, langſam, in Sehnſucht gleichſam, zieht die Seine durch das geliebte Thal, vorüber am Neuilly, vorüber am ſchattigen Clichy, am ſtolzen St. Ouen; bei St. Dénis wendet ſich die Scheidende raſch und ſteigt hinunter nach St. Germain, und fort, wohin die Zeit ſie reißt! — Könnt' ich mit ihr! immer fort — immer! — ohne Weilen, ohne Ende! mich in das Meer ſtürzen mit ihr, es durchziehen in ſchwellender Kraft, und nach blauen Fernen ſtreben ſo lange noch die Sonne in Oſten heraufſteigt und im goldenen Weſten verſinkt! O, nur ein unendliches Leben kann die Unendlichkeit durchwandern; kaum einige Schritte machen wir Menſchen vor und um uns; was der Planet, der uns trägt, in einer Stunde durchfliegt, das kann der Menſch mit ſeinem längſten Leben nicht durchziehen; nur zum Grabe reichen unſere Schritte aus. Lebten wir ein Jahrtauſend, wir würden ferne Monde durchreiſen! — Ein Glas Limonade kühlte meine äußere und innere Hitze. Ich nahm es in dem auf dem Gipfel befindlichen Garten, von dem ſich die ganze Stadt den Blicken darbeut. Noch einmal ſah ich nach St. Dénis hinüber und kam, verloren in die abendliche Gegend, nach und nach in die Ebene gegen la Chapelle, von wo ich nach der Stadt zurückkehrte, und mich bald wieder auf der allgemeinen Orientirungslinie, den Boulevards, befand. Ich überließ mich ihnen auch ganz; über die des Italiens, des Capucins, de la

Madeleine gelangte ich in die prächtige Rue royale, in die von Ferne herein die Sonnenkuppel der Invaliden leuchtete, und in deren Hintergrunde ſich Menſchenbeſäet der Bogen der Brücke Ludwig XVI. und die Säulenfaçade des Pallaſtes Bourbon erhebt. Der herrlichſte Platz breitet ſich, noch ehe man die Brücke erreicht, vor den Blicken aus; es iſt der Platz Ludwig XV. zwiſchen den elyſäiſchen Feldern und den Gärten der Tuillerien. Eine zahlloſe Menge Menſchen aller Stände und Völker ging, ritt, fuhr, weilte, beſprach, begegnete ſich auf dieſen majeſtätiſchen Spaziergängen; die Alleen waren gefüllt mit Neugierigen und ein engliſches Armeekorps kampirte in denſelben; Karoſſen raſſelten, tauſend Reitende flogen auf und nieder; die Eitelkeit, die Koketterie, der Luxus, die Elegance, die Gleichheit hatten in dieſen Spaziergängen ihre Bilder ausgeſtellt. Einer halben Stunde bedurfte ich, um im Schritte den Triumphbogen Napoleons zu erreichen. Welch eine Ausſicht von dieſem gehobenen Punkte auf die wandelnde Welt gegen die Gärten des Königspallaſtes hin!... Um 7 Uhr war ich wieder auf dem Platz Ludwig XV. und überblickte die Gardes-meubles, die Quais, alle die von Leben überfüllten Proſpecte. Gewiß war dies (was die Henker nicht dachten) der menſchlichſte Ort in Paris, wo man Ludwig XVI. hinrichten konnte! Dieſe Umgebungen mußten Kraft in ſeine Seele gießen und groß zu dem Herzen ſprechen, das bald erkalten ſollte. Hier mußte ſeine innere Würde den Tod freudig umarmen lernen, ſie mußte erſtarken an der äußern, ſich unangreifbar fühlen und zur Liebe werden gegen die Verirrten!...

Das Théâtre de l'Opéra erfüllte meine Erwartungen nicht. Man gab Médéa. Ich muß geſtehen, daß in der Ausführung dieſer Oper Vieles mich unbefriedigt ließ,

und daß ich den beinahe allgemeinen Beifall des gedrängt vollen Hauses nicht theilte. —

. . . . Ueber den Quai d'Orsai gelangt man in die herrliche Esplanade des Hôtel des Invalides. Der Prospect dieses Riesengebäudes, dessen Grundfläche 17,744 Q. Toisen einnimmt, ist großartig; der Löwe des heiligen Markus, der nun bereits in sein Vaterland zurückgekehrt ist, zierte noch die Fontaine vor dem Eingangshofe, den ein leichtes Eisengitter umzäunt und Gräben umgeben. Der innere Hof dieses Gebäudes war voll der alten Helden, die hier Ruhe nach stürmischen Tagen fanden; er ist ein Viereck; sinnvoll sind die Aufschriften der innern Hofseiten, die blos den Namen der Weltgegend nennen. Den alten Siegern ist der Stolz dieser lakonischen Aufschriften wohl zu verzeihen. Die Einrichtung des Hotels soll vorzüglich seyn; Gärtchen und Alleen laden den Freund der Natur in den Tagen des Frühlings, in den Dämmerungen des Sommers hinaus in die Freie; eine Bibliothek von 20,000 Bänden beschäftigt den Geist in stillern Stunden. Der Dom ist ein majestätisches Gebäude in reichem Style, es verschließt Türennes und Vaubans Grabmale. Ununterbrochene Alleen führen in verschiedenen Richtungen von hier nach dem bekannten Marsfelde, einem ungeheuern Parallelogramm, mit Gräben und Bäumen umschlossen, reichend von der Ecole militaire bis beinahe an die Seine, wo der Pont de Jéna über dieselbe nach dem Quai de Billy und nach einer Anhöhe führt, auf der ein Kaiserpallast Napoleons Namen verewigen sollte. — Die Ecole militaire macht eine bedeutende Fronte von mehr als 200 Toisen. — Ich ging durch sie auf den Platz Fontenay, den die preußischen Husaren in eine Reitschule umgewandelt hatten, und von da durch die Alleen der Avenue de Lo-

ventthal, über den Platz Vauban in die Rue de Grenelle, um die daſige Fontaine zu beſehen, die wirklich vorzüglich, aber an einem unpaſſenden Orte iſt. Von da gelangte ich in das begeiſternde Musée français, rue des petits Augustins. Welch treffliche Anſtalt, die jedes Land haben ſollte! Welch erhabener, ſchöner Ort! — Iſt die Lauheit ſo mancher Völker (z. B. der Deutſchen) gegen die Erinnerungen ihres Vaterlandes nicht tadelnswürdig und beklagenswerth? Die Kunſtwerke und Gebilde der deutſchen Vorwelt ſind entweder aus Urſache dieſer Lauigkeit nicht mehr, oder ſie ſind in die Kabinete fremder Nationen gewandert, wo ſie jeder Bruſt, die Vaterlandsgefühl in ſich trägt, gegen uns zeugen. Wie erhebend iſt es, unter ſeinen Vätern zu wandeln! Wie manchen Jüngling würde in ſolcher Umgebung der Augenblick der höhern Weihe ergreifen, der ihn, vielleicht vom Abgrunde zurückreißend, auf immer der Tugend verbände! Wie mancher würde hier Muſter und Aneiferung finden, nach denen er umſonſt ſo lange geſucht, und den Menſchen gerettet zurückkehren! Wie mancher würde den verlorenen Muth zu Thaten, der Unſterblichkeit würdig, da wieder ſchöpfen, der in der Dürre der Gewöhnlichkeit auch ihm vertrocknet wäre! Ich weiß wohl, was man ſagen kann und dies mag die Klage erklären, aber es hebt ſie nicht .... Lenoir wurde der Stifter dieſes Landesmuſeums. Mit nie genug zu rühmendem Fleiß rettete er in der bilderſtürmenden Revolutionszeit Frankreichs geſchichtliche Merkwürdigkeiten. Selbſtbildender Künſtler, ſichtete er mit Kennerblick das Taugliche von dem Untauglichen; ſein unermüdeter Eifer, und die im letzten Jahrzehend ihm von Seite der Regierung dargebotenen Unterſtützungen und Auszeichnungen bewirkten den gegenwärtigen Zuſtand des Muſeums, über deſſen reiche Fülle Je-

dermann ſtaunen muß. Der Gedanke, die Monumente nach dem Alter zu reihen, iſt der natürliche und ſicherlich der einzig ordnende; denn die Geſchichte des Vaterlands ſollen die Denkmale lehren. Dunkel fällt das Licht des Tages durch die gemalten Fenſter, tritt man in den Saal des dreizehnten Jahrhunderts. Wie liegen dieſe Klodwige und dieſe alten Könige da in ihren langen, hagern Geſtalten! — Die Krone drückt ſie nimmer ſchwer — die ſtarren Augen ſehen ernſt in die Nachwelt — die gefalteten Hände liegen auf der ſtillen Bruſt. Ihr lebt wieder auf, ihr lang vermoderten Formen, aber in Tod gehüllt! .... Abälard und Heloiſe, in Stein gehauen, Bruſtbild; die Zeit hat viel genagt daran, ſie, der Feind des Lebens und der Liebe; aber Ernſt ſpricht aus dieſen ſteinernen Zügen noch und Trauer! Ausgekocht hat der Vulkan der Bruſt, getrocknet iſt die lange Thräne des Lebens und die Palme hat ſich zum Kranze gewunden über dem gemeinſchaftlichen Grabe! —

Frankreichs Helden von Eures bis Bertrand du Guesclin, von Tannegui du Chatel bis auf den großen Condé und Coligny und Turenne; ſeine Könige von Clovis dem erſten, bis auf den hingerichteten Louis — ſeine Fredegunden, ſo wie ſeine edlen Königinnen, hier ſtehen ſie beiſammen, wie in den Auen der Schattenwelt; die Jahrhunderte, die ſie trennten, ſind zu Sekunden geworden; nicht Leidenſchaft, nicht Vorurtheil, nicht Religionswuth zücken die blutigen Dolche mehr unter ihnen; das Irdiſche iſt geſunken, der Zeit ihr Zoll bezahlt, das Vergängliche geopfert! .... Johanna d'Arc (salle du 15. siècle) hebt empor ihr kühnes Rettungsſchwert; der Sieg, die Flamme Gottes iſt in ihren Zügen! die Zeit, die ſie als Ungeheuer verbrannte, iſt verſöhnt; als Heldenmädchen lebt ſie wieder

auf! — Jean de Boulogne — Freminet — Boileau — la Fontaine — Molière — Racine — d'Alembert — der ſanfte Fénélon — Corneille — Voltaire — der tiefe Rouſſeau — Fontenelle — Helvetius — Boſſuet u. a. m.; auch unſer Gluk, Heydn und Winkelmann — hört es Deutſche! — auch dieſe ſtehen hier im erhebenden Vereine neben einander! Welches Herz ſollte nicht mächtiger ſchlagen in ſolcher Umgebung, wie mancher zagende Geiſt nicht geſtärkt ſich fühlen für die ſchwere Bahn ſeines Strebens! In achtender Erinnerung wohnt ja der größte Lohn (wenn es Lohn gibt außer dem Bewußtſeyn) für den ſiegenden Ringer. Das Vaterland hält die Lorbeerkrone über ſeinem Haupte!.... Ihr werdet nicht vergeſſen ihr glücklichen Franken, und wie du, Eliſe Jolie, im Todesſchlummer da liegeſt und lebſt — in tauſend Herzen, ſo lebt ihr alle in der Achtung der Nachwelt!... Im Schatten der Cypreſſen und Weiden, die in Gruppen den Garten des Muſeums bedecken, ſtehen die Male des ernſten Louis de Luſignan, Königs von Jeruſalem, des Contenable Anne de Montmorency, Molières, Descartes, Lafontaines (mit der Aufſchrift: Jean s'en alla comme il était venu) u. a. m.; auch der Sarg Abelards und Heloiſens, der was das Leben trennte, im Tode vereinigt hielt. — Unendlich ſchön iſt ein Gemälde auf Marmor im Saale des 16ten Jahrhunderts von Charles Lebrun, dieſem ausgezeichneten Meiſter der franzöſiſchen Schule. Es iſt das Bildniß ſeiner Freundin Henriette Selincart. Sie ſtirbt, die Augenlieder ſinken leiſe an einander; ſchwach blicken die Sterne noch durch, wie Strahlen des Mondes; tiefer Schmerz wandelt über die himmliſchen Züge; aber es iſt kein Schmerz der Schuld, es iſt Mitleid einer ſterbenden Heiligen für den zurückgelaſſenen Geliebten. Die Aufſchrift heißt: „Hen-

riette Selincart, gemalt im Augenblicke des Sterbens von Charles Lebrun, ihrem Freunde." — War ihm das Gefühl zu heilig oder der Augenblick zu groß, um zu sagen, was sie ihm gewesen? — Wie mag es in der Brust gezittert haben, während die kunstgerechte Hand die leisen, weich verschmolzenen, wie mit Thränen benetzten Farben so sicher auftrug! Rührendes Meisterstück, wie oft wirst du vor meinem Blicke in deiner lichtvollen Schönheit, in deiner tief erschütternden Trauer schweben! du bist das Bild eines Engels, der dahin deutet, wo nichts mehr zu verlieren ist!

Der Pallast der Künste und Wissenschaften, Quai Conti, eines der schönsten Denkmale Mazarins, gewährt eine herrliche Ansicht, kömmt man über den Pont des arts auf das linke Ufer der Seine. In diesem Pallaste halten die Mitglieder des Instituts der Wissenschaften ihre Sitzungen, entweder in Gesammtheit oder vereinzelt nach den vier Klassen der Mathematik, der französischen Litteratur, der Geschichte und der schönen Künste. Nur flüchtig besah ich die Schulen für Malerei, Sculptur und Architektur, so wie die zahlreiche Bibliothek; mit Vergnügen bemerkte ich die Säle voll Studierender. — Das Hôtel des monnaies war verschlossen; ziemlich gleichgültig darüber, flog ich nach dem Pantheon, dessen majestätische Kuppel hoch über die Vorstadt St. Marcel emporragt; aber der Gott ist aus den heiligen Hallen geflogen; leer, bestäubt, beschmutzt stehen sie da, und warten vergebens der großen Todten. Etliche Bürger übten sich in den Waffen vor den Säulenfaçaden dieses Prachtgebäudes. Bei meinem Heraustreten begegnete ich einem preußischen Offizier, den ich in Mainz kennen gelernt hatte; wir grüßten uns innig und kurz und schieden auf gleiche Weise. Mir gefällt dieses ungebundene leichte Seyn auf dieser kleinen Erde, dieses Nichtachten der Raum-

und Zeitverhältniſſe! — Bereits war es 4 Uhr geworden, die Stunde des Mahls. Dieſes zu ſuchen, ging ich durch das Louvre in das Palais royal, wo ich bei Very in einer wahren Weltgeſellſchaft mit Offizieren aller Länder und Waffen ſpeiste. Dieſes ſo oft genannte berühmte und berüchtigte Gebäude iſt ein großes Parallelogramm, das einen verwüſteten Garten umſchließt. An den inneren Seiten ſind Säulengänge mit einigen hundert Arkaden, wo Mode, Geſchmack und Reichthum alle ihre Schätze ausſtellen, wo für ewiges Vergnügen, für ewig wechſelnden Sinnengenuß geſorgt iſt. Wenn in den Salzbergwerken zu Wieliczka Menſchen nie aus ihren unterirdiſchen Wohnungen in die Oberwelt ſteigen, und alle Bedürfniſſe unten erfüllt ſehen, ſo könnten wohl auch hier, in dieſen Höhlen des Plute, Hunderte das ganze Leben zubringen, ohne von Bedürfniſſen nach weit ausgedehnterem Begriffe etwas entbehren zu müſſen, was ihre Zunge oder ihre Eitelkeit wünſcht. Hier vereinen ſich die beſten Reſtaurateurs und Conditors, die vorzüglichſten Caſé's, die der Magen und Gaumen des Freſſers nur irgendwo hoffen darf; — hier hat der Gott des Spieles ſeine grünen Tiſche aufgeſchlagen, an denen Tag und Nacht mit lächerlichem Ernſte gearbeitet wird — hier hat der Wollüſtling ſeine Wahl aus Tauſenden, die Alles aufbieten, ſeine lungenſüchtige Tugend in Schlaf zu wiegen und den armſeligen Popanz ſeiner Kraft aufrecht zu erhalten. Alles was Kleidung iſt, hält jeder Tag mit ſeiner Mode fertig, nach allen Größen und Farben; alles, was Putz, was Waare genannt werden kann, hier iſt es in ſeiner vortheilhafteſten Ausſtellung, gereiht von der Grazie der Ordnung, ich wollte ſagen, nach einer Stufenfolge der Tinten, wie Moſaik, und gehoben von dem Glanze der Umgebung der Gemächer. Den ganzen Tag hindurch iſt

das Palais mit Menſchen gefüllt, doch erſt Abends nach dem Theater ſtrömt die größte Menge dahin. Jetzt erhellt der Glanz von tauſend Lampen die Nacht; die Gewölbe werden erleuchtet und ſpielen die lebendigſten Farben; hundert verſchiedene Muſiken, vermiſcht mit Toben, Lärmen und Singen, tönen laut rauſchend aus den unterirdiſchen Kammern herauf, wo die gemeine Klaſſe ihre Orgien feiert. Alles lebt und treibt ſich fröhlich herum, als ſey es ein ewig jubelndes Leben; alles drängt ſich bunt durch einander im Garten, in den Arkaden, in den Café's, in den Sälen der Reſtaurateurs; überall Genießende; hier in den Buden eine Menge Kaufbegieriger, dort in den Lezimmern das hagere Geſchlecht der Politiker und Journaliſten, da in den Buchläden die geringere Zahl der Wißbegierigen. Wie ein leichter Flötenton ziehen die Freudenmädchen durch die Menge, bald halb nackt wie griechiſche Nymphen, geſchürzt wie flüchtige Horen, oder mit Guitarre und Geſang in theatraliſcher Haltung und Mimik; ſie locken die Thoren in ihre Gemächer, aus denen die Freude in tauſend Leuchten über den ſpiegelnden Laſterſälen der Spiele herunterſchaut. Da ſind alle Leidenſchaften rege, alle Sinne geſpannt; hier iſt die Welt, jedes andere Seyn wird verdrängt, der Augenblick herrſcht und der nächſte Eindruck. Nur die Franzoſen können ein ſolches Haus haben, und in dieſem kann man ſie beurtheilen! —

Da es gerade noch Zeit war, ſo eilte ich über den **Marché des Innocens** nach der **Halle aux blés**. Ich machte dieſen Umweg, um die Fontaine auf dieſem Platze zu beſehen, die nach korinthiſcher Ordnung von ſeltener Schönheit und Leichtigkeit iſt, aber Schade, daß ſie durch eine Umgebung von Holzhütten, worin man Gemüſe und dergleichen verkauft, beinahe verhüllt wird, und eine unzäh-

lige Menge ſchreiender Weiber den Anblick vergällt. Doch zur Getreidehalle, ein kühnes Gebäude! Der Umfang deſſelben beträgt 377 Fuß, die Höhe der Mauern 100 Fuß. Kein Gerüſte verdeckt den freien Bau der Kuppel, der erſt im Jahre 1802, nachdem das Feuer die frühere zerſtört hatte, entworfen und ausgeführt wurde. Stangen aus gegoſſenem Eiſen, ſo gefügt, als wären ſie geflochten in einander, bilden dieſe Kuppel; Platten von Kupfer decken dieſelbe. Da, wo die Berme iſt, auf der die Stangen liegen, läuft ein leichter Gang, ebenfalls von Eiſen, im kecken Kreiſe herum. Das Licht fällt durch eine einzige kreisförmige Oeffnung von 37 Fuß Durchmeſſer, am Gipfel der Hohlkugel der Dachung; dieſer Lichtkreis iſt mit Glasfenſtern geſchloſſen und über der Mitte derſelben ein Sonnenzeiger. Ein energiſcher Geiſt ſpricht aus dieſem Baue; man athmet leichter darin, und hätte man einen Entſchluß zu faſſen, ſo ſollte ich meinen, er könnte hier nicht gemein ausfallen.

Aus der Halle aux blés kehrte ich durch die Rue St. Honoré nach dem Palais zurück, um einen hanoveraniſchen Offizier, eine Bekanntſchaft von heute Mittag, nach dem Théâtre français abzuholen. Man gab la Coquette corrigée de Lannoue (oder Marivaux); es wurde trefflich geſpielt; Mad. Mars und Monſ. Fleury erhielten den ausgezeichnetſten Beifall von dem gedrängt vollen Hauſe. — Nach dem Theater beſuchte ich nochmals das Palais und unterhielt mich dort mit mehreren alten und neuen Bekannten bis gegen Mitternacht. Es iſt das Palais der bequemſte Beſtellungsort im Gaſthofe zu Paris auf dem Marktplätzchen von Europa. — Ich traf mich unter Anderen da mit einem Engländer, mit dem ich, es ſind eben erſt vier Wochen, auf dem Rheine von Mainz nach Bingen

gefahren war, einem wackern Mann, den ich damals liebgewonnen hatte. Wir ſchwatzten viel über Sidney Smith und Tunis, und über den lichten Orient, dem Lande meiner Sehnſucht. Unſere Namen frugen wir uns nicht ab, und doch weiß ich, wenn wir uns nach Jahren wieder finden, werden wir uns als alte Freunde die Hände ſchütteln.

Auf meinem Wege durch die Inſel de la Cité beſah ich die ehrwürdige Notre-Dame, ein gothiſches Gebäude, ſchon im Jahre 1010 angefangen, aber erſt im 11. Jahrhundert beendigt. 120 Pfeiler, 108 große Säulen ſtützen die düſteren Gewölbe, in denen Geiſterſchauer wehen. Wie oft mag Abälard, wie oft ſeine fromme Geliebte, in dieſen damals noch unvollendeten Mauern ſich hingeworfen haben vor dem Bilde der Jungfrau im hohen Glauben, im hohen Schmerze! Wie oft iſt hier dem Gekreuzigten des Weihrauchs Opferwolke emporgeſtiegen, wenn die feierlichen Töne der Orgel, wie Gottes-Stimmen im Dome wogten, und die Lieder der Gläubigen in einfach erhabenen Weiſen in das große Lob einſtimmten! Wie manche Thräne iſt hier getrocknet, wie manche tiefere der Reue gefloſſen! Wie manche zerriſſene Bruſt fand hier den Frieden, die Hoffnung und den Troſt, den ſie auf der verarmten Erde nimmer zu finden glaubte! — Nun ſind ſie ausgeſtorben dieſe Hallen, kahl, lautlos, ohne Zierde; der Blick ſchaudert über die Leere zurück, und über die Einförmigkeit, aus der ein vergangenes Jahrtauſend, eine verſunkene Welt ſpricht ... Ueber den Pont neuf, auf dem ein wahres Königsbild, Heinrich IV. zu Pferde, aufgeſtellt iſt, eilte ich nach dem Louvre, um das Höchſte, was Paris hat, zu beſchauen, das Musée Napoléon. —

Die Palläſte der Tuilleries zu beſchreiben und die des Louvre, bin ich wahrlich nicht geſonnen. Das letztere unter

Dagobert eine Hundshütte, unter Philipp August ein Staatsgefängniß, unter Karl V. eine Bibliothek, wurde unter dem IX. dieses Namens ein Königs-Pallast. Schon Ludwig XIII., den das blutige Bild seines Vaters jagte, vertauschte es wieder für die Tuillerien, die bis auf unsere Tage die Residenz der fränkischen Herrscher blieben, und nur von Napoleon abermals dem Louvre untergeordnet werden sollten. — Die Fronte der Tuillerien sieht gegen Nordwest, sie hat den bekannten Garten vor sich; die Flanken aber laufen parallel der Seine und der Straße St. Honoré. Die Fronte des Louvre ist gegen Südost; seine Flanken haben gleiche Richtung mit denen der Tuillerien, und die beiden Palläste sind durch Gallerien verbunden, die schon unter Ludwig XIII. angefangen, aber erst in den neuesten Zeiten geendet worden sind. Prachtvolle Plätze liegen im Innern dieser ungeheuern Residenzen, worunter der vorzüglichste der Karoussel-Platz ist, auf dessen von Napoleon errichteten Triumphbogen die vier venetianischen Pferde prangen. Die Gallerien gehen gegen die Seine, wo ihre Länge 222 Toisen mißt, ein Prospect, der gewiß unter die schönsten Europa's gehört. Die Façade des Louvre, die unter Napoleon geendigt wurde, ist eines Kaisers würdig. — Zu einer der schönsten Straßen, die von dem Portal des Pallastes bis an die Barrière von Vincennes in gerader Richtung führen sollte, war der Plan entworfen; die Umgestaltung der Dinge hat die Ausführung künftigen Zeiten und kommenden Herrschern überlassen.

In diesem Louvre nun ist das Musée Napoléon, das ist der Ort, wo alle die Meisterstücke der Bildhauerei und des Pinsels, die die letzte Weltherrschaft der Franken im Vaterlande Italien, so wie in jedem Lande fand und

mit ſich nahm, zuſammengeſtellt wurden. Ich will es nicht wagen, den Eindruck ſchildern zu wollen, der jedes Gemüth ergreifen muß in dieſer Götterwohnung. Es iſt kein ſteigendes Gefühl, kein Erkennen des Verſtandes, kein Finden der Begeiſterung, es iſt ein Schritt aus dem Nichtſeyn in das Seyn! So muß der Geiſt feiern, wenn er, wie Plato lehrt, von der Welt Gränzen hinüberſchaut in die Regionen, wo der Sitz der Unſterblichen iſt, über den Himmeln!

Skulptur.

Ich trat zuerſt in den Saal der Berühmten. Es kann nicht meine Abſicht ſeyn, ein Verzeichniß der Kunſtſchätze zu geben, aber ich hebe die Stücke heraus, die mir beſonderen Eindruck machten. Zeno und Demoſthenes, vorzüglich aber Menander und Poſidippos feſſelten meine Blicke. Herrlich iſt die Statue eines Kriegers, bekannt vormals im Vatikan unter dem Namen Phocion. Welcher Ernſt, welche Kühnheit in Geſtalt und Haltung! Einfachheit im ganzen Weſen, der Sieg im kräftigen Haupte. Von da trat ich in den Saal der Römer. Eine Ceres aus pariſchem Marmor (dieſelbe, die Clemens der XIV. aus der Villa Mattei in den Vatikan bringen ließ) feſſelte mich durch Feinheit und Reichthum der Draperie. Dann ein Prieſter, die Opferſchale in der Hand, durch den tiefſten Ernſt in den Zügen. Auch er war durch Clemens in den Vatikan gebracht worden. Weiter Germanicus, ein Werk des Athenienſers Cleomenes, aus pariſchem Marmor; vormals in der Gallerie zu Verſailles. Antinous, Statue aus pariſchem Marmor; aus dem Schloſſe Richelieu. Theſeus, im Jugendalter; gleichfalls aus pariſchem Marmor.

aus Griechenland gebracht. Mars, Statue aus pentelischem Marmor, die man erst durch die Ergänzung zum Kriegsgotte gemacht hat. Die Inschrift daran, wenn sie anders ächt ist, nennt uns die Bildhauer Heraklides von Ephesus und Harmatius. Urania, auf einem Felsen sitzend; unweit Tivoli im Landhause des Cassius gefunden, von parischem Marmor. Augustus, Statue von pentelischem Marmor; aus Venedig nach Paris geschleppt. Eine Priesterin der Isis aus parischem Marmor, gekannt im Kapitol unter dem Namen der Vestale. Julia Pia, Gemahlin des Kaisers Sept. Severus; aus pentelischem Marmor; gefunden in Afrika. Der Antinous vom Kapitol; Marmor von Luni; schöne geistvolle Jugend! aber in den Zügen irrt ein Sehnen ohne Heimath, ohne Gränzen; aus dem Museum des Kapitols. Venus im Bade, parischer Marmor, weich und zart; vielleicht eine Nachahmung des Polycharmes. Eine Römerin, wahrscheinlich nach dem Kostüme aus den Zeiten Hadrians; parischer Marmor. Tiberius, parischer Marmor; herrlich! aus dem Vatikan. Der Torso vom Belvedere. Fragment einer Herkules-Statue; aus dem Vatikan. Welche Kraft! welche Muskulatur! welches Leben in den Biegungen der Haut! — Wenn Winkelmann glaubt, der Meister habe Herkules Apotheose auf dem Berge Oeta vorgestellt, so weiß ich mit ihr die deutlich gezeigte Anstrengung der physischen Kräfte nicht zu vereinigen. Ich halte dieß Stück für Theile einer Gruppe, und wenn wir irgendwo das Original dazu suchen, so sollte dieß auf Medaillen seyn, denn es scheint mir unbezweifelbar, daß diese uns häufig berühmte Standbilder der antiken Zeit, damals verehrte und weit bekannte Gegenstände, geben, die sich am natürlichsten zur Bezeichnung des Ortes oder der Landschaft schickten. Dieses Mei-

sterstück der Skulptur ist, nach der Inschrift, von Apollonius, dem Sohne Nestor's des Athenienſers; es wurde gegen Ende des 15. Jahrhunderts zu Rom auf dem Campo de' Fiori entdeckt und durch Julius II. in die Gärten des Vatikans gebracht, wo es seither den größten Künstlern Italiens zum Studium diente. Der sterbende Fechter; aus dem Kapitol. Solche Ruhe im Tode enthält die Geschichte eines ganzen Lebens. Er stirbt auf seinem Schilde.

Es sind in diesem Saale auch Büsten aufgestellt: Luc. Jun. Brutus, Marc. Jun. Brutus, zweier Faunen, des Sept. Severus, Palemons und eines königlichen Jünglings. Die beiden ersten aus dem Museum des Kapitols genommen, sind vortrefflich. Man gewahrt den heiligen Ernst des Einen, wie er dem Rächer Lucretiens, dem Befreier Roms ziemt; man fühlt sich überzeugt beim Anblicke des Andern, daß unter dieser engen, knochigen Stirne der Gedanke sich feststellen konnte, Rom durch den Opfertod des Vaters zu retten. — Beide Faunen sind aus der Villa Albani. Ein leichter Metallglanz dämmert auf der Wange des Einen, so wie auf der rechten Schulter; — ein unnachahmbar weicher, leichter, feiner Meisel! Die Büste des zweiten Fauns, so wie des Jünglings mit dem königlichen Stirnbande, sind aus Bronze. —

Nun folgt der Saal des Laocoon, nach der Gruppe so benannt, die früher in den Gärten des Vatikans stand. Dieß Meisterstück ist der Triumph des Ausdruckes. Wer kann es sehen und sich nicht ergriffen fühlen von der Wahrheit der Darstellung? ... Wie schmiegen sich qualzerrissen die Söhne an den Vater, der sie nicht retten kann! In welchen scheußlichen Krümmungen wenden die ergrimmten Schlangen ihre giftgeschwollenen Leiber um die Unglücklichen, um den kühnen Priester, der es wagte, die Götterlist

zu durchschauen, und den Speer in das Troja verderbende Roß stieß, zur Warnung gläubiger Ilier! — Sein Haupt ist aufwärts geworfen vom Schmerze nicht bloß, auch von der Erkenntniß der Götterrache; seine Augen treten heraus, seine krausen Haare sträubt das Entsetzen; Zorn, Wuth falten die Stirne; alle Muskeln sind bis zum äußersten Grade gespannt. In der wehrlosen linken Seite wühlt der Zahn der Schlange; umsonst versucht Laocoons Hand sie abzudrängen; der Schmerz raubt ihr die Kraft. Aber die rechte ist emporgestreckt, als wolle sie das Unthier herausreißen aus seinen gierigen Wendungen und zerdrücken in den Lüften. — Ohnmächtig sinkt der jüngere Sohn zurück, dreifach umwunden hat ihn die andere Schlange; mit schwacher Hand drängt er ihren Kopf von sich, aber nicht mehr der sich bewußte Wille, die Natur leitet seine Hand. Der ältere Knabe, am rechten Arm und linken Beine umwunden, aber noch unverletzt, schreit erschrocken auf; Kindesliebe so sehr, als Angst, veranlassen diesen Jammerruf. —

Dieser Triumph der Kunst wurde nach Plinius von den drei Rhodiern, Agesandros, Polydores und Athenodoros geschaffen. Winkelmann setzt das Werk in das Zeitalter Alexanders, einige Neuere in das der römischen Kaiser. Julius II. ließ die Gruppe, die im Jahre 1506 auf dem esquilinischen Hügel in den Ruinen des Pallastes des Titus aufgefunden worden, in den Vatikan bringen. Der rechte Arm des Vaters und zwei Arme der Kinder, welche mangelten, sind durch Girardon in Gips hergestellt.

Dieser Saal enthält schöne Statuen, z. B. Jason, eine Amazone, einen Paris, Meleager, den Besieger des kalydonischen Ebers, einen Adonis, den Diskuswerfer, der wahrscheinlich eine Kopie nach Myron ist; auch schöne Hermen, wie die der Tragödie und Komödie und des Vaters

Oceanos; alle aus dem Vatikan herbeigebracht; mehrere Kaiserbüsten aus der Villa Albani; die herrliche Gruppe Amor und Psyche aus dem Kapitol, endlich die Venus von Medizis: dieß Wunderwerk des Meisels, von Cleomenes, wenn anders die Inschrift ächt ist, der Welt gegeben, von eben dem Cleomenes, von welchem Plinius erzählt, daß ein römischer Ritter sich einst in eine seiner Statuen, eine Thespiade, verliebt habe. In vielen Trümmern, wie bekannt, wurde das Bild der schaumgeborenen Liebesgöttin zu Rom aufgefunden, von florentinischen Künstlern ausgebessert und in die berühmte Gallerie nach Florenz gebracht, wo sie als Ideal der Schönheit von der Nachwelt angestaunt und von den Künstlern angebetet wurde. Was soll man, nach allem dem, was geschrieben wurde, über die heilige Jungfräulichkeit dieser Gestalt, über die Höhe, Weichheit und Wärme der Formen, über die Reinheit der Verhältnisse, über den Glanz der Schönheit sagen, der Alles durchdringt und in sich vereint, — was, als etwa: O! daß man Pigmaleon wäre und Leben einhauchen könnte dem theuren Bilde der Liebe! —

Würdig folgt diesem Saale derjenige des Apollo Der Gott rief mir entgegen — ich trat ein —

„Es schauderte durchs Herz, die Kraft sich aufzuringen,
„Sich los zu retten von den Dingen,
„Und freier sah der Geist ins Ewige hinaus!
„Und Leben, Lebenswonn' und Licht und Wahrheit gingen
„Vom hohen Unsichtbaren aus!" ....

In langen reichen Locken rollen die Haare den Nacken hinab — an der rechten Schulter hängt der Köcher, über die linke der Mantel, der auf die schöne Hand geworfen, und zurückgeschlungen, die reinen Formen des Körpers nicht verdeckt. Reiche Sandalen zieren die Füße. Ein ewiger

Reiß, eine unſterbliche Jugend iſt ausgegoſſen, iſt, unbegreiflich wie, verbreitet über dieß Meiſterſtück. Eine Würde, die Anbetung fordert, ſpricht aus dieſer Stirne. Die Kraft eines Gottes tritt kühn hervor aus dieſer Haltung. ... Apoll, der pythiſche Sieger, kann nie herrlicher gedacht worden ſeyn, als er hier gegeben iſt. ...

Zu Ende des 15. Jahrhunderts wurde dieſe Statue am Ufer des Meeres in den Ruinen des alten Antium, 12 Stunden von Rom, gefunden, und von Julius II. in das Vatikan gebracht. Giovanni Angelo da Montorsoli, Michel Angelo's würdiger Schüler, ergänzte den mangelnden rechten Vorder-Arm, ſo wie die linke Hand. Meiſter und Zeit ſind uns unbekannt. — Ich ſtimme denen bei, welche die Arbeit, nach einem älteren Muſter, in Hadrians Zeitalter ſetzen. Ueber den Marmor hat man ſich gleichfalls nicht vereinigen können; er iſt glänzend weiß, wie Alabaſter; ältere Künſtler halten ihn für eine Gattung des altgriechiſchen Marmors; unſer Mengs dagegen für Marmor von Luni, oder kariſchen; dieſem ſtimmt, auf beträchtliche Gründe bauend, auch Dolomieu bei; dennoch wollen die neueſten Franzoſen auf einige uns unbekannte Gänge im aſiatiſchen Griechenland, Syrien u. ſ. w. hinweiſen, und daher dieſen ſeltenen Marmor geholt wiſſen.

Dieſer Saal enthält auch den Antinous vom Belvedere, Merkurius von den franzöſ. Antiquaren genannt. Statue aus pariſchem Marmor. Würdig neben Apollo zu ſtehen. Pouſſin glaubte hier die reinſten Verhältniſſe der männlichen Geſtalt zu finden. Ferner einen Mars als Sieger; eine Urania und eine Iſis; die ſchöne Gruppe der Leucothea, die den Bachus nährt, voll Einfachheit und Ausdruck, aus der Villa Albani; die Venus von Arles; den Sardanapal; den Herkules mit Tele-

phos; den Apollo Lycius, aus den Gärten von Verſailles; den ägyptiſchen Antinous aus dem Kapitol; einen Bachus in Ruhe; den Antinous aus rothem Marmor, aus der Villa Albani; die Juno vom Kapitol, kühn und majeſtätiſch; die Ariadne vom Kapitol, ein Kopf voll reiner Grazie; ferner viele Büſten von Römern und Griechen, zwei Sphinxe aus rothem Granit, mehrere intereſſante Basreliefs, Candelabers u. ſ. w.

Der nächſte Saal heißt der der Diana nach der herrlichen Statue, wo ſie als Jägerin dargeſtellt iſt. Dann folgt derjenige der Jahreszeiten mit der ſchlummernden Ariadne, die in Trauer und Erſchöpfung am Felſengeſtade ruht, mit einer blühenden Flora, mit der ſchönen Gruppe des Kindes mit der Gans und mehreren vortrefflichen Büſten und Köpfen. Im Saale der Kaiſer ſteht der ſchöne Faun Winkelmanns; in demjenigen der Ströme die liebliche Venus vom Kapitol; dort auch die borgheſiſche Gruppe der Venus mit dem Amor, mit einem Delphin zu den Füßen, und der ſchlummernde Hermaphrodit, der wahrſcheinlich ein Nachbild des Meiſterſtücks in Bronce von Polycles iſt. Dann der Centaur, eine gar anmuthige Gruppe; der Bonus Eventus, eine Statue Alexanders des Großen, und die Gruppen des Nils und der Tiber; das Mädchen mit den Beinchen ſpielend; die Venus mit der Muſchel; eine andere aus dem Bade ſteigend; Livia als Muſe; viele griechiſche Hermen, römiſche Köpfe, Vaſen, Altäre, Thierfiguren.

Im Saale Silens ſind neben Statuen und Gruppen auch ſehr ſchöne Basreliefs: Diana und Endymion, Vulkan und die Cyclopen; Aeneas Waffen ſchmiedend; ein griechiſcher Chorus; Meleagers Tod; Eskulapius und Hygieia; Bachus Geburt u. ſ. w.; andere im Saale

des Gladiators, dieſer kühnen Heldenſtatue, die ein Werk des Agaſias von Epheſus iſt. Gar lieb nimmt ſich daneben ein junger Faun aus, der die Flöte ſpielt, und durch Ausdruck anſprechend iſt eine verwundete Amazone.

Der letzte Saal iſt derjenige der Muſen; dann tritt man in den Vorſaal, wo zwiſchen Altären, Sarkophagen und Statuen eine herrliche Diana ſteht. Auch viele Vaſen und Urnen ſchmücken dieſen Raum.

Hier endet die Sculptur. Die Treppen zur Gallerie der Gemälde lagen vor mir, aber wenn man im Olympe iſt, und alle Götter um ſich in hehrer weiter Verſammlung hat, ſo ſcheidet man nicht ſo leicht, und am wenigſten wirft man, von Ambroſia berauſcht, ſich in neue Genüſſe. Ich ließ weislich eine Nacht dazwiſchen treten und nachdem die lebendigen Bilder des Lebens die ſteinernen des Olymps wieder in die gehörige Ferne gerückt hatten, beſuchte ich den anderen Theil dieſes Schatzhauſes der Kunſt. Im Vorſaale der Gemäldegallerie ſind Bilder älterer Meiſter aufgeſtellt, eines Giuſto di Alemagna, Pomponio Allegri, Niccolo Alunno, Chriſtoph Amberger, Peter Bruegel, Cimabue, Cranach, Dürer, Culmbach (Dürers geliebten Schüler), auch von Murrilo, Vanni u. a. m., an 120 Stücke, meiſt religiöſen Inhalts, warm, ſtreng, weihevoll. Die Gallerie ſelbſt, in ihrer beträchtlichen Länge in neun Theile durch Bogen, auf denen das Gewölbe ruht, getheilt, iſt prachtvoll verziert; ein Geländer führt rings in unverhindernder Entfernung an den Wänden hin; Zeichentiſche, Ruheplätze erleichtern und regeln die Betrachtung. Das Licht fällt theils von oben, theils von der Seite; nach meiner Meinung nicht immer ſehr vortheilhaft, weil, z. B. in den Stunden von 2 bis 4 Uhr Nachmittags, die Strahlen ſich ſchneiden, und blenden. 1240 Gemälde decken die Wände.

Der Blick durch die Gallerie betäubt mit Glanz; man glaubt das Prächtigste zu sehen, was man auf Erden sehen kann. Ich will zuerst die französische Schule an mir vorüberwandeln lassen; sie hat den vordersten Platz in der Gallerie. Aus dem Vielen nenne ich nur, was mich besonders ansprach.

Sebastien Bourdon. Sein Portrait. Er sitzt; auf seinen Knieen hält er einen antiken Kopf. — Des h. Petrus Kreuzigung. Zwei Engel bringen ihm Krone und Palme des Friedens.

Charl. Le Brun. St. Stephan, niedergestürzt durch die Steine seiner Henker, fühlt des Todes Nahen. Er hebt seine Hände zum Himmel; seine Blicke, von mildem Feuer erleuchtet, blicken zum Vater; er betet für seine Feinde.

Das Zelt des Darius. Alexander besucht mit Hephestion die gefangenen Frauen des Perserkönigs. Sysigambis, dieses Königs Mutter, hält den letzteren für Alexander — der, als er ihren Schrecken bei Entdeckung der Verwechslung gewahrt, mit ruhiger Stimme zu ihr spricht: „Nein, meine Mutter, ihr irrtet nicht; auch dieser ist Alexander!“ — Ganz vorzüglich schön ist Darius Gemahlin, die dem Mazedonier ihren Sohn empfiehlt.

Der Uebergang über den Granikus. Alexander setzt über den Strom im Angesichte der Perser, die es zu hindern suchen. Mit kräftigem Arme tödtet er Spithrobates, dicht im Gedränge — Rosaces, des vorigen Bruder, eilt ihn zu rächen, das Beil glänzt geschwungen in seiner Hand — aber Clitus haut die drohende Feindeshand mit leichtem Schwerte durch. Des Führers Geist durchglüht seine ganze Truppe; unaufhaltsam dringen die Mazedonier vor; wie Geopferte sinken und weichen die Perser.

Die Schlacht von Arabella. Das gewagte Spiel

ſchwankt; die Kühnheit des Mazedoniers ſcheint ſich nutzlos zu verlieren in der Menge der Feinde; da ſpringt, kühn und ſchön in ſeinem weißen Kleide, Ariſtandros unter die Zagenden, er weiſet mit einem Lorberreiſe nach dem Adler, der zum guten Zeichen über Alexander ſchwebt! — Die es ſehen, drängen ſich ermuthigt um ihren Herrſcher, der indeſſen den Perſerkönig auf ſeinem Schlachtwagen gefunden hat. Die Größten der Heere kämpfen an dieſem Orte — hier ſcheint die Schlacht ihre Entſcheidung finden zu müſſen. Alexander über ſein ſich bäumendes Roß weithin vorgebeugt, ſtößt mit dem Wurfſpieße den Pferdeführer des Königs vom Wagen — verzweifelnd glauben die Perſer zur Linken, der König ſelbſt ſey gefallen, und paniſcher Schrecken iſt bereits unter ihnen ſichtbar. Man begreift, daß die Schlacht nun entſchieden iſt.

Porus. — Alexander hatte am Hydaspes geſiegt; bedeckt mit Wunden brachte man Porus vor ihn, der Indier König. „Wie ſoll ich euch behandeln?“ fragt ihn Alexander — „als König“ antwortet Porus. „Aber ihr wolltet nicht mehr, als das?“ frägt ihn Alexander wieder — und Porus antwortet: „Nein! dieß Wort enthält alles!“ — Da umarmte ihn Alexander, gab ihm ſeine Staaten wieder und zu dieſen noch andere Länder.

Charl. Alph. du Fresnoi. — Eine h. Margaretha.

Claude Gelée (Lorrain). — Anſicht des Campo Vaccino zu Rom. Proſpekt eines Seehafens bei ſinkender Sonne. Das Geſtade iſt geziert mit Palläſten; freundliche Gondeln und Schiffe decken das Meer. — Bezaubernd ſchön! —

Nicol. Pouſſin. — Die Sündfluth. — Thermutis ſtellt den geretteten Moſes ihrem Vater dar. — Jeſus ſetzt das h. Abendmahl ein. — St. Erasmus ſtirbt.

Jean Bapt. Santerre. — Suſanna im Bade, belauſcht von den Greiſen.

Joſeph Vernet. — Ein Seehafen. Der Mond ſcheint hell. Matroſen ſchmelzen am Ufer Theer bei großem Feuer. — Eine Flotte, kaum ſichtbar im Nebel der ſinkenden Sonne. Fiſcher mit ihren Barken beſchäftigt. Anſicht eines Seehafens im Nebel.

Vouet, (Simon). — Charitas romana. Die Tochter ernährt mit der Milch ihrer Bruſt den gefeſſelten Vater.

Flandriſche Schule.

Crayer. Der Rabe bringt das Doppelbrod für St. Paul und St. Anton.

Ant. van Dyck. Sein eigen Portrait. — Jeſus ſinkt unter der Schwere des Kreuzes; ſchmerzhaft ſieht er auf zu St. Veronika. — Die Jungfrau, Johannes und Magdalena weinen am Kreuze. Chriſtus ſtirbt. Franz von Aſſiſe umfaßt zitternd des Heilands Füße; Longinus, zu Pferde, entflieht beſtürzt. Welche Kraft des Ausdruckes! Mariens und Magdalenens Schmerz iſt unübertrefflich. Die letztere lehnt ſich, preßt ſich an Marien — ihre blonden Haare rollen den Nacken regellos hinab — über die Wangen, über das ſchöne Geſicht fließen reiche Thränen. Nie habe ich den Schmerz wieder in ſolcher Wahrheit gemalt gefunden! — Chriſtus ſtirbt am Kreuze. Magdalena und die Jünger geben ſich troſtloſem Schmerze hin — die Mutter ſieht in ſtiller Begeiſterung zum Himmel; ſie ſieht ihres Sohnes Größe, und hört die Jubel der tauſendmal Tauſend! — Longinus ſteht in ſich gekehrt in der Ferne; — der Henker ſchaut ehrfurchtsvoll auf die Leiche des Gottmenſchen.

— Jeſus, umgeben von den Schaaren und dem Glanze des Himmels erſcheint dem heiligen Auguſtin.

Gerard Honthorſt. Eine Magd des Oberprieſters deutet auf Petrus mit den Worten: „Auch der war mit Jeſus, dem Nazarener.“

Jak. Jordaens. Der König trinkt. Zwei Stücke zu 15, und 10 Halbfiguren.

Rembrant. Sein Portrait. Seinen Kopf deckt ein Baret, den Hals ziert eine goldene Kette. Merkwürdig ähnlich meinem geliebten Lehrer, Julius Schneller. — Ein Greiſenkopf, halb kahl. Sehr ehrwürdig! — Portrait von Rembrants Frau; en profil. Ein ſammt'nes Baret mit Federn ziert dieſe ſchöne Figur voll Adel und Geiſt, voll würdiger Haltung. — Dalila flieht mit Samſons abgeſchnittenen Haaren; die Philiſter werfen den Entkräfteten zu Boden, feſſeln ihn, und durchbohren ſein Auge. — Eine trauliche Landſchaft mit Figuren und Lämmern im Vordergrunde.

Pet. P. Rubens. Jeſus widerlegt Thomas Unglauben. Welche Ruhe, welche Größe, welcher Ernſt in des Erlöſers Antlitz! — Die Flucht nach Egypten. Der Mond ſcheint hell. — Die Anbetung der Weiſen; Fackeln erhellen einen Theil der Scene. — St. Johann der Evangeliſt, getaucht in einen Keſſel ſiedenden Oehles. — Die Kreuzerhöhung. Kraftvoll und wahr. — Magdalena, die Mutter, St. Johannes und die Jünger am Kreuze. Der Henker ſticht in die Seite des Gekreuzigten. — Die Jungfrau, Magdalena, Johannes und Joſeph von Arimathia beweinen den vom Kreuze genommenen Heiland. — Jeſus erſcheint dem heiligen Rochus, und ſetzt ihn zum Patron der Peſtbehafteten ein. — Allegorien. Der Janustempel iſt geöffnet; ein Weib in tiefer Trauer ſtreckt ihre Hände zum

Himmel, der ſie nicht erhört; nicht die Liebesgötter, nicht Venus ſelbſt halten den Kriegsgott zurück, den die Zwietracht gierig ſchleppt, den die Schimären locken. Sein Fuß zertritt den Handel, die Künſte; ſein Schwert iſt getaucht in Menſchenblut. — Adonis und Venus Scheiden. — Eine Wolfsjagd. Rubens mit ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne Albert auf muthigen Roſſen.

Dav. Teniers, der jüng. — Ein Tanz bei einer Sackpfeife. — Zwei Tabaksraucher ſitzen vergnüglich in einer Kneipe. — Der Raucher. Eine Magd öffnet eintretend die Thüre. Am Kamine ſitzen zwei Spieler; ein Dritter, mit einem Glaſe in der Hand, ſieht in ihre Karten. — Der Scheerenſchleifer. — Abendliches Feſt vor einer Hütte im Freien. Zerriſſene Wölkchen ſchwimmen am Himmel, wie Ahnungen im Blau des Auges. — Das Innere einer Kneipe. Fünf Landleute an einem Tiſche; zwei ſpielen mit Karten; im Hintergrunde ſchreibt der Wirthsknabe mit Kreide die Rechnung.

Theod. van Thulden. Eine Kreuzabnehmung.

Holländiſche Schule.

Gerhard Douw. Sein Portrait als Jüngling. In ſeiner Hand iſt ein kleines Gemälde, das einen Greiſen darſtellt, der zwei andere Perſonen belehrt.

Jean le Duc. Wache. Es iſt Nacht.

Phil. van Dyck. Ein junges Weib die Guitarre ſpielend. Sehr lieb!

Adam Elzheimer. Die Flucht nach Egypten. Nacht. Der Mond webt ſchauerliche Helle; ein Feuer glänzt ſcharf.

Joh. van Huyſum. Trauben, Zwetſchen, Melo-

nen, Pfirſchen und Aprikoſen mit Blumen. Friſch, als wie zum pflücken und eſſen.

Carl du Jardin. Marktſchreier predigen von ihren Bühnen dem Volke.

Heinr. van Limburg. Eine heilige Familie. Gar zart und ſtill.

Gabriel Metzu. Ein Cavalier bietet einer Dame Erfriſchungen dar.

Aart van der Neer. Eisbeluſtigung mit Schlitten und Schlittſchuhen.

Gaſp. Netſcher der Vater. Portrait ſeiner Familie. Er ſelbſt begleitet mit der Guitarre den Geſang ſeiner Tochter; die glückliche Mutter horcht zu. — Die böſe Nachricht. — Das geliebte Bild.

Adrian van Oſtade. Der Schullehrer, den gefürchteten Scepter in der Hand, in der Mitte ſeiner Schüler. — Ein alter fröhlicher Geiger wandelt ſingend in einer Hütte auf und nieder, und begleitet ſich ſelbſt auf dem Violon. An der Thüre ſtehen Bauersleute, die auf ihn horchen.

Paul Potter. Auf einer großen Weide graſen ein Stier, eine Kuh, ein Widder, ein Schaf, und Lämmer. (Gemalt in natürlicher Größe).

Jak. Ruisdael. Ein Gewitter.

Gottf. Schalken. Magdalena in ihrer Grotte; eine Fackel erhellt das Dunkel. — Vergebliche Warnung. Sehr lieblich.

Pet. van Slingelhard. Ein Weib zankt mit einem alten Schuhflicker, der ganz ruhig auf ihr Gewäſche hört. — Portrait eines Jünglings, in Schwarz gekleidet; ſein Kopf iſt unbedeckt.

Joh. Steen. Die Freuden jedes Alters. Der Greis lieſt; die bejahrte Frau ſpielt mit ihrer Enkelin. Männer

und Frauen ſingen, rauchen und lachen eines kleinen Jungen, der mit dem Flageolet einen Sackpfeifer begleitet; neben ihm ſpielt ein Mädchen mit einer Katze; im Hintergrunde ſtehen zwei Liebende, gegenſeitig verſunken in ihre Blicke.

Gerh. Terburg. Ein Offizier, ſitzend neben einer jungen Frau, gibt einem Trompeter Befehle. — Ein Soldat bietet einem Weibe Geld dar.

Adrian van der Werff. Adam und Eva beweinen den erſchlagenen Abel. — Die Keuſchheit Joſephs. — Seleukus, der Syrer König, überläßt Stratonicen ſeinem Sohne Antiochus. — Paris und Oenone, die Nymphe des Berges Ida. — Zwei Nymphen tanzen vor einem flötenden Faun.

Phill. Wouvermanns. Ein Reitergefecht. — Eine Brücke, vertheidigt von Fußvolk, von Reitern angegriffen. — Ein Reiterangriff auf eine Schanze.

Deutſche Schule.

Barth. Böhm. Jeſus wird auf den Golgatha geführt mit den beiden Mördern. Johannes und die heiligen Frauen ſtützen die ohnmächtig hinſinkende Jungfrau.

Joh. Franz Duven. Suſanna und die Greiſe.

Joh. Holbein. Portrait des Divius Erasmus, profil. Portrait eines Mannes, in ſeinen Händen hält er Handſchuhe.

Spaniſche Schule.

Carreno de Miranda. Magdalena in ihrer Grotte zu den Füßen eines Krucifixes; in ihrer Hand iſt ein Tod-

tenkopf — ihre Blicke ſchauen mit heiliger Weihe zum Himmel.

Bart. Eſtévan Murillo. Urſprung der St. Marienkirche zu Rom. — Zwei Gemälde. — Ein junger Bettler.

Espagnolet (Giuſeppe Ribera). Die Mutter der Schmerzen.

Italieniſche Schulen.

Florentiniſche.

Criſtofore Allori. St. Julian, zur Buße für den unfreiwilligen Vatermord, macht den Fährmann über den gefahrvollen Strom.

Baccio della Porta (Fra Bartolomeo). Der Evangeliſt Markus. Ein ſtolzer, ſtrenger Pinſel. — Der Erlöſer mit den vier Evangeliſten.

Leonardo da Vinci. Portrait der wegen ihrer Schönheit berühmten Mona Liſa, Gemahlin des flor. Edelmanns Francesco del Giocondo. (Franz I. kaufte dieſes Gemälde um 4000 Thaler in Gold, d. i. 45,000 Francs.) — Johann der Täufer; in der einen Hand das Kreuz; die andere zum Himmel empor gehoben.

Benedetto Luti. Magdalena in der Grotte, beſucht von den Engeln.

Matteo Roſſelli. Die Jungfrau und die Engel bringen dem Kinde Jeſus, das auf den Knieen Joſephs ſitzt, Blumen und Früchte.

Römiſche Schule.

Federigo Barochi. Zwei Jünger weiſen den halb vom Kreuze genommenen Körper des Erlöſers dem heiligen Johannes — ein dritter Jünger hält die Dornenkrone, und die Zangen. Nicodemus löst die rechte Hand des Gottmenſchen vom Kreuze. Die Jungfrau liegt ohnmächtig in den Armen der heiligen Frauen. Hinter ihr ſteht Bernardin von Sienna.

Domen. Feti. Ein Schutzengel. — Die Melancholie, ſinnend über das Schwinden des menſchlichen Hoffens.

Raphael Sanzio. Perugino's großer Schüler, und dieſer Schule Meiſter. Die Gallerie beſitzt von ihm 26 Stücke; 17 derſelben will ich nennen. — Sein Portrait verbunden mit jenem ſeines Fechtmeiſters. Ein ſchöner genialer Kopf. — Portrait ſeines Freundes, Balthaſars von Caſtiglione, Biſchof zu Avila. — Portrait Julius II., dieſes um die Kunſt ſo verdienten Pabſtes. Feurig, ſtark und lebenvoll. — Portrait des Kardinal von Bibiena. — Portrait eines Jünglings, ſein Arm ſtützt den Kopf. — Portrait eines andern Jünglings; die Hand des auf dem Tiſche geſtützten Armes deckt die Fauſt des anderen. — Portrait der Johanna von Aragonien, Vizekönigin von Neapel. Wohl das ſchönſte Weib, was ſich der Mann aus irdiſchem Stoffe geſchaffen denken kann! Raphael malte an dieſer Königin nur den Kopf — Julio Romano das Uebrige. — Die heilige Familie. Jeſus auf dem Arme der Jungfrau, in derem Blicke ein himmliſches Lächeln ſchwebt, angebetet durch Eliſabeth, und den kleinen Johannes. Joſeph ſteht im Hintergrunde, mit ihm zwei Engel, wovon der eine Blumen über den Gottesſohn ſtreuet. (Gemalt i. J. 1518

für Franz I.) — Eine heilige Familie, gekannt unter dem Namen la bella Giardiniera. Die Madonna ſitzt in einer ſtillen Landſchaft, vor ſich die Kinder Jeſus und Johannes. Den zarten Leib deckt einfache Bekleidung, wie die einer florentiniſchen Bäuerin. (Das azurne Oberkleid hat Rudolph Ghirlandajo vollendet, als Raphael Florenz verließ.) Chriſtus blickt zur Mutter auf; in ſeinem Blicke lebt ſeine tiefe, göttliche Seele; Johannes wendet ſich zu Chriſtus. Etwas Unbegreifliches, etwas unendlich Hohes ſpricht aus dieſen Kindern, das auf die große Zukunft deutend weißt. Ruhe und Andacht iſt der Charakter dieſes Meiſterſtücks. Gemalt 1508. — Madonna della Sedia. Die himmliſche Mutter umſchlingt mit innigſter Liebe den Gottempfangenen; ihr Kopf wendet ſich ſanft gegen ihn. Ambroſiſches Gewand verhüllt reizend den ſchöngeformten Arm; der Schleier fließt die edle Schulter hinab, und rundet das zarte Oval; unter dem Tuche, in das der kleine Chriſtus ſein Aermchen ſteckt, ſchwellt die volle reine Bruſt empor. Johannes ſchaut mit andachtsvollem Blicke nach dem Gottesſohne, ſein Blick iſt Gebet. Vor dieſes Bild führe man den Spötter des Bilderdienſtes; da mag er lernen, ob das Göttliche in Irdiſches ſich kleide. Ich ſage mit Körner:

„Lange hab' ich vor dem Bild geſtanden,
Mich ergriff's mit wunderbarem Siegen,
Schöne Welten ſah ich vor mir liegen,
Und ich fühlte frei mich aller Banden!

Wehe denen, die den Gott verkannten,
Wem die innre Stimme hier geſchwiegen!
Ahnung dämmert in Mariens Zügen,
Wehe, wer die Liebe nicht verſtanden!

Heilig, heilig! tönen Seraphlieder;
Lichte Engelchöre ſtürzen nieder,
Und umſchweben ihres Gottes Braut!

Und der Geiſt erhebt ſich aus dem Staube,
Und lebendig wird dem Lieb' und Glaube,
Der ſie reines Herzens angeſchaut." —

Eine heilige Familie. Gemalt für Franz I. im J. 1518. Maria ſitzt und empfängt mit offenen Armen ihr geliebtes Kind, das ihr lächelnd zuläuft. Die fromme Eliſabeth heißt den Johannes die kleinen Hände falten. Joſeph ſtützt ſeinen Kopf ſinnend in den Arm. Zwei Engel, himmliſche Jünglinge, ſtehen im Hintergrunde, von Andacht begeiſtert; der eine ſtreut Blumen. — Maria, gekrönt von ihrem Sohne. Gemeinſchaftlich von Raphael mit P. Perugino gemalt im J. 1500, alſo in ſeinem 17ten Jahre. Maria iſt dem Irdiſchen enthoben; erſtaunt ſchauen in das offene Grab hinein die Apoſtel, aber Blumen nur, die Bilder der ewigen Reinheit, ſind zurückgeblieben, und himmliſcher Duft. — Madonna di Foligno. Die Himmliſche erſcheint mit ihrem Kinde in dem Blau des Aethers, umgeben von den Dienern ihrer Macht. Ruhe und Güte iſt in ihrem Blick, und unendliche Liebe. Hieronimus ſchaut zur Königin auf, und empfiehlt ihr einen Betenden; Franziskus kniet, das Kreuz in der Hand, betend im glühenden Eifer. Hinter ihm ſteht Johannes der Täufer, ſtreng, ja beinahe rauh, in Haltung und Ausdruck. In der Mitte, unter dem Vollmonde, auf dem die Himmliſche ſchwebt, ein Engelsknabe mit einer Weihtafel. — Die Himmelfahrt Mariens; ausgeführt und vollendet von Francesco Penni. Die Jungfrau ſchwebt empor auf einer abendlichen Wolke; die ſchwarzen, großen Augen blicken auf den geliebten Sohn; die dunkelblonden Haare rollen unter dem grünen Schleier hervor. Chriſtus ſetzt ihr mit leicht gehobenem Arm den Kranz auf (die Färbung zu roth gehalten, ſtört). Ein Engel mit Blumen glänzt in Schönheit. Die Apoſtel ſtehen ſtaunend

betend unten. — Glaube, Liebe und Hoffnung. Grau auf Grau. Der Glaube, eine ſtille, heilige Figur, hält den Kelch mit der Hoſtie in der einen Hand, die andere iſt aufs Herz gelegt. Zwei Engel, der eine ein Käſtchen (Geheimniſſe des Glaubens), der zweite die Bibel tragend, neben ihr. — Die Hoffnung, mit ruhigem Blicke zum Himmel, in eine beſſere Zukunft ſchauend, ſteht mit flatterndem Gewande zwiſchen ebenfalls zwei Engeln; der eine hat die Hände über der Bruſt gefaltet, es iſt die Ergebung — der andere ſieht mit feſtem Blicke vor ſich hin, als ſäh' er das Nahen des Gewünſchten ſchon. — Die Liebe umarmt an dem treuen Herzen mehrere Kinder; — ihr einer Engel ſtreut Geld aus einer Schale, denn Liebe gibt ja alles! — ihr anderer trägt einen Korb mit Seelenbildern, um die reine Flammen ſchlagen, nicht zehrende, ſondern wärmende. — Der Erzengel Michael beſiegt den Teufel. Kühn und groß. Gemalt 1517. — Cäcilia. Wollte ich Stufen in Darſtellung weiblicher Schönheit nehmen, ſo würde ich dieſe Himmliſche auf die erſte Stufe ſetzen. Dieſer große, aufwärts gewendete Blick, voll Feuer, Ruhe, Kraft und Empfindung; dieſe Reinheit der Züge, dieſe Anmuth der Haltung, dieſer ſchlanke, edle, jungfräuliche Leib ſpiegeln die Seele der Heiligen ab. Im ſchönſten Körper muß ja die ſchönſte Seele wohnen! — Ein Engelschor ſingt das Lob des Höchſten; Cäcilia horcht dieſen Tönen; die Hand iſt der Orgel entſunken; die Stimme der Heimath ergreift ihr Herz und macht ihren Körper bewegungslos. Maria Magdalena, Auguſtin, der kühne Paulus und der blonde liebende Johannes ſtehen zu den Seiten. Ein reiches Kleid ziert Cäcilien — ihre Sprachwerkzeuge mit dem Himmel, Muſik-Inſtrumente liegen am Boden. Gemalt im J. 1513. — Die Verklärung Chriſti. Raphaels Schwanengeſang. Im

Azur der Lüfte, auf glänzenden Wolken ſchwebt der Erlöſer; ſein Blick iſt aufwärts zum Vater gerichtet, ein leiſes Sehnen knüpft ſein Antlitz noch an das Irdiſche, aber der Schmerz iſt gefallen, ſein Weſen iſt verherrlicht. Der Ernſt des Gottes thront auf der breiten Stirne; frei fliegen die Locken; Liebe und Größe ſprechen aus den Zügen. Das weiße Kleid flattert in den Lüften. Neben dem Gottesſohne, und mit ihm, ſchweben auf Elias und Moſes. Lächeln blüht im Antlitze des erſteren; ernſter iſt Moſes, der Retter und Geſetzgeber. — Darunter zunächſt, auf dem Gipfel des Berges, ſind Petrus, den Schlummer aus den Augen ſich reibend, Jakobus, der mit gefalteten Händen erſtaunt dem Himmliſchen nachblickt, und der weiche Johannes, der geblendet von dem Glanze und ergriffen von der Größe des Augenblicks, die Hand vor das ſchwache Auge hält. Zur Seite des Berges ſind zwei Knaben; unter Jakobus zwei Apoſtel, denen ein dritter die Nachricht des Vorgegangenen zu geben ſcheint — der eine breitet erſtaunt die Hände aus, der andere horcht ſinnend zu. Ein Greis voll Ruhe und Würde ſteht vor beiden; er deutet nach oben; dieſem zur Linken ein blonder Jüngling, voll Liebe im Antlitz, und ein anderer Greis. Hinter dieſem ſind noch zwei dicht am Berge; der eine deutet nach dem Vorfall, der andere ſtarrt vor ſich hin, es iſt Judas. Vorwärts ſteht Andreas, der Bruder Petrus, überraſcht emporfahrend. Einen ſchauerlichen Gegenſatz bildet ganz unten am Berge die Gruppe des Beſeſſenen. Vater und Mutter jammern um das unglückliche Kind — die Schweſter, mit dem ſchönſten Auge im perlenvollen Geſichte kniet vor dem Raſenden — mehrere Anweſende zeigen ihre Theilnahme. Dieß Gemälde wurde 1520 vollendet. Bald darauf verſchied der große Künſtler. Er ging wie ein Geſtirn am Horizonte auf und

leuchtete weithin, und an demſelben Tage, da es aufgegangen war, ſank es nach den 37 Minuten, die wir Jahre nennen, wieder hinunter.

Sachi Andrea. Gregor der Große durchſticht die mit den Körpern heiliger Märtyrer berührte Leinwand vor den zweifelnden Geſandten, und Blut quillt aus ihr. — St. Romuald erzählt ſeinen Jüngern den Urſprung der Kamaldulenzer-Mönche.

Venetianiſche Schule.

Giorgio Barbarelli (Giorgione). Neben einem jungen Manne, bedeckt mit ſchwarzem Baret, ſpielt ein Benediktiner das Klavier, und wendet ſich zu einem regulirten Chorherrn, der ein Violoncello hält.

Jacopo Palma, der ältere. Portrait Bayards, des Ritters ohne Furcht und Tadel.

Paolo Veroneſe. — Die Pilger von Emaus am Tiſche. Unter den Umſtehenden ſeine Gemahlin.

Giov. Antonio Licinio (Pordenone). Laurentius mit dem heiligen Auguſtin, dem Biſchof Hippo, Franz von Aſſiſe, St. Bernard und Johann dem Täufer.

Fra Baſtiano de Piombo. Portrait Baccio Bandinelli's, florentiniſcher Bildhauer. — Die Heimſuchung der Jungfrau. — St. Agatha ſtirbt.

Andrea Schiavone da Sebinico. Maria, umgeben von Ruinen, zeigt ihr Kind den Hirten.

Titiano Vecellio. Sein Portrait mit dem ſeiner Geliebten; er ſucht die theuren Züge durch zwei Gegenſpiegel zu vervielfältigen. Wie ſchön iſt ſie! die rechte Hand faßt die blonden lockichten Haare, die über Bruſt und Schulter

rollen; wie weich und zart iſt dieſe Hand! — Das grüne Kleid, worüber das Hemde vorſteht, läßt halb die ſchöne Bruſt und Schulter bloß. — Ein anderes Portrait ſeiner Geliebten, im blauen Kleide. — Die Krönung Chriſti. — Laurentius, nackt, und ſchon auf den Roſt gelegt. Seine Blicke ſchauen zum Himmel — ein ſtilles Leuchten geht aus dieſem aus, und gießt Ruhe auf den Dulder. — Zwei Engel bringen dem gemordeten Dominikaner und Großinquiſitor Petrus die Märtyrerkrone; ſein Begleiter, der Bruder Dominikus flieht. Ein rieſiges Bild.

Aleſſandro Turchi (Veroneſe). Dalila verräth Samſon. — Antonius ſtirbt an Kleopatras Seite; auch ſie wählt den Tod durch den Biß einer Natter. Dieſes berühmte Weib konnte nicht ſchöner geweſen ſeyn, als ſie der Maler hier gab.

Lombardiſche Schule.

Michel-Angiolo Amerighi (Caravaggio). Chriſtus Körper zu Grabe getragen durch Johannes und Nikodemus. — Die Jungfrau auf dem Todtenbette, beweint von den Apoſteln.

Antonio Allegri (Correggio). Jeſus Leichnam liegt im Schooſe der ohnmächtigen Mutter, der Johannes und Salome beiſtehen. Magdalena weint voll des heftigſten Schmerzens. Joſeph von Arimathia ſteigt vom Kreuze. — Kopf des heiligen Johannes des Täufers als Kind. — Hieronimus. Die Jungfrau ſitzt mit ihrem Kinde auf dem Schooſe; im Entzücken der Andacht und Liebe küßt Magdalena das Füßchen des Heilands. Hieronimus, gefolgt von ſeinem Löwen, übergibt einige ſeiner Schriften einem

Engel, der ſie Jeſus bringt. Gewiß unter den größten Bildern, die je gemalt wurden. — Placidus, des Senators Tertullius Sohn, Benediktiner. — Antiope, zu ihren Füßen Amor ſchlummernd auf der Haut eines Löwen. Jupiter, verwandelt in einen Satyr, hebt den Vorhang und belauſcht die Nymphe.

Gaudenzio Ferrari. St. Paulus in Betrachtung verſunken.

Oratio Lomi (Gentlileschi). Die Verkündigung. — Maria nährt das Kind; Joſeph ſchlummert.

Bernardino Luini. Die Jungfrau ſitzend zu Annas Füßen hält in ihren Armen den kleinen Gottesſohn, der dem Johannes, der neben Joſeph ſitzt, ſeinen Segen gibt.

Criole Procaccini. Mariens Vermählung.

Andrea Solari, Leonardos Schüler. — Herodes Tochter empfängt das Haupt des Johannes.

Bologneſiſche Schule.

Francesco Albani. Das Feuer; eines der Gemälde der vier Elemente. — Jupiter mit dem Blitze, darſtellend das Elementarfeuer; Vulkans Schmiede, das materielle; Venus, die brennende Fackeln unter ihre Kinder austheilt, jenes der Liebe.

Auguſtino Carracci. Die Mutter gibt Jeſus die Bruſt.

Annibale Carracci. Franz von Aſſiſe, die Jungfrau, Magdalena und zwei Engel beweinen den Erlöser, der vom Kreuze herabgenommen iſt. Die Jungfrau in himmliſcher Ruhe, Jeſus und die vier Evangeliſten erſcheinen dem heiligen Lukas, und Catharinen von Alexandria.

Antonio Carracci. Das Feuer, dargeſtellt durch Pluto. Sein Haupt deckt eine Krone von Eiſen — er ſitzt auf einer dunklen Rauchwolke, ſtützt ſich auf den Höllenhund. Er hält den Szepter und die Schlüſſel zu den Pforten des Lebens.

Ludovico Carracci. Jeſus ſieht Mathiam am Zollhauſe, und ruft ihm: folge mir. Dieſer ſteht auf und folgt.

Jacopo Cavedone. Die Jungfrau mit dem Jeſuskinde erſcheint, von Wolken getragen, den heiligen Petronius und Eloa. — Cäcilia ſingt das Lob des Herrn.

Domenico Zampieri (Dominichino). David ſpielt die Harfe. Seine Blicke ſchauen zum Himmel — er ſingt die Wunder der heiligen Schrift, die ein Engel ihm darreicht. — Hieronimus ſtirbt am Altar. — St. Agnes, gemartert in ihrem 13ten Jahre unter Diokletian. Bewundernd ſehen die chriſtlichen Frauen die Kraft des Kindes im Leiden; die Engel und die Heiligen feiern ihren Triumph; Jeſus ſendet ihr die Palme. Vorwärts liegen die Leichen der Henker, die es gewagt hatten, ihre frevelnden Hände aufzuheben, um Feuer an den Scheiterhaufen zu legen, auf dem Aſtaſius Agneſen lebend verbrennen wollte. — Die Einſetzung des Roſenkranzes.

Ceſare Gennari. Maria ſäugt den Gottempfangenen. — Magdalena beweint in der Wüſte in tiefem Schmerze ihr vergangenes Leben; ein Engel ſcheint ihr die Verzeihung zu bringen.

Gior. Francesco Barbieri (Guercino). Lazarus ſteht auf des Herrn Wort in Gegenwart der Martha, Mariens und der Jünger, vom Tode auf. — Chriſtus erſcheint Marien. Sie liegt auf den Knien, und hält ihre Hand zur Verſicherung auf der Wunde. — Die geraubten

Sabinerinen treten in die Mitte der ſtreitenden Heere, und verſöhnen die Väter mit den Geliebten.

Guido Reni. David, geſtützt auf den Schaft einer Säule, hält in ſeiner Rechten die Schleuder, in der Linken Goliaths Haupt. — Der Mord der unſchuldigen Kinder. — Die Ruhe der heiligen Familie. — Chriſtus mit der Dornenkrone. Kopf. — Magdalena zu den Füßen des Gekreuzigten. — Der engliſche Gruß. — Magdalena, die Augen zum Himmel gekehrt, die Hände auf der Bruſt. So rührend und vertrauend. So ſich bewußt im kindlichen Herzen, daß ſie rein vor dem Allgütigen ſtehe, der ihr alle Sünden genommen, und der ja in die fehlerloſe Bruſt ſieht. — St. Rochus; der treue Hund an ſeiner Seite. — Herkules kämpft mit Achelous, dem Verlobten Dejanirens. — Herkules tödtet mit Pfeilen den treuloſen Centaur Neſſus. — Paris entführt die ſchöne Gemahlin des Menelaus.

Francesco Primaticcio. Scipio ſendet dem Allucius die junge Prinzeſſin, die ihm verlobt war, zurück, und gibt ihr das Löſegeld, das die Eltern dem Sieger ſandten, zur Ausſteuer mit.

Leonello Spada. Das verſchwenderiſche Kind erbittet die Gnade des Vaters.

Alleſſandro Tiarini. Joſeph bittet Marien den Zweifel an ihrer Tugend ab; ſie ruft den Himmel zum Zeugen ihrer Unſchuld; die Engel erfreuen ſich dieſer Verſöhnung.

Genueſiſche Schule.

Bartolomeo Biscaino. Die Anbetung der Hirten.

Neapolitaniſche Schule.

Salvator Roſa. Die Zauberin von Endor ruft vor Saul den Geiſt Samuels herauf, daß er ihn befrage über den Ausgang des Krieges gegen David. — Erlöste Seelen aus dem Fegefeuer kehren gereinigt zum Erlöſer zurück. — Eine Schlacht am Ufer; in Flammen ſtehen die Schiffe.

Schule von Sienna.

Francesco Vanni. Die Jungfrau ruht von den Beſchwerden der Reiſe. — Jeſus ſitzt zu den Füßen der Mutter. — Joſeph bietet ihm Früchte dar.

Hier ende ich die Wahl. Ich ging im Scheiden die Säle der Skulptur nochmal durch, die Schulen, wo, wie ein Engländer meinte, man Männer erziehen ſollte, ſo wie in jenen der Gemälde die Frauen. — Es war gerade die Stunde des Lever des Königs. Gedrängte Haufen eilten hinauf, um im Saal der Marſchälle ſeiner zu warten; auch ich folgte dahin. Dieſer Saal hat ſeinen Namen von den in Lebensgröße gemalten Marſchällen des Kaiſers, die hier aufgeſtellt ſind, ſeltſamer Hausrath für die Bourbone, den ſie aber dulden müſſen. — Der König kam nach einer Weile von ſeinen prachtvollen Garden umgeben — man übergab ihm Bittſchriften in Menge, die er gütig ſelbſt nahm — ſein ganzes Weſen ſprach Sanftmuth und Güte, aber das Weſen eines Königs ſollte mehr ſagen. — Da es die Zeit noch erlaubte, ſo eilte ich nach der Bibliothèque royale, rue de Richelieu, die die reichſte in Europa iſt, und über

358,000 Bände, und 72,000 Handſchriften beſitzt. Große Stille herrſchte in den weiten Bücherhallen — die Tiſche waren beſetzt mit Studirenden, belegt mit Volumes — einige Engländer brachen durch ihre ſchweren Schritte die Ruhe, was die fleißigen Franzoſen mit finſteren Blicken zu rügen ſchienen. Ich ſchloß mich an die erſteren, und wir beſichtigten gemeinſchaftlich den Erdplan der Pyramiden von Ghiſé, und die ungeheuren Coronelliſchen Globen, die mir auſſer ihrer Größe nichts auſſerordentliches zu haben ſchienen. — Im Kabinette der Münzen und Alterthümer beſchäftigten mich vorzüglich die ſehr vortrefflichen Steinſchnitte; ich ſah auch gerne ſo manche ſchöne Bronce-Antiken, und die vielen geſchichtlichen Alterthümer, als: das Teſtament einer Spartanerin, Epictota, in vier Steinplatten — die Schilde, die man nach Scipio und Hanibal nennt, beide rund; das erſte ſtrahlicht, geziert in der Mitte mit einem Löwen, das zweite mit Darſtellungen kriegeriſcher Begebenheiten in erhabener Arbeit. — Handbracelleten, Ringe, Nadeln, Schreibſticeln, Spielzeuge der Römer; der Kelch der heiligen Agathe; Childerichs Schwert und Beil, auch viele aus ſeinem Grabe zu Tournai vorgefundene Goldmünzen und Ringe; das goldene Herz, worin ſich jenes der Anna von Bretagne befand; — Franz des Erſten Waffen, u. a. m.

Zwei Tage vor meiner Abreiſe rief mich eine militäriſche Feier nach den Boulevards, nämlich eine große Revüe über ruſſiſche Truppen, 12,000 Mann an der Zahl, Grenadiere, Kuiraſſiere und Artillerie, von ausgezeichneter Mannskraft, Haltung und Schönheit. Friedrich, König von Preußen, durch Ernſt und Würde einnehmend, führte das ſeinen Namen tragende Regiment vor Kaiſer Alexander vorüber, der, an Kaiſers Franz Seite, von den Großfürſten Nicolaus und Michael, dem Duc de Berry, dem Fürſten von Schwarzen-

berg, dem Herzog von Wellington, ſo wie von dem großen Generalſtabe ſämmtlicher Alliirten umgeben war. Der majeſtätiſche Zug ging durch die Rue royale nach dem place de Louis XV., wo ſich halb Paris zuſammengedrängt hatte, und über den pont de Louis XVI. Auch Ludwig XVIII. und die Herzogin von Angoulême beſahen hier aus ihren Wagen die vorüberziehende rieſige Truppe. Der ganze Vormittag war in dieſem Feſte entſchwunden. Langſam ſchlenderte ich in den Nachmittagsſtunden aus dem Palais, wo ich bei Very in Geſellſchaft von Hunderten von Offizieren geſpeiſt hatte, durch die Rue de petit carreau auf die alten Boulevards, Straßen des Lebens, wo man Gleichniſſe für alle Wege der Menſchen findet! — Durch die boulevards de bonne nouvelle, vorüber am Triumphbogen Ludwig XIV., St. Denis, St. Martin, wo ich im Fluge ein mittelmäßiges Wachskabinet beſuchte, du Temple, de filles de calvaire, St. Antoine und Bourdon kam ich endlich nach manchem Abweichen links oder rechts, ſo wie mich eben die Perſpektive der Straßen verlockte, an den pont d'Austerlitz, das ſüdöſtliche Ende der Stadt. Hier öffnet ſich dem Auge eine freie ſchöne Ebene weit hinaus gegen Aufgang, gegen Weſt aber die belebte Seine mit ihren Inſeln, und Schiffen und Menſchen. Ueber dieſe ſchöne Eiſenbrücke gelangt man zum Jardin des plantes, dem großen Muſeum der Naturgeſchichte, das Buffons Geiſt ordnete und hob. Die Quais St. Bernard, de Tournelles und des Augustins hinab, ging ich über die neue Brücke, durch das Louvre und das Palais. Am letzten Abende ſah ich noch im Théâtre français den Oedip von Voltaire. Das Haus war gedrängt voll — ich kam in eine Loge, die leider bereits gefüllt war, aber ich hatte mir noch Glück zu wünſchen, denn für mein theures Geld war ich doch

hineingekommen, was nicht Allen zu dieſer Stunde mehr gelang. Die Nebenlogen waren mit engliſchen und ſchottiſchen Offizieren beſetzt. Unausgeſetztes Beifallklatſchen tobte das Stück hindurch, ſo daß ich kaum den zehnten Theil davon verſtand. Talma und Madame George machten das Entzücken des Publikums. Die Darſtellung und der Vortrag Talma's, für mein Gefühl zu überladen, zu knochig, möcht' ich ſagen, ließen mich kalt, aber bewunderungswürdig fand ich ſeine Mimik. Mad. George iſt nicht ſchön — ſchöner ihr Spiel.

Und nun war der letzte Tag gekommen, den mir das Schickſal für Frankreichs Hauptſtadt zugemeſſen hatte. Der angenehme Auftrag der Braut unſeres Palatins, Hermine Prinzeſſin von Schaumburg, das Brautkleid zu überbringen, führte mich am Morgen zu dem Modehändler Jaſſois, Rue St. Denis; von dort eilte ich zum Abſchied in das Musée Napoléon. Um 9 Uhr Abends hatte ich den Wagen vor meiner Thüre, aber erſt am nächſten Mittage überlieferte mir Jaſſois den zierlichen Schatz, von dem er, wie der Künſtler von ſeinem Werke, mit Wehmuth ſchied. Nun fuhr ich durch die Rieſenſtraßen und St. Martin meinem Rheine zu. Es war Nacht als ich La Ferté erreichte, und der Regen floß in Strömen. Im Poſthauſe zu Buſſières wartete ich das Schlimmſte ab, nahm diesmal den Weg über Montmirail, kam früh nach Chalons, Tags darauf nach Nancy, und nach andern vier und zwanzig Stunden an die deutſche Grenze. Da zwiſchen Rohrbach und Mühlbach hin und her ritt ich erſt noch ſieben Meilen, denn, ermüdet wie ich war, hatte ich Geld und Gepäcke in Rohrbach liegen laſſen, und gewahrte das Verſehen erſt, als ich in Mühlbach bezahlen ſollte und nicht konnte. Obriſtlieutenant v. Schulz von der ruſſiſchen Garde, der mit einer Abtheilung Grena-

bieren dort lag, riß mich aus der nächſten Verlegenheit. Ich ſetzte mich raſch zu Pferde und ritt nach Homburg, und da ich da nichts fand, weiter nach Rohrbach, wo mir der wackere Poſthalter ſchon von der Ferne tröſtend zuwinkte. Gott ſegne ihn dafür, denn Angſt und Scham hatten mich gerecht, aber nicht wenig gefoltert! Mit Freuden begrüßte ich den Donnersberg — mit Freuden die Thürme von Mainz, meiner zweiten Heimath! Paris mit allen ſeinen Herrlichkeiten that meinem Rheine keinen Eintrag. Das fühlte ich wohl. Aber gerne rufe ich die Bilder dieſer nächſten Vergangenheit auf, und halte ſie, wie ſie kommen und gehen, im lieben Kreiſe der Freunde für den flüchtigen aber theilnehmenden Anblick feſt.

Gedankenſpähne.

(Geſchrieben in den Jahren 1916 — 1924)

I.

Gerüche werden mächtige Wecker der Erinnerung. Sie kommen oft ohne zu errathende Urſachen und zaubern mitten in die fremde Gegenwart theure Bilder, theure Menſchen aus dem Schatze unſerer Vergangenheit. Gärten, Berge, Pfade durch Wald und Flur mit allem, was ſie umgab in gewiſſen uns lieb geweſenen Stunden, unſere eigene damalige Stimmung, unſere Jugend kommen und geben auf dieſen Düften, als wenn ein Geiſt ſie vorüber trüge — und langſam nur rückt die Wirklichkeit wieder in ihre Rechte ein.

Das Unangenehmſte von allem Unangenehmen der Welt ſind unangenehme Geldverhältniſſe. Die Zifferwelt iſt eine ausgeſtorbene Ruine, eine Mumienſammlung mit übermalten Larven auf Todtengerippen. Und doch drückt gerade die todte Ziffer alle Lebensverhältniſſe aus, und insbeſondere wird das wandelbare Geld das Sinnbild des Beſtehenden. Solche Widerſprüche gibt dieſe beſte Welt! —

Wer ſchon einen gewiſſen Grad des Einfluſſes erreicht hat, darf Alles wagen, darf nach Allem ſeine Hand aus-

ſtrecken. Ehrgeiz iſt bei Vielen lächerlich, bei Anderen ſtrafbar; bei Jenen aber nothwendig und vor kein menſchliches Gericht mehr zu ſtellen.

Ob die Uebel ſich vermehrten? — Ja. Entfernung von der Natur erzeugt unbefriedigte Wünſche, bringt Unglück. Unſere Bildungs- und Bequemlichkeitsfortſchritte führen aber meiſtens von der Natur ab, und ſind größtentheils aus naturwidrigen Quellen entſprungen. Das wirkliche Uebel nimmt in dem Verhältniß zu, als wir nicht mehr mit der Natur leben können.

Gibt es nicht Taubheit aus Grundſätzen, und Blindheit aus Klugheit?

Entſchiedene Charaktere ſind ehrwürdig, wie und wo ſie gehen.

Jede Religion iſt für denjenigen, der daran glaubt, die wahre und auch die allein ſeligmachende.

Gedanken, wie andere Blumen, ſuchen das Licht. —

Die ſcherzhafte Behauptung Gozzi's, daß die Gedanken nicht im Geiſte erzeugt werden, ſondern in der Luft umherfliegen, mit ihr ein- und ausgeathmet werden, iſt nicht ganz ohne. Nur iſt der Weg durch den Mund für das Auffangen falſch; durch das Ohr ſaugen die Meiſten ſie ein und geben ſie dann durch den Mund von ſich. Dadurch erklärt ſich die ſeltſame und doch ſo häufige Erſchei-

nung, daß aus dem Munde von Thoren verſtändige Worte kommen. Sie ſprechen die Gedanken Anderer.

Es iſt kein Traum, daß man beſſer wirken könne; es iſt kein Traum, daß dieſe beſſeren Wirkungen auſſer dem Eindrucke auf die Gegenwart auch noch ein Same für die Zukunft werden. Denn nichts iſt verloren, was einmal geſchah, und jede That iſt eine poſitive oder negative Zahl in der Rechnung des Unendlichen.

Wenn man hinausblickt mit dem Jugendauge ins reiche Land des Lebens, und ſieht die ſeltenen unbekannten Bäume, die ſchönen Hügel, die ſchwärmeriſchen Ufer u. ſ. w. da ſetzt man ſich ein ſeliges Paradies zuſammen, verkettet mit trunkener Phantaſie das getrennte Vortreffliche, und vergißt, daß zwiſchen all dieſem glanzvollen Stückwerk meilenlange Sandſteppen, unnahbare Felſenberge, todtaushauchende Sümpfe und Wälder, der Opferherd reißender Thiere, liegen; .... vergißt, daß ſo manche der zauberiſchen Blumen Gift tragen; daß die romantiſchen Ströme nicht ſelten ihrer engen Betten müde, die grüne Flur mit Sand und Schlamm überſchütten; daß Stürme und Wetter, verzehrender Brand und eiſiger Winter von oben, und Beben und Flamme von unten kommen. Aber nicht dumpfe Gleichgültigkeit, die uns zum Sclaven des Gemeinen macht, ſoll das Ergebniß derſchmerzlichen aber nothwendigen Erkenntniß ſeyn. Es ſoll die Achtung für die Wiſſenſchaft daraus geboren werden, die das Wahre von dem Falſchen, das Nützliche von dem Schädlichen ſcheidet und in der Arbeit den Weg des Sieges zeigt.

Freundſchaft iſt eine Ehe der Geiſter mit randloſem Vertrage. Wer nicht Alles aufzuopfern im Stande iſt; wem nicht jedes Opfer ein freudig gegebenes, ein gleichſam empfangenes Geſchenk iſt; wer ein ſolches, und wäre es auch ſeine ganze Habe, nicht geben kann, ohne nicht einen Lohn, möge dieſer auch nur ein Händedruck, eine ſtille Umarmung ſeyn, dafür zu begehren; der hat im Herzen die Ehe ſchon gebrochen.

Wie ſpielen die Kinder dort unter jenen Bäumen, heiter und froh wie der junge Mai ſelbſt! Daß ihr immer ſo bliebet, immer ſo ſpielen könntet! aber die Zeit furcht mit rauher Hand die Zeichen ihres Eigenthumsrechtes auf eure erblaßenden Wangen, und das Schickſal ſtellt euch hinauf ohne Wahl auf die armſeligen Bühnen, auf daß ihr in erlernten Rollen ein fremdes Seyn nachbildet, und das eure vergeſſet!

Wenn du das Alter ängſtlich im Kreiſe der Jugend ſiehſt, ſo erröthe, denn die Unbeſcheidenheit der Jugend iſt die Mutter dieſer Angſt.

Sich ſelbſt zur rechten Zeit zu beſchränken, iſt Weisheit. Aber es muß auch Menſchen geben, die über alle Schranken hinweg ſind, und deren Gebiet die Unendlichkeit iſt.

Der Begriff der Tugend iſt in ſeiner praktiſchen Anwendung einer der ſchwierigſten. Iſt heute in Rom Tugend, was vor 2000 Jahren dort Tugend war? . . Wem ſie aber nicht eigenen Werth hat; wer nicht ſtolz darauf iſt,

ſelbſt mit Aufopferungen tugendhaft zu ſeyn; ja, man möchte ſagen, wer nicht nach derlei Aufopferungen geizt, um ſeine Kräfte daran zu prüfen und zu üben; der ſteht nicht feſt. Wer nur einmal im Leben den Frieden gefühlt hat, der das Gemüth überkommt, wenn man ſiegreich aus einem ſchweren Kampfe gegen ſich ſelbſt hervorging, dem wird Tugend zum Ziel werden; man leite daher ein jugendliches Gemüth auf ſolche Kämpfe.

In Stunden, wann das Leben nackt vor uns ſteht, wann wir keinen Lappen mehr bei der Hand haben, um es damit zu behängen und aufzuſtutzen: wann alle die Halbheiten, Lügen und Leere der Menſchen, womit ſie ſich ſelbſt und Andere täuſchen, mit Eckel uns erfüllen: in dieſen Stunden, wo iſt noch Troſt? In der Wiſſenſchaft und in der Familie. Und in ſolchen Stunden haben wir auch die Kraft durch die neunfache Hülle von Modetand und angelogenem Werthe, von Eitelkeit, von unreinem Wollen, von Witzelei, von Engbrüſtigkeit, von Vorurtheil durchzublicken und das Wahre zu erfaſſen, das nun, wie die langentbehrte Freiheitsluft dem aus dem Kerker Entlaſſenen, die Bruſt mit unendlicher Wohlthat erfüllt.

Das eben iſt das Vorrecht guter Menſchen, daß ſie die guten auf ihrem Lebenswege finden.

Der Menſch bedarf der Aneiferung, wenn er nicht läſſig werden ſoll. Der Einzelne kann große Thaten thun, aber ein großes Leben lebt er nicht. Hiezu bedarf er des Zweiten, bedarf des Freundes, an dem er ſich hebt und be-

ruhigt, an dem er ſich bildet und ſtärkt. Darum binde ſich der Gleichgeſinnte an den Gleichgeſinnten.

Schlafen iſt beſſer denn Wachen, wenn man das Letztere nicht auf eine geziemende und nützliche Weiſe zu thun verſteht.

Glückliche Sterbliche, welche die Kräfte zum Guten in ſich zu jeder Stunde bereit finden; die nicht erſt der Geiſel der Leidenſchaft bedürfen, um zur That gebracht zu werden; in die nicht ein fremder Geiſt ziehen muß, wenn ſie wirken ſollen!

Gemeinplätze ſind die verdaulichſte Nahrung für ſchwache Mägen. In gewöhnlichen Verhältniſſen reicht man mit dieſer Koſt auch aus. Es gibt Leute, denen Niemand übel will, weil, von Ihnen verdunkelt zu werden, Niemand zu befürchten hat; Menſchen, die ihr ganzes Leben hindurch nichts als gedankenlos Gemeinplätze hergeſagt haben, ſo oft ſie ein Urtheil äuſſern ſollten. Sind aber ſolche Leute für die Trettmühle der Alltagswelt nicht die brauchbarſten?

Hoher Rang ſchützt nicht vor Gemeinheit im Urtheile und gemeinen Menſchen iſt jede beſſere Empfindung eine überſpannte. Sie geben keine andere Beweggründe zu als die erbärmlichen, welche wieder nur für die Gemeinheit gelten. Da ſie den Mißbrauch kennen, der mit Worten getrieben wird, ſo glauben Sie auch an keine Worte mehr und ihr Auge iſt für die Unterſcheidung zwiſchen Wahr und Falſch erblindet. Für ſie iſt Cato ein Thor und Lukrezia eine Buhlerin, und wenn die Römerin ihrem Ge-

mahle den Dolch reicht und ſagt: er ſchmerzt nicht, ſo hat ſie wie eine andere Coquette um die Gunſt der Menge gebettelt.

Die Natur iſt in ihrer Sprache unendlich manigfaltiger als der Menſch in der ſeinen. Sie hat für Empfindungen Ausdrücke, für die wir vergeblich ein Wort ſuchen. Aber man muß Organe für ihre Sprache haben. Wem ſie ſich offenbart d. h. wer ſie vernehmen kann, verſteht ſie auch.

Wenn die Leute nur ein Blättchen Papier haben, ſo glauben ſie ſich mit jeder menſchlichen Empfindung abfinden zu dürfen. Sie arbeiten mit Folterwerkzeugen in Seelen und Körpern, wie der Töpfer im Thone; ſie richten hin, metzeln nieder; alles, weil auf einem Wiſche Papier die Anweiſung hiezu ſteht.

Tritt heraus aus dir! Zage nicht! du mußt wanken, bevor du geheſt. Laß deine Erde fruchtbar werden, blühen die Blumen auch nur für dich. Die Erde iſt groß und trägt zahlloſe Blumen, die nicht geſehen werden. Wiege dich in deinen Gedanken, ſie werden dir ſtärkenden Schlummer und ſanfte Träume bringen. Erzeuge dir in deinen Leiſtungen Freunde, welche deine künftigen verlaſſenen Tage bevölkern. Noch in dem Schmucke der Jugend werden ſie dann zu dir treten und dir von ſchöneren Stunden ſprechen, wenn Niemand, außer ihnen, dieſe Stunden mehr bezeugen kann. Kinder werden ſie ſeyn und du ein Greis; aber du wirſt ihre Unvollkommenheiten lieben, weil die Hand der Klugheit, jener Klugheit, die nach verlorener Unſchuld in unſere Seele zieht, noch nicht ihren Wachsthum gewen-

det und ihnen Hüllen gegeben haben wird. Jugend, Jugend wirst du sehen! Sie aber ist die Blüthe der Schöpfung.

Arbeit ist das Vergnügen des Armen.

Tugend ist Keuschheit der Seele.

Geht mir mit eurer Forderung von Bescheidenheit in dem Sinne nämlich, wie ihr sie meint. Ihr macht mir diese Tugend verdächtig. Ihr fühlt wohl, daß ihr sie braucht, und habt darum gut fordern. Wenn euch kein Mittel mehr zur Hand ist, das Verdienst herunter zu setzen, so muthet ihr ihm zu, es soll sich selber bücken.

Es gibt wenige Menschen, welche das Eigenthümliche Anderer ertragen, denn Jeder hält sich insgeheim für den Klügsten. Wer anders denkt, beleidigt sie. Glänzen wollen, und wirklich glänzen wird manchmal eins für das andere genommen und auf gleiche Art bestraft.

Glücklich diejenigen, die sich handelnd aussprechen können; denen das Schicksal nicht die Hände so gebunden, daß sie keine ihrer Empfindungen durch die That beweisen können, sondern verdammt sind trotz der Fülle ihres Herzens wie Bettler dazustehen! Etwas für Diejenigen, die man liebt, thun zu können, ist doch der größte Genuß auf Erden!

Jedem mißtraue, der zu sehr nach Aussenzeichen

verlangt. Ueber dieſem Verlangen geht nur zu oft die Berückſichtigung der Weſenheit verloren. Der Gottesdienſt wird ein Götzendienſt, und unter dem Schutze der Formen üben, rechtfertigen und vergeſſen ſich die ſchauderhafteſten Gräuel.

Alles geht Bahnen, Sterne wie Begriffe; aber die Bahnen winden ſich in Spiralen fort; das Wiederkehren im Kreislauf iſt nur ſcheinbar; nichts kehrt wieder, nichts betritt denſelben Punkt, den es einmal betrat; jede Bewegung hat den Abgrund der Unendlichkeit vor und neben ſich. Faſſe das Leben an, wo du willſt, im Kleinſten wie im Größten; es kommt auf Eins hinaus. Oeffne deinen Augen die Himmel, wo beginnen, wo enden ſie? Oeffne ihnen die kleine und doch unendliche Welt, deren Theil du biſt, wo kannſt du zu zählen anfangen, wo aufhören? Und ſo jeder Begriff; was iſt groß, was klein?

Tadelt die Uebertreibung der Jugend nicht! Bedenket, daß das ſpätere Leben nur nimmt und nicht gibt. Wie ſoll der auslangen auf ſeiner weiten verzehrenden Reiſe, der anfänglich nicht ein wenig mehr zu haben ſcheint, als nöthig iſt? Wie ſollen wir ausreichen mit Vaterlandsliebe, mit Bewunderung für das Hohe und Schöne, mit Aufopferungsluſt, mit Treue und Liebe, wenn wir deſſen in der Jugend nicht ſo viel haben, daß es überſprudelt? Zehrt doch jeder Tag an dieſem theuren Vorrath und ſehen wir doch ſo Viele, die lange damit zu Ende ſind, und nun verarmt in trauriger Dürre daſtehen! Nein, man ſpotte des Guten nie, auch wenn deſſen zu viel ſeyn könnte. Solch ein Spott iſt ein Abfall von dem wahren Gotte!

Nichts beſteht, nichts beſiegt den Tod, als der innere Werth des Menſchen; und dennoch hängen wir uns nur an die Auſſendinge, laufen dem Schimmer nach, der kaum eine halbe Stunde dauert, ſchmücken uns mit erborgten Lichtern und ſtolzieren zwiſchen den Bravos einer urtheilloſen Menge einher. O ewiger Widerſpruch in der Natur des Menſchen, den nur die Ewigkeit löſen wird! Wir fühlen die Schwäche unſerer Stützen, die Leere unſeres geſellſchaftlichen Werthes, den Flitter unſerer vermeintlichen Verdienſte; wir wiſſen, daß vor dem Richterblicke des Todes unſere Wahngröße zuſammen ſchreckt, wie jener Aſſyrer, der mitten im Saufgelage die blaße Hand ſah, die in feurigen Zügen ſein Ende an die Wand ſchrieb; und dennoch entſcheidet hienieden über Glück und Unglück, über Leben oder Tod der Seele nur ein Faſtnachtswahn und die vergängliche Maskengröße tritt die ewige Natur mit Füßen!...

Kraft, ſelbſt im Verbrechen, hat etwas Erhebendes. Sie verſöhnt gleichſam das Unrecht durch den Zauber der Stärke, der im Grunde nur der Tugend gehört.

Mittelmäßige Menſchen zittern, wenn ſie wagen; große werden kühn, wenn der Wurf gethan iſt und haben dann für keinen Gedanken mehr Raum, als an das Aeuſſerſte das Aeuſſerſte zu ſetzen.

Nicht in dem allein, was wir bewußt verſchuldet, liegt eine Quelle von Weh; auch das iſt ſchmerzlich, ein Werkzeug zu ſeyn, womit eine höhere Hand Wunden ſchlägt!

Worte wechſeln ihre Bedeutung, wie Inſekten ihre Geſtalt. Wir ſehen am Nämlichen etwas Anderes als diejenigen geſehen haben, die vor uns waren, und diejenigen ſehen werden, die nach uns kommen. Was Wunder, daß wir die Vergangenheit nicht verſtehen und die Zukunft uns nicht verſtehen wird! So wird auch die Wiſſenſchaft zu einem ewig wiederkäuenden Ungeheuer. Erklären, berichtigen, widerlegen, was unſere Vorfahren erklärten, berichtigten, widerlegten; damit beſchäftigen wir uns, aber die Farben wechſeln unter unſeren Händen.

Es gibt eine Härte gegen die Sünde, die man Tugend nennt, und die eigentlich nur ein gänzlicher Ueberdruß dieſer und eine verkappte Sucht nach jener iſt.

Die Kunſt, an den Menſchen das Gute, was ſie eben haben, zu ſchätzen, iſt eine der ſchwerſten, und muß nothwendig erlernt werden. Nur zu bald ſind wir geſtimmt, den ganzen Menſchen zu verwerfen, weil die eine Seite, die wir an ihm ſehen oder die ihm beliebte, uns ſehen zu machen, nicht gefiel. Billigkeit im Handeln, Denken und Reden iſt der Grundpfeiler der Geſellſchaft.

Sich anlügen können! ach, es iſt eine große und nützliche Kunſt! Der Himmel verzeihe dieſe Läſterung, aber wie Manche verkümmerten elend in den Steppen der Wahrheit, trüge ſie nicht die Selbſttäuſchung hinüber in das glückliche Land.

Wer keine andere Geſellſchaft kennt, als die häufigſte, das Zuſammenſitzen oder -Stehen mürriſcher, leerer, beeng-

ter, unwiſſender, anmaßender und unſicherer Leute, der hat freilich Recht, gegen ſie zu Felde zu ziehen und die Einſamkeit köſtlich zu finden. Aber es gibt eine Geſellſchaft, wo man wie auf Blüthenkelchen ſchwebt, flügelleicht und duftberauſcht, die einen eigenen und unerſetzlichen Reiz hat. Freilich darf man ſie nicht hart anfaſſen; es handelt ſich ja weder um Mein und Dein, noch um Weltregiment, noch auch um die Genüſſe von Leidenſchaft und Liebe, von Freundſchaft, Wiſſenſchaft und Kunſt. Dieſe gehören in engere und engſte Kreiſe. Die Geſellſchaft hat eben ihren eigenen Bezirk und Kult. Die Grazien herrſchen dort; die Muſen und alle andere Götter dienen; aber ſie ſind anweſend und dienen gerne.

Die Gränze, wo Mißtrauen Fehler wird, umſchließt einen heiligen Boden; außer demſelben kann ohne Mißtrauen nur ein Gott oder ein Thor mit Menſchen leben. Verletzt es aber jenen geweihten Kreis, dann iſt es ein vergifteter Pfeil, der, wo er trifft, auch tödtet.

Auſſenſeiten täuſchen bei Menſchen, wie in der Natur. Du ſiehſt den Ocean durch die Straße von Gibraltar in das Mittelmeer ſich ergießen; während unter dieſem Strome ein gewaltigerer aus dem Mittelmeer in den Ocean ſtürzt.

Die große Lehre der Selbſtbeherrſchung iſt der eigentliche Schlüſſel zu jedem entſchiedenen Wirken, zu allen Kraftäuſſerungen im thätigen Leben. Wer frühzeitig ſich manches verſagen lernt, wird ſpäterhin nicht der Sclave ſeiner Wünſche und Begierden. Er geht unerſchüttert durch

eine Menge von zerſtörten Hoffnungen, deren Anblick Anderen den Muth und die Luſt des Lebens nimmt.

So iſt der Menſch! .. Alles wird unter ſeinen Händen zu einem Anderen, als er es macht.

Wer die Welt ein bischen geſehen hat, und weiß, wie viele tauſend Nullen unter den Menſchen auf einen einzigen Treffer kommen, dem wird Jeder, der etwas mehr verſpricht, merkwürdig.

Gewöhnliche Menſchen ſind nur, damit ſie dienen.

Die Wahrheit und das Glück gehen Hand in Hand. Wer die eine ſucht und findet, hat auch einen verhältnißmäßigen Theil des anderen gefunden.

Es iſt das Vorrecht der Provinz, daß ſie mit dem Menſchen in öffentlichen Lebensverhältniſſen nichts zu ſchaffen hat. Der Menſch überhaupt ſteht ihr vielleicht klarer, als dem im Staatsgetriebe befangenen Großſtädter da, aber den Menſchen im Einzelnen kennt ſie wenig. Der Frieden oder Unfrieden des Hauſes, das Treiben um Erwerb, die tägliche Wiederkehr ähnlicher Verhältniſſe bilden im Durchſchnitte ganz ähnliche Menſchen, deren Unterſchiede unter demſelben Hauptcharakter als Nichts verſchwinden. So ändern in einer und derſelben Landſchaft die Verſchiedenheiten, die jeder Frühling hervorbringt, den Charakter des Geſammtbildes nicht. — Gewohnt zu nehmen, wie ihnen gegeben wird; zu gut, um allen Schlangengängen

vermeinter Größe zu folgen; zu bald befriedigt durch optiſche Vorkehrungen, die zu durchblicken ihnen Stellung und Erfahrung fehlt; noch kindlicher in ihrem Glauben, müſſen die Urtheile dieſer moraliſchen Grund- und Bodenbeſitzer, ſobald ſie das Oeffentliche berühren, einſeitig, eng und meiſtens falſch ſeyn. Für ihre glückliche Beſchränktheit des Blickes ſind tauſend und tauſend Verhältniſſe unentdeckte Länder; ſie beſtehen für ſie nicht. Es gibt andere Lebenszwecke, es gibt ungeheure Wirkungsmittel für das, was gut und recht iſt. Wer nur Wirkungen ſieht, iſt nicht immer im Stande auf die Urſachen zu ſchließen, wie ſehr er ſich auch zum Urtheile berechtigt glaubt. Alle eigentlichen Quellen liegen nicht am Tage, und die kühnſte Einbildungskraft des Einzelnen faßt die Kraft der Zeit und der Menge nicht. Was Zufall ſcheint, iſt jederzeit nur Folge und meiſtens berechnetes Ergebniß. Unſere Zeit iſt mehr als jede andere hievon Beweis. Auf der Oberfläche hüpft das ganze Heer gewöhnlicher Ziele, eitler Putzmittel, ſcheinverſtändiger Weisheit und halber Urtheile umher. Der Geiſt wohnt in der Tiefe, man kann ihn ahnen, erkennen, aber ihn ſehen wollen, iſt eitles Beginnen.

Gewiß, für den Mann gibt es nur in ſo fern Glück, als er deſſen für Andere ſchafft, und der wärmende Strahl ſeiner Schöpfung auf ihn, den Schöpfer, zurückfällt.

Eingepackt in das Schiff des Lebens, wie Seefiſche, wird man freilich mit der Zeit faul an einander, und alle werden es, kämen ſie auch noch ſo friſch in die Tonne. Aber iſt man dies einmal geworden, ſo liegt man recht gut

an ſeinem Platze, und kömmt noch immer fort, wenn auch nur durch Andere und nur im Raume.

Mit den Tagen wachſen auch die Hoffnungen der Menſchen; ſie ſtehen am höchſten im Mai des Lebens wie des Jahres, halten dann eine Weile Stillſtand, ſinken mit den Tagen wieder, und ſchauen im Nachſommer nur manchmal von den Früchten auf die Blüthen zurück. Der Kreislauf beginnt dann wieder, ſo mit dem Jahre, ſo mit dem Leben, denn Alles iſt Ring und Alles iſt Kette.

Mit keiner Art von Menſchen iſt der längere Umgang ertragloſer und leerer, als der mit Salonsmenſchen, mit welchen er anfänglich ſo angenehm anſpricht. Sobald die Neugierde an ihren vielverſprechenden Geſichtern einmal abgemüdet iſt und die geſellſchaftliche Eitelkeit den Höflichkeitsweihrauch eingeſogen hat, ſo iſt's auch am Ende mit ihnen. Jeder Schritt iſt ein Wink, jeder Blick ein Verſprechen, jede Verbeugung eine Verpfändung; aber dabei bleibt es. Sie erregen nur, ſie geben nicht. Sie gleichen Büchern, die anſprechende Titel und ein empfehlendes Aeuſſere haben, bei denen man noch die erſte Seite mit Erwartung lieſet, aber die man bei der zweiten in den Schrank ſtellt. Sie gleichen Früchten, in Wachs gearbeitet, deren treffende Bildung und Färbung man nicht genug loben kann, während man ſich ungereizt von ihnen wegwendet. Ihre höchſte Ausbildung beſteht darin, ſo treu als möglich zu ſcheinen, was ſie nicht ſind, und doch durchblicken zu laſſen, daß ſie nur ſcheinen. Nur darin beſteht ihr Triumph; nur auf die Fähigkeit zu ſcheinen, ſind ſie ſtolz. Wer ſie für wahr nimmt, beleidigt ſie. Dies gegenſeitige Täuſchen,

Errathen, Zeigen und Verbergen, daß man ſich erräth, dies Doppeltgehen und Doppeltſehen würzt ihre Geſellſchaft, aber es iſt auch das tägliche Brod derſelben und dient zum Frühſtück, zu Mittag und zu Abend.

Nur ein unendliches Leben kann die Unendlichkeit durchwandern. Kaum einige Schritte können wir Menſchen vor und um uns machen. Was der Planet, der uns trägt, in einer Stunde durchfliegt, das kann der Menſch in einem Leben nicht durchziehen. Ach, nur zum Grabe reichen unſere Schritte aus. Lebten wir ein Jahrtauſend, wir würden ferne Sonnen durchreiſen.

Jeder Menſch hat eine ſchönſte und eine häßlichſte Miene, über die ſeine Phyſiognomie nicht hinaus kann. Keiner aber kennt dieſe Endgrade ſelbſt. Er bemerkt nur einige Mittelgrade. Ueberhaupt hängt die Schönheit des Antlitzes ſehr von dem ab, was wir denken, und was wir öfters denken. Wie ſehr können es nicht bloße Gedanken verſchönen! Unſere Gedanken ſind der Geiſt unſerer Mienen.

Die Natur iſt die treueſte aller Freundinnen. Sie allein hat für ſo manche Empfindung, die eines menſchlichen Weſens Nähe nicht vertragen würde, Mitgefühl, Mitſprache. Denn nicht alle Sprachen bedürfen der Worte: wie Blick und Miene oft mehr ſagen, als jedes Wort, ſo iſt auch in Thälern und Bergen eine lebendige Phyſiognomie, die uns vertrauend oder zurückſtoßend anregt, und zum Glück auf jene Weiſe weit öfter als auf dieſe. Nicht Jedermann begreift dieſe Phyſiognomik. Man muß ſich, ſo zu ſagen,

an den Geſichtern der Menſchen ſchon ſatt geſehen haben, bevor man jene zu faſſen beginnt und dann plötzlich mit Erſtaunen einſehen lernet, daß, was todt ſchien, nicht todt iſt, und daß der Geiſt überall Leben gibt, Leben weckt, Leben findet. In den engen Kreis ſelbſtiſcher Betrachtung gezwängt, in dem Schacht alltäglicher Bedürfniſſe abgemüdet, durch Lichtmangel und Enge des freien, ſtarken Blicks ſchon früh beraubt, miſskennen wir die Schöpfung, indem wir um ſie unſere Gedankengränzen ziehen und nun mit Worten ſpielen, für die wir keine Begriffe haben. Alles iſt Leben, alles Empfindung auf ſeine eigene Weiſe, was da iſt, vom Organism eines Sandkorns bis zum Organism eines Sonnenſyſtems, vom Theile bis zum Ganzen! alles nur der millionenfach gebrochene Strahl des einen Lebenslichtes!

Drei Fragen gibt es, die jeder Menſch ſich ſtellen und beantworten muß. Wer dies nicht thut, iſt keiner. Wer, wenn er ſie beantwortet hat, nicht darnach handelt, ein ſchlechter. Was iſt meine Pflicht als Menſch? als Mann? als Glied der bürgerlichen Geſellſchaft? Die erſte beantwortet ſich durch die Moral und ſie bezeichnet meine Stellung im Univerſum. Die zweite bezieht ſich auf das Verhältniß des Geſchlechtes, bezeichnet die Stellung als Glied einer in's Unendliche fortlaufenden Weſenkette, und macht Ehe, ſobald ſie möglich iſt, zur Pflicht; die dritte, nächſte aber ſchwierigſte Frage enthält die Erfüllungsmöglichkeit aller übrigen Pflichten in ſich. Dieſe zu erleichtern, iſt die groſse Aufgabe für die größten Menſchen geweſen, und an dieſem Bau, der immer weiter ſchreitet, aber immer neue Werkthätigkeit fordert, zu arbeiten: das iſt Lebenszweck! Weg mit allen Spielereien, weg mit allen Rangſtreitigkeiten,

weg mit allem Phariſäerthum in Purpur und in Lumpen! Aufrichtiges Streben im Geiſte, Treue im Herzen und das Ziel feſt vor Augen, ſo muß man ſeyn.

Alles iſt gewöhnlich in der Nähe, aber das Gewöhnliche bleibt es auch in der Ferne.

Geht nicht Alles Bahnen in der Welt, und kommen wir über Vieles vielleicht nur darum nicht ins Klare, weil wir die falſche Vorausſetzung der Beſtändigkeit der Elemente machen? Haman ſagt: „Die Migrationen der lebendigen Sprachen geben uns Licht über die Eigenſchaften, welche die todten mit ihnen theilen, und über das wandelbare Schema aller Sprachen überhaupt.“ Leidet das nicht allgemeine Anwendung?

Die Feſſeln, womit der Luxus die Menſchen umſchlingt, ſind freilich auch Ketten, doch Roſenketten, gleich denen der Liebe. Warnen mögt ihr mit tauſend Stimmen gegen ihren Druck; ihr ruft das Verlangen nur wach, ſich eheſtens dieſer reizenden Sclaverei zu ergeben.

Das Leben verſpricht viel und hält wenig. Große Städte ſind mehr geeignet als kleine, dieſen Erfahrungsſatz in ſeiner ganzen Wahrheit uns einzuprägen, weil aus der kleinen uns immer noch Hoffnung und Wahn nach der größeren verlangen machen und dahin begleiten. Hier aber, wo gleichſam Alles zu finden, was das Leben erhöhen, vergnügen, beleben ſoll, ſinkt eben dieſes Alles zu gar Wenigem herab. Man kann als richtig annehmen, daß die

Menſchen im Verhältniß der Menge, die ſich zuſammenfindet, fremder und einſamer werden. Das Schlimmſte an der Sache iſt, daß über dem unabläßigen Wacheſtehen bei ſich ſelbſt, was nun nöthig wird, die Fähigkeit, Vertrauen zu erregen und Vertrauen zu empfangen, beinahe gänzlich verloren geht.

Jeder Glaube hat ſeine Anhänger und unter dieſen ſeine Märtyrer und Opfer. Es gibt eben ſo wenig eine Thorheit, als es eine Wahrheit gibt, für die nicht Menſchen als freiwillige Märtyrer geſtorben ſind.

Es gibt eine gewiſſe Ruhe, eine Ruhe, die alles trägt, eine Windſtille im Leben, die keine Welle mehr bewegt. Wenn Alles aus iſt, wie ein fades Marionettenſpiel, da tritt die Seele frei wieder hervor, und ſieht ſich regungslos um auf dem Leichenfelde. Wer einmal den Glauben begräbt, begräbt auch die Wünſche mit.

Der Menſch bedarf des Antriebs, wenn er in ſeiner Thätigkeit nicht ermüden ſoll. Wer darf ihm zumuthen, daß er immer gebe, ohne jemals zu empfangen? Der Muth und die Luſt bedürfen ſo gut der Nahrung als der Körper und der Geiſt.

Der Menſch hat vielleicht in der Welt ganz andere Zwecke ſeiner Exiſtenz, als er ſich einbildet; Zwecke, die er vermöge ſeiner Exiſtenz (wie das Schwere drückt) erfüllt.

Laßt mich mit euren Enthuſiaſten, mit euren Vielwiſſern und Vielrednern! Nach Handlungen wird der Menſch gewogen, und Worte, auch die glühendſten, ſind ſelten Handlungen. Unterhaltend mag der Schwätzer ſeyn, brauchbar auch im Nothbedarf der Alltäglichkeit, ein Nachſchlagebuch, ein Merkblättchen, eine Marktſchelle, ein Zettelpfahl. Der Gelehrteſte, der Doktor aller Wiſſenſchaften, die da ſind und die da kommen, kann dabei ein elender Wicht ſeyn. Achtungswerth iſt im Menſchen nur der Charakter.

Eine der gefährlichſten Klippen der Erziehung mag wohl dieſe ſeyn, ſein Kind gleichſam als Werkzeug der älterlichen Eitelkeit, als eine Prachtausgabe vor die Augen der Welt hinzuſtellen, damit ſie es bewundere. Schmeichelei und Lob verderben ſelbſt noch das ſchon geſtählte Gemüth des Mannes, welchen Einfluß müſſen ſie nicht auf das weiche Herz des Kindes nehmen? Die große Aufgabe der Erziehung dürfte ſeyn, das Kind nicht zum Märtyrer des Wiſſens, ſondern ihm das Lernen lieben zu machen; übrigens auch das nur als Nebenſache, die Charakterbildung aber als Hauptſache zu behandeln. Treffliche Charaktere ſind weit ſeltener als Vielwiſſer. Uebrigens wirkt auch wahres Wiſſen nothwendig gut auf den Charakter ein; jenes ſpekulative Scheinwiſſen aber, das mit jedem Tage wechſelt und nie Beruhigung gewährt, wäre der Mühe des Lernens nicht werth, wenn man es nicht kennen müßte, eben um es zu verwerfen.

Ach, wir geſtehn uns nur ſelten, wie ſehr uns Jahre und Menſchen verſchlechtern; und ſelbſt, wenn wir uns

dies Bekenntniß machen, glauben wir zwei Augenblicke ſpäter nicht mehr daran. Unſeliges Schwanken der menſchlichen Natur! Der Mann nach Tiſche iſt ein anderer, der er vor Tiſche war; eine Stunde Schlaf abgebrochen oder zugegeben, macht eine Sache wichtig oder nicht wichtig, unangenehm oder angenehm, läßt uns mürriſch oder heiter, hart oder weich ſeyn. Mache das Blut ſchneller wallen, und alles faſſen wir, alles faßt uns und alles ſcheint uns möglich. Verrücke eine Faſer im Gehirn und Zeit, Raum, Maaß und Wahrheit ſind nimmer dieſelben. Das Sinnen auf dieſem Wege führt zu einem wenig tröſtlichen Materialism; was nützt es aber dem Denken zu ſagen: bis hieher und nicht weiter!

Die höchſten Güter des Lebens ſind untheilbare. Sie können nicht zur Hälfte gegeben, nicht zur Hälfte genommen werden. Ganz zu ſeyn, das iſt ihr Vorzug.

Es iſt freilich wahr, wenn man den Menſchen in ſeiner tiefſten Erniedrigung ſehen will, ſo muß man zu den Schmeichlern der Großen gehen. Der grauſamſte Barbar hat noch eine eigene Meinung, hat ein Gefühl von Würde und Werth, iſt einer Neigung fähig, aber für dieſe Leute gibt es keine Wahrheit, keine Tugend, keine beſſere Empfindung, keine Meinung, keinen Glauben und keine Liebe. Wie Miſtkäfer ſcharren ſie im Unrath, um ihre Körner zuſammen zu tragen. Sie würden Vater und Mutter, Gattin und Kind verläugnen, um einen Augenblick Gunſt zu retten. Sie kennen keine Scham weder vor andern, noch vor ſich ſelbſt, und ſelbſt die Angewöhnung übt keine

Gewalt über ſie, denn ſie verläugnen ohne Zaudern den, dem ſie durch dreißig Jahre gehuldigt, wenn er von der Höhe herabfällt, auf der ſeine Gunſt eine gültige Münze iſt.

Was nennt Ihr die Anſichten eurer früheren Jahre Irrthümer? Habt Ihr ſie damals dafür gehalten? Jedes Alter hat ſeine Wahrheiten. Mit den Jahren rücken auch andere Zeichen auf den Tafeln unſerer Erinnerung heran; die früheren kommen in anderes Licht, in andere Lage; nehmen andere Farben an, bieten in der Verrückung andere Geſtalten. Wir ſelbſt endlich ändern die Stellung, und unſer Sehvermögen wechſelt an Kraft und Weiſe. — Wir begreifen nun gar nicht mehr, wie wir das ſo und jenes anders nehmen konnten; wir bedauern, mit nicht klügerer Weisheit unſere einſtige Weisheit; und doch haben nur wir, hat nur die Anſicht, welche die Zeichen bieten, ſich anders geſtaltet; ihr Inhalt blieb, aber wir haben keinen Schlüſſel mehr dazu.

Welchen Jüngling, der, über Berge wandernd, Zugvögeln nachblickt, ergreift nicht eine unbeſchreibliche Sehnſucht, aus dem Zimmer hinaus und in die weite Welt zu eilen. Die Erde iſt ohnedies klein; warum drängen wir ſie noch auf den engen Raum einer Stadt, eines Landes zuſammen? — Aber ach! auch der Menſch iſt eine Pflanze, die am Boden haftet und deren Haupt der Wind nur etwas hin und her bewegt. Nur unſere Thaten, in Worten oder Werken, werden wie abgefallene Blätter von dannen geweht und helfen in der Ferne, unbewußt wo, den Boden zu neuem Leben düngen.

Wann ſollte einem ruhiger und ſtiller ums Herz ſeyn, als an einem Sonntag Nachmittag, wenn die Glocken aus der nahen Stadt, die man ſammt ihren Sorgen verließ, herausſtönen und ihre Bewohner in Feierkleidern und mit heitern Geſichtern durch die langen Alleen wandeln; wenn man weiß, daß heute Niemand arbeitet, ſondern Alles ruht, und die Gärten voll Vergnügter ſind und voll Kinder und die Sonne, wie jetzt, ſchon gegen die Berge ſich neigt .... O, daß ein ſolcher Nachmittag niemals aufhörte! aber die Sonne ſinkt, die Nacht naht; und folgt gleich ein weicher Montagsmorgen voll Erinnerungen, ſo kommt doch auch eine Woche voll Schweiß und Mühe.

Warum lachen und erſtaunen wir über das Naive? Weil es uns überraſcht, daß ein Menſch wirklich ſo ſpricht als er denkt, während wir gewöhnlich die Worte zum Deckmantel der Gedanken brauchen.

II.

Keine Partei ſpricht mehr von Preßfreiheit und keine duldet ſie weniger, als die revolutionäre. Sie thut darin nur, wie ſie thun muß, denn eine völlig ungebundene Preſſe iſt in jedem gebundenen Zuſtande, wie er immer heißen möge, Unſinn. Ehrenwerthe Regierungen wiſſen, daß der Hauch der Wolluſt auf den Spiegel des reinen Herzens geworfen, dort Flecken zurückläßt, die zwanzig Sittenbücher nicht wieder austilgen; daß das Wort der Verläumdung gegen die Ehre des Einzelnen vorgebracht, durch Widerlegungen und Tribunale nicht wieder gut zu machen iſt; daß Witzeleien gegen die Religion dem Gläubigen nicht ſelten einen Troſt rauben, den keines Prieſters Predigt ihm wieder gewähren kann; daß die Bosheit des Wortes die heilſamſten Beſtrebungen lähmen und in Gift verwandeln kann. Und ſo wiſſen auch Parteien, daß ſie, um zu beſtehen und zu gedeihen, dem Gegner den Mund zuförderſt ſchließen müſſen. Nicht darin liegt Tyrannei, daß man auch die Preſſe mit Schranken umgebe, ſondern darin, wenn man dieſes Mittel zu ſchlechten Zwecken mißbraucht.

Anarchie im Erziehungsweſen bezeichnet den Verfall eines Staates. Nirgends war man unfreier in Bezug auf Erziehung, Religion, Sitten und Wort als in den Staaten des Alterthums, die man uns als Muſter freier Staaten aufführt. Gerade deßhalb waren dieſe Staaten ſtark. Nicht

in Ungebundenheit und Trotz liegt die Freiheit des Bürgers. Der Staat wie das Haus wollen Unterordnung des Einzelnen unter das allgemeine Gesetz.

Die Lehrer der Revolutionstheorie pflegen in jedem Souverain einen Nero vorauszusetzen. Sie sprechen von der Herrschsucht und Eigensucht der Menschen nur in der Anwendung auf den Souverain; daß aber diese häßlichen Eigenschaften auch in dem Unterthan liegen können, davon scheint ihnen nichts vorzuschweben. Wenn sie den Menschen für so schlecht ansehen, so sollen sie billig der Wahrscheinlichkeit nachfragen, in wem dieselben mächtiger wirkend vorauszusetzen sind, in dem Besitzenden, dessen Interesse auf die Erhaltung hinweiset, oder in dem Nichtbesitzenden, dessen Interesse auf das Erlangen gerichtet ist. Sie lehnen sich gegen den Ausdruck auf, daß die Herrschaft von Gott komme, und sagen, wie Rousseau, daß auch die Pest diesen Ursprung habe. Aber was beweisen sie damit, als daß das Uebel wie der Segen seine Quelle in der ewigen Weltordnung habe. Sie gestehen also zu, was sie zu widerlegen meinen. Daß es schlechte Regenten gebe, wer zweifelt daran? Wer aber möchte hieraus schließen, daß die Revolution ein Heil sey? Das Zwangsrecht gegen die Regierung bleibt in jedem Falle ein Unsinn, wo nicht im Grundvertrage der Verfassung die Fälle der Befugniß hiezu eigens angegeben sind und der Richter ausgemittelt ist, der über das Wann und Wie abzusprechen Berechtigung hat.

Die Republik, wie wohlfeil sie sich auch immer anpreisen mag, kann doch nicht umhin, damit anzufangen, dem

Nichtbesitzenden die freie und ungehinderte Plünderung des Besitzenden zu versprechen. Auf dieses Handgeld wirbt sie heutzutage ihre Helden. Der Krieg der rohen Masse gegen die gebildete Minderzahl, das ist die Hoffnung ihrer Vorfechter. Erst niedergerissen und Salz darüber gestreut, sagt sie, dann wollen wir weiter reden.

Man schreiet so viel über religiöse Heuchelei, als wenn heutzutage etwas damit zu gewinnen wäre. Aber der politischen Heuchelei gedenkt man nicht, die ein reiches Feld von Ehren, Lob und Gewinn vor sich hat. Seitdem die Zeit gegen den Erwerb der Vergangenheit, gegen die Erfahrungen langer Jahrhunderte sich aufgelehnt hat, sind für die Worthelden und Schönredner überall Tribünen erbaut, und man schwätzt sich hinein in Ehren und Aemter. Der Mittelmäßigkeit ist die Regierung gesichert, und der Oberflächlichkeit die Krone des Verdienstes. Die geschmeichelte Menge klatscht für ihr Geld, und der denkende Patriot verhüllt sich in seinen Mantel.

Der Staat ist keine zufällige, sondern eine nothwendige Erscheinung. Er ist die Bedingung der Entwicklung eines Volkes. Er kann besser oder schlechter organisirt seyn; aber dessen Organisation ist die Bedingung seines Lebens. Was dieser Organisation entgegen wirkt, bereitet und befördert seinen Tod. Nach den Eigenthümlichkeiten des Volkes und Landes muß die Organisation des Staates verschieden seyn. Die ängstliche Nachbildung der Verfassung eines Staates nach dem Muster anderer Staaten, ob sie nun von dem Volke oder von der Regierung ausgehe, führt je-

derzeit zur Krankheit, und wird sie bis zum Angriffe der Grundlagen fortgesetzt, zum Tode des Staates.

Daß neben der edlen, reinen Bestrebung, neben dem heiligen Eifer für Recht und Wahrheit, der Uebermuth, die Lüge, die niederträchtige Absicht so nahe liegen! — Werfet auf den verlockten Jüngling keinen Stein! — sein Glaube hat ihn verloren. Wenn er schlechter, wird er klüger seyn. Wie sie daher schreiten mit ihren Fahnen, auf denen Freiheit und Gleichheit geschrieben steht, und in ihrem Herzen ist nichts als Herrschsucht, Unterdrückung und Gier nach Vorrang und Besitz. Sie dulden keinen Zweifel. „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich," so heißt es, und unbekümmert darum, ob der nächste Morgen ihre Lehre von heute zu Schanden mache, thun sie deßgleichen, als wäre die Wahrheit vom Himmel gestiegen und hätte sich ihren unreinen Händen anvertraut.

Wer kann in dieser Welt, wo alles wandelt, die Unwandelbarkeit der Gesetze als vortheilhaft, oder wohl gar nothwendig, behaupten und vertheidigen wollen? — Die Geschichte zeigt uns, wie die weisesten Einrichtungen nach und nach zu Landplagen wurden. Die klügsten und erfahrensten Männer, die eigentlichen Feinde des Gewaltsamen, riethen daher den Regierungen, von Zeit zu Zeit und immer mit den Bedürfnissen des Volkes fortschreitend, Aenderungen in der Verfassung einzuführen. Locke setzte zur Bedingung in seiner für Caroline entworfenen Verfassung, daß sie nach einem Jahrhundert verändert werde. Filangieri schlug die Einführung eines hohen Rathes vor, der,

aus den Weiſeſten gewählt, über den nothwendig werdenden Aenderungen wache und ſie veranlaſſe. Selbſt die Alten gingen uns auch hierin mit Beiſpielen vor. Athen hatte eigene Beamtete, welche jährlich an einem beſtimmten Tage die Geſetze dem verſammelten Volke vorleſen und die Aenderungen berathen mußten. Das Einreißen aber als Pflicht aufzuſtellen und ſtatt der Weiſen die Thoren zu Schiedsrichtern über das Wann und Was zu machen, iſt eben ſo thöricht und auf jeden Fall gefährlicher.

Das gefährlichſte Spiel, welches Regierungen treiben können, iſt dasjenige mit dem Rechte, der einzigen ſichern Grundlage alles Beſtehenden und jeder geſunden Entwickelung. Wenn die heilige Fahne des Rechtes auf den Raubzügen gegen daſſelbe vorangetragen wird, ſo wird der Arm der ewigen Gerechtigkeit dieſen Mißbrauch ſtrafen. Aber die Sünden der Regierungen werden an den Völkern, deren Führer ſie ſind, geſtraft, und in dieſem Bewußtſeyn der Völker liegt einer der Gründe der traurigen Spaltung zwiſchen Volk und Regierung, von der die Geſchichte uns Beiſpiele genug an die Hand gibt.

Die Revolution kämpft das hiſtoriſche Recht an und iſt darin folgerecht. Die Regierungen können keine andere Aufgabe haben, als das hiſtoriſche Recht aufrecht zu halten, und die täglich neu entſtehenden Rechtsverhältniſſe demſelben anzuſchließen. Im hiſtoriſchen Rechte liegt alle Sicherheit des Beſitzes und des rechtlichen Verkehrs. Dieſe aber ſind die Grundlagen aller rechtlichen Thätigkeit der Geſellſchaft Das Erſtarren in dem Beſtehenden iſt unmöglich. Keine

Regierung iſt ſo unvernünftig, dieß zu wollen, und die Gegner, wie oft ſie daſſelbe auch der einen oder der andern Regierung vorwerfen, haben gewiß nie an dieſe alberne Beſchuldigung geglaubt. Die Reformen aber können und dürfen nur von der Regierung ausgehen, und es iſt ihre Pflicht, dieſe Umwandlungen nur auf die ſchonendſte Weiſe, ohne Beeinträchtigung der rechtlich Beſitzenden, vorzunehmen.

Daß heutzutage unter allen Völkern die Franzoſen ſich am meiſten ſelbſt loben, mag wahr ſeyn. Daß aber die Deutſchen dieß auch nicht unterlaſſen, iſt nicht minder wahr. Es iſt dieß eine kleinſtädtiſche Gewohnheit, die nebenbei ihr Gutes haben mag. Das Wort gilt ſpäterhin für das Beiſpiel.

Wir haben die Vandalen nicht außen, ſondern unten. Sie fallen nicht ein; ſie ſteigen herauf.

Die ihr die Fürſten tadelt, und ihnen Schuld gebt, ſie begreifen das Leben nicht, iſt euer Standpunkt umfaſſender als der ihre? ſeyd ihr deſſelben Tadels minder werth als ſie?

Die eigentliche Despotie iſt weder die Herrſchaft eines Einzigen, noch die Willkür. Republiken können ſo gut als Monarchien Despotie ſeyn. Despotie herrſcht dort, wo die Regierung alles zu regieren ſich anmaßt, jeden Einzelnen nur als Ziffer betrachtet und behandelt, mit der Maſſe der Einzelnen Rechnungsexempel aus Wahn, Eitelkeit, Tollheit oder Pedantism ausführt, ihre negative Stellung vergißt, die natürliche Entwicklung der Kräfte der Einzelnen hemmt

und das allgemeine Wohl aus dem Elend aller konstruiren will.

Der erste, der in das römische Staatsgebäude die Brandfackel des Ackergesetzes warf, der Konsul Spurius Cassius, erlitt dadurch den Tod. Aber von diesem Zeitpunkte an, in welchem mit Recht himmlische Schreckzeichen die Bürger ängstigten, ward die Zwietracht geboren, an der Rom erkrankte und nach Jahrhunderten fortwährender Krämpfe endlich starb. Sechs und dreißig Jahre nach dem ersten Bürgertribun wurden deren zehn gewählt. Die Ackervertheilung und die Ansprache an das Volk waren ihr Schwert und ihr Schild. Damals zum erstenmale gab es Römer, die nicht gegen den Feind dienen wollten, und römische Heere, die sich gestissentlich schlagen ließen. Das Streben der Tribunen, dem Gesetze zum Trotz in ihren Aemtern zu beharren, führte zu den Decemviren und zu den Gräueln ihrer Tyrannei. Die Saat des Ungehorsams wurde immer ausgebreiteter, immer mächtiger wuchernd. Schon begannen die Feldherrn Triumphe ohne Zustimmung der Väter zu halten. So wurde der Uebergang zur Gewaltherrschaft vorbereitet, die nun mit Naturnothwendigkeit über den Staat hereinbrach.

Die Römer haben den Kunstgriff gebraucht, sich gleich anfänglich überall auf den ersten Platz zu setzen; dadurch wurde es nach und nach herkömmlich, sie dort sitzen zu sehen.

Je kleiner ein Mensch war, desto größer muß seine Grabschrift seyn, damit sie der Nachwelt verständlich bleibe. Auf Cäsars — auf Newtons — auf Washingtons Grabe reichen „Cäsar“ — „Newton“ — „Washington“ aus.

Wie leicht es iſt, ſelbſt die Verſtändigſten durch Schmeichelei zu täuſchen, geht über jeden Ausdruck. Schmeichelei übt einen Zauber, der das Urtheil befängt und das ſchärfſte Auge erblinden macht. Es gehört eine große Unabhängigkeit des Charakters und eine große Kraft der Demuth dazu, um ihr zu widerſtehen. Kein Eitler und wäre er ein Cäſar an Geiſt, zerreißt ihre Schlingen.

Der Glaube an eine unwiderſtehliche, vorherbeſtimmte Nothwendigkeit verträgt ſich ſchlecht mit Dank und Erkenntlichkeit. Wenn Jemand Wohlthaten ſpendete, ſo trieb ihn hiezu eben ſo gut das Schickſal, als es den anderen trieb die Wohlthat zu empfangen. Wenn Marius, von Metellus aus dem Staube gehoben und dieſem Alles, was ihm Werth hatte, verdankend, ein Beiſpiel der ſchändlichſten Ungerechtigkeit und des häßlichſten Undanks an dieſem Manne lieferte, was beſchwichtigte ſein Gewiſſen darüber? — Im Jugurthiniſchen Kriege ſprach er es aus: er glaube nichts dafür dem Metellus zu danken zu haben, daß ihn dieſer mit ſich nahm; er ſehe hierin nur eine Gunſt des Glückes, das ihn auf den Schauplatz großer Thaten rufe. Darnach ſein Benehmen regelnd, warf er ſeinen Wohlthäter rückſichtslos bei Seite, als dieſer ſeiner Ehrſucht in den Weg trat.

Wie nach und nach, im Verlaufe der Zeiten und Geſchlechter, die Gegenwart immer höher überbaut wird und ihre Erſcheinungen Gebilde der Vorwelt werden, ſo wechſeln und ſchwinden allmälig Licht und Farben, und die Entwicklungen der jetzt noch lange ungeborenen und dann neuen Zeit haben einen Grad der Fremdartigkeit erreicht, daß dieſe Zeit

die Thatſachen der Vorwelt als unmöglich verwirft und die Ueberlieferungen davon für Fabel erklärt, weil ſie nicht mehr geeignet iſt, ſie aufzufaſſen. So wechſelt alles, nicht nur das außer uns Beſtehende, ſondern das Vermögen der Auffaſſung ſelbſt, und darum kann und muß die Grenze der Fabelzeit verrückt werden, aber die Fabelzeit ſelbſt wird immer beſtehen.

Die Eintheilung in antik und modern geht durch alle Zeiten und Geſchlechter. Was aus ſich heraus wird, iſt antik. Was dieſer inneren Nothwendigkeit der Aeußerung entbehrt, ſondern als ein Erlerntes wirkt, iſt modern. Die römiſchen Dichter beinahe alle modern. Perikles ebenfalls. Oſſian dagegen antik. Peterskirche modern. Das Münſter antik. Alle Bauten aus den Zeiten der römiſchen Kaiſer modern. Die älteren italieniſchen und deutſchen Maler antik. Michel Angelo ſchlug die antike Kunſt todt. Er riß ſie aus dem Menſchen heraus, und ſtellte ſie neben ihn.

Sylla wurde nicht erzürnt darüber, daß man ſeine Thaten dem Glücke zuſchrieb. Dieſe Beſcheidenheit war gewiß ein hoher Grad von Klugheit. Einmal beleidigt Glück weniger als Verdienſt; dann vertraut man auch dem Glücke lieber als dem Verdienſte.

Phocion war nicht Genie genug, um Athen zu retten, aber ſeine Tugend und Kraft reichten aus, um für daſſelbe und durch daſſelbe zu ſterben.

Ueber Demoſthenes kann nichts Treffenderes geſagt werden, als was die Athenienſer auf ſeine Denkſäule ſetz-

ten: „Wäre, Demosthenes, dein Herz deinem Verſtande gleich geweſen, niemals hätte Macedoniens Mars die Griechen beherrſcht.“

Alexander, ungeheure Naturkraft, durch das Glück und durch Schmeichelei bis zum Wahnſinn mißleitet.

Sertorius und Eumenes größer als ihr Geſchick. Craſſus und Lucullus, Leute wie heutzutage.

Der Kampf des Marius mit dem Sylla gibt ein trauriges Bild, wie weit die Ehrſucht Menſchen erniedrigen könne, die von der Vorſehung geadelt ſind. Es iſt nicht unbegreiflich, daß Menſchen, die ſich ſo weit an Geiſt und Kraft über die Menge erhaben wiſſen, daß ſie es für Anmaßung halten, ſtörend in ihre Pläne einzugreifen, erzürnt das Gewürme niedertreten, das auf ihrem Wege zu wühlen wagt; daß aber eine Luſt an Mord und an Zerreißung der heiligſten Bande ſich in ihnen erzeugen könne, iſt ein Gericht, das der Himmel ſchon hienieden über dieſe Veruntreuer ſeiner edelſten Gaben hält.

Pyrrhus, ritterlicher als Marius und Sylla, aber ihnen Unterthan an Geiſtesgewandtheit und Fähigkeit das öffentliche Leben zu erfaſſen. Es iſt der kühne Achill, der in ſeinem Nachkommen wieder auflebt. Aber die Ungeduld ſeines Geiſtes läßt ihm nirgends Ruhe; er muß fort und fort — dorthin — dahin; — die Welt hat keine Weite, die Orte ſind ohne Entfernung für ihn; er hält die Schwerkraft des Stoffes für nichts, und überall durch deſſen Trägheit gehemmt, bricht er überall im halben Werke ab, ſieht

hoffend und verlangend auf ein neues, bis ihn der Tod überraſcht und fortreißt. Wahr, aber ungenügend iſt, was Antigonus von ihm ſagte: er gleiche einem Brettſpieler, der glückliche Würfe thut, aber die Steine nicht zu ſetzen weiß.

Alcibiades iſt vielleicht der Menſch, der am vollkommenſten aus der Hand der Götter hervorging, denn Geiſteskraft und Körperkraft nennt uns die Geſchichte in keinem Mann in ſolchem Ebenmaße vereinigt. Die ſchönſte Geſtalt vermählt mit dem kühnſten Geiſte! Was immer der Menſch als Menſch zu werden vermag, er hätte es werden können, wenn ihn die Menſchen nicht verdorben hätten.

Lyſandern unterſcheidet von einem perſiſchen Tyrannen nichts, als daß er zu Sparta geboren und erzogen wurde.

In Cato iſt ſchon Manier nicht mehr die Schöpfung des freien Geiſtes. Solche Männer ſpielen nur die zweiten Rollen auf der Bühne der Welt.

Cicero, größer als ſeine Zeit, aber nicht ſtärker als ſie.

Marius, rohe Naturkraft, welche geſetzlos und ohne Rückſicht, nur von dem Sturmwinde der Ehrſucht getrieben, fortſtrömt, und Freund und Feind zerſchmettert. Sylla, überall Sieger, weil kein Geſetz der Natur, keine Einrichtung des Staates, kein geheiligter Glaube ihm nur der geringſten Schonung würdig ſchienen, ſobald ſie in Widerſpruch mit ſeinen Abſichten traten. Weder der eine noch

der andere wußten, wie weit ſie gehen würden. Sie wirkten mit gleicher Nothwendigkeit fort, mit welcher der Blitz tödtet, die Fluth verheert, der Sturm niederreißt.

Unter den großen Männern der Alten gibt es nur einen einzigen, deſſen Liebe zum Staate die für ſeinen Ruhm noch übertraf, und der die Gerechtigkeit auch dann liebte, als ſie nicht in ſeinem Vortheile lag, dieſer Mann iſt Pelopidas.

Wie die Zeit nach und nach alte Münzen mit Farben überkleidet, ſo breitet ſie auch über die Namen des Alterthums einen geheiligten Glanz. Genannt zu werden, wird ſchon zum Verdienſt; gemein iſt nichts mehr, ſelbſt nicht das Verbrechen. Tolmides läßt ſich neben Perikles nennen.

Wer es verſteht, die Schwäche der Menſchen als Kraftbebel zu gebrauchen, wird auch eine kaum geahnte Menge von Kraft in Bewegung ſetzen. Philopömen wandte die Prachtliebe der Achäer auf Pferde und Waffen, und das unſcheinbare, ſich ſelbſt mißtrauende Heer wurde ein furchtbares und ſiegendes.

Selbſt Voltaire, der die Ausartungen der Menſchen ſo genau erkannte, zweifelt an der Wahrheit der meiſten Erzählungen von öffentlichen Laſtern und Verbrechen, welche dieſe oder jene geſchichtliche Perſon begangen haben ſoll. Ihm ſcheint unmöglich, daß nicht Schamgefühl auch die zügelloſeſte Begierde wenigſtens mit einem Schleier bedecke. Aber er urtheilt zu günſtig von unſerem Geſchlechte. So lange die Menſchen Verbrechen für Verbrechen und Laſter

für Laſter anſehen, betreiben ſie das Werk freilich nur im Dunkeln; aber wenn ihre Verwahrloſung und Ausartung bis zum Wahne geht, als ſeyen Tugend und Laſter nur Ammenmährchen; als ſey nur für die Menge derlei Fabel nothwendig, für ſie, die Erleuchteten, aber nicht; dann tritt die ungezügelte, müßige Begierde nackt hervor und verübt mit Blicken, welche um Beifall fragen, das Gräßlichſte und Eckelhafteſte.

Geſchichte zu ſtudiren, iſt äußerer Gottesdienſt, den man der Wiſſenſchaft wie den Menſchen ſchuldig iſt. Man treibe es eben ſo gut, als es geht. Aber nie kann man zu ſcharf darin ſeyn, die Namen, die in ihr aufbehalten ſind, zu wiegen und nach Verdienſt entweder zu verwerfen oder fortzunennen; dadurch wird eben die Andacht gegen die wirklich Hohen bezeigt.

Thorheiten ſind beinahe immer glücklicher als Wahrheiten. Als Anarimander lehrte, die Erde gleiche einer Säule mit platter Oberfläche, die mitten in der Himmelskugel ſchwebe; — als Anarimenes ſie mit einer runden Tiſchplatte verglich; — als Klenates ſagte: ſie ſey eine unterwärts gekehrte Pyramide; — ſo war die Welt voll von ihrer Weisheit. Als aber Ariſtarch von Samos bewies, daß ſie eine Kugel ſey, daß die Sonne ſtill ſtehe und die Erde ſich um ſie bewege, ſo ſpöttelte man und ſeine Lehre fand wenig Anhänger. Es ſcheint der Fluch der Wahrheit, daß auch ſie mit Schmerzen geboren werde.

Nacht bedeckt die Vergangenheit. Einzelne Sterne leuchten für eine künftige Ewigkeit dort; Wolken verhüllen, aber erlöſchen ſie nicht; der Spott und die Anmaßung der Be-

genwart blitzen wie Sternenschnuppen unter ihnen hin, ziehen länger oder kürzer fort und erlöschen; eben so der Witz der Halben. Es gibt ein Reich des Unvergänglichen neben dem der Vergänglichkeit. Was wahrhaft groß und hervorgetreten ist, nimmt dort seinen Sitz; einfach, aber ewig. Die Prunkgebäude, aus Verwesung gebaut, sinken in Verwesung.

Die Erscheinungen in beiden Welten, der körperlichen und der geistigen, haben so viele Aehnlichkeit unter sich, daß sie mit aller Wahrscheinlichkeit für nichts als Erscheinungen, d. h. scheinbare Veränderungen des einen und selben Urstoffes oder Urwesens angesehen werden können, die keine objektive Wahrheit haben, sondern mit dem Wechsel des wahrnehmenden Subjektes wechseln.

Geschichte soll man lesen? — Ja freilich! aber soll daraus ein Trost erwachsen? — Ist es doch, als habe bei jedem Blatte das Vorurtheil Wache gestanden, damit ja die Wahrheit nicht erscheine. Wer eine Geschichte der Geschichte schreiben wollte! Was für einen traurigen Stand der Menschheit gäbe das, und wie armselig und niederträchtig erschiene nicht das Trachten und Sehen der Historiker!

Wo Körperkraft, Kraft des Gemüthes, Stärke des Geistes sich vereinen, da wird ein wahrhaft kriegerischer Charakter hervorgehen.

Es ist eine der größten Gefahren der Civilisation, daß nach und nach das Gebräuchliche mit dem Sittlichen verwechselt werde, und sich endlich ganz und gar an dessen

Stelle ſchiebe. Iſt dieſe Falſchmünzerei gelungen, ſo gibt es keinen Damm mehr gegen das einbrechende Verderben.

Was nützen zeitweiſe Vorkehrungen gegen die Sittenloſigkeit, wo es Grundeinrichtungen gibt, die darauf abzwecken, ſie zu befördern? Dieſe mit den Geſetzen der Natur nicht in Widerſpruch zu bringen, iſt die mächtigſte Gewähr für die Sitte.

Die Ariſtokratie hat zu allen Zeiten und in allen Staaten beſtanden. Sie iſt die Blüthe der Nation und ſchließt in ihrer wahren Bedeutung alle Gipfel der Geſellſchaft in ſich. Was man auch ſagen mag und wie übel es vielen Ohren erklinge, den Wenigen gehört die Welt, nicht den Vielen, und am allerwenigſten den Allen. Die Weltgeſchichte von ihrem erſten Blatte bis zum letzten iſt Beweis dafür und dieſe Regel ohne Ausnahme.

Die Größen unter den Menſchen haben ihre Bezeichnung in der bürgerlichen Welt; ob durch Geburt, ob durch Verdienſt, gilt gleichviel; es ſind Größen. Sie greifen ins Getriebe als Größen, nicht durch die Art, wie ſie es wurden.

Große Gelegenheiten reifen große Menſchen; kleine vertragen dieß Klima nicht und gehen dabei zu Grunde.

Die Zeiten bauen und wenn ſie ihr Werk bis zu einem erklecklichen Stande gebracht, ſo fangen ſie an zu zerſtören. Dieſelben Beweggründe, dieſelbe Emſigkeit, aber nicht derſelbe Lohn gehören beiden Epochen an. In bauenden Zeiten herrſcht in den Gemüthern mehr Befriedigung als in zerſtörenden.

Wie ſehr iſt das Recht von den Rechten verſchieden, wie ſelten ſind die Rechte auch recht! Ueberall und zu allen Zeiten iſt, was recht iſt, in jeder Menſchenbruſt gleich empfunden worden; und überall und zu allen Zeiten waren die Rechte verſchieden. Die Gränzmark zwiſchen Ländern iſt nicht ſelten auch eine ſolche für Geſetz und Recht. Was dieſſeits mit Lohn und Ehren überhäuft wird, hat jenſeits nur Kerker und Verfolgung zu erwarten. Was hier öffentlich als nachahmungswerth ausgerufen wird, wird dort öffentlich als abſcheulich verworfen. Zwiſchen zwei Rabenſteinen läuft oft nur ein Bach, aber wie weit von einander liegen die Gründe, welche auf beiden die Opfer fallen machen —

Es liegt ſo wenig daran, ob man dieſen oder jenen Namen auf der Bühne des Lebens trage! Wie Schauſpieler die ihrigen nach vollbrachter Darſtellung ablegen und unter einander alle gleich ſind, der König und ſein Sclave, der Feldherr und ſein Wächter, Hamlet und der Todtengräber; ſo legen wir die unſeren ja auch weg, wenn die Rolle am Ende iſt, und es fragt ſich nicht, wer die erſte hatte, ſondern wer die ſeinige am beſten ſpielte.

Bei großen Völkern thut man gewöhnlich nur ihrer Fehler Erwähnung, da man bei kleinen im Gegentheile die Tugenden aus einem gewiſſen Mitleidsgefühle heraushebt; wie ſoll nun die Nachwelt über beide entſcheiden?

Pridaux behauptet, daß Mahomed ſeine Religion gegründet habe, um eine freie Bahn ſeinen Lüſten zu bereiten. Was das für lächerliche Menſchen ſind! — Alles, glauben

ſie, treibe ſich um dieſe Armſeligkeiten des Pöbels herum. Als wenn eine große Seele gemeine Bedürfniſſe hätte! — Mit ihren Maulwurfsaugen glauben ſie, man baue einen Berg auf, um in Sommerabenden unter ſeinem Schatten ſchwelgen zu können, und ſehen die See nicht, die hereinzubrechen und das blühende Land zu überſchwemmen droht.

Was wundert Ihr euch, daß große Menſchen oft abergläubiſch werden? — ſie, welche die Hand Gottes an ſich lebendig fühlen und kräftig, — die, nicht in den allgemeinen Schäffel geworfen, ſich einzeln und ausgezeichnet behandelt ſehen; was wundert Ihr euch, daß dieſe Menſchen ſich bis zum Glauben verirren, die Räder der Natur gehorchten ihrem Worte, und der Geiſt, der dem Gemeinen verborgen bleibt, gäbe ſich Ihnen, den Erwählten, kund?

Kühnheit iſt eine Tochter der Kraft, Tollkühnheit eine Erzeugung der Schwäche. Wer in Sparta den Schutz des Schildes verſchmähte, und die entblößte Bruſt dem Feinde bot, wurde beſtraft. Nicht durch nutzloſe Opfer gewinnt das Vaterland. Nur wer alle Waffen des Verſtandes und des Körpers benützt, hat genug gethan für den Sieg.

Der Sieg kann der Maßſtab des kriegeriſchen Verdienſtes nicht ſeyn, aber wohl der Kampf. Es hat Völker und Feldherrn gegeben, die größer als ihr Geſchick, ſelbſt durch ihren Fall ein Denkmal der Unſterblichkeit ſich ſetzten, und die Blicke der Nachwelt von den prunkenden Siegesſäulen des Gegners auf ihre ruhmwürdigen Gräber zogen.

III.

O Liebe! Nur wer dich gefühlt, begreift dich! — Jahrhunderte wechseln — Völker sterben aus; du aber wandelst durch alle Geschlechter und Zeiten gleich dem Allgegenwärtigen, dessen Verkünderin du bist!

O Glauben der Liebe! du bist die Sonne, die Leben schaffet, und der alles Leben huldigt! Alle Sinne feiern ihr Brautfest. Das Auge sieht schärfer, das Ohr greift in weitere Fernen und holt sich Stoff für jubelvollen Beitrag. Die Schöpfung liegt wie ein aufgeschlagenes Buch der göttlichen Liebe vor unseren Blicken, und was wir daraus lesen, bringt Wonne, Frieden und Treue in unser Herz! Selbst die Klage wirkt als Freude; sie ist ein warmer Schatten im Gemälde.

Welcher Himmel kann in des Weibes Busen liegen welche Seligkeit daraus erblühen! Kennst du ein höheres Glück hienieden, als das häusliche, an der Seite eines geliebten, liebenden Weibes, das durch ihre Schönheit deine Poesie zur Religion erhebt; durch ihre Liebe dich hinausträgt aus den beengenden Kreisen der Welt; mit ihrem Geiste deinen Flug begleitet, wenn er sich aufschwingt, bewahrt, wenn er irrte, stärkt, wenn er sinken sollte; das ihre Treue zur Friedenssonne in deinem All macht? Was sind alle Seligkeiten, die ein Thron, die Ruhm, die Ehre versprechen, gegen diese? Ueberall ist Unruhe, ist Sturm; on

der Bruſt des Weibes iſt der Port des Friedens! — Was iſt ein Lobesblick des Monarchen gegen das Liebelächeln des Kindes? was das Zujauchzen Hunderttauſender gegen den Dank im Kuſſe des Weibes?

Gibt es denn ein Glück auf Erden außer dem häuslichen? Was iſt aller Glanz der Geburt, aller Stolz des Ranges, aller Ruhm großer Thaten neben der Stille eines glücklichen Hauſes? und erſetzen denn alle Herrlichkeiten, welche die Eitelkeit ausbrütet und der Müßiggang groß zieht, ein einziges verſäumtes Lächeln eines lieben Kindes, in welchem die erfinderiſche Zärtlichkeit die Züge des Vaters oder der Mutter zu ſehen glaubt? Was kann in den letzten Augenblicken des Lebens, wo jede Maske, wie gepuzt ſie auch ſeyn mag, abfällt, und die Nichtigkeit vermeintlicher Größe wie ein Vorwurf vor unſere Seele tritt, uns tröſtender und würdiger erſcheinen, als ein dankbares Kind, für das wir keine Pflicht verſäumten, und in dem wir der Nachwelt ein nützliches Erbe hinterlaſſen? Eine Ehe, welche die Liebe ſchließt, iſt die oberſte Pflicht des Menſchen, und der größte Segen des Himmels!

Manchen höheren Menſchen hat die verzehrende Sonnengluth der Liebe zum Wahnſinnigen gemacht; aber Gewöhnliche kocht jenes Küchenfeuer, das ſie Liebe nennen, nur zu Gecken.

Thränen im Auge der Schönheit! man möchte euch nie trocknen, um nicht einen Mord an ſeinem eigenen Entzücken zu begehen.

O ihr egoiſtiſchen Stürmer! die ihr nur dann Ent-

zückung fühlt, wenn ihr ſelbſt und diejenige, die ihr liebt, von euren Händen bluten: glaubt ihr denn nicht, daß es eine höhere reinere Liebe gibt, als die verlangende? begreift ihr nicht, daß ein Herz, das nicht raſet, ſchon eben darum tiefer leidet? habt ihr denn gar keine Ahnung einer Reſignation, die ſich nicht zur Schau trägt, die nicht zugleich Rache ſeyn will, und die nicht nach Fluthen und Stürmen verlangt, um ſich ſelbſt zu vergeſſen? . .

Jedes Alter hat ſeine Weisheit. Warum ſoll des Jünglings ſchöner Glaube an Reinheit der Liebe, an ihren überſinnlichen Urſprung, worüber der Mann im Klaren iſt, Thorheit ſeyn?

Wie begeiſternd iſt nicht der Anblick der ſchlummernden Unſchuld! Da heben ſich die reinſten Züge des Schönen heraus; kein Schleier, übergeworfen gegen die unheilige Welt, verhüllt die jugendlichen Reize; wie eine Roſenknospe blühen ſie auf, und ſpenden den Duft, den ſüßen Hauch des Lebens! Die Reinheit, die im Herzen wohnt, überzieht das Antlitz mit zauberiſcher Verklärung. Ruhe wiegt ſich auf der zarten Wange; keine Sehnſucht zittert auf den himmliſchen Lippen; keine Erinnerung furcht die reine Fläche der Stirne. Unberührt, unentweiht ſind die herrlichen Formen des Körpers, noch ein Tempel, in dem der Gott wohnt! Alpenſchnee, den der Morgen röthet, iſt ihre Farbe.

Wie wahr ſagt Lavater: „der Schlaf, wie der Tod, ſtellt die wahre eigentliche Form deutlicher dar.“

Diejenigen ſind vielleicht die tiefſten Leiden des Gemü-

thes, welche ihre Quelle in dem Anblicke und in dem traurigen Bewußtwerden der Unbeweglichkeit haben, womit die todte Masse des Stoffes, was auch immer geschehe, in ihrer Trägheit beharrt. Unter den Krämpfen der bangen Hoffnung, womit die empfindsame Seele an diese Masse rührt und sie zu bewegen meint, nahet endlich die Resignation, und besiegt nach grausamer Erschöpfung alles Glaubens, nach langsamer Ertödtung des edelsten Wollens und Meinens das Herz. Auf dieser Folter haben die größten Menschen gelegen, sie, die mit dem Aufgebot der ausserordentlichsten Opfer, welche den Himmel zu überwinden berechtigt waren, das Edle versuchten, und unter dem Gemeinen schmählich zu Grunde gingen. Ob der Erlöser stirbt; ob die siegende Tirannei das Ebenbild Gottes zum Teufel stempelt; ob mitten durch den hohnlächelnden Pöbel die größte Seele und mit ihr alle Edlen von Pranger zu Pranger bis zum Schafotte geschleppt werden: die Sonne geht dennoch auf und unter, die Vögel fliegen so wie vor, die Natur hat keine Stimme des Antheils. Wohlthätiger Tod, sey in solcher Lage unser Helfer! Komm' zuvor dem schmerzlicheren Tod der Seele! damit wir nicht zum Bewußtseyn der Vergeblichkeit jeder Kraftanstrengung, der letzten, höchsten Demüthigung, in angstvoller Ohnmacht gelangen!

O Zeit der Hoffnung, so schnell bist du vergangen! Sehe man nicht täglich, wie die Natur so wenige ihrer Versprechungen erfüllt; wie sie den Baum mit Blüthen überkleidet, und kaum den hundertsten Theil davon zur Frucht werden läßt; sehe man nicht, daß mit gleicher Nothwendigkeit der Frühling in unserem Lebens- wie in unserem Sonnenjahre durch den Sommer verdrängt wird, dieser wieder

dem Herbſte Platz macht, und zuletzt der Winter Alles endet; ſo könnte man in Klagen über die Flüchtigkeit, über die trügende Fülle jener Zeit der Liebe und der Hoffnung ausbrechen! .. Aber iſt der Menſch nicht deſſelben Stoffes wie irgend ein anderes Geſchöpf? Gibt es ein Recht des Anſpruches auf Ausnahme? ....

Die Stimme des Verführers iſt kräftig. Er kommt in Gold und Seide — ein Baldachin wird über ihm getragen — Lächeln ſchwebt auf ſeinen Lippen und ſeine Hände werfen Gold aus. Blicke ihn mit Verlangen an und ſchon wirft er ſeine Schlinge durch dein Auge in dein Herz; zwinge ihn, ſich des Pompes zu entlaſten, und du ſiehſt den Satan.

Es gibt zwei Schmerzen, die wie Vampyre am Leben hangen, das ſie einmal gefaßt; die die Zeit weder mehrt noch mindert; die einzeln genommen ſchon für eine ganze Ewigkeit von Trauer ausreichen; der eine iſt: mit all' ſeinem Sehnen kein Herz, würdig ſeiner Liebe, gefunden zu haben; der andere: ein geliebtes durch eigene Schuld zu verlieren.

Man ſollte ſich wirklich, ſoviel es angeht, mit Andenken umgeben, und damit das liebſte Zimmer ſeiner Wohnung bevölkern. Wenn dann Einer nach dem Andern von dieſer Erde geht, die Gegenwart ungerecht gegen die Vergangenheit wird und manche ſchöne Stunde der Erinnerung begräbt; ſo werden Andenken Schriftzüge der Geſchichte unſeres Lebens. Sie nennen uns liebe Namen, und, nur uns lesbar, verrathen ſie dem ungeweihten Blicke unſeren ſchöneren Glauben, unſere edleren Empfindungen nicht.

Nur Liebe braucht der Menſch auf dieſer Erde; ſonſt wenig, und dieß Wenige nicht lange. Man mag ſich durchbringen mit ſeinen Formen, man mag ſich überreden und täuſchen, man mag ſich nähren eine Weile an den Surrogaten wahrhaftiger Neigung: aber es muß eine Zeit kommen, da die Täuſchung ſich löſet, die mühſam gehaltenen Blenden weichen, und die Oede des Lebens in erſchreckender Wahrheit da liegt. Liebe allein iſt der Gehalt des Lebens, ſo wie ſeine größte, umfaſſendſte Lehre. Wer nennt die Erde eine Wüſte? Wer nur ſich ſelbſt liebt. Und dennoch führt der ausgedorrteſte Menſch, der das Wort Liebe mißbraucht, ohne zu fühlen, daß er einen Betrug an der Schöpfung begeht, es doch wenigſtens im Munde, und thut ſich etwas zu Gute darauf, wenn er es ausſpricht! So tief iſt Liebe von der Natur in unſer Herz gepflanzt, gleichſam als die eigentlichſte Religion deſſelben! Ja, Religion ſelbſt, was iſt ſie anders, als eine Stimme der Liebe?

Wer, der auch nur einmal in ſeinem Leben höheres Entzücken genoß, begreift, wie dann noch die Gewöhnlichkeit kommen, und die zarte Beſaitung der Seelen für ihre gemeinen Tänze ſtimmen kann? — Aber ſo iſt der Menſch! ein Kunſtwerk aus Koth geformt, eine Münze mit dem Bild einer Gottheit und einer gemeinen Kehrſeite, die treffendſte Satyre auf ſich ſelbſt!

Macht euren Kindern eine glückliche Jugend; ſie iſt die zweckmäßigſte Vorbereitung für ein glückliches Leben.

Es iſt, als wenn jeder Menſch von der Vorſehung einen und denſelben Zehrpfennig auf die Lebensweiſe er-

halte, mit dem Unterſchiede, daß ſie den Einen mit Gold und auf einmal, den Anderen mit Kupfer und daher zu öfteren Malen zahle. Wer ſeine Goldmünze verlor, hat keinen Erſatz mehr hienieden; wer ſein Kupfertheil anbrachte, erhält immer wieder, denn es braucht manches Stück, bis ſeine Summe voll iſt. Aber dennoch wird Kupfer niemals Gold, und nur der iſt reich, welcher im ſelben Augenblicke beiſammen hält und ſein nennt, was für das ganze Leben genügt.

Es iſt eine traurige Mitgabe für den Menſchen, daß größere Freude die geringere unfähig des Eindrucks macht, ſie gleichſam tödtet. Dieſelbe Wonne, die Dieſem der Gipfel des irdiſchen Glückes iſt, berührt Jenem, der ein Mehr kennt, nicht. Es gibt kein Herunter-, ſondern nur ein Hinaufſteigen. Je höher der Berg, auf dem wir ſtehen, deſto beträchtlichere Höhen platten ſich zur Ebene ab und verſchwinden in ihr. — Wir ſcheinen mit unſeren Klagen oft undankbar gegen die Vorſehung und ſind es nicht, denn der größte Feind des Guten bleibt nun einmal das Beſſere.

Iſt nicht das höchſte Glück am nächſten der Wehmuth, wie Sonnenuntergang der Dämmerung?

Sinnengenuß trägt einen Stachel in ſich, den wir mitten im Taumel der Wolluſt fühlen. Wer ungetrübtes, ungetheiltes Glück genießen will, entferne ſich vom Trieb. Der Weg zur Gottheit kann nicht durch die Thierheit gehen. Je ferner hier, je näher dort.

Die weite Kluft zwiſchen Wunſch und Ziel iſt keine

andere, als die zwiſchen Ideal und Leben. Jugend wächst und will. Die Blume ſchließt ſich gegen den Himmel gewendet auf, und möchte mit dem Strahle des Morgens, dem ſie ihren reinen Buſen öffnet, ſich vermählen. Die Frucht muß zur Erde ſinken.

Gewiß, man iſt nicht allein durch Gaben wohlthätig; man iſt es noch auf tauſend andere Arten, die im Durchſchnitt alle ein feineres Gefühl, einen höheren Begriff von dieſer Tugend vorausſetzen. Wer vor dem weniger Glücklichen mit Gaben des Glückes glänzt und prunkt, und ihn dadurch nothwendig zu Vergleichungen zwingt, die deſſen Innerſtes verwunden, iſt nicht wohlthätig, und wenn er zu gleicher Zeit aus vollen Säcken Geld ausſtreuen ließe.

Das Gefühl der Wohlthätigkeit iſt eines der reinſten Gefühle, und gewiß dasjenige, welches wir am längſten rein zu fühlen im Stande ſind, auf welches Jahre, Verhältniſſe, Freuden und Leiden am wenigſten Einfluß zeigen. Wohlthätigkeit trägt ihren Lohn in ſich. Der nur um des Dankes willen wohlthätig iſt, mißverſteht dieſe Tugend.

Daß die meiſten Menſchen ihr Heiligſtes zu Grabe tragen müſſen; daß die größten Anlagen unausgebildet bleiben, in ihrer Entwicklung aufgehalten oder verdreht werden und im Sande der Gewöhnlichkeit verſiegen; daß die ſchönſten und reichſten Empfindungen auf dem Markte gewogen werden und im Herzen abſterben müſſen: das iſt ein trauriger Anblick, für den es keinen Troſt hienieden gibt!

Die meiſten Leute leſen nur aus Langeweile. Sie ſind eben müde geworden, den Sprüngen ihres Pudels zuzuſehen; da feſſelt nun auf dem dürren Boden ihres Geſellſchaftszimmers nichts als irgend ein Buch ihr Auge. Sie nehmen es zur Hand, blättern vom Ende gegen die Mitte, gähnen eine Viertelſtunde über der Sylbenrevue, und kehren dann, geſtärkt durch die Entbehrung, zu ihrem früheren und lieberen Zeitvertreibe zurück.

Alle Erſcheinungen hienieden ſind vielleicht nur verſchiedenartige Anſichten des Einen und All, begründet durch den Standpunkt, durch die Sehfähigkeit und Sehart des Sehenden. Daher Vergleiche erhaben, die durch das All greifen. J. Paul gehört unter diejenigen, die oft das ſcheinbar ganz verſchiedene vergleichen, und man tadelt ihn oft deßwegen. Aber ſeiner Seele iſt der allgemeine Bund der Weſen näher; er hat Recht.

Kätchen von Heilbronn! Herrliche Dichtung! Mögen ſie allen Spott über dich häufen: ſie wiſſen nicht, was ſie thun! — Reiner wie du, iſt nicht der Schnee der Lilie! annehmlicher nicht der Hauch des Frühlings! ernſter nicht das dunkle Blau des Himmels!

Die Wahlverwandtſchaften gründen ſich auf eine tiefe Wahrheit, wovon uns das Leben täglich die Beweiſe gibt. Nichtsdeſtoweniger iſt Eduard der fortgeſetzte Werther. Vielleicht daß Göthe dadurch, daß er Eduards Gemahlin Charlotte nannte, darauf hindeuten wollte; aber Werther, trotz ſeines überſchwenglichen Gefühles, hätte ſo wie Eduard werden können, und wäre es wahrſcheinlich geworden. In

Szenen, wie jene, da Eduard Ottilien im Wirthshause überraſcht, ſo wie in ſeinem Tode tritt die ganze Jugendwärme nochmals vor; und ſelbſt, daß ſich ihr Geſchick ſo ähnlich geſtaltet, beweist ihre innere Aehnlichkeit.

Die Poeſie muß auf der Gränze zwiſchen dieſer und jener Welt ſpielen; ſo, daß ſie bald hinüber, bald herüber tritt, und ihre Füße oft in beiden wandeln. Lüfte jener Welt müſſen in dieſe herüber wehen; Wünſche dieſer Welt in jene hinüber ſchauen; und die Gränze muß ſo fein genommen werden, daß man kaum unterſcheiden kann, in welcher von beiden man ſich befinde.

Dichtkunſt iſt gleichſam der Verein aller übrigen Künſte. Lebendiger glüht das Leben der Farbe in der Malerei; beſtimmter tritt die Geſtalt durch die Sculptur an's Licht; ausſchließender greift uns die Muſik an's Herz: aber dieß vereinzelte Wirken auf Sinn und Geiſt und Gemüth erſcheint in der Dichtkunſt im Bunde. Farben, Formen, Töne, alles verſammelt ſich in ihr, und obwohl ſie in jedem Einzelnen übertroffen werden kann, ſo muß doch ihr Geſammteindruck alle übrigen überwinden.

Wer nur einmal im Leben eine Stunde des Aufſchwungs gehabt hat, ahnet zum wenigſten, begreift vielleicht die Kunſt. Aber es gibt eine weit größere Zahl von Menſchen, als man gewöhnlich annimmt, deren ganzes Leben nur eine Summe von Gemeinheiten und ein Produkt aus ſolchen, nur eine ununterbrochene Stundenkette konventioneller Langeweile iſt. Für dieſe gibt es keinen Schlüſſel

zu jenen höheren Segnungen, zu jenen bezaubernden Geheimniſſen; keinen zum höheren Menſchen überhaupt.

Byron! Wer dich erkennt, beklagt und bewundert dich! Dieſes mitleidsloſe Zuſammenſtellen des ſchönen Einſt mit einem höhnenden Jetzt; dieſe menſchenfeindliche Huldigung der Kraft, auch wenn ſie zerſtört und das Edelſte bricht; dieſe furchtbare Gleichſtellung der Tugend und des Laſters, die kein Wort mehr für das Lob der einen, und für den Tadel des anderen hat; dieſe reiche Ausſaat, dieſe übermüthige Verſchwendung des edelſten Saamens auf Fels und unwirthbaren Boden, betrogen um jede zugeſagte Hülfe der Natur und bloßgegeben leichtſinniger Zerſtörung; dieſes nahe Beiſammenwohnen des Herrlichſten mit dem Gemeinſten, des Engels mit dem Teufel; dieſer Adel der Empfindung im Verbrechen, wodurch die gräßlichſte That Entſchuldigung begehren und finden darf, und ſelbſt der Unſchuld begreiflich wird, daß Engel in den Schmutz der Sünde ſich tauchen können und dennoch Engel bleiben; dieſe traurige Lehre der Unabwendbarkeit des Schickſals endlich: was beurkunden ſie als den gefallenen Abandonna?

Im Erlkönig, von Schubert geſetzt, iſt die Stelle: „Willſt, feiner Knabe, du mit mir gehn, meine Töchter ſollen dich warten ſchön!“ überaus treffend. Der Wiegenzauber, der ſich in der Melodie ausſpricht, und doch dabei das Unheimliche, was, wenn jener zu frommen Frieden lockt, unbegriffen warum zurückſtößt, klingt lebendig in die Seele, und dramatiſirt die ganze Geſchichte.

Wenn man Beethoven hört, iſt es einem nicht, als öffne ſich eine Folterkammer nach der anderen, in welchen das Verhängniß die glaubende Unſchuld, die edelſte Liebe, die reinſte Güte unter ewig neuen Martern zu Tode fördert. Die erſten vertrauungsvollen Schritte auf der Bahn des Lebens, die mächtige und reiche Sprache der Hoffnung und der Sehnſucht, das entfernte Wüthen der heranziehenden Gemeinheit, das ahnungsvolle Aufhorchen der Seele, die erſten Stöße, der Kampf, die Krämpfe der Verzweiflung, die Zuckungen des vergeblichen Wiederauflebens, das Erſterben des Glaubens, die Todesohnmacht, der Tod ſelbſt und endlich der Hohn des Verhängniſſes machen das einzige, hundertfältig veränderte, ewige Thema ſeiner Schöpfungen aus. Kaum hat je ein Weltweiſer die Lehre des Verhängniſſes klarer ausgeſprochen, als Beethoven in ſeinen Tönen; und um ſo erfolgreicher iſt ſeine Lehrweiſe, als ſie nicht durch den Verſtand, ſondern durch das Herz geführt wird.

Es gibt vielleicht keine Muſik, wo, wie in der Oper „der Freiſchütze," die Wehmuth ſo nahe an die Freude geſtellt wäre; beide ſind ſo wahr und doch in ihren Elementen ſo ähnlich geſchildert, daß man die eine für die andere nehmen möchte.

Wenn man ſieht, wie die Kunſt bei dem Vorurtheil und bei dem Müſſiggang ihren Lebensunterhalt betteln muß, einen Unterhalt, den ihre wahren Jünger tauſendmal fahren ließen, wenn nicht eben die Seligkeit des Schaffens ſie verlockte, oder die Noth ſie zwänge, den Stolz der Tugend aufzuopfern; begreift man dann den traurigen Abſchied nicht, den der Künſtler von jedem ſeiner Werke nimmt, das

er hinausſtoßen muß in die Fremde? Die heiligſte Sprache wird zum Kitzel der müſſigen Wolluſt mißbraucht! Das Geſchöpf, in einem Wandel durch die Geiſterwelt, in einer Brautnacht mit der Natur ſelbſt, erzeugt, wird auf den Pranger geſtellt! Hunderttauſende gaffen hinauf, und vielleicht iſt nur ein Einziger darunter, der es erkennt.

Ueppige Fülle von Tönen geziemt dem Ausdrucke des höchſten Wehes nicht. Armuth an Lauten, Trockenheit der Quellen des Wohlklanges, das iſt ſeine Sprache.

O Muſik! Wer ſo glücklich war, den Schlüſſel zu deinen Geheimniſſen, das Wort für deine Räthſel zu finden, dem ſpringen die Thore der Zaubergärten auf, wo ewiger Frühling herrſcht und ewiger Friede! Die Welt mit ihren Verheerungen und Kämpfen, mit den Leichenzügen des Glückes und der Tugend, mit der Despotenpracht der Gewalt, mit den Schlangenwendungen der Leidenſchaften, mit Hoffnungen, Glauben, Träumen und Genüſſen zieht wie ein Schattenſchauſpiel in gebundener Freiheit vorüber; Geſtalten, halb verſchwommen ſelbſt in dem Augenblicke ihres lebendigſten Seyns, wandeln ſie, gute wie böſe, vorbei, und ſind nicht mehr, wenn wir uns ihrer erinnern. Wir aber erwachen mit geſtärkten Sehnen, grüne Fluren und blaue Berge um uns und auf allen Hügeln Sonnenglanz!

Die Muſik läßt die Zwiſchenſätze fallen, und hängt die Enden aneinander. Sie iſt ein Wandeln über Gipfel und Kronen. Sie berührt nur das Höchſte und Edelſte, und nur dieſes allein iſt empfindlich für ihre Berührung.

Die Seele ſpricht ſich oft in unſcheinbaren Zeichen aus. Ja, man könnte ſagen, ſie ziehe vor, in unbewachten Augenblicken und im Gewöhnlichen ſich zu entfalten. Ihre Züge gleichen den Buchſtaben, die an ſich klein und werthlos im geringen Vereine doch das Größte und Würdigſte ausdrücken. Wer dieſer Zeichen Inhalt faſſen will, muß zunächſt ſie zu leſen verſtehen. Jeder Wink nach Auſſen deutet zurück auf die eigene Bruſt.

Unſichtbar wirkt etwas Heiliges. Warum iſt die Stille feierlich?

Göthe's Wanderer gleicht einem Reiſenden, der ſein Vaterland in träumender Kindheit verließ, und der nun in einem freundlichen, ruhigen Thale durch die Stimmen der Natur von unendlicher Sehnſucht und ſüßer Wehmuth ergriffen wird, und an ſein entferntes Mutterland, an ſein ſtilles Dörfchen, an ſeine blauen Berge denkt.

Wer den Sturm der Leidenſchaften nie in eigner Bruſt empfand, mag von den weichen Polſtern gemächlichen Friedens Krieg und Ueberwindung predigen. Der Sturm, der tauſendjährige Eichen entwurzelt und Maſte bricht, wie Rohr, muß dem Kinde unbegreiflich bleiben, das nur Abendlüftchen in den Büſchen ſäuſeln hörte.

Theater in Leipzig.

(Geſchrieben im Jahre 1820. — Wiener Zeitſchrift.)

Eine Vorſtellung von Kabale und Liebe gelang nicht. Es war mir, als wenn an dieſem Tage kein Schauſpieler an ſeinem Platze geſtanden hätte. Dagegen gab Dlle. Chriſtine Böhler die Lady Milford mit vielem Verſtande, mit Feinheit und Schärfe.

Auch Wilhelm Tell gehört hier nicht unter die Vorſtellungen, welche man gelungene nennen darf, obwohl Mad. Miedke die Rolle der Hedwig, Dlle. Böhler jene der Bertha von Bruneck, Hr. Stein den Arnold vom Melchthal, Hr. Genaſt den Junker und Wohlbrück den alten Attinghauſen ſehr brav geben. Tell, die Hauptrolle, ward nicht mit Wahrheit aufgefaßt; der Zwang, der das Spiel dieſer Rolle bezeichnete, berührte den Zuſchauer unangenehm.

In der Braut von Meſſina wurden die Chöre gut geſprochen. Mad. Miedke beurkundete in der Rolle der Mutter, die ſie mit edler Würde gab, hohes Talent. Dlle. Böhler als Beatrice und Hr. Stein als Don Cäſar gefielen mit Recht.

Dlle. Hanf entwickelte als Jungfrau von Orleans Talent im Vortrag, aber ihre Stimme iſt leiſe — ſie unterbricht die Sätze zu oft durch ſchwere Athemzüge — ihre Stellungen ſind nicht aus reiner Schule. — Das See-

narium am Schluſſe des vierten Aktes war bei dieſer Vorſtellung vortrefflich, ſo wie der Krönungszug mit Pomp ausgeſtattet und ſehr zweckmäßig geordnet.

Im Hausfrieden von Iffland war Dlle. Böhler (wie ich höre, ſoll ſie ſich in den nächſten Tagen mit dem Schauſpieler und Sänger Hrn. Genaſt vermählen) ohne Widerrede die Dame im Spiel. Geſtalt und Anmuth ſind gewaltige Fürſprecher, aber auch ohne dieſe würde ihr Fleiß, ihr richtiges Auffaſſen, ihr verſtändiger Vortrag das größte Lob verdienen. Die angenehme Stimme, die ihr zu Gebote ſteht, würde durch Uebung im Tonwechſel ohne Zweifel noch viel gewinnen. Auch dieſe Stimme kränkelt manchmal, wenn ſie klagt, aber ſie iſt edel und voll, wenn ſie weibliche Würde vertheidigt oder Geiſt verkünden ſoll. Ich habe die Gewalt dieſer Stimme bei der oben erwähnten Aufführung von „Kabale und Liebe" bewundert, während Dlle. Hanf als Luiſe ganz im Gegenſatze mit dem Gebrauche der übrigen ſtand. — Der Fehler, im erſten Akte des Trauerſpiels den fünften zu ſpielen, iſt einer von denen, der, gleich der Erbſünde, unter dem Geſchlechte der Schauſpieler als einheimiſch zu betrachten iſt; er bleibt auch den Dichtern nicht fremd, und iſt überhaupt im Leben in mancherlei Beziehungen zu finden. Es gehört eine eigene Taufe dazu, ihn los zu werden. Wenn der Schauſpieler mit den Aeußerungen des Gefühles nicht ſparſam iſt, wenn er die Züge, welche der Dollmetſch der Regungen ſind, die in der Seele vorgehen, zu verſchwenderiſch ſpielen läßt — wird er ausreichen in der Steigerung, welche der Dichter, welche die Wahrheit fordert? Große Schauſpieler haben von jeher haushgehalten in Miene, Ton und Bewegung, überhaupt in Allem, was das unmittelbare Hervortreten der Seele ſchildert; ſie bedachten, daß die Bühne das Leben

wieder geben ſoll; ſelten aber trägt man in dieſem außen grell auf, was innen vorgeht; daher das erſchütternde Durchgreifen des Meiſters in den Momenten der Entwicklung, daher die belebende Wahrheit ſeines Spiels, die jedes empfängliche Weſen zur Theilnahme zwingt und in ihrer Siegesbahn ſelbſt die Zerſtreuung überwindet!

Leipzig.

Sie wiſſen, daß mich der Zufall nach Leipzig brachte, und erwarten wohl, daß ich Ihnen über die Schaubühne dieſer Stadt etwas ſage. Sie hat mir manchen frohen Abend gegeben. Das Haus iſt geräumig und in jeder Beziehung zweckmäßig gebaut, das Scenarium iſt gut geordnet, meiſtens mit Einſicht gewählt, oft vorzüglich und immer erträglich gemalt, das Orcheſter iſt zahlreich und durch Fr. Schneider vortrefflich geleitet. Der Unternehmer, Hofrath Dr. Küſtner, ſo wie der Regiſſeur Wohlbrück, ſparen keine Mühe, um im Verhältniß der Mittel, die zu Gebote ſtehen, möglichſt vollendete Darſtellungen zu geben. „Alles nach Maßgabe der Möglichkeit!“ — habe ich Ihnen aus einem anderen Orte einſtens zugerufen, wo ich die Forderungen des Publikums mit den Mitteln zu ihrer Ausführung, wozu es ſich verſtand, im größten Widerſpruche ſah; ich thue es wieder, um den Maßſtab nicht zu verrücken, wornach ich jederzeit meſſe.

Der Oper möchte ich, im Ganzen genommen, hier den Vorzug vor dem Schauſpiele geben. Mehrere Opern unſers großen Mozart wurden mit vorzüglichem Fleiße, mit Genauigkeit und Liebe durchgeführt; vor allen gelang Don Juan, worin Herr Genaſt den Part des genialen

Verführers, Herr Klengel den des Octavio, Mad. Neumann-Seſſi die Donna Elvira, Mad. Werner aber die Donna Anna ſang. Aſchenbrödel, Joconde, das Rothkäppchen hört man mit Vergnügen. Othello gelang in der erſten Aufführung weniger, und es begleiteten überhaupt auch die ſpäteren Aufführungen Umſtände, die den Haupteindruck ſtörten. Dagegen bewies in der Veſtalinn das Orcheſter ganz ſeine Vortrefflichkeit, und Neumann-Seſſi ſtand im vollen Glanze ihrer Kunſt. Sobald ich Sie zum Schauſpiel führe, ſo muß ich zunächſt auf eine Erſcheinung aufmerkſam machen, die unter die ſelteneren gehört — eine vorzügliche Darſtellung des Käthchens von Heilbronn. Sie wiſſen, wie ſehr ich dieſe Dichtung liebe, die — (irre ich?) — ſtiefmütterlich von unſeren Geſchmacksrichtern behandelt wurde. Ich wüßte zum wenigſten nicht, wo und wann ſie öffentlich ſo gewürdiget worden wäre, wie ſie es — nach meiner Anſicht — verdient. O du, wie nenn' ich dich? — ich will eine eigene Sprache erfinden, um zu ſagen, was du biſt, mein Käthchen! Nie wurden die Rechte des Herzens ſiegreicher vertheidigt, nie die Gewalt der Unſchuld beſſer bezeichnet! — Könnte in Sprache und Ausdruck ſo manches gewählter ſeyn, würde manche Ueberladung von Nebenfiguren, manche zu grelle Farbe wegbleiben dürfen, was thut das? — Das Leben kommt von innen heraus; der Menſch in Lumpen gehüllt, und in mancher Form fehlerhaft, bleibt ein Menſch und Gottes Bild; Apoll von Belvedere und Venus von Medicis ſind Steine und Larven! — Makellos iſt die Schilderung Käthchens. Nichts ſtört den Eindruck dieſes reinen Weſens — kein Wort, keine jener unzähligen Kleinigkeiten, welche den Stimmhammer an die Seele legen, und die wohl gefühlt, ſelten erkannt, noch ſeltener begriffen werden kön-

nen. Das Herz wird wie eine Harmonika mit leiſen, linden Griffen geſpielt — und leiſe, linde Töne wachen auf, aus ihm kommend, zu ihm kehrend! — Die Wahrheit iſt es, welche, indem ſie den Wahn beſiegt, uns auf die Natur, ihre Mutter, zurückführt. — Doch zu zart wäre dieſe Schöpfung des Gefühles, darum der menſchliche, kindliche Zuſatz von Sylveſternacht und Bleiguß, darum der Engel im himmliſchen Lichte um den ſchöneren Engel aus irdiſchem Feuer zu retten — darum die heilige Sprache des Traums, die halb in dieſer, halb in jener Welt verſtanden wird, und ihre Zeichen aus beiden nimmt.

Nie hab' ich die Rolle des Käthchens beſſer geben ſehen, als es hier durch Dlle. Schaffner geſchah. Vorzugsweiſe möchte ich von ihr ſagen, daß ſie für dieſe Rolle geboren ſey. Ich vergleiche keine ihrer ſonſtigen Darſtellungen mit dieſer. Sie lebt in dieſer Rolle, ſie verwirklicht die Idee des Dichters; von den Formen ihrer Geſtalt bis zu den ſanften Beugungen ihres Vortrags iſt alles Harmonie, alles wahr, ohne Ueberladung, ohne Kargheit, ohne Mißgriff. Ihre Stimme, vielleicht in mancher anderen Darſtellung zu weinend, wenn ſie klagen, zu eintönig, wenn ſie Würde und Ernſt ausſprechen, zu tändelnd, wenn ſie ſpielen ſoll — iſt des einfachen, ſeelenvollen Käthchens Stimme. Mehrmals hab' ich Dlle. Schaffner in dieſer Rolle geſehen, ſie blieb dieſelbe in jeder Darſtellung. Ich wiederhole, daß ich ſie vorzugsweiſe für dieſe Rolle geboren glaube. — Hr. Stein faßte den Grafen Strahl richtig und gab ihn brav. Eine ſehr wohlklingende und beugſame Stimme — eine höchſt günſtige Gabe für den Schauſpieler — gibt ihm vielen Vorſchub. Vor allem gelang die Scene am Hollunderbuſche; ſie ward mit frommer Zartheit, warm und ſchön gegeben. — Hr. Genaſt als Rheingraf, Dlle Mol-

lard als Kunigunde von Thurneck, Wohlbrück als Waffenſchmied und Hr. Fiſcher als Gottſchalk ſtanden an ihrem Platze und ließen es nicht am Fleiße mangeln, dieſe Vorſtellung als ein ſchönes Ganzes zu geſtalten, fähig im Eindrucke die Idee, die den Dichter belebte, in jedem Empfänglichen anzuregen.

Einiges zur Charakteriſtik des Orients.

(In Conſtantinopel im Jahr 1825 geſchrieben. — Wiener Zeitſchrift.)

Der Türke iſt meiſt anſehnlich von Geſtalt, kräftig von Körper, ſchwerfällig im Gange, ſehr gewandt zu Pferde. Er iſt unglaublich mäßig, und ausdauernd in Beſchwerden. Er ſpricht wenig und ſein Geſang iſt laut, heulend möcht' ich ſagen, und jedes Angenehmen ledig. Gleichgültigkeit und Stolz ſind Hauptzüge in ſeinem Charakter, die erſte geht bis zum Stumpfſinne und findet nicht nur in den Geſichtszügen, ſondern in allem, was er verrichtet und was ihn umgibt, den Ausdruck. Die Männer erſchöpfen ſich im Müßiggange; — hinhockend auf dem Teppich genießen ſie ihre Pfeife von Sonnaufgang bis Sonnenuntergang, und dieſer einförmige Zeitvertreib wird bei der großen Mehrzahl nur durch kurze Arbeit und dadurch unterbrochen, das Rohr und den Kopf zu ſäubern, oder die Flaſche, wodurch das gewundene Rohr geht, mit friſchem Waſſer zu verſehen. Von Vorbereitungen des Rauchens zum Rauchen ſelbſt, weiter hat es noch mancher Türke in ſeiner Unterhaltung nicht gebracht. Du ſiehſt ſie hundertmal durch dieſelbe Straße wandern, und ſie werden dir über kein Haus Auskunft geben können; es gibt deren, die in Conſtantinopel geboren ſind, und all ihr Leben lang nicht nach Scutari kamen, und höchſtens ihre Leiche dahin ſenden. Du ſiehſt die Weiber in goldverzierten, geſchnitzten, geſchmackloſen, engen und niedern Wagen, Arabat genannt, ins Freie fahren; zwei

Ochſen ſchleppen ſie fort, der Kutſcher langweilt vor ihnen einher; ſie fahren ſpazieren, d. h. ſie fahren auf eine Wieſe, unter dem Schatten eines Baumes halten ſie an, aber ſie verlaſſen ſelten die Krippe; zwei Stunden lang bleiben ſie ſo, die Hände im Schooß, das Auge träg vor ſich hingeheftet, Gedankenloſigkeit mit allverſtändlichen Zügen im müden Antlitz. Die Ochſen weiden einſtweilen; die Frauen verzehren vielleicht einige Süßigkeiten; der Kutſcher und der Wächter, der ſie begleitet, hocken im Graſe und rauchen.

Dieſe angeborne und anerzogne Unthätigkeit erklärt den Stolz des Türken, weil ſie deſſen Unwiſſenheit begreiflich macht. Der Türke ſieht im Franken einen Bettler, der ſich, um ſein bischen Leben vom Hunger zu retten, Tag und Nacht abmüht. Er betrachtet alle Könige und Fürſten Europa's als durch die Gnade des Sultans beſtehend, und nicht anders als Sclavenwächter. Er gibt zu, daß die Europäer eine Menge Fertigkeiten mehr ausgebildet haben, als er, und ſieht darin eben den Beweis ihrer Armuth; ihm iſt alles, was nicht Türke iſt, ein Volk von Handwerkern, zur Arbeit, aber nicht zum Genuſſe berufen; er beneidet ihre Kenntniſſe nicht, denn ihm ſcheinen ſie ganz überflüſſig. Sein Stolz iſt daher nicht jener unruhige, ſpähende und ſinſtere kleiner Leute, die von der Hungerſucht nach Zeichen der Bewunderung und Anerkennung befallen ſind; ob man ſeine Vorzüge anerkenne oder nicht, kümmert ihn wenig; genug, daß man ihm nicht das Gegentheil geradezu ins Geſicht wirft.

Merkwürdig iſt die Achtung, welche der Türke für fremdes Eigenthum hat. Ungeachtet der Morgenländer höchſt lüſtern nach Geld und Gewinn iſt, ſo befriedigt er unendlich ſeltener als der Abendländer auf unerlaubten Wegen ſeine Habſucht. Im Morgenlande, wo es Sitte iſt, beinahe alle Waaren frei dem Auge auszuſtellen, ſo daß die meiſten Städte nur großen Marktplätzen gleichen, ſchließt Niemand zur Nacht ſeine Hütte; er überhängt ſie mit einem Tuche und das iſt alles. Derſelbe Gebrauch herrſcht auf den ungeheuern Märkten in Conſtantinopel, wo das geſammte Morgenland ſeine Schätze zuſammengießt. In Pera herrſcht dieſes Vertrauen ſchon nicht mehr, und die meiſten Diebſtähle, die in der Hauptſtadt begangen werden, haben Franken oder Griechen zu Thätern. Der Türke glaubt ſich zu einer Menge Gewaltthaten berechtigt gegen Nichtmohamedaner; er ſchlägt ſie todt, aber er betrügt ſie nicht, und anvertrautes Gut iſt ihm unverletzbar. Ich war mehrmals in der Lage, mich ganz und gar ihrer Treue überlaſſen zu müſſen. Mitten unter ihnen blieb mir kein Mittel, um für Speiſe, Lager oder ſonſtige Bedürfniſſe zu bezahlen, als ihnen die Börſe hinzugeben, damit ſie die Bezahlung ſelber nähmen. Sie konnten vorausſetzen, daß ich nur die Erſcheinung eines Abends war; ſie mißbrauchten dennoch meine Lage nie. Ich glaube nicht, daß ich von irgend einem Volke in Europa daſſelbe ſagen könnte.

Ich weiß, daß mehrere Reiſende (auch Hawkins in den Travels in various countries of the East etc. die Rob. Walpole 1820 herausgab, II.) dieſe Eigenſchaft im Türken bezweifeln, und ſogar über deſſen Entwicklung im Fache des Stehlens Abhandlungen geſchrieben haben; — meine Erfahrungen ſtimmen mit denen de la Motraye's (Travels vol. I. p. 188) zuſammen, und wenn ich auch

nicht ſagen will, daß der Diebſtahl unter den Türken nicht vorfalle, ſo muß ich doch wiederholen, daß er äußerſt ſelten geſchieht.

Wenn dieſe Achtung fremden Eigenthums wirklich eine höchſt lobenswerthe Eigenſchaft iſt, weil der Türke dabei ſeine angeborne Habſucht bekämpft, die er, ſobald er ſich hiezu berechtigt glaubt, wie z. B. im Kriege, mit zügelloſer Gier befriedigt: ſo verdienen dagegen andere ſeiner günſtigen Eigenſchaften das Lob nicht, womit man ſie zu überhäufen pflegt. Kann man Tugend nennen, was unbewußt geleiſtet wird? — Soll der Gebildete, der die Laſter kennt und nicht übt, keinen Vorzug vor dem haben, der ſie unterläßt, weil er ſie nicht kennt? — Nein, ſo tief will ich menſchliches Streben nicht herabwürdigen, daß ich in Lobeserhebungen eines Volkes oder eines Einzelnen ausbräche, weil ſie, ohne die Tugend zu kennen, nicht von allen Laſtern befallen ſind.

Geldgeſchenke ſind nach unſern Begriffen ein zu klarer Ausdruck der Beſtechung, als daß es nicht entehrend wäre für Jene, die in öffentlichen Aemtern ſtehen, deren anzunehmen. Anders in der Türkei. Das Bakſchiſch oder Trinkgeld geht vom Bettler bis zum Sultan, und wechſelt da höchſtens den Namen. Niemand kommt durch den Antrag eines Geldgeſchenkes in Verlegenheit; im Gegentheil wird dieß bei jeder Gelegenheit gefordert. Kaum, daß man das Zimmer eines Großen verlaſſen, ſo ſtürzen alle Offiziere deſſelben herbei, und laſſen ſich mit wenigen Piaſtern abfinden. Mich begleitete ein Offizier des Paſchas

von drei Roßſchweifen, der in den Dardanellen befiehlt, auf die Ebene von Troja; der Paſcha ſelbſt hatte mir dieſe Ehre angeordnet und der Offizier mußte ſein Bakſchiſch eben ſo gut als der gemeine Janitſchar erhalten, der mein Pferd führte. Alle Großen ſchenken dem Sultan und den Sultaninnen; alle außer dem Serail Angeſtellten den Vorſtehern der Verſchnittenen und andern Serailſchargen; alle Gouverneure und Paſcha's dem Großvezier und andern Miniſtern; ſo geht das Geldgeſchenk durch alle Stellen und Stände. Es wird meiſt förmlich ausbedungen und ausgehandelt, und mehr als ein ſchuldiger Tribut, denn als ein Geſchenk betrachtet.

Wie ſehr bei dem Moslim noch die Weſenheit der Religion und nicht ihr Aeußeres allein, im Anſehen ſtehe, thut ſich in Allem dar, und er iſt weit religiöſer, als der Chriſt. Die Moſcheen, die Brunnen, die frommen Häuſer, tragen hievon das Gepräge; der Fanatismus ſelbſt dient hievon zum Beweiſe. Fünfmal im Tage ruft von den kühn erhobenen Minarets der Mueſin oder Umgeher ſingend zum Gebete; der Moslim hält dieſe Stunden nicht immer ein, weil das Geſetz ihm vorſchreibt, daß er nur mit geſammeltem Geiſte beten dürfe; aber er unterläßt das fünfmalige Gebet nicht und wäſcht ſich mit großer Andacht, bevor er daſſelbe beginnt. In größeren Städten befinden ſich außer den Moſcheen eigene Bethäuſer, unſern Gartenpavillonen nicht unähnlich, die nach allen Seiten offen ſind, und deren Dach nur von Säulen getragen iſt. Aber auch auf öffentlicher Straße, beſonders an Wieſenplätzen und unter Bäumen oder bei Quellen im Felde ſieht man den

Moslim kniend und mit dem Kopf vorwärts auf die Erde gebeugt, unbekümmert um das, was um ihn vorgeht, sein Gebet verrichten. Er hebt dabei mehrmals das Haupt, die brünstigste Andacht malt sich in den Zügen; er macht mehrere vorgeschriebene Bewegungen mit den Händen, wirft sich wieder mit dem Gesichte zur Erde, und treibt dabei die Sammlung des Geistes bis zu dem Punkte, daß er ganz regungslos erscheint. Ich glaube, daß kein Schreck, keine Gefahr ihn im Gebete zu stören vermögend sey; ich habe viele Arme und Reiche, Sclaven und Mächtige beten gesehen; aber ich sah keinen einzigen, der sein Gebet mit Leichtsinn verrichtet hätte.

Die Reinigung des Körpers mit dem Gebete zu verbinden, überhaupt zur Religionspflicht, und zwar zur unerläßlich gebotenen zu machen, ist eine der weisesten Einrichtungen, welche Mohamed, nach dem Beispiele früherer Völker, in seinem Gesetze beibehielt. Welch unerträglicher Schmutz, welche verheerenden Krankheiten müßten in diesem heißen Himmelsstriche und bei dem engen Zusammenwohnen der Familien im Morgenlande die nothwendige Folge vernachläßigter Reinlichkeit seyn. Bad und Waschung zu heiligen, war für die Menschheit eine so wohlthätige Satzung, als deren irgend eine in einer Gesetzsammlung zu finden ist. Die Türken pflegen sich zu baden und zu waschen, so oft sie nur hiezu Zeit und Ort finden, und gehen jedesmal nicht nur mit erfrischtem Körper, sondern auch mit erfrischter Seele von dem Werke.

Das Gebet, das er am öftesten wiederholt, ist eben sein Glaubensbekenntniß. Er spricht darin die Ueberzeugung aus, daß sein Weg der einzig wahre, und daß nur ein Gott sey, der weder gezeugt wurde, noch gezeugt habe; daß dieser Gott keine Gefährten habe und kein Wesen, das sei-

nes Gleichen ſey; daß das Gebet nur ihm allein gebühre. Darum wendet ſich der Türke nur grüßend, nicht aber betend zur Rechten und Linken, wo er vorausſetzt, daß ihm unſichtbar der weiße Engel mit dem Buche ſeiner guten, und der ſchwarze mit jenem ſeiner böſen Handlungen zur Seite ſtehe. Dennoch, trotz ſeines Fanatismus, würdigt der Türke den Juden ſo wie den Chriſten für ihre Bekehrung zu beten, und er widmet hiezu die Tage der Woche, in welchen dieſe Glaubensbekenner ihre Ruhetage halten; am Donnerſtag aber betet er für alle Menſchen, wo und welcher Religion ſie ſeyen, es möge der Herr der Gnade bei ihnen ſeyn. Einer der ſchönſten Begleiter ihres Gebetes iſt die Verzeihung, welche ſie ihren Beleidigern vor Beginn deſſelben geloben, indem ſie belehrt wurden, daß das Gebet ohne dieſen feſten Vorſatz keine Gewalt habe. Ich bemerke nochmals, daß alle dieſe Vorſchriften nicht etwa, wie dieß häufig in der Chriſtenheit der Fall iſt, nur im Formenweſen beſtehen, ſondern ihrer innern Bedeutung nach aufgefaßt werden. Die Segnungen derſelben weiſen ſich überall und ziehen wie lichte Streifen durch die dunkle Maſſe der Folgen ſchlechter Einrichtungen, welche, eben ſo treu beobachtet, den Türken in jener Rohheit erhalten, in welcher wir ihn ſeit Jahrhunderten unverändert kennen.

Es iſt bekannt, daß keine Religion das Almoſen ſtrenger befiehlt, als die mohamedaniſche; auch gibt es nirgends ſo viele öffentliche Anſtalten für Arme, für Pilger, für Leidende, als in den Ländern, wo dieſe Lehre herrſchend iſt. Man muß geſtehen, daß die Vorſchriften des Koran in dieſem Betreffe weiſe, edel und rein ſind. Sie ſtellen den Beſitz als allgemeines Gut auf, dem nur Einige vor Andern als Verwalter vorgeſetzt ſind; dieſe aber haben zu ſorgen, daß Alle davon leben und zehren! „Der, wel-

cher Almosen gibt, um zu prahlen," sagt der Koran, „gleicht der Kieselerde mit leichtem Staub bedeckt; der Regen wäscht die Erde weg, und die nackten Steine bleiben. Gott verabscheut diese Eitelkeit;" und ein andermal: „Und die, welche Werke der Barmherzigkeit in der Absicht verrichten, um von den Leuten bemerkt zu werden, diese haben den Satan zum Mitgenossen." (4. S.) Die Stifungen der Brunnen und Trinkstätten gehören unter die wohlthätigen; und Jedermann, der im Morgenlande reiset, ist durchdrungen von dem Rechte, welche diese Anstalten auf jene Bezeichnung haben. Ein Trunk Wasser ist eine Gabe, der vielleicht keine aller Gaben dieser Erde gleicht; den Quell des frischen Lebens nennt der Morgenländer gewöhnlich den Brunnen; er, der über Steppen und glühenden Sand, und unendliche Strecken wandert, ihn kennt diese Bezeichnung wohl aus der Seele, wenn er nun auf einen Brunnen stößt, den mitten in die Einsamkeit der fromme Glaube stiftete. — Diese Brunnen meist ummauert und dann unsern Feldkapellchen nicht unähnlich, sind zahllos über das ganze Morgenland verbreitet; ich entsinne mich, daß ich oft, wenn ich auf meinen Wegen anhielt und um mich blickte, zwanzig und mehr im Umkreise des Auges zählen konnte. Sie sind sämmtlich Stiftungen, meist auf dem Sterbebette angeordnet. Oft steht der Name des Stifters darauf, meist aber mit vergoldeten Lettern, zierlich geschrieben, ein Spruch aus dem Koran, oder ein Lob des Wassers aus sonst einem Dichter.

Viele stiften in gleichem Geiste Trinkhäuser, das ist, Orte, wo ein Mann bestellt ist, jedem, der da will, einen Becher abzureichen. In Constantinopel ist die Zahl dieser Häuser sehr groß. Ich sah viele von Derwischen bedient, und bemerkte, daß die Vertheilung mit großer Bereitwilligkeit vor sich geht. Es wird da kein Geschenk gegeben, und

eines zu nehmen wäre eine Sünde, die den schwersten an die Seite gesetzt wird.

Trotz dieser Anstalten für Bedürftige sah ich doch zu Constantinopel eine Menge Bettler, die meisten verkrüppelte Griechen, und vor allen eine überaus große Zahl Blinder. Auch bemerkte ich viele Derwische unter diesen Bettlern, die ein unerträgliches Geschrei auf der Straße erheben. Es stand und lag deren einer auf dem Hippodrom, ein blinder Greis von siebenzig Jahren vielleicht, der ganze Stunden hindurch mit einer mir unbegreiflichen Ausdauer und mit solcher Stärke sang, oder besser gesagt, schrie, daß ich ihn mehrere Straßen entfernt trotz allem Lärm der großen, menschenerfüllten Stadt vernahm.

Die Wohlthätigkeit erstreckt sich bis auf die Thiere. Es ist bekannt, daß die Hunde förmliche Rechte genießen, und man behauptet, daß sie dieselben zu vertheidigen wissen. So sagt man von den Hunden in Constantinopel, daß sie mit großer Strenge darauf wachen, daß kein Hund aus einem andern Stadttheil den von ihnen bewohnten betrete. Ich sah oftmals derlei Kämpfe, will jedoch nicht behaupten, daß sie immer jene Veranlassung hatten. Es ist etwas Eigenes mit diesen Thieren, die an Häßlichkeit kaum ihres Gleichen haben; sie sind von mittlerer Größe, roth und kurzhaarig, langschnauzig, mager bis ins Unbegreifliche. Ihre Zahl ist Legion; sie füllen alle Straßen, so daß man in Versuchung kommt, zu fragen, wer in diesen Straßen der eigentliche Bewohner sey, der Mensch oder der Hund; sie liegen während des Tages meist wie todt über einander; weichen Niemanden aus, man mag sie stoßen oder nicht; man muß daher über sie weg steigen, und kann dieß unbeschadet thun, denn sie bekümmern sich während der Tagzeit

um Niemand; des Nachts aber ſind ſie fürchterlich und wahrhaft gefährlich; einen Franken, der ohne Licht ginge, würden ſie zerreißen. Um dieſe Zeit laſſen ſie auch ihr abſcheuliches Geheul vernehmen, das jenem des Schakals nicht unähnlich iſt. Für dieſe Beſtien nun, die Niemand angehören, und die gleichſam aus dem Oeffentlichen ernährt werden müſſen, beſtehen förmliche Erhaltungsanſtalten, und Fleiſch für ſie zu kaufen, oder im Teſtamente Rüklläſſe zu dieſem Zwecke zu machen, gehört unter die guten Werke.

Die zahlloſe Menge der Waſſervögel, welche den belebteſten aller Häfen bevölkern, ſcheinen den Schuz zu verkündigen, welchen die Thiere da genießen. Ihre Schaaren treiben ſich da eben ſo unbekümmert um die tauſend und tauſend Barken und Schiffe herum, als die Hunde in den Straßen und ſcheinen die eigentlichen Herren der Fluth. — Von dieſer Amneſtie gegen die Thiere ſind jedoch die Fiſche ausgeſchloſſen; dieſe werden ohne Scrupel je mehr deſto beſſer gefangen und geſpeist.

Die Derwiſche gleichen in Pflichten und Anzug viel unſeren Bettelmönchen. Armuth, Keuſchheit und Gehorſam ſind auch ihre Gelübde. Keines dieſer Gelübde iſt unauflösbar, und der Austritt aus dem Orden nicht nur erlaubt, ſondern er erregt auch keine Verwunderung, da der Türke von der Meinung ausgeht, der Menſch ſey zu wandelbar in ſeinem Weſen von Natur aus, um mit Ausdauer an irgend einem Entſchluſſe zu hängen; hiezu fügt der Türke den Schluß, einmal die Neigung zu dem Derwiſchſtande verloren, würde eine geheuchelte oder erzwungene Gott nur

mißfällig ſeyn. Das Ordenskleid dieſer Mönche iſt eine braungrüne, ſehr weite Tuchkutte, mit ſchwarzem Lederſtreife umgürtet; die Füße tragen ſie nackt, gebrauchen auf der Straße jedoch Pantoffeln; das Haupt bedeckt eine graue gethürmte Filzmütze, oft von beinahe zwei Fuß Höhe, oft kaum eine Spanne hoch, immer aber in Form eines abgeſtutzten Kegels zulaufend. Einige wenden um dieſe Mütze ein Tülbend; ich ſah jedoch nur grüne Tülbends umgewunden; die Träger alſo waren Emire.

Ein Vorzug, den ſie im Vergleiche mit unſern Bettelmönchen haben, iſt, daß ſie alle von Handwerken gleich den übrigen und zwar armen Türken leben. Sie halten Kaffeehäuſer, Barbierſtuben u. ſ. w. Sie gehen auch bewaffnet im Gürtel gleich den übrigen Glaubensbrüdern, nur kommen ſie während des Gebetes ohne Waffen zu den Bethäuſern. Die Derwiſche ſind von dem gemeinen Haufen ſehr geachtet, und man ſchreibt ihnen eine Menge ſeltener Eigenſchaften zu. Viele Türken hörte ich dagegen ſich offen gegen ſie erklären, und zwar einzig aus dem Grunde, weil ſie unverheirathet bleiben. „Wer keine Kinder zeugt," ſagten ſie, „iſt unnütz auf Erden. Und wie kann man Gott mit Verletzung ſeines heiligſten Gebotes ehren wollen?"

Selten fand ich bei den türkiſchen Frauen, die man nicht, wie man bei uns glaubt, gar nicht, ſondern häufig, jedoch auf den Straßen nur verhüllt ſieht, edlen Ausdruck im Geſichte. Die meiſten jedoch hatten reine Farben, in der Weiſe, wie Angelica Kaufmann malt, möcht' ich ſagen, und große ſchwarze Augen, jener wilden Glut voll, die ſie ſehr treffend den Augen der Gazelle vergleichen macht. Die Geſtalt iſt im Durchſchnitt klein, in frühen Jahren ſchon ins Mißförmliche fallend; die Füße ſind ver-

nachläßigt; Arme und Hände dagegen meiſt von muſterhafter Schönheit. Leib und Bruſt werden durch unverhältnißmäßige Dicke früh entſtellt; der Hals iſt meiſt kurz, der Kopf mehr rund als länglich, die Haare ſind dunkelfärbig, von herrlichem Glanze, reich und lang. In der Haltung und in den Bewegungen zeigt die Türkin wenig Grazie, aber immer eine gewiſſe Ruhe, die mit dem Brand ihrer Augen ſchwer vereinbar iſt.

Der Anzug iſt zu viel bekannt, als daß ich denſelben beſchreibe. Wenn ſie ausgehen, tragen ſie immer ein- und mattfarbige Tuch- oder Zeugmäntel mit weiten Aermeln und Kragen aus demſelben Stoffe. Für die Länge dieſes Kragens gibt es Vorſchriften. Ich ſah eine Frau, die ihre Sache vor dem Großvezier geführt hatte, aus ſeinem Zimmer treten, einen Offizier ihr folgen, und ohne Umſtände den Kragen, der zu tief reichte, bis auf die Höhe des Leibes abſchneiden. Die Frau trug es ruhig und ſagte lachend: „Thu es immerhin, ich habe mehrere Mäntel in meinem Hauſe.“ — Den Kopf bedeckt, ſobald ſie auf der Straße ſind, ein weißes Tuch auf die Weiſe, wie es die ſlaveniſchen und wendiſchen Weiber zu tragen pflegen; es verbirgt von oben herab Haare und Augenbraunen, während es, um den Hals geſchlagen, von unten hinauf Ohren, Mund und Naſe einhüllt, ſo daß nur eine ganz kleine Spalte für den Ausblick der Augen übrig bleibt. In Smyrna verhüllen die Frauen auch dieſe Stelle noch mit einem ſchwarzen, mit Spitzen beſetzten Flor. Sie tragen keine Handſchuhe. Die Füße ſtecken in weiten, gelben, niederen Stiefeln von weichem Leder, zu unterſt aber in Pantoffeln. Wie unvortheilhaft dieſe Tracht ſey, begreift ſich leicht. Es gibt nur ganz geringe Unterſchiede darin, die ein geübtes

Auge fordern, um aufzufallen; die sichtbarsten betreffen die Länge und Einfassung des Kragens, für die es, wie gesagt, wohl ein Gesetz, aber keine Folgeleistung gibt.

In Constantinopel hielten die Frauen die Blicke, die ich auf sie heftete, gewöhnlich starr aus; die meisten schienen nicht böse darüber; einige thaten deßgleichen. Alte Weiber blickten gewöhnlich sorgfältig weg und thaten gut daran. — In den asiatischen Städten, wo überhaupt der Eifer für Religion und Sitte der Vorfahren strenger ist, würdigte mich selten eine türkische Frau des Anblicks. In den Dorfschaften und tiefer im Lande gelegenen Orten erregte, wie ich ein Beispiel von den Feldern von Troja schrieb, mein Anblick Schreck und Bestürzung; Frauen,- Mädchen, Kinder stürzten mit Zurücklassung ihrer Werkzeuge in das Innere des Hauses, schlugen die Thüren hinter sich zu, wichen von den Fenstern und allen sichtbaren Orten, verhüllten sich ängstlich das ganze Gesicht, wenn ich sie irgendwo traf, wo sie mir nicht ausweichen konnten, und verbargen sich, so wie man sich vor irgend einem Schreckgespenste verbergen kann. Solche Trennungen erzeugen Religionstrug und Aftergesetze in der großen Menschenfamilie, die ein und dasselbe Haus bewohnt, unter einer und derselben Sonne ihr Geschäft treibt, ein und dieselbe Bestimmung hat, und in ein und denselben Mutterschooß zurückkehrt.

In Bezug auf Bildung, jener Bildung nämlich im Umgange, die wir Europäer wollen, mag sich auch bei der gebildetsten Türkin nichts versprechen lassen. Aber sie sind gute Mütter und gerne beschäftigt, wenn auch viel mit nichtigen Dingen. Ich weiß nicht, ob sie treu sind. Daß aber alle Straßen der Hauptstadt von Freudenmädchen wimmeln,

ſieht Jeder, der ſie durchwandelt. Daß ſie lüſtern ſind, ſprechen ihre Augen, machen Klima, Müßiggang, Bäder und Tandur erklärlich und beſtätiget bis zur Klarheit der Karagös, das iſt eine Art von Schattenſpiel, wobei ſie ihre größte Unterhaltung finden. Der däniſche Legationsrath von Kl. gab uns den Anblick dieſer Quinteſſenz türkiſchen Schauſpielwitzes, indem er die berühmteſte Truppe, welche den Karagös im Serail zu ſpielen pflegt, für einen Abend kommen ließ. Keiner von den Anweſenden kannte noch dieſe Darſtellung aus Erfahrung, ſondern nur vom Hörenſagen, und da jeder bei der Erzählung ſich hütet, das ganz Ungeziemende auszuſprechen, ſo waren wir nicht genugſam vorbereitet, um nicht vor dieſer Darſtellung, die nichts mehr zu errathen übrig läßt, zu erſchrecken. Drei Akte mußten wir ſo aushalten; plumpe Marionetten waren die Figuren. Türken hinter der Scene ſangen und ſprachen die Rollen, und ließen ſie auch von Zeit zu Zeit mit Trommel und Pfeifengeſchnarre begleiten. Wir wollten die Sache gleich, nachdem ſie angefangen, enden machen, aber die Türken thaten es nicht, hofften, daß wir entzückt wären, und verſicherten, am Abend zuvor von den Damen des Serails den größten Beifall durch daſſelbe eingeerntet zu haben. Hieraus alſo kann ich eben keinen Beweis für die Sittſamkeit türkiſcher Frauen, nicht einmal für eine feinere Genußſucht nehmen.

Leſe einmal den erſten Abſchnitt des dritten Hauptſtücks von Suleymans Straf- und Polizeigeſetzen, und ſiehe da den ſonderbaren Artikel: „Wer die Frau oder Tochter eines Andern küßt, oder ihr auf dem Wege auflauert, um ſie zu ſprechen, erhält vom Richter einen ſcharfen Verweis und zahlt für jeden Kuß oder jedes Wort einen Asper. Wer deßgleichen

thut mit der Sclavin eines Andern, erhält ebenfalls richterlichen Verweis, zahlt aber nur die Hälfte.“ Kuß und Wort zu einem Preiſe; und zu welchem? ein Asper iſt heutzutage ein Zwölftheil eines Conventionskreuzers. Entweder war das Verbrechen ſo unendlich häufig, daß der Geſetzgeber keine höhere Strafe darauf zu ſetzen wagte, oder es war ſo ſelten, daß es ohnedieß nie vorfiel. Für welche Erklärung beſtimmſt du dich?

Lady Craven (Journey to Constantinople L. 46) meint, daß die allen türkiſchen Frauen gleiche Verhüllung, unter welcher ſie, weß Standes ſie ſeyen, die Straße betreten und hiezu die unverletzbare Achtung, welche der Türke der Heiligkeit des Harems zollt, mehr als in jedem andern Lande unerlaubte Verhältniſſe begünſtigen. Eine Dame iſt allerdings Kennerin in dieſem Fache, und ihrem Umblick iſt kaum ein Mann berechtigt, ſein Urtheil entgegenzuſetzen. Dennoch mag Lady Craven hierin das ſchöne Geſchlecht im Morgenlande zu ſehr mit europäiſchem Auge beurtheilt haben. Ich traue den Türkinnen weder den Muth, noch die Luſt, noch die Beharrlichkeit zu, noch die Erfindungsgabe für ſolche Abenteuer. Die Sinnlichkeit ſchwelgt nur, wenn ſie genießt, aber die Liebe allein ſpringt über alle Schranken und gebiert die großen Wagniſſe, die lange dauernden, unerſchütterlichen, welche, in jedem Augenblicke zum äußerſten Kampfe bereitet, den Sieg im Herzen und Auge tragen.

Die Griechinnen zeichnen ſich durch die Schönheit ihrer Köpfe aus; die Körper ſind wenig vortheilhafter als die der türkiſchen Frauen. Die Griechin weiß ſich mit großer Zierlichkeit zu tragen und zu putzen. Ihr Kopfputz zeigt ihren herrlichen Haarſchmuck, und ſie bedient ſich goldgeſtickter Florſtoffe, Perlen und friſcher Blumen mit glücklicher

Anmuth. Die Kleidung, meiſt aus Seide und Sammt, iſt reich und mit geſchmackvollen Stickereien geziert. Ein weißer oder geſtreifter Leibrock aus Seidenſtoff liegt über dem zarten Florhemde, — ein geſchmackvoller Gürtel ſchmückt die Mitte — ein kurzes Leibchen von Atlas, Sammt und im Winter auch von Tuch, mit Goldſtickereien oder Pelzwerk verbrämt, deckt kaum die blühende Schulter und läßt am Arme aufgeſchlitzt die feine Hand und einen Theil des Armes aus dem Flor des Hemdes ſehen; goldene Kettchen auf Handbreite an einander gereiht und mit einer breiten Schließe verbunden, machen die Armbänder. Weniger vortheilhaft ſteht ein Oberkleid gleichfalls aus Seide und meiſt aus dunklem Stoffe, das in Art eines Kragens rückwärts gegen die Füße rundgeſchnitten hinabfällt. — Die Griechinnen entwickeln viele Grazie im Umgange und eine freundliche Scheu, die Achtung einflößt, zeichnet ſie aus. Ihre Sitten ſind ſehr ſtreng, und viele Vertraulichkeiten, die in Europa zu den gewöhnlichen und geduldeten gehören, würden hier unſchicklam ſeyn. Die Farben ihres Geſichtes, die von der Natur ſo glücklich gegeben wurden, entſtellen ſie häufig durch Malerei. Sich Weiß aufzulegen, gehört unter die Erbſünden.

Die ſchönſten Geſichtszüge ſah ich unter den Armenierinnen. Während die Männer dieſes Volkes ſich vor allen andern Morgenländern durch ſtrengen Ausdruck in den langen, graufärbigen Geſichtern auszeichnen: iſt über das Antlitz der Frauen meiſt ein hoher Farbenſchmelz verbreitet, und die glücklichſten, reichſten und anmuthigſten Formen vermählen ſich in ihrem Antlitz ſowohl als in ihrer Geſtalt. Die Haut iſt durchſichtig, fleckenlos und weiß wie Mandelblüthen — die Naſe fein und gerade

— die Wange ſchmächtig und edel — die Augenbraunen ſind äußerſt rein geſchwungen — die Augen ſelbſt voll warmer, inniger Gluth. — Im Anzuge iſt die Armenierin wenig von der Türkin verſchieden. Sie verhüllt ſich eben ſo ſorgfältig als dieſe, und iſt oft nur dadurch von ihr zu erkennen, daß ſie rothe Stiefelchen und Pantoffeln trägt, die Türkin aber gelbe.

Die Jüdin iſt wie überall auch hier ſehr üppig in ihren Körperformen — von Farbe weißer als alle, aber ohne Roth — an Haaren reich — im Anzuge überladen mit dem, was wiegt und auf der Münze gilt — in Geberden weniger einnehmend, als reizend. Ihre Augen glühen — ihre Lippen ſchwelgen — Bruſt und Körper athmen Wolluſt.

Im Ganzen iſt der Ausdruck jener ſo liebenswürdigen Sehnſucht, der ſich im Geſichte und im ganzen Weſen der Venetianerinnen und hie und da in der Deutſchen ausſpricht, jener zuverſichtlichen Bildung und Freiheit im Antlitz der Franzöſin — oder jener Klarheit und Ruhe in den Zügen der Engländerin, morgenländiſchen Frauengeſichtern ganz fremd. Dieſe ſtehen der Kindheit ſämmtlich um vieles näher. Ich möchte ſie Feldblumen nennen, und nur in ſo ferne dieſe manchmal den Vorzug über die des Gartens verdienen, will ich ihnen denſelben einräumen.

Die eingebornen Fränkinnen kleiden ſich auf Weiſe der Griechinnen, aber ſie miſchen gerne etwas Europäiſches im Schnitt des Kleides, oder ſonſt unter. Sie verſchönern nicht wenig durch den Geſchmack, womit ſie die Kleider zu zieren und zu tragen wiſſen, den an ſich ſchönen Anzug. Die feinſten Pelzwerke heben die feinen und friſchen Farben ihres Körpers. Sie theilen jedoch den Nachtheil des frühe-

ren Dickwerdens; ob er eine Folge des Klima, oder der Nahrung und Kleidung iſt, will ich ununterſucht laſſen. Fränkinnen lieben auch hier unter dem griechiſchen Kleide die Schnürbruſt. Sie wiſſen ihre Füße feiner zu erhalten, die netteſten Schuhe und durchwirkte Seidenſtrümpfe zieren ſie. — Europäiſche Kleider ſtehen nicht zum Lande; alle Frauen, die ich in dieſen Kleidern hier und in mehreren Orten Aſiens neben Griechinnen oder griechiſch Gekleideten ſah, ſchienen mir arm und wenig geſchmackvoll.

Eine Mittelklaſſe zwiſchen Europäern und Aſiaten möchte ich die Peroten oder Eingebornen von Pera nennen, die ſich genueſiſchen, piſaniſchen ꝛc. Urſprungs rühmen. Herr von Hammer iſt ſehr ſchlimm auf ſie zu ſprechen; mit welchem Rechte kommt mir nicht zu entſcheiden zu. Er nennt die Kalpaks und Babudſchen der Männer, ſo wie die Halbpelze und Stelzſchuhe der Frauen die Repräſentanten ihres Fünftelweſens und ihrer Kleinmeiſterei. Eine geiſtreiche Frau ſagte ſogar: „Die Kalpaks ſind Löſchhörner des geſunden Menſchenverſtandes, und die Peroten haſchen immer nach Witz und erhaſchen nichts als ihren Pantoffel.“ Herr von Hammer nennt die Galenſes, d. i. die Stelzſchuhe, das Fußgeſtell der perotiſchen Säulenordnung und den Condabuni (Halbpelz) die kleine Uniform des Tandurs. Dieſer Tandur vollendet die heilige Pentas des Peroten. Aber laſſen wir dieſen Streit und kehren zu den Frauen.

Im Umgange mit den Frauen überhaupt im Morgenlande herrſcht eine große Freiheit des Geſprächs, aber der äußerſte Zwang in den Formen. Die Heirathen ſind viel zu ſelten für die Zahl der Mädchen, und auch hier verblühen eine Menge dieſer ſchönen Blumen, ohne daß ſie ihre Beſtimmung erfüllen; ſo daß man die Natur zürnend

fragen möchte, warum haſt du ſie zu vergeblicher Sehnſucht werden laſſen? — Die Sitten der Griechinnen und übrigen Chriſtinnen oder Jüdinnen ſind äußerſt rein, und ich würde mich nicht wundern, wenn ein Morgenländer, der zum erſten Male in unſere Hauptſtädte käme; ganz Europa für einen Tummelplatz der Lüſternheit anſähe.

Muſik und Wiſſen iſt wohl hie und da unter den Fränkinnen, unter den übrigen Mädchen der eigentlich aſiatiſchen Nationen aber äußerſt ſelten beachtet. Sprachkenntniſſe ſind nur an den Küſten und unter den chriſtlichen Frauen ausgebreitet, und man findet unter dieſen wenige, die nicht neben der morgenländiſchen Sprache auch italieniſch und franzöſiſch, und wohl auch engliſch ſprächen. Das Deutſche kennt man gar nicht. Im Innern des Landes hören dieſe Kenntniſſe ganz auf.

Die Meinung, daß die türkiſchen Frauen das Joch fühlen, welche Sitten und Gebräuche über ſie geworfen haben, iſt eine ganz irrige. Um nach europäiſcher Freiheit ſich zu ſehnen, müßten ſie dieſe kennen. Wie ſie ihnen erſcheint, ſehen ſie dieſelbe vielmehr als eine bedauerungswürdige Entſittlichung an. Frauen im Hauſe, im ſtrengſten Sinne des Wortes, mit großer Achtung behandelt, durch Religion und Geſetze mit Unverletzbarkeit umgeben, ſo lange ſie die heiligſte und nothwendigſte ihrer Pflichten nicht mit Füßen treten, in allen ihren Wünſchen der Natur und dem Erreichbaren nahe geſtellt, bewegen ſie ſich ſicher und mit Zufriedenheit in ihrem Kreiſe. Mutter zu werden iſt der ehrenvollſte und zugleich der höchſte Wunſch einer orientaliſchen Frau, und viele Kinder zu haben ihr Stolz und Ruhm. Gewiß ſind ſie nicht frei von Putzſucht, Wunſch nach Bequemlichkeit oder Reichthum, aber die Qualen der Eitelkeit,

welche der Salon bereitet, ſind ihnen unbekannt. Sie ſind arm an Bildung, an Geiſt, an Wiſſen, wenn wir europäiſchen Maßſtab an ſie legen; aber ſie ſind zufriedener, heiterer, glücklicher, als es, der Regel nach, unſere Frauen ſind und ſeyn können.

Ein Luftſchloß.

Aus dem Jahr 1827.

(Oeſterr. Morgenbl. 1840)

Wäre ich reich, so würde ich mich in irgend einer Gegend der Steiermark ansiedeln, im Norden auch im Osten von Grätz, nicht so nahe, um mir die Ueberlästigen auf den Hals zu ziehen, nicht so ferne, um meinen Freunden die Lust zu nehmen, mich zu besuchen. Ich würde ein Thal wählen, das dem Anbau Freiheit ließe, und den Winter nicht verlängerte, gerade so breit, um die Aussicht von Hügel und Berg durch eine kleine Mühe erkaufen zu müssen. Es dürfte an einem Bache nicht fehlen, der auch im Sommer Wasser hält. Wald und Gebirg sollten so vertheilt seyn, daß sie sich zu überraschenden Ausblicken bieten. Diese müßten Baumeister und Kunstgärtner in der ersten Anlage vorzüglich berücksichtigen.

Ich liebe das Einfache nicht, das nahe an der Armuth steht oder daran erinnert. Es gibt Einfachheit auch im Großen und Reichen; diese sollte der Charakter meiner Anlage seyn. Garten und Wohngebäude sollten Pracht und Ernst, Mannigfaltigkeit und Reichthum zeigen, Kunst und Natur mit Verstand und Geschmack vermählen.

Meine Wohnung wäre von der meiner Dienerschaft hinlänglich gesondert, um der Ruhe ungestört genießen zu können. Die Gemächer derselben würde ich folgendermaßen verzieren: Das innerste wäre einfach nach der Sitte des Vaterlandes: Landschaften aus der Steiermark, einige Gemälde, Portraite, Handzeichnungen hingen an den Wänden, Kunstgegenstände, Instrumente zu Messungen und Studien

Alterthümer lägen herum. Dort ſtänden meine Bücherſchränke, mein Arbeitstiſch. Es wäre mein gewöhnlicher Aufenthalt.

Das nächſte trüge Bilder aus den Rheingegenden, es wäre ſorgfältiger eingerichtet und in Ordnung gehalten, möglichſt heiter und licht, die Grundfarbe blau; ein Paar Portraite in Oehl hingen an den Wänden. Dieß würde mein gewöhnliches Empfangs- und Geſprächzimmer ſeyn.

Das dritte wieſe auf Pracht und Ueberfluß. Reiche Stoffe verhingen die Fenſter und ließen nur ein mattes Licht ein. Eine Juſtina von Pordenone, ein Francia, die Madonna del Siſto und die Nacht Correggio's in gut gerathenen Copien machten die Hauptzierde dieſes Gemaches aus. Anſichten von den Münſtern von Wien, Straßburg und Freiburg, andere aus Wien, Prag, Leipzig, Weimar hingen daneben und darunter; die Büſten von Schiller und Göthe ſtünden dort, Geräthe in Silber, Pendeluhr u. ſ. w. Skizzen von Friedrich und ein Paar Copien von Figuren aus Kranach lehnten am Eingange zu einer großen Niſche. Dieſe enthielte einige Portraite, Bücher und mein Bette, denn in dieſem Gemache würde ich ſchlafen.

Das vierte müßte mir Venedig ſo treu wiederholen als möglich. Es wäre gothiſch byzantiniſch geziert, ſeltſamen Geſchmacks überraſchend zugleich und feſſelnd. Es müßte in Farben und Einrichtung eine Miſchung von Ernſt und feiner, faſt ſchwelgeriſcher Bequemlichkeit zeigen. Alle Wände wären mit Gemälden bedeckt. Kopien der ſchönſten Bellini, die Aſſunta von Tizian, eine Katharina von Tiepolo, eine Magdalena von Tintoretto und zwar die ſeiner Kreuzigung in San Rocco, ein Paar Engelsköpfe von Lucca Giordano, ein Paar Bilder von Giorgione und Paul Veroneſe befänden ſich darun-

ter; aber die Zahl wäre groß, Vieles nur ſkizzirt, anderes nur zur Hälfte ausgeführt. Der Boden dieſes Saales wäre Marmor; alle Tiſche mit Marmor bedeckt und aus geſchnitztem Holze. In einer Ecke ſtände Canovas Hebe, die ich bei Heinzelmann ausgelöst hätte. In einem Schranke hätte ich die italieniſchen Klaſſiker in den ſchönſten Ausgaben und reich gebunden.

Mein fünftes Gemach, das unmittelbar an den Gemäldeſaal ſtieße, müßte durch Leichtigkeit, Einfachheit, Licht einen ſo auffallenden Gegenſatz bilden, daß Niemand es betreten könnte, ohne freudig auszurufen: Ach! Die Grundfarbe wäre ein ſanftes Grün; die Einrichtung verriethe den Orient in ihrer Anordnung, in ihrer Ausführung aber die Heimath! Da hingen an den Wänden die Tempel Athens und Korinths, da prangte Sunium mit der unendlichen See, da Aegina mit den glänzenden Säulen, da ſtiegen der Parnaß, der Helikon und der Cytheron aus dem lepantiſchen Golf auf, da trotzte die unzerſtörbare Mycenä, da ſäh' ich Nemäa wieder und Argos und in einem Gemälde mit Waſſerfarben Miſſolunghi. Corfu und Leukadia, Cephalonia und Ithaka, Zante und die Echinaden, die herrliche Kreta, Paros, Naxos und andere Inſeln des ägäiſchen Meeres wären in maleriſchen Anſichten dargeſtellt, blauer Himmel und Lichtglanz in allen. Klaſſiker und Reiſebeſchreibungen, Land- und Seekarten, Steine und Trümmer, Papiere in Menge lägen zwiſchen Statuen und Reſten von ſolchen, zwiſchen Stellen und Inſchriftſteinen in reizender Unordnung herum. Dieß wäre mein Speiſeſaal.

Aus dieſem träte man in eine Vorhalle, von Säulen getragen, mit offenem Austritt in den Garten, wo Bäume in lichten und dunklen Gruppen mit Roſen und anderen Gebüſchen wechſelten. Hier und da rauſchten Waſſer wie

durch Zauber empor und ein Teich breitete ſeinen reinen Spiegel hin. In der Vorhalle ſelbſt ſpränge ein Quell in ein Marmorbecken mit friſchen Blumen täglich umſtellt. An den Wänden lieſen Divane hin, vor welchen koſtbare Teppiche gebreitet lägen. Die Wände ſelbſt wären mit weißem Marmor verkleidet, in Goldleiſten eingefangen, die Decke mit Arabesken umſäumt und mit Blumen in Fresko geziert. Im Garten an ein Zypreſſenwäldchen und an den Teich gelehnt, befände ſich ein Kiosk, einfach von Außen, innen mit allem Aufgebote des morgenländiſchen Luxus geſchmückt. Konſtantinopel und Smyrna prangten da in wohl aufgefaßten Bildern, Magneſia, die in Leben und Farben ſchwelgende Bruſſa, Sardis mit ſeinen Gräbern, Lektos und Methymnä, die Hügel von Troja, der Helleſpont, der Bosphor; da auch Rhodos und Kos, die Ebene des Mäander, die Ruinen von Epheſus mit Samos im Hintergrunde. An den Kiosk ſtieße ein Bad ganz mit weißem Marmor geſchmückt, und durch die Kuppel magiſch beleuchtet. An dieſem Orte nähme ich nach Tiſche Kaffe und Pfeife.

Am entfernteſten Ende des Gartens endlich, wo er zu dem Hügel aufſtiege, fände man eine Grotte, vor deren Eingange zwei Obelisken mit Hieroglyphen beſchrieben ſtänden. Durch den Eingang getreten, gewahrte man einen Saal mit anſtoßenden Gemächern. Heiliges Dunkel wohnte darin und Stille, nur durch eine am Eingange verborgene Aeolsharfe von Zeit zu Zeit unterbrochen. Sphinxe wachten vor den Thoren der Gemächer und ein geflügelter Diskus ſchwebte über jedem derſelben. Die Aſche meiner Lieben bewahrte ich dort und für mich ſelbſt wäre eines dieſer Gemächer die letzte Schlummerſtätte.

Ballet Orpheus in Wien.

(Geschrieben im Jahre 1831 — Wiener Zeitschr.)

Unter den vielen schönen Balleten, welche seit Jahren unsere Bühne schmücken, steht wohl „Orpheus und Eurydice“ im ersten Range. Die Tanzkunst ist, ihrer Natur nach, so sehr idealen Formen verwandt, daß Scenen des gewöhnlichen Lebens, normale Erscheinungen unserer Welt, nur Verirrungen derselben genannt werden dürfen. Wie richtig, nach dieser Ansicht, die Wahl des Stoffes in „Orpheus und Eurydice,“ wo die Macht der Dichtkunst und Liebe vor unserem Herzen und Geiste, so wie vor unserem körperlichen Auge in so herrlichen Bildern versinnlicht wird! Die Erfindung der Tänze und Gruppen, ihre Anordnung und Folge unter sich, die verständige und fleißige Ausführung, die Ausstattung durch Schönheit und Pracht, die Musik, das Scenarium endlich: alle diese Elemente sind dem glücklich gewählten Stoffe auch glücklich angepaßt, und es läßt uns diese Darstellung, als Gesammtleistung betrachtet, wenig zu wünschen übrig, wenn wir uns gleich bei sorgsamerer Prüfung nicht verhehlen können, daß dermalen nicht jeder Part befriediget. Wie wären wir auch im Stande, unsere an Schönheit der Formen und Anmuth der Haltung, an Zauber und Kunstfertigkeit der Bewegungen, an Seele und Einfachheit, die jeden ihrer Blicke beleben und adeln, an Liebenswürdigkeit des ganzen Wesens unübertreffbaren Dlle. Fanny Elßler zu vergessen, die sammt ihrer blühenden Schwester, jetzt eine nordische Bühne beglückt! — Mad. Mattis, mit Recht ein Liebling des Pu-

bikums, erfreut durch ihre reizende Geſtalt, durch ihre entſchiedene Gabe, ſich auf das ſchönſte zu kleiden, durch die Meiſterſchaft im Tanzen, und ſteigerte durch die feine Nachahmung der Entfernten, welche am geſtrigen Abende jeden ihrer Schritte bezeichnete, noch das Vergnügen, das ihr Anblick und ihr Tanz gewährten. Dlle. Rabel gab die Todesſcene mit Fleiß und Ausdruck. Als gar liebe Erſcheinung verdient die kleine Herold Erwähnung, die beſonders in der Scene, wo Amor dem Gott der Unterwelt und allen Höllengeiſtern gegenüber die Macht der Liebe bewährt, und in der letzten, wo er mit dem Löwen tändelt, ſich ganz vortrefflich benahm. Die Gruppirung der Höllengeiſter in dem Augenblicke, als der Klang von Orpheus Leyer ſie bezähmt zu ſeinen Füßen wirft, iſt ſehr maleriſch. Der größte Effect der Anordnung iſt jedoch für die Scene im Elyſium und für die Schlußſcene aufgeſpart. Der raſche Uebergang aus dem Tartarus in die elyſiſche Flur, die in Bäumen und Farben, in Licht und Duft des Oſtens prangt, iſt für den Eindruck dieſer ungemein günſtig. Das Auge ſchwelgt im Anblick dieſer zaubervollen Natur und dieſer lieblichen Geſtalten, die im glänzenden Weiß der Unſchuld, die weiße Lilie im Haar, darin ſich reizend bewegen! Der Schlußchor iſt eben ſo glücklich gedacht und geordnet. Darin entwickelten unſere trefflichen Tänzer Crombé, Mattis und Francesco ihre ganze Kraft, und unſere lieblichen Tänzerinnen ihre ganze Grazie. Das Intereſſe wächſt bis zum Augenblicke, wo alle die Nymphen und Dryaden, die Gnomen und Luftgeiſter, die Satyrn und Menſchen, die Thiere und eben erſt belebten Gegenſtände in den alles vereinenden Glanz des Olymps übergehen, der Sonnengott ſeinen leuchtenden Wagen durch die Lüfte führt und der Vorhang fällt.

Höchſt lobenswürdig ſind der Fleiß und die Genauigkeit, das Zuſammengreifen und die Ausarbeitung der Chöre in dieſem Ballete. Vor allen gebührt der Kranz des Lobes der anmuthvollen, immer gleich fleißigen, in jedem Momente des Tanzes gleich ſorgſamen Dlle. Hermine Elßler. Die heitere Jugend, die ihr ganzes Weſen belebt, die Ruhe des Anſtandes in den Bewegungen, die Gewandtheit und Sicherheit ihres Fußes machen ſie uns eben ſo anziehend, als ſie uns ſchätzenswerth wird durch den Ausdruck von Beſcheidenheit, der ſie nie verläßt. Gleich bei Eröffnung des Ballets, wo ſie als Führerin einer Zahl von Nymphen erſcheint, ferner in dem Pas de sept, im Pas de neuf und im Schlußchore zeichnet ſie ſich, ohne ſich im geringſten vorzudrängen, aus, und berechtigt uns zu den ſchönſten Erwartungen, wenn ihr einſt, wie es ob ihres Talentes unfehlbar geſchehen muß, glänzendere Parts werden anvertraut werden.

Triklinien.

Briefe aus Italien.

(Geschrieben im Jahre 1833. — Wiener Zeitschr.)

Bologna, am 7. April 1831.

Die Abreiſe iſt nicht früher wirklich vollbracht, möchte ich ſagen, als bis man den erſten Poſtwechſel hinter ſich hat, und, fortrollend nach anderer Richtung, die Pferde zurückwandern ſieht nach dem Orte ſeiner Lieben. Da reißen die Fäden des Abſchiedes. Auf ſich allein verwieſen, gibt man dem Verhängniſſe den Handſchlag und ſpringt in die Bahn der unbekannten Zukunft. — Unbekannt?... Ach, ja; dieß Wort mag bleiben; denn was bekannt an demjenigen iſt, dem wir entgegengehen, macht nur den Einband unſerer Geſchichte.

Ich flog durch Oeſterreich; um Mitternacht ſtand ich auf dem Gipfel des Sömmering; am nächſten Mittag ſaß ich zu Grätz mit den Meinen am Oſtermahle. Ich lief um das Glacis der Stadt, die Berge und Hügel meiner Kindheit wieder zu beſehen. Unvergleichbarer Anblick, deſſen Kraft, wie die des Frühlings, mir die Bruſt hebt und heilt, Auge, Schritt und Sinn erheitert und den Moderanflug der Welt von meinem Herzen zaubert! Ich bin ein Fremder unter den Bewohnern von Grätz; aber Häuſer, Straßen, Feld und Auen, Hügel und Berge sind dort meine innig treuen Freunde.

„The scenes of earliest dreams have dwelt upon — —"

(*Child. Harold. II 88*)

Sie erzählen von den Tagen der Jugend, von den Träu-

men der Hoffnung und Liebe; sie verstehen meine Sprache; sie sprechen sie!...

In Cilly fand ich meine Schwester schwer darniederliegen. Das blühende Mädchen war zur hagern Frau geworden, aber sie war Mutter und schwamm in Freudenthränen, so oft sie ihr Kindchen betrachtete. Sonderbare Einrichtung der Natur! Schmerz in Freude, Freude in Schmerz, das ist aller Genüsse Aufschrift!

Auf der Höhe von Opschina ließ ich den Wagen halten und lief in der Hitze des Mittags, das freie Meer vor mir, den Fußsteig nach Triest hinab. So überraschte ich an jedem der Ostertage einen Theil der Meinigen. Bande des Blutes, warum seyd ihr heilige?... Der Mensch im Salon weiß dies kaum zu beantworten; aber der Tieger im glühenden Sande der Wüste, der Vogel im Dickicht des Baumes und der Mensch aller Zeiten und Länder, der noch an der Brust der Natur liegt, wissen es.

Ueber den traurigen, leblosen Karst, für den vergeblich ein milder Himmel sich wölbt, fuhr ich nach dem Isonzo, schiffte Nachts über den Fluß, ging durch Palma und mit Anbruch des Tages über den Tagliamento. Bevor es Mittag wurde, hatte ich auch die Piave und Treviso, in den Jahrbüchern des Krieges vielgenannte Namen und einer schönen Stelle in denen des Friedens würdig, erreicht. Ich gestehe, daß der Eindruck des Landes jenseits des Tagliamento mir ein wohlthätiger war. Das Grün der Felder und Hecken in dieser frühen Jahreszeit, der sanfte Schmelz der Mandelblüthen, die Rebenguirlanden von Baum zu Baum, die sorgsame Bearbeitung des Bodens, die zahlreichen Gebäude und Landhäuser, die schönen Straßen, die milde Luft, wirkten erheiternd auf mich und beschäftigten angenehm Aug' und Gedanke.

Noch an dieſem Tage erreichte ich Padua. Wie ſchmutzig iſt dieſe einſt ſo glänzende Brenta! Wie öde Padua ſelbſt mit ſeinen vielen, großen Gebäuden!.... Es wurde mir enge in den langen, leeren Straßen und unter den mächtigen Säulengängen. Da rührte ſich etwas neben mir. Es waren einige Menſchen, die von Marionetten ſprachen. Ich folgte ihnen und kam in ein Theaterchen, wo vor wenigen Zuſchauern mit großer Kunſtfertigkeit viel ſpaßhafter Ernſt mit dieſen Puppen getrieben wurde. Harlequin erntete am öfteſten Beifall ein, wie dieß meiſt in der Welt zu geſchehen pflegt. Pierot, ein Sinnbild mancher veralteten Syſteme, war langweilig wie dieſe. Viele goldgeſtickte Herren und geſchmückte Damen hüpften hin und her, und thaten groß und waren klein. Mich drückte die Vergleichung, und ich ging, bevor das Stück zu Ende war.

Das Land wird ſchöner, je tiefer man in daſſelbe ſich einſenkt. An den euganiſchen Hügeln vorüberfahrend, die ich vor ſieben Jahren beſucht hatte, wie hätt' ich Petrarca's nicht denken ſollen und wehmüthiger Bilder, die für mich an dieſe Blumenhügel ſich reihen? — Berg und Thal ſind Hieroglyphen des Herzens. — Ueber die Etſch ging ich in das Flachland von Rovigo, und weiter über den majeſtätiſchen Po.

„Rè degli altri, superbo, altero fiume,
Che 'ncontri 'l Sol, quando e' ne mena il giorno!"
(*Petrarca. CXXVIII. 1 v.*)

Mittags erreichte ich Ferrara, aus deſſen Palläſten und hochgethürmter Burg, die mit tiefen Waſſergräben von der gleichebenen Stadt ſich ſondert, eine ſtolze Vergangenheit ſpricht. Ueber ſchlechter gehaltene Wege, durch blühenderes, aber nicht reicheres Land eilte ich dann ſchnell nach Bo-

logna, einer Stadt, die für Könige erbaut ſcheint, und wo jeder Pallaſt ein Tempel der Kunſt iſt.

Ermüdet, wie ich bin, nur noch den innigſten Gruß! Ich will Ruhe ſuchen. Ruhe?...

Rimini, am 11. April 1831.

Ich flog nach Rimini unſern Truppen entgegen, die von Ancona zurückkehrten. Wenn in den joniſchen und lydiſchen Fluren die Natur ſtolzere Haltung bewahrt, und die Phyſiognomie der Gebirge die erhabenere Mutter verkündet; wenn am bythiniſchen Olymp die Vegetation üppiger wuchert und am geſegneten Nil ſaftvolleres Grün die unvergleichbaren Ufer ſchmückt; wenn Cretas und Arkadiens Thäler mit Roſenguirlanden durchflochten ſind und ein anmuthigerer Himmel über die heilige Athen ſich wölbt: ſo prangt dagegen der herrliche Garten, der zwiſchen den Apenninen und dem adriatiſchen Meere ſich hinbreitet, mit einer ſolchen Menge von Städten, Orten, Schlöſſern und Villen, und jede Fußbreite Landes legt den Fleiß des Bebauers ſo ſichtbar dar, daß Reiſen darin ein Luſtwandeln wird, deſſen Genuß weder Verlaſſenheit und Oede, noch Mühen und Beſchwerden beeinträchtigen und ſtören.

Ich verweilte nur ſo lange in Bologna, als ich bedurfte, um den Cardinal Legaten Oppizzoni zu ſprechen. Ein paar freie Stunden brachte ich in der Arena zu, wo die Geſellſchaft der Kunſtreiter Deſorme eine Vorſtellung gab. Wie viel der Menſch doch wagt, um ſein Biſſchen Brod zu verdienen, und wie ſelbſt die Gefahr ihm Befriedigung werden kann. Glücklich, wer dazu verdammt, auf

dieſe Weiſe mit ſeinem Schickſale ſich abfindet! ... Eine Norwegerin, Johanna Flamm, hob mit ihren Haaren eine Laſt von ſieben Centnern, und dann ein lebendiges, geſatteltes Pferd empor. So erſtaunlich dieſe Kraftanſtrengung, ſo unangenehm war ſie mir. Dem Weibe geziemt Ruhe, Milde und Hingebung; ſeine Kraft liebt die Außenzeichen der Schwäche. Männliche Weiber ſind Verirrungen der Natur.

Rimini iſt von Bologna ſechzehn Meilen entlegen. Die Straße führt längs dem Abfalle der Apenninen durch herrliches Land, das gegen Oſt als unabſehbare Ebene bis an das Meer ſich verbreitet. In langen Linien durchziehen die mit Reben verſchlungenen Bäume das Feld. Häuschen und Kirchen reihen ſich ſchattenſuchend daran. Die gehobenen Straßen und Wege, die geregelten Waſſer gleichen eben ſo vielen Lebensadern. Von der Ebene ſchwingt ſich der Anbau hinauf zu den ſanftgerundeten Hügeln, die mit Kirchen und Ruinen, mit Häuſern und Bäumen gekrönt ſind. Dunkle Cypreſſen, dieſe Bäume voll Ernſt und Schweigen, womit die alte Welt, und heutzutage das Morgenland die letzte Stätte der Lieben zu zieren pflegte und pflegt, ragen über dieſe Kirchen, Ruinen, Häuſer, Bäume in den reinen Aether empor, und weiſen aufgerichtet nach dem Himmel. Der Apennino della pomma und ein ſüdlicherer Gipfel hatten noch Schnee, was mit dem Grün der Flur und mit der Fülle von Blüth[illegible] im Vordergrunde, einen reizenden Gegenſatz gab.

Der erſte größere Ort, den man erreicht, iſt Imola, das an 8000 Einwohner zählt. Alle Gebäude der Hauptſtraßen haben Säulengänge, ſo wohlthätig in dieſem Klima gegen Sonne und Regen. In der Auguſtinerkirche ſteht das Bild des gekreuzigten Heilands, ein geſchätztes Werk

des Bologneſers Mart Antonio Franceschini, Schülers des Bibiena und Cignani, in und außer Italien viel bekannt. Wie ſehr ich auch den Reichthum, die Vielſeitigkeit und, wenn ich ſo ſagen darf, die Raſchheit in den Darſtellungen dieſes Meiſters liebe, wie gerne ich die Sicherheit ſeiner Zeichnung, die Anmuth und das Leben ſeiner Farben anerkenne, ſo iſt er in Gedanke und Ausführung mir dennoch zu oberflächlich. Die eigentliche Kunſtweihe ſpreche ich ihm ab, die tiefergreifende, ſeelenerhebende oder beſchwichtigende Kraft, die den Menſchen auf ſeine Beſtimmung zurückführt, ihm einen Schild gegen den niedertretenden Hochmuth der Welt darreicht und ihn ſchöner im Herzen, beſſer und glücklicher macht. Gering iſt die Zahl der wahren Meiſter der Kunſt, wie überhaupt diejenige großer Menſchen gering iſt. Seit ſechstauſend Jahren, wie viele Namen hat denn die Geſchichte bewahrt, und von dieſen wenigen die meiſten, was ſind ſie, als todte Ueberſchriften und Nothbehelfe der Schule? Aus den unzählbaren Millionen, welche dieſe Erde bedeckt haben, und in mannigfachen Verwandlungen noch bedecken, wie wenige, ach, ſchreiten als lichte Engel durch die Nacht der Zeit! Der Anwurf von Ruhm und Ehren, den die Gegenwart mit verſchwenderiſchen Händen gibt, fällt oft im nächſten Jahrzehend ſchon ab; die goldnen Inſchriftstafeln, dieſe ärmlichen Brücken über den Strom der Vergänglichkeit, reichen kaum von einer Welle zur andern, und das ſtolzeſte Leben ſinkt zu dem geringſten ins Grab.

Heiterer noch als Imola iſt das zweitnächſte Städtchen, Faenza. Gleich außer dem einen führt über den Gießbach Santerno eine majeſtätiſche Steinbrücke, auf Befehl des Cardinals Rivarola vor fünf Jahren erbaut. Halbwegs kommt man durch das ummauerte Städtchen

Campo Bolognese und über den Senio. Faenza hat viele Palläſte. Es zählt, die Vorſtädte eingerechnet, an 18,000 Seelen. Freundliche Gärten und Spaziergänge umgeben es. Mitten im Schatten, am Kanal Naviglio, auf geringe Entfernung von der Stadt, findet man ein Klöſterchen der Kapuziner und in dieſem eine Madonna mit dem Kinde, von Guido Reni. Es liegt etwas Hochmüthiges im Antlitze der Jungfrau, das weder zu ihr, noch zu dem ſanften Guido paßt. Es mag dieß Bild ſeiner erſten Zeit angehören, da er noch nach Calvart und Carracci malte; vielleicht auch nur ſeiner Schule. Wie herrlich, wie unübertrefflich ſchön iſt dagegen eine Aſſunta von demſelben Meiſter in der Kirche zum heiligen Hieronymus in Forli! Die Jungfrau, unſäglicher Ruhe voll, ſchwebt in Glorie, das Haupt getaucht in Sonnenglanz, durch den die Sterne ihres Ruhmes ſchimmern. Engelchen ſtreben aus den Lichtwolken, ſtaunend und anbetend hervor und begleiten ſie in ihrem Schwunge. Die Füße ruhen auf dem wachſenden Monde, den zwei geflügelte Engel den dunklen und dichten Wolken des Irdiſchen entheben. In Geſtalt, Antlitz, Haltung und, vor Allem, im Munde liegt ein Ausdruck der Jungfräulichkeit, den nicht Raphael noch Correggio, den ſelbſt die Natur nicht überbieten könnte. Titians Aſſunta, die zu Venedig ſteht, iſt größer gedacht, aber nicht edler; in Zeichnung und Farbe ſtehen beide gleich hoch.

Forli hat eine Malerſchule. Ich ſah fleißige Arbeiten darin, aber aller Richtung war eine gemeine. Das heilige Feuer iſt erloſchen! — Ein großes und einfaches Bild des Guercino, Johannes in der Wüſte, ſteht dort; ein anderes, eine Annunziata in der Kirche S. Filippi. Werke von demſelben Meiſter ſah ich in den Palläſten Paulucci und Merenda. Forli iſt ein mit Wall und Graben um-

gebener, ſehr anſehnlicher Ort von 23,000 Einwohnern. Mir ſchienen die Leute da beweglicher, kecker, auch ſchöner als in Bologna und überhaupt in dem Theile von Italien, den ich ſo eben durchreiſet habe. Zwar wieſen die Männer auch da wenig Haltung, Geiſt, Muth und wenig edlen Ausdruck in ihren Zügen; die Frauen aber ſprachen Theilnahme an durch Milde und Melancholie, die, ſelbſt wenn ſie lachten, nie ganz aus ihrem Antlitze verſchwand. Dieß Geſtändniß vergeblicher Sehnſucht, dieſe Klage, die ſo lange als das Leben ſelbſt dauert, iſt eine der traurigen Früchte, nicht der Civiliſation überhaupt, ſondern der moraliſchen Verzerrung, die wir mit dieſem Namen belegen. Es würde zu weit führen, dieß zu erklären, aber die Vergleichung der morgenländiſchen Völker, mit denen des Abendlandes, liefert einen ſprechenden Beweis. Man verläßt die Natur nicht ungeſtraft.

Eine vierfache Pappelreihe begleitet die Straße nach dem Ronco, einem Waldſtrom, der ſeine Verheerungen weit ausbreitet, und über welchen, den Trümmern einer mächtigen Steinbrücke zur Seite, eine demüthige Holzbrücke führt. Durch wunderſchönes Land kommt man weiter nach Forlimpopoli, einem kleinen, ummauerten Orte, der, wie alle dieſes Landes, auch in ſeinen geringern Bauten Styl zeigt. Bevor man Ceſena erreicht, geht man über den Savio, der aus einem nahen, mit Bergſchlöſſern gekrönten Thale der Apenninen mit raſchen Wellen hervorbricht. Die Brücke darüber iſt ein prachtvoller Bau, und die Straße ſo geführt, daß er in der günſtigſten Lage geſehen wird. Ceſena, von einem Caſtell ſchöner Zeichnung und kräftiger Maſſe überragt, lehnt ſich an einen reichbepflanzten Hügel. Im Pallaſte Chiaramonti findet man die Büſte der Weis-

heit, von Canova; im Pallaſte Guidi ein paar Guercino und einen Raphael aus erſter Zeit.

Von dort ſind noch zwei Poſten nach Rimini. Man kommt über den Rubicon, der die Geſchichte des größten Reiches der Welt wie ein Riß durchzieht. Dieſer Gießbach entſtrömt einer weit aufgeſchloſſenen, in dunkle Maſſen ſeltſam gebrochenen, mit Ruinen bedeckten Schlucht, nahe am Gebirge von St. Marino. Sein Bett iſt ein paar hundert Schritte breit. Er drängt ſich mit vielen Windungen an St. Vito vorüber, das, beherrſchend, mit Triumphbogen, Schloß und Kirche, auf der Höhe des rechten Ufers liegt. Der Mann des Senates konnte aus weiter Ferne den Dictator heranrücken ſehen, der über die Leiche Roms zum Tempel des Nachruhms aufſtieg.

Rimini hat 18,000 Einwohner und gleicht den übrigen Städten an maleriſchem Ausdruck, an Maſſe und Styl der Gebäude, und im Leben und Treiben des Volkes. Doch hat es die Gunſt der See! Ich ſchwelgte im Anblick dieſes befreundeten Elementes, an das nur große Maßſtäbe paſſen. Von der äußerſten Spitze des Dammes, der hinaus in die See greift, den kleinen Hafen deckend, komme ich ſo eben. Ich ließ den letzten Glanz der Sonne auf den Wellen ſterben. Aus dem Dunkel, das ihn verſchlang, ſtiegen die Erinnerungen geiſterbleich empor und verrannen in einander, wie morganiſche Bilder. So lag ich oft auf dem Geſtade, Salamis gegenüber, und ſo auf den Hügeln von Troja. — Gute Nacht!

Ravenna, am 11 April 1831

Unter den Dichtern, deren Natur und Ausdruck eine große Gewalt über mich geübt haben, gehört Byron. — Die Stimmungen, die manchem andern, der mir sonst lieb gewesen war, und es auch noch ist, den Zugang zu meiner Seele verschließen, wiederholen sich leider in mir nach immer kürzern Zwischenräumen. Es gibt aber keine, in welcher Byron nicht mein Herz fände, wie der Klang der Muttersprache das Herz des unter fremden Völkern Wandernden findet. Ich vertheidige die Ansichten dieses Mannes nicht, der alle Tugenden und alle Laster seines Jahrhunderts in sich lebendig darstellte, und noch weniger sein Leben. Aber auch ich bin ein Sohn dieses Jahrhunderts, wie natürlich also ist zwischen uns der unzerreißbare Faden der Sympathie, der überdieß in dem Treiben auf der See des Lebens so oft an die Oberfläche schlug. Früh schon verband mich der Zufall mit zwei Freunden Byron's, Otway und Finley, wovon ich den einen seitdem ganz aus den Augen verloren habe, und mit dem andern manche Schicksale in Griechenland theilte. Der Ort, den ich in diesem Lande zuerst betrat, war eben derjenige, wo Byron seine letzten Tage verlebt hatte, Missolunghi; und das Zimmer, worin ich dort verweilte, dasjenige, wo wenige Wochen früher der Dichter der Last seines Lebens enthoben worden war. Auf den Ruinen von Athen schloß ich Bekanntschaft mit einem seiner liebsten Begleiter, dem Grafen Gamba, Bruder eben der Gräfin Guiccioli, welche den Lord an Ravenna gefesselt, und dessen Herz so lange besessen hatte. Erbe von dessen Wünschen und Opfern für Griechenland, ging Gamba bald darauf nach Argos und Nauplia,

wo wir uns wieder ſahen, und er den Tod fand. Auf aſiatiſchem Boden, unter den Cypreſſen von Burnabat, an dem Ufer des Meles, führte mir der Zufall einen der Diener Byron's entgegen, einen Unglücklichen, von Mißhandlungen durch Seeräuber, von dem Schrecken der Niedermetzlung eines Bruders, und vom Verluſte der ganzen Habe mit zeitweiſem Wahnſinne geſchlagen, der, das Mitleid der Türken zur einzigen Stütze, Gräber zur Wohnſtätte, und Gottes freien Himmel zum Dache, ſchon über ein Jahr dort ein ſtummes Leben hingebracht hatte, und den ich aufnahm, und zu den Seinigen nach Italien ſandte. In Egina traf ich mich mit dem, „Maid of Athens," in deſſen bleiche Wangen das Schickſal des Vaterlandes und das eigene tiefe Furchen gezogen hatten, und in deſſen dunkeln Haaren der Kranz aus Narziſſen wie ein Leichenſchmuck glänzte. Dort auch und an ſo manchem andern Orte Griechenlands lebte ich, mitten im Getriebe von Krieg und Elend, wochen- und monatelang während ſechs auf einander folgender Jahre mit Alexander Maurocordato, dem Manne, den aus allen Griechen Byron am meiſten geſchätzt hatte. Eine Sammlung ſeiner Werke, von dieſem, ſchon da er krank war, jenem gegeben, iſt ein Geſchenk noch in meinen Händen.

Aber nicht dieſer durch ein Drittheil meines Lebens geſponnene Faden von Zufällen (ach, ich lege keine Läſterung in dieß Wort!), das feſtere Band iſt die ähnliche Empfindung, und das in mancher Beziehung ähnliche Schickſal. Aus der Kenntniß ſo vieler herrlichen Elemente für Glück hienieden, und aus dem Anblicke der Stellung, wozu der Stand der Welt ſie verdammt, iſt auch für mich das Ergebniß:

„The very knowledge that I lived in vain
That all is over on this side of grave" ...

Aber wozu dieſe Einleitung, die mich fortreißt, als hätt' ich nichts anderes zu ſagen in dieſem Briefe? — Ja nun, ſie ſoll erklären, warum ich Ravenna beſuchte. Wahrhaftig, was mich hieher trieb, waren weniger der alte Name und die ſonſtigen Eigenheiten dieſer Stadt, als der Wunſch, auch dieſe Stelle zu ſehen, auf der Byron lebte. Es liegt für mich ein unvergleichlicher Genuß darin, durch die Gaſſen zu wandeln, durch die ein mir wichtiger Menſch wandelte — die Häuſer zu beſehen, auf denen auch ſein Auge geruht hat — das Thor, die Treppen, den Boden der Säle zu betreten, die ſein Fuß betrat — die Flur, die Bäume, den Himmel zu betrachten, die ſeinem Blicke ſich dargeboten haben! Das ſucht' ich, das trieb mich. Iſt dieſes Schwelgen der Phantaſie eine der Jugendſchwächen noch, ach, ſo bringt ſie dafür ja auch Jugendgenuß! —

Der Weg von Forli führt längs dem tiefeingeſchnittenen Ronco auf einem Damme bis nahe an die Stadt. Das Land, das man zu beiden Seiten unter ſich hat, gleicht den ſchon beſchriebenen Gegenden. Es prangte in Blüthen und Grün, und die Dünſte, die aus der See ſich hoben, ſtellten ein Nachbild von blauen Bergen hin, und gaben der Landſchaft den ergänzenden Halt. Die Stadt, ſobald man ihr auf ein paar Miglien genaht iſt, blickt mit vielen Thürmen, worunter ein geneigter, wie im Falle feſtgehaltener nicht fehlt, aus einer Fülle von Bäumen hervor, beginnt mit armen Häuſern, und zeigt endlich Reihen von Palläſten, wie die übrigen Städte des Landes, denen ſie überhaupt an Bau und ſonſtiger Beſchaffenheit gleicht. Die Beſatzung, eine Abtheilung unſerer Dragoner, hatte ein paar Tage früher Ravenna geräumt. Ich fuhr nach dem Palazzo Pubblico, einem majeſtätiſchen Gebäude an dem Hauptplatze, um den Gonfaloniere der Stadt zu ſprechen.

Dann ließ ich mich nach dem Albergo della Spada bringen.

Ich hatte mir in Ravenna eine alte, finstere Stadt erwartet; sie ist aber nichts weniger als das. Die meisten Gassen sind hinlänglich breit und licht; die meisten Gebäude haben neues Ansehen. In einigen Kirchen und Resten zeigt sich alter gothischer Styl mit demjenigen gemischt, der aus römischer Zeit in das Jahrhundert Theodorichs herüberlebte. Die Vermischung schadete beiden, und ist der Stempel der Barbarei. An den Palazzo Pubblico lehnen sich solche Reste, acht Granitsäulen, einem Porticus angehörig, den der gothische Eroberer hatte herstellen lassen. Vor demselben, auf dem Platze, tragen zwei antike Säulen die Schutzheiligen der Stadt, Apollinaris und Vitalis, und zwischen beiden ist auf hohem Piedestale die kolossale Statue Clemens XII., ein Werk des Antonio Braccio.

Die Kathedrale ist ein Bau des vorigen Jahrhunderts, über Trümmern der Kirche errichtet, die, dreizehnhundert Jahre früher, von dem Erzbischof Orso erbaut worden war. Sie enthält vier Gemälde noch lebender Meister, die unsrer Zeit Ehre machen, obwohl sie von dem Fehler derselben, des zu sichtbaren Trachtens nach Wirkung, nicht frei sind. Das erste, von dem Römer Giovacchino Serangeli, stellt den heiligen Severus vor, im Augenblicke, da er, seines nahen Todes durch eine Erscheinung gewiß gemacht, ins geöffnete Grab niedersteigt; das andere, von dem Florentiner Giuseppe Colignon, zeigt den heiligen Apollinaris, der den Tempel des Apollo in Trümmer wirft; das dritte, von dem Aretiner Pietro Benvenuti, gibt den heiligen Crisologo, wie er zu Imola während der Messe todt in die Arme seiner Gefährten sinkt; im vierten endlich malte der Römer Camuccini den hei-

ligen Orſo im Begriffe die von ihm erbaute Kathedrale einzuweihen. Weit überbieten einige Mauergemälde von Guido Reni und ſeinen Schülern die erſtgenannten Arbeiten. Der größte Kunſtſchatz dieſer Kirche iſt eben ein Werk Guido's, Moſes und die Iſraeliten, wie ſie das Manna ſammeln, ein ſchwer zu behandelnder und doch meiſterhaft ausgeführter Gegenſtand. — Reich an Marmor und Moſaiken, im Style derjenigen der Markuskirche zu Venedig, iſt die Baſilika zum heiligen Vitalis, ein gothiſcher Bau aus dem ſechsten Jahrhundert. Kaiſer Juſtinian und ſeine Gemahlin Theodora Auguſta, in Moſaik gearbeitet, dünn und ſtarr, ſchreiten, wie Geiſter an der Wand hin, und belegen den tiefen Verfall ihrer Zeit. Faſt alle übrigen Kirchen, deren es im Ganzen 24 gibt, ſind voll antiker Säulenſchäfte aus Granit, Verdeantico oder koſtbaren Marmor, ſchon von den Römern aus Griechenland oder aus Aſien herübergeſchleppt, erſt in den heidniſchen Tempeln, nun in den chriſtlichen Kirchen dienend, und mit barbariſchen Knäufen gekrönt. Die ältern dieſer Kirchen haben die Wände mit Moſaik bekleidet. Alle ruhen nur auf einer ſchwachen Grundlage feſten Bodens, ja bei vielen hat das Pflaſter um mehrere Fuß erhöht werden müſſen, weil das Waſſer bereits über die Fläche deſſelben gedrungen iſt. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn plötzlich die halbe Stadt verſänke, ſo ſchwammig und ſo dünn iſt die Rinde, worauf ſie ruht. Früher oder ſpäter wird dieſes ihr Loos ſeyn.

Monumente, die wegen ihrer Namen erwähnt zu werden verdienen, ſind das Mauſoleum, worin die Kaiſerin Galla Placidia, Tochter Theodoſius des Großen, Honorius II. und Valentinian III. in Särgen ſchlechten Styles beigeſetzt wurden, und dasjenige des Gothenkönigs Theo-

dorich. Das letzte, auf Entfernung von einigen hundert Schritten öſtlich vor der Stadt gelegen, iſt viel beſprochen und geprieſen worden. Es iſt eine Rotunda, die ein Achteck zur Grundlage hat, ſpätrömiſchen Styles und ſchlechten Gefüges, und erſchien mir weder ein großartiger, noch ein prachtvoller Bau, ſondern ein barbariſcher, der den ſieghaften Fremdling als einen Diener der Beſiegten zeigt. Das einzige, was Kraft darlegt, iſt die Kuppel, 4 Fuß 3 Zoll Wiener Maß hoch, 2 Fuß 3 Zoll dick, und mit einem Durchmeſſer von 28 Fuß 7 Zoll, aus einem einzigen Steinblocke beſtehend. Der untere Theil dieſes Grabtempels iſt bereits von Waſſer angefüllt.

Nicht ferne davon ſtehen die Reſte eines von den Venetianern im Jahre 1457 erbauten Caſtells, und zieht der ſchöne canale naviglio vorbei, welcher die Stadt mit der See verbindet. Er iſt ſieben Miglien lang, und führt durch den herrlichen Pinienwald, der auf eine Länge von 25 Miglien mit wechſelnder Breite das adriatiſche Geſtade begleitet und Ravenna gegen das Eindringen der See vertheidigen hilft. Dieſe, auf der ganzen Entwicklung der Küſte des Mittelmeeres einzige Anlage beſtand zu Theodorichs Zeiten ſchon in vollem Wuchſe; das Verdienſt derſelben gehört alſo wahrſcheinlich den Römern.

Ich ſollte wohl Einiges ſagen über die Akademie der Künſte, la Classe genannt, die ein paar Guercino und ein großes, durch Feuchtigkeit ſehr verdorbenes Wandgemälde von einem mittelmäßigen Meiſter, Lucas Longhi, enthält, auf den ſich die Ravennaten viel zu gut thun; auch könnte ich über die Bibliothek, über mehrere antike Basreliefs, Inſchriften und Urnen, über die wenigen Reſte des Pallaſtes Theodorichs ſprechen, aber ich eile zu einem andern Mahle, das, ohne Kunſtwerth, Pracht oder Größe,

eines der merkwürdigſten Italiens iſt, denn es trägt einen der Namen, welche die Geſchichte ganzer Reiche und Völker überleben, oder mit ſich über dem Abgrunde der Vergeſſenheit ſchwebend halten; Dante's Grab iſt es, von dem ich reden will.

Ich maße mir nicht an, Dante ganz zu begreifen, da ſelbſt ſeine Landsleute nicht damit zu Ende kommen. Bilder, die aus der Seele eines Mannes aufſteigen, der, wie der Pyramiden eine auf dem Boden von Memphis, ſo auf demjenigen Italiens ſteht, ſind dem ſchwachen Auge kaum zu enträthſeln; aber es ſieht ihre Umriſſe, ihre Größe. Viele Stellen Dante's, für alle Zeiten und alle Geſchlechter wahr, haben mich wie Zauberworte getroffen, und mit ſich fortgeriſſen; andere erſcheinen mir, wie mit Hieroglyphen geſchrieben, oder mit ſeltſamen, unverſtandenen Zeichen, wie die Vorwelt deren hie und da in Felſen grub. — Ravenna hatte den Verbannten aufgenommen, und war ihm ein zweites Vaterland geworden; Ravenna ſah auch dieß glühende Auge brechen, und gab die letzte Ruhe der Bruſt, in welcher Himmel und Hölle im engen Bunde zuſammen gewohnt hatten.

„Silenzio pose a quella dolce lira
E fece quietar le sante corde.“

Ueber dem Sarge Dante's ließ, anderthalb Jahrhunderte nach deſſen Tode, der Venetianer Bembo ein Mauſoleum wölben, und darin des Dichters Bild aufſtellen. Da iſt es noch; aus Marmor halberhoben gearbeitet, einfach, ſtreng, gewiß ſehr ähnlich! — darunter und an den Seitenwänden ſtehen Inſchriften, an denen, außer dem Namen Dante, kein nothwendiges Wort iſt.

Wenn ich mir Byron vor dieſem Bilde ſtehend, den

müden Arm auf dieſen Sarg gelehnt, denke, ſo ergreifen mich Rührung und Schweigen bis tief in die Seele! —

Bologna am 15. Mai 1831

Da fällt mir ein, daß ich Dir ja nicht einmal noch ein Bild von Bologna gemacht habe. Denke Dir eine Ebene, mit Bäumen wie mit Wellen der See überdeckt und nach der einen Seite unabſehbar wie dieſe, daraus wie Maſten der Schiffe hie und da Thürme ragen, und wie Segel im Sonnenſcheine weiße Gebäude glänzen. Nach der andern Seite bildet der letzte Abfall der Apenninen die Grenze, eine Reihe von Hügeln, bis zu oberſt in Grün getaucht und mit vielen und allerlei Bauten wie mit Perlen eingelegt. An dieſe Hügel lehnt ſich die Stadt, die viele Warten und Thürme und neben dem höchſten einen ſchiefgeneigten weit in die Ferne ſehen läßt und dadurch recht abenteuerlich anſpricht. Fährt man durch eines ihrer zwölf Thore, ſo findet man herrliche Säulengänge zu beiden Seiten, und kömmt zwiſchen ein Paar hundert Palläſten, eben ſo vielen Kirchen und einigen tauſend Häuſern durch lange Straßen, die nach dem Hauptplatze in der Mitte der Stadt führen. Dieſer von fünf Gebäuden eingefaßt, den Palläſten der Gemeinde, des Podeſtà, des Regiſtro und der Scuole, dann von der Kirche zum heiligen Petronius, weiſet die einſtige Macht und Würde dieſer Stadt. Schwarz wie die Trauer und wie die Zeit, iſt die allgemeine Farbe dieſer Gebäude, und ernſt ſchaut von dem Thorgeſimſe des Gemeindepallaſtes das rieſige Standbild des Schutzheiligen und erſten Biſchofs, des heiligen Petro-

nius, auf den Trödelmarkt und auf die lumpige Menge nieder, die den Platz füllt und auf die sieben faſt 300 Fuß langen Stufen der Kirche. Ein öffentlicher Brunnen mit einem koloſſalen Neptun aus Stein, vor bald 300 Jahren für 70,000 Scudi d'oro aufgerichtet, ziert den einen Zugang des Platzes. — Mir wurde die Wohnung im Palazzo Caprara, in denſelben Zimmern angewieſen, die einſt Napoleon bewohnt hat, und wo noch alle Meubles die Krone und das N tragen. So lebt der Beduine in den Tempeln von Theben.

Die Kirchen, ohne den Ernſt unſers Domes zum heiligen Stephan zu erreichen, oder die Scalzi in Venedig an Pracht, S. Giorgio an Licht und Klarheit zu überbieten, überraſchen zum Theile durch Breite und den rieſigen Plan ihrer Anlage, wie z. B. die Petroniuskirche und die zum heiligen Dominicus, oder durch Reinlichkeit und Friſche wie die Kathedrale, die Kirche zum Erlöſer, die zum heiligen Paulus u. a.; alle aber erfreuen durch die Meiſterwerke des Pinſels, die aufzuzählen zu ſchleppend würde. Was bei uns das ſchönſte Bild für eine ganze Stadt wäre, findet hier nur in der Claſſe des Mittelmäßigen Platz, und es iſt kaum ein Kirchlein ſo klein und abgelegen, daß es nicht den Fleiß, die Frömmigkeit und die Kunſtweihe der Bologneſiſchen Schule in irgend einem Werke bezeuge. Mit ſehr geringer Ausnahme ſteht die Sculptur in allen Tempeln und Palläſten tief der Malerei nach. Wie verdienſtlich auch einige Arbeiten der Cinquecentiſten in dieſem Fache ſeyen; der Genius der Schönheit leitete ihre Hand nicht. Die Baukunſt triumphirt mehr in den Palläſten als in den Kirchen, wohl deßhalb, weil gerade die anſehnlichſten der letzten nicht vollendet ſind. Die Enkel ermüdeten an dem Werke der Väter. Der Aufwand an Marmor, an Ver-

goldung, an Edelſteinen, an Arbeiten in Erz, an Moſaiken in Stein und Holz iſt groß.

Mehrere der Kirchen und Klöſter ſind nun verlaſſen, in Magazine umgewandelt; andere verfallen. Die Werke der Caracci und ihrer Schüler bleicht die Sonne, frißt der Regen und beſudelt der muthwillige Pöbel. Auch die weiten Hallen der Palläſte werden einſam, und die prunkenden Mauergemälde des Colonna, des Brizzi und Cavedone belegt der Staub und decken die Spinnen mit ihrem Gewebe.

Die Petroniuskirche, ein Bau des XIV. und XV. Jahrhunderts, ſollte eine Kuppel tragen, 400 Fuß hoch, alſo nur um 70 Fuß niedriger als die Spitze unſers Stephansthurms. Dieſer kecke Gedanke ſchreckte die Enkel und blieb unausgeführt. Girolamo di Treviſo, Brizzio, Parmegianino, Hannibal Carracci und andere Meiſter ſchmückten die Altäre mit ihren Werken, Giacomo da Ulma und Buonarotti die Capellen mit Glasmalerei. Der Vergleich der Arbeiten dieſer Beiden befeſtigte mich in der Ueberzeugung, daß die Glasmalerei ganz eigentlich zum gothiſchen Style paſſe und folglich auch nur innerhalb der Grenzen des ſtrengen Geſchmacks der alten Schulen ſich bewegen dürfe. Die Fenſter Buonarotti's, obwohl an Zeichnung edler und reiner, als diejenigen des deutſchen Meiſters, und dabei voll Kraft und Ausdruck, ſtehen an Wirkung dennoch dieſen nach, eben weil darin einem bewegteren Style die Ruhe und Strenge des alten aufgeopfert wurden.

Die Kathedrale der Stadt iſt dem heiligen Petrus geweiht, ein klarer, und im Innern mit Pracht ausgeführter Bau aus dem XVII. Jahrhundert, woran die Außenſeiten, beſonders die vordere, viel zu wünſchen übrig laſſen.

Die korinthiſche Ordnung herrſcht in den Knäufen und im Fries. Die Hauptcapelle iſt in Bezug ihrer Verzierungen eine der ſchönſten, die man ſehen kann. Die Vergoldungen ſind reich, mit Geſchmack und Feinheit angebracht, und der Pinſel der Carracci adelte die Beſtrebungen des Baumeiſters. Unter dieſer Emporkirche ſteht mit flachen und weitgeſpannten Bogen eine unterirdiſche, wahrſcheinlich ſchon im X. Jahrhundert begonnen.

Im Style der Kathedrale ſind die Kirchen zum Erlöſer, zum heiligen Paulus, zur Dreieinigkeit u. a.; in einem ältern, die großen Kirchen S. Giacomo maggiore, S. Bartolomeo di Porta Ravegnana, de' Servi, San Martino und S. Domenico. Die Kapelle in dieſer, wo die Gebeine des Heiligen liegen, überbietet an Pracht weit die reichſten Kirchen Deutſchlands. Ein mächtiges Gitter von Erz ſchließt dieſelbe; in großen Bildern, von Ludwig Carracci, von ſeinem Freunde Tiarini und von dem kecken Maſtelletta, ſind die Wunder des Heiligen an den Wänden dargeſtellt; Guido Reni, den an Anmuth wohl Wenige übertrafen, öffnete in der Kuppel das Paradies, wo die Jungfrau mit den Melodien des Himmels den Heiligen empfängt. Marmorſarg und Altar ſind frei in der Capelle aufgerichtet, beide verhältnißmäßig reichen und feinen Styles und glücklicher Ausführung. Michael Angelo, damals noch jung, arbeitete die Figur des heiligen Petronius, die über dem Sarge ſteht, und einen Engel auf der Evangeliumſeite des Altars; beſonders dieſer iſt mild, kindlich und doch ſtreng gehalten; ex ungue leonem. Lombardi zierte mit verdienſtvollen Basreliefs den Sarg, der ein Werk des Nicolo dell' Arca, und weit edlerer Zeichnung und Arbeit als das Sebaldusgrab zu Nürnberg, das vorzüglichſte Werk Deutſchlands in dieſer Gattung iſt. Der

Capelle des heiligen Dominicus gegenüber ſteht die faſt eben ſo prachtvolle der Madonna del Roſario, wo Guido Reni und ſeine geiſtvolle Schülerin Eliſabetta Sirani, die in der Blüthe ihrer Jugend durch Gift gemordet wurde, in einem und demſelben Grabe ruhen. Unter den Grabmahlen dieſer Kirche ſpricht einen Deutſchen wohl keines mehr an, als das des unglücklichen Königs Heinrich von Hohenſtaufen, Sohnes Friedrichs II. Dieſer junge Mann fiel während der ſchweren Kämpfe zwiſchen Kaiſer und Kirche, welche ſo viel deutſchen Blutes gekoſtet haben, an dem Schlachttage am Panaro, 26. März 1249, in die Hände der Bologner, welche im lombardiſchen Bunde zu den unverſöhnlichen Gegnern des Kaiſers gehörten. Das Archiv von Bologna bewahrt eine Ladung der Ritter Lambertino di Guido de' Lambertini, Michele degli Orſi und Lambertolo Buttrigari vor den Podeſtà, um Auskunft zu geben über die dem Könige auf dem Schlachtfelde abgenommenen Waffen und Gelder. Wahrſcheinlich waren es alſo dieſe Ritter, deren Nachkommen noch beſtehen, welche den König gefangen nahmen. Mit ihm fielen an 200 Ritter in die Hände der Feinde, und verbrachten zum Theile ihr Leben in den Kerkern der Guelfen in Bologna, wie die in eben dieſem Archive vorfindigen Liſten bezeugen. Der König ſelbſt blieb erſt in enger Haft zu Caſtelfranco und wurde am 24. Auguſt im Triumphe nach der Stadt gebracht; dort aber, im Palazzo di Podeſtà, verlebte er als ein Gefangener die Jahre ſeiner Jugend und ſeines Mannesalters, bis der Tod ihn aus der doppelten Haft befreite. Frà Salimbene, in ſeiner Chronik (Savioli Annali. 1249) ſchildert dieſen unglücklichen Fürſten als mittelgroß, ſchön, muthvoll, an Gaben des Verſtandes und der Erziehung reich. Der Grabſtein zeigt in erhobener Arbeit ſein Bruſt-

bild aus weißem Marmor; das Antlitz iſt jung und von langen Locken umwallt; die Rüſtung römiſch; ein Helm mit geflügelter Schlange deckt das Haupt.

Eine Kirche, die ihres Alters wegen Erwähnung verdient, iſt die zum heiligen Stephan, über den Reſten eines Tempels der Iſis im IV. oder V. Jahrhundert begonnen, eigentlich ein Verein einer Kirche mit mehreren unterirdiſchen Kapellen, in denen ſich ein Kalvarienberg und manches ſchöne, ſtille Bild der alten Schule befindet. Alle Kirchen ſind voll von Reliquien und wunderthätigen Bildern. In einer derſelben, zum Korpus Domini genannt, die mit ſchönen Fresken geſchmückt iſt, wies man mir eine Heilige, Catharina Vigri aus Bologna, die, mit koſtbarem Kleide angethan, ſchwere Ringe an den Fingern, in einer verſchloſſenen Kapelle ſitzt.

Alle Völker und Religionen haben das Bedürfniß, die Himmliſchen herunter zu ſich auf ihre Erde voll Elend und Jammer zu ziehen. Die Idee iſt ſchön, wie arm und klein auch oft die Ausführung ſich geſtaltet. Es liegt Troſt darin; wer hat das Recht, ihn zu nehmen, ſo lange er keinen andern dafür geben kann? Die Jahrhunderte des Elends ſind nur diejenigen des Spottes und des Unglaubens.

Vor ein paar Tagen, bei Gelegenheit des Feſtes der Madonna di San Luca, welche von einer Kirche außerhalb der Stadt in feierlichem Zuge in die Kathedrale getragen wird, und wo 20—30,000 Landleute nach der Stadt ſtrömten, betrachtete ich lange einen Mann, der, drei Kinder vor ſich, auf den Knieen lag, und mit einer Inbrunſt betete, welche der Strom und Lärm der Leute nicht zu mindern im Stande waren. Der Anblick rührte mich. Es lag ein Frieden auf der faltigen Stirne und eine kindliche Zuver-

ſicht in ſeinem warmen Auge, die ein geiſtiges Band zwiſchen ihm und den Kleinen ſchlang.

Das kleinſte Kirchlein in Bologna, obwohl nicht ſo klein als das zum heiligen Johannes dem Fiebervertreiber in Athen, wo der Geiſtliche, der die Meſſe lieſet, außerhalb der Thüre ſtehen muß, iſt dasjenige zur Madonna di Porta, welches an den Thurm Garisenda ſich lehnt. Dieſer Thurm, 130 Fuß hoch und oben wie unten 19′ ins Gevierte, macht mit dem wenige Schritte daran ſtehenden Thurm Asinelli eine höchſt abenteuerliche Gruppe, die das Monogramm von Bologna geworden iſt. Der erſtgenannte hat eine Neigung von etwas über 8′ Oſt und 3′ Süd, während der andere, faſt ſenkrecht zur Höhe von 260 Fuß emporſteigt. Beide tragen den Namen der Familien, die ſie bauten; beide werden auch aus einer und derſelben Zeit angegeben, nemlich aus dem Anfange des XII. Jahrhunderts, wo faſt jeder Ritter ſich eine Warte errichtete, und ſein Haus in eine Burg umſchuf. Bei den Kämpfen zwiſchen Adel und Bürgern, oder bei denen der Gibellinen und Guelfen wurden viele dieſer Thürme, manchmal auch durch Ausſpruch des Gerichtes, eingeriſſen; dennoch fehlt es an ſolchen noch heut zu Tage nicht, was der Stadt ein ritterliches Ausſehen gibt.

Die allgemeine Meinung iſt, daß der Thurm Garisenda ſchief erbaut ſey. Ein ſolcher Bau iſt eine Verzerrung des Geſchmackes; das beweiſet aber nichts gegen denſelben. Wenn ihn Erdbeben neigte, wie kommt es, daß die Chronik der Stadt nichts davon weiß, — daß kein anderer Thurm eine ähnliche Neigung erlitt, — daß die Mauern an keiner Stelle barſten? — In dieſem Falle müßte auch der Thurm Asinelli jünger ſeyn und dennoch nennt ihn die Geſchichte der Stadt gleichzeitig mit dem andern, ja ſie läßt

ihn ſogar um ein Jahr früher, im Jahre 1109 begonnen werden. Wenn er aber ſchief erbaut iſt, wie erklärt man ſich dann, daß die Gerüſtlöcher und alle Ziegellagen nicht wagrecht, ſondern der allgemeinen Neigung folgend ſind? —

Die Palläſte ſind zum großen Theile in dem edelſten Style ausgeführt, und beſonders Stiegen und Säle voll Majeſtät und Pracht. Tibaldi, Formigine, Buonarotti, Terribilia, Palladio, Torri, Tadolini und andere Baumeiſter haben gewetteifert im Großartigen und Dauernden. Die Carracci und ihre Schüler, und was die Sculptur an Meiſtern hervorbrachte, haben das Ihrige gethan, um dieſe Palläſte durch Fresken und Werke des Meißels zu ſchmücken. Wir haben in unſern Ländern nur ſchwache Beiſpiele ſolcher Bauten. Eine Eigenheit dieſer Stadt ſind die Säulengänge, womit nicht nur die meiſten Hauptſtraßen, ſondern ſogar die Wege zu einigen Kirchen außerhalb der Stadt geziert ſind. Hier, wo ob der Lage an den Apenninen Regengüſſe ſo häufig ſind und oft ſo plötzlich kommen, und wo auch wieder die Sonne eine große Gewalt übt, ſind dieſe Bauten eben ſo anſtändig als bequem. Bei den Griechen und Römern liebte man dieſe zweckmäßige Pracht ſehr; die Geſchichte und manche Ruinen, wie Alexandria, Antinoe, Palmyra, enthalten dafür den Beweis. Dort aber ſchnitt man die Säulen und Pfeiler aus Stein, während ſie hier meiſt aus Ziegeln zuſammengeſetzt und überkalkt ſind. Sie tragen barbariſche Knäufe, denen man nicht ſelten eine Eiſenfarbe zu geben pflegt. Der zierlichſte dieſer offenen Gänge in Bologna iſt derjenige der Kirche de' Servi, der längſte aber der von der Porta Saragozza mit 635 Bogen zur Kirche der Madonna di San Luca führende, welche auf der Spitze eines der ſchönſten Hügel in der Nähe der Stadt ſich befindet.

Ich will dieſe kurze Schilderung der Bauten von Bologna mit derjenigen der Certoſa oder des Friedhofes ſchließen, welcher der ſchönſte iſt, den ich bis jetzt in Europa geſehen habe. Die Weihe der Schatten, den Prunk der Farben, das Spiel der Waſſer, die Blumengewinde und vergoldeten Male orientaliſcher Grabſtätten wird man vergeblich auch hier ſuchen. Wir ſehen den Tod überhaupt finſterer an als der Morgenländer, nicht nur weil dieſer ſeine Himmel mit ſo heitern Bildern ſich ausſchmückt und ſo leicht zugänglich ſich vorſtellt, ſondern weil er überhaupt weniger zu thun auf der Erde ſich macht, alſo auch weniger als wir unvollendet hinter ſich läßt und mit geringern Sorgen ſcheidet.

Die Certoſa iſt ein groſſer, in vier Felder getheilter, mit Säulengängen umfangener und durchzogener Raum, an welchen die Kirche, Dienſtgebäude und mehrere Grabhallen ſich ſchließen. Diejenigen, welche ohne Mal bleiben, liegen in einem der vier abgeſondert für Männer, Frauen, Knaben und Mädchen beſtimmten Felder. Die Kinder der Adeligen und Wohlhabenden werden von Außen in die Mauer einer langen Halle eingeſchoben, während halbrunde an der innern Wand angebrachte Marmortafeln die zugehörigen Aufſchriften tragen. Die Halle erinnert an manche der egyptiſchen Mumienſäle und auch an einige der uralten Familiengräber, welche in Syrien und Paläſtina in Felſengänge gehauen ſind. Die Portiken endlich haben unter ſich kleine Grüfte, denen an der innern Wand des Porticus ein Monument entſpricht. Da ſtehen die Namen der meiſten jetzt lebenden adeligen Familien der Stadt, und Mal reiht ſich an Mal, aus Stuck, Marmor oder aus anderm Steine, oder auch nur gemalt. Durch einen Gemeindebeſchluß werden, der längern Dauer wegen, nun alle aus Stein gearbeitet,

und die gemalten nach und nach dieſem Beſchluſſe gemäß u ngewandelt.

Dieſe Anſtalt, die ſonach eine Schule der Sculptur werden kann, iſt etwa vor dreißig Jahren gegründet worden. Man ſieht zwar ein paar ältere Male dort; dieſe ſind aus Kirchen dahin getragen worden. Das ſchönſte der neuen Denkmale iſt dasjenige der Familie Caprara, von dem noch lebenden hieſigen Bildhauer Giac. de Maria. Einige Male für Künſtler ſind nur Ehrenmale. Aehnliche und zwar für berühmte Bologner ſoll ein Saal einſchlieſſen, der eben gebaut wird.

Im Vergleiche zu den großen Werken der Alten, iſt freilich dieſe Anſtalt nur ſchwach, und das Andenken, das man durch die darin aufgeſtellten Werke der Nachwelt übergibt, auf einen Grund geſetzt, der dem Andrange der Zeit kaum ein paar Jahrhunderte widerſtehen wird. Wie kindiſch aber auch der Wunſch, im Munde der fernen Nachwelt fortzuleben, wenn man ihr nichts als den Namen übergeben kann! Das unſterbliche Denkmal iſt die That, ob auch der Thäter vergeſſen oder ſein Name verwandelt werde. Auf wenige Grabmale aber kann man ſchreiben, was ein Grieche auf dasjenige des Euripides ſchrieb:

„Nicht dein Mal iſt dieß, Euripides, ſondern du ſeines.“ —

Recht inniges Lebewohl!

Bologna, am 18. Juli 1831.

Ohne irgend Jemanden meine Empfindung aufdringen zu wollen, und nur, um den nächſten Blättern eine Erklärung vorauszuſchicken, geſtehe ich, daß nichts in der Welt mich inniger anſpricht und dauernder feſthält, als die

Kunſt. Sie iſt das glückliche Kind des Himmels, das ohne Sünde gezeugt und ohne Schmerzen geboren wird. Ihr iſt unverwelkliche Jugend zu Theil. Sie allein iſt ganz und in jedem Theile ſie ſelbſt. Wiſſenſchaft iſt irdiſcher Abkunft; die Kunſt aber ein Funken von Oben.

In allen Künſten iſt die Kunſt eine und dieſelbe. Nicht alle aber haben gleiche Mittel, um ſie den Sinnen erfaßbar darzuſtellen und jede bewahrt im Ausdruck irgend einen Vortheil über die andere. Meinem Weſen haben Poeſie, Muſik, Malerei und Skulptur faſt bis zu gleicher Höhe zugeſagt, Poeſie und Muſik aber einen wenig glücklichen Einfluß auf mich geübt, weßhalb ich ſie fürchte, ohne deßhalb aufgehört zu haben, ſie zu lieben. Skulptur und Malerei haben mich nicht wie Geliebte, aber wie Freunde umfangen. Ihrem Umgange gebe ich im ganzen Vertrauen mich hin.

Wenn es keine Kunſt gäbe, ſo fiele die Blüthe vom Lebensſtamme ab. Man hat auch ſie, die Vertreterin des ewigen und nothwendigen Frühlings, heruntergezogen in den Schmutz des Marktplatzes; aber wie eine Daphne entwiſcht ſie da den lüſternen Händen und wird — nein, nicht zum Lorbeerbaume, ſondern zur nährenden Palme.

Bologna gibt viel in Bezug auf Malerei, und wenig in Rückſicht auf Skulptur. Ich habe von dieſer ſchon, was ich wußte, geſagt, und gehe nun zur andern über. Statt von Ort zu Ort, was nur eine zufällige Folge iſt, will ich Dich lieber von Meiſter zu Meiſter führen, aus der Kindheit in die Jugend, in die Jahre der Kraft und in die des Verfalles.

Oberflächliche Blicke gleiten leicht über die Verdienſte der Meiſter hinweg, die wir in der Malerei die alten zu nennen pflegen. Die Härte und die Fehler der Zeichnung,

die Armuth der Zuſammenſtellung und des Faltenwurfes, der Mangel an geometriſcher Klarheit und an Perſpectiv, die Trockenheit der Färbung verletzen oder ermüden uns. Stolz darauf, mehr zu wiſſen als diejenigen, von denen wir gelernt haben, verwerfen wir unbedingt Arbeiten, die der beſcheidene Denker verehrt und mit dankbarem Fleiße betrachtet. Wenn wir zwiſchen den Jahren des Rauſches unſerer Eitelkeit Stunden fänden, um den Stand der Kunſt im dreizehnten Jahrhundert mit demjenigen im neunzehnten zu vergleichen, und bedächten, daß die Raphaele und die Titiane aus den alten Meiſtern hervorgingen, wir aber, die wir die Raphaele und Titiane vor uns hatten, dennoch dieſen Gipfeln der Kunſt ferner ſtehen als die alten; wenn wir Zeit hätten, dies zu bedenken, ſag' ich, ſo würden wir uns höchſt wahrſcheinlich ſchämen. Oder iſt die Behauptung jenes Vorzuges gewagt? darüber kann wohl kaum ein Zweifel beſtehen. Wem würde im Ernſt einfallen, Füger, David oder Cornelius* über Giotto, Mantegna oder Perugino zu ſetzen? Die Alten hatten das Ziel nicht erreicht, aber ſie gingen auf der wahren Straße. Wir haben das Ziel verlaſſen und irren außerhalb der Bahn. Der Schlüſſel zu dieſer Erſcheinung liegt nahe: die Alten ſchufen; wir ahmen nach; ſie wurden nicht ſelten hart, ſteif und ungeſtaltet durch Strenge und Unterordnung aller Kräfte zu einem und demſelben Zwecke; wir werden erbärmlich durch Verflächung, Oberflächlichkeit und Flachheit.

Selbſt die älteſten Meiſter haben eine Wärme der Em-

* Ich ſpreche nur von ſeinen erſten Arbeiten. Seine ſpätern, ſo wie überhaupt die Münchner-Schule kenne ich nicht, bin aber geneigt, nach dem Wenigen, was ich in Zeichnungen davon ſah, ſie auf gutem Wege zu glauben.

pfindung und eine Kraft des Ausdruckes, die man in unſern Prahl-, Effect- und Prachtſtücken vergeblich ſucht. Darum bleiben jene noch hochverehrt, während dieſe, kaum geboren, ihr Falterleben auf dem Trödelmarkte endigen. Die Natur ſtand jenen zu Pathe, uns die Mode, dieſe launenhafte und verzogenſte aller Buhldirnen. Ueberall fing die Kunſt mit der Nachahmung der rohen Natur an und ſuchte ſich derſelben möglichſt durch Treue zu nähern. Sie ſchwang ſich ſodann, durch die Wahl des Schönen aus dem Wahren, zum Ideal auf. In der dritten Epoche verläugnete ſie die Natur, glaubte das Schöne ſchöner machen zu müſſen, verlor die Unſchuld der Wahl, errieth die Harmonie der Theile nicht mehr und ging durch Leichtigkeit zur Nachläſſigkeit in der Ausführung über. —

Die Zeichnung iſt nicht zu trennen von Sculptur und Baukunſt, und muß daher auch in dem ſchönen Lande zwiſchen den Apenninen, dem Po und dem adriatiſchen Meere ſchon in den älteſten Zeiten einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangt haben. Daß man daſſelbe von der Malerei ſagen könne, bezweifle ich. Ob dieſe in der chriſtlichen Zeit ihr Leben empfing, oder nach dem Verfalle in barbariſchen Jahrhunderten wieder aufgeweckt wurde, laß ich dahingeſtellt ſeyn. Was die Bologneſiſche Schule betrifft, mit der ich mich in dieſen Blättern vorzüglich beſchäftigen will, ſo findet man mehrere Madonnenbilder hier, die ſicher ins erſte chriſtliche Jahrtauſend fallen. Sie tragen den Charakter der Stille und Weihe, der die Kraft der Religion in jener Zeit belegt. Namen der Meiſter aber reichen nicht über das zwölfte Jahrhundert hinauf. Aus dieſer Zeit ſieht man in der Kirche zum heiligen Stephan zwei große Gemälde, die „Kreuztragung“ und die „Kreuzigung,“ beide ſchön und keck in der Anlage und in Bezug

der Ausführung weit heraus aus den Kinderjahren der Kunſt. Die Gruppirung iſt reich, die Natur gemein, eben weil ſie treu und ängſtlich nachgeahmt iſt, aber die Empfindung warm und ſogar mächtig. Maria, die in die Arme der Frauen ſinkt, Chriſtus, der ſich tröſtend zu ihr wendet, ſind mit dem Verſtande eines edlen Herzens gedacht. Die Schaar der Miſſethäter, die man mit dem Heiland zum Tode führt, diejenige der Söldner zu Fuß und zu Roß ſind voll Leben, Kraft und Wahrheit. In dem andern Bilde iſt durch das in Leid geſenkte Haupt des Gekreuzigten und durch die Läſſigkeit der Glieder ein rührender Ausdruck der Ergebung bewirkt, während die krampfhafte Verzerrung der beiden Mitgekreuzigten den richtigen Gegenſatz bildet. Der ſchöne Gedanke der Engelchen, die neben dem Heiland ſchweben — der Reichthum an Verſchiedenheit im Ausdruck der Geſichter, Stellung und Handlung — die Tiefe der Empfindung in der auf den Boden hingeſunkenen, das Haupt auf die müde Hand geſtützten Mutter, ſetzen eine lange Schule oder ein hochbegabtes Talent voraus. Schmutz und Vergoldungen lähmen den Eindruck. Der Name des Meiſters iſt unbekannt; die Bezeichnung an den Bildern p. f. — Aus Malvaſia Felsina Pittrice. Bologna 1678) wiſſen wir, daß derſelbe Meiſter in mehreren Kirchen gearbeitet hat, die nun nicht mehr beſtehen, und daß er zu Anfang des zwölften Jahrhunderts lebte. Guido, Ventura und Orſo machen den Uebergang zu den Meiſtern des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, wovon zuerſt Franco ſich einen Ruf verſchaffte, den Dante im 11. Buche des „Purgatorio“ verewigte, und welcher die Schule gründete, aus der Vitale, Lorenzo, Simone, Jacobo und Chriſtofero hervorgingen, Meiſter, welche die Scheu vor der Natur abzu-

ſchütteln, ſie mit Wahl zu betrachten, die Schönheit zu errathen, und das Leben von Gedanken und Empfindung in Geſtalt und Handlung zu bringen begannen. Die Pinakothek enthält mehrere Bilder derſelben. Eine Madonna mit dem Kinde, gegen einen Betenden geneigt, zwei Engel zur Seite, von Vitale, hat den Anhauch der Schönheit; alles Beiwerk iſt trefflich und reich ausgeführt; die Zeichnung, obwohl voll Fehler, iſt nicht ohne Adel, und ſelbſt die Färbung ſchon ziemlich warm und wahr. Kräftiger ſind die Werke ſeines Schülers Simon de' Crocifiſſi, der das Handwerk um ein Beträchtliches vorſchob und ſo der Kunſt in die Hände arbeitete. Seine Zeichnung iſt gezerrt, ſeine Falten ſind naß, aber ſeine Köpfe voll Mannigfaltigkeit und Ausdruck; ſeine Handlung oft keck, wie z. B. in der disputa frai Dottori; ſein Colorit ſelbſt milde, wie z. B. in der heiligen Chriſtine; ſein Gedanke zart, wie in einigen Engelchen, wovon den einen Michel Angelo zum Vorbild genommen zu haben ſcheint, da er für den Altar in der Capelle des heiligen Dominicus arbeitete. Eines ſeiner ſchönſten Werke iſt ein Chriſtus am Kreuze, vom Jahr 1370, in der Kirche S. Giacomo. Die Madonna und der Johannes in den beiden Enden des Kreuzarmes ſind in jeder Beziehung ein Anfang des Schönen und Wahren, und Chriſtus iſt offenbar nach dem Nackten gearbeitet. Die Kirche von Mezzarata, auf einem Hügel außerhalb der Stadt gelegen, wurde für die Trecentiſten der Ringplatz der Kunſt. Michel Angelo und die Carracci bewunderten und ſtudierten die Arbeiten an den Wänden dieſer Kirche. In unſern Tagen hat man einen Theil derſelben durch eine ganz unfähige Hand, die ſie auffriſchen ſollte, zu Grunde gerichtet, andere überweißt und endlich die Kirche in Stall und Scheune um-

gewandelt, ſo daß jetzt nur wenige Bilder und in dieſen nur ſo viel erhalten iſt, als genügt, um die Barbarei des gebildeten Jahrhunderts anzuklagen. In dieſen Reſten zeigt ſich verhältnißmäßig kühne und kräftige Zeichnung, ernſter, aber freier Faltenwurf, lebendige und warme Färbung, Adel im Gedanken endlich und eine Weihe, die jede Darſtellung durchdringt und zum Ganzen macht. Dieſer Weg mußte zu Francia führen. Es war der Weg der Frömmigkeit und Demuth.

Denſelben bewahrte, zunächſt Lippo Dalmaſio, auch Lippo della Madonna genannt, weil er faſt nur Bilder der heiligen Jungfrau malte, dieſe aber mit einer ſolchen Wärme, daß die Phantaſie des Zeitalters viele davon zu wunderthätigen machte, die Andacht der Frommen vor allen übrigen ſeine Bilder ſuchte, und ſelbſt Guido Reni, dieſer große Meiſter im Schönen, zu ſagen pflegte: er fände ſo viel Uebermenſchliches in Dalmaſio's Madonnen, als hätte deſſen Pinſel eine höhere Hand geleitet. Woher dieſe Weihe? Das Leben des Meiſters antwortet auf dieſe Frage: aus dem Glauben. — Malvaſia führt noch eine beträchtliche Zahl von Bildern deſſelben in Bologna auf, meiſt Mauergemälde. Nur wenige davon haben ſich vor der Cultur unſers Jahrhunderts gerettet. Davon ſteht eines am Palazzo Bolognini, ein anderes in der Pauls-kirche, ein drittes über dem Thore des heiligen Proculus, ein viertes endlich in S. Domenico. Haltung und Ausdruck erinnern ſo ſehr an Guido Reni, daß man dieſen den Dalmaſio des ſechzehnten Jahrhunderts nennen möchte.

Die Schüler des Dalmaſio litten durch die Mode, welche im fünfzehnten Jahrhundert ganz Italien mit neugriechiſchen Bildern überſchwemmte. Lambertini

Michele iſt roh im Vergleiche mit ſeinem Meiſter, aber Farben und Faltenwurf machen den Uebergang zu Francia. Lianori Pietro ſteht noch tiefer; ſeine Zeichnung iſt verzerrt, ſeine Färbung arm, aber viel Ernſt in ſeinen Bildern. Marco Zoppo ragte in Gedanken über ſeine Zeit; in der Ausführung blieb er ſchwach. Am Ende dieſer Epoche brach endlich Francesco Francia die wahre Bahn. Dieſer ſeltene Geiſt ſteht mit Perugino und Gianbellino auf einer und derſelben Stufe; kaum weniger warm im Ausdruck als dieſer, kaum weniger ſchön in der Färbung als jener, iſt er ſtrenger in der Zeichnung als Beide und eben ſo edel. Bologna beſitzt eine Menge ſeiner Bilder. Es fällt ſchwer zu ſagen, welches das ſchönſte ſey, obwohl mehrere unter dem Werthe anderer ſtehen und für die Mühe zeugen, die mir in den Werken noch keines dieſer drei Meiſter verhüllt ſcheint. Francia iſt nicht reich an Erfindung, aber er verſtand ſeine Figuren auf eine dem Auge höchſt wohlgefällige Weiſe zu ordnen, und die geometriſche Klarheit feierte zuerſt in ihm ihren Triumph. Er erreichte die Schönheit nicht, aber er erſetzte ſie durch eine ſo heilige Stille und Innigkeit, daß man kaum Zeit hat, ihren Abgang zu fühlen. Seine Zeichnung hat noch einige Mängel und Härten; ſeine Falten ſind ſtreng und durchdacht; das Beiwerk iſt meiſterhaft gewählt und ausgeführt; ſeine Färbung endlich in hohem Grade verſtändig, richtig gewählt, einfach und von durchdringender Wahrheit, obwohl ſie eines Reizes dadurch entbehrt, daß er aus der Wirkung des Lichts noch nicht die volle Beihülfe zu ziehen verſtand. Das erſte öffentlich ausgeſtellte Bild dieſes Meiſters ſteht dermalen in der Pinakothek und ſtellt eine ſitzende Madonna mit dem Kinde vor, die mehrere Heilige zur Seite hat; am Fuße des Thronſeſſels ſitzt

ein Engelchen und ſpielt auf einer Mandoline, neben demſelben aber kniet Bartolomeo Felicini, für deſſen Rechnung das Bild gemalt wurde. — Neben dieſem Werke ſteht eine „Verkündigung.“ Die Madonna, mit gefalteten Händen, wie im Gebet verloren, blickt nach dem Himmel, aus dem der Engel mit unübertroffener Leichtigkeit hervorſchwebt. Zwei Heilige ſtehen zur Seite. — Ein drittes Bild von Fr. Francia, in demſelben Saale, iſt in der Anordnung dem erſten ähnlich; es wurde bei der Reinigung ſehr verdorben und erſcheint, beſonders da es neben dem Bilde Perugino's, das an Zauber der Farbe kaum von Raphael übertroffen iſt, ſtehet, ſchwach und gleichſam nur untermalt. Wenn ich in dieſen drei Bildern, ſo wie faſt in allen übrigen dieſes Meiſters, die ſeelenvolle Wärme bewundere, die nur Perugino und Gianbellino mit ihm theilen und worin nur Raphael und vielleicht Sodoma ihn übertreffen, ſo verletzt mich in der „Verkündigung“ der Abgang der Schönheit in der Jungfrau. Weit gelungener iſt eine andere „Verkündigung“ dieſes Meiſters in der Kirche zur Annunziata vor dem Thore di Sta. Mammola; überaus anſprechend, klar, einfach, richtig geordnet iſt eine Madonna mit dem Kinde in S. Martino, und ganz herrlich eine Madonna mit dem Kinde in der Capelle Bentivoglio zu S. Giacomo maggiore. Der heilige Johannes in dieſem Bilde iſt, in Hinſicht des Gedankens, Raphaels würdig; daſſelbe möcht ich von dem Engelchen zur Seite des Kindes, von dem am Fuße des Thrones die Mandoline ſpielenden und von dem heiligen Sebaſtian ſagen. Die Madonna iſt weniger Jungfrau als Mutter, aber ſie ſteht an Schönheit weit über den Zügen der Welt, die den Künſtler umgab, wenn ich dieſe nach den Bildniſſen der Familie Bentivoglio und nach den Triumphen des Pe-

trarca beurtheilen ſoll, die Lorenzo Coſta in derſelben Capelle in drei großen Wandbildern malte. Die fromme Anmuth, welche Francia ſeinen Engelchen zu geben weiß, entzückt; ſo z. B. in einem ſeiner Madonnen, welche die Gallerie Hercolani mit Recht als ihr erſtes Bild preiſet. Faſt jede Privatgallerie in Bologna und mehrere Kirchen beſitzen Werke dieſes Meiſters; die Gallerie Fruli auch ſein Bildniß, von ihm ſelbſt gemalt. Es iſt eines edlen, freien und ſeelenvollen Ausdruckes, der dem Günſtling der Natur gebührt.

Welche Achtung Raphael für Francia trug, bezeugt ſein in der Kunſtgeſchichte bekannt gewordenes Schreiben an dieſen vom 5. September 1508, worin er die Madonnen Francia's als die ſchönſten, frömmſten und am beſten ausgeführten preiſet, die irgend ein Meiſter gemacht habe. Mehr noch ſpricht dafür, eben an Francia ſeine Cäcilia geſendet und ihn mit der Aufſtellung dieſes unerreichten Meiſterwerkes beauftragt zu haben. Dieſer Freundſchaftsdienſt, ſo geht die Sage, ſoll zu Francia's Tod die Veranlaſſung geworden ſeyn. Wie von Starrſucht gefaßt bei dem Anblicke des Bildes, in deſſen Vollkommenheit ihm eine mehr als irdiſche Hand ſichtbar ſchien, verfiel er in Schweigen und ſeine Kunſt war ihm kein Troſt mehr.

Es gibt auch mehrere Fresken von Francia in einigen Palläſten und hauptſächlich in der Capelle der heiligen Cäcilia, die für ſeine Schule das wurde, was die Kirche Mezzarata für die Trecentiſten und der Hof in S. Michele in Boſco für die Schule der Carracci. Auch hat dieſe Capelle das Schickſal dieſer beiden unerſetzbaren Orte gehabt; ſie iſt durch Muthwillen, Nachläſſigkeit und Barbarei zu Grunde gerichtet. Was ſich von den Fresken des

Francia noch erkennen läßt, ſteht ſeinen Oelgemälden weit nach.

Die Schule des Francia hielt ſeine Weiſe aufrecht, ohne ſie zu erreichen, viel weniger der Vollkommenheit näher zu führen. Es konnte überhaupt nur einen Raphael geben, der aber ging aus Perugino's Schule hervor, und dieſe Fügung reicht dieſem Meiſter vor Francia die Krone. Giacomo, ſein Sohn, Gianbattiſta, ſein Enkel, und Giulio, ſein Vetter genoſſen ſeines Unterrichtes. Von dem erſten beſitzt die Pinakothek vier Gemälde, andere ſieht man in den Kirchen S. Petronio, S. Giovanni in Monte, S. Donato, Sta. Criſtina, S. Vitale und in andern. Die Arbeit iſt leichter, die Färbung friſcher, aber die Ausführung weniger warm und weihevoll als in den Bildern des Vaters, mit welchen ſie von einem aufmerkſamen Auge wohl nicht verwechſelt werden können. Gianbattiſta und Giulio ſtehen tief unter dem frühern.

Unter den Schülern des Francia, die mit Strenge an den Meiſter hielten, verdient vor allen Lorenzo Coſta Erwähnung. Er brachte den Ernſt der Ferrareſiſchen Schule in die mildere des Francia; ſeine Zeichnung iſt ſicher und ſchwungvoll, ſeine Darſtellung weniger gebunden, ſeine Farben ſind nicht ſelten hart; manchmal aber auch ſehr innig vermählt und lebendig. Sein ſchönſtes Bild iſt das Altarblatt in St. Giovanni di monte, worin er in Gedanken, Zeichnung und Colorit bis zur Höhe des Francia und Perugino aufſteigt und in Hinſicht auf Schönheit jenen ſogar überbietet. Die Anordnung iſt vielleicht um ein Weniges zu geometriſch. Ein zweites Bild in derſelben Kirche, die Madonna mit dem Kinde und vier Heiligen, iſt höchſt verdienſtvoll. Die Schatten ſind entweder nachgedunkelt oder etwas zu ſtark gehalten; die Zeichnung iſt

meiſterhaft, und z. B. auch in dieſem Bilde der heilige Johannes Raphaels würdig. Dagegen erſcheint mir eine „Auferſtehung“ in der Pfarrkirche Mascarella etwas verzerrt und ohne innern Verband. Coſta arbeitete mit Francia in der Kapelle Bentivogli, in jener der heiligen Cäcilia und im Pallaſte Bentivogli. Die Pinakothek beſitzt ein paar Bilder von ihm, andere ſtehen in St. Petronio, in Caſa Hercolani u. ſ. w. — Cotignola und Amico Aſpertini brachten die Kunſt nicht vorwärts. Die Darſtellungsgabe des Einen iſt klar, die Anordnung verſtändig, die Zeichnung brav und die Färbung, wenn nicht warm, doch lebendig; die Pinakothek zeigt zwei Bilder von ihm, ein drittes ſteht in St. Giuſeppe. Der Andere gefiel ſich im Sonderbaren und im Uebermuth der Kraft, wovon ein Altarblatt in St. Petronio und ein anderes in St. Martino zeugen. Die Kunſt mußte zurückbleiben in Bologna, auch wenn ſie nur ſtand, um wie viel mehr alſo, da dieſe Schüler, trotz theilweiſem Verdienſte, nicht an ihren Meiſter reichten, während in Rom der Schüler des Perugino den ſeinen weit überflog. Schon dieſer Zuſtand, abgeſehen von dem Verdienſte Raphaels, das unwiderſtehlich alle Jünger der Kunſt hinter ſich herzog, mußten die Maler unſerer Stadt nach fremden Muſtern arbeiten und ſie dadurch den eigentlichen Charakter Francia's aufgeben machen. Das geſchah durch Bagnacavallo und Innocenzo da Imola, beide Nachahmer, aber mit großen Anlagen ausgerüſtet, Kosmopoliten der Kunſt. Schüler Francia's, verließen ſie ſeine Weiſe und behielten gegen diejenigen, die ſie übten, vor den Augen der Mitwelt Recht. Kühner in ihren Gedanken und in der Zeichnung, ſprachen ſie die laute Welt mächtiger an, aber die Weihe der Frömmigkeit, das beredte Schweigen waren nicht mehr mit ihnen. Ma-

nier und Mode wurden ſichtbar, und Sucht nach Wirkung, nicht durch die Geſammtheit und Natur des Werkes, ſondern durch gekünſtelte Haltung, Stellung und ſtarke Gegenſätze hervorgerufen. Andererſeits machten ſie die Fortſchritte der Kunſt, hauptſächlich in Hinſicht des Colorits, ſich eigen und obwohl das Weſen der Kunſt mächtiger in Francia war, als in ihnen, hatten ſie größern Reichthum an Mitteln, es zu äußern, als er. Die Anfänge der Verderbniß wurden in ihnen ſichtbar, aber ſie ſtanden zu nahe den großen Meiſtern, als daß ſie nicht Schönheiten in hohem Maße zu Tage legten und die Bewunderung der Mit- und Nachwelt gewannen. Die Pinakothek beſitzt eine heilige Familie von Bagnacavallo und zählt ſie mit Recht unter ihre herrlichſten Bilder. Sie ſteht neben der Cäcilie des Raphael und erträgt dieſe Nähe. Eine unwiderſtehliche Anmuth iſt über dieſe eben ſo geiſtreiche als treue Nachahmung des größten Meiſters ausgegoſſen. Zartheit des Gedankens, feine und ſchwungvolle Zeichnung, Schönheit und eine, wenn nicht ganz wahre, doch höchſt glückliche Färbung machen den Zauber dieſes überaus reizenden Bildes aus, an dem alles lacht und blüht, wie die heiterſte Jugend. In ſtarkem Gegenſatze mit dieſem ſteht ein Bild in einer Kapelle der Kirche de' Santi Vitale ed Agricola, wo Ramenghi (das iſt der eigentliche Name des Bagnacavallo) mit Giacomo Francia Seitenbilder, und mit Franc. Francia das Altarblatt malte. Die Bilder Ramenghi's fangen an ſelten zu werden in dieſer Stadt. In der Sakriſtei der Kathedrale ſteht von ihm ein Kreuz mit Magdalena am Fuße deſſelben, welches die Mißhandlungen der Ausbeſſerer nicht ganz ſeiner Schönheit haben berauben können. In St. Domenico und in Miſericordia ſind gleichfalls Bilder von ihm, die faſt ein ähnliches Schick-

sal erfahren haben. Im Palazzo Isolani zeigt man eine Madonna als von Parmegianino, die offenbar von Bagnacavallo ist. Ai Servi, in St. Stefano und in St. Michele in Bosco sind meisterhafte Fresken von ihm, aber leider in einem Zustande, als wären Attila und seine Horden darüber gezogen.

Mit Ramenghi arbeitete Biagio Pupini zu Rom und in Bologna. Eine heilige Ursula in St. Giacomo, eine „Heimsuchung" im Oratorium des großen Hospitals und ein Altarblatt in St. Giuliano zeigen fast dieselbe Weise, stehen aber in jeder Beziehung den Werken Ramenghi's und denen des Innocenzo da Imola nach, der ebenfalls ein Jünger Raphaels geworden war, und demselben so nahe kam, als das Talent dem Genie sich zu nähern im Stande ist. Seine Madonnen sind voll Anmuth und Schönheit, seine Zeichnung ist strenger als diejenige des Ramenghi, seine Farben sind weniger frisch, aber an Innigkeit geht er diesem vor. Es hat kaum eine Schule einen so liebenswürdigen Maler aufzuweisen; aber seine Phantasie wagte selten den Flug, und man muß diese Bescheidenheit in ihm loben. Stellen aus seinen Werken, wie z. B. der heilige Johannes in einem Altarblatte in St. Giacomo, sind eines Raphael würdig; andere, wie z. B. der Erzengel Michael in einem großen und meisterhaften Gemälde in der Pinakothek, sind nach meiner Ansicht schlecht gedacht; Zeichnung und Colorit können die Schwäche der Idee nicht besiegen, wie trefflich sie auch seyen. In S. Mattia, Ai Servi und in S. Giuseppe vor dem Thore Saragozza und in den meisten Privatgallerien sind Werke von ihm, alle von einer ihm ganz eigenen Anmuth. Ungleich andern großen Meistern, deren Werke in Oehl vollkommener als diejenigen in Fresco sind, erscheint mir

Innocenzo in seinen Fresken größer als in den Oehlgemälden, wie vorzüglich diese auch seyen — und ich gebe ihm nach meiner Empfindung den ersten Platz unter allen Freskomalern, welche aus der bolognesischen Schule hervorgegangen sind. Ich behaupte, daß er hierin mehr geleistet hat, als selbst die Carracci und deren glänzende Schüler. Beweis hiezu liefern eine Seitenkapelle in St. Michele in Bosco, die dermalen, aus Achtung für die Kunst, als Getreideboden verwendet wird, und ganz vorzüglich die Wandgemälde in der Viola, diesem Lustsitze der Bentivogli, da sie Fürsten von Bologna waren. Der Adel des Gedankens und der Zeichnung, das Geistreiche der Gruppirung und die Glut der Farben sind in diesen Darstellungen der Kämpfe Apolls und der Musen und anderer mythologischen Scenen auf ihre höchste Höhe gebracht. Leider sind diese und eine Zahl anderer Wandgemälde, von den ersten Meistern in diesem kleinen Pallaste ausgeführt, vor einigen zwanzig Jahren überweißt, bemörtelt und zum Theile vernichtet worden. Die Viola ward nämlich zu einem Lehr- und Modellensaale für Agrikulturgegenstände eingerichtet. Die Pflugschaaren, Rechen, Getreidewinden, Professoren und Assistenten duldeten die unnützen Bilder an der Wand nicht und die Regierung des Königreichs Italien, so aufmerksam für die schönen Künste, gab die Verwüstung zu. Mit Mühe und Kosten haben vor Kurzem einige Freunde der Kunst die Verkalkung wieder abzulösen versucht und nach und nach drei Bilder rein gemacht, um wenigstens die Zeichnung von diesen in Bologna unübertroffenen Darstellungen zu retten.

Größer als Ramenghi und Innocenzo waren ihr gemeinschaftlicher Schüler Franc. Primaticcio und ihre Zeitgenossen Nicolo di Abbate und Pellegrino Ti-

baldi. Wenn das Geſchick dieſe großen Meiſter nicht früh in ferne Länder geführt und dadurch dem Klima der Kunſt entzogen hätte, ſo würden ſie die bologneſiſche Schule auf die Höhe, welche die römiſche und venetianiſche zu ihrer Zeit einnahmen, gebracht haben. Von dem Erſten befindet ſich ein einziges Gemälde in Bologna und zwar in der Gallerie Zambeccari; es ſtellt in drei weiblichen Figuren, mit Tiefe und Leichtigkeit, mit Grazie und Seele ausgeführt, die Muſik dar. Von Nicolo di Abbate enthält dieſelbe Gallerie ein Fragment und diejenige im Pallaſte Bovi eine Hochzeit des Peleus, mit einem Schönheitsſinn gedacht, der ſich, nach meiner Anſicht, nur in den Fresken des Innocenzo wiederfindet. Die Zeichnung iſt eben ſo ſtreng als leicht und die Färbung iſt mit Tizian'ſcher Feinheit und Wärme behandelt. Es herrſcht eine Wahrheit der Schatten, eine Einheit und Milde des Lichtes, und eine Runde des Nackten in den wenigen und kleinen Figuren dieſes Bildes, die demſelben einen ganz eigenen Charakter geben, und es zum Muſterſtücke einer beſondern Schule machen. Leider hat dieſer Schatz unerkannt zwiſchen Staub und Kalk durch lange Jahre gelegen und nicht wenig gelitten. Was Nicolo in Fresco zu leiſten im Stande war, iſt im Palaſte Leone zu beurtheilen. Sechzehn Scenen aus der Aeneide, wovon aber eine zerſtört iſt, da man eine Thüre durch die Wand ſchlug, ſind in dem einen Saale, zwölf in dem andern. Amoretten bilden die Kariatiden und ſind eben ſo viele Muſterbilder des glücklichſten Geſchmacks. Die Fresken ſind anmuthvoll, kräftig, reich gedacht. Am Impaſto der Farben ziehe ich die Carracciſchen im Pallaſte Magnani vor. Auguſtin Carracci verehrte unſern Nicolo ſo ſehr, daß er zu ſeinem Lobe die in ſo mancher Beziehung merkwürdigen Verſe ſchrieb:

Chi farsi un buon pittore cerca e desia
Il disegno di Roma abbia alla mano.
La mossa coll' ombrar Veneziano,
E il degno colorir di Lombardia.
Di Michel Angiol la terribil via,
Il vero natural di Tiziano.
Del Correggio lo stil puro e sovrano,
E di un Rafael la giusta simetria,
Del Tibaldi il decoro e il fondamento,
Del dotto Primaticcio l'inventare,
E un po di grazia del Parmigianino.
Ma senza tanti studi e tanto stento
Si ponga solo l'opre ad imitare
Che qui lasciosi il nostro Nicolino. —

Von Pelegrino Tibaldi zeigt die Pinakothek eine Vermählung der heiligen Jungfrau, die mir kindlich, aber etwas furchtsam gedacht erscheint. Die Falten sind einfach und leicht, die Zeichnung ist noch etwas unsicher, die Farben sind, nach meiner Empfindung, zu licht gehalten und die Lichter zu sehr verbreitet. Diese Arbeit scheint seiner Jugend anzugehören. Auch die Gallerie Fruli besitzt ein kleines, sehr schätzenswerthes Bildchen von ihm, dem ich, in etwas geringerm Maße, dieselben Fehler vorwerfe. Seine eigentlich großen Leistungen bestanden in Freskogemälden, z. B. in einem Saale der Universität, in den Kirchen St. Vitale, St. Giacomo und Ai Servi, Werke außerordentlicher Art, an Gedanken, Zeichnung, Gruppirung und Colorit meisterhaft und von einer Kraft, die früher in dieser Schule nicht gesehen worden war und welche die Neigung Tibaldi's für Michel Angelo beurkundet.

Unter den vielen Schülern, welche den Zeitraum bis zu den Brüdern Carracci ausfüllen, haben manche sehr Verdienstliches im Handwerke geleistet, die Kunst selbst verfiel in beschleunigter Bewegung. Prospero Fontana, mit

vielen Talenten ausgerüſtet und von Innocenzo gebildet, trieb die Kunſt ohne Weihe. Sie war ihm zum Rechnungsexempel geworden, das er mit Gewandheit zu löſen verſtand. Kräftig aber ordnungslos in Gedanken, übereilt und nachläſſig in der Zeichnung, hart in den Farben, meiſt ohne Anmuth und faſt gemein im Ausdruck, ſtehen ſeine Werke in der Pinakothek, in der Kathedrale, in der Madonna del Baracano, in St. Michele u. ſ. w. als Zeugen des Verfalles da. Ihm galt die Eile als Verdienſt, weshalb er zu Reichthum und Ehren ſtieg, und da er nicht kurz genug lebte, auch von beiden wieder fiel. Mehrere Werke Anderer wurden von ihm vollendet, z. B. einige des Innocenzo, die herrlichſten Gemälde Tibaldi's in Santa Maria maggiore. Seine Leichtigkeit hat der Kunſt mehr Schaden als Nutzen gebracht. — Reicher an Colorit, fleißiger, wenn auch nicht richtiger in der Zeichnung und kaum ſchwächer im Gedanken, war ſeine treffliche Tochter Lavinia. Die Herzogin Louiſe von Frankreich, von Damen gefolgt, die dem heiligen Franziscus knieend ihr Kind entgegenhält, in der Pinakothek, iſt von ſo reicher Ausführung und Färbung, daß man es neben Paul Veroneſe ſtellen könnte. Ai Mendicanti, in St. Giacomo, in Santa Lucia und in mehreren Gallerien ſtehen Gemälde von ihr; eine „Geburt Chriſti," als Nachtſtück, in der Trinità macht große Wirkung. Die vielen Porträte von der Hand dieſer ausgezeichneten Frau übertreffen an Weiche, Harmonie, Auffaſſung und Ausführung des Einzelnen diejenigen ihres Vaters.

Je weiter wir in der Klaſſe der Nachahmer vorſchreiten, deſto ſeltener wird die Wahrheit, deſto nackter erſcheint die Sucht nach Beifall, deſto mehr entweicht vor dem wandelbaren Ueberreiz der Mode der ewig bleibende, zu allen

Zeiten in allen gesund entwickelten Gemüthern wohnende Geschmack am Schönen. Lorenzo Sabbatini und Orazio Samacchini, Freunde unter sich und eines Geistes, durch die hellen Farben des Tibaldi und die wunderbaren Lichter Correggio's verlockt, rissen durch Neuerung im Colorit die öffentliche Meinung an sich. Die tief durchdachte Wahl der Farben, welche von den ältesten Schulen bis an Francia und Raphaels Schüler reicht, wurde aufgegeben, aber was Correggio wagen durfte, mißglückte in der Hand weniger begabter Meister. Die Zeichnung wurde vernachläßiget, die Grazie ging über in Ziererei, der Gedanke blieb nicht selten gemein; harte Schatten reihten sich an harte Lichter, und die milden Uebergänge gingen verloren. Dennoch griff noch die Kraft der Schule durch und manche Bilder dieser Meister verdienen unsere Aufmerksamkeit und zum Theile unsere Bewunderung. Das vorzüglichste Werk Beider steht in St. Giacomo; eine Madonna mit dem Erzengel Michael und dem heiligen Johannes von Sabbatini und eine Vorstellung im Tempel von dem Andern. Mehrere Werke von dem Ersten sieht man in St. Martino und St. Domenico, in den Scuole, in St. Giovanni in monte, in St. Stefano und Ai Scalzi eine heilige Jungfrau, die von einer Schaar von Engelchen gen Himmel getragen wird, das anmuthigste Bild, das ich von ihm kenne, und überhaupt eine neue und liebenswürdige Idee, welche die äußerst bewegliche und heitere Phantasie dieses Malers zeigt. Auch in der Pinakothek stehen einige Bilder von ihm und zwar nicht die schönsten, die durch zu vielen Glanz der Farben, flüchtige Ausführung und Unwahrheit verletzen. Ich nehme aus davon ein kleines Bildchen, den todten Christus vorstellend, der von zwei Engeln gestützt wird, ein Studium des Michel Angelo

und deſſen würdig. Samacchini, in einem großen Bilde, die Krönung der Jungfrau durch die Dreieinigkeit, das im zweiten Saale der Pinakothek ſteht, treibt alle Fehler ſeines Freundes noch weiter. Das Colorit iſt fleckig und ohne Einheit, der Gedanke überladen, die Zeichnung ſehr flüchtig, und dennoch die Schule großer Meiſter und das eigene glückliche Talent hervortretend. In Santa Maria maggiore, in St. Salvatore, in Madonna della Libertà, in St. Domenico, in den Scuole, in der Santa Trinità, Ai Servi, in St. Giovanni, in der Certoſa, Ai Scalzi und in mehreren Privatgallerien ſind ſeine Werke, in Oehl ſowohl als in Fresco.

Unter den Schülern des Sabbatini erwarben ſich Felice Pasqualini, Morina, Girolami, am meiſten aber der Niederländer Dionisio Calvart einen mehr oder weniger ausgebreiteten Namen. Die Werke des Erſten und Dritten ſind ſelten geworden; nur in St. Bartolomeo di Reno ſieht man deren noch; diejenigen des Morina ſind kaum häufiger; es ſteht von ihm eine Auferſtehung in der Kathedrale, eine Vorſtellung im Tempel ai Servi, und in der Pinakothek eine Katharina Vigri. Zahlreich und vorzüglicher ſind die Arbeiten Calvarts, bekannter unter der Bezeichnung Il Fiammingo. Einen Funken Geiſt und Einbildung mehr und er würde der Schöpfer einer beſſern Schule geworden ſeyn. Sein Colorit iſt ſaftiger und wahrer, denn er kehrte auf die Straße der Natur zurück; ſeine Zeichnung gut, fleißig, obwohl voll falſcher Grazie; ſein Gedanke richtig, obwohl ohne Schwung. Hundert ſieben und dreißig Meiſter gingen aus ſeiner Schule hervor, worunter Albani, Guido und Dominichino, die der ſchönſten Periode der Kunſt in Bologna angehören. In der Pinakothek, in vielen Privatgallerien, in St. Gio-

ſeppe, St. Giacomo, St. Gregorio, Corpus Domini, St. Domenico, Sancta Lucia, Ai Servi, ſtehen ſeine ſehr verdienſtlichen Werke. Guido rühmte vor allen ſeinen Erzengel Michael in St. Petronio, den ich jedoch zu tanzend finde. Voll Kraft und Nerv iſt ſeine Vigilanza im Pallaſte Zambeccari.

Schüler, die ſeiner Weiſe treu blieben, ſind wenige. Man kann darunter Vicenzo Spiſano, genannt lo Spiſanello, und Gianbattiſta Bertuſio nennen; beide ſchwach an Colorit, unſicher und flüchtig in der Zeichnung, nicht ohne Anmuth, aber auch voll Manier. Faſt jede Kirche enthält Werke von ihnen in Oehl oder Fresco. Innig gedacht und ergreifend iſt von Spiſanello der Tod des heiligen Joſeph in Santa Maria maggiore; anmuthsvoll eine Madonna mit dem Kinde in S. Filippo.

Eine Schule für ſich bildeten die Paſſerotti, Bartolomeo, Tiburzio, Gaſparo, Aurelio, Paſſerotto und Ventura. Von den Werken des Erſten ſind die Kirchen voll; ſeltener ſind die des Tiburzio; von dem Fünften zeigt man eines in der Miſericordia; von den übrigen nur in den Privatgallerien. Die Stärke des Paſſerotto war das Porträt. Man verglich Bartolomeo, in dieſer Beziehung, mit Tizian, an den er, nach meiner Meinung, lange nicht reicht. Kein Zweifel, daß ſeine Bildniſſe weit die heut zu Tage gemalten übertreffen, das aber will wenig ſagen. — Faſt auf derſelben Höhe ſtehen die Procaccini, Ercole und Camillo, von denen man in St. Giacomo, in Santa Lucia, in St. Giovanni u. ſ. w. einige Werke ſehen kann.

Aus der Zahl der Uebrigen, welche die Unterthänigkeit theilten, worin die bologneſiſche Schule verfallen war, will ich nur noch Bartolomeo Ceſi, Ceſare Aretuſi und

Giov. Battiſta Fiorini nennen. Die Werke des Erſten, nicht ſelten großartig gedacht, tragen alle Fehler des Verfalles; die beiden Nächſten, Freunde unter ſich und gleichſam unzertrennlich, haben Augenblicke von Schönheit, eines Guido und Correggio würdig, und weckten das Colorit etwas aus dem todten, harten Tone, in welchem es lag. In St. Giovanni in monte ſteht ein ſchönes Bild dieſer Beyden, „die Geburt der heiligen Jungfrau," eigentlich gemeiner Natur und doch anziehend; zwei ſich umarmende Mädchen darin ſind edel gedacht.

Die Mode und ihr Gefolge von Witz, Hochmuth und Leichtſinn hatte durch ein Jahrzehend die Afterkunſt gegen die Kunſt aufrecht gehalten, die unter den Gebrüdern Carracci neu zu erſtehen begann. So wie die alte Generation mit ihren Vorurtheilen nach und nach der folgenden Platz räumte, nahm dieſe die beſſeren Eindrücke auf. Der Dienſt der Wahrheit wurde erſt geduldet, dann erlaubt, und endlich Pflicht. Ueber dieſe zweite Epoche in meinem nächſten.

Bologna, am 30. Juli 1811.

Es liegt in der Natur des Menſchen eine Unruhe, die ihn aus jedem Paradieſe verſtößt, und auch das Vollkommene, hat er es erſt erreicht, loslaſſen macht. Dieſe Centrifugalkraft, verbunden mit der andern, die, in entgegengeſetzter Richtung, ihn unabläſſig nach Genuß und Vollkommenheit treibt, beſtimmt die auf- und niederſteigende Bahn, in welcher er ſelbſt mit allen ſeinen Beſchaffenheiten, Meinungen, Kenntniſſen, Fähigkeiten, zwiſchen Geburt und Tod ſich bewegt. Was von Einzelnen, gilt auch von Vie-

len und gilt in jeder Beziehung, alſo auch in derjenigen der Kunſt. Wir haben dieſe ſchöne Pflanze zu Bologna keimen und wachſen geſehen, bis ſie, ganz nahe ihrer ſchönſten Entfaltung, plötzlich einhielt, durch fremde Einwirkungen getrieben und geſchwächt wurde, dann erkrankte und hinſtarb. Nun werden wir ſehen, wie die fremden Schöſslinge durch verſtändige Hand auf den einheimiſchen Stamm gepfropft, zu heimiſchen gemacht wurden; wie dieſe künſtliche Geburt herrliche und von Allen angeſtaunte Blüthen trug und nach und nach über ganz Italien verpflanzt wurde, bis ſie abermals ausartete und zu Grunde ging.

Die Carracci faßten den zeitgemäßen Entſchluß, aus allen Schulen und Meiſtern das, was ihnen das Beſte ſchien, zu wählen und zu einem und demſelben Ganzen zu vereinen. Sie nahmen von den Florentinern die Wahrheit und das Maß der Zeichnung; von den Römern den Ausdruck, die Schönheit, ſo wie den Schwung des Gedankens und der Zuſammenſtellung; von den Venetianern das Colorit; von den Lombarden den Glanz und das Halbdunkel. So machten ſie die bologneſiſche Schule zur umfaſſenden und zur vorzüglich wiſſenſchaftlichen, und dadurch für alle übrigen zur Geſetzgeberin. Ludovico Carracci war der Erſte, in welchem das Bedürfniß und die Möglichkeit einer ſolchen Umwandlung klar wurde. Der Tadel eines Fontana und Tintoretto und der Spott der Allwiſſer und Modeorakel ſeiner Zeit entmuthigten ihn nicht; er reiste zuerſt und bildete dann ſeine beiden Neffen Agoſtino und Annibale für ſeine Schule. Ihre erſte gemeinſchaftliche Arbeit im Vaterlande, die „Abenteuer Jaſon's“ in einem Saale des Pallaſtes Fava, wurde getadelt und verſchrieen; ihre zweite, die „Abenteuer des Aeneas“ in demſelben Pallaſte ſiegte über die Meinung der Gegner

und ſetzte ſie in den Stand, die Akademie Degli Incamminati zu ſtiften, welche alsbald die Jugend, darunter Albani, Guido Reni und Dominichino, an ſich zog. Die Fresken im Pallaſte Magnani überwanden endlich ſogar den Widerſtand der Meiſter, und von nun an war die öffentliche Meinung eben ſo leidenſchaftlich für ſie, als ſie früher gegen ſie geweſen war.

Unter die richtigen Bezeichnungen der Schule der Carracci gehört, daß ſie mehr die Geheimniſſe der Malerei, als ihre Reize zu erforſchen ſucht. Sie lernten von Allen und lehrten für Alle. Die Zahl der Werke dieſer Meiſter iſt ſehr groß; faſt alle Kirchen, alle Privatgallerien und viele Palläſte beſitzen derſelben. Wie oft ſich auch ihre Pinſel vermählten und ihre Farben bis zur größten Innigkeit in einander verſchmolzen, ſo daß es unmöglich wird, mit Sicherheit den Antheil zu erkennen, den Jeder aus ihnen an dem Werke hatte, ſo herrſcht im Grunde doch eine große, in der Verſchiedenheit ihres ganzen Weſens gegründete Verſchiedenheit unter ihnen. Ich gebe Annibale die Krone; eine Venus mit Amor, die im Pallaſte des Herzogs von Modena hängt, und ein Apollo in Copie, im Pallaſte Zappi zu Bologna, haben mich für dieſes Urtheil entſchieden. Ludovico iſt großartiger, ſtrenger, vielleicht auch kühner als die beiden Uebrigen; Agoſtino weiſer, durchdachter, wiſſenſchaftlicher; Annibale anmuthiger, ſchöner, erfinderiſcher, genialer. Alle drei zuſammen ſind ein unverſiegbarer Schatz für alle Maler, die nach ihnen kamen und noch kommen werden.

In der Nachahmung befolgten ſie zuerſt einen Weg, den ich für einen falſchen halte. Sie verlegten dieſelbe nicht in das Weſen, ſondern betrieben es ſtückweiſe. So Ludovico in der „Predicaziene," die in der Pinakothek ſteht,

wo er in den verſchiedenen Figuren Tintoretto, Tizian und Raphael nachahmte. So Annibale, in dem Altarblatt von St. Georgio, jetzt ebenfalls in dieſer Gallerie zu ſehen, wo er die Jungfrau nach Paul Veroneſe, das Kind und den Johannes nach Corregio, den Evangeliſten nach Tizian und die heilige Katharina nach Parmegianino malte. Dieſer Weg iſt nur als ein Verſuch zu betrachten. Sie ſchlugen bald den zweiten ein, wo ſie die Natur als Grundlage nahmen und dieſe in der Nachahmung zu veredeln ſtrebten. So Ludovico in der herrlichen „Transfiguratione," in der Vocation des heiligen Matthäus, in der Geburt des heiligen Johannes, in der Bekehrung des heiligen Paulus, in der äußerſt liebenswürdigen Madonna de' Scalzi, durchaus Bilder von großer Kraft, Geiſt und Weisheit der Anordnung und Bewegung, ſtreng richtiger Zeichnung und zum Theile eines großen Farbenzaubers. Der Faltenwurf iſt meiſt ſo großartig, daß wenige Maler klarer dargethan haben, was die Kunſt aus dieſen Motiven zu ziehen im Stande ſey, als eben er. Die Beſchneidung und die Anbetung der Weiſen in St. Bartolomeo di Reno, der heilige Rochus in St. Giacomo, der heilige Hieronymus in St. Martino, die „Verkündigung" in St. Giorgio, der heilige Georg in St. Gregorio, das Paradies in St. Paolo, der heilige Raimund in St. Domenico, der heilige Karl in St. Bartholomeo di Porta ſind eben ſo viele Belege der Vortrefflichkeit dieſes Meiſters. Schade, daß ſeine Farben mehr als diejenigen vieler minderer gelitten haben; es ſcheint, daß der Stoff derſelben weniger gut war oder zu viel Oehl gebraucht wurde. Man kann überhaupt mit Mengs ſagen: das Colorit war ſeine ſchwächſte Seite. Dagegen ſind ſeine Fresken höchſt meiſterhaft colorirt, obwohl ſie an innerer Kraft der

Farbe nicht an Innocenzo da Imola reichen. Das Herrlichſte an den Meiſterwerken im Palazzo Magnani, in St. Michele in Bosco und im Palazzo Sampieri, bleiben die Zeichnung und der Gedanke. Ludovico trieb den Teufel der ſchwachen, wäſſerigen Farben aus; aber er reichte an Kraft des Helldunkels und der Lichter nicht an Correggio und an Saft und Wahl der Farben nicht an Raphael. Seine Compoſition iſt geiſtreicher, aber nicht weihevoller als Francia. Ueberhaupt kann man von den Malern aus dieſer Epoche nicht mehr ſagen: es begeiſterte ſie die Religion. Die Kunſt war ihre Göttin geworden. Der Verſtand blickt mit den klarſten Zügen aus jedem Bilde Ludovico's; Schönheit begriff er, errieth, ja gab er in wenigen begeiſterten Stellen. Dieſe Himmliſche war Annibale's Freundin; Geliebte aber, in Bologna nur ſeinem Schüler Guido Reni. Bei dieſem wie bei Raphael leidet die Schönheit nicht durch die Wahrheit, zwei ſo ſchwer zu vereinigende Eigenſchaften!

Die Arbeiten des Agoſtino und Annibale Carracci ſind ſeltener; doch findet man in der Pinakothek mehrere: ſo von dem Erſten die Communion des heiligen Hieronymus und eine Aſſunta, die das Erſtaunen ihrer Zeit gemacht haben muß; in St. Bartolomeo die Geburt des Herrn; von Annibale in St. Gregorio eine Taufe Chriſti, die ſein erſtes öffentlich ausgeſtelltes Oelgemälde war, ein „Ecce homo“ in St. Petronio, mehrere in der Pinakothek und in Privatgallerien; von Beyden die Fresken in den Palläſten Magnani und Sampieri und in der großen Meiſterſchule zu St. Michele in Bosco, zu unſerer Zeit, wo die Achtung für die Kunſt ſo hoch ſteht, verwüſtet und zu Grunde gerichtet.

Dieſe drei Meiſter riſſen durch ihre Vortrefflichkeit hinter

ſich alle Malerſchulen Italiens her und vereinten die Stärke dieſes ſchönen Landes wenigſtens in der Kunſt. Ihre nächſten Schüler waren Francesco und Antonio Carracci. In Sta. Maria maggiore ſteht eine Madonna von dem Erſten, die von großem Talent aber harter Ausführung zeugt; in St. Rocco die Erſcheinung des Engels. Von Antonio ſah ich in Modena eine Heilung des Blinden, voll Styl und Schule, die ſeinen frühen Tod beklagen macht. Die glänzenden Blüthen dieſes reichen Mutterſtammes der Carracci aber waren Domenichino, Albani und Guido Reni. Wenn dieſe drei Genien aus Francia hätten hervorwachſen können, ſo hätten ſie die bologneſiſche Schule — nein, nicht über Raphael erhoben, aber ſie würden Raphael mit Lichtglanz wie mit einer himmliſchen Glorie umgeben haben.

Guido iſt ganz eigentlich der Maler der Schönheit, Albani derjenige der Anmuth und Domenichino der größte Meiſter der Farbe, den die bologneſiſche Schule aufgeſtellt hat; Annibale in ſeinem Apollo und Guido in ſeinem Samſon reichen an ihn.

Wie Guido ſich gebildet habe, wäre ſchwer auf genügende Weiſe zu erklären. Der Genius trug ihn in's Leben und begleitete ihn, wie Virgil ſeinen Dante, durch alle Zonen dieſer Welt. Die Idee der Schönheit war ihm vom Himmel bei der Geburt in die Seele gelegt worden; ſie war in ihm, weil ſie war, nicht weil ſie wurde. Wenn ein Schüler mit den Verſen Petrarca's fragte:

In qual parte del ciel, in quale idea
Era l' esempio in che natura volse
Mostrar guaggin, quanto lassù potea?

ſo müßte man antworten: in dem Verſtande des Herzens. Der ihm eigene Zauber liegt nicht in der Schönheit des

Gedankens, der durch die Züge spricht, denn darin ragten Raphael und Andere über ihn hinaus; nicht in dem Schwunge der Zeichnung, denn diese theilte er mit Mehreren; nicht in der Kraft der Farben, denn hierin steht er Tizian, Correggio und Andern nach: er liegt in dem unübertroffenen Ebenmaß, in dem tiefen Studium der ruhigen Schönheit der Antike, die bei keinem Maler sichtbarer in die Augen fällt, ohne im geringsten zu ermüden (und darin spreche ich einen der größten Lobsprüche aus, die ich ihm zu ertheilen weiß); er liegt endlich in der angebornen Gabe, die durch die glücklichste Pflege entwickelt wurde. Was seinem Pinsel leicht wurde, war dennoch das Ergebniß langer Beobachtung, eines Gedächtnisses, das seinem Fleiße treu zur Hand blieb und einer Phantasie, die früher schon durch die Antike und Raphael auf dem Pfade des Wahren zu gehen gewöhnt wurde, so daß sie bald gar keinen andern mehr gehen konnte. In dem Ausdrucke der Augen, die er am liebsten nach Oben blicken läßt — in den Haaren, die er bald auflöset, bald geschlungen gibt, bald enthüllt, bald verbirgt, — in den Falten der Kleider, in der Haltung und Zusammenstellung lebt eine Kunstfülle, die nur aus einem unglaublichen Reichthum an Studien hervorgehen konnte. In spätern Jahren schlichen sich Uebereilung in der Zeichnung und ein unsicheres Colorit häufig in seine Werke, was sich aus seiner Lebensweise, aus der Menge seiner Arbeiten und aus seinem schnell errungenen Rufe erklärt. Dem Spiele und dem Wohlleben ergeben, war er gezwungen schnell zu arbeiten, ja manches Bild, bevor es vollendet war, von sich zu lassen. Die Pinakothek enthält ein solches, einen Beleg seines Genies und seiner Sünden, in der Madonna del Pallione. Sie enthält aber auch unter mehreren trefflichen drei seiner größten Werke:

die Madonna della Pietà, den Bethlehemitiſchen Kindermord und Samſon, dem aus des Eſels Kinnbacken das Waſſer träufelt. Das erſte iſt in ſeiner Art unübertroffen; die Zeichnung eben ſo kräftig als ſchön; die Färbung klar, rein, mächtig und warm; der Ausdruck wunderbar; die beiden weinenden Engel, die neben der Mutter ſtehen, gehören unter die ſchönſten und rührendſten Geſtalten, die jemals gedacht worden ſind; die Anordnung dieſes Bildes iſt deſſen ſchwächſte Seite, fällt aber als eine gegebene dem Meiſter nicht zur Laſt. Die Strage degl' Innocenti iſt auch in dieſer Beziehung ein Meiſterwerk. So viel Schönheit mit ſo viel Schrecklichem zu vermählen, das konnte nur Guido. Samſon endlich ragt an Colorit über die andern; mir erſcheint er darin ſo vorzüglich als Tizian's vorzüglichſtes Werk. Die Geſtalt des Helden erinnerte mich unwillkürlich an den Discuswerfer, überhaupt an die Antiken. Mir iſt, als wenn dieſes Bild noch nicht genug geprieſen worden wäre. Auch eine Kreuzigung ſteht in der Pinakothek, an Gedanke und Weichheit der Farbe ſo ſchön als die beiden erſten, denen es im Style gleicht. Von ſeinen Arbeiten in den Kirchen will ich hier nur des Madonnenbildes in St. Bartolomeo di Porta erwähnen. In ſich gekehrter, abgewandter vom verlangenden Geiſte der Welt läßt ſich kaum ein Antlitz denken; aber auch der Schmelz der Farbe, wie wohlthätig! — Eines der herrlichſten Bilder des Guido iſt ein Chriſtuskopf mit der Dornenkrone, im Beſitze des Conte Salina. Wie groß Guido in der Freskomalerei war, bezeugen ſeine Antiken im berühmten Hofe zu St. Michele in Bosco, und in St. Domenico. Die himmliſche Jungfrau, die das Paradies dem Heiligen öffnet, iſt die ſchönſte und erhabenſte Führerin, wie ſie dem Himmel der Freuden geziemt.

Keinem Meiſter ſind ſo viele Bilder aufgelogen worden als Guido. Es gibt kaum ein Städtchen im finſterſten Winkel von Europa, das nicht einen Guido zu beſitzen glaubt. Die Italiener haben ſich auf Koſten der Nordländer damit manchen Spaß gemacht.

Wenn ich Albani den Maler der Anmuth nenne, ſo gebe ich gerne zu, daß er durch die Wahl der Gegenſtände dieſen Vorzug ſich ſicherlich nicht erſchwerte. Ihn führte ſein Inſtinkt, wenn ich ſo ſagen darf, früher ſchon von allen Darſtellungen ab, welche ſeiner Phantaſie nicht bequem, oder ſeiner Fähigkeit nicht ohne Mühe erreichbar waren. Gatte eines der ſchönſten Weiber Bologna's, Vater von zwölf liebenswürdigen Kindern, wurde er unvermerkt das, was man heutzutage, einen verengenden Begriff damit verbindend, Genremaler nennt, d. h. er gab, was er täglich ſah, worin er lebte, was ſeiner Phantaſie zur Natur geworden war. Eben deßhalb war er ſo reich, war er ſo lebendig in ſeinen Reizen, ſo lieblich und wahr zugleich, ſo heiter in ſeinen Gedanken, ſo mannigfaltig anſprechend, und neu in ſeinen Gruppirungen. Worin liegt der Zauber der Antike, als in dem wunderbaren Leben, das nur aus dem Leben geſchöpft werden kann? Die Phidias und Prariteles gaben wieder, was ſie um ſich ſahen und was als ihre tägliche Umgebung Theil von ihnen geworden war. Darin liegt das Räthſel ihres Vorzuges über die ſpätern Bildner, welche, durch die Gewöhnlichkeit zerſtreut, nur ausnahmsweiſe das Schöne betrachten konnten. Albani zeichnete ſich einen beſchränkten Kreis vor und trat nicht über denſelben. Er blieb an Zeichnung hinter Guido, an Farbe hinter Domenichino, aber ſeine Erfindung war reicher als diejenige Beider, und jede ſeiner Bewegungen freier. In der

Madonna di Galiera ſteht ein Chriſtus von ihm, der von dem himmliſchen Vater den Opfertod für die Menſchheit ſich erbittet, ein Bild von unbeſchreiblicher Innigkeit. Die Engelchen, welche den Vater umſchweben und die Leidenswerkzeuge tragen oder mit denſelben ſich beſchäftigen, ſind in Gruppen geordnet von ſo hinreißender Anmuth, und dabei ſolch' milden und mannigfaltigen Ausdruckes, daß ſich dieſer Gegenſtand gewiß nicht entſprechender geben läßt. Dort iſt auch eine Aſſunta von vieler Schönheit. In der Kirche Ai Servi hüllt ein Andreas, der das Kreuz anbetet, die Schwäche des Meiſters auf, in ſo fern dieß Bild ſich als eines darſtellt, welches außerhalb dem Kreiſe der Leiſtungen lag, wozu ihn ſeine Natur trieb. Auch ein „Noli me tangere" in derſelben Kirche ließ mich kalt, ſo reizend es theilweiſe ausgeführt iſt. Eines ſeiner ſchönſten, großen Bilder iſt ohne Zweifel eine „Verkündigung" in St. Bartolomeo di Porta Ravegnana. Die Maria von großer Schönheit iſt dennoch zu viel Weib, und der Erzengel, in dem Augenblick dargeſtellt, wo er eben den Boden betreten will, noch auf den Flügeln ſich wiegt, aber ſchon ihr die Arme entgegenſtreckt, verbirgt hinter dem Glanz ſeiner Schönheit nicht ganz die Aengſtlichkeit, welcher der Maler bei der Ausführung dieſer kühnen Stellung in ſich nicht Meiſter werden konnte. Voll Innigkeit ſind, in derſelben Kirche, eine Geburt Chriſti und ein Entſchluß zur Flucht nach Egypten. In der Pinakothek ſtehen vier Bilder Albani's, wovon das eine, Maria auf dem Throne, ſchon dadurch ſehr anziehend wird, weil es noch ganz der Schule Annibale's angehört, welcher Albani durch längere Zeit faſt leidenſchaftlich folgte. Ein zweites, die Taufe Chriſti, wird unter den größern Werken Albani's für das größte gehalten.

Es iſt mehr Ludovico als Annibale, möcht' ich ſagen, ging aber im Zauber des Colorits weiter und iſt ein wirklich wundervolles Werk. Es enthält, in den Engelgruppen hauptſächlich, die Offenbarung von dieſes Meiſters ganz eigenthümlicher Stärke im Reizenden und Lieblichen; es enthält in der Weiche der männlichen Geſtalten aber auch diejenige ſeiner Schwäche. — Ganz in ſeiner Welt war Albani dann, wenn er die Reize der ſchlummernden Venus oder Dianens im Bade, wenn er Scherze und Spiele der Amoretten in blühender Landſchaft, an ſprudelnder Quelle, in geheimnißvollem Schatten darſtellen konnte. Da athmet alles Wolluſt und Liebe, da iſt Schwelgen ohne Ende, da iſt Heiterkeit bis in die letzten Falten des Herzens.

Nun noch von Domenichino. Es iſt ſpät und braucht eines ſo lebendigen Gegenſtandes, um mich noch am Tiſche zu erhalten. Sohn eines Schuſters verfocht er gegen Schläge und Hunger durch Jahre ſein Talent und fand, als es ihm durch Beharrlichkeit gelungen war, in die Schule der Carracci ſich einzubetteln, in ſeiner nicht glücklichen Körperbildung und in der Langſamkeit ſeiner Auffaſſung neue Quellen der Entmuthigung, die er mit gleicher Seelenſtärke überwand. Dreimal den Preis in jener Schule erringend, und dreimal zu furchtſam ſich zu dem geprieſenen Bilde zu bekennen, zog endlich Auguſtin Carracci ihn, den Jüngſten von den Schülern, aus dem Dunkel hervor, und Albani erhob ihn durch Freundſchaft zu Muth und Vertrauen in ſich ſelbſt. Er brachte ihn nach Rom, wo er durch die Communion des heiligen Hieronymus plötzlich zu ſolchem Ruhme gelangte, daß die Einen dieß Bild mit der „Verklärung" von Raphael auf dieſelbe Höhe ſtellten und Andere alle Waffen

der Eiferſucht gegen ihn in Bewegung ſetzten. Die letztern ſiegten, ſo lange er lebte, und Domenichino gehört unter die Künſtler, die in ihren gröſten Leiſtungen, mit Noth und Neid im Kampfe, nur Quellen für Leiden und Demüthigungen fanden. Ein feindſeliger Pedantism legte die herrlichen Werke ſeines Pinſels auf die verfälſchte Wage der Mode. Seine ſtrenge Zeichnung, die unübertroffene Kraft ſeines Lichtes, die kühne Vertheilung desſelben, die Mannigfaltigkeit, Wahrheit und Tiefe des Ausdrucks, die Grazie der Bewegungen, die Schönheit der Gewänder, die Fülle der Compoſition wurden abſichtlich in Schatten geſtellt, um einigen Fehlern den Vorplatz zu geben. Die Nachwelt hat gerechter geurtheilt. Seine Madonna del Roſario, jetzt in der Pinakothek, iſt eines der gröſten Bilder, das von irgend einer Schule gemalt worden iſt. Sein Märtyrthum der heiligen Agnes, eben dort, würde an Erfindung, Anordnung, Haltung, Reinheit, Zeichnung, Farbe und Ausdruck das frühere noch übertreffen, wenn ihm gelungen wäre, im Antlitz der Heiligen den Schrecken des Todes durch gröſere Schönheit zu mildern. Ein drittes Bild von ihm in der Pinakothek iſt die Ermordung Peters des Märtyrers, das groß wäre, wenn nicht Titian in ſeiner gröſten Stärke denſelben Gegenſtand gemalt hätte. An Kraft überbot Domenichino alle Schüler der Carracci und dieſe Meiſter ſelbſt, weil ſie lebendiger aus ihm ſprang und er das Uebergewicht der Mittel in der Behandlung der Farben und des Lichtes beſaß.

„Ne già furtivo invola il solar raggio
All' alta vota ardente.“ *Bellori*

Bologna, am 8. Juli 1831.

Unter den zahlloſen Meiſtern der bologneſiſchen Schule dieſer Epoche machen drei jeder eine Klaſſe für ſich, Guercino durch ſeine ungeheure Naturkraft, Simon da Peſaro durch die Unabhängigkeit ſeines Verſtandes und Tiarini durch die ſtrenge Aufrechthaltung der Carraccíſchen Lehre. Guercino war eines der Wunderkinder, welche gelehrt vom Himmel gefallen ſind; einer der Menſchen, welche die Malerei nicht als etwas Anerzogenes, ſondern als ein durch die Geſtaltung der Organe in ihnen Nothwendiges, mit und in ihnen Aufwachſendes darlegen. Die daraus hervorgehende, ungeheure Leichtigkeit, womit ſie die mechaniſchen Schwierigkeiten überwinden, beeinträchtigt die Vollkommenheit ihrer Leiſtungen. So groß dieſe auch immer ſeyen, laſſen ſie der Ueberzeugung Raum, daß der Meiſter noch Größeres hätte leiſten können, wenn es ihm möglich geweſen wäre, weniger ſchnell zu arbeiten. Guercino hat allein faſt eben ſo viel geliefert, als alle deutſchen Maler zuſammengenommen; über hundert große Altarblätter, mehrere hundert andere Bilder, zahlloſe Handzeichnungen und Studien, viele große Freskogemälde ſind von ſeiner Hand, und ganz unähnlich hierin mit andern Meiſtern, ließ er keine einzige ſeiner Arbeiten unvollendet. Seine Sicherheit in der Zeichnung war ſo groß, daß er Freskogemälde nicht ſelten ohne Carton ausführte; ſeine Schnelligkeit ging ſo weit, daß er in einem und demſelben Nachmittage, in Gegenwart ſeiner Kunſtgefährten in Bologna, zwei Köpfe in Oehl begann und endete, die noch dazu unter ſeine herrlichſten gehören; die Kenntniß der Farben war ſo eingewachſen in ſein Gedächtniß, daß er, um das große Altarblatt für die

Nonnen von Jesu-Maria am Tage des Festes dieser Kirche aufstellen zu können, in der Nacht vor diesem Tage die Figur Gottes des Vaters beim Fackelschein malte. Seine Kraft ist die Farbe. Er versuchte mehrere Wege, um ihre Wirkung mit der Wahrheit in Einklang zu bringen; hieraus entstanden die drei Methoden dieses Meisters, wovon die eine gleichsam eine Nachtbeleuchtung, die andere eine Sonnenbeleuchtung und die dazwischenliegende eine Versöhnung dieser beiden Extreme oder der Uebergang von der einen Methode in die andere ist. In der ersten stellte er die stärksten Lichter den stärksten Schatten gegenüber und opferte nicht selten die Umrisse; in der zweiten verschmolz er beide mit großer Milde, ründete und hob die Gestalten mit seltener Meisterschaft, ein Bestreben in der Malerei, das dem Michel Angelo die wichtigste Aufgabe schien; in der dritten näherte er sich gleichsam dem Style Guido's, steigerte aber den Ausdruck.

Die Schule hat gegen Guercino den Vorwurf ausgesprochen, daß er ein Naturalist sey. Als wenn das eine Sünde wäre und nicht gerade hierin die Beglaubigung des wahren Berufes läge! — Füger und David sind freilich keine Naturalisten. Man konnte Guercino nicht verzeihen, daß er, ohne irgend eines Meisters Anleitung, im achten Jahre seines Alters eine Madonna auf die Wand seines Vaterhauses malte, welche bald das Erstaunen der ganzen Umgegend wurde; daß er, zwei Jahre später in die Schule geschickt, darin nur wenige Monate aushielt und sich in dieser Zeit eigentlich mit gar nichts beschäftigte, als die Stoffe, die Mischung und die Wirkung der Farben kennen zu lernen; daß er, damals in höchster Bewunderung für Ludovico Carracci, sich herausnahm, dessen Kunst und Vorgang durch eigenes Nachdenken zu erforschen, nicht aber die Er-

klärungen der Meiſter vom Stuhle abzuhören. Ich erinnere mich vor Kurzem geſehen zu haben, wie ein deutſcher Maler, mit dem ich in der Pinakothek, vor einem mächtigen Bilde Guercino's, dem heiligen Bruno, ſtand, mitleidig die Achſeln zuckte, und dabei mit einiger Gelehrtheit ausrief: „Er iſt ein Naturaliſt!“ Ich erzählte ihm darauf, was ich aus Malvaſia wußte: daß, als der Künſtler noch ein Jüngling von 22 Jahren war, alle Meiſter der damals ſo kunſtreichen Stadt nach Cento, ſeinem Geburtsorte zogen, um deſſen Werke zu ſehen; daß zwei Jahre ſpäter ein von ihm zu Bologna öffentlich ausgeſtelltes Bild, der heilige Matthäus, von allen Kennern für ein Werk der Carracci gehalten wurde; daß Ludwig Carracci, dieſer ſtrenge Meiſter der Kunſt, über einen Herkules, den Guercino al fresco im Hauſe Tanari gemalt, den Ausſpruch that: „Keine Summe reiche hin, um dieſe Arbeit würdig zu bezahlen;“ daß Tiarini, dieſer ſtrengſte aller Schüler der Carracci, von Guercino zu ſagen pflegte: „Die andern Maler leiſten, was ſie können; der aber leiſtet das, was er will;“ — daß Palma, als ihm Guercino, um ſein Schüler zu werden, ſeine Zeichnungen vorlegte, in die Worte ausbrach: „Du biſt der Meiſter und ich bin der Schüler;“ daß ſein Ruf ſo groß bei ſeiner Mitwelt war, daß ihn der Herzog von Mantua und der Pabſt zum Ritter ſchlugen und die Könige von Frankreich und England ſich vergeblich um ihn bemühten.

Auch ich ging nach Cento und zwar vor wenigen Tagen. Ich nahm dahin den Weg über Modena. Unter vielen herrlichen Bildern im herzoglichen Pallaſte ſtehen vier Meiſterwerke Guercino's, zwei der erſten Art, nämlich das Märtyrthum des heiligen Petrus, und Thamar; eines der zweiten, nämlich die Vermählung der heiligen Katharina,

und eines der dritten, Venus und Mars, an Gedanke, Zeichnung, Farbe wunderſchön und wie getaucht in Licht. Der Weg führt durch das reizendſte Land am Kloſter Nonantola vorüber, das in der eiſernen Zeit der Ghibellinen und Guelfen ſo oft zwiſchen Modena und Bologna die Veranlaſſung blutiger Kämpfe geworden war; weiter nach St. Giovanni, wo in der Hauptkirche, einer der ſchönſten Albano's, eine Madonna in Glorie mit St. Sebaſtiano und St. Rocco — auch ein treffliches Bild von Cavedone, die Geburt des heiligen Johannes, und, im Stadthauſe, ein heiliger Johannes von Fr. Francia zu ſehen ſind; endlich nach Cento, das von Werken Guercino's voll iſt. So gut ging es nur wenigen Künſtlern, daß ſie den Tempel ihrer Jugend ſchmücken und wie Prieſter in demſelben leben konnten! — In der Kirche del Roſario ſtehen einige derjenigen Bilder von ihm, welche am klarſten ſeine Meiſterſchaft beurkunden; aber insbeſondere höchſt anziehend für den Forſcher iſt eben da auch das Bild von Ludovico, und dasjenige von Gennaro zu finden, an welchen Guercino ſeine Schule machte. Das erſte iſt eine Madonna mit dem Kinde, umgeben von Engeln und Heiligen; eines der tüchtigſten, was Ludovico je gemalt hat, und eines der wenigen von ihm, worin Schönheitsgefühl ſich kund gibt. Es ſteht hierin mit der Madonna de' Scalci, die es in der Behandlung übertrifft, auf einer und derſelben Höhe. Das andere iſt das Mahl in Emaus, ſtreng, ernſt und tüchtig. Neben dieſen Bildern, aus denen Guercino ſein kräftiges Colorit und die kühne Behandlung der Schatten ſeiner erſten Methode nahm, hängen von ihm aus eben dieſer Epoche St. Bernardino di Siena, aus der des Ueberganges eine Madonna mit dem Kindchen vor ſich auf den Wolken, und der heilige Petrus, dem Chriſtus die

Schlüſſel und ein Engel die Tiara bringt, voll Licht und Weisheit; aus der dritten Epoche ein Chriſtus, wie er der Mutter erſcheint. Der Schmerz und die Freude in ihren Zügen, die Ruhe und Milde in den ſeinigen ſind da auf unübertreffliche Weiſe vermählt. In der Kirche ſelbſt (denn die erſtgenannten Bilder hängen in der Sakriſtei) ſieht man in ſeiner ſtarken Manier einen Johannes in der Wüſte, einen Chriſtus am Kreuze mit Maria, Johannes und Magdalena, ſo wie, als Deckengemälde, den ewigen Vater mit Franziscus und Johannes; in der dritten Manier aber eine Madonna mit dem Kinde, wunderbar beleuchtet durch das durch ein Fenſter geführte Licht und ein Helldunkel faſt in der Weiſe Leonardo's. In der Caſa Chiarelli findet man auch viele Fresken aus ſeiner erſten Jugend, ſo ſaftig an Farbe, daß Viele ſie für Oelgemälde hielten, darunter eine Venus mit Amor an der Bruſt, von unglaublicher Zartheit, die er als Namenstagsgeſchenk der Frau des Hauſes gemalt haben ſoll. In Pieve, eine halbe Stunde von Cento, ſprach mich eine „Verkündigung" von ihm ganz ungemein an. Die Jungfrau kniet, in ein Buch betend verſunken; darüber ſchwebt der Engel, der das Wort vom ewigen Vater abnimmt. Ein Guido in demſelben Orte ließ mich kalt.

Bologna iſt reich an Werken Guercino's. In der Kirche della Madonna di Galiera ſtehen ein heil. Philippo Neri und eine Madonna, die beide ſehr gelitten haben; in St. Paolo ein heil. Gregor, der den Leidenden im Fegfeuer den Heiland, die Jungfrau und den Vater im Himmel zeigt; in St. Domenico ein heil. Thomas von Aquino; in der Trinità ein heil. Rochus, der zur Jungfrau fleht; in St. Giovanni in monte die heil. Joſeph und Hieronymus. In der Pinakothek ſind acht ſeiner Bilder, darunter

der heil. Wilhelm, Herzog von Aquitanien, wie er aus den Händen des heil. Bernard den Habit nimmt, eines der Werke, das durch großartige Anlage, durch die Kraft der Farben und durch die Vertheilung des Lichtes so ſchlagende Wirkung that, daß kein Maler ſeiner Zeit, ſelbſt Ludovico nicht, eines der ihrigen daneben ſtellen wollten. Dort iſt auch St. Pietro martire, St. Bruno, St. Giovanni Battiſta; dort auch das in einer Nacht gemalte Bild Gottes des Vaters, deſſen ich oben erwähnte. Faſt alle Privatgallerien haben Bilder von dieſem Meiſter, ſo ſteht im Palazzo Ercolani das herrliche Bild des David und der Bethſabe. Im Pallaſte Zambeccari ſind Meiſterwerke ſeiner erſten Art, ein heil. Hieronymus und eine Magdalena. Im Pallaſte Tanari ſtehen ebenfalls Bilder von ihm, die den Stempel der Meiſterſchaft tragen. Mehrere Madonnen Guercino's gingen durch die Miſſionäre nach dem Orient und bis nach Indien. Kein Reiſender erzählt, einem derſelben begegnet zu ſeyn. — Wo ſie hingekommen ſind? — In den Theilen des Orients, die ich geſehen habe, iſt mir kein europäiſches Bild aus guter Zeit aufgeſtoßen, wenn ich einen Palma in Bethlehem ausnehme.

Der andere Meiſter dieſer Epoche, der, obwohl nach langem Wählen und Sträuben einen eigenen Weg ging, iſt Simon da Peſaro, nach der Stadt ſo genannt, in der er geboren war. Im Gegenſatze mit Guercino lieferte er verhältnißmäßig wenige Arbeiten, und von dieſem iſt die Mehrzahl nur als Studium zu betrachten, in ſo ferne er nur ſpät erſt von der Nachahmung ſich zu entfernen wagte. Die Zeichnung ſchien vor allem ſein Augenmerk und er wurde nicht ſatt, ſich hierin nach Ludovico zu üben. In der Farbe zog ihn zuerſt Barocci an, dann aber Guido, dem er ſich als Schüler übergab. Er trug

in ſeiner Seele eine Unruhe, die ihn bald Jederman unbequem machte, und nach und nach ihn ſelbſt mit feindſeligem Hochmuth erfüllte. Was ihn auszeichnet, iſt die Kühnheit ſeiner Compoſition, die Trefflichkeit der Umriſſe, die Grazie des Ausdrucks und die Wahrheit des Colorits, das er jedoch hie und da, ich möchte ſagen abſichtlich, vernachläßigte oder mit einem grauen Tone verdarb. Die Pinakothek hat von ihm einen heil. Hieronymus, ein meiſterhaftes Porträt Guido's und eine heil. Jungfrau, die von Engeln zum Himmel getragen wird, unter ſich Johannes den Evangeliſten, die heil. Euſemia und den heil. Nicolaus von Tolentino. Aus dem Palazzo Caprara brachte ich eine Skizze dieſes Meiſters an mich, die heil. Jungfrau, um welche Engelchen flattern, mit dem Kinde vorſtellend, dem der heil. Antonius kniend ſich naht; St. Philippo Neri, der heilige Joſeph und Dominicus und ein Johannes als Kind bilden eine Gruppe um die Haupthandlung; die Madonna iſt im Style des Ludovico gehalten. Eine wunderbare Kraft des Ausdruckes in Haltung und Bewegungen, ſo wie in den Köpfen beſeelt dieſe Skizze. — Im Pallaſte Zambeccari ſind ein Johannes und einige Engelchen von meiſterhafter Ausführung.

Nun will ich noch von Tiarini reden, einem im Auslande und ſelbſt in den übrigen Theilen Italiens weniger bekannten Meiſter, obwohl er unter die ehrenwertheſten der bologneſiſchen Schule gehört. Ich ſpreche dieſem Meiſter Genie ab; Talent aber beſaß er ſo viel als ſelbſt Ludovico, der zwar nicht ſein Lehrer, aber ſein Vorbild war. Bei ihm iſt nichts höhere Eingebung und glückliches Errathen, ſondern alles Berechnung und Wiſſen. In Zeichnung ſtreng, in Anordnung höchſt gewandt, neu und mannigfaltig, im Ausdruck ernſt und mäßig, aber wahr, in der

Färbung kalt, in allem Beiwerk vollkommen, im Faltenwurf reich und ſicher, in der Perſpective meiſterhaft, wird er jeden aufmerkſamen Beobachter feſthalten, aber, weil ihm Schwung und Schönheitsſinn fehlen, nur ſelten die Bruſt erwärmen. Erſt wenig geſchätzt und dann durch ſeinen ungemeinen Fleiß den Meiſtern Schätzung abnöthigend, kam er aus Florenz in ſeine Vaterſtadt Bologna zurück, wo ſein erſtes, öffentlich ausgeſtelltes Bild, das Altarblatt einer Kapelle der Petroniuskirche, die heilige Barbara war, ohne Einheit in der Anordnung, ohne Kraft in der Farbe, und deßhalb ſcharf getadelt. Aber dieſer Tadel ſchob den Meiſter um eine bedeutende Strecke auf der Bahn der Entwicklung vorwärts. In derſelben Kirche ſteht eine heilige Franziſca Romana von ihm, in jeder Beziehung vorzüglicher als das erſtgenannte. Als er in St. Domenico eines der Wunder dieſes Heiligen, die Erweckung eines Knaben vom Tode, aufſtellte, errang er durch die Schönheit der Zeichnung und Gruppirung die Bewunderung Ludovico's. Sein drittes Bild, die Einführung in den Tempel mit der heil. Anna und dem heil. Joachim, in der Kirche de' Servi, wurde ob der Weisheit der Anordnung und Strenge der Ausführung bereits für ein Werk Ludovico's gehalten. Noch vorzüglicher erſchien, wegen ihres großartigen Charakters, der Harmonie der Farben, ihres meiſterhaften Helldunkels, der Würde der Anordnung die Pietà, welche in dem Collegium von Montalto aufgeſtellt wurde und nun in der Pinakothek ſich befindet. Seine natürliche Richtung, die Wiſſenſchaft in der Kunſt, trat immer mehr hervor; ſo in Joſeph und Maria ai Mendicanti, — im St. Martino Vesco — in St. Steſano — in dem Spoſalizio di Sta. Catarina, das einſt die Kirche zur heil. Agnes zierte und nun mit mehreren andern Bildern Tiarini's in der Pinakothek ſteht, —

in der V. V. del Rosario, in Sta. Maria maggiore, — in den Propheten und in der V. V. addolorata in St. Benedetto — in der Flucht nach Egypten, die in St. Giorgio steht — in der Geburt Christi in der Kirche zum Erlöser — in den Fresken in St. Michele in Bosco und an mehreren andern Orten. Die Fähigkeit in Benützung der Räume, die kluge Vertheilung der Figuren und Gegenstände, die Natur in den Verkürzungen, die Achtung für die Strenge der Zeichnung, die Vermeidung gesuchter Wirkung, der entsprechende Ausdruck, die Nüchternheit in allen seinen Leistungen, die Faßlichkeit derselben, die Unmöglichkeit, an dem, was er gab, etwas zu tadeln, und vielleicht selbst der Umstand, daß keine seiner Arbeiten etwas Herausforderndes hatte, und dem Maler, der Genie in sich fühlte, den Sieg in der höhern Sphäre hoffen ließ, machten Tiarini zur eigentlichen Quelle des Studiums für alle seine Kunstgefährten und sicherten ihm ein unbestrittenes Lob. Er überlebte sich, wie man in mehreren seiner spätern Arbeiten sehen kann, z. B. in zweien der Kirche St. Philippo und Giacomo; in dem heil. Antonius in St. Bartolomeo di Porta und in mehreren andern.

Die Gallerien Ercolani, Zambeccari und Salina besitzen herrliche Bilder von ihm. Das vorzüglichste aber aus allen, die zu Bologna in Händen von Privaten sich befinden, ist wohl die Grablegung im Palazzo Malvezzi-Bonfigli.

Bologna, den 12. Juli 1831.

Es geht mit der Kunſt wie mit dem Waſſer; je weiter es ſich verbreitet, deſto ſeichter wird es. Es gibt keine Vererbung in der Kunſt. Sie wird nicht erworben, ſondern gefunden. Aber es waltet nicht Zufall, ſondern Vorſehung über dem Finder. Wer ſie findet, iſt ihrer würdig. So ging es den Carracci. Es gibt aber auch Jahreszeiten für die Kunſt, wie für die Blumen. Sind ſie vorüber, ſo fehlt das wahre Leben; was erzeugt wird, iſt krank. Man hat dennoch Unrecht, ſo ſcheint mir, gegen Künſtlerakademien zu Felde zu ziehen. Sie können das belebende Princip nicht in die Schüler übertragen; aber ſie verzögern den Verfall. Selbſt in den drei großen Schülern der Carracci, in Guido, Albano und Dominichino, welche wie herrliche Blüthen im vollen Farbenſchmucke am reichen Stamme prangen, ſind die Erſcheinungen ſchon merkbar, die auf das nahe und nothwendige Welken der Pflanze weiſen. Eine Linie über die Grenze und Guido artet in Charakterloſigkeit und Hudelei, Albano in Leere und Flachheit, Dominichino in Ueberladung und Hunger nach Wirkung aus. Das aber ſind eben die Krankheiten, welche den Körper der Carracciſchen Schule befielen.

Unter denen, die daraus hervorgingen, habe ich bereits oben den natürlichen Sohn Auguſtins, Antonio genannt, in deſſen Armen Annibale ſeinen Geiſt aushauchte, und dem dieſer große Meiſter ſein Grab neben Raphael in dem Pantheon zu Rom verdankt. Ich muß von ihm noch ein Bild anführen, S. Francesco, den Teufel unter, die Engel über ſich, in S. Colombano, das mit Geiſt ausgeführt iſt. Er ſtarb in der Blüthe der Jahre.

Faſt eben ſo wenig weiß ich von Balthaſar Aloiſi, von dem eine „Heimſuchung“ in der Carità ſteht, die aber ſo ſchlechtes Licht hat, daß ich ſie eigentlich gar nicht ſah. Von Giov. Luigi Valeſio findet man ai Mendicanti eine „Verkündigung,“ die wenig Talent zeigt, und ſehr verblaßt iſt; von ihm iſt auch ein heil. Sebaſtian und ein heil. Fabian in S. Gregorio, und eine Steinigung des heil. Barnaba in S. Nicolo. Kräftig, geiſtreich, von der Lehre ſeines Meiſters durchdrungen, ſchnell und gewandt iſt Lanfranco, ein Mann der Schule und des Lebens. Ihm lagen die Geheimniſſe der Kunſt frei vor den Augen; er kannte ſie und das war ſein Unglück. Er hatte das Schöne auf algebraiſche Ausdrücke gebracht; wie ſollte es ſeinem Herzen ein Zauberſpiegel ſeyn? — Er war groß-artig in der Compoſition; aber wenn man ſeine Bilder näher und öfter beſieht, ſo werden ſie kleiner. Die Behandlung von Schatten und Licht iſt kühn und oft von hinreißender Wirkung; aber ſie iſt von Außen hinaufgelegt, nicht aus dem Innern des Gegenſtandes hervorgegangen; ſie iſt Manier. Dennoch thun ſich groſſe Anlagen in dieſem Meiſter überall kund. Das Gefühl der Würde der Kunſt offenbart ſich in allen ſeinen Arbeiten. Seine Anordnung, ſein Faltenwurf ſind edel, ſein Colorit iſt in ſich verbunden, ſeine Zeichnung, wo ſie nicht ſorgſam iſt, aus Ueberlegung der Wirkung geopfert. Man findet in Bologna von ſeinen Bildern nur in einigen Gallerien. Ich erinnere mich eines heil. Andreas von ihm, der im königl. Muſeum zu Berlin ſteht, und ſeines „Paradieſes“ in der Gallerie von Parma, beide geeignet, um ſeine Weiſe an Tag zu legen. In Parma lernt man auch einen andern Schüler der Carracci und namentlich des Annibale kennen, Badalocchi, von dem Lanzi mit Recht ſagt, daß

er weniger leiſtete, als er leiſten konnte. (Storie pitt. V. 139) Sein heil. Franciscus iſt kräftig wie ein Dominichino. Verbreiteter ſind in Bologna die Werke des Leonello Spada, eines Menſchen voll der größten Anlagen, aber gemeiner Natur. Vom Farbenreiber wurde er Zeichner, und machte die Meiſter durch ſeine Auffaſſung ſtaunen. Seine Wandgemälde grau in grau, die nun ſämmtlich zu Grunde gegangen ſind, gaben ihm Namen durch die täuſchende Nachahmung des Reliefs. Sein erſtes größeres Oelgemälde ſteht dermalen in der Pinakothek, Melchiſedech, welcher den Abraham ſegnet, — ſein zweites ſieht man in der Kirche de' Poveri, es ſtellt die heil. Dominicus und Franciscus vor, welche zur Madonna flehen, damit ſie den Zorn ihres Sohnes beſchwichtige. Man könnte es für ein Werk Ludovico's halten. Sein Colorit artete durch grelle Zuſammenſtellung der Farben, der Lichter und Schatten aus; er folgte hierin und überbot Caravaggio. Er war wie im Leben, ſo in der Kunſt ein Emporkömmling, keck, geſchickt, gewandt, ohne Fleiß, voll Uebermuth. Er liebte die Kunſt ohne Achtung für ſie. Für dieſe Behauptung, ſo wie für ſeine außerordentlichen Anlagen zeugen eine heil. Familie in S. Colombano, ſein heil. Dominicus, wie er die heidniſchen Bücher verbrennt in der prachtvollen Grabkapelle deſſelben, — ſein Hieronymus in eben dieſer Kirche und vorzüglich ſeine Fresken in S. Michele in Bosco.

Ruhiger, beſcheidener in ſeinen Darſtellungen iſt Lorenzo Garbieri, aber die finſtere Richtung ſeines Gemüthes führte ihn zu dem dunkeln und ſchweren Colorit, zu dem Leonello aus natürlichem Wohlgefallen am Außergewöhnlichen und Uebertriebenen gelangt war. Seine Zauberin Circe, in der Pinakothek, hat eine gewaltige Kraft des Schrecklichen. Seine Fresken in S. Michele in Bosco

der heil. Benedikt, der als Knabe in die Wüſte zieht, und Valerian von Papſt Urban getauft, zeigen eine ſtrenge Schule der Zeichnung. Das Colorit darin iſt faſt zerſtört.

Nicht fähiger als die Erſtgenannten, nicht ſtrenger in der Zeichnung, nicht reicher oder wahrer im Colorit, iſt Cavedone, und dennoch verweilt das Auge mit größerer Befriedigung auf ſeinen zahlreichen Bildern. Er hat eine Natürlichkeit der Darſtellung, eine Faßlichkeit des Gedankens und eine Annehmlichkeit der Ausführung, die dem Betrachtenden den Gegenſtand gleichſam in die Hände legen. Er ſchmeichelt überdieß, wenn ich ſo ſagen darf, mit den Lichtern, glücklicher hierin als Baroccio, dem ich ſeine Auflagen von Roth nie verzeihen kann. Er bediente ſich weniger Farben, ſteigerte dieſe aber ſo weit er konnte, und ſuchte hierin die Venetianer zu erreichen. Mehrere ſeiner Werke, z. B. die Geburt Chriſti und die Anbetung der Weiſen in S. Paolo, ſeine Jungfrau mit dem Heiland, welche dem heil. Petronius in einer Glorie von Engeln erſcheint, in der Pinakothek u. ſ. w. wurden von Meiſtern dem Tizian an die Seite geſtellt. Seine Propheten und ſein S. Antonio Abbate in der Kirche der Benediktiner, ſein Chriſtus in S. Giacomo maggiore, ſeine heil. Familie in Maria delle Laudi, ſein heil. Stephan in Labarum Coeli ſind ſchätzenswerthe Bilder, haben aber meiſt ſehr nachgedunkelt. Seine Fresken ai Mendicanti, in S. Giacomo und vorzüglich im Hofe von S. Michele in Bosco ſind großartige Arbeiten. In ſeiner letzten Zeit, durch den Tod eines Sohnes und andere Unglücksfälle tief gebeugt, lieferte er nur Mittelmäßiges; dahin gehört ſeine Himmelfahrt in S. Martino, und manches andere in den Gallerien befindliche Bild.

Im Grunde weniger Beruf als Cavedone hatte

Lucio Massari, aber seine Werke verrathen Schwung und die feinere Bildung, die jenem fehlten. Sie sind heiter, leicht und anmuthig, und gehen im Colorit dem Annibale nach, so wie in der Anordnung dem Albano, dessen Freund er war. Er machte kein Handwerk aus seiner Kunst, malte nur, wenn er Lust hatte, blieb häufig seicht und oberflächlich, entwickelte aber manchmal viele Grazie. Man hat in der Pinakothek eine Pietà im ersten Saale aufgestellt und ihm dadurch Unrecht gethan, denn dieß annehmliche und verdienstvolle Bild hält die Nähe der Guido, Francia, Perugino, Bagnacavallo und Raphael freilich nicht aus. In S. Benedetto steht ein Sposalizio di S. Catterina, ein allerliebstes reizendes Bild; in Madonna di S. Colombano eine heilige Martha mit Christus, vor welchem Magdalena kniet, und ein Engel, wie er der heiligen Ursula die Palme reicht, sind beide sehr ansprechend; eine V. V. mit mehreren Heiligen in S. Gregorio ist liederlich gemalt; dagegen wieder voll Verdienst die Communion des h. Hieronymus in S. Paolo. Sein schönstes Bild ist wohl das Noli me tangere bei den Cölestinern. Daran reihen sich eine Heimsuchung in Sta. Christina, und ein S. Gaetano in Bartolomeo di Porta. In der Pinakothek stehen fünf Bilder von ihm; eines auch in der Annunziata vor der Porta Mammolo, eine Epiphanie, die mich kalt ließ. Seine Fresken in S. Martino, S. Paolo und Michele in Bosco gefielen mir wenig, obwohl sie von Vielen gelobt worden sind. — Ein anderer Schüler des Annibale, Pietro Facini, spricht durch die Lebendigkeit und Wahrheit der Bewegungen, so wie durch die Zartheit seiner Fleischfarben an. Er war mit entschiedenen Anlagen für die Kunst geboren; aber deutlich zeigen sich Mangel an Ausdauer und Fleiß, eine liederliche Zeichnung und

Gleichgültigkeit. Ich kenne nur ein einziges Bild von ihm, eine heil. Jungfrau mit dem Kinde, dem die heil. Katharina ſchmeichelt; die Schutzheiligen der Stadt ſtehen unten; Engel tragen das Bild der Stadt und ſcherzen mit den Emblemen der Heiligen. Es herrſcht viel Anmuth in dieſem Bilde und eine faſt venetianiſche Farbe beſonders in den Engeln, aber es iſt doch ein oberflächliches Werk, ohne Weihe gemalt.

Noch will ich von zwei Schülern der Carracci ſprechen, Brizio und Maſtelletta, welche unter die beſſeren gehören. Dem einen fehlt es manchmal an Ausdruck, der andere hat deſſen zu viel; der eine hat Schönheitsſinn und Anmuth, der andere Kraft und Bewegung; beide ſind ſehr gewandt in der Zeichnung, der eine oft nachläſſig und der andere übertrieben im Colorit. — Fr. Brizio war ſo umfaſſend als Künſtler, daß er in anderer Zeit vielleicht einer der größten geworden wäre. Seine Arbeiten ſind leicht, ſchwungvoll und höchſt angenehm. Man begreift, wenn man ſie betrachtet, daß ihn bedeutende Meiſter und Kenner in manchen Beziehungen dem Guido und Tiarini vorziehen und neben Dominichino ſtellen konnten. So ſind die Schutzengel in S. Martino und das Kreuzwunder in der Kirche zum Erlöſer voll ſchöner Stellen; in hohem Grade anziehend aber durch eine Glorie von Engeln, die ſich auf das lieblichſte bewegen und in Sonne getaucht ſcheinen, iſt eine Katharina in S. Domenico. Das Licht iſt ſo behandelt, daß Correggio daran ſeine Freude gehabt haben würde. Das vorzüglichſte Bild von ihm ſteht in S. Petronio, (wo auch noch ein paar andere von dieſem Meiſter zu ſehen ſind), die Krönung des Gnadenbildes der Madonna del Borgo, ſo ſchön gedacht und geordnet, ſo ſtreng, fleißig und glänzend ausgeführt, daß

es in Deutſchland für ſich allein eine Reiſe von hundert Stunden verdiente. In der Pinakothek ſtehen drei mittelmäßige Bilder von Brizio. Seinen Fresken im Hofe von S. Michele gehört vor denen aller übrigen Schüler der Carracci die Krone.

Wenn ich Maſtelletta ausſpreche, ſo nenne ich ein Compendium von Kraft und Uebermuth in Gedanken, von Takt und Leichtſinn in der Anordnung, von Verſtand und Schwäche in der Zeichnung, von Wirkung und Frechheit in der Farbe. Er war und blieb oberflächlich, nicht aus Mangel an Urtheil, ſondern weil er wenig gelernt und die Erfahrung gemacht hatte, daß es wenig braucht, um die öffentliche Meinung mit ſich zu reißen, wenn man ſie einmal zu erſchüttern verſteht. Was er langſam machte, war ſchlecht. Er iſt unter den Malern ſeiner Zeit, was de Pradt unter den Publiciſten unſerer Tage. Er floh die Klarheit der Zeichnung, wußte Malerkünſte in Menge, häufte die Effecte und bediente ſich dabei der dichteſten Schatten ſo wie der grellſten Lichter. Eine Flucht nach Egypten ai Mendicanti, — eine Erſcheinung Chriſti in Sta. Chriſtina, — eine Madonna in der Wüſte von Engeln bedient, in der Pinakothek, vor allen ſein mächtiges Bild in der Grabkapelle des heil. Dominicus und die Fresken eben dort ſind mehr als hinreichend, ſeine Tugenden und Laſter zu erkennen. Vorzüglicher, ja hinreißend iſt ſeine heil. Irene in der Kirche der Cöleſtiner. Schönheitsſinn und Milde thun ſich kund in dieſem Bilde und man muß den Meiſter bewundern und beklagen, wenn man es betrachtet. Leider hängt es ſchlecht, und iſt, wie überhaupt jedes ſeiner Bilder, ſehr nachgedunkelt. Die Werke ſeiner zweiten Epoche, worin er eine ſtrengere Zeichnung und ein freieres Colorit verſuchte, ſind mißlungen; ſo die

Kreuztragung in S. Paolo, die Geburt des Johannes, die Predigt in der Wüſte und die Taufe Chriſti ai Servi. Er war nicht gemacht, um die rechte Straße zu gehen. Eine ſeltene Kraft ging mit ihm unter. Sein Leben glich ſeinen Bildern.

Von vielen andern Schülern der Carracci könnte ich noch ſprechen, denn über zweihundert Meiſter gingen aus ihrer Schule hervor. Ein großer Theil derſelben zog nach Rom und Neapel, oder goß ſich über andere Theile Italiens aus. Andere beſchäftigten ſich nur mit einzelnen Zweigen der Malerei, und brachten dieſelben auf eine rühmliche Höhe, ſo Girolamo Curti (il Dentone), Michel Angelo Colonna, Mitelli u. a. die architektoniſchen Darſtellungen. Mit Ludovico Carracci ſtarb ſeine Schule.

Bologna, den 11. Juli 1831.

Wenn ich über die Schüler der Carracci ein paar Worte zu ſagen beabſichtige, ſo geſchieht es aus Pedantism, die angefangene Sache nicht aufzugeben, ſo lange ſie Athem hat. Kritiker und Advokaten kommen ſchwer an den Schluß, die einen aus Inſtinkt der Gerechtigkeit, die andern aus irgend einem andern. Aber ich will kurz ſeyn.

Die Schüler Guido's, über zweihundert an der Zahl, verſtarben an ſeiner ohnedieß lebensſchwachen Manier, oder verließen dieſelbe, und gingen auf andern Wegen zu Grunde. — Giacomo Sementi wird für einen der vorzüglichſten gehalten; ſein heil. Sebaſtian in S. Michele de' Leproſetti ſpricht nicht dafür. Höchſt lebendig, thätig, gewandt, geiſt-

reich, aber flüchtig war Fr. Geſſi, deſſen Bildern und Fresken man bei jedem Schritte begegnet, und die oft ſchön gedacht und eben ſo gruppirt, auch an Ausdruck mannigfach und klar, aber in der Zeichnung voll akademiſcher Unnatur und in den Farben nicht ſelten ſo ſind, als hätten Spindel und Radwerk wie in einem der Jahrhunderte der Vollkommenheit, denen wir entgegengehen, nicht aber Hände, durch die das Herzblut läuft, die Pinſel geführt. — Seinen Geſtalten fehlen aus Weiche und Zärtlichkeit nicht ſelten die Knochen, und ſie verblaſſen, wie hyſteriſche Damen. Man muß ſich, neben dieſen Fehlern, im Vergleiche mit den heutigen Meiſtern, jedoch immer eine große Ueberlegenheit an Phantaſie, an Geiſt, an Gruppirung, an Schule vorſtellen. Während jetzt die Kinder zu malen anfangen, bevor ſie zu einiger Sicherheit in der Zeichnung gelangt ſind, herrſcht in Geſſi und ſeinen Gefährten die größte Bewegungsfreiheit, eine durchgreifende, gerade in den ſchwierigſten Aufgaben bewährte Fähigkeit, und daneben eine Liederlichkeit und Nachläſſigkeit, welche man bei neuern Meiſtern, ein paar ausgenommen, gar nicht bemerken würde. Unter die tüchtigſten Arbeiten des Geſſi gehören der Fiſchzug Petri und die Vertreibung der Mäkler aus dem Tempel, in der Certoſa; es waren dieſe lebenvolle Erzeugniſſe ſeine letzten. Mit Guido zu verwechſeln iſt dieſer Meiſter in einem h. Franciscus in der Kirche der Annunziata, im heil. Antonio in Sta. Maria delle Muratelle, in der Sendung des heil. Geiſtes in S. Filippo, und in ein paar Bildern, die in der Pinakothek ſtehen, wo aber auch ihm die Stelle ſchadet, wo ſie aufgeſtellt ſind, nämlich in dem Saale der größten Meiſterwerke. Voll Anmuth, obwohl etwas geziert, vor andern Bildern ausgezeichnet durch Fleiß, ja vielleicht dasjenige, worin man die Eigenheit

Geſſi's am beſten erkennen kann, iſt das Martyrthum der heil. Katharina in der Kirche dieſer Heiligen in Strada maggiore. S. Carlo, der in Mitte der Peſtkranken das Kreuz anbetet, in der Kirche ai Poveri, iſt ein treffliches Bild; ſo auch der Erlöſer in SS. Salvatore, obwohl es ſelbſt durch die Nachhülfe des Guido nicht von dem Unvermögen in der erſten Anlage geheilt werden konnte.

Meiſterhaft in einigen Figuren und in der Behandlung des Perſpektivs war Dom. Canuti, wie man dieß hauptſächlich im Palazzo Pepoli, in ſeiner Nacht oder Grablegung in S. Michele in Bosco und im jüngſten Gerichte in der Certoſa ſehen kann. Mit welcher Seele er Guido zu copiren verſtand, beweiſet die Magdalena desſelben in der Sakriſtei eben der Kirche S. Michele, einer Kirche, die man wie ein Schatzkäſtlein bewahren ſollte. Ich glaube nicht, daß irgend ein Maler dieß herrliche Bild treuer wiedergab.

Deſubleo, ein Flammänder, der in Bologna lebte, ſchwankte zwiſchen Guercino und Guido, wie dieß zwei ſeiner Bilder in der Pinakothek darthun. Er war unter den Ausländern, die Guido zum Meiſter wählten, ohne Zweifel der Begabteſte. Die beiden Bolognini, Giambattiſta und Giacomo, erwarben ſich als Nachahmer Ruf. Man ſieht von dem Erſten Einiges in der Mascarella, in S. Paolo, in Sta. Lucia und in S. Giovanni in Monte. Von dem Andern iſt mir nichts vor Augen gekommen. Guido Cagnani mit eigenem Talente gerüſtet, bildete die ſpätere Manier Guido's auf ſeine Weiſe aus. Er ſtemmte ſich gegen die eingeriſſene Verflächung derſelben, ſuchte die Anmuth außerhalb der Schwäche und war überhaupt eine günſtige, wenn auch kurzwirkende Erſcheinung. In Bologna ſind mir nur zwei Bilder von ihm bekannt,

die Enthauptung des Johannes im Pallaſte Ercolani und eine heil. Agatha im Pallaſte Iſolani. Zu Wien ſieben deren mehrere, da er Hofmaler des Kaiſers Leopold geworden war.

Ein ſehr tüchtiger Schüler Guido's war Gianandrea Sirani. Guido legte die helfende Hand an viele ſeiner Bilder, und er ſetzte dafür manche Arbeiten Guido's fort, ſo z. B. das große Bild des hl. Bruno in der Certoſa. Eben dort iſt von ihm das Mahl des Phariſäers und eine Magdalena zu den Füßen des Heilandes, beide in der ſtärkeren Manier Guido's und reich ausgeſtattet. In andern Arbeiten hielt er ſich mehr an die zweite Manier dieſes Meiſters, wie man dieß in der Pinakothek ſehen kann, auch im Spoſalizio in S. Giorgio.

Der Name Sirani iſt mit Recht in Bologna hochgefeiert. Er gehört zu den Schätzen der Stadt, die ſie im Cabinete ihrer Erinnerungen aufbewahrt und mit Stolz den Fremden zeigt. Drei Malerinnen führten dieſen Namen, Anna, Barbara und Eliſabetta, Töchter des Andreas. Die beiden erſten ſind faſt verſchollen, wenigſtens konnte ich von Anna gar kein und von Barbara nur ein einziges Bild auffinden, nemlich ein „Ecce homo“ in der Servitenkirche; aber die dritte gehört unter die größten Genien ihrer Zeit und iſt die größte Malerin, welche irgend eine Schule Italiens aufgeſtellt hat. Wäre ſie um ein Jahrhundert früher geboren worden! wäre ſie eines Francia, eines Perugino, eines Tizian Tochter geweſen! — Jeder Zug aus dem Leben dieſes unvergleichbaren Mädchens deutet auf die größten Anlagen, auf eine faſt unbegreifliche Willenskraft, auf einen durchdringenden Verſtand, auf Seele und Geiſt. Ihre Leiſtungen ſind eben ſo erſtaunlich durch ihre Zahl, als durch die bis ins Kleinſte

mit größtem Fleiße vollendete Ausführung. Nach einem Verzeichniß, von ihrer Hand geschrieben, hat sie im Laufe von zehn Jahren an zweihundert Bilder gemalt. Dieß Verzeichniß beweiset die Einfachheit und Klarheit ihres Wesens, den dichterischen Schwung ihrer Gedanken, die Wahrheit ihrer Empfindungen. Aber davon will ich ja nicht sprechen. Also hier über ihr Leben nur noch das. Sie war gehoben, gepriesen, angebetet von ihren Zeitgenossen. Keine Leidenschaft als die für die Kunst hatte noch in ihrem Herzen Raum genommen — „Fui Donna in terra e non conobbi amore" — als der Tod sie überraschte. Sie starb im 26. Jahre durch Gift, und wurde begraben neben Guido, der nicht ihr Lehrer durch mündliche Mittheilung, wohl aber durch seine Werke war, und den sie vor allen Malern liebte und zum Vorbild nahm. Sie folgte dessen zweiter Methode in Hinsicht der Farbe, verstärkte sie aber und erhöhte die Wirkung. Ihre Zeichnung war rein und sicher. In Erfindung, Anordnung, Bewegungen war sie reich, schnell und edel. Wäre sie Mann gewesen, so würde sie alle Schüler des Guido und ihn selbst weit überflügelt haben. Das früheste Bild, was dermalen von ihr in Bologna zu sehen ist, steht ai Servi und ist vom Jahre 1657, also in ihrem 19. Jahre gemalt. Es behandelt den schwierigen Gegenstand der zehntausend Gekreuzigten, der mehrere Male von ihr versucht wurde. — Gelungener in jeder Beziehung und gleichsam durchglüht vom Feuer des Geistes in Hinsicht der Anordnung ist die im 20. Jahre gemalte Taufe Christi in der Certosa. Eine der Heiligen zur Seite, und zwar die nach dem Himmel blickende, ist ihr eigenes Bild. In Madonna di Galliera und in der Pinakothek sind mehrere Bilder von ihr, alle fein gedacht und mit Sorgfalt ausgeführt. Fast alle Pri-

vatgallerien beſitzen von ihren Werken, darunter der Pallaſt Ercolani ihr Bild mit dem ihres Vaters vereinigt; Marescalchi eine höchſt edle hl. Agnes; Zamboccari eine Magdalena von groſſer Schönheit und einen hl. Hieronymus. Die ſchönſten aber ſtehen in andern Städten Italiens.

Mit ihr bildete ſich eine Schule von Malerinnen, wie Veronica Franchi, Vincenzia Fabri, Lucrezia Scarſaglia, Ginevra Cantofoli u. a. m. Von der Letzten ſteht ein Abendmahl in S. Procolo. Verglichen mit ihr kann eigentlich nur Lavinia Fontana werden, Tochter des trefflichen Malers Proſpero Fontana, von dem ich in einem früheren Briefe geſprochen habe.

Von den Schülern des Dominichino iſt in Bologna nichts zu ſagen. In Rom zog er einige auf, hier aber wagte keiner ihm zu folgen. Dagegen hatte Albano hier eine bedeutende Zahl von Schülern, von denen ich zuvörderſt den Bibiena nennen will, ſeinen treuen Nachahmer, anmuthig und lebhaft, wie die Bilder und Fresken in S. Giacomo maggiore, in S. Bartolomeo di Porta und in der Certoſa bezeugen. Aus der Schule Albano's ging aber auch Cignani hervor, welcher die Kunſt in ihrem Verfalle abermals anhielt und obwohl mit geringeren Mitteln und Kräften der Ludovico des achtzehnten Jahrhunderts wurde. Davon zu ſeiner Zeit.

Guercino verlor früh einen geiſtreichen Schüler in Fulgenzio Mondini, von dem in S. Petronio, ai Servi und in der Annunziata einige Arbeiten zu ſehen ſind. Die jenem berühmten Meiſter nahe verwandte Familie Gennari wurde der Erbe ſeines Styles, aber freilich nicht ſeiner Kunſt. Ercole, Benedetto, Ceſare und Bartolomeo Gennari füllten in und auſſer Italien Kirchen und Palläſte mit Copien Guercini'ſcher Bilder, von denen viele

heut zu Tage für Originale dieſes Meiſters genommen werden. Die Nachbildung der Geſichtszüge, der Haltung und Stellung, des Kleiderwurfes, des Ausdruckes, auch des Beiwerkes erklärt dieſen Irrthum. Die Behandlung aber und insbeſondere die Farbe reicht lange nicht an Guercino. Eine Magdalena von Ceſare, in S. Martino, die Königstaufe, in S. Giovanni in Monte, von Benedetto, die Dreieinigkeit, in der Pinakothek, von Ercole, und ein hl. Thomas, in Cento, von Bartolomeo, geben den Beleg für meinen Ausſpruch.

Unter den Schülern Simons von Peſaro zeichnete ſich Flaminio Torre durch das Talent, ſich in jede Manier zu finden, aus. Seine Copien wurden zu demſelben Preiſe wie die Originale bezahlt. In S. Giorgio ſteht eine ſehr nachgedunkelte Kreuzabnehmung von ihm. Lorenzo Paſinelli verließ den Weg des Meiſters und warf ſich auf den der Venetianer, namentlich des Paul Veroneſe. Seine Bilder ſind voll Talent, aber ohne feſte Hand oder Farbe. Er iſt eine Art Irrſtern, der fortwährend angezogen und abgeſtoßen wird. Die Erweckung des Todten in S. Petronio, die Erſcheinung Chriſti und deſſen Einzug in Jeruſalem in der Certoſa, und die hl. Familie in der Madonna degli Scalzi vor der Porta maggiore ſcheinen von drei verſchiedenen Meiſtern.

Von den Schülern des Tiarini verdient nur Fr. Carboni einige Aufmerkſamkeit. Er ließ die Strenge des Meiſters und ging unter in der Weiche des Guido. Faſt farblos ſind ein paar Heilige von ihm in der Annunziata vor dem Chore; anſprechender die Enthauptung des h. Johann ai Servi, die Geiſſelung und Dornenkrönung in S. Paolo.

Bologna, den 15. Juli 1831.

Es iſt richtiger, Carlo Cignani den letzten Jünger der Carracci, als Brutus den letzten Römer zu nennen. Er blieb aber dabei nicht ſtehen, ſondern wurde der Gründer einer neuen Schule. Sie war, was ſie in der Zeit werden konnte, und Cignani ihr durch päbſtliches Diplom beſtätigtes Haupt. Sie nannte ſich Accademia Clementina, hatte öffentliche, vom Senate der Stadt ihr gegebene Lehrſäle, feierliche Statuten, reiche Ausrüſtung, Geſchichtſchreiber und Biographen. Sie hatte auch Maler. Der vorzüglichſte war eben ihr Gründer. Er ſtemmte ſich der Ausartung der Farbe entgegen, faßte die Zeichnung bei ihrer Strenge auf, ſuchte die Friſche des Annibale und das Licht des Correggio in ſeine Bilder zu bringen, mußte ſie jedoch dem Geſchmacke der Zeit anpaſſen, alſo was die älteſten Muſter ihm überlieferten, verflächen und überglänzen. An jedem Menſchen überhaupt zeigt ſich die Zeit, aus deren Luftkreis er ſein Leben einſaugt; an Künſtlern, an Schriftſtellern vielleicht am deutlichſten. Die Zeit Cignani's war eine der Epochen, wo man, durch die Nullität der Gegenwart ermüdet, wieder nach dem Beſſern zurückblickte. Darum beſtehen auch die vollkommenſten Leiſtungen Cignani's in Copien großer Meiſter. Im Palazzo Guidotti, bei einem Herrn Emilio Domenichini, ſah ich eine Copie der Madonna di S. Girolamo des Correggio, welche eines der erſtaunlichſten Bilder dieſer Stadt iſt. Solch' eine Copie iſt ein Original! Der unbeſchreibliche Glanz und Schmelz der Tinten, die Weiche der Uebergänge, die Friſche und der heitere Verſtand der Farben, die Treue der Zeichnung, die Innigkeit und Glut des Ganzen reißen hin! — Wie man aber, wenn man ſolch' ein Bild bis in die letzte

Faſer zu verfolgen, mit ſeinen Fingern wie mit ſeiner Seele aufzufaſſen gelernt hat, wieder Salonſtücke machen kann, wie ein Dutzend anderer von Cignani, das weiß ich mir nicht anders zu erklären, als durch die Stellung in der Geſellſchaft, die Jeden, der darin Stand halten will oder muß, zum Götzendienſt der Mode nöthiget. Eine der größten Arbeiten und die vorzüglichſte von ihm iſt die Himmelfahrt Mariä, Kuppelgemälde in der Kathedrale zu Forli, worin er an Weiche ſelbſt Guido übertraf und durch gewagte und kühne Zeichnung, durch Mannigfaltigkeit und Eigenheit im Ausdruck und Licht dem Correggio an die Seite geſetzt zu werden verdient. Betrachtet man die reichen Gruppen länger, ſo gewinnen ſie freilich nicht; ach, ich möchte ſagen, ſie wachen nicht auf, ſondern ſie ſchlafen ein! Das iſt eben der Vorzug der alten Meiſter, die nicht ſowohl die Kunſt trieben, als ſie von ihr getrieben wurden, daß ſie ſprechender werden, je länger man ſie betrachtet. Die Neuern haben gewiſſe, der gebildeten Geſellſchaft abgelauſchte, höfliche und angenehme Fratzen, Carreaukönige und Herzdamen, die einem wie alte Freunde begegnen, und bei denen man gar nicht merkt, daß nichts dahinter iſt, bis man nicht nach etwas ſucht. Gegen die Neuern iſt freilich Cignani noch ein Alter; er aber bereits ein Neuer im Vergleiche mit Ludovico und Annibale. — Von ſeinen gerühmten Fresken im Palazzo Pubblico iſt ſo gut als nichts mehr zu ſehen; erhalten aber ſind diejenigen in S. Michele in Bosco, wo die Anmuth einiger Engelchen in Bologna faſt zum Sprichworte geworden iſt. In den Kirchen ſind ſeine Bilder ſo ſelten, daß mir eigentlich nur ein einziges Altarblatt bekannt iſt, eine Madonna mit dem Kinde und mehreren Heiligen in Sta. Lucia. Mit ihm gleichzeitig arbeitete der ſchon erwähnte Paſinelli, Mitſtifter der Acca-

demia Clementina. Von ihnen Beiden kam Gianantonio Burrini, ſchnell und keck wie ein Läufer. Sein David in der Kirche des Erlöſers, ſeine Enthauptung der hl. Katharina in der Kirche gleiches Namens, ſeine Fresken ai Celeſtini und an andern Orten zeichnen ihn hinlänglich. Weit anziehender, ja manchmal hinreißend, obwohl flüchtig und ſeicht iſt Gian Gioſeffo del Sole, an Farbe ſanft und milde, wie Guido. Von ihm und ſeiner Schülerin Thereſe Muratori iſt ein ſehr verdienſtvoller hl. Thomas in der Madonna di Galliera, mit einer allerliebſten Gruppe von Engeln; eine ſolche auch in der Kirche der Armen, wo er Marien malte, die von Vater und Sohn im Himmel empfangen wird; ferner eine Verkündung in der Trinità und ein hl. Benedict in S. Stefano, beide gemeinſchaftlich mit eben dieſer Künſtlerin gemalt, und die Leidensgeſchichte in der Madonna degli Scalzi. — Aus Paſinelli und Simon von Peſaro ging Donato Creti hervor, ein fleißiger Mann, wie ſeine Bilder in S. Pietro, in S. Paolo, in S. Domenico und ſeine Fresken in Palazzo Pepoli und an andern Orten darthun. Kräftiger und feiner war ſein Schüler Ercole Graziani, deſſen Arbeiten in vielen Kirchen zu ſehen ſind, die vorzüglichſten darunter in S. Pietro, ai Servi und ai Cappuccini. — Einen Verſuch zur Wiederkehr zu den Carracci machte Milani; von ihm ſteht in der Grabkapelle des ſeligen Buonaparte Ghiſilieri in Sta. Maria della Vita der hl. Hieronymus und des erſtgenannten Buonaparte Bild. Sein Schüler Giuſ. Marcheſi erhielt den Beinamen Samſon, warum? iſt mir unbekannt, gewiß aber nicht wegen ſeiner Kraft. In S. Pietro, in Galliera, in Sta. Croce, in S. Domenico, alla SS. Trinità und ai Servi ſtehen Arbeiten von ihm. — Geſchichtſchreiber der Akademie und

Maler zugleich war G. Pietro Zanotti. Seine Bücher kenne ich nicht, aber seine Malerwerke sind matt. In S. Pietro steht eine Auferstehung des Fleisches von ihm, in S. Martino ein Christus, der dem Thomas erscheint, in der Kirche zum Corpus Domini ein hl. Christian, in S. Petronio der Empfang dieses Schutzheiligen im Himmel. Ein tüchtiger Maler, voll Trümmer von Kenntnissen und halbausgebildeten Anlagen erscheint Giov. Viani. Seine Gestalten sind edel, seine Farbe ist angenehm, seine Zeichnung wahr. Im Säulengang der Serviten sind einige gute Fresken von ihm; in der Kirche selbst ein hl. Liborio, und ein hl. Dominicus. Auch in S. Michele in Bosco sind ein paar Bilder von ihm, darunter eine treffliche Copie eines Bildes von Guido; in Madonna di S. Luca eine hl. Magdalena. Fast jeder dieser Meister hielt Schule; es ging aber wenig daraus hervor. Unsicherheit und Unstätigkeit der Zeichnung und des Styles, unwahrer, meist übertriebener Ausdruck, eiskalte Färbung sind fast allen Bildern und Fresken dieser Zeit eigen. Die Söhne Cignani's leisteten wenig. Das beste Bild des Felice Cignani, eine V. V. mit dem hl. Anton von Padua steht in der Carità. — Felice Torelli, ein Schüler des del Sole, hatte einige Wärme in der Farbe, wie man im S. Camillo de Lelis in S. Gregorio, im Pio V. in S. Dominico, und in der Dreieinigkeit in der Kirche gleiches Namens sehen kann. Seine Gemahlin Lucia zählt gleichfalls unter den Malern; von ihr ist ein Bild in S. Domenico. — Antonio Longhi hat einen hl. Mauro und mehrere Fresken ai Celestini; auch in S. Stefano und in S. Bartolomeo di Porta stehen Bilder von ihm. Carlo Rumbaldi, aus der Schule des Viani, zeigt Anlagen in einem Franziscus Xaverius in Sta. Lucia. Dasselbe kann man von

Taruffi sagen, wenn man dessen hl. Celestinus in der Kirche desselben betrachtet.

Nun kommen wir an die menschgewordene Accademia selbst, an den italienischen Füger, an den Mann, der alles wußte und alles konnte, welcher Majestät, Schönheit, Anmuth, Leidenschaft, Ruhe auf faßliche Regeln gebracht hatte und sein Bild wie ein Rechnungsexempel aufsetzte, Marc Antonio Franceschini, ein überaus schneller und akademisch fehlerloser Zeichner, ein Mann voll zahlreicher und höflich üppiger Phantasie, der alle seine Vorgänger genau gelesen, und sich Excerpte daraus gemacht, auch die Natur studirt hatte, um darin Stück für Stück die Berechtigung für seine conventionelle Empfindung zu holen. An Farben reich, über ihre Ab- und Zunahme, ihre Verschmelzung und ihren Gegensatz und über das Licht, wodurch man sie belebt, dämpft oder tödtet, alles durch Fleiß und Talent Erreichbare kennend, gab es für ihn auch darin keine Schwierigkeit. Ich glaube nicht, daß es je einen Künstler gegeben habe, dem die Ausübung seiner Kunst weniger Mühe gemacht, als ihm. Diese Leichtigkeit theilt sich magisch dem Zuschauer mit, — er findet Wohlgefallen auf die wohlfeilste Weise — er fühlt sich erfreut, gerührt, erheitert, erschreckt, alles mit Anstand und ohne Gefahr. Sein Ruf war ungeheuer und Könige rissen sich um ihn. Man sollte im Grund nur französisch über ihn schreiben.

Alle seine Werke in Bologna aufzuzählen würde zu weitläufig seyn. Er ist, was die Menge der Arbeiten betrifft, unter den Bolognesern das, was Vasari unter den Florentinern, Tintoretto unter den Venetianern. Legte man die Werke dieser drei zusammen, so bedeckte man damit ein mäßiges Herzogthum. In Madonna di Galliera ist ein Altarblatt von ihm und sind Fresken, voll Ersah-

rung und Maß, aber ohne Schönheit und inneres Leben. Wie bekannt ihm alle erhaschbaren Mittel des Effectes waren, zeigen das Abendmahl und die Verkündigung in Corpus Domini. Eines seiner schönsten Bilder, das schönste, wozu seine Zeit sich aufschwingen konnte, ist die Jungfrau mit dem Jesuskinde und mehreren Heiligen ai Celestini. Die Leichtigkeit seiner Fresken kann man in S. Petronio und im Dome bewundern. Die letztern, so wie ein Altarblatt in eben dieser Kirche, malte Franceschini in einem Alter von achtzig Jahren, aber seine Hand war ihm treu.

Ein höchst brauchbares Werkzeug war ihm Luigi Quaini. Er arbeitete Franceschini in die Hand. Wie in Fabriken der eine diesen, der andere jenen Theil arbeitet, so er die Landschaft, das Beiwerk aller Art, und einzelne, besonders heitere, kecke, lachende Figuren, z. B. in S. Bartolomeo di Porta. Er hatte keinen Styl für sich. In S. Nicolo steht sein bestes Bild, der Heilige in Anbetung der Madonna, welche die Engel bedienen. Durch des Vaters Ruf und Nachhülfe erscheint auch der Canonicus Jacopo Franceschini als Maler. Von ihm ist eine Verkündigung in S. Pietro, sind auch einige Arbeiten in Sta. Maria Incoronata. Das Ineinanderarbeiten Vieler auf demselben Bilde kam in dieser Schule so sehr an die Tagesordnung, und es mußte auch dazu kommen, da die Kunst bereits Handwerk war, daß man kaum mehr sagen kann: der hat das oder jenes gemalt. Giacomo Bossi, Antonio Bossi, Girolamo Gatti, die in Architekturstücken verdienstvollen Gebrüder Haffner und viele Andere gehören in diese Klasse.

Eine Abweichung von der Regel, einen Aufstand gegen dieselbe möcht' ich sagen, macht Giuseppe Maria Crespi, bekannter unter dem Namen il Spagnuolo. Es scheint

ihn das Unbehagen über die Verweichlichung der Schule zu den Caracci zurückgeführt und ihn sonst getrieben zu haben, überall, nur nicht in seiner Umgebung in Bologna, Rath und Vorbild zu suchen. Er wurde Original, aber er blieb nicht rein von Verzerrung und Verschrobenheit. Sein Colorit, um stark zu seyn, wurde hart, auch bediente er sich schlechter Farbenstoffe, bereitete sie mit Nachlässigkeit und trug sie mit Frechheit auf. Er hatte gar keinen Schönheitssinn, aber Talent zur Auffassung der Leidenschaften. Seine Phantasie geht wie sein Colorit ins Schwarze. Gemeinheit, Ironie und Leidenschaft sind sein gewöhnlicher, zwischen Lust und Schmerz vielfältig abgestufter Ausdruck. Fast alle Gallerien haben Bilder von ihm. Man kann auch in Maria Magdalena, in S. Nicolo degli Albori, in S. Giorgio, in S. Paolo und in der Misericordia versuchen, ihn zu beurtheilen, aber es wird schwer fallen, denn Verrußung und Zersetzung der Farben lassen das Auge kaum die Zeichnung unterscheiden. — Von seinen Schülern ist nichts zu sagen, als daß keiner gewagt hat, dem Meister zu folgen. Sie verdienen dafür in corpore unsern Dank, —

Mehrere zeichneten sich in Blumen, Landschaften, Architektur u. s. w. aus. Aus dieser spätern Epoche verdient nur noch Vittorio Bigari Erwähnung, der einzelne Figuren recht hübsch zu malen verstand, wie im Dome, in Sta. Maria Incoronata, in S. Martino, in S. Petronio u. s. w. Auch seine größern Fresken, wie in Corpus Domini, im Palazzo Bacciocchi, und in Madonna di S. Luca zeugen von Fleiß. Unserer Zeit ganz nahe ist Gaetano Gandolfi, der nach Antiken sich bildete, ohne sie jedoch beleben zu können! Eine Auferstehung Christi in Sta. Maria delle Laudi, die Hochzeit von Cana in der Kirche des Erlösers, eine B. V. in Sta. Maria Labarum Coeli u. a. m.

verdienen Beachtung. Auch J. A. Calvi erwarb ſich den Ruf eines Künſtlers. In mehreren Kirchen ſtehen Arbeiten von ihm, ſo wie auch von ſeinen Schülerinnen Maria Roſſi, Anna Maria Crescimbeni, Anna Mignani u. a. m.

Heut zu Tage gibt es wohl Kunſtſchätze, aber keine Kunſt in Bologna. Es gibt auch Kunſtliebe, beſonders in den Frauen, wovon mehrere aus den höhern Ständen mit der Malerei ſich vorzugsweiſe beſchäftigen. Bologna iſt vielleicht unter allen italieniſchen Städten diejenige, wo am meiſten wiſſenſchaftliche und gediegene Bildung herrſcht, die ſelbſt im Luxus durch Maß und Geſchmack ſich offenbart. Bologna hat außerdem viele geſellſchaftliche Heiterkeit. Es iſt eine Stadt, reich an Mitteln, um verſtändig und glücklich zu ſeyn, und dennoch iſt ſie weder das eine, noch das andere.

Parma, 19. Juli 1831.

Ich habe einen Ausflug nach Parma gemacht. Eine geiſtreiche Stadt! So wenigſtens ſieht ſie aus. Ob ſie es iſt, erlaube ich mir nicht zu beurtheilen; aber die Straßen ſind licht, die Plätze geräumig, die Gebäude ſchön, das Land ringsum iſt herrlich und auf dem Corſo, von dem ich ſo eben komme, hatten die Leute ein verſtändiges Ausſehen. Das iſt allerdings viel, wenn es auffällt, und man kann dieß im Grunde von wenigen Städten ſagen, am allerwenigſten von denen, wo man ſich auf der Promenade nur deßwegen zu vereinigen ſcheint, um die albernſten Verzerrungen an ſich ſchon alberner Moden mit hochmüthiger Leerheit im Antlitz und tanzenden Füßchen zur Schau zu tragen. Ich war auch im Schauſpielhaus, vorgeſtern

ſchon; ein wunderſchöner Bau, licht, klar und offen wie die Stirne eines heitern Jünglings.

Geſtern mit dem Früheſten fuhr ich nach dem fünf Poſten entlegenen Piacenza, das mir faſt deutſch vorkam, d. h. alt, finſter, mit engen Straßen, hohen Dächern und einer gewiſſen bequemen Langweiligkeit in Antlitz und Schritt der Bewohner. Es geht mir durchaus nicht wie den meiſten Reiſenden, daß ich in der Ferne die Heimath liebe, zu Hauſe aber die Ferne. Ich kann alſo nicht ſagen, daß mir der Anblick dieſer Stadt beſonders angenehm war. Auch fand ich in den Kirchen außer herrlichen Fresken Pordenonne's in der Madonna della Campagna, und eben ſolchen von den Carracci im Dome, die aber, nach zu koloſſalem Maßſtabe angelegt, mir nicht recht gefallen wollten, — nichts, was mich anſprach.

In der Nacht fuhr ich nach Parma zurück. Mit Correggio iſt mir ein neues Licht aufgegangen. Ach, was iſt Guido, was ſelbſt Dominichino neben Correggio! Er malt mit Sonnenſtrahlen. Die Madonna des hl. Hieronymus iſt ein Bild, das in Hinſicht der Behandlung der Farben und des Lichtes geradezu an den Grenzen der Kunſt ſteht. Von dieſem bis zu dem nächſten beſten Bilde der Welt iſt ein weiter Weg. Nein, — was ſag' ich? — ſteht nicht die Madonna della Scodella von eben dieſem Meiſter ganz nahe daran? — Wahrlich, ſie wäre das erſte Bild der Welt in dieſen Beziehungen ohne jenes andere, das durch die Kühnheit des Vereins und des Uebereinanderlegens der Lichter den unbeſtreitbaren Vorrang gewinnt. — Wer ſich an den Wolken in dieſem Bilde verſündigt hat, weiß ich nicht. Ich glaube, die Directoren des Musée Napoléon zu Paris haben daran gebeſſert; genug, ſie ſind ſchwer wie Säcke. — Eine Kreuzabnehmung,

— das Martyrthum des hl. Placidius, — die Kreuztragung; alles von Correggio, aber wie verſchieden! Das letzte und das erſte ſtehen von einander wie Ceppi und Dominichino. Alle dieſe Bilder ſind in der ſehr zweckmäßig erbauten und eingerichteten Gallerie im Palazzo Farneſe. Auch einige treffliche Carracci ſind dort, von Ludovico ein paar großartige Bilder, die Grablegung der Jungfrau und die Apoſtel an ihrem Grabe; von Annibale eine Grablegung ſo weiſe gedacht, daß ich ſie für Agoſtino hielt; von dieſem endlich eine Madonna mit dem Kinde, im Style des Parmegianino. Von Samachini eine ſchöne Jungfrau mit dem Kinde; einiges von Schidone, der mir zu hart, und von Girolamo Mazzola, der mir zu bunt iſt; auch ein Raphael, den ich tout bonnement für einen Garofalo halte, und ein wunderſchöner Fr. Francia zieren dieſe Gallerie

Ueber die Fresken Correggio's in St. Johannes, im Dome und in der Camera di S. Paolo zu ſprechen, kann ich mich nicht entſchließen, weil ich den Eindruck dieſer durch ihre Lieblichkeit wie durch ihre Kraft, durch ihre Anordnung wie durch ihren Ausdruck, durch die Kühnheit ihrer Zeichnung wie durch das hohe Leben ihrer Farbe, durch die Oekonomie und Verwendung des Lichtes, durch den kühnen Gegenſatz der Tinten, koloſſalen Werke noch nicht in mir zu ordnen Zeit gehabt habe. In der Kirche St. Johannas ſah ich auch eine gar liebe Madonna mit dem Kinde von Fr. Fracia, eine ſolche höchſt anmuthige von Parmegianino und eine Anbetung der Hirten von Giacomo Francia, die unter ſeinen beſten und weihevollſten Arbeiten zählt. In der Gallerie S. Vitale bemerke ich blos einen Conegliano, den man für Leonardo da

Vinci ausgibt und abermals einen Fr. Francia vom J. 1515.

Aber ich bin Dir ja noch eine Schilderung von Modena schuldig — nicht von der Stadt, wie sich das zwischen uns von selbst versteht, sondern von den Kunstwerken in derselben. Die Kirchen sind kahl, selbst der Dom ist es, ein abenteuerliches Gebäude aus dem ersten Jahrtausend, klein, ängstlich verziert, voll Fratzen der Sculptur, barbarischen Styles mit einigen Erinnerungen an den römischen, z. B. in den Bogen. Solch ein Bau verhält sich zum Pantheon wie Totilas und Luitprand zu den Scipionen.

Dreizehn Gemächer und ein grosser Saal im herzoglichen Schlosse sind mit herrlichen Gemälden behängt. Sie betteln da nicht um ein Winkelchen und um ein paar Strahlen Lichtes, das ihnen so nothwendig ist als uns die Luft, sondern sie sind breit ausgestellt und sorgsam gepflegt, wie königliche Gäste. Im ersten Zimmer, von Ost nach West, hängen die vier Guercino, deren ich oben Erwähnung that und die für sich allein eine Gallerie werth sind. Wie sehr der Meister die Antike errieth, wie kräftig, wahr und genußreich seine Phantasie war, wie zart, rein und entschieden sein Gedanke, wie nahe er in der Behandlung des Lichtes selbst Correggio kam, beweisen diese Bilder zu Genüge. Daneben hängt ein Christus am Kreuz von Guido, voll des tiefsten, wehmüthigsten Ernstes und ganz wunderbar gemalt; von eben demselben ein hl. Rochus im Kerker, dem der Engel erscheint, in seiner ersten Manier, voll Kraft und Zauber der Schönheit; endlich ein Leonello Spada, der hl. Franziskus, welcher der himmlischen Glorie opfert, voll Anmuth, doch überladen. Im zweiten Gemache prangen die sogenannten vier Elemente von Ludovico und Annibale Carracci, Deckenstücke, so schön als deren irgend

von einem Meiſter gemalt worden ſind, an Erfindung und Farbe faſt unübertroffen. Auch eine Himmelfahrt hängt da von Ludovico und eine Heilung des Blinden von Antonio Carracci. — Das dritte Gemach iſt der Thronſaal. Im vierten ſieht man zwei treffliche Caravaggio, beide einen Trinker vorſtellend; — die Madonna della Neve von Doſſo Doſſi, vielleicht ſein ſchönſtes Bild; — ein Madonnenbild von Giambatt. Doſſi, einen Chriſtus am Kreuze mit der Magdalena und Johannes, ein Werk des Pomarancio, hart in der Behandlung, aber kühn im Gedanken; ſechs kleine Baſſano, und eine ſehr verdorbene Jungfrau mit dem Kinde und der hl. Eliſabeth von Andrea del Sarto. Das fünfte Gemach enthält ein paar ſchöne Bilder von Garofalo, Madonna auf dem Throne, einmal mit vier Heiligen, und das andere Mal mit einem Muſikchor von Engeln, und mit dem hl. Joſeph, der hl. Lucia und dem hl. Pelegrinus, dem der Meiſter einen ganz abenteuerlichen Bart gab. Die ſchönſten Bilder Garofalo's ſtehen in dem Dom und in der Franziscanerkirche zu Ferrara; Du mußt die Schilderung derſelben in einem frühern Briefe finden. — Ein Bild von Gentil Bellini, eines von dem Modeneſer Giuſeppe Pagani ſprachen mich wenig an, dafür aber ſehr die Himmelfahrt von Giac. Francia gemalt, in welchem mir nur in der Anordnung der Umſtand mißfiel, daß er ein paar Apoſtel aus dem Bilde herausſchauen läßt, was die Einheit der Handlung ſtört und alſo eine zerſtreuende Wirkung übt. Ein merkwürdiges Bild iſt ein Chriſtus, der, unterſtützt durch die Mutter und Johannes, aus dem Sarge empor ſich hebt; es iſt eine ſchauerliche Darſtellung, ſtreng in Farbe und Zeichnung, von Bart. Bonaſciis aus Modena und trägt die Jahreszahl 1485. Endlich ſteht in dieſem Zimmer

auch eine Kreuzigung von Mantegna, voll Leben, Kraft und Wechsel, aber ohne Schönheit. Mir ist beim Anblicke der alten Meister immer, als hätten die spätern, auch die größten nicht ausgenommen, nicht gehalten, was jene versprachen! —

Im sechsten Gemache fand ich ein paar hübsche Bilder von Ercole dell' Abbate, eine Epiphania von Giac. Palma; eine andere von Camillo Procaccini, von großartiger Architektur und saftig, wie ein Werk der Venezianer, vielleicht sein bestes Bild; eine Geburt Christi und eine hl. Familie von dem Ferrarefer Scarsellini, welche die Härte seiner Schule nicht verläugnen. — Der daran stoßende große Saal ist mit Fresken der Franceschini und Haffner geziert. Es hängt darin unter mehreren Bildern eine Jungfrau mit dem Kinde, dem die hl. Katharina das Füßchen küßt, so meisterhaft gedacht und geordnet als irgend eines, von Tiarini. Auch ein del Sole ist da, eine Verkündigung, unwahr, verflossen, hart und doch reizend. In den übrigen Zimmern fielen mir einige schöne Copien nach Correggio auf; ein allerliebstes Bildchen des Tiarini mit der Nachahmung der berühmten Gruppe aus der Madonna del S. Girolamo von eben diesem Meister; ein kleiner Mastelletta, und eine Beschneidung von G. C. Procaccini, ein Bild, worin die Kunst und ihre Ausartung ganz nahe beisammen wohnen. Eine wahre Perle ist ein kleines Gemach, von der seltenen Meisterhand des Niccolo dell' Abbate mit wunderschönen Fresken geschmückt. Acht Scenen aus der Aeneis sind in länglich runden Gemälden gegeben; acht Halbrunde sind mit Landschaften ausgefüllt; über den Fenstern stehen zwei Rundstücke, und unter der Aeneis laufen, grau in grau, verschiedene Kämpfe hin, unversiegbare Quellen der Composition.

Wäre dieß Zimmerchen mit Gold und Edelſteinen bedeckt, ſo würde es nicht reicher ſeyn, als es dermalen iſt. Was mich jammert, iſt die Vergänglichkeit dieſer Kunſtwerke; fünf bis ſechs Jahrhunderte, das iſt ihre ganze Unſterblichkeit! —

Bologna, den 21. Juli 1831.

Um die Zwölfzahl voll zu machen, bleiben mir noch die Bilder der fremden Meiſter zu ſchildern, die Bologna aus der Zeit ſeiner Blüthe und Herrſchaft in der Kunſt ſich erhalten und bewahrt hat. Die Kirchen beſitzen deren wenige, die Erwähnung verdienen, wenn ich eine Aſſunta in S. Martino, von Perugino, eine Verkündigung in St. Mathias, von Tintoretto, und einen hl. Rochus in der Petroniuskirche, von Parmegianino, ausnehme, die aber nicht unter die vorzüglichen Werke dieſer Meiſter gehören. Auch die Privatgallerien ſind arm, und überdieß ſehr freigebig mit groſſen Namen, da ſie entweder ſchon verkauft haben oder verkaufen wollen, und es iſt ihnen das ſo wenig zu verargen als den Gallerien in Deutſchland, England und Frankreich, welche gekauft haben. Salvator Roſa, Pouſſin, Baroccio, hie und da einen Tizian, einen Padovanino, einen Paul Veroneſe oder auch einen Rubens, Dürer oder Kranach ſieht man in den Verzeichniſſen, aber ſelten das Entſprechende an der Wand. Die Gallerie Zambeccari, die noch mit Verſtand und Liebe beſorgt wird, beſitzt ein Bachanal von Mantegna, ein höchſt merkwürdiges Stück, reich an Phantaſie, Kenntniß, Kraft, Ausdruck und ſelbſt an Grazie. Die Gallerie Maresealchi hat unter ſechshundert Gemälden einen ſchönen

Rembrandt, eine Judith von Bronzino, einen hl. Hieronymus von Quint. Messis, einen Christus am Kreuze von Tintoretto, eine vortreffliche Copie der schönen Ferroniere, von Bat. Berré und mehrere Gemälde der neuesten französischen Schule. In der Gallerie Fruli sah ich ein herrliches Porträt von der Hand des Luini; im Hause Guidotti ein treffliches Bild des Lucas v. Leyden; in der Gallerie Aldobrandini sechs Bilder von Correggio, wovon ich kein einziges für ein Werk dieser edlen Hand halte, ein paar angebliche Raphaele, die aus der Schule Perugino's seyn mögen, und einen schönen Rubens. Fast in keiner Gallerie fehlen Bilder von Bassano; so z. B. stehen deren sechs im Palazzo Bovi. Bei dem Bilderhändler Rossi fand ich — zu meiner nicht geringen Ueberraschung — das herrlichste Porträt, das in Bologna zu sehen ist. Es kommt aus dem alten Pallaste Bentivoglio, und stellt einen Monsignore, wahrscheinlich ein Glied dieser Familie, vor; es ist in Lebensgröße, etwas mehr als Halbfigur, in Blau und Weiß reich gekleidet, und die Ausführung daran so erstaunlich, daß es nur ein Tizian, und zwar einer der besten Tiziane, oder Raphael seyn kann. Dieses Bild, stände es in Wien, würde das schönste der ganzen Gallerie seyn.

Aber wir wollen nach der Pinakothek eilen. Unter den 278 Bildern, die man ausgestellt findet, sind eben nicht viele von fremden Meistern. Fromm im Gedanken und von wohlthuender Sorgfalt in der Ausführung ist eine Jungfrau mit dem Kinde, über sich den ewigen Vater, von Cima di Conegliano; voll schauerlicher Strenge und Kraft im Gedanken, und so kolossal, als wäre es zwanzigmal größer als es wirklich ist, steht ein Bild da von dem Ferrareser Fr. Cossa, eine Madonna auf dem Throne, auf dem

Schooße das Kind, vor ſich die hl. Petronius und Johannes den Evangeliſten. Ein paar Bilder von dem Florentiner Giorgio Vaſari zeigen ſeine Fertigkeit und ſeine Schwächen. Beſondere Aufmerkſamkeit verdient eine Magdalena von Timoteo Viti, eines würdigen Schülers des Raphael, wie eben dieß reizende, im Gedanken ſeltſame, in der Zeichnung faſt furchtſame, in der Ausführung äußerſt zarte Bild beweiſet. Es iſt im Verhältniß ſeines Werthes wenig bekannt, iſt von Anmuth durchdrungen, trefflich in den Falten, und beſonders in der Behandlung der Hände und Füße wunderſchön. — Von einer Madonna des Parmegianino, die mit dem Kinde auf dem Schooße zwiſchen einer hl. Margaretha, dem hl. Auguſtin und Hieronymus ſitzt, möchte ich manches ſagen, nicht als ob mich das Bild anzöge, ſondern weil es mir Gelegenheit gäbe, die Vorzüge und Fehler dieſes geiſtvollen, in der Behandlung des Helldunkels großen Meiſters näher zu beleuchten, aber ich wende mich zu Perugino und Raphael.

Ich habe keine Worte, um die Achtung zu ſchildern, die ich für Perugino hege. Kein Meiſter, vielleicht nicht einmal Raphael, hat einen ſo entſchiedenen Charakter, und den Ausſpruch desſelben in dem hohen Grade und mit ſo vieler Klarheit in ſeiner Gewalt gehabt, als dieſer unvergleichbare Mann. Das Bild, welches die Pinakothek beſitzt, ſtellt die Jungfrau mit dem Kinde in den Wolken thronend, von Engeln angebetet und von Heiligen verehrt, vor. Mehr mathematiſche Strenge in der Anordnung, und im Ausdrucke edlere Feinheit, größere Innigkeit und Rückgewandtheit in ſich ſelbſt finden ſich wohl kaum wieder. Dabei iſt die Zeichnung, wenn auch hie und da hart, von hinreißender Schärfe, und die Farben durchglüht ein unnachahmliches Leben. Ein Schmelz von Schwermuth, die eben,

wenn ſie lächelt, am tiefſten rührt, vereint die Ebenmaße der Handlung in ſich. Die Köpfe haben eine Ausführung, die, z. B. in demjenigen der hl. Katharina, niemals übertroffen worden iſt. Mich ſtört die abſichtliche Nüchternheit der Anlage, und die Perugino eigene Magerheit der Geſtalten nicht; mich überwinden ein- für allemal der Ausdruck, die Keuſchheit des Gedankens, die Anmuth der Stellungen, der Glanz der Tinten, die Vollendung in der Ausführung der Theile, die Durchſichtigkeit der Luft. Ich kenne mehrere Bilder von Raphael, die mich lange nicht ſo ſehr befriedigen, wie dieſes Werk ſeines Lehrers. Ich finde überhaupt, für mein Gefühl, von den älteſten Meiſtern der verſchiedenen italieniſchen Schulen bis zu den alten, d. i. bis zu Perugino, Francia und Gianbellino ununterbrochenen Fortgang; dann aber eine Lücke. Je vertrauter man mit den älteſten wird, deſto herrlicher tritt ihr Ideal aus der unvollkommenen Darſtellung. Ihr Alphabet hatte kaum ſiebzehn Buchſtaben, aber ſie ſchrieben Pſalmen und Job. Aus den alten aber drängte ſich mir nach und nach die Erkenntniß auf, daß Raphael, Leonardo, Correggio und Tizian, um die größten zu nennen, an eigentlichem Schönheitsſinn unter ihnen ſtanden, ein Sinn, der in Parmegianino zur Verzerrung, in Guido zur Oberflächlichkeit ausartete, von Michel Angelo verachtet wurde, und in den Carracci gar nicht mehr war. Dieſe Behauptung iſt gewagt, ich weiß es wohl; aber ich ſchreibe ſie nicht leichtſinnig nieder. Die Vollkommenheit und der Reichthum der Mittel, ſo wie das Vermögen ihrer Anwendung bot den großen Schülern der Alten Vortheile dar, mit Hülfe welcher ſie ſiegen mußten. Der Kampf war ungleich.

Ich bereue dieſe Aeußerung nicht, obwohl ich von einem

der größten, vielleicht von dem größten Bilde Raphaels nun sprechen will, von seiner „Cäcilia," für S. Giovanni in Monte gemalt, und nun der größte Edelstein der Pinakothek. Ich habe oft vor diesem Bilde gestanden, und es war mir, wie die Welt, ein Buch ohne Ende. Keine Copie, keine Zeichnung ist bis zu dem Grade gelungen, um das Original daraus beurtheilen zu lassen. Die Seele, die darin lebt, entwischt jeder Nachahmung. Wenn ich von der Anordnung spreche, so würde sie unter jeder andern Hand trocken geworden seyn; fünf Gestalten, fast gleicher Höhe und fast auf dieselbe Ebene neben einander gestellt, mit verhältnißmäßig wenig Luftperspektive zwischen und über sich; aber durch den Geist Raphaels ist diese Anordnung so seelenvoll als irgend eine irgend eines Meisters, und was bei einem andern zum Fehler geworden seyn würde, wird hier zur majestätischen Einfachheit und übt eine schlagende Wirkung. Zeichnung, Farbenwahl, Schmelz und Kraft der Tinten, Faltenwurf, Beiwerk sind von so unübertrefflicher Vollendung, so ganz und gar das, was sie seyn sollen, so in vollständiger Harmonie mit dem Ausdruck, — daß es kein Bild auf der Welt von größerer Einheit in allen seinen Theilen und Mitteln gibt, als eben dieses. Die Mannigfaltigkeit in dem Ausdrucke der Gestalten ist durch ein mit Worten kaum nachzuweisendes, aber dem Auge klar sichtbares Band an die Haupthandlung dienend gebunden, und ob der hl. Paulus sich abwende von Cäcilien, ob die heilige Magdalena aus dem Bilde herausblicke, sie könnten, nach ihrer Eigenthümlichkeit, auf keine andere Weise gestellt seyn, um sich inniger in die Handlung zu verflechten. Cäcilie, mit allen Reizen der Jugend in dem so selten errathenen Maße geschmückt, das allein das Wahre ist, steht in der Mitte des Bildes; ihr Schmuck ist einfach aber edel, ihre

Bekleidung reich aber nicht vortretend; ihr jungfräuliches Haupt iſt nach aufwärts gewendet, ihr Auge glänzt von wunderbarem Lichte — ihr Ohr empfängt die Harmonie der Muſik der Engel, die nur leicht angedeutet den obern Theil des Bildes füllen, ihre Arme ſinken unter der leichten Laſt des Inſtrumentes, das ſie in ihren feinen Händen hält. Unſägliche Klarheit und Ruhe ſind über die Geſtalt ausgegoſſen, und die Zauber der himmliſchen Melodie haben Beſitz von ihrem ganzen, ohne eigenes Zuthun ſich hingebenden Weſen genommen. Der Gedanke iſt einfach. Durch die Melodien, die ſie dem Inſtrumente entlockte und mit denen ſie betete, hat ſie ſich zu einer Empfindung geſteigert, wo die Melodien des Himmels die ihrigen fortſetzen. Sie ſteht auf der Erde, aber ſie iſt der Erde entnommen; ihre Entzückung iſt die höchſte, iſt Ruhe.

An ihre Rechte lehnt ſich Johannes, jugendlich ſchön, ganz Herz, ganz ihr, ja ihr faſt ähnlich aus Liebe. Er höret nicht die Melodien, die ihrem Ohre tönen; aber er erräth dieſelben; ein leiſer Zug in ſeinem Antlitz, der faſt wie Schmerz ausſieht, entſpricht dem Kummer in ſeiner Seele, daß er den Entzückungen der ihrigen nur mit dem Gedanken folgen kann. Neben ihm ſteht Paulus auf das Schwert geſtützt, voll Kraft und That in jeder Falte ſeines Mantels, in jedem Haare ſeines Hauptes; er läßt das faſt finſtere Antlitz in ſeiner Rechten ruhen; er hört die Melodie der Engel nicht; er begreift, daß die Heilige ſie hören könne; aber iſt ihre Beſtimmung der Friede, ſo iſt die ſeinige der Kampf! Sein geſenktes Auge, von mächtigen Brauen beſchattet, — ſeine geiſtreiche Naſe, — ſein beredter Mund, knüpfen ihn, den Streiter Gottes, an die Welt. Er iſt der Führer und Fürſt des Glaubens, deſſen Seligkeit, d. i. deſſen Lohn in der Heiligen ſich darſtellt.

Zur Linken von Cäcilia ſteht der hl. Auguſtin im Biſchofornate, die glänzende Inful in der Hand. Er gehört mit ſeinem Leben einer ſpätern Zeit an; das zeigt ſchon ſein Ausdruck. Er heftet ſeinen Blick auf die Heilige mit der Ueberzeugung des Glaubens, aber er verſteht ſie nicht ganz, noch weniger ahnet er, was ſie ſo deutlich höret, was Johannes weiß, und was Paulus begreifen würde, wenn er daran dächte. Edle Einfalt, großer Verſtand ſind ſein Ausdruck. Die Ausführung ſeines Kopfes iſt von ſolcher Vollendung, daß gewiß nicht zwei Maler in der Welt über das Wie? einig ſeyn werden.

Ihm zur Seite ſteht das Mädchen von Magdala mit Stellung und Haltung des Körpers und mit der Vaſe in ihren Händen bei der Handlung, mit Kleidung, Wendung des Hauptes und Ausdruck von derſelben abgewandt, wie es ihrem jugendlich leichten Gemüthe geziemt, das dem Ernſte der Entzückung am fernſten ſteht und die Heilige nur liebt, aber nicht verſteht.

Die Einſamkeit, in der Cäcilia mit ihrer großen Empfindung mitten unter den in Glauben und Liebe ihr ſo nahen Weſen ſteht, iſt der Gedanke einer großen Seele. Ob er mit, ob ohne Bewußtſeyn gegeben, d. h. ob er Frucht der Erfahrung, ob aus dem Tacte der Wahrheit entſprungen iſt, bleibt auf dieſen Ausſpruch ohne Einfluß!

Ich kann nicht in das Detail der Ausführung eingehen, die ſelbſt wieder eine Melodie der Engel iſt. Die Füße der Cäcilia allein verdienen, daß ein Petrarca in hundert Sonetten ſie beſänge. Ich will auch über die Barbarei weggehen, mit welcher von irgend einem Schmierer die Luft und der obere Theil des Bildes übermalt zu ſeyn ſcheinen. Der Zauber ſolchen Ausdrucks bricht jeden Stachel.

Daß die Kunſt weiter reiche, iſt eben ſo unmöglich,

als in der Medizeiſchen Venus. Alle Schätze der Erde bezahlen ſolch ein Bild nicht, weil es durchaus keine Vergleichung zwiſchen ihrem Werthe und demjenigen eines ſolchen Kunſtwerkes gibt. Eben ſo gut könnte man ein Stück Sonne kaufen wollen.

Bruchstücke von Briefen aus Rom.

(Geschrieben im Jahre 1832. — Aus dem Gehe.)

I.

Wie nur der Sehende die Segnungen des Lichtes und der Farben in ſich aufnehmen kann, und im Verhältniß der Fähigkeit ſeines Auges davon angeſprochen wird; ſo wirkt die Stadt, aus der ich ſchreibe, auf Geiſt und Herz in dem Maße, als beide der Anregung fähig, und durch die Schule lauterer Bildung gegangen ſind. *Sehen* iſt *haben*; und wer haben ſoll, muß verdienen. Die Geiſter großer Erinnerungen wandeln, noch ſichtbar dem inneren Auge, auf der erhabenen Bühne, die man *Rom* nennt, und um welche die Jahrhunderte und die unberechenbare Menge von Menſchen aller Farben und Abſtammung als ſtaunende Zuſchauer ſtehen. Die Gedanken der Künſtler nehmen Form und Leben, und wandeln über denſelben Boden. Schicht bringt durch Schicht, und die Gerüſte, von den Hütten des Romulus, bis an die Palläſte der Auguſte und bis auf die Bauten der Leone, ſtehen in und neben einander ohne Störung.

Ueber eine ſolche Stadt hat die Zeit ihre Herrſchaft verloren. Rom iſt *geweſen*, Rom *iſt*, ſind gleichbedeutende Ausdrücke; denn was Rom *war*, bleibt es; ſeine Geſchichte iſt eine fortdauernde Gegenwart. Urbi et Orbi! ruft der Pabſt hoch von der Tribune der Peterskirche, wenn

er am Oſterſonntage die Völker ſegnet. Welcher andere Name als Rom würde das Gewicht dieſes Gegenſatzes zu tragen im Stande ſeyn! —

Wer nur die Freuden der heutigen Welt ſucht, die Zerſtreuung in Geſellſchaft, in Luſtfahrten und Theater, — wer den Puls des politiſchen Lebens fühlen will, — wer nur leiſe wegzugleiten wünſcht über den geſchmückten Boden der Zeit, Roſen und Düfte braucht und Beifall glänzende Augen, — ja auch wer in ſtiller Enge des Hauſes unter den Seinen heiter ſich bewegt, ſeiner Wünſche glückliche Wahl täglich mit Beruhigung überzählend: derjenige komme nicht nach Rom, der Stadt der Erinnerung, der philoſophiſchen Trauer, und des Troſtes. Wer aber einſam ſteht, — wer verlor oder nie fand, — wer des Taumels der Welt ſatt iſt und des Spottſpieles der Worte, — wer ſich retten will vom Lärmplatze der Leidenſchaften, — wer ſein Herz bereitet hat für die Einfachheit großer Erinnerungen, für den Segen der Kunſt, und für eine an Klarheit und Maas reiche Natur; der komme in dieſe mächtige Stadt, die, wie eine Mutter dem Sohne, die Arme Jedem entgegenſtreckt.

Die verödete Landſchaft, im Stolze ihrer Stille und Verlaſſenheit, umgibt würdig die Hauptſtadt von Einſt! Wie eine verſchleierte Niobe zeigt dieſe Landſchaft mit wenigen Umriſſen ihr ganzes Inneres, beredt wie Schweigen. — Inania regna umgeben dich, heilige Roma, und die Traumgeſichte der Propheten ſind an dir, du Stadt des Herrn, wahr geworden. Dennoch wie wohlthätig wirkt dieſe Stille auf denjenigen, deſſen Ohr der Weltlärm ermüdete! Wie erhaben erſcheint dieſe Oede im braunen Trauerkleide, nur ſelten durch einen Baum, durch ein hochummauertes Gebäude, durch den unſicheren matten Glanz

der tiefeingeſenkten Tiber, — öfter durch Ruinen, und als ſäße die Gegenwart über den Gebeinen der Vergangenheit, durch Warten unterbrochen! — Wie erheiternd endlich ſind die herrlichen Umriſſe der Berge von Viterbo, des Sorakte, des Sabiner- und Aequergebirges, und desjenigen von Albano, dem an Reinheit und Schwung der Linien nur der Lykabettus und Pentelikon, an Milde der Farben nur der Hymettus und der kretiſche Ida, an Durchſichtigkeit der umgebenden Luft kaum eine Stelle der Erde, zu vergleichen ſind.

Attiſches Maas, Glanz und Geiſt der Farbe, das ſind deine Zauber, Landſchaft von Rom! —

II.

Und doch, was iſt das heutige Rom, als eine Lüge der Vergangenheit? — Was uns die Seele erſchüttert, wenn wir es betreten, uns mit einem faſt wollüſtigen Bewußtwerden der Vergänglichkeit durchzuckt, uns das Ohr öffnet und hinneigen macht dem Vorüberbrauſen der alles zerſtörenden Zeit: was iſt es als das, was nicht mehr iſt? — Dieſen Genuß, denn es iſt ein ſolcher, könnten wir allenfalls auf jedem Flecke der Erde, im Winkel unſeres Sophas uns verſchaffen, wenn unſere Gedanken und Empfindungen nicht der körperlichen Unterlage bedürften, nicht lebendiger würden durch das Bewußtſeyn, wirklich auf derſelben Stelle zu ſtehen, wo einſt eine ſo große Welt war, von der nun nichts mehr beſteht. Rom rührt und erſchüttert, wie das Grab eines großen Menſchen. —

III.

Es gibt Zergliederungen, Abriſſe der Ruinen von Rom, aber keine würdige Schilderung derſelben. Auch ſie ſind ein Tummelplatz der Eitelkeit ſo vieler Schriftſteller unſerer Tage, — der Hintergrund, auf welchem ſich ihr geputztes Bild im künſtlichen Lichtkreiſe darſtellen, — die Folie, die ihren Namen heben ſoll. Schön und richtig ſehen, wie ſelten, wie ſchwer! — Aus der Sprache der Augen und der Empfindung in diejenige der Worte überſetzen, um wie viel ſeltener und ſchwerer noch! — Ich hoffte auf Chateaubriand, als ich im zweiten Bande ſeines Génie du Christianisme das als Note beigefügte Schreiben an Herrn D. F. begann; aber ſeine Feder, ſo magiſch wahr und warm in der Schilderung der Umgegend, wird ſchwach vor den heiligen Reſten. Ich hoffte auf Frau v. Stael, der die Begeiſterung eine Fackel lieh, die das Aeußere und Innere erleuchtet und erwärmt. Aber ſelbſt in Corinnens Munde, wenn ſie dem Geliebten ſpricht, iſt die Schilderung der Ruinen kalt und ſteif, mehr aufgezählt als hingebaut, oft leichtſinnig, oft unwahr, und jederzeit ohne Leben. — Pouſſin hat die Feinheit der Landſchaft errathen; Pinelli gibt das Seyn und Treiben der unterſten Volksklaſſe; die Ruinen haben eben ſo viele gemalt als beſchrieben; beides iſt bis jetzt ohne Glück geſchehen.

IV.

St. Peter iſt die größte Kirche dem Raume nach und der Triumph der Baukunſt, zugleich auch der Märtyrer des unnatürlichen, gekünſtelten Geſchmacks. St. Peter iſt nicht aus Religion hervorgegangen, wie z. B. die Münſter zu Strasburg und Freibung, St. Stephan zu Wien, und vor allen der Dom von Siena. Dieſe Bauten ſind Symbole und Geburten der katholiſchen Lehre, ſo gut und ganz als die Tempel von Theben diejenigen der ägyptiſchen, und das Parthenon und die Reſte in Aegina die der griechiſchen ſind. Der Dom von Siena iſt die herrlichſte aller katholiſchen Kirchen der Welt.

V.

Ich habe heute einen Mann beſucht, Onorato Martuzzi, der über acht Jahre in Indien und China lebte, und von dort eine auf dem Continente wohl einzige Sammlung von Kunſterzeugniſſen herbeibrachte. Wie das Blatt der Platane nicht demjenigen des Apfelbaumes, ſo gleicht eines Volkes Entwicklung nicht der des anderen. Der Natur eine engere Gränze ziehen wollen, iſt Anmaßung der Unwiſſenheit und Frechheit des Uebermuthes. Wie tief die Wurzeln von Sitten und Religion, von bürgerlicher Einrichtung und Unterabtheilung der Geſellſchaft in jenen Ländern des fernen Oſtens greifen, beweiſet ihre im Vergleiche zur un-

seren fast ewigen Dauer. Diese spiegelt sich in den Arbeiten ihres Kunstfleißes ab, deren Ausführung bis in das Einzelne ganz das ist, was sie seyn soll. Ich bewunderte die Malerei der Chinesen, ob der erstaunlichen Frische der Farben und ihrer höchst glücklichen Vermählung. Die Landschaften sind meist reizend, Wasser und Himmel von der größten Durchsichtigkeit, Bäume und Blumen allerliebst; dabei ist eine Ruhe über ein solches Bild ausgegossen, daß einem das Herz darüber weich wird, und das Auge vor Sehnsucht feucht. Die Pracht der Kleiderstoffe, der bequeme Luxus der Haushaltung, das herrliche Geschmeide der Frauen, der Farbenglanz der Gebäude, die einfachen Spiele und Vergnügungen, selbst der Pedantism der Höflichkeiten, versichern einen Wohlstand und Lebensgenuß, der vor dem unseren die ganze Sicherheit voraus hat. Merkwürdig sind die Arbeiten in Bronze, Holz und Stein, meist Idole und heilige Gefäße oder Werkzeuge, die ersten gegossen in größter Vollendung, die andern geschnitten. Ich konnte nur einen geringen Theil dieser Sammlung sehen, und manches, z. B. mehrere tausend Bücher, sah ich so gut als gar nicht. Die Vögel des Landes, viele Fische, Insekten und Pflanzen, von Chinesen gemalt, besitzt dieser Mann in 1400 großen Blättern. Ich begreife, daß mehr als 100,000 fl. dazu gehörten und die Gluth der Liebe des Sammlers, um diese Schätze zu vereinigen! Der Mann ist ein Römer, war Kaufmann, und will diesen merkwürdigen Besitz dem Vatican überlassen; aber auch nicht einmal eine auf die Transport- und Mauthkosten berechnete Lebensrente, die nicht über 6000 fl. machen würde, kann er haben. Diese Täuschung macht ihn ganz muthlos. Was, wie er gehofft, sein Ruhm werden sollte, ist nun die Quelle seines Kummers! —

VI.

Ich ging in die franzöſiſche Akademie, wo eben Kunſt-Ausſtellung iſt. **La mort de Virginie**, von **Signol**, traf mich wie eine Geiſtererſcheinung. Ich konnte mein Auge nicht abwenden von dem Bilde, obwohl es nur mittelmäßig gemalt iſt. Virginia liegt, in ihrer Todesbläſſe ſtrahlend, auf einer erhöhten Strohmatte; vor ihr kniet ein Negermädchen im Ausdrucke des höchſten Schmerzens; eine andere Dienerin ſtarrt der Leiche zur Linken; ein Greis aber, vom Kummer gebrochen, war eben beſchäftigt, derſelben die Füße zu reinigen, und hält matt im Gefäße die Hand, die ihm vor Schmerz den Dienſt verſagt. In der Ferne ſieht man die noch hochbewegte See, den alten Neger im Ausdrucke der Verzweiflung, und Leute, welche beſchäftigt ſind, Schifftrümmer ans Land zu ziehen. Leſe die Stelle nach in **Paul et Virginie**. Mich hat ſie tief gerührt; und jetzt? — . . . .

VII.

Ich bin froh, den Brief nicht geſchloſſen zu haben; ſo kann ich dir doch noch ſagen, daß ich die herrlichſte Kirchenmuſik gehört habe, die man ſich denken kann. Ich möchte ſie die einzige nennen, ſo verſchieden von der anderen, ſo ganz heilig iſt ſie, ſo über allen Ausdruck weich und erhaben.

Dichtgedrängt war die Kapelle. Ich hatte Mühe bis zu den Bänken der Gesandtschaften zu kommen, und hielt mich ruhig im Haufen. Da entdeckte mich der französische Botschafter und zog mich zu sich; so erhielt ich einen guten Platz, was zum Hören so nothwendig als zum Sehen ist. Der Fürst *** versicherte mich, ihn solle die Erwartung des Miserere nicht um das Mittagsmahl zu gewohnter Stunde bringen, und ging. Andere schwätzten mir die Ohren voll. So brachte ich die Stunden hin, bis nach Absingung der verschiedenen Psalmen die letzte Kerze erlosch, der Pabst vor den Altar trat, alle Kardinäle sich erhoben, und nun die wunderbare Melodie erklang, die ich im ersten Augenblicke für einen Verein von Harmonikastimmen nahm, bis sich nach und nach die Töne bald einzeln, bald in Massen lösten und ihren unnachahmlichen Reihengang begannen. Mir kam es vor wie Gottesdienst aus urältester Zeit, wie Feuer Orpheischer Geheimnisse, wie Musik der geheiligten Tänze der Sternanbeter. So einfach und doch so zaubervoll verschlungen; dabei Stimmen, welche geradezu die lautgewordene Seele zu seyn scheinen!

Da gleichzeitig der Tag abstirbt (es wird um Ave Maria gesungen), das Licht immer schwächer durch die Fenster bricht, die frommen Gestalten Peruginos und die riesigen Michel Angelos auf den Wänden immer mehr erlöschen, dabei die Musik immer klagender, immer drängender wird: so ist es gerade, als wiche das Leben aus den Adern, als verblaßten die so glühend umarmten Hoffnungen, die so mächtig festgehaltenen Wünsche! — als sähe das Auge mit immer steigender Kraft nur mehr einen Punkt; der wird lichter und lichter, und prunkt immer herrlicher in Gold, und von eben daher tönen die Gesänge der Engel; es ist die Loge, worin der Chor der Sänger

ſteht, verborgen hinter mächtigen Choralbüchern; der entzückten Phantaſie, nicht unähnlich der Pforte des Himmels! —

VIII.

Die Ceremonien der päpſtlichen Kapelle haben alle viel Würdiges und Ergreifendes, aber der Geiſt der Andacht iſt aus den heiligen Mauern gewichen; man geht dahin ſtatt und wie ins Schauſpiel. Alle Bänke ſind voll Leute, denen der Pabſt und die katholiſche Religion ein Gräuel ſind, z. B. mit Engländern; an ihre Herzen ſchlägt der mächtige Choralgeſang nicht; ihren Augen ſind die rührenden Symbole von Hingebung, Opfer und Erlöſung ohne Bedeutung, eben weil ſie von Händen gebracht ſind, die ſie verachten. Wie in der Oper nur gewiſſen Muſikſtücken Aufmerkſamkeit geſchenkt, ſonſt aber geſchwätzt und allerlei Zerſtreuung getrieben wird, ſo auch hier; kaum daß die ungeheueren, unmittelbar an das Leben der Seele greifenden Töne des Miſerere Stille gebieten, und das Auge auf den Altar oder wenigſtens in die Richtung der heiligen Handlung ziehen können. Der Verfall der Religion berührt mich wehmüthig. Geſtern fand ich in ein paar Hauptkirchen, S. Maria maggiore und S. Pietro in vinculis, die Biſchöfe und Prieſter in großer Funktion der Auferſtehung, und nicht eine Seele außer ihnen in den weiten Hallen. Letzthin, da der Pabſt von der Tribune der Peterskirche den Segen gab, ein Augenblick, der ſonſt Hunderttauſende vereiniget haben mag, ſah man auf dem weiten Platze kaum ein paar hundert Menſchen aus dem Volke. —

Wie gedankenleer, wie abgestorben dem menschlichen Vereine muß nicht derjenige seyn, der nicht die Nothwendigkeit, nicht den Segen der Religion fühlt. Wo ist ein Volk in der Geschichte, das anders als durch Religion groß geworden sey?

IX.

Ich habe gestern den Abend im Marionnetten-Theater zugebracht, ganz allein im Winkel einer Gallerie und mit dem größten Ernste. Selbst eine Marionnette gefalle ich mir darin, die Figürchen zu sehen, wie sie stattlich einherhüpfen, in allerlei Kleidern prangen, die Welt im Kleinen spielen, und wie zwischen den Bühnenwänden manchmal eine riesige Hand sichtbar wird, die die Fäden zieht und das Schicksal repräsentirt! —

Heute war ich zu Tische beim *** Botschafter. Gegen Abend fuhren wir nach der herrlichen Villa Albani, wo das ganze Feld von Rom bis weithin an die Gebirge Latiums, des Sabiner- und Aequerlandes, im Glanze der untergehend[illegible] Sonne, als die erleuchtete Tafel der größten Geschichte [illegible] uns lag. Wir schwelgten in diesem Ausblicke; ein Genuß, der durch keine Salonphrase oder Rücksicht gestört, und durch das Vertrauen in Mitempfindung erhöht wurde. Nachdem wir einige Zeit in der Villa S. Aulaire, an der Porta Salaria, zugebracht und dort mit Wiederholung von Stellen aus Dichtern uns ergötzt hatten, fuhren wir nach dem Colosseum und sahen diese Riesen-Ruine im Zauberlichte des Mondes. Ich war ganz heiter

geworden bis in die Seele, — aber ich weiß wohl, daß es nicht anhält! —

Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, ſo bin ich ſelbſt eine Ruine aus anderer Zeit. Welche aber iſt meine Zeit? — Wo meine Heimath? —

X.

Ich wollte heute nach Tivoli; da aber das Wetter drohend war, ließ ich mich auf dieſe weite Fahrt nicht ein, ſondern ſah am Morgen mehrere Studien von Malern an, zuerſt aber die der Stadt Rom eigenthümliche Anſtalt, der mit einer Hetze verbundenen Ochſenſchlachtung. Es iſt nämlich hart innerhalb der Porta del Popolo ein beträchtlicher Raum ummauert, worein die zum Schlachten beſtimmten Ochſen getrieben, und dort erſt von Menſchen zu Pferde gehetzt werden, bevor man ſie tödtet, weil man glaubt, daß das Fleiſch dadurch mürber werde. Längs den Wänden ſind Holzſchranken angebracht, hinter die ſich die Leute im Nothfalle flüchten können. Ein häßliches Schauſpiel!

Von da ging ich in das Studium des Malers Wicar, eines Franzoſen, in den Sünden ſeiner Schule erzogen. Er hat ein ungeheures Bild aufgeſtellt, die Erweckung des Lazarus; eine Arbeit von fünf Jahren und ſchon 1816 vollendet, ganz auf den Effekt berechnet, voll theatraliſcher Anordnung und greller Farben. Es ließ mich kalt. — Nicht beſſer ging es mir im Studium des Direktors der ſchönen Künſte, Camuccini, der ſeine vortreffliche Zeichnung durch ſchlechte Färbung verdirbt. Es iſt mir unbe-

greiflich, wie man, geboren und aufgewachsen in Rom, und von Jugend an mit den größten Meisterwerken beschäftigt, so schlecht malen kann. Das dritte Studium war das des Portraitmalers Cavalieri, eines Piemonteſers, das mir gleichfalls wenig zusagte, obwohl mehr als die beiden anderen.

Ich beſah noch einige Arbeiten in Perlen, Moſaik und Muſcheln, die durch Wahl und Gegenſtand oft ſehr anziehend ſind. Nach Tiſche aber fuhr ich erſt in die Villa Borgheſe, welche die herrlichſten Bäume und Grasplätze hat, dann über die Engelsbrücke durch die Porta degli Angeli an den Fuß des Monte Mario, der durch die Villa Millini gekrönt wird. Die Ausſicht von dieſer Höhe muß herrlich ſeyn, leider verdarb uns der Nebel den Genuß. Durch das Geſtripp kamen wir nach einer Viertelſtunde Weges von der Höhe zu den Bädern des Paſtor ſido, alten, in den Felſen gehauenen und von mächtigen Mauern begleiteten, nun verlaſſenen Badgewölben, in einer Schlucht des Abfalles gelegen, und nahe daran in die dem Könige von Neapel gehörige Villa Madama, deren Vorhallen mit herrlichen Stücken und Freskogemälden, von Raphael gezeichnet und von Giulio Romano und Giovanni da Udine ausgeführt, geſchmückt waren. Nun ſind nur wenige Reſte davon ſichtbar. Alle Gebäude, welche der Hof von Neapel zu Rom beſitzt, ſind in der größten Verwahrloſung und wären in der Hand eines lappländiſchen Eisbärenjägers beſſer beſorgt; ſo dieſe Villa, ſo die Orti farneſiani auf dem Palatiniſchen Hügel, der merkwürdigſten Stelle Roms, ſo die Farneſina, ſo ſelbſt der Palazzo Farneſe, wo nur die Wohnung des Geſandten einige Gnade findet.

Kunſtgenuß und Welttreiben ſind wirklich faſt ſich ausſchließende Beſtrebungen. Dieſes macht, wenige Menſchen ausgenommen, für jenen unfähig; vielleicht auch jener für dieſes. Beglückender iſt aber offenbar die Kunſt.

XI.

Es war Geſellſchaft beim Grafen ***. Einige Frauen zankten ſich, eben als ich eintrat, und wandten ſich, als ſie meiner anſichtig wurden, an mich. Ich wußte keine Sylbe, wovon die Rede war, und konnte es auch eine Weile nicht inne werden. Endlich kam es heraus: ſie ſprachen — über eine neue Valſe? — nein, über die Ruinen von Palmyra! — Die eine behauptete, die Stadt ſey von Alexander dem Großen zerſtört worden, und fragte mich dann, ob ich den Namen ihres Onkels, des Generals *** — auf keiner der Ruinen von Aegypten eingegraben geſehen hätte; die andere ſagte, Palmyra ſey erſt von den Römern erbaut worden, und bat mich um eine Beſchreibung eines Sandſturmes in der Wüſte; eine dritte meinte, man müſſe noch die Palläſte der Zenobia ſehen, und erkundigte ſich, was ich über die Weiber im Orient dächte. Ich ſchlug ſämmtlichen Damen eine Reiſe nach dem heiligen Lande vor, und bat, mich als Führer mitzunehmen. Alle verſicherten um die Wette, vor Verlangen nach einer ſolchen Reiſe zu brennen; keine hätte auch nur einen Abend den Salon entbehren können! —

Es war ein Gewühl von Kardinälen, Monſignori,

Engländerinnen, Neapolitanern, Preußen, römiſchen Fürſtinnen und Aufwärtern. — Ich ſah eine Dame aus Bologna, von der ich dir ſchon einmal ſprach, ihr zur Seite war ihr Mann, den ſie haßt; „Sie ſind auf gutem Wege,“ ſagt' ich ihr, „ich hoffe die Verſöhnung iſt bewirkt.“ — „„Nie und nimmermehr,““ antwortete ſie mir, „„Gott ſey Dank, wir ſtehen ſchlimmer als jemals.““ Ich ſtellte ihr einen Franzoſen vor und ließ ſie. Da ergriff mich eine Dame aus [ooo] — ein ſchändliches Weib, und erzählte mir von dem frommen Glücke, das ihr durch die Ernennung zur Oberaufſeherin eines Mädchenvereines geworden ſey; ich mußte den ganzen Tageslauf und alle Schnörkel der aus chriſtlicher Demuth verübten Pflicht anhören; da bot ihr eine Engländerin guten Abend, und während ſie ſich umwandte, ihr denſelben zu erwiedern, ergriff ich leiſe aber ſchnell die Flucht, und fühlte nicht nur keinen Gewiſſensbiß, ſondern völlige Ruhe, als ich ihren Blick auf den leeren Seſſel wie den Blinden in's Waſſer fallen ſah. Ich ſtieß mit der rechten Achſel an die Puderperücke eines Uditore di rota, und trat mit dem linken Fuß einem General auf die Zehen; dann unterhielt ich mich mit dem Kriegspräſidenten über das Ochſengefecht von heute, und mit einem Kardinal über das Zahnausreiſſen eines Ciarlatano, der an gewiſſen Tagen auf dem Pantheonplatze ſein Weſen treibt — und fuhr dann in eine zweite Soirée, zur Herzogin von [ooo], wo man, wenn man nicht grob erſcheinen will, hin muß. Dort liefen nach und nach dieſelben Geſtalten an mir vorbei. — Ich ſehnte mich nach See und Wüſte — oder nach der nächſten beſten friſchen Flur, wo Wahrheit und Stille Zulaß haben. —

XII.

Ich habe eine herrliche Landparthie gemacht in das Sabiniſche Gebirge. Ach, Berge und Grün, freie Luft, freier Himmel, und Menſchen, die mich verſtehen und die ich wieder verſtehe, thun mir wohl wie Waſſer dem Fiſche. Wir waren fünf Wagen voll, die Familie St. Aulaire, die Familie Vernet, Graf Schulenburg und Frau, und mehrere Männer. Trotz dem Regen fuhren wir in heiterſtem Stimmung ab. Wir hielten in Tivoli an, und waren gezwungen, die Nacht in Arſoli, einem Schloſſe des Fürſten Maſſimi, zuzubringen, da wir den Ort Subiaco, wohin wir wollten, nicht mehr erreichen konnten. Dieſe Nothwendigkeit gab zu mancher komiſchen Verlegenheit Anlaß. Am nächſten Tage beſuchten wir Subiaco und nach und nach einige Klöſter im Gebirge, z. B. das des heiligen Benedikt, laſen allerhand Dichter, ſchwätzten, ſprachen auch manches Ernſthafte, liefen wie Kinder im Grünen, auf Fels und Berg herum, durchkrochen Ruinen und Grotten. Wir beſahen den dritten Tag Tempel und Waſſerfälle in Tivoli, und kehrten dann nach Rom zurück, wo mich die Geſchäfte wieder in den Strudel zogen.

XIII.

Warum entzückt die Wahrhaftigkeit auch des einfachſten Charakters ſo? — Ach, weil ſie allen Reiz, alle Ueberraſchung der Neuheit hat. Wir ſehen beinahe nichts als gemachte, zugeſchnitzte Menſchen, mehr oder weniger gelungene Kopien einſeitiger Originale. Wahrheit allein gibt Bürgſchaft; kein auerzogener Charakter gewährt dieſen beruhigenden Vortheil.

XIV.

Höre einen Traum, der Wahrheit iſt: Die Wagen flogen — die Blicke ſchwelgten — der Staub flog auf — vorbei an den Gärten des Salluſt — vorbei an der Villa Ludovici — vorbei an den Reſten der älteſten Roma und dem Felde einer gräßlichen Erinnerung; — eingebogen wo hoch von der heiligen Straße der Weg nach Porta Salaria herab kömmt — gelangt an dies Thor: Halt! — Da ſteht zur Linken eine kleine Villa; an Blumen, Reben, Bäumen, Schattengängen, Wohngemächern gerade ſo reich, als eine in Liebe verbundene Familie zum Glück bedarf — an Ausblick und Erinnerungen reicher, als dem verlangendſten Herzen des edelſten Menſchen zur Befriedigung genügen. Steige hinan die kleine Treppe längs den Mauern der ewigen Roma, denn an die Mauern ſelbſt lehnt ſich

der Garten, und du beherrschest die ganze Stadt von einem Ende zum andern; ihr Kapitol, ihr Aventin, ihr Janikulus, ihr Monte Mario liegen vor dir; ihre ganze Geschichte, alle ihre Erinnerungen sind dein! — Und weiter siehst du die ganze Campagna, dies große Feld des Ruhms, dies aufgeschlagene Blatt einer Geschichte, an der die ganze Erde sitzt und liest; — dort Albano's unvergleichbare Höhen — Tuskulum mit seinen Kämpfen und Siegen, dort der Volsker, der Aequer, der Sabiner Land und Gebirge, — dort die majestätischen Apenninen — dort der kühn gebrochene Sorakte —

— aber horch, — welche Töne klingen herauf zu dir, der du von des Thurmes Zinnen die Welt überschaust? — das sind nicht kalte, glatte, gekünstelte Töne — es ist Gesang der Sehnsucht, der edlen Wehmuth, der Melancholie des Lebens, die heut zu Tage jede edlere Seele befallen muß! — Sieh, am kleinen Flügel sitzt: Clementine Marini — im großen dunkeln Auge ihr ganzes Herz — in ihren wunderbaren Tönen die befreundeten Begleiter des Auges. Una larva è la grandezza, — fior caduco la beltà — dies athmet ihre Stimme mit unübertrefflicher Wärme, und Bellini, durch diesen zaubervollen Mund gegeben, nimmt Besitz von allen Winkeln unserer Brust —

aber, welch eine Gestalt ist die, die jetzt an ihre Seite tritt? — Jugend und Reife, Unschuld und Wissen, Verstand und Empfindung wohnen wie Schwestern in diesen Zügen, in der einfach edlen Haltung. Dies feine Auge ist sicherer als das einer Italienerin, diese Arme sind nicht üppig genug für eine solche; diese Haltung zu gewandt, dieser Schritt zu sicher; alles spricht an ihr und nichts

drängt ſich vor; Anſtand und Welt vermählen ſich in dieſem wunderbaren Mädchen, das man nicht ſehen kann, ohne den Mann zu beneiden —

ach, ſöhnen deine Töne denn mit dem Schickſale aus, herrliche Norma? nein, ſie drücken die Zerſpaltung nur tiefer hinein, und mitten im Reichthum an verſagten Gütern, erfüllen ſie uns mit tantaliſchen Leiden! —

Neues vom Parnaß.

(Ueber ein Gedicht von Fanny Fürstin Porcia.)

(Geschrieben im Jahre 1832. — Wiener Zeitschrift

Die Blüthen der Poesie, wenn ihr Farbenschmelz begeistern, ihr Duft entzücken soll, müssen aus dem Grunde eines reinen Herzens, naturgemäßer Empfindung, und eines reichen und mächtigen Geistes ihr Leben und ihre Nahrung empfangen. Die schwarzen Geburten schwarzer Gemüther, die ungenügende Ausstattung mit beschränktem Wissen und einseitiger Erfahrung, die krankhafte Pflege erkünstelter Empfindung, und der unnatürliche Zuschnitt nach Modewahrheit und Modeglauben, was haben sie mit wahrhafter Poesie gemein, als höchstens die Form, die doch nur durch den Geist lebendig wird? — Wie oft aber auch, und besonders in unserer Zeit voll Frost und Winterstürme, erscheint selbst, was die kräftige Seele gebar, verkrüppelt durch die Ungeduld, den Leichtsinn und den Hochmuth des Geistes! Derlei Erscheinungen gibt in unseren Tagen besonders der französische Parnaß, wo nicht sowohl Apoll mit den Musen als vielmehr Brockengäste zu herrschen scheinen. Deutschland hinkt diesem traurigen Beispiele nach, und wir können kaum einen unserer neuern Dichter bewundern, ohne zugleich der Leichenfeier des kaum gebornen Talentes beizuwohnen. Auch Italien gewährt diesen betrübenden Anblick, denn eine und dieselbe Krankheit liegt über allen Ländern Europa's. Wie ergreifend und erfreuend, wie rührend und erhebend daher der Auftritt eines

großen, und dabei gesunden Talentes, wie es sich in folgenden, in neuerer Zeit an Gedankentiefe und Zartheit der Empfindung, so wie an classischer Strenge und Gedrungenheit der Sprache unübertroffenen Versen, auf Adelaide Toldi, als Giulietta in „Romeo und Julie“ geschrieben, darstellt:

Quell' arte divina che al vero somiglia
Da chi l'apprendesti? — Amor ti consiglia:

T'insegna le angoscie del lungo martirio
Del breve suo riso, del cieco delirio!

Nel ciglio che intorno mestissimo giri
Nell' aura, che sembra ti baci e sospiri.

Nel sen palpitante che il crine ti vela,
Nell' orme che posi — Amore si cela.

D'un timido aspetto t'adorni e rivesti:
Son timide Grazie le Grazie celesti

Ristretta nel manto, dall' ombre nascosa,
Sì pura e tremante d'Amore la sposa,

Co' sguardi pudichi che adombra il suo velo,
Ai riti nuziali portavasi in cielo.

Oh! v'è nell' accento che al core mi viene,
Negli atti, ne' sguardi, mistero di pene

E voce di un alma che speme perdeva
Ed alla celeste region' si solleva.

E voce divina; l'oblio non paventa;
Il primo sospiro d'Amor lo rammenta.

E un canto che torna dolcissimo al core
Nel raggio tremante del giorno che muore —

Nell' onda che al lido infrangersi sente —
Nell' anime amanti — nell' ora dolente.

Sei fiore che cede d'un turbine all' onte,
Sei giglio che piega la candida fronte.

Quell' arte divina che al vero somiglia
Da chi l'apprendesti? Amor ti consiglia.

Spricht aus dieſer Ode voll Adel und Maß nicht ein herrlicher Genius? Erkennen wir in dieſer liebeglühenden und doch geweihten Sprache, in dieſen Gedanken, der wunderbaren Tiefe und Stille eines reichen Gemüths entfliegen, in dieſen Empfindungen, die, wie die leuchtenden Sterne, die Unendlichkeit hinter ſich haben, nicht den hohen Beruf der Kunſt? — So groß und einfach, ſo warm und gemeſſen im Ausdruck, ſo jungfräulich und doch ſo leidenſchaftlich, würde, wenn ſie ſtatt vor Jahrtauſenden heute lebte, die lesbiſche Muſe geſungen haben, welcher Antipatros die Grabſchrift ſetzte:

„Sappho ward ich genannt; ich beſiegte die Lieder der Frauen
Weithin, ſo wie Homer Lieder der Männer beſiegt."

Schreiben aus Rom.

(Geschrieben im Jahre 1832. — Wiener Zeitschrift.)

Rom, 16. Juli 1832.

Es gibt vielleicht keine Stadt, in der, verhältnißmäßig, so wenig für Musik gethan wird, als in dem heutigen Rom; eine erträgliche Oper ist nur selten, — eine Gesellschaft von Musikfreunden gibt es, die sich kaum an das Mittelmäßige zu schwingen im Stande ist, — in den Kirchen, mit Ausnahme von drei oder vier Tagen im Jahre, findet man geschmacklose Wahl und ärmliche Ausführung. Und dennoch findet das Ausgezeichnete auch in diesem Zweige der Kunst hier seine volle Würdigung. Mit der Thätigkeit ist nicht zugleich die Empfänglichkeit verloren, und der fremde Künstler hat hier, was seine Lebensluft ausmacht, im Zuhörer Wärme der Seele, Aufmerksamkeit in Aug' und Sinn, ein melodisches Ohr, und Flügel der Phantasie, ihn auf seinem Fluge zu begleiten. Er fühlt sich in der Hauptstadt des Reiches der Kunst wenigstens in so ferne, als er dem Kleinstädterneide, dem eckelhaftesten Rangstreit zwischen Adel und Volk, dem harthörigen Pedantism und dem schalen Phrasenlobe nur selten ausgesetzt ist. Drei Künstler in diesem Fache haben in den letzten Wochen unsere Seele angeregt, Hr. Dessauer, ein Deutscher aus Prag, Mad. Malibran und Hr. C. von Beriot, ihr Begleiter. Die beiden Herren haben sich nur in Privatzirkeln hören lassen, der eine auf dem Pianoforte,

der andere auf der Violine; die treffliche Sängerin aber gab überdieß im Teatro Valle ſechs Vorſtellungen des „Othello.“

Hr. Deſſauer, durch ſeine geiſtvolle Beſcheidenheit ſo anziehend, feſſelte durch den Zauber ſeines Spiels die Blüthe der Geſellſchaft von Rom. Wenn man die ungeheure Fertigkeit bewunderte, mit welcher ſeine Finger auf den Taſten des Pianofortes, wie auf Blumen und Wogen der See umhereilten, ſo wurde man gleichzeitig durch ſeinen unübertrefflichen Vortrag hingeriſſen, der alle Taſten der Seele zu finden wußte, und Töne hervorrief, die nur der Meiſter zu wecken verſteht. Grazie, Leichtigkeit, Kraft und Herrſchaft bezeichnen ſein Spiel, das, ſo abwechſelnd und doch an Vortrefflichkeit ſtätig, wirklich magiſche Kreiſe um den Zuhörer ſchlang. Sein Gedächtniß, das alles, was geſchrieben iſt, zu umfaſſen ſcheint, ſeine Erfindungsgabe, die weit im Reiche der Möglichkeiten ſchweift, geben ihm einen Reichthum an Stoff, der unverſiegbar ſchien, und gleichſam anwuchs, je mehr er davon ausgab. Er ſpielte bei Mad. Clara Bannutelli, der erſten Klavierſpielerin Roms und wahrſcheinlich Italiens, bei dem öſterreichiſchen Botſchafter, Grafen Lützow, bei dem franzöſiſchen Botſchafter, Grafen St. Aulaire, bei der trefflichen Sängerin Mad. Camporeſi, bei dem Direktor der franzöſiſchen Akademie Horace Vernet, und an andern Orten, überall zum Triumphe ſeines Vaterlandes und zur Ehre der deutſchen Meiſterſchaft. Leider war ſeine Anweſenheit ſo kurz, und das Lob, welches ihm Neapel zollte, machte uns dieſe Kürze nur um deſto empfindlicher. Dermalen iſt er in Mailand, wie wir hören, um eine Oper auszuarbeiten, auf welche alle, die ſein Talent zu bewundern das Glück hatten, auf das Aeußerſte geſpannt ſind.

Was soll ich über Mad. Malibran sagen? — Sie ist hier, um ihre Ehe zu lösen, sagt man; eine schwere Aufgabe für ein Wesen, das, in seiner Wirkung, lauter Band und Fessel zu seyn scheint! — Das Parterre empfing sie aus Partheihaß und um seine Rache wegen des erhöhten Eintrittspreises zu nehmen, mit Zischen, aber die ersten Töne der erschrockenen Künstlerin warfen die Hyder zu Boden und machten sie zahm. Im Metall der Stimme wird sie ohne Zweifel von mehr als einer großen Sängerin übertroffen, im Schwunge des Vortrages reicht sie an die ersten derselben nur selten; was sie auszeichnet, womit sie hinreißt und was in die Länge ihr den Sieg, vielleicht über alle, verschaffen muß, ist die Anmuth, die Sicherheit, das Maß, die antike Ruhe und Heiterkeit in ihren künstlerischen Leistungen. Ihr Spiel ist überdieß demjenigen der ersten Schauspielerinnen gleich zu setzen und wird durch die Schönheit ihrer Gestalt, durch den Adel ihrer Bewegungen, durch den Geschmack in der Kleidung auf das Trefflichste unterstützt. Obwohl das Orchester und die Haupt- und Nebenstimmen der Oper sehr mittelmäßig waren, so brachte Mad. Malibran doch eine genügende Einheit in die Ausführung. Besonders im dritten Akte steigerte sie die Wirkung bis an die Grenze des Möglichen. So hohen Flug Mad. Malibran auf der Bühne hält, so gerne tändelt sie im Saale den Ernst ihres Liedes weg. Wer sie als Desdemona „Se il padre m'abbandona" mit dem seelenvollsten Ausdrucke singen hört, möchte niederknieen vor ihr; wer sie aber in französischen Gassenliedchen und im englischen Matrosenfrevel schwelgen sieht, und vernimmt, daß die ärgsten davon, die schreiendsten, häßlichsten sogar von ihr geschrieben sind, der wundert sich, ein so ausgezeichnetes Talent auf den Irrwegen absichtlicher Geschmacklosigkeit

zu begegnen. Mit dieſer Schwäche hängt ſie an der Mode, mit allen ihren Vorzügen an der Kunſt.

Hr. C. v. Beriot, ihr Begleiter, iſt auf dem Wege, der erſte Violinſpieler in Europa zu werden. Um dahin zu gelangen, gehören, nebſt ſo vielen Eigenſchaften, Ruhe und Fertigkeit faſt in gleichem Maße; die letztere für ſich allein, wäre ſie auch zehnmal geſteigert, genügte nicht. Hr. v. Beriot, ein junger Mann aus Brüſſel, den das Conſervatorium zu Paris, das ihn einſtens ausſtieß, nun gern ſeinen Schüler nennen hört, hat nicht einen Zug von Charlatanism im Vortrag, das ſetzt Kunſtſinn und Charakter, wie ſie nur wenigen gegeben ſind, voraus. Man fühlt, wenn man ihn hört, daß er viel mehr kann, als er zeigt; ſeine Fertigkeit iſt außerordentlich, die Stimme ſeines Inſtrumentes in hohem Grade wohlklingend, ſein Vortrag klar und immer genau dem Gegenſtande angemeſſen. Das Gefühl des Wahren und Schönen leitet ſeine Finger, die jede Schwingung der Seele errathen.

Ein Deutſcher, eine Spanierin und ein Belgier ſchritten ſo in dieſer Woche über die Bühne, die man Rom nennt, und vor der die Vertreter aller Völker Europas und der ganzen neueren Civiliſation in würdiger Eintracht ſitzen. Freuen wir uns des einen, bewundern wir die andere, blicken wir mit hoher Erwartung den dritten an, und lieben wir ſie alle! —

Ueber Volksgunſt und Volksthümlichkeit.

(Wiener Zeitſchrift 1832)

Unter den vielen Sprüchwörtern, welche für ausgemachte Wahrheiten gelten und platte Irrthümer sind, steht in erster Reihe das vox populi vox Dei. Wenn die Platone und Lykurge Thoren waren, und der Janhagel von Athen und Sparta das Gefäß der göttlichen Weisheit darstellte, so müßte man sich schämen, Mensch zu seyn. In keiner Kunst oder Fertigkeit, in keiner Leistung irgend einer Art ist die Meinung der Vielzahl die richtige. Nach dem vox populi ist Homer nicht so viel werth als ein Bänkelsänger, ist Raphael ein Schmierer, sind Newton und Kant Narren.

Mit der Popularität oder Volksthümlichkeit, wie man zu übersetzen pflegt, geht es gerade so. Die Revue Britannique vom Dezember v. J. gibt eine der belehrendsten und nothwendigsten Betrachtungen, die man in unserer Zeit anstellen kann; sie betrifft eben dieß vielwirkende und wenig bezeichnende Wort. Der Aufsatz ist von Godwin. Es ist ein Verdienst um seine Mitbürger, denselben zu verbreiten.

„Der Mann, der die größte Zahl gesunder Aphorismen und brauchbarer Sätze niedergeschrieben hat, Lord Bacon sagt in seinem Versuch über den Ruf:

„„Dieſer Gegenſtand iſt am ſeltenſten von den Philoſophen behandelt worden; ſie fürchten denſelben, als gelte es eine ihrer Krankheiten; und doch wäre es ſehr nützlich, ſich damit zu beſchäftigen. Alles Getriebe der Welt dreht ſich um dieſe gebrechliche Spindel.““

„Die Gier nach Ruf, dieſe Ausgeburt der Eitelkeit, die ſich in ſo vielerlei Zweige theilt und in ſo verſchiedene Formen kleidet, — dieß Bedürfniß, über ſeinen Umfang herauszutreten, in dieſer Welt mehr Platz einzunehmen, als der Himmel uns deſſen angewieſen hat, verdiente wirklich das ernſte Augenmerk der Philoſophen. Bald drängt ſie den Menſchen bis zum Verbrechen, um dadurch der Vergeſſenheit zu entſchlüpfen; bald wirft ſie ihn aus Ruhe und Frieden in Bewegung und Sturm, wo er nichts als Unglück findet. Manchmal begnügt er ſich mit dem Beifalle der Zukunft; er will das günſtige Urtheil der Nachwelt, die ihn nicht hört. Oft aber verlangt er nach Gegenwart; er will die Volksgunſt, die Nutznießung des Ruhmes, will unſterblich ſeyn bei lebendigem Leibe. Der Beifall einiger gewählter Freunde und höherer Einſicht genügt ihm nicht; er braucht mehr als das, braucht den Lärm des Volkes, den Triumphwagen, die Lobgeſänge, die Bekränzung.“

„Schriftſteller, Künſtler, Krieger, Volksführer und Parteihäupter können nach Volksgunſt ſtreben, oder ſie verachten. Das untergeordnete Talent und die geringere Einſicht haben kein anderes Ziel und keine andere Krone, als eben ſie. Um ſich zu erheben über dieſe Schwäche, um das Gute um ſeiner ſelbſt willen zu üben, um ſein Vaterland ohne Wucherſinn und mit Reinheit zu lieben, dazu gehört eine Erhabenheit der Seele und ein thatkräftiger Heldenmuth, die nur ſelten zu finden ſind. Chriſtus hat der

Welt hievon das Beispiel gegeben, er ist das Vorbild der göttlichen Tugend."

„Die menschliche Tugend hat leider der Hülfen und Stützen nöthig. Sie lehnt sich an die Eitelkeit; sie läuft nach dem Beifalle der Menge. Aber was erfolgt hieraus? Diese blinde, bewegliche, wenig erleuchtete Menge reißt sie mit sich nicht selten auf eine Bahn voll Erbärmlichkeit und voll Verbrechen. Wäre die Welt von Engeln bevölkert, so würde dieß Bedürfniß, beklatscht zu werden, zu großen Handlungen antreiben. Aber weil sie es nicht ist, so hat dieser mächtige Trieb nach Volksthümlichkeit eben so viele Laster als Tugenden, eben so viele unvernünftige als vernünftige Handlungen, eben so viele Narrheiten als kluge Wirkungen erzeugt. Den Flecken ihres Ursprunges kann die Volksthümlichkeit nie verhüllen; ihre Mutter ist ja die Eitelkeit, und nicht die glänzendste Ausstattung verbirgt in der Tochter die Züge derselben. Man erkennt diesen Ursprung in allem, was sie hervorbringt. Der Schriftsteller, der von ihr beseelt ist, huldigt dem Geschmacke des Tages; der Künstler, der nach ihr strebt, opfert Schönheitssinn und Reinheit der Form den Launen der flüchtigen Mode; der Volksführer läßt, seiner besseren Einsicht entgegen, sich fortreißen vom Strome, denn er weiß, daß der Versuch, sich entgegenzustellen, ihn der Menge verhaßt macht. Mit einem Worte, die Volksthümlichkeit ist weiter nichts, als eine Ausgeburt der Eitelkeit; sie bekränzt Ungeheuer und vergöttert Teufel. Marat und Johann von Leyden sind volksthümlich gewesen." .....

„Liebe zum wahren Ruhme verachtet nicht selten die Gegenwart. Aber gerade die Gegenwart ist es, welcher die Volksthümlichkeit liebkoset und schmeichelt. Was ist sie? Eine phantastische und schwankende Liebe zur Menge,

eine eitle Vergötterung des Menschen; eine Leidenschaft des Pöbels für seinen Helden, die sich morgen in Haß und Verachtung wenden wird; eine Leidenschaft, die Washington auf das Schaffot gebracht haben würde, wenn er sich geweigert hätte, der Volksdictatur zu gehorchen, eine Leidenschaft, die von jeher den schändlichsten Tyrannen anbetete, wenn er ihr zu Gefallen handelte. Caligula und Nero waren volksthümlich; Sokrates wurde von dem Volke verdammt, verhöhnt und gemordet."

„Nimmt man das Wort Volksthümlichkeit nur in seiner politischen Bedeutung, so faßt es nicht blos die Begierde nach öffentlichem Lobe in sich, es schließt auch das Streben darnach, die Verführung der Menge ein. Man will, daß alle Herzen von demselben Gefühle des Wohlwollens, der Liebe zu uns durchdrungen seyen; man impft sich dem Volke ein. Geht es irre, so geht man mit ihm irre, erzürnt es, so erzürnt man auch. Man macht sich eine gefährliche Waffe aus dieser Sympathie der Menge. Man ist nicht mehr durch seine eigene Empfindung, man ist durch die ihrige geleitet. Man gehorcht dem Triebe der Masse, und erkauft um den Preis, der schwankende Sklave der schwankenden Meinung zu seyn, das Recht, für ihren Leiter zu gelten. Eben deßhalb sah man so oft Leute, die keiner Achtung genoßen, doch volksthümlich seyn. Wilkes, in Schulden versunken, war es unter Georg III. Wenige Personen würden diesem wurmstichigen Verschwender ihr Vermögen anvertraut haben, aber sein Name stand auf allen Volksfahnen, und „es lebe Wilkes!" war der Ruf aller Haufen."

„Der Kriecher um die Töpfe der Reichen und der Schmeichler des Volkes, worin unterscheiden sie sich? Wer nach Volksthümlichkeit haſcht, will er davon nicht die Früchte?

Der Menſch, welcher um die Gunſt der Macht buhlet, wenn ſie in der Hand eines Einzigen liegt, und derjenige, welcher von der Macht des Volkes die doppelte Ernte von eitlen Ehren und fetten Pfründen ſich erſchmeicheln will, ſind Beide nicht eines Schlages? Man hat die Günſtlinge der Könige mit Verachtung gebrandmarkt, die Günſtlinge der Völker verdienen nicht weniger. Zu dem einen wie zu dem andern gehört dieſelbe Fügſamkeit, dieſelbe Verläugnung des eigenen Willens, dieſelbe Entkleidung aller Ueberzeugung, dieſelbe hochmüthige Niederträchtigkeit, dieſelbe Verachtung der Tugend, derſelbe Durſt nach Ehren, daſſelbe Jagen nach Prunk der Eitelkeit, daſſelbe Kriechen vor dem Herrn und Meiſter. Der eine fühlt ſich geehrt, an der Tafel der Fürſten zu ſitzen und kauft dieſe Auszeichnung durch knechtiſche Dienſtbarkeit; der andere gefällt ſich als Wortführer in einer Trinkſtube und hofirt mit Geſundheiten einer Menge, die mit ihm weder Bildung, noch Sitten, noch Gedanken, noch Sprache gemein hat. Der Günſtling des Volkes hat keine Meinung für ſich. Die Eigenthümlichkeit ſeines Charakters opfert er ſeinem Deſpoten. Sieht er, daß ſeine entſchiedenſten Neigungen zu mißfallen beginnen, ſo gibt er ſie auf. Sind ſeine Meinungen nicht mehr die Mode des Tages, ſo läßt er ſie fahren. Armſeliges Handwerk, fürwahr! Völker und Könige verkaufen theuer ihren Günſtlingen, die einen die Volksthümlichkeit, die ſie ihnen zugeſtehen, die andern die Gnaden, womit ſie dieſelben überhäufen. Welche Launen zu tragen! Welche ſchwere Laſt von Undank! — Wie verſinkt der Günſtling von geſtern vor dem Günſtlinge von heute in Nichts! Welche Folterleiden der Eitelkeit, wenn der Blick des Herrn den Günſtling nicht mehr beſonnt! Welche traurige Beiſpiele, ausgeſäet auf der beſchwerlichen Straße der Gunſt!

Ludwig XIII. hat nicht eine einzige Thräne für Luynes, den ſo beneideten Günſtling! Mirabeau, ſo volksthümlich noch in der Stunde ſeines Todes, iſt verflucht, kaum daß das Grab ihn empfangen hat. Wie ſteigen ſie empor, während der franzöſiſchen Revolution, die Günſtlinge des Volkes, einer nach dem andern in langer Reihe, und enden auf dem Schaffot unter dem Spottgeheule eben der Menge, die ſie kurz vorher zum Himmel hob und mit Blumen bewarf! — Der Ruf des redlichen Mannes, der eines Hopital, eines Malesherbes, iſt ſchön und wächst nach ſeinem Tode. Volksthümlichkeit dagegen iſt kleinlich, wie jeder theatraliſche Aufputz. Ihr Antlitz iſt Maske, ihre Kleider ſind entliehen, ihr Prunk iſt Papier, ihr Beifall bezahlt. Bringet ſie auf das, was ſie iſt, und ſie iſt nichts."

„Wer ſein Vaterland wahrhaft liebt, darf nicht nach allen Mitteln greifen, um von demſelben geliebt zu werden. Als Sokrates öffentlich das Daſeyn Gottes, des einzigen Gottes, lehrte, ſetzte er ſich dem Haſſe ſeiner Mitbürger aus; er war damals im höchſten Grade unvolksthümlich. Als Camillus Rom verhinderte, daß es nicht nach Veji auswanderte, und als er durch Strenge der Mannszucht die Größe der Republik gründete, ſtieß ihn das Volk ins Elend. Als Fabius Maximus ſeinen gewaltigen Gegner durch Zögern zu Grunde richtete, konnte er ſich kaum des Volkshaſſes erwehren. Als jener Malesherbes die Rechte der Menſchheit in Anſpruch nahm, als einige erhabene Seelen allein noch gegen die Schaffotte ſich erhoben, als der Henker das blutige Haupt der Charlotte Corday dem Volke wies, wem ſetzte dieſes die Krone auf, der Tugend oder dem Laſter? — Die Anhänger der Volksherrſchaft irren ſich, wenn ſie großen Handlungen zum

Lohne die Gunſt des Volkes verſprechen. Dieſe reicht die Palme dem Mord und hat Lobgeſänge für die Schandthat."

„Wenn das Verlangen nach Volksthümlichkeit nur aus reiner Menſchenliebe entſpränge, ſo würde es ein herrlicher Hebel für Tugend und Aufopferung ſeyn. Aber, ſagen wir es ohne Scheu, Macht und Gültigkeit, das iſt es, was die Meiſten derer, die nach ihr ſtreben, erwerben wollen. Ich werde nicht behaupten, daß nicht auch das Wohlwollen für die Menſchen überhaupt jenen Durſt nach Volksthümlichkeit erzeugen helfe, aber der Zuſatz von Eitelkeit und Ruhmbegier waltet in den meiſten Fällen vor; die Jahrbücher aller Völker belegen dieſe Wahrheit. Merkwürdig, daß dieſe Gier faſt jederzeit ihr Ziel verfehlt und ſich ſelbſt täuſcht! Welch' ein Beiſpiel davon iſt Pompejus! Von allen Günſtlingen des Volkes, wo iſt ein beſſerer, wo einer, der mehr geliebt wurde, und der neben vielen Tugenden weniger Laſter beſaß? und doch! als er auf dem Gipfel des Ruhmes ſich befand, riefen ſeine Mitbürger von den Stufen des Theaters herab mit dem Schauſpieler: „Unſer Elend iſt Deine Größe!" Er ſtarb und wurde gerächt. Aber die Nachwelt hat ſich durch die Volksthümlichkeit ſeines Lebens nicht beſtechen laſſen, ſie erkannte ohne Mühe die Eitelkeit, die ſeine Triebfeder war, die ihn beſeelte, und die für ſich ſchon den edelſten Charakter entadelt und den höchſten Ruf herabreißt."

„Cäſar war nicht ohne jene glühende Sucht nach Volksgunſt; aber ihm war ſie Mittel für höhere Zwecke. Cäſar war ein erhabener Ruhmſüchtiger, Pompejus ein eitler Menſch, dem es nicht an Fähigkeiten mangelte. Pompejus, ſo lange der Abgott von Rom, hat nichts für Rom gethan; ſein Wohlwollen erſchöpfte ſich in Worten und Verſicherungen von Vaterlandsliebe und Dankbarkeit.

Für ſeinen Gegner gab es ein höheres Ziel. Er wollte wirklich ſeinem Vaterlande nützlich ſeyn, er ſtrebte nicht blos nach dem Ruhme des Tages, nach dem Beifallklatſchen der Menge, er ſtrebte nach dem unſterblichen Ruhme, den das Grab nicht verſchließt und der nicht verliſcht in der Nachwelt. Pompejus, wäre er von Pharſalus als Sieger gegangen, hätte, umrungen von den Parteihäuptern, die ihn führten, die Straße für ſeinen Triumph mit Leichen bedeckt; die Volksgunſt würde ihn zu furchtbaren Metzeleien verleitet haben; er würde gezwungen geweſen ſeyn, den wilden und blinden Leidenſchaften eben dieſes Volkes zu fröhnen, deſſen Jauchzen er erworben hätte. Cäſar, im Gegentheile, wagte ſeine Volksthümlichkeit an die Neigung, der Milde Gehör zu geben. Durch lange Zeit Tyrann geſcholten, erlag er den Dolchen der Mörder. Sylla ſtarb im Bette."

„Die Anbeter der Volksgunſt behandeln ihren Götzen, wie die Schüler des Lovelace die Weiber zu behandeln pflegen. Sie wollen weder ihren Verſtand überzeugen, noch ihre Achtung erwerben; eine blinde Leidenſchaft, das iſt es, was ſie wollen. Sie fragen wenig nach den Mitteln, um dahin zu gelangen; wenig nach den Laſtern, denen ſie dienen; am wenigſten nach der Verderbtheit, die ſie verbreiten; genug, wenn ſie gefallen. Tritt eine edle Regung, eine beſſere Empfindung ihren Abſichten hindernd entgegen, ſo erſticken ſie dieſelbe. Ob Clariſſa von ihrer reinen Höhe in den Pfuhl des ſchändlichſten Laſters falle; was liegt Lovelace daran? — er will geliebt ſeyn. Ihm genügt die geſunkene Clariſſa, wenn ſie nur ſeine Wünſche erhört. Er wird Sittenreinheit, Edelmuth, Seelengröße heucheln, wenn er dadurch bis zu ihrem Herzen zu dringen weiß. Einem andern Weibe gegenüber wird er leichtſinnig, tändelnd,

witzig seyn, wird ihren Vorurtheilen schmeicheln, ihren Leidenschaften das Wort reden. In unsern Fehlern sind wir ja am verwundbarsten, und indem man unsern geheimsten Schwächen huldigt, gefällt man uns am sichersten."

„Wenden wir dieß Bild auf die Schmeichler der Menge an. Sie verlangen nach Blut, wenn die Menge dessen verlangt; sie rufen: „„es lebe der König!"" wenn die Person des Königs geliebt ist; sie hüten sich weislich vor jedem Worte, das einem Vorwurfe gleich sieht, und wagen zu keinem Preise und unter keinem Vorwande die Gunst, die ihnen so theuer ist. Die Massen sind, wie die Einzelnen, der Schmeichelei zugänglich, sind Feinde der Strenge, welche zur Pflicht sie zurückführt, hassen die Zügel und werden schwach im Verhältnisse ihrer Leidenschaftlichkeit. Wollte auch der Jünger der Volksthümlichkeit aus dem Einflusse, den er zu erstreben bemüht ist, keine schädlichen Waffen sich bilden, seine Schmeichelei genügt, um Schaden genug zu verbreiten. Könige und Völker haben keine größere Geißel, als jenen Knechtsinn, der sich an ihre Füße hängt, als jene niederträchtige Fügsamkeit, die allen Launen entgegeneilt."

„Oft verwechselt man das Streben nach Volksthümlichkeit mit demjenigen nach Ruhm oder mit Vaterlandsliebe. Der Irrthum ist gefährlich. Der Ruhm wohnt in der Zukunft; Volksthümlichkeit gewährt nur das lärmende Echo der Gegenwart. Vaterlandsliebe ist jene wohlwollende Anhänglichkeit an den Boden, wo wir das Licht erblickten, an die Satzungen, die ihn beherrschen, an die Menschen, die ihn bewohnen. Leben, Freiheit und Besitz unserer Mitbürger werden uns lieb und heilig. Sollen wir durch Opfer sie schützen, ruft die gemeinsame Gefahr uns auf, droht dem Verbande so vieler Interessen durch Angriff Zerstörung,

ſo ſchlagen wir für dieſe heilige Sache gerne Gut und Blut in die Schanze. In der Vaterlandsliebe findet ſich jene Miſchung von Selbſtliebe und Aufopferung, der man in jeder kräftigen Empfindung des Menſchen begegnet. Es handelt ſich um Herd und Altar, um die Wiege der Kinder und um die Gräber der Väter."....

„Man kann aber zugleich der Freund ſeines Vaterlandes und ſehr unvolksthümlich, ſo wie deſſen Feind und ſehr volksthümlich ſeyn. Als Heinrich IV. das Edikt von Nantes erließ, konnte er nichts thun, was mehr den Meinungen und Geſinnungen des Landes entgegenſtand; die Mehrzahl der Franzoſen war katholiſch und nur die Ligue, von den Guiſen geführt, volksthümlich. Wer in den Guiſen die aufrichtigen Freunde des Vaterlandes finden wollte, müßte alle Angaben der Geſchichte über den Haufen werfen. Vertreter des Einfluſſes Spaniens, bemühten ſie ſich, dieſer Macht den Thron von Frankreich zuzuwenden und gingen ſo mit dem größten Verbrechen des Bürgers um, mit demjenigen, das Vaterland den Fremden zu überliefern. Welche war aber die volksthümliche Partei? Eben die der Guiſen. Für ſie bewaffnete ſich die Menge, für ſie wurde in den Magazinen des Kaufmanns, in dem Schlafgemache des Bürgers der Roſt von den Partiſanen und alten Schwertern gerieben. Heinrich IV. mit aller ſeiner Güte, vermochte kaum einen Theil der Volksthümlichkeit zu erwerben, die dem glückbegünſtigten Verbrechen und den Umtrieben der Guiſen geworden war. — Ludwig XIV., indem er das Edikt von Nantes widerrief, beging eine abſcheuliche, aber volksthümliche Handlung. Sein Ahnherr ſchärfte dadurch, daß er es erlaſſen hatte, den volksthümlichen Dolch, womit Ravaillac ihn ermordete."

„Ja, Miſſethaten und Thorheiten ſtehen bei dem großen Haufen nicht ſelten in Ehren. Warum? — weil der große Hauſe auch der gemeine iſt, — weil ſeine Geſinnungen, ſeine Handlungen nur von Afterweisheit, von unſicherem Scheine erleuchtet ſind, — weil ſeine Vorurtheile und Leidenſchaften jederzeit über ſeinen Verſtand ſiegen und weil, wer beiden dienen will, bald Miſſethaten, bald Thorheiten begehen muß.“

„Die meiſten aus denen, welchen es gelungen iſt, ihr Vaterland, wie Montaigne kräftig ſich ausdrückt, an die Sklavenkette zu legen, waren volksthümliche Leute. Am 18. Brumaire, da Bonaparte das Direktorium zertrümmerte und die zitternden Senatoren vor den Bajonetten ſeiner Soldaten einherjagte, war er angebetet vom Volke. Aber auch Robespierre hatte, wenige Jahre früher, dieſelbe Volksthümlichkeit ſich zu verſchaffen gewußt. Mit welchem Auge ſoll man alſo eine Gunſt betrachten, die nichts für denjenigen beweiſet, der ſie erwirbt, und die, ihrer Natur nach ſchwankend, durch Verbrechen oder Niederträchtigkeiten feſtgehalten werden kann? — Eine verderbliche Gefälligkeit oder eine eiſerne Willkür, manchmal eine Miſchung von Deſpotism und Nachgiebigkeit, von Härte und Schmeichelei, machen den volksthümlichen Mann. Er wechſelt nicht ſelten ſeine Geſtalt; aus einem Sklaven wird er Kaiſer und Herr von Allen. Ein anderes Mal fehlen ihm Muth und Nachhaltigkeit, um die Macht zu ergreifen. Aber ſeine Schmiegſamkeit und ſeine Unterthänigkeit ſind nicht weniger nachtheilig, als ſeine Ehrſucht und ſeine Grauſamkeit es werden konnten.“

„Das verführte Volk betrachtet die Willensmeinung ſeines Mannes wie ein Geſetz des Himmels. Es hört nur denjenigen, der ſeine Seele ihm preisgibt; es will Niemand

glauben, der ihm nicht ſchmeichelt. Mit Beifallklatſchen und Ehren belohnt es die knechtiſche Anerkennung ſeiner Unfehlbarkeit. Ob ſeine Launen gerecht oder ungerecht, nützlich oder gefährlich ſeyen; es will, daß man ihnen gehorche. Wer es verſucht, ſich dem Rieſen, dem er ſich leibeigen gab, zu entziehen, der hat alle Anſprüche verloren, alle Opfer umſonſt gebracht. Nur für den Preis ewiger Unterthänigkeit gewährt das Volk ſeine Gunſt. Gehet, ſpannet euch vor den Wagen dieſes wahnwitzigen Herrn, folget den Irrgängen ſeiner unſtäten Launen! Weniger ſchwierig iſt es, einem Tiber zu dienen; erſättlicher wird ein Caligula in ſeinen Lüſten ſeyn; leichter wird es euch werden, alle Deſpoten Aſiens zufrieden zu ſtellen!"

„Nicht nur die Länder mit demokratiſcher Verfaſſung, ſondern auch die mit gemiſchter, wo dem Volke ein Theil der oberſten Gewalt vorbehalten iſt, geben genug der wichtigſten Beiſpiele, was es mit der Volksthümlichkeit und ihren Folgen eigentlich für eine Bewandtniß habe. Gelangt eine Partei zur Herrſchaft, ſo ſtrotzt ſie vom Lobe für ſich und vom Tadel für ihre Gegner. Sie iſt es, die das Vaterland rettet; ſie heilt die Wunden, die eine ſchlechte Verwaltung noch blutend und mit Gift getränkt ihr überlaſſen hat! Auf thut ſich die Bahn der Hoffnungen, weit, lachend und hell; das Volk reiht ſich um die neuen Miniſter und beeilt ſich, ſie zu unterſtützen."

„Ein Monat verläuft und ſchon in dieſem kurzen Zeitraume verläßt die Volksgunſt ihre Erwählten. Ob die Verwaltung geſchickt oder ungeſchickt vorgehe, ſie hat zuvörderſt die oberſte und unbeſtreitbare Aufgabe zu beſtehen, ſich zu erhalten. Damit ſie beſtehe, damit ſie ſich erhalte, muß ſie dem Gewirre der Forderungen widerſtehen, womit man ſie anfällt; ſie muß Vorurtheile verwunden, muß

Intereſſen verletzen, muß die Wohlfahrt des Landes, nicht aber die Jagd nach dem Beifalle der Menge zu ihrem oberſten Geſetze machen. Dadurch ſinkt ſie von der entſchiedenſten Gunſt zur entſchiedenſten Ungunſt herab, und dieß beweist weder für noch gegen ſie, denn es liegt nun einmal in der Natur der Dinge, daß das Volk diejenigen, welche nicht die blinden Ausrichter ſeines Willens ſind, mit Bann und Fluch belege. Die bürgerliche Geſellſchaft überhaupt, die Geſetze mit ihren Verpflichtungen und Beſchränkungen nöthigen dem Einzelnen einen fortwährenden Zwang auf. Gegen dieſen ſträubt ſich die Sucht nach Freiheit, die im Weſen der menſchlichen Natur liegt. Wer ſich zu ihrem Wortführer oder zu dem irgend einer der böſen Neigungen unſerer Natur aufwirft, iſt eines mächtigen Anhanges gewiß. Es gibt keine der Geſellſchaft verderbliche Partei, die nicht ihre Stunde der Herrſchaft habe."

„Das Volk iſt jederzeit leicht zu täuſchen. Es überlegt nicht und ſein Inſtinkt leitet es irre. Es liebt die Täuſchung und kommt denen entgegen, die es hintergehen wollen. Wer ſich erniedrigen will ſein Ohrenbläſer zu werden, den ermuthigt es. Athen iſt ein ſchlagendes Beiſpiel der Entartung, die aus dieſem Getriebe von Schmeichelei und Käuflichkeit folgt. Wie könnte auch mitten in einem ſolchen Getriebe von Verworfenheit Bürgertugend ſich erhalten? Der am meiſten verachtete Menſch wird von der Menge geliebt werden, wenn er ihr huldigt; der klügſte und begabteſte wird zum Vertheidiger der tollſten Meinungen, ſobald das Volk es ſo will und er vom Beifalle der Menge ſich nicht loszuſagen den Muth hat. Die Verführung iſt wechſelſeitig. Die Trugvernünftler, welche dieß Bedürfniß nach Schmeichelei nähren, ſind deßhalb nicht weniger verachtet. Verführer und Verführte, trifft ſie der Rückſchlag

der Laſter, die ſie verbreiten. In den Staaten des Alterthums hallten die Rednerbühnen und Schulen, in den heutigen die Tagblätter und Bücher, dieſe weit mächtigeren Bühnen, von dem Lobe volksthümlicher Schmeichler wieder. Sie bringen es endlich dahin, dem Volke glauben zu machen, daß es über Alles erhaben ſtehe, daß Geſetze und Sitten gar nicht für daſſelbe gemacht ſeyen, daß die Regierung jederzeit Unrecht habe, daß es allein der Herr und Meiſter ſey und daß ſeine Eitelkeit, ſeine Verderbtheit, ſeine Launen allein regieren und ausſchließend das Schickſal der Staaten regeln ſollen."

„Bei den Athenienſern war durch die Volksherrſchaft auch die Volksſchmeichelei zum Syſteme geworden, und man weiß, wohin ſie dort führte. Alle Zweige der Verwaltung ſanken in die ſchmählichſte Entartung. Die Ausübung der Gerechtigkeit, der Menge von ihren Lärmern wie eine Beute preisgegeben, wurde ein Wettſtreit der Käuflichkeit mit der tiefſten Verworfenheit. Zufall und Laune entſchieden die größten Unternehmungen. In völliger Auflöſung des Staatsverbandes ſchlugen ſich Menſchen ohne Tugend und ohne Talent mit ehrſüchtigen und fähigen Wüſtlingen herum. Die Speichellecker des Volkes, um demſelben zu gefallen, überboten in Frechheit und Schändlichkeit einer den andern. Geleitet, vertreten von denſelben Menſchen in ſeinen Beziehungen zum Auslande, war aus Athen alle Billigkeit, alle Würde gewichen. Man fuhr fort zu ſchreien, daß ſie die allmächtige wäre, daß an ihrem Willen allein Geſetz und Grundſatz hingen. Sie wurde frech, tyranniſch, gewaltthätig, treulos; die Schmeichler hatten ſie verdorben."

„Einer der größten Uebelſtände der Volksthümlichkeit liegt darin, daß während Frechheit und Niederträchtigkeit genügen, um ſie zu erwerben, tugendhafte Männer ſich

ſchwer entſchließen, ihren Forderungen ſich zu unterwerfen. „Was," ruft der Krieger, „ich ſoll meinen Degen ſenken vor dieſem Haufen, der mir nur Thorheiten befehlen wird!" — „Was," ruft auch der Staatsmann, „ich ſoll der unwiſſenden Menge mich fügen, die noch unwiſſendere und gefährlichere Sophiſten mit ihrer Afterweisheit beſeelen!" — Der redliche Mann iſt wenig geſchickt in der Kunſt, die Maſſen zu verführen. Zu Mißgriffen aufzumuntern, Schwächen zu dienen, Vorurtheilen zu ſchmeicheln, ſcheint ihm ein unwürdiges, verhaßtes Handwerk, das er Anderen, die niederträchtig genug ſind, ſich damit befaſſen zu wollen, überläßt. Er geht ſeinen einfachen Weg. Aber das Geſchrei und die Witzeleien des Sophiſten ſind mächtiger als die Grundſätze ſeines redlichen Herzens und Verſtandes. Man findet ihn nicht gefällig, nicht umgänglich genug; die Menge wird ihm abgeneigt, er mißfällt, er wird verſpottet und gehaßt."

„So geſchieht es alſo, daß ſeinerſeits das Volk, indem es ſeine Launen zum Geſetze macht, ſich ſelbſt zu Grunde richtet, und andrerſeits, ſeine Schmeichler es an den Abgrund drängen und hineinwerfen. Vermöchte es ſtrengen Rathſchlägen das Ohr zu leihen, ſo würde es zu retten ſeyn. Aber wer ihm ſolche zu geben wagt, gilt ihm als Feind, dem es nie verzeiht. Im Laufe der franzöſiſchen Revolution ſcheiterten an dieſer Klippe alle volksthümlichen Leute, die noch einen Funken Ehrlichkeit in ſich bewahrt hatten. Das Volk ging auf der Bahn der Tollkühnheit, des Uebermuthes und des Verbrechens ohne Aufenthalt fort; es verachtete die Warnungsrufe und weihte die Warner der unverſöhnlichen Feindſchaft. Nach der Reihe verfielen Turgot, Mirabeau, Danton ſelbſt und endlich Robes-

pierre dem Haſſe des Volkes, dem ſie mit Schmeicheleien ſo reichlich gehuldigt hatten." —

„Wie vergänglich iſt die Gunſt des Volkes! Sie trägt in ſich ſelbſt den Keim des Todes. Sie hat zur Grundlage Vorurtheile und Leidenſchaften; welche gebrechliche, ſchwankende, erbärmliche Grundlage! Es verdient ſehr bemerkt zu werden, daß Volksthümlichkeit und öffentliche Achtung keineswegs eines und daſſelbe ſind. Sokrates war geachtet von ſeinen Mitbürgern, da ſie ihn zum Giftbecher verdammten; das Volk beſtätigte nur das Urtheil des Areopag. Eben ſo darf man nicht überſehen, daß die Volksthümlichkeit ihrer Natur nach vorübergehend iſt und die Ausſprüche der Volksgunſt faſt niemals auf die Dauer Stich halten." —

„Welche ſind die Menſchen, die den Untergang von Athen und Sparta beeilten? — diejenigen, welche jede Streitſache des Volkes zu ihrer eigenen machten, mit ſeinem Zorne ſich rüſteten, ſeinen Lüſten fröhnten und Schmach über diejenigen häuften, die es von ſich ſtieß. In Athen, um die Volksgunſt zu erwerben, mußte man Getreide unter die Armen vertheilen, ſeine Gärten den Müßigen öffnen, Theater und Feſte geben, und für die eitle Menge täglich neue Unterhaltungen ausfinden. Zu Sparta erreichte man daſſelbe Ziel, indem man die geſetzliche Sittenſtrenge überbot, im tiefſten Winter baarfuß ging, die ſchwarze Suppe den beſſeren Gerichten vorzog. In Rom umgab man ſich mit Clienten, warf unter ſie ſein Vermögen aus, ließ ſein Haus niederreißen, wenn es dem Volke mißfiel, und neigte vor ihm die conſulariſchen Bündel. Und dennoch verbannte die undankbare Menge, auch wenn er ihr alles geopfert hatte, einen Ariſtides, und warf ſeine Tribunen, ſeine

Vertheidiger, von jenem Tarpejiſchen Felſen, der ſo nahe am Capitole ſteht."

„Die Jagd nach Volksgunſt hat in den Repräſentativ-Verfaſſungen in der Form, aber nicht in der Weſenheit ſich geändert. Da ihr erſter Hebel die öffentliche Meinung iſt, ſo ſtrebt man dieſe zu gewinnen. Dieſelben Mißbräuche haben auch dieſelben Gefahren. Der Mann, der erſt angebetet war, wird geſchändet, ſobald ihn die Volksgunſt verläßt; Witz und Spottbilder regnen auf ihn. Ein neuer Günſtling taucht auf, und ſchwört zu den neuen Vorurtheilen der Menge, und ſiehe, er iſt der geprieſene! Man ſtellt ihn auf den Altar, von dem ſein Vorfahrer eben erſt geworfen wurde. Die Huldigung dauert, bis die Menge müde iſt, dieß Götzenbild anzubeten und abermals ein neues ſich aufſtellt."

„Wem wäre es auch möglich, den Hoffnungen, die er hervorrief, im ganzen Umfange zu entſprechen, die Erwartungen zu erfüllen, die er einflößte? Der Enthuſiasm des Volkes verſprach ſich ein goldenes Zeitalter; es machte aus ſeinem Manne einen Helden, einen Gott. Der Traum muß verſchwinden und nun ſteht in ſeiner Schwäche und Erbärmlichkeit der Mann der Menge gegenüber, die ſich täuſchte und die er täuſchen half. Von der überſpannten Liebe geht ſie zum blinden Haß über, von einem Vertrauen ohne Grenzen zu einer Abneigung, die gleichfalls kein Ziel kennt. Blut, Vermögen, Zeit ſind verſchwendet, aber das gilt ihr gleich; eine einzige Handlung, ein einziges Wort macht alles vergeſſen."

„Staatsmänner, verachtet alſo dieſe vergängliche Volksgunſt! Laßt ein edleres Ziel euer Streben ſeyn! Liebet den wahren Ruhm, den Ruhm, der in die Klaſſe großer Menſchen diejenigen einreiht, welche die Ungerech-

tigkeit der Mitwelt zu tragen verſtanden. Verachtet es, auf gebrechlichen Bühnen eine kleinliche Rolle zu ſpielen. Dienet eurem Lande als Bürger, erfüllt euere Pflichten als Menſchen. Wenn die Stunde der öffentlichen Anerkennung auch nicht ſchlägt, ſo tröſtet euch darüber; mehr als eine tugendhafte Seele hat geduldet! Verlanget nach der Gunſt euerer Mitbürger nicht und fürchtet eben ſo wenig ihre Ungunſt. Euere Richter ſeyen euer Gewiſſen und die Geſchichte, dieß Gewiſſen der Menſchheit, wie Tacitus ſagt.“

Maler Tunner.

1833. 1839.

(Wiener Zeitschrift.)

Es lebt in Rom ein Maler, von dem nur Wenige sprechen; er ist ein Deutscher, dieß macht ihn unbemerkter als viele andere; er heißt Joseph Tunner; seine Werke sind sehr gering an Zahl, aber sie gehören unter die vorzüglichsten unserer Zeit und werden in künftigen Zeiten, wenn die Gegenwart schon lange ins Grab gesunken ist und manches Geschlecht im Schlafe der größten und letzten Erwartung darüber gebreitet liegt, die Ehre seines Namens und seines Landes seyn. Einige seiner Werke, darunter eine ganz meisterhafte Copie der Madonna di Foligno, stehen bei dem österreichischen Botschafter in Rom, Grafen Lützow; zwei derselben in Wien bei seinem Landsmanne, dem Obristlieutenant von Prokesch, eine Madonna mit den drei Margarethen und eine Madonna mit dem Kinde und Johannes. Wer diese beiden Bildchen betrachtet, begegnet mit Erstaunen in unserer so übereilenden und alle ihre Leistungen nach außen und oben verflachenden Zeit, der Tiefe, Reinheit, Wärme und in sich abgeschlossenen frommen Empfindung, die mit Weihe empfangen und ge-

boren iſt. Anordnung, Zeichnung, Ausdruck wie edel, wie reich in ihrer Beſchränkung! Welche Kenntniß und welche Behandlung der Farbe! Welch ſpäte Blume aus dem Stamme der wahren, großen Meiſter, eines Francia, eines Perugino, eines Raphael!

In dem einen, größern Bilde ſitzt die Madonna im Stolze ihrer Einfachheit und Unſchuld an einen Fels gelehnt, das edle Haupt mild geneigt auf das Kind auf ihrem Schooße, das die Palme des Friedens der einen der Margarethen reicht, die, eine erhabene Geſtalt, über dem beſiegten Drachen kniet; hinter dieſer die zweite, weniger entſchieden als ſie, aber voll heißer Andacht; die dritte kniet zur Linken von einem Kranze höchſt anmuthiger Kinder umgeben, in deren heitern Zügen die verſchiedenſten Empfindungen in Eintracht gebunden und wie ein Opfer der kindlichen Liebe der Mutter des Heilands dargebracht ſind. Den Hintergrund bildet eine herrliche, klare Landſchaft, worin die tiefdunkelblaue Ferne durch zarte Bäumchen voll Weisheit gehoben iſt.

In dieſem Bilde ſteht der Maler unabhängig da, in dem andern leuchtet das Studium Raphaels vor. Wie überaus reizend iſt dieſe Jungfrau, die den ſchlafenden, lichten Knaben auf ihrem Schooße trägt! Wie himmliſch ſchläft dieſes ſchöne Kind, über das ſich der daneben ſtehende kleine Johannes, im glücklich errathenen Gegenſatze von Farbe und Gliederbau, neigt. Wer den Schmelz der Farben in unſern Tagen für verloren hält, gehe dieſe Bildchen zu beſehen; da wird er ohne rohe Mittel eine mächtige Wirkung erreicht finden. Welche Behandlung der Mitteltinten, der Uebergänge, des Helldunkels!

Aber Niemand ſpricht von dieſem Maler, der in ſeiner Einfachheit zu Rom zurückgezogen lebt, glücklich, den

heiligen Mutterboden der Kunſt und Religion, die ſeine Seele durchwärmt, bewohnen zu können, ohne Forderung an die Gegenwart, an das Lob, an den Gewinn, bei kargem Brod aus ſeinen Leiſtungen Troſt und Freude ſchöpfend.

Ueber ein Altargemälde des Steuermärkers Tunner in Trieſt.

(Wiener Zeitſchrift 1839.)

Unter den Leiſtungen, welche in der Malerei durch öſterreichiſche Künſtler in dieſem Jahrhunderte des Aufſchwunges der Kunſt vor anderen Anerkennung verdienen, ſteht Tunner's Altarblatt in der Antoniuskirche zu Trieſt obenan. Sie iſt keine von denen, welche bei dem Modegeſchmacke um Beifall betteln, durch Extravaganz der Compoſition, Mißhandlung des Lichtes und Verblaſenheit der Farben dem unerfahrenen Auge ſchmeicheln, oder durch das Vorwort der aufgeregten Sinnlichkeit uns Lob abnöthigen; ſie gehört der geweihten Kunſt an, in deren Tempel keine Hetären tanzen. Der Gedanke iſt einfach und klar; Chriſtus am Kreuze, deſſen entſchwebende Seele Engel anbetend erwarten; unten die Mutter, der geliebte Jünger und Magdalena. Eine unendliche Ruhe und Frömmigkeit iſt über das ganze Bild ausgegoſſen. Wer es erblickt und das Bedürfniß der Andacht im Herzen trägt, den wird der

Gebet erweckende Geiſt, in dem es gemalt iſt, bald wie ein ſüßer Zauber durchdringen, die Einheit des Bildes in der Frömmigkeit des Künſtlers und durch dieſelbe klar werden, und kein Beiwerk, keine Farbe, kein Gegenſtand in dieſem Bilde, wird ihn ſtören. Die Zeichnung iſt mit großer Meiſterſchaft durchgeführt, namentlich iſt der Körper Chriſti das an wiſſenſchaftlicher Kenntniß Reichſte, was irgend ein Zeichner unſerer Zeit geleiſtet hat. Die Färbung iſt von tief durchdachter Uebereinſtimmung und erquickender Schönheit; nirgends iſt freches Vordrängen der Farbe ſichtbar; alle helfen und fördern ſich gegenſeitig, jede nach dem ihr zuſtehenden Maße, und alle zuſammen dienen dem Hauptgegenſtande. Das Licht, hinter dem Kreuze hervorgehend, beweiſet das lange, tiefe Studium des Meiſters; nirgends iſt es abgebrochen, unwahr ſich entwickelnd, effekthaſchend; es iſt eines und daſſelbe, das Ganze durchdringend, wärmend und bindend.

Das ſind die Hauptvorzüge dieſes ſchönen und erhabenen Gemäldes. Wir könnten, in das Einzelne eingehend, gar manches Lob ausſprechen. Darüber entſcheidet die Individualität des Beſchauers. Aus dieſer ging auch allein der Tadel hervor, den wir hie und da hörten, z. B. daß Magdalena das Auge nicht geöffnet hatte. Es kommt dieſer Tadel aus dem Gefühle, daß eine ſo ſchöne Geſtalt auch ein herrliches Auge haben müſſe, und mancher der Beſchauer wünſcht es zu ſehen. Aber, ach, auch das ſchönſte Auge kann vom Schmerze gebrochen ſeyn, und wer nichts mehr auf Erden zu ſuchen hat, ganz nur in ſich zurück ſich zieht, mit allen ſeinen Gedanken und Empfindungen, wer an dem consummatum est ſeines Lebens ſteht, dem iſt es erlaubt, das Auge zu ſchließen! — Oberflächliche Tadler fanden die Farben der Gewänder zu beſcheiden,

andere begriffen die ſchwebenden Engel nicht. In beiden iſt der Meiſter nicht blos ſeinem richtigen Gefühle, er iſt dem Beiſpiele der größten Maler der ſchönſten Kunſtperiode gefolgt, offenbar ſein langjähriger, vertrauter Umgang. Ehre dieſem Werke! Es wird die Verehrung deſſelben mit den Jahren ſteigen und mit Freude wird namentlich der Steyermärker in ſpäten Zeiten davor ausrufen: das hat mein Landsmann gemacht!

Die Tumuli der Alten.

(Geschrieben im Jahre 1836. — Wiener Zeitschrift 4r Bd.)

Die Tumuli ſind offenbar die älteſten, die am meiſten verbreiteten, die am wenigſten der Zerſtörung unterworfenen Gräber und Grabmale der Alten. Haß und Bedarf reißen das rieſigſte Marmormal ein, zertrümmern das herrlichſte Mauſoleum, den mit den kräftigſten Verwünſchungen verwahrten Sarg, oder wandeln ihn um in Brunnentrog und Badewanne. Wer aber nähme ſich die Mühe und fände Gewinn dabei, einen Stein- oder Erdhügel wegzutilgen? Nicht einmal der Ackersmann wird hiezu verſucht, denn roher Stein und ſchlechte Erde, wozu ſollen ſie ihm dienen, wie ihm das Tagwerk vergüten? Die Beſchäftigungen des einfachen Lebens in Wald und Flur lehnen ſich gerne an dieſe Hügel; der Hirte, der Jäger, der Wandersmann, der Krieger lieben ſie. Zum Mittelpunkt der Raine, zur Scheide des Eigenthums wird ſo oft, was für den Einen oder für die Mehreren, die darunter liegen, die Scheide zwiſchen Zeit und Ewigkeit war. So wird ſelbſt der Gebrauch, der gefährlichſte Feind des Beſtehenden, den Tumulis zum Schützer. Wühlt auch die Habſucht in ihren

Eingeweiden; ihr genügt zu verletzen, zerstören liegt außer ihrem Ziele.

Aber auch die Zeit, sie kann, wie Haß und Bedarf, die Tumuli ihrer Zugaben berauben, ihres Schmuckes, aber mehr kann sie nicht. Das Gesetz der Natur stärker als die Zeit, wacht darüber. Ist die natürliche Schiefe des Abhanges erreicht, so gehen Sturm und Regen vergeblich darüber hin, oder es wird deren Wirkung in Jahrtausenden wenigstens nicht sichtbar. Je einfacher die Tumuli, desto sicherer ihre Dauer. Pyramiden in Egypten werden früher brechen, als die armen Hügel aus Erd und Stein, vielleicht ihre Zeitgenossen, vielleicht älter als sie, welche die Geschichte bei ihrer ersten Wanderung an der Hand der Dichtkunst in Griechenland und Kleinasien vorfand. Was sind aber die Pyramiden selbst, als gebaute Tumuli in einem Lande, das nur vortreffliche Erde und unfügsamen Sand besitzt?

Wo Tumuli dennoch zerstört worden, geschah es entweder durch die gewaltige Hand der Natur, die Berge spaltet, Küsten versenkt und die Gestalt ganzer Länder verändert, oder durch die unermüdete des Aberglaubens, die nicht geringere Umwandlungen in der Welt der Meinungen hervorbringt. Einem Waldstrom entgegen stehen, oder durch einen Volkswahn ausgezeichnet seyn, war in seinen Wirkungen gleich gefährlich für den Tumulus, und die Liebe hierin nicht schonender als der Haß. Von manchem Grabhügel trug die gläubige Menge so vielmal die Hand voll Erde weg, daß zuletzt keine mehr dort übrig blieb, so z. B. von denjenigen der Erbauer Thebens, Zethus und Amphion, dessen Erde man die Kraft zuschrieb, schlechten Boden zu befruchten. Derlei Tumuli gingen in Ehren und Auszeichnung unter; andere verwüstete die Natur; noch

andere hatte der Zufall den Beſtrebungen der Menſchen in den Weg gelegt, und ſo ihr Ende ſie finden machen. Tauſende aber und wieder Tauſende beſtehen noch, unverletzt oder nur theilweiſe zerſtört, faſt in allen bekannten Ländern der Erde. Der Reiſende findet ſie im fernſten Norden, in allen Theilen Amerikas, im Herzen von Aſien überall, wo nicht, wie in Egypten und Libyen, die Natur des Bodens ſich ihrer Anlage geradezu entgegenſtellte. Viele, in den geſchichtlichen Ländern, hat uns die Geſchichte, mehrere die Dichtkunſt und die Mythe benannt, die Meiſten haben keinen Namen und alles, was man von ihnen ſagen kann, iſt, daß ſie ſind. Aus dem Dunkel der vorgeſchichtlichen Zeit, wie Schatten herüberblickend, ſind ſie uns noch die Offenbarung frommer Verehrer, gewaltiger Kräfte und erhabener Einfachheit der Idee. Wir wollen hier nur von den Tumulis, die wirklich Gräber oder Male ſind, ſprechen, nicht von den ihnen ähnlichen Wachhügeln, gleich ihnen von Kegelform, an Höhe unter ſich verſchieden, auf unſern nördlichen Haiden, ſo wie in den Steppen und Wüſten Aſiens nicht ſelten. Der Araber nennt ſie Tell, und hat ſie beſonders in Syrien und Meſopotamien zu einer Höhe gethürmt und ihnen einen Umfang gegeben, daß wir, trotz unſerer großen Meinung von Menſchenkraft, eine Weile anſtehen, ſie für Menſchenwerk zu halten. Manchmal haben ſich mächtige Städte um dieſe künſtlichen Hügel angeſiedelt, wie z. B. Haleb, wo der mehrere hundert Fuß hohe Aufſchutt, auf der ganzen Entwicklung ſeines Abhanges mit Quadern belegt, eine hochummauerte, durch ſieben aufeinanderfolgende reich verzierte, majeſtätiſche Thore geſchloſſene Burg und über fünfhundert Häuſer trägt.

Alſo nicht von dieſen Zwillingsbrüdern der Tumuli,

ſondern von ihnen ſelbſt wollen wir reden, und uns dabei der eigenen Erfahrung, ſo weit ſie ausreicht, bedienen. Die Form iſt bei allen Tumulis dieſelbe, nämlich die eines abgerundeten Kegels, nach Beſchaffenheit des Stoffes von mehr oder weniger Schiefe des Abhanges.

Der Beſtimmung nach theilen ſie ſich in wirkliche Gräber und in Ehrenmale, dem Stoffe nach in Hügel aus Erde, in Hügel aus Steinen, und in ſolche, die aus beiden zuſammengeſetzt ſind. Dieſe letzteren ſind entweder mauerumfangen oder blos gehäuft. In Rückſicht der Art, wie die Aſche oder die Gebeine darin beherbergt wurden, ſind die Tumuli entweder ſolche, wo der Aufſchutt unmittelbar auf denſelben liegt, oder andere, wo ſie durch eine Zelle gegen den Druck des Aufſchuttes geſchützt wurden, oder wo Felſenkammern unter der Grundfläche des Tumulus ſie aufzunehmen beſtimmt waren. Ihre Größe und Höhe ſind manchmal ſo bedeutend, daß ſie nur durch das Zuſammenwirken vieler Tauſende hervorgebracht werden konnten. Wirklich leſen wir in den Geſchichtſchreibern und Dichtern der Alten die Errichtung ſolcher Tumuli durch die Bewohner volkreicher Städte oder ganzer Heere, ſo z. B. im Herodot die Errichtung des Tumulus des lydiſchen Königs Alyattes, durch die Bewohner von Sardis (I. 93.) diejenige des Tumulus des Achämeniden Artachäus bei Akanthos durch das geſammte Heer des Xerxes (VII. 117.) u. ſ. w.

Ehrenmale pflegen von dem dankbaren Vaterlande Einzelnen ſowohl, als ganzen Schaaren, die in der Fremde kämpfend gefallen waren, oder von Verwandten und Freunden denen errichtet zu werden, deren Körper die See verſchlungen hatte, oder die aus ſonſt einem Grunde nicht zu finden waren.

So ſtand in Argos ein Ehrenmal für die bei Troja Gefallenen, ſo dort eben ein ſolches für die Argiver, die mit den Athenienſern den verunglückten Angriff auf Sicilien unternommen hatten. (Pauſ. II. 20. 22.) So warfen die Arkadier vor dem Lager bei Kalpe den gefallenen Waffengefährten, deren Körper ſie nicht finden konnten, einen Ehrentumulus auf und ſchmückten ihn mit Kränzen. (Xenoph. Feldzug 6.) So hatten der Seher Tireſias zu Theben, der Herold Thaltybius zu Sparta, der unglückliche Hippolyt zu Trözene ihre Ehrenhügel. Die Anthologie enthält manches Sinngedicht, welches auf ein ähnliches Mal deutet, z. B. das folgende des Pankrates:

„Als die Hyaden ins Meer ſich geſenkt, auf ſtürmte der Südwind,
Und ſein Stürmen begrub dich in die ſchäumende Flut:
Schiff und Güter und Männer zugleich. Nun hat dir der Vater
Weinend das ledige Grab hier an dem Ufer erhöht."

Das glänzendſte Beiſpiel, ſo wie das in Rückſicht der Gebräuche umfaſſendſte, gibt uns die Ilias, in dem Ehrengrabe des Patroklus. Wir wohnen im 23ſten Geſange dieſer großen geſchichtlichen Dichtung der Leichenfeier und dem Todtenopfer bei und ſehen dann, wie die Gebeine des Menötiaden ſorgſam geſondert und für ein anderes Grab beſtimmt entfernt werden, über der übrigen Aſche aber die Achaier im Kreiſe das Mal meſſen, den Grund rings um den Brand in die Rundung werfen, und geſchüttete Erde zum Hügel häufen.

Noch ſteht dieſer Hügel unverletzt da, und hart daran der des Achilles, worin auch Patroklus Aſche gelegt wurde. Kein Hephäſtion bekränzt heute wie einſtens dieß Ehrenmal, kein Alexander umwandelt das Grab der Helden; kein Cäſar, kein Auguſtus feiern die Erinnerung an die

großen Gegner ihrer Ahnen! — Der Türke, der daran wohnt, kennt die Bedeutung dieſer Bruderhügel nicht, aber er ſetzte ein Grab auf den einen; der Europäer durchwühlte den andern. Beide ſtehen da und heute wie vor Jahrtauſenden lieſet der Reiſende mit Wehmuth und Erſtaunen dort die Stelle des 24ſten Geſanges der Odyſee:

„Drüber ſodann ein großes, bewunderungswürdiges Grabmal
Häuften wir heiliges Heer der Danaer, fertig im Speerwurf,
Am verlaufenden Strand des breiten Helleſpontos;
Daß es fern ſichtbar aus der Meerflut wäre den Männern
Allen, die jetzt leben, und die ſeyn werden in Zukunft."

Die Brücke iſt uns gegeben von den Ehrenmalen zu den wirklichen Grabhügeln. Wir wollen alſo hinüber, und über der Aſche Achills Fuß faſſen. Die erſte Klaſſe dieſer Hügel begreift die aus Erde gehäuften; ſie iſt die gewöhnliche, doch vielleicht in andern Ländern häufiger als in Griechenland und Vorderaſien. Doch ſind auch da die Beiſpiele nicht ſelten; ſchon die Ebene von Troja zeigt deren, und zwar nicht blos in dem Tumulus des Achilles. In Lydien und Bythinien ſind dieſer Grabhügel aus Erde ſo manche, namentlich gehört derjenige des Hannibal in dieſe Klaſſe, der von den Höhen von Gebiſeh niederſchaut in den nikomediſchen Golf und über deſſen Einerleiheit mit dem von dem Alten erwähnten Male kein Zweifel beſtehen kann, da Gebiſeh oder Kibyſſa die alte Libyſſa iſt, und kein anderer Tumulus ſich in der Nähe befindet. „Hannibals Körper deckt einſt Libyſſa's Erde," ſprach das Orakel (Plut. im Flamin.) und als habe Rom ſeinen großen Gegner im Tode noch gefürchtet, berührte es in den Jahrhunderten ſeiner Herrſchaft über Bithynien dieſen Erdhügel nicht, der auch ſpäterhin keine Verletzung erfahren zu haben ſcheint.

Auch in Thrazien ſtehen mehrere Hügel dieſer Klaſſe. Herodot ſpricht von demjenigen der Tochter des Athamas, nach welcher der Helleſpont den Namen erhielt (VII. 5. 8.) und Pauſanias von dem des Lyſimachus, des Feldherrn, der nach Alexanders Tode Thrazien an ſich riß (I. 10.), beide auf dem Cherſoneſus bei Kardia gelegen. Wirklich ſtehen heutzutage noch einige Grabhügel aus Erde dort. Welchen aus dieſen gehören die Namen der Helle und des Lyſimachus an? Darüber möchte noch lange der Boden ſchweigen.

Aus den bekannten in Griechenland gehören hieher die ſeltſamen Tumuli an dem öſtlichen Geſtade von Attika zwiſchen Marathon und Brauron, an der Stelle, die heute Velanideza heißt. Dieſe Tumuli ſind wahrſcheinlich Gräber von Waffengenoſſen, denn an der Grundlage ſowohl als in der Höhe des Kegels ſind im Halbmeſſer nach dem Mittelpunkte die Gefäße mit Aſche oder auch die Leichen eingeſchoben und die Kohlen und Reſte des gemeinſchaftlichen Mahles liegen zu oberſt unter der Hülle des Aufſchuttes. Hieher gehört weiter der Tumulus des Telamon, des Vaters des gewaltigen Ajax, in der Einbucht von Salamis, Athen gegenüber, gelegen. Vor dritthalb tauſend Jahren, am Vorabende der Schlacht von Salamis, flehten die Griechen vor dieſem Heroenmale um den Sieg und ſandten zu demſelben Ende auch nach demjenigen des Aeakus, das, gleichfalls ein Erdhügel, in ſeinen Reſten hart am weſtlichen Geſtade von Aegina liegt. Heute pflegen die Seeleute, die an dieſer Inſel oder auf der Rhede von Salamis geankert haben, an ſchönen Abenden auf dieſen Stellen ſich zu ergehen, und nur wenige wiſſen, welche Bedeutung dieſe Hügel den lang verſunkenen Geſchlechtern hatten. Hieher gehört auch der Tumulus der

Freier der Hippodamia auf Elis, nach Pauſanias von Pelops, alſo vor dem Falle von Troja aufgerichtet; (VI. 21.) hieher derjenige der Griechen auf dem Felde von Marathon, deſſen Schutt an Pfeilſpitzen noch reich genug iſt, um den Reiſenden künftiger Jahrhunderte zu genügen; hieher der des Tityus in Phocis, des Sohnes der geprieſenen Erde, wie ihn Homer nennt, und welchen Odyſſeus bei der Wanderung durch die Unterwelt neben Tantalus und Orion in ſeinen Qualen ſah,

„Ausgeſtreckt auf dem Boden und ganz neun Hufen bedeckt er."

(Odyſſee XI.)

hieher die Hunderte und Tauſende, von denen die Dichter und Geſchichtſchreiber ſo viele benennen und ſo viele zu nennen vergeſſen und die in Griechenland und Aſien wie Kronen auf den Schlachtfeldern liegen, Male, treuer als die Geſchichte.

Die größten dieſer Erdmale ſind wohl die beiden von Ninive, wovon das eine ein neues Grab auf ſeiner Spitze trägt, das des Propheten Jonas nach dem Glauben der umwohnenden Türken. Dieſer Hügel iſt der ſchmälere, und um ein Geringeres höhere aus beiden. Dürfen wir engliſchen Meſſungen trauen, ſo ſind dieſe Tumuli an drittehalb tauſend Fuß hoch, und es hat jeder an der Baſis über viertauſend Fuß Umfang. Aber auch die Königsgräber in Lydien, die ſchon Herodot als Wunderwerke preiſet und mit den Pyramiden vergleichet, ſind von beträchtlicher Höhe und Maſſe. Der nächſte dieſer Tumuli am Gygesſee hat bei vierthalb tauſend Fuß Umfang, über fünfhundert Fuß Höhe. Der gewöhnliche Umfang der neunzig oder mehr Tumuli, welche bei Sardis gegenüber die Höhen am Gygesſee krönen, iſt aber zwiſchen hundert

und zwanzig und dreihundert Schritten; die gewöhnliche Höhe zwischen sechsunddreißig und sechzig Fuß.

Unter die zweite Klasse von Grabhügeln, den aus Steinen und Erde gefügten, reihen wir natürlich nicht diejenigen, wo lose Steine in dem Aufschutte sich vorfinden. Daran wird es wahrscheinlich in keinem Tumulus aus Erde mangeln. Wir verstehen vielmehr nur solche darunter, wo man des Steines und zwar in großen Blöcken sich bediente, um die Abflächung, durch einen Steindamm im Kreise, um die Grundfläche gezogen, zu erschweren, oder mit andern Worten, um den Aufschutt zu unterstützen; weiter diejenigen, an denen der Aufschutt in seiner ganzen Entwicklung oder an einem Theile derselben mit Steinen bedeckt ist; endlich noch solche Tumuli, die einen Kern aus Steinblöcken haben, der den Aufschutt trägt.

Die Haltmauer um den Grabhügel ist jederzeit cyklopisch oder polygonisch, d. h. rohe Steinblöcke sind sorgsam zur Mauer gefügt, oder es ist ihnen nur in so ferne durch Behauen nachgeholfen, als es nöthig war, um Seiten und Winkel fest sitzen zu machen. Von Mörtel ist natürlich bei diesen Mauern nicht die Rede. Die Gräber der alten Smyrna, die im sechsten Jahrhundert vor Christo von dem Vater des reichen Crösus zerstört wurden, gehören alle in die Klasse der ummauerten und zugleich unter diejenigen, deren Kern ein Steinschutt war; es mögen auch einige derselben blos aus Steinen bestanden haben. Von denen, die Erdschutt hatten, ist dieser meistens weggenommen und auf die nahen Bergterrassen gebreitet worden, wo er dem Anbau diente. Pausanias erwähnt ausdrücklich bei mehreren Grabhügeln der Einfassung von Steinen; so an demjenigen des Phokus in Epidaurus, dessen Söhne dem Lande Phocis den Namen gaben (II. 29.), und an dem der

Auge, einer Geliebten des Herkules, bei Pergamus in Myſien, der noch beſteht; (VIII. 4.) ſo auch an dem Male des Aepytus, des Königs in Arkadien, (VIII. 16.) das bereits dem Homer bekannt war, (Ilias II. 605.) und an dem der Erbauer Thebens, wo er hinzufügt, daß die rauhen Steine der Ummauerung von dem Volke für ſolche angeſehen wurden, die Amphion durch den Zauber ſeiner ſiebenſaitigen Lyra bewegte. (IX. 17.)

Seltener iſt die Art, wo die Steine, ſorgſam gefügt, als Schutzwehr die ganze Abdachung oder einen Theil derſelben bedecken. Der Grabhügel des Aiſyetes, der größte der Ebene von Troja, der ſchon alt war, als die Achaier die Mauer von Ilion brachen, gehört zu dieſer Art. Noch ſteht er unverletzt da, an hundert Fuß hoch und vierhundert Schritte im Umfang. Kurzes Gras verhüllt nur leicht die feſtgefügten Steine. Derſelben Art iſt der Tumulus, der irrig nach Neſtor's Sohn Antilochus genannt wird, und ſind ſo viele andere, aus denen wir nur derer von Sardis erwähnen wollen, die größtentheils in dieſe Zahl gehören.

Steinhügel mußten in den ſteinigen Ländern vorzugsweiſe üblich ſeyn, weßhalb ſie auch im nördlichen Arabien, im Gebiete von Jeruſalem, wo die fruchtbare Erde zu ſelten iſt, als daß man ſie auf Gräber hätte verſchwenden ſollen, und hie und da auf den verbrannten Trachitgebirgen Vorderaſiens vorkommen.

„Ueber den Leichnam des Königs von Ai häuften die Iſraeliten einen Hügel von Stein," ſagt das Buch Joſua (VIII. 29.) und in Samuel leſen wir: (II. 18.) „Und ſie nahmen Abſalom und warfen ihn in den Wald in eine große Grube und thürmten einen ſehr großen Haufen Steine auf ihn." Pauſanias ſpricht von einem Steinhügel, der

als Ehrenmal den gefallenen Orchomeniern geſetzt wurde. (VIII. 13.) Unter den Gräbern des alten Smyrna ſind mehrere nur aus Steinen gehäuft. Auch der Tumulus auf der Höhe von Ilion, den man nach Hektor benennt, iſt ein Steinhügel. Trifft die Benennung recht, was wir aus mehreren Gründen bezweifeln, ſo muß dieſer Tumulus einen gebauten Kern haben, denn die Ilias XXIV. ſagt:

„Jetzo legten ſie das Gebein in ein goldenes Käſtlein
Und umhüllten es wohl mit purpurnen weichen Gewanden,
Senkten ſodann es hinab in die hohle Gruft und darüber,
Häuften ſie mächtige Stein' in dichtgeſchloſſener Ordnung,
Schütteten dann in der Eile das Mal ..."

Hektors Gebeine ſollen aber, wenn Pauſanias Angabe wahr iſt, einem Götterſpruche zufolge nach Theben geholt worden ſeyn, was mit dem Zuſtande des Hügels in Ilion ſich verträgt, denn er iſt heutzutage faſt dem Boden gleich gemacht. Aber ſchon zu Cäſars Zeiten muß er unſcheinbar geweſen ſeyn, da der Führer dieſem großen Römer, als er die Stelle von Troja bewandelte, zurufen mußte: „Weile, Cäſar, Hektor's Staub iſt unter deinen Füßen!" (Lucan I. 9.)

Der merkwürdigſte unter den Steinhügeln iſt wohl einer unter den Königsgräbern in Lydien. Er hat über dreitauſend Schritte Umfang und an fünfhundert Fuß Höhe. Mächtige Steinlager bilden den Kern, darüber aber ſind Kieſelſteine, nicht größer als eine Kinderfauſt gehäuft, die aus dem nahen Hermus geholt ſeyn mögen. Die Sucht, etwas zu thun, was keiner gethan hat, mag auch dieſes mühſame Werk erzeugt haben, deſſen Gründer ſeit vielleicht zwanzig und mehr Jahrhunderten vergeſſen iſt.

Von den Grabhügeln, die durch eine gebaute oder in den Felſen gehauene Grabhalle ſich auszeichnen, geben der Tumulus des Ajax auf dem rhätiſchen Vorgebirge am Helle-

ſpont, der des Tantalus bei Smyrna und die Tumuli von Pella in Macedonien drei unter ſich verſchiedene Beiſpiele. Homer in der Odyſſee, Sophokles im wüthenden Ajax, Strabo und Pauſanias ſprechen von dem Grabhügel des Ajax, den, nach Einigen, die Gewalt des Meeres, nach Anderen Mark Anton geöffnet haben ſoll; der Einbruch deckte den Bau des Kerns auf. Drei Gewölbe fügen ſich an einander, wovon das mittlere ſich als Kegel, mit einer Abplattung von faſt vier Schritten Durchmeſſer zu oberſt, erhebt. Die Mauerung iſt von großer Stärke und merkwürdig genug mit Mörtel gefügt. Ein etwa ſechzig Fuß hoher Schutt ragt darüber.

Das Grab des Tantalus, nach einer Stelle im Pauſanias ohne genügenden hiſtoriſchen Beweis ſo genannt, iſt das größte und am höchſten gelegene Grab der alten Smyrna. Es iſt ein Steinhügel, cyklopiſch umgeben, und hat eine eilf Fuß lange Grabhalle aus behauenen Blöcken, die ſo gefügt ſind, daß die oberen Lagen ſich vorſchieben, bis ſie ſich begegnen und den Schluß bilden, ähnlich hierin der in der ſogenannten Schatzkammer des Atreus in Mycenä befolgten Bauweiſe. Dieſe Schatzkammer ſelbſt, ſo wie das nahe daran liegende ähnliche Gebäude, das nun kaum aus dem Boden blickt, können, wenn von einem Schutt überragt, als Tumuli gedacht werden.

Die Grabhügel von Pella ſind unter den uns bekannten die einzigen ihrer Art. Sie ſtehen nur als Male über den Gräbern, die unter ihrer Grundfläche in den Felſen gehauen ſich befinden. Der größte davon im Südoſt des heutigen Dorfes Allah-Kliſſeli, hat nicht über vierzig Fuß Höhe. An ſeiner Grundfläche ſteigt man in ein Gemach nieder, das zwei andere Gemächer zu neunzehn und fünfzehn Fuß Breite, und zwölf und ſechzehn Fuß Länge zur

Seite hat, kommt dann durch einen Gang von fünfunddreißig Fuß Länge in drei ähnliche Gemächer, zusammen von neunzig Fuß Breite, und endlich in ein letztes. Der Aushau iſt roh und offenbar von einem Volke, bei dem das Handwerk noch in der Kindheit lag.

Damit ſchließen wir die Nachweiſung der Arten der Tumuli. Nun noch einige Betrachtungen über dieſelben. Viele ſind ſeit einer unbekannten Zahl von Jahrhunderten eröffnet; einige wurden es in unſern Tagen. Habſucht mit verſchiedenen Mänteln behängt, gab wohl meiſt hiezu die Veranlaſſung. Wir leſen in den Alten die koſtbare Weiſe, in der nicht ſelten die Reſte berühmter Männer in derlei Tumuli beigeſetzt wurden. Geſchah es in Grabkammern, ſo konnte ſelbſt bis in unſere Tage ſich manche Beigabe erhalten. Unſers Wiſſens traf man aber in den letzten Jahrzehnten nur auf ſolche, wo der Schutt ohne Scheidung über den Reſten liegt. Man fand da nur Kohlen und Aſche des Scheiterhaufens mit wenigen Reſten verbrannter Gebeine; ſo im Tumulus des Telamon auf Salamis; oder auch noch einige Scherben von Gefäßen und Stücke von Waffen aus Erz; ſo in denjenigen des Achilles, den Graf Choiſeul öffnen ließ, der aber früher ſchon einmal geöffnet worden zu ſeyn ſcheint. Viele der Tumuli, ſogar mehrere der benannten ſind bis jetzt noch unberührt geblieben, und ſo wollen wir denn lieber wünſchen, daß ſie es bleiben.

Was den Schmuck und die Denkzeichen betrifft, mit welchen man die Grabhügel auszurüſten pflegte, und deren Spur von den meiſten verſchwunden iſt, ſo war, rauhe Steine auf den Gipfel mit Mühe hinauf zu wälzen, wohl bei allen Völkern der älteſte Gebrauch. Pauſanias ſagt von dem Grabhügel des Phokus: „auf ihm liegt ein rauher

Stein;“ (II. 29.) und von dem des Tydeus, „den in Theben gehügelte Erde bedecket“ (Ilias XIV.), daß drei rohe Blöcke ihn krönten. (IX. 18.) In Vorderasien, wo der Dienst der Cybele vorwaltete, wurde als Sinnbild der Wiedergeburt, des aus dem Tode neu hervorsteigenden Lebens, ein einfacher oder doppelter Phallus zu oberst in den Grabhügel eingepflanzt. Von beiden Arten trifft man noch an den Gräbern von Smyrna. Von der ersten liegt einer, der größte vielleicht, der irgendwo besteht, von vierzig Fuß Umfang, auf der Spitze des Tumulus des lydischen Königs Alyattes. Er ist durch sein Gewicht etwas eingesunken in den Hügel, so daß man die Spitze besteigen muß, um ihn zu sehen. Viele Reisende sprechen von diesem Grabe, aber keiner von dessen Beigabe. Sie bestiegen es eben nicht.

Das gewöhnliche Zeichen auf Grabhügeln war in homerischer Zeit, der säulenartige, wenige Fuß hohe Denkstein: „Grabhügel und Säule, das ist die Ehre der Todten,“ sagt die Ilias. (XVI.) Daran wurden manchmal Waffen oder andere das Leben der Geschiedenen andeutende Gegenstände gefügt, z. B. ein Ruder. — Schrift kam erst später hinzu, und wurde im Verhältnisse breiter, als die rein religiöse Meinung, in der man anfänglich begrub, nach und nach einen größern Zusatz von Weltrücksichten bekam, und die Zuversicht in die Kraft der Erinnerung abnahm. An die Stelle der Denksäule und als Begleiterin derselben kam später das Steinbild. Alte Grabhügel empfingen von späten Enkeln diese Beigabe, so setzte man die Statue des Herkules auf den von ihm selbst aufgeworfenen Tumulus seines Lieblings Sostratus bei Dymä, und ein Erzbild auf denjenigen der Auge bei Pergamus. (Pausanias VII. 17. VIII. 4.) Um diese Zeit wurden Gräber, die überhaupt eine Auszeichnung erhielten von der bildenden

Kunſt geſchmückt. So zierten Denkſtein und der mit dem Drachen gezeichnete Schild das Grab des Epaminondas; ſo lag und liegt auf dem Grabe der gefallenen Thebaner bei Chäronea ein Löwe; ſo fand man auf einem Tumulus bei Kap Zoſter in Attika eine Löwin, die ſich die vordere Klaue zerbeißt, und ſchloß daraus, daß ſie das Grab der Geliebten des Ariſtogiton, Ceäna, bezeichne, welche die Folter tödten, aber nicht zum Verrathe bewegen konnte.

Schon in der älteſten Zeit ſchmückten Altäre die Tumuli, wenn ſie nämlich die Reſte von Heroen bargen, ſo den des Opheltes in Argos. (Pauſ. II. 15.) Auch mit Bäumen pflegten ſie gerne umpflanzt oder gekrönt zu werden, mit wilden und fruchttragenden, wie jener der Kämpfer gegen Theben, (IX. 19.) oder mit Cypreſſen, dieſen feierlichen Trauerbäumen, welche noch heute der Schmuck der Grabſtätten im Oriente ſind, und durch ihre Höhe und kühne Form, durch ihre dunkle Farbe, durch die Reinheit und Glätte des Stammes, durch den engen Anſchluß der Aeſte, der das Säuſeln der Lüfte für die Phantaſie des Horchers faſt in eine Zauberſprache umwandelt, Sinn und Gemüth ſo wohlthuend und ortgemäß anſprechen. Pauſanias erwähnt rieſiger Cypreſſen, welche zu ſeiner Zeit den Hügel Alkmäons in Arkadien umgaben. Aber auch Kränze und Blumen pflegte man auf Grabhügel zu legen und ſie mit köſtlichen Waſſern zu beſprengen. Die Vergänglichkeit alles Schmuckes erwägend, nahm ſo die Trauer den vergänglichſten und legte die Dauer in die Erneuerung.

Die Wahl des Platzes für den Grabhügel war in vielen Fällen keine freie. Wo ſie es war, liebten die Alten dieſe Male an die Wege und Straßen zu ſetzen, ſo die Athenienſer manche, die noch beſtehen, an den heiligen Weg; oder an Quellen, Brunnen und Flüſſe, wie das Grab

des Cekrops an die Quelle Thilphuſa, die Gebeine des Hektor an den Brunnen Oedipodia, und den Hügel des Ladas an das Ufer des Eurotas; oder in heilige Haine, wie den der Sibylle Herophile in den Hain des Apollo Smintheus; oder an das Geſtade des Meeres, wie den Tumulus des Proteſilaos an die äußerſte Spitze des thraziſchen Cherſoneſus; oder an die vornehmſten Orte der Stadt, wie das Grab der Dichterin Korina zu Tanagra, und das des Pindar an die Rennbahn von Thebä; oder in Tempel und Weihplätze, wie das des Pyrrhus in den Tempel der Ceres in Argos und das der Meduſa in einen Tumulus mitten auf dem Markte der Stadt. Die Alten lebten mit ihren Todten oder wollten wenigſtens gerne an dieſelben erinnert ſeyn. Das Verſprechen an die Erinnerung war eine Wahrheit.

Welchen Zeiten aber gehören die Tumuli an? Offenbar den heroiſchen jedes Volkes; ſpäteren war ein ſolches Mal zu groß oder zu einfach. In Griechenland und Aſien ſind die meiſten älter als die Geſchichte, und ſo mögen ſie es überall ſeyn, wie nahe und ferne uns dieſe Epochen auch ſtehen. Mythiſche Namen, auf den Fluten der Zeit ſchwimmende Trümmer einer Geſchichte aus der Zeit, wo es noch keine geſchriebene gab, herangeſpühlt an bewohnte Küſten, hängen an ſo vielen dieſer Tumuli. Für viele hat die Sage wenigſtens eben ſo vielen Werth als unſere um mehrere Jahrtauſende jüngere und um den ganzen Abſtand von einer Religion zur andern, entlegene Meinung. Wir haben kein Wiſſen ihrem Glauben entgegen zu ſtellen. Die größere Zahl der Tumuli war aber bereits den Alten unbekannten Urſprungs, und ſie ſtritten ſich darum, welchem Götterſohne das Mal gehöre. So riß einſt der Sturm einen Grabhügel in Lydien ein, und deckte rieſige Menſchen-

Knochen auf; die Einen ſahen hierin die Gebeine des Geryon, die Andern die des Hyllus, eines Sohnes der Erde. (Pauſ. I. 35.) Die Errichtung mehrerer Tumuli wurde dem Sohne des Herkules zugeſchrieben, ſo z. B. der des Ikarus, dieſes erſten Seglers, der die Tücke des freundlichſten Elementes erfuhr, und die Kühnheit, den Wind vor das Schiff zu ſpannen, mit dem Leben büßte. An das Geſtade der Inſel, die nach ihm heißt, geworfen, ſo erzählte die Sage, fand ihn Herkules und begrub ihn mit frommer Hand. (X. 11.) Der Schiffer ſieht noch, wenn er zwiſchen Samos und Nikaria durchfährt, den warnenden Hügel am Ufer.

In der geſchichtlichen Zeit wurden die Tumuli immer ſeltener und verſchwinden, nach Alexander, für Einzelne ganz; auf den Schlachtfeldern, dieſen Tafeln, wo Glück und Jammer der Völker mit Blut eingezeichnet wurden, erſchienen ſie noch bis in die Zeiten der römiſchen Herrſchaft, ſo auf den Siegesfeldern gegen Antiochus und Mithridates, in den nordiſchen Ländern ſogar bis in die Kaiſerzeit herauf, wie der Tumulus bei Petronell, wenige Stunden von Wien, und manche andere beweiſen. Endlich ſanken der Bedarf der Idee und die Achtung für das Opfer des Lebens noch tiefer, und Gruben, in die man Freund und Feind zuſammen warf, erſetzten auf den Schlachtfeldern die Tumuli, die man früher über den ſorgſam geſonderten Freunden zu erhöhen pflegte. So kam man von der Höhe in die Tiefe.

Marmormale, Mauſoleen, freiſtehende oder in die Erde geſenkte Sarkophage, Felſenkammern u. ſ. w. hatten, ſo wie die Bildung ſtieg, in Griechenland und Vorder-Aſien, die Tumuli als Gräber Einzelner oder Weniger verdrängt. In andern Ländern, wie in Syrien und

Egypten, bedingte die Natur des Bodens ſchon in der früheſten Zeit Felſengräber; wo aber ſolche mit Tumulis ſich zuſammenfinden, ſind ſie jünger. Eine Ausnahme hievon, die einzige uns bekannte, möchte das Gebiet des Taurus ſeyn. Dort, beſonders auf den Zweigen, die in Karien auslaufen, findet man große, meiſt abgerundete Klumpen des Trachitgeſteines auf abenteuerliche Weiſe zu Gräbern verwendet. Sie haben nämlich einen Eingang, aber ſo hoch, daß man ohne Leiter denſelben nicht erreichen kann, und innen ſind ſie ausgehöhlt zu einer geräumigen Kammer, in welcher die Grabſtellen in die Wand oder in den Boden eingehauen ſind. Für Römerzeit iſt die Arbeit zu roh. Sie ſcheint den früheſten Bewohnern des Landes anzugehören, ſo wie die obenerwähnten Tumuli zu Pella, mit ihren Felſengrotten von roher Arbeit, gleichfalls aus der Zeit der älteſten Könige Macedoniens ſeyn mögen.

Man weiß alſo über den Urſprung der meiſten Tumuli nur, daß er vorgeſchichtlichen Zeiten angehört. Wenn alle unſere Male lange zerbrochen ſind, wird man ſie noch finden. Sie gleichen ihrer Dauer nach großen, vorleuchtenden Begebenheiten in der Geſchichte, die nicht vergeſſen werden können, während der Schwall gewöhnlicher Ereigniſſe wie Regen kommt und verrinnt.

Urtheil eines Layen über Griſeldis.

(Geſchrieben im Jahre 1840. — Wiener Zeitſchr.)

Man liebt an einem schönen Körper ein schönes Kleid, man liebt den Schmuck, der ächten Reiz erhöht; und so lieben wir die Sprache in diesem edlen Dichterwerke, die reine, gewandte, glänzende und immer keusche Sprache. Aber Sprache, obwohl beides, ist auch mehr als Kleid und Schmuck, sie ist die Offenbarung der inwohnenden Seele. Als solche, wie natürlich, daß sie an einem so ausgezeichneten Werke bewunderungswerth erscheint! Der Gedanke, welcher der Tragödie zu Grunde liegt, bietet sich zu tiefer tragischer Wirkung dar; er ist dabei faßlich, weil er einfach aus der menschlichen Natur geholt ist. Die Anordnung des Bildes, durch das er ausgesprochen wird, ist klar, nicht dürftig und nicht überladen, nicht gezwungen; sie ist anständig, maßvoll, genügend. Die Ausführung prangt im Schmucke erler Farben, und richtige Zeichnung thut dem Auge daran wohl. Für uns, und wir werden nicht allein stehen mit unserem Urtheile, ist in Griseldis der Beruf des Dichters auf das glänzendste beurkundet und wir sehen mit großer und froher Erwartung seinen künf-

tigen Werken entgegen, überzeugt, wie wir ſind, daß ſie nicht herausgeputzte Automaten, ſondern des eigenen Lebens voll, kräftig und ehrenfeſt einherſchreiten und ihren Platz neben Deutſchlands würdigſten Dichterleiſtungen nehmen werden.

Der Charakter der Königin iſt ein heutiger, aber deßhalb kein unwahrer. Er hat zu allen Zeiten beſtanden und wird zu allen Zeiten beſtehen. Uebermuth, mit allem, was ihn erzeugen kann, gepaart, erklärt ſich von ſelbſt und eben ſo Spiel mit Liebe für ein Herz, das Liebe nicht als das allmächtige Gefühl, ſondern vom Hörenſagen und als Getändel kennt. Und dennoch iſt die Königin im Grunde gut; ſie wußte nicht, was ſie that; da ſie es zu begreifen anfängt, kehrt ſie in ſich. Statt einer unnatürlichen und häßlichen Verzerrung haben wir ein Weib, dem wir verzeihen und das wir bemitleiden können, und welches in dieſer Tragödie dazu dient, Griſeldis Haupt mit Glorie zu umgeben. Eben ſo der König, in deſſen edlem Gemüthe die Mißbilligung vom erſten Augenblicke des Spieles lebt, aber aus ſo natürlicher Nachſicht für ſein ſchönes Weib nicht hindernd vortritt. Eben ſo Lancelot, der elegante Ritter, der Spiegel ſeiner Zeit. Die höchſt einfache und dennoch genügende Weiſe, in welcher der Dichter namentlich dieſen Charakter behandelt, betrachten wir als groſſen Beifalls werth. Dieſe drei Charaktere nun, die Griſeldens Werth beſiegt, umgeben ihren Märtyrertriumph mit herrlichem und nicht unnöthigen Schmucke, denn der Menſch kann nur wieder am Menſchen für ſeinen Werth den Maßſtab finden. Die Mannen, dieſe gerade gewachſenen Naturen, der Vater in ſeiner Strenge, zeigen gleichſam den Boden, aus welchem die herrliche Blume „Griſeldis wuchs. Percival aber, er, der ſie brach, iſt ihre licht-

ſtärkſte Folie. Auch Rauheit hat Eitelkeit, auch gerader Sinn und Rechtlichkeit und Kraft haben ihren Hochmuth, und Unabhängigkeit des Geiſtes hat ihre Täuſchungen! — Er liebte Griſelden nicht, er liebte nur ſich in ihr — aber er wird ſie lieben, nun da er ſie verloren. Sie aber, Griſeldis, ſie liebte nur ihn in ſich. Sie that's und wußt' es nicht — dann, als ſie es inne wird, dann iſt der ſchrecklichſte Augenblick gekommen, hinter dem es, ſelbſt für ſie, kaum mehr ein geliebtes Kind, ſondern nur den Tod noch gibt. — Es iſt freilich für den Dichter ein unſchätzbares Glück, ſein Gebilde, das Geſchöpf ſeiner Liebe, von einer ſo vollendeten Künſtlerin darſtellen zu ſehen, wie Mad. Rettich. Wir gönnen ihm dieſe Freude, er verdient ſie. Von der erſten Scene bis zur letzten iſt die Darſtellung dieſer Rolle ein vollendetes Meiſterwerk; in unzähligen Abſtufungen glücklich durchgeführt, vom heiteren, ſicheren, beſeligenden Glauben durch Schreck und Kummer bis zum Tod der Liebe und, wenn man ſo ſagen darf, bis zum Ueberleben des Lebens. Der Augenblick des Wiederſehens des von der königlichen Burg heimgekehrten Gemahls, wie ſchön iſt er gedacht, wie ſchön gegeben! das Reh ſcherzt ſchmeichelnd noch und die Meute iſt ſchon losgelaſſen, der Vorwurf des Vaters auf der einen, das grauſe Spiel auf der andern Seite und dazwiſchen das heitere, liebende Weib. Und nun die Hetze durch Folter und mehr als Todesqual, aus der die Liebe wie ein unverwundbarer Phönix immer wieder ſiegend und herrlich emporſteigt! — Wie meiſterhaft war namentlich die Scene, wo Griſeldis im Angeſicht aller Mannen Percivals verſtoßen wird. Der völligſte Triumph iſt freilich der Scene aufbewahrt, in welcher der tragiſche Effekt ſeinen Gipfel erreicht, der Scene, wo die Tugend verklärt emporſteigt aus der Aſche der

Liebe. Wenn ſchon die Gabe des Ausdruckes in Madame Rettich bewunderungswürdig iſt, was ſoll man erſt von der Oekonomie des Spieles ſagen, wodurch ſie ihre Kräfte zu beherrſchen und zu vertheilen weiß? Dieß iſt der Triumph des Künſtlers, und Mad. Rettich entſpricht auch hierin völlig dem Dichter, an dem wir eben das richtige Maß als eine der glücklichſten Gaben verehren.

Gegenſätze.

Eine Erzählung.

(Wiener Zeitſchrift 1810.)

Er saß an seinem Schreibtische — die Lichter waren herabgebrannt — der Tag nahe. Da fiel seine Hand wieder auf den Brief, der vor ihm lag. Langsam zog er ihn aus dem zierlichen, goldverbrämten Umschlage und las: „Wo fände ich Worte, mein geliebter Freund, um dir zu sagen, was ich durch deine grausame Abwesenheit leide! Du weißt, was du mir bist, — daß du alle meine Kräfte beherrschest — daß ich der Welt nur angehöre, weil du darin athmest.“

Er hielt an und las dann weiter: „In allem, was ich liebe, liebe ich nur dich. Ich kenne kein Gefühl, das nicht dich zum Gegenstande hätte. Ich höre kein Gespräch, ohne es mir an dich gerichtet zu denken. Deinem Geist allein antworte ich, wenn ich rede; deinem Wink folge ich, wenn ich handle; ich lebe nur in dir. Ich habe nie verstanden, was es heißt, dich mit Mäßigung lieben; ich vermöchte es nicht, und wenn ich es vermöchte, würde ich es nicht wollen. O mein Freund, wie gefährlich wäre eine solche Liebe, wenn nicht du es wärest, der sie in mir entzündete! Versprich mir, dich nie zu beunruhigen. Das Herz, das du mir geschenkt hast, darf sich nie einen Zweifel erlauben an dem, worin Niemand herrschet als du. Meine Zärtlichkeit für dich zu erschüttern, ist unter allen unmöglichen Dingen das unmöglichste. Ich bin dein, wie die Welt

Gottes iſt. Dein Werk ſind alle ſtarken Gefühle, die meine Seele bewegen; deiner Liebe verdanke ich dieſe Fülle des Lebens, die mich zuweilen erdrückt, die mich zum Schmerz, bis zum Tode führen könnte. Wie ſoll ich dir die Augenblicke beſchreiben, wo mein Herz überfließt von einer Wonne, die ich mir ſelbſt kaum erklären kann, die in alle meine Empfindungen eine mehr als irdiſche Seligkeit miſcht. Leb' wohl, mein Geliebter! Eile in die Arme der Liebenden! bis dahin — ſorge für deine Erhaltung. Ich bitte dich darum bei der innigen Liebe, die dich und dich allein unter allen, welche ich je gekannt, auserwählt hat, — die alle meine Freude und Leid überleben und mir den Himmel ſelbſt verſchönern wird."

Er blickte lange ſchweigend vor ſich hin, dann rief er aus: „Und doch! — wer biſt du, daß du für die Sprache der Seele Glauben verlangſt? Du weißt die Empfindungen — fühlſt du ſie auch? und iſt es billig, daß ich meinen Glauben, meinen Wahn, wenn du willſt — an dich verliere? Aufgezogen in Glanz und Fülle, mit Huldigungen überſättiget, krankhaft aufgereizt durch den traurigen Gegenſatz zwiſchen dem, was dein Herz verlangt und was die Welt um dich dir gibt, — dich ſelbſt täuſchend vielleicht mit einer Fülle, die dein Bedürfniß aber nicht deine Befriedigung ausmacht — wirſt du mich morgen dein Alles finden, weil du mich heute dafür hältſt? — Ich aber, nicht minder lechzend wie du nach wahrer Neigung, ich fürchte ſie zu ſuchen auf verbranntem Boden."

Er nahm ein Blatt zur Hand und ſchrieb: „Es gibt für meine Seele nur ein Bedürfniß mehr, das der Wahrheit. Was der Wahrheit entgegenſteht, iſt aber nicht ſowohl die Lüge als die Täuſchung. Es gibt eine Wahrheit ohne Dauer; dieſe iſt es nicht, die ich meine. Deine Em-

pfindung, meine geliebte Freundin, iſt ſchön, wie du ſelbſt; ſie iſt ſtark und groß, wie der Augenblick, der ſie geboren. Ich ſollte mich niederwerfen vor dir, und durch dich zu dir erhoben in deine Arme ſinken, betend — in deinem wie in meinem Hauche betend; aber ein böſer Geiſt ſteht an meiner Seite und ſeine Blicke halten mich gebannt. Sieh keinen Vorwurf hierin — ach, er wäre Sünde! — Ich gebe dir Gift für holde Liebesgaben, aber ich gebe, was ich eben in meinen Händen habe, denn Geben iſt mein Drang, mein Dank, und ich bin zu ergriffen durch den Zauber deiner Zeilen, um Gaben zu bereiten, zu ſuchen, zu erkünſteln. Wahrheit geb' ich — nimm ſie! Auch wenn ſie tödtet, huldigt ſie." —

Er überließ dieſe Zeilen verſiegelt ſeinem Diener und ritt dann ins Freie. Sein edles Pferd unter ſich, Morgenluft um ſeinen Scheitel, Grün der Fluren und blaue Berge vor ſeinen Blicken, verfiel er bald in die Stimmung, in welcher die Erinnerung mit ihren lebenvollen Bildern uns Geſellſchaft leiſtet. Er ſah Aſiens Fluren wieder vor ſich, Syriens heilige Berge und Egyptens wunderbedeckten, unvergleichlichen Boden. Die Völker, lebensfriſch, unter dem Joche frei und ungekrümmt, in Freiheit ſittſam, zogen an ſeinem Auge vorüber, und manche Scene, an Inhalt reich, wenn auch an Farben dürftig, mancher Klang der Natur ſchlug an ſein Herz. Unwillkürlich warf er die Blicke um ſich, und was er ſah, war nicht erheiternd.

Als er ſein Gaſthaus wieder betrat, ſprang ihm Nurſaba entgegen, ſein abyſſiniſches Mädchen, und mit dem Blicke der Unſchuld rief ſie: „Gott ſegne deine Liebe! Herr, wo willſt du frühſtücken?" Er hatte das Mädchen lieb; die züchtige Geſtalt, die erwärmende Glut, die von allem Aeußeren unabhängige tactvolle Neigung desſelben waren ihm

angenehm. Nurſaba hing an ihm wie der Glanz am Steine, unbewußt, unabtrennbar, nothwendig. Sie hütete ſein und ſeiner Habe — ſie folgte ſeinen Schritten durch Land und Meer — ſie zollte Beifall allem Schönen, was nach und nach vor ihren unerfahrenen Blicken ſich aufſchloß, aber ſie ſah es nur in ſeinem Bezuge zu ihm; — ſie hatte Vaterland, Vergangenheit, Zukunft in ihm — und ganz Kind war ſie zugleich ganz Weib, zart, doch unzerbrechlich. Ihm aber that ihre Nähe wohl — ihr Urtheil erfriſchte ihn oft und richtete ihn auf — ihr Wiſſen quälte ihn nie. Sie war nichts ohne ihn, und was ſie war, fiel gleichſam mühelos, reif vom Baume.

„Im Garten," antwortete er, „Nurſaba, und ſage meinem Georg, daß wir heute reiſen." — Das Mädchen ſprang — der Diener kam — Hermann aber ruhte unter den Bäumen, den heißen Mokka vor ſich und das lange mit farbigem Seidenſtoffe umwundene Rohr in der Hand, an deſſen diamantenumgürteter Ambraſpitze er nur ſo eben nippte, um die Blume des Duftes, den leichten Dampf des ſyriſchen Blattes in ſich zu ziehen. „Du wirſt eine Herrin bekommen, Nurſaba," ſprach er zu dem Mädchen, als es wiederkam, „oder auch nicht. Würdeſt du die Herrin deines Herrn lieben?" — „Gewiß," antwortete ſie, „denn ſie würde ja meines Herrn Wahl und Segen ſeyn." — „Und würdeſt ihr dienen wie du mir dienſt, in unerſchütterlicher Hingebung und Treue?" — „Ich diente ja dir darin, und dir dienen iſt mein ſchönſter Beruf auf Erden." —

Am Abend des nächſten Tages langten ſie in der Hauptſtadt an. Mit Zittern ſtieg er die Stiege hinauf. Er ſah ſie wieder, die einſt ſeine Seele erfüllte und dennoch froh zu machen nicht im Stande geweſen war. Was

war nicht zwiſchen ſie getreten! aber der Augenblick des Wiederſehens blieb ohne Beeinträchtigung. Ihre Schönheit, ihr Glanz, die Kraft ihres ſchwärmeriſchen Blickes, ihr Entzücken, der reiche Klang ihrer wundervollen Stimme, das Licht, der Duft, die von ihr auszugehen und alles, was ſie umgab, zu durchdringen ſchienen, bemächtigten ſich ſeiner, er fühlte etwas wie Glück in ſeinem ihm entwandten Inneren, er war in ihrem Anblicke, ſie in dem ſeinen verloren, bis die Erſchöpfung an dem Bande des Zaubers zu lockern, wenn auch nicht zu löſen begann. „Dein Auge ſtrahlt in edler Männlichkeit,“ rief Cöleſtine aus, „wie herrlich biſt du — aber wie verdient' ich deine Zeilen? — Doch — antworte mir nicht — du biſt verſtanden von mir und darum entſchuldigt. Ich kenne dich beſſer als du dich ſelbſt; die Trennung, die Welt können das nur, was bereits in dir war, ausgebildet haben — daher ſelbſt in deinen Zweifeln, in deinen Vorwürfen ſtehſt du klar vor meiner Seele. An mir iſt es nun, dich deines Irrthums zu überweiſen, und wie ſoll ich zweifeln, daß ich es kann, bei der Unendlichkeit meiner Liebe für dich? — Kein Zwang irgend einer Art, kein Band ſoll uns binden, das nicht unſerem Herzen völlige Freiheit ließe. In Freiheit blüht die Liebe. Das ſey meine erſte Waffe, durch die ich dein Herz mir unterjochen will.“

Und ſie ſchwelgten in Geſellſchaft und Glanz. Alles was die Hauptſtadt aufbieten konnte an berauſchenden Feſtlichkeiten, ſie tranken es hinab in Taumel und Luſt — er der ſchönſte Mann, ſie die ſchönſte Frau. — Es kreiſeten um ſie die Geſtirne dieſer Welt, und ſchienen nur vom Strahle dieſer Sonnen zu glänzen. Damit der Fülle der Zeit kein Genuß fehlte, war auch ein Jugendfreund unſerem Grafen wiedergekehrt, der Fürſt von ***. Er hatte

ſich mit ihm vor Jahren in England getroffen, dann in Frankreich manches geſellſchaftliche Abenteuer mit ihm gemeinſchaftlich beſtanden. Eine heitere Weltanſicht, Geiſt im Umgange zeichneten ihn aus. Seine Formen waren die gefälligſten; ſeine Grundſätze die ſeiner Kaſte, durch Reichthum befeſtigt, durch Welt und Leben gemildert. Er galt den Frauen für einen gefährlichen Mann. Es gibt aber keine Empfehlung die in den Augen der Meiſten aus ihnen mehr Gewicht hätte, als eben dieſe. Seine Gabe der Unterhaltung, ſeine Scherze pflegten jeden Cirkel zu bewegen. Alfred (ſo hieß er) kam aus Paris; Herrmann aus dem Orient. Sie hatten ſich viel zu ſagen, viel zu vergleichen: ihre Gegenſätze und Erzählungen übten einen großen Reiz erſt auf ſie ſelbſt, dann auf die ganze Geſellſchaft. Alle Welt beeiferte ſich den Fürſten auszuzeichnen. Für Cöleſtine hatte er neben den Titeln, die Allen galten, den ſeines Verhältniſſes zu Herrmann. Beide Freunde ſchienen bald gleich vertraut im vertrauteſten Cirkel der Gräfin, den ſo Viele als das letzte Ziel ihrer Wünſche, als eine Auszeichnung, die jede andere überbot, zu betrachten gewohnt waren. Beide ſchienen überdieß unzertrennlich. Man nannte ſie, bald ſpöttiſch bald ernſtlich, die Freunde.

Eines Abends — die Blüthe der Stadt war zu einem Ballfeſte bei Cöleſtinen verſammelt — eilte Herrmann hinaus in den erleuchteten Garten — die Bruſt war ihm voll — der Taumel faſt ſchmerzlich — er wollte ſich erholen und ſuchte Luft und Friſche. Die Blumen prangten zauberhaft im überfeinen Lichte der Gaslampen; der Duft wiegte ihn wie auf Roſenblättern; die Muſik ſcholl aus dem nahen Saale — da fiel ſein Auge auf ein Stückchen Papier, das am Boden lag; er hob es auf — es waren Verſe von unbekannter Hand; er las ſie:

Es ſtand ein Blümchen am Wege.
Das duftete wunderbar,
Hob auf zum Himmel die Aeuglein,
Keck wie der junge Aar.
Die Heerden trieben vorüber,
Sie brachen die Blume nicht;
Die Waſſer goſſen und wühlten,
Sie brachen die Blume nicht.
Da kam ein weißes Händchen
Ganz ohne Blut und Mark. —
Mit kleinen tändelnden Fingern —
Und, ach, die Blume ſtarb.

„Nein, das paßt nicht auf mich,“ ſprach er — aber es lag ein Gewicht auf ſeiner Seele, und etwas wie Leere war in ſeinem Gemüthe. Er ſteckte das Blättchen zu ſich und ſcherzend gab er es im Tanze an Cöleſtinen, deren Auge ein leichter Schleier zu verhüllen ſchien, nachdem ſie, in der Zwiſchenzeit zum nächſten Tanze, aus einem nahen Zimmer wieder in den Saal getreten war. „Unbefriedigt alſo?“ ſprach ſie zu ſich, „und warum? dieſe glänzende Welt und was ihr angehört, überwinden den Eindruck der ungeſchmückten Natur nicht?“ — — „Süße Seele,“ rief ſie ihm entgegen, da er am Morgen zu ihr trat, „mich beunruhigt ein Gedanke für dich. Dein abyſſiniſches Mädchen, willſt du es ohne die Sorgfalt laſſen, die der Aufenthalt in unſerem Lande erheiſcht? Gib es mir. Der beſten meiner Kammerfrauen will ich es anvertrauen — ſie ſoll es erziehen — abrichten, wenn du es ſo nennen willſt, denn die Sache wird deshalb nicht weniger nothwendig. Ich ſelbſt will deſſen Leiterin ſeyn.“ — „Nimm es,“ antwortete Herrmann, „es iſt ein mildes, edles Kind, und liebt dich und mich.“

Schweigend vernahm Nurſaba den Befehl, aber ſie zitterte. „Was du ein Kind biſt,“ ſagte Herrmann;

und ſie: „Meines Herrn Wille iſt Gottes Wille.“ Und ſie ging zur Gräfin. Mit Freundlichkeit nahm ſich dieſe des holden Kindes an, das einer in fremden Boden übertragenen Pflanze glich. Es entwickelte ſich mit faſt krankhafter Schnelligkeit in Wiſſen und Kenntniß, aber der Körper blieb zurück. Nur in Herrmanns Gegenwart ſchien es ſein volles Leben wieder zu finden. Der Gräfin entging dieß nicht, und je weniger es Herrmann zu beunruhigen ſchien, deſto tiefer wirkte es auf Cöleſtinen. Sie ging ſo weit, ihm Kälte gegen ſo entſchiedene Zuneigung vorzuwerfen. Er aber ſprach weich darüber, mit großer Achtung und Liebe für das Kind, mit völlig ruhigem Glauben in die Unerſchütterlichkeit von deſſen Neigung zu ihm, die er als eine Nothwendigkeit, als eine natürliche Folge der Gefühlstiefe dieſer Weſen ſchilderte. „Ich will dir erzählen, wie ich ſie fand, Cöleſtine, und du wirſt begreifen, wie ſie iſt. Ich befand mich, wie du weißt, vor einigen Jahren in Haleb, einer der lichtvollſten Städte Syriens, mir ein lieber Aufenthalt wegen ſeiner Lage am Saume der Wüſte, ſeinen Geſchäften mit den blühenden Ländern des tieferen Oſtens, und wegen ſeiner ungebeugten arabiſchen Bevölkerung. Ich wohnte in einem ſchönen Gartenhauſe, mir gegenüber ein Häuptling dieſes Volkes, deſſen einfache Würde und edle Geſtalt zu betrachten mir Troſt und Genuß war. Dieſer Mann, reich und mächtig, ſtand ſchlecht mit dem türkiſchen Herrſcher. Man ſagt, er habe mit Trotz deſſen Aufforderung zur Heeresfolge von ſich abgelehnt, und durch dieß Beiſpiel viele andere arabiſche Häuptlinge zu ähnlichem Widerſtande verleitet. Sein Tod war beſchloſſen. Lange ſpähte der Gouverneur der Stadt nach dem günſtigen Augenblicke. Eines Tages — er ſchien ihm gekommen — zog er mit zahlreichem Gefolge zum Beſuche in deſſen

Haus. Ich ſah ihn vorüberziehen auf prachtvollem Pferde — abſteigen — unter die Zelte treten, wo der Araber, mitten im Schatten und Grün, mit Auszeichnung ihn empfing. Die Diener ſprangen ab und zu — Kaffee und Pfeifen wurden getragen — da entſtand plötzlich ein Tumult, Waffen klirrten, Schüſſe fielen — ich ſprang hinüber — da hemmte der Drang des Gefolges, das die Pferde beſtieg, zunächſt meinen Schritt — ich ſah den Gouverneur abreiten unter lärmendem Zudrang der Einen und ſchweigender Ehrfurcht der Andern — im Zelte aber lag der edle Araber in ſeinem Blute — zwei Neger über ihm in Stücke gehauen, und ein Kind weinend über einem der Neger, wie geklebt mit dem Antlitz an deſſen gräßliche Wunden. Ich erfuhr, daß nach den üblichen Ehren und Grüßen und nachdem die Zeichen der Gaſtfreundſchaft gegeben und genommen waren, der Beauftragte des Sultans plötzlich den aus der Hauptſtadt erhaltenen Todesbefehl aus dem Buſen zog, ihn laut ablas, und jener traurigen Pflicht genügend, den Männern ſeines Gefolges, die ihm zur Seite ſtanden, den entſcheidenden Wink gab. Dieſe zogen ihre Säbel und fielen über den Mann her, der nicht mehr Zeit fand ſeiner Waffen ſich zu bedienen. Die wenigen ſeiner weißen Diener, die bei der Hand waren, lähmte der Schreck und die Achtung vor dem großherrlichen Namenszug. Zwei Neger allein, unter den Dienern die unterſten, warfen ſich waffenlos den Ausrichtern entgegen, entrangen dem einen und anderen die Waffen, und ſtarben über dem Körper ihres Herrn, den ſie nicht zu retten vermochten, den Heldentod der Treue. Eines dieſer Sclaven angenommenes Kind war Nurſaba — er hatte ſie zu ſeinem Troſte, zu ſeiner Freude ſich aufgezogen — ſie liebte ihn mit dankbarer Liebe. Ich riß ſie los von dem ſchrecklichen Gegenſtande ihres Schmer-

zes, und, einer zu entſchuldigenden Aufwallung folgend, in meinen Armen trug ich ſie in mein Haus. Seit dieſer Stunde hat ſie mich nicht wieder verlaſſen. Sie wachte vor meiner Thüre — ſie hing an meinem Blicke — ſie konnte mir nichts geben als das Größte, Treue, und nie kam über ihre Lippen ein Begehren irgend einer Art."

„Herrlich," unterbrach ihn Cöleſtine, „und was das Mädchen für einen milden Blick hat — allerliebſt — ich will es auch lieben wie du." Und ſie ließ ihm prunkende Kleider machen und führte es mit ſich von Cirkel zu Cirkel, und in zwei Tableaux, die Cöleſtine mit Geiſt und Anmuth zu ordnen wußte, machte Nurſaba das Entzücken der ganzen Geſellſchaft.

Fürſt Alfred gehörte zu den entſchiedenſten Wortführern für das Mädchen. Nurſaba aber liebte ihn nicht. Es war etwas wie Scheu in ihr, ſo oft ſie in ſeiner Nähe ſich befand. Cöleſtine ſcherzte darüber; ſelbſt Herrmann that desgleichen, obwohl er begriff, daß die Gewohnheit des Fürſten, ſelbſt die Anhänglichkeit Nurſabas für ihren Herrn mit ſpielenden Worten zu beſprechen, dem Mädchen verletzend ſeyn mußte. Es erſchien ihm das wie beſchuht in einen Tempel treten, wie den Vorhang an der Niſche des Gebetes anfaſſen. „Rührende Kraft der Anhänglichkeit," ſagte der Fürſt, „achtungswerth kann ich ſie nicht nennen, denn ſie iſt keine freiwillig wirkende, aber das kann demjenigen, der ihrer genießt, gleichgültig ſeyn. Genug, ſie iſt." Daraus entſpann ſich ein Geſpräch über die Vorzüge und Nachtheile der Civiliſation, in welchem nach und nach Alfred und Herrmann, für Cöleſtine höchſt unterhaltend, die Rollen, wozu ſie berufen ſchienen, vertauſchten. Der Fürſt verwarf mit ſo geiſtreicher Strenge die Richtung, in welcher die Muſtercivilisation der heutigen gebildeten Welt,

die franzöſiſche, ſich bewegt, daß Herrmann ſich gezwungen ſah, ſich gleichſam in die Breſche zu ſtellen, denn Alles, was ſie Beide, die da ſtritten, umgab, war ja das Werk dieſer Civiliſation, und Cöleſtine eines ihrer gelungenſten Geſchöpfe. Aber der Fürſt ſchien ſich durch keine Rückſicht abhalten zu laſſen, ſeine Anſicht, ſo ſchroff ſie war, ganz zu entwickeln. Nicht einmal der geheiligte Bezirk des Salons ſollte Gnade finden vor ſeinen kirchenräuberiſchen Händen. „Rühme mir unſere Geſellſchaft,“ ſprach er, „wenn du den Muth dazu haſt. Sprichſt du darin deine Ueberzeugung aus, ſo kann ich dir nicht anders als Glück dazu wünſchen. Häuchelſt du aber, ſo würdeſt du klüger daran thun, dein brauchbares Talent auf beſſeren Boden zu wenden, denn Undank iſt das erſte Gebot unter den Zehnen der Welt. Wenn du eine Stunde im Salon zugebracht haſt, kannſt du begreifen, daß man mit Willen ſein ganzes Leben darin zubringe? Sieh die Welt mit ihren vielbewegten Intereſſen der Induſtrie, der Literatur, der Tages- und Ländergeſchichte, der Entdeckungen, der Erfahrungen, der Mittheilungen; ſieh den Salon mit ſeiner ſtarren Mißgunſt, mit ſeiner verpflichteten Oberflächlichkeit, mit ſeiner Abgewandtheit vom Leben. Kein eigenthümlicher Charakter kann auf dieſem Boden gedeihen. Nachahmen iſt das Kühnſte, wozu man es bringt, und je alberner und gemeiner das Vorbild, deſto unabhängiger träumt man ſich. Achtung für dasjenige, was eigentlich den Menſchen achtungswerth macht, muß wie eine laſterhafte Neigung verhüllt werden. Es hat liederliche Zeitalter gegeben, wie das eines Julius und Leo in Italien, das eines Ludwig XIV. in Frankreich; aber ſie hatten doch wenigſtens noch das Verlangen nach Kunſt, den Tact des Schönen gerettet. Gehe unſere Schatzkammern und Cabinete durch und ſieh, an welchen herrli-

chen Arbeiten in Gold, Silber und Edelgeſtein der Luxus damals ſich gefiel; ſieh Italien mit ſeinen Palläſten und Kirchen, mit ſeinen Raphaelen und Michel Angelo's. Tritt dann in die Gemächer unſerer Tonangeberinen in der Eleganz und ſchaue den um die größten Geldſummen erkauften Trödel häßlicher Krüppelfiguren aus Thon und Porzellan, die da ſorgſam aufgeſtellt prangen und die morgen, wenn ſie aus der Mode ſind, zu nichts mehr taugen als von dem Ungeſchmacke ihrer heutigen Beſitzer unverwerfliche Zeugenſchaft zu leiſten! Oder, gehe den Urtheilen über das Größte wie über das Kleinſte, über eine Weltfrage wie über eine Stecknadel, über Tugend, Werth, Wahrheit, über Religion, Mode, Treue — über was du willſt bis zum wirklichen Urſprunge nach, und du wirſt ihn in dem zufälligen Ausſpruche eines Orakels der Eleganz, vielleicht in einem Scherze der Kammerzofe finden. Es wäre thöricht, ſich darüber zu beklagen; es iſt nun einmal ſo. Man muß die Zeit nehmen, wie ſie iſt. Thoren lobhudeln dieſe Welt aus Pappe und Kleiſter; andere Thoren machen dem Himmel zum Verbrechen, daß er ſie zuläßt. Ich freue mich darin, ſo gut ich kann. Uebrigens, wenn du ſagſt, „ich ſehne mich nach Wahrheit und Natur," warum ſoll ich nicht dasſelbe ſagen?"

„Weil du nicht verlangen ſollſt nach dem, was du nicht finden kannſt und was dir zu nichts taugt, wenn du es findeſt," antwortete Herrmann.

„Pfui! das iſt eine hypochondriſche Behauptung. Allerdings muß ich gegen meine Geſinnung manchen Tadel erwarten. Ich werde auch, wenn du willſt, mir unter den Gewöhnlichen damit eben keine Freunde erwerben, aber es wäre ja lächerlich, in dieſer Claſſe, die nur zum Geſchäfte und zur Erheiterung da iſt, mir deren ſuchen zu wollen.

Nein, weil der Rahmen erbärmlich iſt, deßhalb iſt es nicht immer das Bild. Es gibt im Herzen der verzogenſten Geſellſchaft ſolche, die vom Roſte der Zeit unangegriffen geblieben ſind.“

Er faßte bei dieſen Worten Cöleſtinens Hand und küßte ſie mit einem lächelnden Blicke. Sie aber ließ es geſchehen. „Ein weiblicher Torquemada, aber auch ein weiblicher Luther,“ ſagte der Fürſt, indem er Cöleſtinen ins Auge blickte, „nicht wahr Herrmann?“ — „Zugegeben,“ antwortete dieſer, „auf jeden Fall ein eigener Charakter, unabhängig, wenn auch gebunden.

Cöleſtine war nicht unzufrieden mit dem Lobe, das ſie von dem einen und andern empfing. Das des Fürſten aber ſagte ihr mehr zu. Das Neue übte einen unwiderſtehlichen Reiz auf ſie, und der Fürſt war ihr neu. Ihr Bedürfniß war Leidenſchaft, und Leidenſchaft kennt keine Theilung. Herrmann konnte nicht lange darüber in Zweifel bleiben — und in dem Verhältniſſe als die Gefahr wuchs, ſie zu verlieren, ſtieg der Wunſch, ſie zu bewahren.

Seine ſo feſt geglaubte innere Ruhe wich dieſem Sturme. Er wurde ungleich, launiſch, — ſeine Diener litten darunter — ſelbſt Nurſaba konnte ihn nicht mehr beſchwichtigen. Tief traurig trat das Mädchen vor die Gräfin hin und bat, ihm die Rückkehr zu ſeinem Herrn zu erlauben; es nannte ihn krank und Pflege ſeine heilige Pflicht. Cöleſtine widerſtrebte — gab es dann zu. Herrmann aber, der Cöleſtinens Widerſtand vernahm, wies das Mädchen zurück. Beide hatten mehr Gewicht darauf gelegt, als ihnen nöthig ſchien; dieß führte zu Mißverſtändniſſen und dieſe zum Entſchluſſe Herrmanns, Nurſaba zu entfernen. Sie fiel zu Boden vor ihm, weinend, flehend — und ſtand dann, als er feſt blieb, wie eine Gerichtete auf, ſeine Hand

dankbar küſſend und ſeines Willens harrend. „In ein freundliches Haus wirſt du gehen, Nurſaba, ſprach Herrmann mit milder Stimme, „in das Haus, das meine Kindheit ſah, und mein iſt, nur vier Stunden von hier; da wird man für deine Ausbildung ſorgen; du wirſt mir angehören dort wie hier.“ Sie ging, und als ſie ſich allein ſah, warf ſie ſich knieend auf ihren Teppich hin und ſprach, den Kopf tief geneigt und die Arme über einander geſchlagen, das Wort des Korans: „Wer liebt und entbehrt und ſchweigt und ſtirbt, der ſtirbt als Märtyrer!“ —

Die Entfernung Nurſabas wirkte auf die Gräfin wie ein Bekenntniß. Sie ging dieſem Eindrucke nach, und dieſer Weg führte ſie weiter und weiter von Herrmann ab. Mit gleichem Schritte bildete ſich ein Haß zwiſchen dieſem und dem Fürſten aus, der binnen Kurzem eine Höhe erreichte, wo das Aeußerſte zu befürchten war. Cöleſtine ſchien wenig Gewicht darauf zu legen oder legte wirklich wenig darauf, denn ihr Gemüth war ganz in jeder Leidenſchaft und ſtieß ſtörende Eindrücke von ſich. Was zu befürchten, trat nur zu bald ein. Die beiden Männer ſprachen ſich in kälteren Worten, aber ihre Herzen glühten. Beide ohne eigentliche Liebe für Cöleſtinen, glaubten ſich verpflichtet, vor der Welt die Stelle zu vertheidigen, die ſie in ihrer Neigung inne hatten. Es kam zur Ausforderung. Herrmann that ſie, Alfred nahm ſie mit Ruhe an. Zum Ort wählten ſie eben das vier Stunden entlegene Gut des Grafen, wo eine Jagd zur Hinfahrt den Vorwand gab.

Als Fürſt Alfred am Vorabende von Cöleſtinen Abſchied nahm, erſchien er ihr bewegter als gewöhnlich. Sie deutete es auf ſich, da ſie ohne Ahnung des Vorgefallenen geblieben war. „Auf morgen Abend alſo,“ ſagte ſie mit liebendem Blicke. „Ihr Bild wird mich ſchützen und halten

bis zum Augenblicke des Wiederſehens," antwortete der Fürſt, der lebendig ihre Hand ergriff und drückte. Sie erwiederte den Druck und ihre Blicke verwirrten ſich. „Süßes, begehrenswerthes, geliebtes Weib!" lispelte Alfred, und der ſüße Hauch dieſer Worte ſtieß an ihre Lippen, ſo daß ſie wie verwandte Saiten erzitterten und mitklangen. Alfred aber küßte ihre Hand und ging. — Sie blieb einen Augenblick wie angewurzelt ſtehen — dann gewann die Beſinnung die Oberhand und ſie wandte ſich zur Geſellſchaft zurück.

Für Herrmann war der Abſchied unmöglich geworden, wie ſehr er ſich auch zu einem Beſuche bei Cöleſtinen zu überreden beſtrebt geweſen war. Er fuhr nach ſeinem Gute und ſchloß ſich in ſein Gemach, wo er mehrere Stunden, unter Papieren kramend, zubrachte. Am nächſten Morgen, da er ſpäter als gewöhnlich aus dem Gemache trat, fand er Nurſaba auf der Schwelle. Dem Blicke des Kindes entging die Bewegung im Gemüthe des geliebten Herrn nicht. „Was haſt du, Herr," ſprach ſie, „du biſt krank und Nurſaba tritt in ihre Rechte!" — „Nicht doch," antwortete er milde, „ich habe einen böſen Tag vor mir, aber er beſteht aus Stunden wie ein anderer." Da meldete man den Fürſten. Die Beiden gingen in den Park — ängſtlich folgte ihnen Nurſaba. Sie ſah, daß ſie Waffen wählten — daß ſie Stellung nahmen — daß ſie, die Piſtolen vorgeſtreckt, auf einander losgingen. Sie verſtand nicht, was ſie ſah, aber eine ungeheure Angſt erfaßte ſie — ſie ſtürzte hervor aus dem Gebüſche — ſchrie laut auf — die Schüſſe fielen, Herrmann ſank in die Kniee — Nurſaba über ihn. Der Fürſt aber rief den Arzt herbei. Dieſer beſah die Wunde: die Kugel war in die linke Seite gedrungen. Der Arzt ſprach ſich nicht aus über den Grad

der Gefahr, bis unter der Beſtrebung des Verbandes dem Verwundeten die Sinne vergingen. „Armer Freund!“ ſagte der Fürſt und ging; der Graf aber wurde nach dem Hauſe gebracht. Nurſaba wich nicht von ſeinem Bette.

Als der Fürſt in der Stadt anlangte, drängte es ihn, zu Cöleſtinen zu eilen. Unruhe jagte ihn, Betrübniß lag auf ſeinem Herzen; er brauchte Ruhe und Troſt, beides konnte er nur bei ihr finden. In heftiger Bewegung, die ſeinem Auge wie ſeiner Seele eine belebende Kraft gab, trat er vor ſie hin. Er fand ſie allein. Nie war ſie ihm ſchöner erſchienen. Da ergriff ihn der Gedanke, daß er an ihren Beſitz ſein Leben gewagt, ſich und ſie auf eine Kugel geſpielt hatte, ſich und ſie hätte verlieren können. Dieſe Möglichkeit erfüllte ihn jetzt, da er vor ihr ſtand, ſie im Glanze der Schönheit vor ſich ſah, mit Schauder. Die Zuverſicht des Berechtigten, die Eile des Wagenden kamen in ſeine Seele, und das Feuer, das durch ſeine Adern rollte, ging ſchnell in die ihrigen über. „Süßes, begehrenswerthes, ſchönſtes Weib! — ſagte er wieder — was wäre Liebe, wenn nicht um deinetwillen. Ruf' alle Pulſe auf, und wenn ſie nicht mir ſchlagen, ſo vergiſte durch keine Täuſchung dieſe entſcheidende Stunde! Wenn aber — wenn du glühſt wie ich, ſo ſey auch mein — ganz mein! Nur Liebe iſt Leben, fühlſt du es nicht? Liebe aber iſt ganz, oder iſt nicht.“ — Sie zitterte in ſeinen Armen, da er ſie umſchlang. In Küſſen berauſcht tauſchten ſie Schwur um Schwur. Mit tauſendfacher Sehkraft ſchien ſein Auge an ihren Reizen ſich zu entzücken — mit tauſend Armen fühlte ſie ihn zu umfangen. Sie verſanken in Sehnſucht und Verlangen, und was Liebe fordern und geben kann, gaben und nahmen ſie. Da ſchlug die Stunde zwei. Sie fuhren auf aus ihrem ſeligen Taumel.

Anders ging die Nacht dem Verwundeten vorüber. Die Züge des Arztes wiesen keinen Troſt, aber deſſen Sorgfalt war die größte. Er empfahl vor Allem Ruhe. Lautlos diente Nurſaba. Lautlos ſaß ſie neben dem geliebten Herrn und wachte jedes Zuckens ſeines Auges, jeder Bewegung ſeiner Lippen. Nur ſie duldete der Arzt im Gemache, denn er ſah bald, daß eine Wartung, wie die ihrige, nicht erſetzt, nicht übertroffen werden konnte. Nach Mitternacht erreichte das Fieber die hohe Spannung, in der alle Saiten der Seele zu klingen pflegen. Vor den verwirrten Sinnen gaukelten bald heitere, bald wehmüthige Bilder. Er ſprach wie im Traume vor ſich hin — aber man ſah, er kannte Niemanden — ſeine Worte folgten ſich heftiger, ſie wurden verſtändlicher. „Du biſt es, Engel, der ſich lichtſtrahlend über mich neigt,“ liſpelte Herrmann mit unſäglicher Wonne, und Aug' und Mund ſtarrten, wie in Entzücken. Dann warf er das Haupt in Fieberunruhe auf dem Kiſſen umher. Nurſaba ſchob ihm dieſes zurecht. Da wandte er ſich mit dem Lächeln eines Verklärten zu dem Mädchen und ſprach: „Deine Blicke ſind mild, Cöleſtine, wie in den früheſten Tagen unſerer Liebe. Gib mir die Hand.“ Und Nurſaba gab ihm die Hand, die er krampfhaft faßte. „Schwöre mir, daß du mich liebteſt und liebſt, Cöleſtine; ſchwöre mir!“ ſprach er dringend. Das Mädchen aber liſpelte: „Ich ſchwöre dir's.“ — „Und keine Theilung, keine, nicht wahr?“ — „Keine,“ wiederholte Nurſaba. „O ſo wohne auch du in meines Herzens Herzen, unbeſchränkt, einzig!“ Und er ſchien in Glück und Seligkeit zu verſinken, ſeine Bilder waren Blumen, und da eben die Uhr ein paar Schläge that (es war zwei Uhr), ſo ſchien Muſik in ſeine Seele zu ziehen und ſie wie mit Licht zu durchdringen. Dann erſtarrte er plötzlich — ein leichter Krampf verzerrte ſeine

Lippen — er war todt. Auf ſprang Nurſaba mit einem Schrei des Entſetzens. Dann wurde ſie ſtill, wie Herrmann, und ihre Züge überkam die unendliche Ruhe der ſeinigen. Sie ſchied nicht von ihm, bis er in die Erde gelegt wurde. Dann über dem Grabe knieend, löſete ſie von ihrem Halſe das Amulet des Faki, das einzige Kleinod, aus Heimat und Kindheit herübergetragen; es enthielt das Gift ihres Landes. Sie verſchlang es, und über das Grab geneigt erwartete das Wüſtenkind ſeinen Tod. Bald kam er — mit krampfhaften Händen wühlte Nurſaba in der friſch geſchütteten Erde — ihre Lippen liſpelten noch einige Verſe des Koran — ihre letzten Worte waren: „und ſchweigt und ſtirbt — als Märtyrer!“

Herrmanns Tod erfuhr allgemeine Theilnahme. Von dem Mädchen ſprach man nicht. Das Verhältniß Cöleſtinens zu Alfred nahm durch das traurige Ende des Freundes einen romantiſchen Glanz an. Es wurde für die Welt bald ein erklärtes. Nach ein paar trüben Wochen folgten den Liebenden andere — beſeligenden Rauſches, aber das Verhältniß hatte ſeinen Gipfel erreicht und konnte nicht auf demſelben verharren. Der Strudel des Lebens gewann auf's Neue ſein Recht. Alfred ging nach Paris. — Cöleſtine folgte ihm, dann kehrte ſie wieder ohne ihn. Sie war noch lange die ſchönſte, reizendſte Frau der Hauptſtadt, die Perle der Geſellſchaft, und ihr Salon beſtimmte die Geſetze der Eleganz und Mode, denen kein anderer ſich ungeſtraft entziehen konnte.

II.

Literarisches.

Schreiben an Johann Grafen von Paar,
über eine Flugſchrift gegen Goethe.

1822.

(Aus dem Hefrenat. 1823.)

Wien, am 10. Nov. 1822.

Mein werther Freund! Als wir bei der Trennung einander versprachen, uns fortwährend in gegenseitiger Kenntniß aller neuen Erscheinungen im Gebiete der Literatur zu erhalten, die irgend Aufmerksamkeit verdienen möchten, besorgten wir wohl schwerlich, daß uns die übernommene Verpflichtung auch unangenehme Stunden bringen könnte. Heute wenigstens kann ich Ihnen eine solche nicht ersparen, da ich Sie leider auf eines der elendesten literarischen Machwerke unserer an so mancher Erbärmlichkeit reichen Zeit aufmerksam machen muß. Ich spreche von einem Werkchen, das so eben zu Braunschweig unter dem Titel erschien: Goethe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen, von Friedrich Glover.

Was schamlose Frechheit, die nur mit dem Dummstolze des Verfassers eine Vergleichung leidet: was Rohheit und Gemeinheit des Charakters nur im Stande sind auszubrüten, das finden Sie in dieser Flugschrift mit einer Vollendung geleistet, welche Herrn Glover die sichere Bürgschaft gibt, unter uns Deutschen wenigstens noch lange hierin unübertroffen zu bleiben.

Ob ich zu viel gesagt, ob ich ihm einen Ruhm zuerkannt, der ihm von Mehreren mit Erfolg bestritten werden

dürfte; mag der kleine Auszug beweiſen, der hier folgt. Sie werden aus der Art meiner Zuſammenſtellung erſehen, daß ich mir Mühe gab, die Sache leicht zu nehmen; nehmen auch Sie allen Ihren Gleichmuth zuſammen.

Dieß Werkchen zerfällt in einen Prolog von Herrn Friedrich Glover, und in die eigentliche Schrift: „Goethe als Menſch und Schriftſteller," von einem Engländer (?), zuerſt in der Edinburger Literatur-Zeitung abgedruckt, und nun von Herrn Glover, zur Belehrung des deutſchen Publikums und zur Ehre des Vaterlandes bearbeitet, mit Anmerkungen verſehen und an's Licht gefördert, was um mehr als einer Rückſicht willen nothwendig war.

Die Aufgabe, welche ſich Herr Glover geſetzt, iſt: Die Schlechtigkeit Goethe's als Menſch, und die Unberufenheit deſſelben zum Schriftſteller allen Augen klar darzuthun. Der Prolog iſt aus dieſem Geſichtspunkt die Hauptſache; die Schrift des Engländers dient nur als Gelegenheitsſtück für Herrn Glover, als Anhaltspunkt für deſſen Behauptungen, oder, wenn man will, als Stütze und Krücke derſelben.

Nichts ſcheint billiger als die Forderung, daß derjenige, welcher ſo verletzende und der öffentlichen Meinung ſo widerſprechende Behauptungen in die Welt hinausſchickt, ſie durch Beweiſe belege, die aus dem ganzen Leben und aus der Mehrzahl der Werke des Mannes, den er brandmarken will, entnommen ſind. Wer ſich herausnimmt, ein ganzes Volk des Irrthums zu zeihen, und einen Mann, welcher der höchſten öffentlichen Achtung genießt, an ſeiner Ehre anzugreifen, muß ſeine Sache ſiegreich enden, oder nur die Narrenkappe und das öffentliche Mitleid kann ihn vor allgemeiner Verachtung retten.

Herr Glover, ſowohl als ſein Engländer befaſſen ſich

jedoch mit keinem der früheren Werke Goethe's; die ersten Bände von „Dichtung und Wahrheit" scheinen ihnen zu genügen, um aus diesem gefährlichen Streite als Sieger hervorzugehen. Hier ihr einziges Arsenal; keines der übrigen wird genannt, und man muß gestehen, daß in der ganzen Schrift sich auch nicht eine Zeile findet, welche vermuthen ließe, Herr Glover und sein unbekannter würdiger Freund seyen im Stande, Kunst überhaupt, Dichtkunst insbesondere, und vorzüglich die Goethische zu beurtheilen. Solch eine bescheidene Zurückhaltung der Herren Verfasser, die sich eben so sehr durch Nullität ausspricht, als darauf hinweiset, würde sich vortheilhafter für sie in gänzliches Schweigen aufgelöst haben, und dürfte nach der Ausforderung, die sie nun einmal wagten, nichts weniger mehr als klug und anwendbar seyn.

Ohne vorhergehende kritische Untersuchungen oder Erklärungen beginnt Glover seine Hauptbeschuldigungen mit dem Satze: „Alle Fehler, welche die früheren Arbeiten Goethe's charakterisiren, fallen auch bei dieser invita Minerva begonnenen Biographie nur zu sichtbar in die Augen. Wir rechnen dahin zuvörderst die überall hervorschimmernde leichtsinnige Verachtung der Religion und Moralität, wodurch er bekanntlich unendlichen Schaden angerichtet. So spricht er z. B. Th. I. S. 43, in einem wegwerfenden Tone von „Strafgerichten der Geistlichkeit." Th. II. S. 12 sagt er: „„Sokrates galt mir für einen trefflichen weisen Mann, der wohl, im Leben und Tod(e) sich mit Christo vergleichen lasse, und seine Schüler schienen mir große Aehnlichkeit mit den Aposteln zu haben."" Wer solche gefährliche Grundsätze vor das große Publikum bringt, der ist ein verabscheuungswürdiger Mensch." (S. 7.)

Dieſe einzige Stelle gibt ſchon genügenden Aufſchluß, welch eine Art von Urtheil und welche Beweisführung von Herrn Glover zu erwarten ſeyen. So milde Forderungen an die menſchliche Vernunft, hinter denen man Bann und Scheiterhaufen zur Sicherung der Wahlfreiheit und zur Erleuchtung des Weges aufgerichtet ſieht, würden ihm auf eine Inquiſitions-Präbende den billigſten Anſpruch geben.

Nach einer Stelle Goethe's über die Art, wie er ſich mit dem alten Teſtamente vertraut machte, und welche Herr Glover zum Ausrufe bringt: „läßt ſich wohl ein größerer Unſinn denken!“ — nach einer Fortſetzung dieſer Stelle, wobei Herr Glover eben ſo zarte als ſcherzhafte Vergleichungen zwiſchen Goethe und Sand anſtellt, geht er zunächſt auf die politiſchen Grundſätze deſſelben über. „Schlecht und unmoraliſch ſind die politiſchen Maximen, welche Goethe hier und da äußert.“ (S. 8.) — Es iſt merkwürdig, die Beweiſe dieſes, und überhaupt jedes anderen Satzes nachzuſehen, und ich bitte Sie, Freund, dieß nicht zu verabſäumen; indem es gewiſſermaßen die einzige Entſchädigung für den Unmuth iſt, der uns über ein ſolch unwürdiges Benehmen, über eine ſolche Entehrung des deutſchen Namens ergreift.

Nachdem alſo der Stab über Goethe religiös und politiſch gebrochen iſt, und Glover ſonach mit dem Menſchen wohl fertig zu ſeyn glaubt, geht er an den Schriftſteller. Schon am Eingange (S. 4 bis 7) ſpricht er ihm Geſchmack und Schilderungsgabe ab, eine Folge der faſt gänzlichen Vernachläſſigung der alten klaſſiſchen Literatur, wie er ſagt. S. 9 und 10 ſetzt er dies mehr auseinander, indem er behauptet:

„An faden, tändelnden Wortſpielen, worin ſich Goethe von jeher ſo wohl gefiel, läßt er es auch

jetzt nicht fehlen.“ Daher „närrische Definitionen,“ daher abermals „Unsinn“ (dieß Wort kommt öfter vor, das Werkchen selbst ist übrigens voll davon), daher „kindische Possen, die höchstens nur in Bauernschenken und Zigeunerkrügen ihr Glück machen können. — Aber warum „diese und ähnliche Quisquilien in Goethe's Schriften? — Erstens ist Goethe jetzt viel zu bejahrt, um noch als Schriftsteller vor dem großen Publikum aufzutreten“ . . . . „denn wie nun einmal die Alten gemeinhin sehr geschwätzig sind, so schwatzt auch er blind in den Tag hinein, ohne sich darum zu bekümmern, was er schwatzt, und warum er schwatzt und wie andere Alte faseln, so faselt auch er.“ (S. 10.)*) — „Zweitens ist Goethe durch zu schmeichelhaften Beifall und übertriebene Lobeserhebungen seiner Freunde und Klienten verwöhnt und verdorben; er verlangt und erwartet unbedingte Huldigung. . . . . So gleicht dann Goethe einem verzogenen Kinde, das nie die Ruthe fühlte.“ (Hr. Glover fällt in sein Amt) — „so hält er sich dann für so überaus wichtig, daß er überzeugt ist, es könne nichts, was ihn angeht und von ihm ausgeht, als unbedeutend angesehen werden.“ — Wenn dem so wäre, ob Goethe ein Recht hat, dieß von deutschem Volke zu erwarten, er, der es aufziehen half, der es mit der Liebe eines Vaters am Herzen trug und trägt? Sie, mein werther Freund, so wie ich, weder ein Klient Goethe's, noch ihm nahe genug

*) Da Herr Glover noch nicht ganz so berühmt, wie Goethe ist, so mag er mir verzeihen, daß ich sein Geburtsjahr nicht kenne. In welchem Alter er sich befindet, darüber blieb mir jedoch nach der ersten Seite seines Werkes kein Zweifel mehr. Weniger entschieden bin ich über die Frage, ob er noch nicht heraus, oder zum zweitenmale schon wieder in dasselbe getreten ist.

im Leben, um ſein Freund zu heißen, Sie ſein Verehrer wie ich, und ihm perſönlich bekannt: empört Sie dieſer unbeſcheidene Vorwurf nicht? Sie entſinnen ſich des Inhalts unſerer Geſpräche mit ihm, als wir vor zwei Jahren den Greis in ſeinem einfachen Hauſe zu Jena beſuchten: Sie entſinnen ſich der Verwunderung, die ich gegen Sie (nicht ohne Beſchämung) ausſprach, ſtatt des durch Rang, Verdienſt, Weltlob und Bewußtſeyn mit Recht weit über uns gehobenen Mannes, im Benehmen, in ſeinen Aeußerungen nur den milden, liebevollen Vater zu ſehen, — den Greis, der mit Innigkeit an den Buſen der Natur ſich ſchmiegt, — den Menſchen, der, keine geſellige Form mit hochmüthiger Demuth verachtend, hinter jeder nur das Reinmenſchliche aufſucht, und ſo gerne findet; den Weiſen, der von ſeinen Leiſtungen mit einer Beſcheidenheit ſprach, die jetzt kaum der Unbedeutendſte unſerer unbedeutenden Schriftſteller (ich rede nicht von Herrn Glover) mehr für nöthig achtet; den Dichter endlich, der in ſeinen Werken nur Unvollkommenes, nur Anfänge anerkannte, wenn er auch wohl wußte, daß jede Leiſtung des wahren Künſtlers, auch die größte, nur ein angefangener Ausdruck iſt, zu dem hienieden das Ende nimmer gegeben wird; daß alle Mittel der Darſtellung oder Abbildung des Höheren nur bis zu einem geringen Grade ausreichen, und ob ihrer Schwere kaum über den Boden zu heben ſind, während Wollen und Denken alle Räume der Idealwelt durchziehen. Aber wozu ſoll ich Sie an Scenen erinnern, die wir ſo viel beſprochen? — Genug, Sie wiſſen: Goethe klagt über das Mangelhafte ſeiner Werke; Glover (der mit ihm nichts als drei Buchſtaben gemein hat, wovon der eine, den Zahlen verwandt, mir Gelegenheit zu einer treffenden Bezeichnung gäbe, wenn ich

mir Anſpielungen erlauben wollte) Glover mag mit ſeinem Werke zufrieden ſeyn.

Aber weiter im Texte. Iſt es Mißtrauen in ſeine eigene Sache, daß Herr Glover das Publikum durch die Auseinanderſetzung zu beſtechen ſucht, wie „verächtlich“ es von Goethe behandelt werde? — S. 12 ſagt er: „In welcher Achtung das Publikum bei ihm ſtehen müſſe, kann man leicht aus den vielen gemeinen pöbelhaften Ausdrücken abnehmen, die er ſich erſt neuerlich wieder in ſeiner Biographie erlaubt.“ — Er hebt „davon beiſpielsweiſe nur einige der gelindern aus, weil ſeine Feder ſich ſträubt, die plumperen abzuſchreiben.“

So viel in Abſicht auf das Publikum überhaupt. Einer beſonderen Beachtung hält Herr Glover noch das hannöveriſche werth. Goethe nennt einen gewiſſen von Gouè „eine derbe, breite, hannöveriſche Figur.“ Glover benutzt dieſe Gelegenheit, um, mit überraſchender Neuheit im Witze, Goethen „eine hagere, lange Frankfurter Figur“ zu nennen, und ruft nebenbei aus: „man ſollte kaum glauben, daß Jemand durch Hochmuth und Uebermuth zu einem ſo hohen Grade von Aberwitz und Muthwillen verleitet werden könnte, die Bewohner einer ganzen deutſchen Provinz auf eine ſolche Art beleidigen oder lächerlich machen zu wollen!“ (S. 12.) — Herr Glover ſpricht dieß in Bezug auf Goethe.

„Der Nachläſſigkeiten im Styl gibt es auch in dieſer Biographie unzählige.“ — (S. 13.) Darunter rechnet Herr Glover als undeutſch die Stelle; „wir hielten denjenigen für unſern wahrſten Freund;“ denn es ſollte heißen — (ſagt Herr Glover): „beſten Freund.“ — Wer die Verbeſſerungen lieſt, die Glover an Goethe's Styl macht, muß

wahrlich bedauern, diesen Herrn nicht an die Spitze einer Akademie zur Ueberarbeitung deutscher Meisterwerke in die wahre klassische Form gestellt zu wissen! — Aber mit Goethe würde sich die Mühe nicht lohnen, „wozu sollte es auch nützen? — einen Neger weiß waschen zu wollen, ist ein undankbares Unternehmen.“ (S. 16.)

Noch ist zur Beurtheilung des Goethe'schen Styles Folgendes zu wissen nöthig: daß er Fehler mache, „die man kaum einem Tertianer zu gut halten würde“ (S. 16); — daß er grobe Unwissenheit unwiderſprechlich beurkunde (S. 16); daß er der deutschen Sprache unnöthiger Weise Wörter aufdringe (S. 16); daß er sich das Recht herausnehme, neue deutsche Wörter willkürlich zu schaffen, ein Recht, das jeder andere Schriftsteller eben so anſprechen könnte, wenn jeder so anmaßend und eitel wäre, jenes vermeintliche Recht ausüben zu wollen.“ (S. 22.)

Ohne Rückhalt endet Herr Glover seine Beurtheilung der Goethe'schen Schreibart mit den Worten (S. 22): Es ist zu bedauern, daß Goethe nicht fühlt, wie ekelhaft sein Vortrag ist,“ und zwar „durch neue Worte,“ — durch „Lieblings-Ausdrücke, auf die man in seinen Schriften beſtändig stößt, — durch Wortſpiele, die sich in Unzahl finden, und die auf eine bewundernswürdige Art an Abſurdität mit einander wetteifern; — durch den Mißbrauch des Particips, womit er das Ohr auf eine unausſtehliche Weise beleidigt. Was die Grammatik betrifft, so gehört Goethe zu den Ignoranten; jeder nicht ganz unwiſſende Schulknabe weiß mehr als er (S. 24); — und so fehlerhaft schrieb vor ihm noch Niemand.“ (S. 26.)

Aber nicht genug, daß die Immoralität, die Irreligiosität, die Unberufenheit Goethe's zum Schriftsteller hinlänglich dargethan worden; auch dessen Unwissenheit muß an den Tag kommen. „Denn seine akademische Laufbahn beschreibt er so, daß man in Versuchung geräth zu vermuthen, er möge wohl eben nicht sehr tief in die Mysterien der Themis eingedrungen seyn." Beweise hiervon findet der artige Verfasser in einer Dissertation, die Goethe, damals 18 Jahre alt, in lateinischer Sprache herausgegeben haben soll. Die Breite, mit welcher Herr Glover diese Abhandlung durchgeht (er füllt damit 50 Seiten; der ganze Prolog hat 76), verräth sein Wohlgefallen an diesem Geschäft. Er schwelgt darin, — er ist in seinem Elemente, — man sieht, wie gern er dabei weilt, seine geübte Hand ist ganz Meister desselben. Ich überlasse Ihnen, lieber Freund, nachzusehen, wovon hier die Rede ist; ich will ihnen eine von so zarter Hand, und auf so zarte Weise bereitete Ueberraschung nicht rauben. Sie können voraussetzen, daß, wer auf 76 Seiten über Goethe urtheilte, und was mehr ist, ihn anklagte und verurtheilte, in diesen neuen 50 Seiten ihn nicht anders behandeln werde. Mit völliger Gewissensruhe aber kann ich Sie versichern, daß hier das parturiunt montes ganz unrichtig angewendet wäre.

Auch in juridischer Beziehung findet die Biographie in dieser Vorrede noch eine Beleuchtung. Sie steht da als ein „monstrum horrendum cui lumen ademtum". (S. 73.) Ich denke, Sie fragen, mein lieber Freund, worauf sich an diesem Orte das sie beziehe, ob auf die Biographie, auf die Vorrede oder auf die darin gegebene Beleuchtung? — Die Antwort liegt nahe.

Was nun die aus dem Englischen bearbeitete

Schrift betrifft, so wird sie an Unverschämtheit, Halbheit, Rohheit und Anmaßung weit von dem Prolog, der sein eigener würdigster Nekrolog werden könnte, übertroffen. Sie ist nichts mehr und weniger, als eine Spottschrift auf die deutsche Literatur und den deutschen Volkscharakter, auf Unkenntniß gegründet, nach Hörensagen oder falscher Ansicht ausgeführt, mit einiger Laune belebt, übertrieben, einseitig, nur höchst flüchtiger Durchsicht werth und selbst eine Ephemere. Indessen „a Book's a book, altho' there's nothing in't" sagt Byron. Das Schlechteste an diesem Buche bleiben unbestritten Herrn Glovers Anmerkungen, worin er sich unberufen und sehr unglücklich zum Vertreter Deutschlands gegen England aufwirft. Sollte ihm denn wirklich das Gewissen gar nicht geschlagen haben, als er aus der englischen Diatribe folgende Stelle übersetzte: „Ohne Furcht, man werde sie nachdrücklich tadeln, nahmen die Unwürdigsten und Armseligsten der schmierenden Zunft majestätische Gestalten an, wie zusammengeschrumpfte Aepfel im leeren Raume sich aufschwellen" u. s. w." (S. 81.) —

Ist man von einem Mann, der auf solche Weise, wie Herr Glover, aufzutreten wagt, nicht berechtigt zu fordern, daß er nächstens ein Werk in die Welt sende, vor dem alle Goetheschen in den Staub sinken? — Bis dahin verzeihe er mir, wenn ich ihn für einen Mann halte, der sich im Gefühle seiner Sicherheit am großen Goethe reiben wollte, auf daß neben dessen ruhmvollen Namen auch sein unrühmlicher mit genannt werde. Für den Augenblick ist diese zweideutige Auszeichnung erreicht, aber Herr Glover schmeichelt sich zu viel, wenn er glaubt, er habe sich damit an die Schleppe Goethe's für immer geheftet, und erlange so schlechten Kaufs die Unsterblichkeit.

Verzeihe der würdige Meiſter der deutſchen Dichtkunſt, daß ich den Namen eines unwürdigen Sudlers ſo oft neben dem Seinigen ſetzte! Ich weiß, daß die niedrige Hoffnung, die alten Tage unſeres Goethe zu trüben, — ihm das Gefühl ſeines Werths, den Troſt der letzten Lebensſtunden zu rauben, eine vergebliche iſt; aber wer, der ſolcher Abſicht fähig, verdient nicht, daß man ihn von Pranger zu Pranger führe? — Ich richte daher an Sie den Schrei meines Unwillens, und habe nichts dagegen, wenn ihn die ganze Nation vernimmt. Ich erhebe furchtlos meine Stimme, denn ich bin gewiß, daß Millionen eben ſo denken, eben ſo entrüſtet ſind. Ich hoffe zur Ehre unſeres Vaterlandes, daß ſelbſt diejenigen, welche auf Flecken, auf Unvollkommenes in Goethe's Werken öffentlich deuten zu müſſen glauben, mit Unwillen auf einen Menſchen blicken werden, der ſo ſehr jener Achtung vergeſſen konnte, welche ſelbſt der Tadler einem Mann wie Goethe, und überhaupt Jeder der deutſchen Nation ſchuldig iſt.

Und nun, mein werther Freund, wenden Sie ihre Blicke weg von dieſen Blättern, und ſuchen Sie in dem Kreiſe der Ihrigen, an den freundlichen Ufern der Maas des Gewürmes zu vergeſſen, das an den ehrwürdigen Säulen des deutſchen Kunſttempels hinaufkriecht, und ſeinen Weg mit Unrath bezeichnet.

Ueber Enk's Gedicht: „Die Blumen".

1822.

(Wiener Zeitschrift.)

Eine liebenswürdige Erscheinung, die von Niemanden übersehen werden sollte, dessen Sinn der Natur treu und erschlossen blieb, bieten uns „die Blumen, Lehrgedicht von M. Enk, in drei Gesängen.“ (Wien 1822 bei Gerold.) Der Verfasser hat sich zur Aufgabe gemacht, die Reize der Blumenwelt zu enthüllen, die süße Lust ihrer Pflege zu schildern, und, indem er die Liebe zu diesen schönsten Kindern der Schöpfung als Leiterin mit sich führt, die Gesetze für diese Pflege aufzustellen. Ein so zarter Stoff fordert eine nicht minder zarte Behandlung; aber die Hand des Verfassers hat diese Aufgabe würdig gelöst. Seine Dichtung selbst gleicht einer Blume, die in anspruchloser Schönheit die jungfräuliche Brust dem Lichte öffnet, wo alle Blätter noch von Lebensfülle schwellen und von reinem Thau benetzt, in tausend Farben spielen.

„Euch Mädchen, die ihr gern das braune Haar,
Den weißen Busen gern mit Blumen schmückt,
Euch Jünglingen, die gern ihr die Geliebte
Mit Blumen, von euch selbst gepflanzt, erfreut:
Und Jedem, dessen unbefangnen Sinn
Das blüh'nde Leben der Natur entzückt;
Euch sey mein Lied geweiht!“

Diese Widmung gibt der Verfasser im Eingange des ersten Gesanges, und darf überzeugt seyn, daß sein angenehmes Geschenk von Allen mit Wonne aufgenommen werden wird, die er zu seinen Lesern wünscht.

Der Flug einer edlen und reinen Begeiſterung, der in manchen Stellen uns hinreißt; das Verweben mythologiſcher Fabeln in die Geſchichte der Blumen; Gleichniſſe, welche überraſchende und angenehme Gegenſätze bilden und Gedanken wecken, durchziehen dieſe liebliche Dichtung mit wechſelnden und mannigfachen Farben und geben dadurch dem Ganzen das weiche und wohlthuende Colorit, das es auszeichnet.

Ueber

Thiersch de l'état actuel de la Grèce.

1834.

Dieß Werk iſt das Vorzüglichſte, welches über das neuere Griechenland, ſeit man überhaupt darüber ſpricht, erſchienen iſt; es iſt auch das einzige nützliche. Was ſein Verdienſt ausmacht, wird die Hauptquelle des Tadels gegen daſſelbe ſeyn; es ſpricht für die Intereſſen der Regierung, indem es denen des Volkes das Wort ſpricht; es ſpricht für eine lebendige Verwaltung, nicht für Kanzleieinrichtungen. Dieſen Weg begreifen heut zu Tage nur Wenige mehr. Die Einen werden den Verfaſſer einen Liberalen, die Andern einen Abſolutiſten, die Dritten einen Dilettanten ſchelten, und alle Drei das Buch aus der Hand legen.

Zwei Hauptverdienſte hat dieſes Buch: das eine iſt ein hiſtoriſches, nämlich die Epoche der Kapodiſtrias, wenn nicht in ihren Veranlaſſungen, ſo doch in ihren Wirkungen richtig hingezeichnet zu haben; das andere ein politiſches, nämlich die richtigen Mittel nachgewieſen zu haben, durch welche der junge Staat erſtarken und wachſen könne.

Ueber die Epoche der Kapodiſtrias, über dieſe traurige, an bitteren Enttäuſchungen reiche Epoche, wollen wir ſchweigen. Sie iſt vorüber, und das Blut der Sühne, das freilich die verlorenen Jahre nicht wieder gibt, iſt ja gefloſſen. Griechenland hat nun ſein nothwendiges, lange vorenthaltenes Centrum; es ſchließt ſich an daſſelbe, wächſt und

ſtrebt; es ſteht in der erſten Periode der Bildung, die eben darum von unendlicher Wichtigkeit für daſſelbe iſt, weil es ſeine Richtung für die lange Zukunft beſtimmt. Aus dem Inneren heraus muß es ſich entwickeln. Das weiß und ſagt Jeder; Wenige aber verſtehen darnach zu handeln, und es iſt ein großes Verdienſt des Verfaſſers, dreißig Kapitel dieſer Frage, und nur eines den Beziehungen nach Außen gewidmet zu haben.

Die Vorſchrift für das Verhalten Griechenlands in dieſen Beziehungen iſt heute eine ziemlich einfache. Alle Großmächte Europa's ſind für daſſelbe ſchützende; alle haben, aus unter ſich verſchiedenen Gründen, den Wunſch und die Abſicht, Griechenland zu erhalten. Dieſe Erkenntniß iſt für das griechiſche Kabinet die breite und ſichere Baſis ſeiner Haltung gegen Außen. Statt Partei zwiſchen den Mächten zu nehmen und die Wechſelfälle dieſes Mißgriffes zu durchlaufen, iſt ſeine klare Aufgabe, die Mächte beim Worte zu halten. Es iſt in der glücklichen Lage, durch Nichts, was in Europa vorgehen kann, ſich nothwendig beirren zu laſſen. Ein glänzender Theil ſeiner Zukunft liegt in dieſer Regel. Wir ſind daher weit entfernt, die gefährlichen Träume zu billigen, zu denen den verdienſtvollen Verfaſſer ſeine Liebe zu Griechenland verleitet. Der Geſchäfte der Regierung für heute und morgen ſind ſo viele und ſo drängende, daß das Uebermorgen noch unter Schloß und Riegel gehalten werden ſoll. Sie begründe den Wohlſtand des Landes, vermehre deſſen Mittel, gebe dadurch Europa eine Bürgſchaft der Dauer, mache Griechenland zum nützlichen Gliede im europäiſchen Staatenvereine, erwerbe ihm die Meinung und Achtung der Kabinete; Das iſt und Das allein in dieſer Hinſicht ihre Aufgabe.

Die dermalige Stimmung der meiſten Kabinete und

ſelbſt der Völker gegen die Griechen, iſt eher vortheilhaft als ſchädlich. Je weniger man von ihnen erwartet, deſto leichter iſt es für ſie, ſpäterhin dieſelben zufrieden zu ſtellen. Uebrigens klingt es wahrlich ſonderbar, wenn die civiliſirten Völker den uncivilisirten ihre Leidenſchaften, ihren Hang zu Gewalt, ihre Treuloſigkeiten vorwerfen — ſie, die dieſe Mitgabe des Böſen in der menſchlichen Natur keineswegs ausgemerzt, ſondern in ein Syſtem gebracht und mit milderen Formen und andern Namen bekleidet haben.

Die Griechen ſind überſchätzt und, wie das zu geſchehen pflegt, dann unter ihren Werth geſetzt worden. Iſt es ſo leicht für uns, die wir in den Elderdunen der Bildung uns wiegen, den Mann in Noth und Kampf, der hart an der Natur ſteht, zu begreifen? Die Elemente des Lebens in dieſer Rolle dargethan zu haben, iſt dieſes Werkes Verdienſt. In der Gegenwart wird der Verfaſſer viele Ungläubige, noch mehr Gleichgültige finden; die Zukunft wird ihn rechtfertigen und lohnen.

Die Kapitel über Ackerbau und Handel ſind vorzüglich ausgearbeitet. Es gibt einen Weg, der Griechenland ſicher binnen kurzer Zeit auf eine hohe Stufe von Macht und europäiſchem Einfluſſe ſtellen kann; es iſt unmöglich, daß eine erleuchtete Regierung denſelben verkenne. Es iſt dieß der Weg der Entwicklung der materiellen Intereſſen. Ein Land, das ſo viele treffliche, allgemein brauchbare Erzeugniſſe, ein ſo herrliches Klima hat, zwiſchen Morgen- und Abendland liegt und faſt ganz Hafen oder Rhede iſt, das überdieß ſo viele treffliche Seeleute und ein ſo wenig koſtſpieliges Syſtem der Seefahrt beſitzt, ein Land, das ſo viel braucht und ſo viel geben kann, hat im Handel eine Quelle von Reichthum aufgeſchloſſen, die eine der wichtigſten Lebensadern des jungen Königreichs iſt. Der Verfaſſer

hat das Verdienst, mehrere Ideen hingeworfen zu haben, die der Regierung zur Richtschnur dienen können und sollen; nicht alle passen in das System unseres alten Europa, aber die Regierung würde ihre Stellung verkennen, wenn sie sich von diesem Systeme nicht unabhängig zu erhalten wüßte, wo es Noth thut. Die unbeschränkte Handelsfreiheit und ein verständiges Quarantäne-System nach des Verfassers Ansicht, die heutzutage diejenige aller Leute von Erfahrung und Kenntniß ist, sind Maßregeln, in denen größtentheils Griechenlands Zukunft liegt. Ganz besonderer Erwähnung verdient auch, was der Verfasser über die Elemente und Rechte des Gemeindewesens gesammelt vorlegt. Die kürzlich in Griechenland erschienene Gemeindeverfassung ist zwar nicht strenge auf die historische Basis gebaut, aber sie wird sich derselben sicherlich durch nachträgliche Modifikationen annähern. Wir theilen die Ansicht nicht, daß für einen katholischen Thron in Griechenland keine Zukunft sey; aber wir sind fest des Glaubens, daß gänzliche Losreißung von dem Patriarchen in Konstantinopel ein politischer Fehler sey, glauben auch, daß es heute noch Mittel gibt, die billige und nothwendige Freistellung der Kirche in Griechenland von diesem Oberhaupte zu erhalten, ohne deßhalb mit ihm zu brechen.

Mit wahrem Vergnügen erfüllen die Bemerkungen des Verfassers gegen den Unfug des Kapodistrianischen Beamtenwesens. Wenn die Regierung nicht Lebensquellen verschließen und Quellen des Todes öffnen will, so wird sie den glücklichen Umstand, eine jungfräuliche Erde vor sich zu haben, benützen, um die Verwaltung so einfach als möglich einzurichten. Die Controlle eines Guldens kostet gewöhnlich zwei, und die Ehrlichkeit steht bei hundert in keinem andern Verhältnisse als bei zehn. Der Grundsatz, die größtmög-

liche Zahl der Unterthanen zu besolden, ist ein unsinniger, weil er die Unzulänglichkeit in sich trägt und die Abwendung der Jugend vom Ackerbau, vom Handel, von den Handwerken, von den Künsten, um sie an den Tisch der Verwaltung zu stellen, eine Selbstvergiftung.

Aber wir wollen einem so ausgezeichneten Beobachter und biederen Denker, wie der Verfasser dieses Werkes, nicht Punkt für Punkt nachzählen. Das Meiste verdient volle Würdigung und Alles ist gut gemeint. Wer Griechenland kennt und keine untergeordnete Rücksicht obenan stellt, wird und soll dieß zu Ehren des Verfassers und zum Nutzen der guten Sache bekennen.

Lamennais Paroles d'un Croyant.

(Allg. Zeit. 1834.)

Lamennais neueſte Schrift.

Man müßte an der Zukunft verzweifeln, wenn man das Werk Lamennais „Paroles d'un Croyant" für das aufnehmen wollte, für was es ſich gibt und was ihm allein Wirkung verſchaffen könnte, für das Echo der geheimen Seufzer der Zeit, für das Rufen der bedrängten, ihres Elendes und der Gründe deſſelben bewußten chriſtlichen Völker. Glücklicher Weiſe iſt dieſes Buch ein teufliſches, wenn es kein göttliches ſeyn kann, und iſt dieß in dem Verhältniſſe mehr, mit je größerem Aufwand von Talent und Kunſt es ausgeſtattet wurde. Es iſt das größte Skandal unſerer Zeit oder deren ſchönſte Blüthe; es verdient das laute Beifalljauchzen aller Guten, oder es verdient, daß man die Wände abkratze, wo es gelegen hat, und den alten Gebrauch wach rufe, auf öffentlichem Platze durch den Henker es verbrennen zu laſſen. Dieſer Gegenſatz, auf den es, durch ſeinen Stoff nicht bloß, ſondern auch durch das große Talent der Behandlung deſſelben Anſpruch macht, enthält das Gegengift, womit der Himmel die Wirkung des Giftes aufzuheben bedacht war. Denn wer, der es las, kann wohl zweifeln, daß es Tod, nicht Heilung, in die geheimſten Adern des Körpers der Geſellſchaft zu gießen beabſichtet. Welche Stimmen ruft es auf? welche jubeln ihm Beifall? Ein Artikel im Populaire, dieſem Wortführer der

Zerſtörung, antwortet hierauf. — Welche dagegen bekennen mit Muth ihr Entſetzen und geben ihrem Abſcheu den rührenden Ausdruck? Lamennais nächſte Freunde und Jünger; ſie treten mit Schauder zurück, wie Leute, die den Fuß auf grüne Wieſe geſetzt zu haben meinten und die Schlange den ſcheußlichen Leib darunter bewegen fühlen. Dieß Buch iſt keine Meinung über die Lebensbedingungen der Geſellſchaft, irrig oder wahr an ſich, aber in redlicher Abſicht der beſtehenden entgegengeſtellt. Dieß ließe für und wider zu, und gehörte ins Gebiet des Verſtandes, der Erfahrung und des aufrichtigen Willens. Nein, es iſt der Krieg gegen die Geſellſchaft thatſächlich begonnen, der Krieg mit allen Waffen gegen alle Theile derſelben; nicht der Krieg der Vertheidigung oder perſönlicher Anſprüche, ſondern derjenige der Verheerung, der eines Attila und Dſchingiskhan. Die ganze Lehre dieſes Buches läßt ſich auf die Worte bringen: Was heute beſteht, iſt des Satans; ſtehet auf — werft nieder — ſchlagt todt, bis Alles der Erde gleich gemacht iſt. Um dieſe Lehre eindringlich zu machen, untergräbt dieß Buch alle Grundlagen der Geſellſchaft, ſtellt jede Gewalt als verbrecheriſch und jeden Widerſtand gegen dieſelbe nicht nur als erlaubt, ſondern als geboten dar; es erfindet eine Religion des Teufels, nennt ſie Chriſtenthum, und will dadurch in dem Herzen den Thron des wahren Chriſtenthums umſtoßen, welches Frieden und Ordnung lehrt und folglich alle Bedingungen zu beiden ſtützt. Es heuchelt die evangeliſche Sprache nach, prangt, wie ſie, in koloſſaler Einfachheit, bedient ſich, wie ſie, allverſtändlicher Bilder, mißbraucht die heiligen Formeln, um alle Begriffe von Recht und Pflicht umzukehren, ſchwachen Bedrängten den letzten Troſt im Elende, den letzten Schild gegen das Laſter zu nehmen, um den Umſturz alles Beſitzes, Mord und Todtſchlag zu pre-

digen und die allgemeine Auflösung, den Krieg Aller gegen Alle herbeizuführen. Wenn der Satan aus der Hölle stiege, was könnte er Anderes thun? Mit diesem Buche in der Hand müßte er erscheinen. Wie sehr die steigende Selbstsucht, der Schwindel des Hochmuths, die Gottesvergessenheit von Groß und Klein dem Gedeihen eines solchen Werkes auch vorgearbeitet haben: es kann nur untergehen, denn es ruft die besseren Elemente auf, die bisher, vielleicht zu lässig, dem Uebel der Zeit im Herzen der großen Mehrzahl entgegenstehen. Es ist vielleicht das Feuerzeichen am Himmel, das Europa warnt, und in so fern wird es, wir glauben es fest, noch Gutes wirken. Pest, Krieg und Erdbeben sind auch Werkzeuge Gottes. Eben weil es außerhalb des Streites für das oder jenes Prinzip der Ordnung liegt, und gegen die Ordnung überhaupt gerichtet ist: so müssen die Anhänger dieser Prinzipien hier alle den gemeinsamen Feind erkennen; alle stehen in demselben Lager, unter wie viele Fahnen sie auch getheilt seyen. Der geringe Hause der Verworfenen, was vermag er? Der Himmel hat Jedem daraus das Merkzeichen auf die Stirne gebrannt. Wenn auch die Kirche die Strafe für die Lästerung ihrer Lehren einem höheren Arme überließe — wenn die Regierungen gegen den Feind nicht aufträten, weil er ausschließend der ihrige scheint: die öffentliche Meinung wird Kirche und Regierungen rächen.

Ueber die dermaligen Reformen im türkiſchen Reiche.

1832.

(Jahrbücher der Litteratur. 59ſter Band.)

Ueberall iſt vom Bauen die Rede, und wo man hinblickt, iſt Zerſtörung. Religion und Wahrheit gehen, wie Verbannte, in Hüllen und Dunkel. Die Grundſäulen der Geſellſchaft, Sitte und Recht, brechen ein; Throne ſtürzen und begraben unter ihren Trümmern die Völker. Wie die Perſer in der tauſendjährigen Thebä, ſo wüthen heut zu Tage Groß und Klein um die Wette im tauſendjährigen Bau der Geſellſchaft. Wird ihr Werk vollbracht, ſo wird Europa das Gleichniß dieſer Thebä ſeyn, Wüſte und unbewohnte Ruine.

Die Revolution iſt bereits in den Geſetzen, ſagt ein Held der neueſten Literatur, und ſagt nicht genug, denn ſie iſt nicht ſelten bereits in den Herrſchern. Sie ſitzt auf dem Throne, den ſie emſig zerreißt, und wirft die Fetzen davon den drängenden Haufen zu, auf daß dieſe ſich ihrer als Fahnen bei ihren Verheerungszügen bedienen. Ein Beiſpiel dieſer Art gibt die heutige Türkei, die das Gift unſerer Civiliſation zu ihrem Verderben empfangen hat. Man hat ſich dieſes Geſchenkes viel gerühmt, und dabei die edelſten Worte mißbraucht. Es ſey erlaubt, der allgemeinen Meinung eine von ihr abweichende entgegen zu ſtellen, und zu dieſem Behufe den Zuſtand des ottomaniſchen Reiches näher zu beleuchten.

Alle Staaten wurden durch Glauben begründet; keiner iſt ohne Glauben groß geworden. Was der Menſch nicht an den Himmel hängt, hat kein Gedeihen auf Erden. Mit dem Glauben weicht aus den Völkern die Sitte, alle Teufel werden nach und nach losgelaſſen, und wie ſehr auch das Wiſſen den Kopf bereichere, das Herz verarmt bis zur völligen Unkenntniß deſſen, was Glück, was Zufriedenheit iſt. Eine Reform, die mit Angriff gegen die Religion beginnt, kann ein Volk nur zur Verderbniß, einen Staat nur zum Untergange führen. Eine ſolche iſt die Reform, die heut zu Tage von Konſtantinopel über die herrlichen Länder von der Donau bis an den Tigris und Euphrat und über die geſunden Völker, die ſie bewohnen, verhängt iſt.

Civiliſation? — Was heißt das? — Es gibt keine oder ſie iſt in der geregelten, dem Lande, den Sitten, den Gebräuchen und der Religion angepaßten Entwicklung des Volkes zu ſuchen. Was über dieß Verhältniß hinausgeht, iſt Verzerrung und Mißgriff, iſt Kampf anmaßenden Schwindels gegen die Stützen des Lebens. Die eine und untheilbare Civiliſation unſerer Welteinrichter, die erſt niederhaut und Salz über den Boden ſtreuet, dann ſich aber mit ihrem Flitter behängt, frechen Auges und heißhungerig nach Beifall darüber ſetzt, und ſagt: da bin ich! — Dieſe abſurde, zerſtörende Civiliſation, kann mit wirklicher Liebe zu den Menſchen niemals zuſammen wohnen, niemals mit der ſtrengen und mächtigen Vernunft, welche aufrichtigen Willens die Wege zur Verbeſſerung des Zuſtandes des Einzelnen in der Geſellſchaft ſucht. Einen Türken nach den Lehrſätzen der Chauſſée d'Antin civiliſiren wollen, heißt in der Welt das Bette des Prokruſtes aufrichten, und,

wohl verſtanden, nach Maß der eigenen, abgemagerten und lebensarmen Geſtalt.

Dieſe Richtung hat bis jetzt die ſchon von Selim begonnene, von dem dermaligen Sultan wieder aufgefaßte Erziehung des Volkes genommen.

Dieſer Gang iſt um ſo beklagenswerther, als er den Anſichten des Souveräns ſchnurſtracks entgegen ſteht. Man ſchildert den Sultan Mahmud gewöhnlich als einen Mann eiſernen Willens, der ohne Begriff und Gefühl der Bildung von Unruhe zur Thätigkeit getrieben, ſein Volk europäiſch zuſchneiden wolle, um es bequemer und ergiebiger für ſich zu nützen. Man ſchildert ihn als einen Tyrannen in der heutigen Bedeutung des Wortes, oder man zeichnet ihn, lobpreiſend, als ein Kind, das hinter dem Rauſchgold der Verbildung herläuft, und die europäiſche Civiliſation am verkehrten Ende, an ihren Laſtern, anfaßt. Keine von dieſen Schilderungen iſt richtig. Sultan Mahmud iſt ein edles Herz, tief ergriffen von den Pflichten ſeiner Stellung, lebhaft angeregt von dem Wunſche, ſein Volk aus ſich ſelbſt zu entwickeln, muthvoll und fein wie ein arabiſches Pferd. Er gab ſein Ohr gerne europäiſchen Kenntniſſen hin, und es ſchwebte ſeinem Geiſte das ſchöne Bild vor, ſein Volk damit zu bereichern. Aber an den Mitteln der Ausführung ſcheiterte bis jetzt ſeine lobenswerthe Abſicht. Gezwungen in die Bahn des Krieges geworfen, lähmten außerordentliche Anſtrengungen die Kraft des Landes für viele Jahre, und ſäeten den Haß gegen jede Neuerung aus, die an den Feind erinnerte. Viele Fäden riſſen, andere wurden in Eile angeknüpft, die Klaſſe der Schmeichler endlich bemächtigte ſich des ſegenvollen Beſtrebens, und in der Ausführung entartete es zu Gift und Verderben. Kaum war der Wunſch der Neuerung vom Sultan ausgeſprochen, ſo dräng-

ten ſich die Projektanten an die Thore des Serails. Da ward geneuert, gebaut, wieder eingeriſſen, geebnet, gegraben, über einander geworfen, alles ohne Plan, ohne Kenntniß und klare Anſicht, und ohne jede Rückſicht für die Bedürfniſſe des Landes, für die alten Gebräuche und für die Geſetze der Religion. Die Umtreibler, deren es überall eine große Zahl gibt, machten die Neuerungen zu ihrem Anker, und bearbeiteten die Liebe des Sultans zu ihrem Vortheil. Sie ſahen in dieſem Streben, in dieſer Liebe nichts, als eine königliche Laune, ein Spiel, zufällig und aus Langeweile in die Hand genommen, und nächſtens verlaſſen. Europäer, die von ihrem Vaterlande ausgeſtoßen waren, fanden hier das Klima günſtig für ihr altes Handwerk, das mit dem Zerſtören beginnt, das Weltverbeſſern. Sie huldigten erſt den Sklaven der Großen, und ſchlichen ſich endlich bei dieſen ſelbſt ein, beſchwätzten ſie mit ihrer Marktſchreier-Weisheit, und regten ihr Mitleiden, ihre Eitelkeit und ihre Sucht, dem Sultan zu gefallen, an. Bald hatte jeder Große ſeinen Franken, wie bei uns vormals jeder Fürſt ſeinen Zeichendeuter und Sternſeher; jeder hatte ſein Syſtemchen von Reform, ſeine eigenen Anſichten über dieſen und jenen Zweig der Verwaltung, und ſtand er an der Spitze eines ſolchen, ſo ſchien ihm genug, die Sache anders zu treiben, als ſie bis dahin getrieben worden war, um ſich auf einer und derſelben Höhe mit den Anſichten des Sultans zu finden, und ſich als treu-eifrigen Diener, als eine Stütze der neuen Ordnung, als eine Hoffnung des Staates geltend zu machen.

Hieraus ergab ſich, daß man trefflich den Wein vertragen, auf europäiſche Weiſe bei Tiſche ſitzen und Karten ſpielen lernte; daß man aus einem Kleiderſchnitt, aus einem Schnürſtiefel, aus einer Sattelform eine Staats-

angelegenheit machte; daß man das unerſetzliche, das geheiligte Kapital der Sitten mit Leichtſinn antaſtete, daß man ſich zu ſchämen begann, Muſelmann zu ſeyn, und die ſtarre Wüſte der Irreligion betrat. Man ſpielte Soldaten, aber der Soldat blieb ohne Disciplin, ohne gehörige Fürſorge, ohne Mittel zu eigentlichem Unterricht. Man griff an alle Zweige der Verwaltung, aber bis jetzt iſt kein anderer Erfolg daraus hervorgegangen, als daß alle Stützen des Baues der Geſellſchaft erſchüttert wurden, daß der Mörtel aus den Fügungen fiel und das Gebäude den Einſturz droht. Die Diener der Religion häufen Beſchwerden gegen den Thron, und ziehen das Mißtrauen und den Haß der Gläubigen groß. Der Handel, durch den Mangel an Erzeugniß, wird eine Quelle der Verarmung; die Gewerbe, der Landbau erliegen unter der Laſt der Forderungen eines Syſtems, das viermal mehr als das frühere koſtet, und die Furien der Ehrſucht und des übermäßigen Gewinnes losgelaſſen hat. Auf den kranken Körper der Geſellſchaft hat ſich die Beule eines verderblichen Luxus geſetzt. Vierzig bis fünfzig Verkäufer und Unterhändler laufen jeden Tag nach dem Serail und in die Vorzimmer der Großen mit Muſterſtücken neuen Geräthes, neuen Zierraths, neuen Spielereien, und helfen dadurch den Ernſt des Muſelmanns vergiften, ihm die Zeit wegtändeln und ſein Habe zerſplittern. Die jährliche Verſchlechterung des Geldes, die nothwendige Folge des ſtets wachſenden öffentlichen Aufwandes, verjagt die Sicherheit des Beſitzes, und bringt den Familienvater zur Verzweiflung.

Wie jede Revolution in letzter Wirkung auf das Eigenthum gerichtet, und das Syſtem der Gleichmachung überall nur eine Beſchönigung des Uebertragens des Eigenthums aus fremden Speichern in den eigenen iſt, ſo auch in der-

jenigen, welche dermalen das türkiſche Reich zerfleiſcht. Auch da heben ſich auf den Marktplätzen, in den Kaſernen und in den Salons bereits Stimmen gegen die bevorrechtete Klaſſe der Ulema. Dieſe Klaſſe will erhalten, ſich und die anderen; ſie haßt die Neuerungen; ſie widerſetzt ſich der Zerſtörung, ſie iſt reich; das ſind ihre Verbrechen. Die Regierung iſt daran ſie zu demüthigen, und ſieht nicht, daß ſie die Grundfeſten ihres eigenen Beſtehens erſchüttert; man macht ihr glauben, daß ſie die Maſſe der Ulema's, die mit tauſend Wurzeln in den edelſten Stellen der Gemüther wurzelt, wie ein Bataillon Soldaten ummodeln könne; und ſie vergißt, daß überall die Sache der Prieſter diejenige des Volkes wird, ſo lange ſie als Opfer der einen und ſelben Unterdrückung, als Märtyrer der geheiligten Sendung erſcheinen, und das Volk die Vortheile, welche ihr die Regierung verſpricht, nicht verſtanden hat.

Die Angriffe auf den materiellen Beſitz, die Verminderung der Quellen und der Sicherheit des Erwerbes, die Verletzung der Sitten, die Erkältung für die Religion, die Ueberhäufung mit unverſtändlichen, unpaſſenden und überflüſſigen Maßregeln haben die Nation in wenigen Jahren um ein Jahrhundert älter gemacht, haben ſie herausgeſchleudert aus dem Zuſtande des ruhigen Genuſſes, und in den des Zweifels und der Unzufriedenheit geworfen. Noch widerſtrebt der lautere, geſunde Grundſtoff, noch das mächtige Element der Wahrhaftigkeit und des Glaubens, noch iſt das Haus ein unentweihtes Aſyl. Bald werden aber auch in dieſem Volke die Geſetze der Natur durch troſtloſe Künſteleien beeinträchtigt werden; bald wird der geſellſchaftliche Verkehr auf Lüge und für Lüge ſich bauen; bald werden die Leidenſchaften das Glück aus dem Herzen und die Ruhe aus den Zügen des Antlitzes treiben. Das Volk wird

mehr wiſſen und unglücklicher ſeyn; es wird den Popanz des goldenen Kalbes herausputzen und an wirklichen Genüſſen verlieren; es wird fremde Sprachen erlernen und die Sprache der Natur nicht mehr verſtehen; es wird in Sprüngen dem Tode entgegen eilen — oder es wird ſich erheben wie ein Rieſe, und die Götzen in Trümmer ſchlagen, und zu ſeinen Tempeln zurückkehren auf den Höhen.

Jedes Volk muß aus ſich ſelbſt emporwachſen. In der Ausbildung ſeiner Grundelemente liegt ſeine Zukunft. Das Grundelement der Geſellſchaft im türkiſchen Reiche iſt das Munizipalſyſtem, eine Stiftung der Römer, die der rohe Eroberer vorfand, und in welcher er ſeine eigene Erziehung zum Staatsbürger machte. Im Laufe der Jahrhunderte verlor dieſe Grundeinrichtung einen Theil ihrer Kraft. Die Militärgewalt dehnte ſich nach und nach über das Steuerweſen, über Induſtrie und Handel aus; die Gemeinde wurde zum Werkzeuge in der Hand des Aga, Mutſelim oder Paſcha; aber ſie beſteht; ſie zurückzuführen zu ihrer urſprünglichen Wirkſamkeit und auf dieſe Baſis die übrige Verwaltung bauen, das wäre die größte Eroberung, welche die wahre Civiliſation im türkiſchen Reiche machen könnte, und es würde ſich in einem Menſchenalter bewahrheiten, daß das türkiſche Volk reich an Zukunft iſt. Auf dieſem ſanften Wege, ohne Stoß, würde die allerdings nöthige Reform ausführbar ſeyn, die auf dem heute gewählten zur Verarmung der Einzelnen und zum Aufſtande der Maſſe führen muß.

Aus der Wiederbelebung des Munizipalſyſtems würde nothwendig diejenige der eigentlichen Lebensquelle des türkiſchen Reiches, des Landbaues folgen. Mit der Zunahme der Produktion ſtiege die Einnahme für die Regierung; mit dem Wohlſtande der innere und äußere Handel, und

folglich abermals die Einnahme der Regierung. Bliebe die Steuereinnahme den Gemeinden, — würden die Abgaben, welcher Natur sie seyen, festgesetzt, klar geregelt, — gewänne die Regierung dadurch nach und nach die sichere und zulängliche Einnahme, um ihr einfaches Beamtenwesen zu besolden, statt daß jetzt jedes Amt ein Pacht ist, und in Zeiten großen Geldbedarfs, wie die dermalige, die ganze Weisheit der Finanzverwaltung darin besteht, den Pächtern der Provinzen doppelten Pachtschilling abzufordern: welcher Segen ergösse sich nicht über diese herrlichen Länder! — Statt daß bei dem Beiramsfeste, wo ein neues Kleid der althergebrachte Gebrauch dieses so mäßigen Volkes ist, dießmal zwei Drittheile ein solches nicht erschwingen konnten, und Trauer in den Blicken Aller lag; statt daß jeder Raja, der hundert Thaler zurücklegen kann, nach Odessa fährt, und mit dem dort gekauften Patente ausgerüstet, sich allen Abgaben entzieht, und den Abgang sonach auf die Türken und ärmeren Raja's wälzt; statt daß der Handel mehr und mehr unter falschen Firmen geht, und der Schatz um eine bedeutende Quelle gebracht wird; statt daß, um diesen Nachtheil auszugleichen, der Pächter die schwankende Bestimmung der Abgaben als das einzige Mittel, seine Verpflichtungen gegen den Schatz zu erfüllen, darzustellen weiß, und die Bedrückung auch im Handel bis zur Zerstörung desselben geduldet wird: statt dieser gräulichen Verschwendung der Lebenssäfte des Staates, welch ein Leben bei wirklich zweckdienlicher Reform!

Welch ein Grund von Rechtlichkeit, von Sitte, von Religion ist nicht heute noch in diesem Volke! Aber es wird dem dermaligen Systeme nicht widerstehen. In der Hauptstadt sowohl als in den Provinzen erscheint die Verläugnung jener Tugenden als sicheres Mittel, der Regierung

den Hof zu machen. Die Fränken nachäffen, in ihrer Gesellschaft die Nächte verschwelgen, das betrachtet der leichtsinnige Türke als sichere Belege seiner Anhänglichkeit für das neue System. Er stürzt sich in alle Laster der Franken, aus Furcht, noch nicht genug den Türken abgeschüttelt zu haben. Das Volk bleibt diesem Taumel fremd, und betrachtet denselben mit Kummer und Schmerz, und selbst diejenigen, die so tief sinken, haben in ihren Zügen noch etwas, das ihren Verfall verdammt. Die Religion führt sie noch von Zeit zu Zeit zu ihrem besseren Selbst zurück, zu jener Schätzung der Tugend, die ihrem Unschuldstande angehört. Aber dieß Band muß nach und nach lockerer werden und reißen; dann aber wird die Welt das Beispiel der traurigen Entartung sehen, die aus der Vermählung der Jugendkraft mit den Lastern abgelebter Jahre entspringt.

Griechenland.

(Allgem. Zeitung 1832.)

Von der Donau, Ende Oktobers. Griechenland hat nun seinen König, hat sein lange vergeblich gesuchtes Centrum, um welches die in chaotischer Unordnung bewegten Elemente sich sammeln, sich ordnen können. Dieses Ereigniß ist von großer Wichtigkeit für Europa, es ist von größerer für Griechenland selbst; ob von segensvoller oder von unheilbringender? wird sich erst aus der Weise zeigen, in welcher die auf den fremden Boden gepflanzte Regierung sich mit demselben einigen kann. — Als im Jahre 1828 Capodistrias in Griechenland erschien, wurde er als der lang verkündigte Messias, als der Bringer des Heils, empfangen. Er verstand seine und seines Landes Lage nicht. Verfiele die neue Regierung in seine Fehler; glaubte auch sie die Schwächen und Gebrechen des alt gewordenen Europa's auf dieses Brachland pflanzen zu müssen, so würde sie es vollends zu Grunde richten, oder von ihm ausgestoßen werden, wie fremdartiger Stoff. — Griechenland ist ein reicher, im glücklichsten Klima gelegener Boden, der bequem zwei und ein halbmal die Bevölkerung nähren kann, die er dermalen trägt. Seine herrlichen Häfen und Rheden, seine immer und überall gesuchten Produkte, sein Bedürfniß einer starken Einfuhr von Außen, seine mit der See aufs innigste vertraute Bevölkerung, bezeichnen ihm die Stellung als Handelsstaat. Sicherheit im Innern, Verbreitung der Kultur des Bodens und Feststellung der Handelsverbindungen sind für dieses Land die sichern Quellen des Wohlstandes. Was diese Quellen verschlossen hält,

oder ihr Ergebniß verſchwendet, iſt verderblich, und würde in ſeinen Folgen an der Regierung ſich rächen. Das griechiſche Volk iſt in ſeinen höheren Ständen freilich geſunken, in ſeinen unterſten Klaſſen aber fähig, arbeitſam, nach Ruhe und Ordnung verlangend, und nur durch Elend und Noth ein immer bereites Werkzeug der wenigen Unruheſtifter und Räuber, die ſeit Jahren das Land verheeren. Würde die Regierung nicht die Sicherſtellung der arbeitenden Klaſſen und die Beförderung der Arbeit ſelbſt zum oberſten Ziele ihrer Beſtrebungen machen, ſo würde ſie des Landes Untergang bereiten. Würde ſie, wie Capodiſtrias, das Land mit einer zehnmal zahlreicheren Bureaukratie belaſten, als es Noth thut; würde ſie, wie er, dieſe Bureaukratie überdieß mit fremden Perſonen füllen, würde ſie ſtatt durch kräftigen und einfachen Gang ihre Stärke zu offenbaren, durch ein Schein und Trugſyſtem, durch ein unnützes und ſtörendes Sanitätsweſen, durch Beſtechung und geheime Polizei, durch Komödien, für Europa geſpielt, ſich in falſche Stellung und Nachtheil verſetzen; würde ſie Gleichmachungstheorien verfolgen, wie ebenfalls Capodiſtrias es that; würde ſie die Säfte des Landes auf Soldatenſpielereien verwenden, ſo würde das Land elender werden, als es bereits iſt; die Gebrechen der Civiliſation würden mit der Unwiſſenheit und dem moraliſchen Verfalle ſich wuchernd gatten, und ſtatt daß Griechenland verjüngt aus dem Boden, den man aufriß, erſtände, würde man nichts als eine Grube geöffnet haben, aus der ein Paar noch nicht ganz verfaulte Glieder des Bas-Empire herausſtänken.

Die
Pforte und die europäiſchen Mächte.

(Gegen das Journal des Debats.)

(19. Januer 1831.)

Während die beiden Seemächte, zum Triumphe des gesunden Menschenverstandes und in Anerkennung der für sie bestehenden Unerläßlichkeit der Erhaltung des Friedens, den Wortstreit über die russisch-ottomanische Frage bereits aufgegeben haben, schließt und öffnet das Journal des Débats das Jahr mit frischer Thätigkeit auf diesem Felde; es führt die schon entlarvten und abgeurtheilten Fehlschlüsse, Unwahrheiten und Schreckbilder, die früher in diesem Streite dienten, noch einmal als einen Maskenzug, von dem es Wirkung hofft, an seinen Lesern vorüber. Wenn die öffentliche Meinung diese allerdings wichtige Streitfrage in ihrer Nakiheit zu betrachten, wirklich noch nicht im Stande seyn sollte: so klagen wir zuvörderst diejenigen an, welche sich ein Geschäft daraus machen, sie mit trügenden Fetzen zu behängen; dann aber auch die Andern, welche nicht der Mühe werth achten, diese Hüllen herunter zu reißen. Wir wollen dieß versuchen. — Was ist in dem heutigen Verhältnisse zwischen Rußland und der Pforte wahr? Daß die Pforte ein schwaches Reich ist, welches gegen Rußland eigentlich nur zwei Waffen hat: das Freundschaftsbündniß und — im Abgange eines solchen — den Schutz der übrigen Mächte. Die Pforte hat das Erstere gewählt, denn es gewährt dieser Schild des Bündnisses ohne Zweifel mehr Sicherheit, läßt ihr Freiheit für die lebenswichtige Umbil-

dung im Innern, und ſchließt den Schutz der Mächte nicht nur nicht aus, ſondern begreift denſelben auf jeden Fall mit. Weiſer in ihren Berechnungen und edler zugleich in ihrem Urtheile als die Journaliſten, welche ſie leben lehren wollen, nahm die Pforte Rußland beim Worte. Wie hätte ſie klüger handeln können? oder überhaupt wie anders? — Wenn die Pforte, wie es augenſcheinlich iſt, an die an Tag gelegten Geſinnungen des Kaiſers Nikolaus glaubt, ſo theilt ſie dieſen Glauben mit Oeſterreich und Preußen, gleichfalls Nachbarn Rußlands, die eben ſo viel Verſtand als der Herausgeber des Débats und ein wärmeres Intereſſe, als er an ihnen, an ſich ſelbſt, alſo daran haben, ſich in Rußland nicht zu täuſchen. Die Pforte mag auch das Benehmen der beiden Seemächte ſeit dem Londoner Vertrage; den unglücklichen Einfluß dieſes Vertrages auf ihre materielle und moraliſche Kraft nach Außen und Innen; die Zerſtörung ihrer Flotte bei Navarin; die allein dadurch möglich gewordene Bloßſtellung im ſchwarzen Meere; die faſt höhniſche Gleichgültigkeit bei hierauf wirklich von Seite Rußlands erfolgtem Angriffe; die Verſagung der Hülfe gegen die ſiegreichen Aegyptier; die Rettung durch die auf ihren Ruf herbeigeeilten ruſſiſchen Truppen, überhaupt das Benehmen des ruſſiſchen Kabinets in dieſer letzten gefahrvollen Epoche, — ſie mag, ſagen wir, dieſe Thatſachen überdacht haben, die für ſie neu und gewaltig genug ſind, um friſch im Gedächtniſſe zu ſtehen, und nach dieſem Maßſtabe der Erfahrung ihr Vertrauen in die Mächte bemeſſen haben. Nach der Meinung des Divans iſt Kaiſer Nikolaus ein Ehrenmann und heute der Freund der Pforte. Wenn der Divan hierin Recht hat, wer kann dann ſagen, das Bündniß mit Rußland ſey nicht von größtem Nutzen für die Pforte und von unberechenbarem Vortheile für Eu-

ropa ſelbſt? — Wenn er aber Unrecht hat — wenn ſo wie er die beiden Nachbarkabinete von Wien und Berlin in Kaiſer Nikolaus ſich irren, wenn die Thatſachen lügen und dafür die Worte des Journaliſten in Paris Recht behalten: was dann? — dann bleibt, was bis dahin war, der Schutz derjenigen Mächte, welche die Erhaltung des türkiſchen Reiches aufrichtig wollen, d. i. der Schutz Oeſterreichs und Preußens, welche heute dem ungläubigen Theile Europa's gegenüber gleichſam für Rußland als Bürgen einſtehen und, wir wollen hoffen, auch der Schutz Englands und Frankreichs, welche ja nur mit dem Oel ihrer Liebe zur Pforte im vergangenen Jahre den Docht ihrer Zweifel nährten; und dieſe vier Mächte ſind mächtig genug, um Rußland in ſeinen Gränzen zu halten. — Dieſe eben aufgeſtellte Betrachtung macht gewiß Kaiſer Nikolaus auch. Er iſt zu edel, um ſeiner Politik nicht gern den Charakter von Seelengröße aufzudrücken; aber er iſt auch zu verſtändig, um nicht einzuſehen, daß ſeine heutigen Gränzen gegen die europäiſche Türkei die äußerſten ſind, die er, ohne ſich von mächtigen befreundeten Staaten abzutrennen und ſomit wichtigere Intereſſen, als die Erwerbung von ein paar Provinzen, in die Schanze zu ſchlagen, ſeinem Reiche geben kann. Der Mann, welcher, voll der Sorgfalt, den Organismus des Reichs zu ſtärken, ſo hohen Werth auf die Freundſchaft mit andern in ſeinen Grundſätzen ſtehenden Staaten legt, kann nicht verkennen, daß mit dem Erwerbe von Konſtantinopel die Zwietracht in ſeinem Reiche geboren, der Süden nach dieſem neuen Mittelpunkte trachten — überhaupt der Beſitz von Konſtantinopel für Rußland dieſelben Folgen haben würde, die er für Rom hatte. Freunde und Gegner ſtimmen unter ſich überein, daß Rußland im Syſteme ſeiner Politik zu beharren verſtehe — dieß Syſtem

kann nicht das ſeiner eigenen Zerſtörung ſeyn. Die Eroberung der europäiſchen Türkei ihm heute zuzutrauen, iſt eine Beleidigung ſeiner Einſicht. Aus eben dem Grunde, warum Katharina's Syſtem ein eroberndes war, iſt das daraus hervorgegangene neue ein die heutige Türkei erhaltendes. — Dieſen Betrachtungen gegenüber, welche zu widerlegen das Journal des Débats verſuchen mag, ſtellt daſſelbe ungereimte Meinungen auf, die ohne Körper, Ahnungen mehr als Schlußfolgen ſind, und ſtützt ſie durch die Behauptung, wie aus dem Vertheidigungsbündniſſe zwiſchen dem ſtarken Rußland und der ſchwachen Pforte die Unterthänigkeit dieſes letztern Staates folge — es ſtellt das türkiſche Reich als eine bereits moraliſch gemachte Eroberung dar, und folgert hieraus auch das Unausbleibliche der wirklichen. Wäre der Vertrag *ſo*, wie das Journal des Débats ihn ſchildert, dann würde deſſen Folgerung wenigſtens einen richtigen Vorderſatz haben, aber er iſt *nicht ſo*. Nicht eine Sylbe iſt darin, — und das Journal des Débats weiß das ja — weder in dem offenen, noch in dem geheimen Theile, der heut zu Tage gleichfalls ein offener iſt, welche die Pforte in eine ſolche Abhängigkeit nöthige; man muß vielmehr anerkennen, daß, wenn von Bund die Rede iſt, ſich wohl Rußland darin gegen die Pforte, aber nicht dieſe gegen Rußland bindet. Keine Sylbe auch ändert in der Stellung der Pforte gegen die übrigen Mächte irgend etwas, was dieſen durch ihre beſondern Traktate verſichert iſt. Jedermann weiß, daß das Recht der Pforte, Kriegsſchiffen *aller* Nationen die Dardanellen zu ſchließen, ſeit langen Jahren und in vielen Verträgen ausdrücklich anerkannt und von allen Theilen als ein Mittel der Erhaltung der Pforte betrachtet wurde. Wenn die Pforte heute daſſelbe Recht geltend macht, wie ſollten

Mächte, die sie erhalten wollen, dadurch sich beleidigt sehen? Wäre diese Klausel nicht im Vertrage, eben diese Mächte hätten dahin arbeiten müssen, daß sie darin aufgenommen würde. Es ist unredlich, unbegründete Anklagen in die Welt hinauszuschicken, und es ist wenigstens unklug, dem zugestandenen Hauptinteresse — hier die Erhaltung des türkischen Reiches — selbst entgegen zu arbeiten, wie dieß durch die Bestreitung des Rechtes des Schlusses der Dardanellen der Fall ist. — Wenn die beiden Seemächte in der ersten Zeit, und fast bis auf den heutigen Tag, eine Empfindlichkeit gegen die Neigung der Pforte zu Rußland vorwalten ließen, so mag dieß in der mehr abhängigen Stellung ihrer Kabinete von den Volksleidenschaften Erklärung und Entschuldigung finden. Daß sie bei reiferer Erwägung ihrer Interessen diese Empfindlichkeit fahren ließen, mag den Freunden des Krieges, denen, die auf Blut und Verwirrung ihre Karte spielen, unangenehm seyn; aber diese Kabinette lehnen gewiß mit Schamröthe die Behauptung eben derselben Leute von sich ab, daß man ihnen in ihrer Haltung in der russisch-ottomanischen Frage höchstens Geduld vorzuwerfen habe. Ihr heutiges Benehmen ist die Antwort auf diese Stachelrede des Journalisten. Sie haben anerkannt, daß, um die Pforte wahrhaft zu stützen, sie thun müssen, was diese selbst, was Oesterreich und Preußen gethan haben: nämlich Rußland beim Worte nehmen. Sie erkennen, daß die gefährliche Anwendung des Vertrages zu verhindern, mit in ihren Händen liege; daß sie, durch Einheit unter sich und mit den übrigen Mächten in dieser Frage, die Pforte vor der Nothwendigkeit schützen können, Rußlands Hülfe anzurufen, sey es, indem sie den Ehrgeiz eines mächtigen Vasallen im Zaume halten, sey es, indem sie die Pforte mit solchem Ansehen umstellen,

daß ihr die Organisation der Verwaltung möglich wird. Rußland will ja nicht allein und ausschließend die Stütze der Pforte seyn; es sagt zu den übrigen: helfet mit! — — und die übrigen antworten: wir helfen mit! Wer kann behaupten wollen, daß die Pforte nicht erhalten werde, wenn alle fünf Mächte auf diese Weise darüber wachen? und wer kann aufrichtig glauben, daß diese Aufgabe sicherer gelöset werde, wenn diese Mächte, in zwei Lagern getheilt, auf türkischem Boden selbst sich über das Recht und Wie des Schutzes anfechten? — In Cannings Kopfe hat das Projekt geleimt, Griechenland dem Einflusse Rußlands durch Verwandlung in einen selbstständigen Staat zu entziehen. Da dieser Staatsmann einsah, daß dadurch der Rest der europäischen Türkei selbst in die größte Gefahr gerathen, vielleicht nicht gerettet werden könnte, so ergänzte er seinen Plan mit dem Entschlusse, die hinfällige Macht der Pforte dort durch eine neue zu ersetzen. Das Erstere gelang, das Andere mißlang, und es blieb als Ergebniß die größere Schwächung der Pforte. Auf ähnliche Weise suchten Politiker des Tags sich Mehemed Ali's zu bedienen. Das Ergebniß hiervon war abermals die größere Schwächung der Pforte. Nicht dort, nicht hier wurde der Hauptzweck erreicht, sondern vielmehr entrückt. So pflegt es immer zu gehen, wenn man für Träume das Wirkliche, für künftig zu Erreichendes das in der Gegenwart Besitzende aufgibt, und statt mit den Mitteln, die man hat, nach Recht und Bedürfniß, einfach, klar und bestimmt am Werke der Zeit zu bauen, mit erst zu schaffenden Kräften das Morgen vor dem Heute besorgen will. Die beiden Seemächte haben diese Regel anerkannt. Ihnen ist der Gang, den Oesterreich und Preußen in der russisch-ottomanischen Frage wählten, ein beruhigendes Beispiel. Sie wissen, was es mit dem

Lichte für eine Bewandtniß hat, das aus einem Winkel von Paris dieſe beiden Mächte über ihr wichtigſtes Intereſſe erleuchten will; ſie wiſſen insbeſondere, ob man Oeſterreich heutzutage am Karren Rußlands geſchleppt annehmen kann, Oeſterreich, das im Jahre 1826 nicht nur gegen Rußland, wie es heute ſteht, ſondern gegen das mit ihnen beiden verbundene Rußland eine abtrennende Sprache nahm und feſthielt. — Wie weit die Verwirrung in dem Kopfe eines franzöſiſchen Journaliſten gehen könne, erſehen wir aus dem gewiß noch Niemanden beigefallenen Vergleiche des Verhältniſſes zwiſchen Belgien und Frankreich mit dem zwiſchen der Pforte und Rußland: der Journaliſt macht ihn, um ihn zu widerlegen; ja und nein ſind beide ſein Verdienſt und beide ſich einander völlig ebenbürtig. Worin die Aehnlichkeit zwiſchen dieſen Lagen beſteht, nachzuweiſen, wäre eine Aufgabe für geſchickte Räthſellöſer, beſonders nachdem das Journal des Débats ſie darin finden will, daß Belgien „unter Frankreichs Patronage geſchaffen und begründet“ (was man wahrſcheinlich über dem Meere nicht wiſſen und ſonach erwägen wird) für Frankreich ein Kraftzuſatz, eine Machterweiterung ſey, wofür es freilich, als Entſchädigung für Europa und als großen Sieg über ſich ſelbſt, das Zugeſtändniß des allgemeinen Friedens in die andere Schale gelegt habe! — Was würde wohl, fragt der Journaliſt, Rußland in die andere Schale dafür legen können, wenn die Türkei zu ihm auch nur in dieſelbe Stellung, wie Belgien zu Frankreich, käme? — Armer Mann! Er könnte freilich auch den Preis des Zugeſtändniſſes des allgemeinen Friedens in dieſe ſchlechte Schale legen, und dieſer Preis, aus ſeiner Hand, wäre ohne Zweifel von gern erkanntem und ſehr geſchätztem Schrot und Korn — aber der Vergleich ſelbſt iſt ſo wahrheitleer,

daß er nach dem erſten Blicke zerplatzt und nichts davon übrig bleibt, als ein Tröpfchen klares Waſſer, das in den breiten Topf der Eitelkeit, aus dem die Blaſe ſich erhob, zurückfällt. — Wir würden der franzöſiſchen Regierung die Vertheidigung ihrer dermaligen Haltung in der ruſſiſch-orientaliſchen Frage gegen das Journal des Débats überlaſſen haben, hielten wir nicht für nützlich, der öffentlichen Meinung in Deutſchland die Anſichten, die uns ſelbſt ſo völlig beruhigen, vorzulegen. Wir hoffen auf den Beifall aller derer, denen es um Ueberzeugung zu thun iſt, und ſelbſt auf denjenigen des Journaliſten, ſobald er nach Erlangung deſſen, was er durch den Angriff auf den Gang ſeines Kabinets von dem Miniſterium erlangen will, allenfalls ein unbefangenes Urtheil wird ausſprechen können.

Engliſche Journalſtreite über den Orient.

(Gegen die Times.)

(Allgem. Zeitung 6. März 1834.)

Die Morning Poſt vom 13. Februar greift die Times über ihre Vertheidigung der Politik Lord Grey's in den orientaliſchen Angelegenheiten auf eine derbe Weiſe an. Unmöglich können die Miniſter den Times Dank wiſſen für die unkluge Herausforderung und für das ganz mißglückte Beſtreben, ihre Haltung in einer für die Ehre und für die Intereſſen des Landes ſo wichtigen Sache durch Entſtellung und Verrückung der Ereigniſſe, durch Verſchweigung allbekannter Thatſachen und durch ähnliche Künſte zu vertheidigen, und auf dieſem Wege das Publikum an die Meinung zu gewöhnen, als wäre das Kabinet nicht durch beſſere, mit der Ehre und dem Vortheile des Landes Hand in Hand gehende, unangreifbare Gründe geleitet worden. Die Morning Poſt irrt ſich in dem Datum der Abſendung des Obriſten Campbel, der nicht zu Ende Aprils, ſondern zu Anfang Februars, freilich zu ſpät um die Schlacht von Koniah zu verhindern, nach Alexandria ging. Dieſer Umſtand führt uns zu einigen Thatſachen, welche die von der Morning Poſt gegen die Times aufgeſtellten ergänzen ſollen.

Zu derſelben Zeit, als Rußland zuerſt das engliſche Kabinet auf die Vorgänge im Oriente aufmerkſam machte und die engliſche Einmiſchung in der lobenswerthen Abſicht anſprach, um ſeinerſeits einer ſolchen enthoben zu ſeyn, führte Oeſterreich dieſelbe Sprache und forderte England auf, ſein mächtiges Wort in Alexandria geltend zu machen. Damals, wo eben S. Jean d'Acre gefallen und durch die Fortſetzung der Operationen von Seite der Aegyptier der Beweis geliefert war, daß es ſich hier nicht bloß um einen Kampf von Vaſall mit Vaſall, ſondern um offene Rebellion und Angriff auf die Macht der Pforte handelte — damals hätte ohne Zweifel dieß Wort entſchieden, die Aegyptier in Syrien feſtgehalten, die Schlacht von Koniah verhindert und ſonach alle die Gefahren und Unannehmlichkeiten ferne gehalten, die aus dem Verſäumniß des klaren, unumwundenen Veto von Seite Englands gefolgt ſind. Das Kabinet muß ſeine Gründe gehabt haben, warum es dasſelbe nicht ausſprach; daß aber die in den Times angegebenen nicht zureichend, nicht die wahren ſind, das fällt in die Augen. Ferner, die Ankunft des Herrn Maurojeni, türkiſchen Geſchäftsträgers am öſterreichiſchen Hofe, fällt ja ſchon in die erſten Tage des Novembers 1832, und bald darauf erſchien auch Namik Paſcha, der außerordentliche Geſandte des Sultans, in London. Beide baten um materielle Hülfe gegen Mehemed Ali; beide ſchilderten die dringliche Nothwendigkeit derſelben, die Unmöglichkeit für die Pforte, ohne Unterſtützung von Seite einer der europäiſchen Mächte des ſiegenden Vaſallen ſich zu erwehren. Auch erkannte ja das Londoner Kabinet die Wahrheit dieſer höchſt bedrängten Lage des Sultans; es verſprach die Sendung des Obriſten Campbel, wenn es auch die materielle Hülfe ablehnte — und dieſe Sendung, hätte ſie ohne Verzug ſtattgefunden,

würde vielleicht die Schlacht von Koniah verhindert, auf jeden Fall die moraliſchen Mittel der Pforte verzehnfacht haben. Aber dieſe Sendung fand erſt vierthalb Monate ſpäter ſtatt. Warum? das muß Lord Grey wiſſen. Wir wiſſen nur, daß die Erklärungen der Times gegen die Thatſachen, die wir eben anführen, nicht Stich halten; am wenigſten aber wollen wir die Beſchönigung, die Kriegsſchiffe ſeyen zur Blokade von Holland verwendet geweſen, und ohne dieſe Nachdruck gebende Begleitung habe das Kabinet den Obriſten Campbel nicht wollen in Alexandria erſcheinen laſſen, als eine Erklärung aufnehmen; ſo tief iſt Großbritannien nicht geſunken, daß ſein Name nicht ſeinem Worte Achtung verſchaffe! Dieß Geſtändniß wäre ſchmählicher, als die Verſäumniß, die es erklären ſoll! — So ſpät der engliſche Abgeordnete nach Alexandria gelangt iſt, ſo hätte ſeine Gegenwart ſelbſt dann noch von einigem Nutzen ſeyn können, wären ſeine Inſtruktionen ſcharf im Intereſſe der Pforte, und mit denen des engliſchen Geſchäftsträgers in Konſtantinopel in Einklang gebracht geweſen. Er konnte, von dem öſterreichiſchen unterſtützt, dem Sultan Adana retten, das nicht bloß ein Bezirk von einigen tauſend Seelen, ſondern die Gränze des Taurus, die beherrſchende Stellung Kleinaſiens iſt. Aber es iſt eine andere Thatſache, daß Lord Palmerſton zwiſchen der Erkenntniß der Nothwendigkeit der ruſſiſchen Hülfe und dem Wunſche, ſie zu entfernen, mit getheiltem Herzen ſtand; daß ſowohl Herr Mandeville als Obriſt Campbel ohne Direktion blieben, und die Wirkſamkeit Englands in Konſtantinopel nach dem franzöſiſchen Einfluſſe, in Alexandria dagegen zwiſchen dem franzöſiſchen und öſterreichiſchen hin und herſchwankte — und hieraus das ſeltſame Reſultat ſich ergab, daß, während der engliſche und öſterreichiſche Abgeordnete

aus den Händen Mehemed Ali's, nach mühſamer und glücklicher Verhandlung, die Verzichtleiſtung auf Adana empfingen, der Sultan, unberathen und hart bedrängt, ohne Hoffnung, dieſe Provinz ſich zu erhalten, ſie dem Verlangen des Admirals Rouſſin aufopferte und an Mehemed Ali hingab.

Gegen die Rede des Herrn von Lamartine über den Orient.

Allgem. Zeitung 1834.

Die Stimme des Verfaſſers der Méditations poétiques, ſelbſt wenn ſie auf dem ſtarren Felde politiſcher Kampfrede ſich vernehmen läßt, iſt des Anklanges im Herzen der großen Mehrzahl der Gebildeten aller europäiſchen Völker gewiß. Wiedergekehrt aus den levantiſchen Küſtenländern, legt Lamartine ſeinem Vaterlande und Europa den Erwerb an Anſichten über das türkiſche Reich und ſeine Wünſche für dasſelbe vor. Je mehr wir ihn perſönlich und als Dichter achten, je größere Wirkſamkeit wir ſeinem Urtheile zugeſtehen, um deſto kräftiger fühlen wir uns gedrängt, gegen dieſe Anſichten, wo wir ſie für unrichtig, gegen dieſe Wünſche, inſofern wir ſie für unbillig halten, aufzutreten. — Der Standpunkt, von welchem aus Lamartine den Orient und die Beziehung Europa's zu demſelben betrachtet, iſt derjenige der Civiliſation, wie er ſie als Franzoſe und Chriſt verſtehen kann. Es ſcheint uns dieſer Standpunkt zu tief zu liegen, als daß ſich zwei durch die ganze Ferne vom Evangelium zum Koran geſonderte Völkermaſſen von demſelben überblicken ließen. Der Wunſch der Verbreitung der Civiliſation iſt in Lamartine gewiß ein redlicher. Aber welche verſteht er wohl darunter? Ohne Zweifel die ſeinige. Es müßte alſo vor Allem dargethan werden, daß chriſtliche Civiliſation den Muhamedanern zu geben möglich, und ihnen auch wirklich nützlich wäre. Wir

ſagen: chriſtliche Civiliſation, weil die Behauptung, daß es nur eine Civiliſation gebe, eine Ausgeburt der Eitelkeit und vor dem Blicke in die Weltgeſchichte nicht ſtichhaltig iſt. Diejenige, welche die ungeheuern Tempel von Theben baute, und die, welche aus den Reſten der Werke eines Phidias und Praxiteles, eines Xenophon und Plato ſpricht: ſind ſie beide eine und dieſelbe? Iſt die Civiliſation des Zeitalters Virgils und Horazens in ihrer Natur und Weſenheit die unſrige? — Die groſſen Grundlagen der Civiliſation und zugleich ihre Gränzen ſind die Religionen. Sie wachſen aus ihnen heraus, ſtehen und ſterben mit ihnen. Aber wir kommen auf unſere frühere Frage zurück. Verſtände man unter Civiliſation nichts Anderes als die Entwickelung unſerer geiſtigen Fähigkeiten, als die Vermehrung und Verbreitung unſerer Kenntniſſe, als die Zunahme von Lebensbequemlichkeit u. ſ. w., dann wäre der Vorzug der heutigen europäiſchen Civiliſation über die heutige muhamedaniſche nicht zu bezweifeln; aber umfaßt dieſer Begriff, wie er es nothwendig thut, zugleich unſere moraliſche Reinhaltung und die dadurch bedingte Befähigung zu Glück und Zufriedenheit, ſo wird kaum Jemand, der Abendland und Morgenland kennt, dieſem den Vorzug verſagen. Lamartine würdigt ſelbſt dieſe Thatſache; wie hätte ihm, dem Natur, Sitte und Religion noch Bedürfniſſe des Herzens ſind, auch dieß wichtige, vielleicht entſcheidende Merkmal entgehen ſollen? — Wenn er den Mangel bürgerlicher Verfaſſungen, wie die unſern, in jenen Ländern beklagt, ſo läßt ſich billig fragen, ob dieſer Abgang nicht eben die gröſsere moraliſche Reinhaltung beweiſe, und ob, damit europäiſche Regierungsweiſen als Produkte morgenländiſcher Civiliſation entſtehen oder derſelben angeeignet werden könnten, jene Völker nicht von Stufe zu Stufe in die Verdorbenheit herunter ſinken müſsten,

welche bei uns ſo viele von der Natur ablenkende oder ihr entgegenſtehende, die perſönliche Freiheit beſchränkende und mit Glück und Zufriedenheit unverträgliche Einrichtungen nothwendig machte. Wahr iſt es, und eine Quelle der ſchiefen Urtheile, die wir täglich über orientaliſche Völker hören und leſen, daß Nation, Reich, Regierung, wenn auf dieſe Völker nach unſern Vorbildern angewendet, dort ſich kaum vorfinden. Sie ſind nun eben nicht wir. Dieſer Abgang oder dieſes Andere neben dem Unſern hat eben in der von der unſern abweichenden Weſenheit ſeinen Grund. Es iſt nicht vernünftig zu verlangen, daß der Kirſchbaum Aepfel trage, oder die Platane in die Höhe ſtrebe wie die Pappel. Wer über die Frage der Möglichkeit wegſpringt, mag den Morgenländern zumuthen, daß ſie die aus ihrem Grund und Boden gewachſenen Einrichtungen fahren laſſen und dafür die unſern nehmen ſollen. Ob aber dieſe Völker dabei verlören oder gewännen? Dieſe Frage mag dem Eroberer gleichgültig ſeyn; dem Philanthropen, der höher ſteht, iſt ſie es nicht. Wir bezweifeln, daß Lamartine ſie ernſtlich bedacht habe. Daß der Orientale nicht das Gefühl des Vaterlandes, nicht den Troſt des Eigenthums habe, nicht die Blutsverwandtſchaft mit dem Boden, der ihn geboren, fühle, nicht den Wunſch für das Gedeihen, die Verbreitung, den Ruhm ſeines Volkes kenne: das ſind ganz unbegründete und im Munde Lamartine's faſt unbegreifliche Behauptungen. Für hunderttauſend Europäer, die nach dem Oriente ziehen, zieht kaum ein Orientale nach Europa; und er liebt ſein Vaterland nicht? nicht das Land, in das er ſeine Gebeine tragen läßt mit dem letzterworbenen Heller, wenn er in der Fremde ſtirbt? das Land nicht, das er, und wenn es heißer Sand iſt, nicht gegen das reiche Bagdad und gegen das blühende Damaskus vertauſcht? Er

hat kein Eigenthum, ſagt man; er würde daſſelbe vom Europäer ſagen, wenn Lamartine ihm auseinandergeſetzt hätte, wann und wie es in Europa von der Regierung in Anſpruch genommen, unter welchen Verpflichtungen gegen ſie es erworben, erhalten, übertragen werden könne; er, der weiß, daß kein Sultan es wagen dürfte, ohne ſeine ausdrückliche Erlaubniß das Innere ſeines Hauſes zu betreten, er würde nicht begreifen, wie man ſein nennen könne, was täglich durchwühlt, verſperrt, mit Beſchlag belegt werden kann. Man beſitzt im Orient unter andern Beſchränkungen als bei uns, aber man beſitzt. — Von Indien bis ins Herz von Frankreich haben die Muhamedaner bewieſen, daß ſie für das Gedeihen, die Verbreitung, den Ruhm ihres Volkes Sinn haben. Volk heißt hier nicht, was dieſelbe Abſtammung hat, nicht einmal was dieſelbe Geſichtsfarbe trägt, viel weniger was daſſelbe Ländchen bewohnt, von zwei Bächen umfloſſen und von zwei Hügeln begränzt, ſondern das, was der allen gemeinſame Glaube zum gewaltigen Ganzen macht. — Und hier wollen wir eine andere, tiefere und unverſiegbare Quelle unſerer falſchen Urtheile, nicht bloß über den Orient, aber auch über dieſen, angeben. Es iſt die Verführung, die aus der Sprachverſchiedenheit für Urtheil und Ausſpruch hervorgeht. Wir ſagen: Kaiſer, König, Haus, Hof, Verwaltung, Statthalter, Unterthanen u. ſ. w., und wenden dieſe Begriffe auf Verhältniſſe im Orient an, die den unſrigen mehr oder weniger ähnlich ſcheinen. Bei näherer Unterſuchung ſpringt uns die Verſchiedenheit in die Augen, und dann, unſere Verhältniſſe als das Geſetz für die Welt annehmend, verwerfen wir die gleichbenannten ihrigen als abweichend und fehlerhaft. Sie könnten es eben ſo wie wir machen, wenn ſie eben ſo unbillig wären. — Lamartine, um darzuthun, daß die heuti-

gen Bewohner der Türkei kein Volk ausmachen, ſagt, daß Griechen, Araber, Armenier, Bulgaren, Juden, Maroniten, Turkomanen, Druſen u. ſ. w., wenn auch auf demſelben Boden geboren, ſich ſelbſt ja nicht einmal für ein und dasſelbe Volk halten. Das kommt natürlich daher, weil ſie auch wirklich nicht ein und dasſelbe Volk ſind, und weil das Band der Religion ein mächtigeres, innigeres als das des Bodens, ein im innerſten Herzen angeknüpftes iſt. In vielen europäiſchen Staaten ſehen wir daſſelbe Phänomen in gleicher Stärke und Dauer. Eben ſo ſcharf iſt in Europa die Verſchiedenheit der Abſtammung in die Staaten eingeätzt. Araber und Osmanen, beide dem Sultan unterworfen, ſind nicht ſchärfer geſchieden, als Pole und Ruſſe, die beide demſelben Kaiſer dienen, als Ungar und Böhme, die beide Oeſterreicher ſind.

Ganz verſchieden von den Beſtrebungen europäiſcher Regierungen, haben die orientaliſchen und insbeſondere die türkiſche, welche Lamartine zum Gegenſtand ſeiner Beurtheilung macht, nie verſucht, ja ſie hätten es, als einen Frevel gegen Gott und die Menſchen, auch nie verſuchen dürfen, in die ganze Maſſe der ihnen unterworfenen Völker ein und daſſelbe Leben zu gießen, ſie abzutheilen nach einem für gut befundenen und ohne Zweifel auch ſo gemeinten Syſteme, das aber nothwendig die Geſammtmaſſe mit einer Maſchine vergleichen läßt, in welcher eine gewiſſe Zahl die Haupträder bildet, während aus einer anderen Spindel und Welle gemacht ſind, und zuletzt einige an der Kurbel ſtehen und das Ganze in Bewegung ſetzen, die Allen eine gebotene iſt, jede andere ausſchließt, und die Erhaltung Aller nach gewiſſem Maaßſtabe zum Zwecke hat. Dieſes Syſtem kann freilich ſeine Geſchichte haben und weiſet ſein Facit, gut oder ſchlecht, wahr oder unwahr, aus. Dieß beruhigt uns.

Ueberdieß ſtellen wir uns einen orientaliſchen Souverain als einen Wollüſtling auf Sammtkiſſen vor, der zu ſeiner Unterhaltung täglich ein paar Köpfe abſchlagen läßt, und ſich für den Sohn der Sonne und den Bruder des Mondes haltend, ſein Reich als die Welt, und die Welt als ein Spielzeug betrachtet, das ihm der liebe Gott an ſeinem Geburtstage geſchenkt hat. Auf dieſe Vorausſetzung, die um ſo wahrer iſt, als ſie uns ſchon von der Amme eingeredet und in reifern Jahren von der Oper beſtätigt worden iſt, bauen wir (und dies wir ſchließt kaum die Verſtändigſten aus) unſere Anſichten über den Staat im Orient. — Jeder eigentliche Thron im Orient hängt unmittelbar mit dem Himmel zuſammen, denn der Mann, der darauf ſitzt, iſt das Haupt der Religion. Als ſolches iſt er der Fürſt des Staates, und der Staat ſelbſt wieder nichts Anderes, als die Vereinigung theils ungebundener, theils bereits in gewiſſer Zahl und Weiſe unter ſich verbundener Stämme, unter demſelben Oberhaupte, welches ſeinerſeits durch gewiſſe Hochheitsrechte die Fäden zuſammenhält, die Religion, alſo die Gerechtigkeitspflege übt, der oberſte Wächter gegen den äußern Feind iſt, im Uebrigen aber jeder Familie, oder jedem Verbande von Familien, die völlig freie Bewegung in ihren Sitten, Gebräuchen, Geſchäften und Satzungen läßt, und ſich auch durchaus nicht unterfangen darf, nicht weil es die Menſchen, ſondern weil es die Geſetze der Religion verwehren, in dieſen Kreis einzugreifen. Solch ein lockerer Bund mag freilich gegen den Angriff von Außen geringere Widerſtandsfähigkeit haben, aber das Glück im Innern leidet darunter ſicherlich nicht. Es wird auch jene nicht zum Maaßſtabe des Werthes eines Volkes angenommen werden, als etwa von ganz barbariſchen Völkern. Wir ſchließen aus dem Geſagten, daß das eine Geſchenk dieſer Civiliſa-

tion, europäiſche Regierungs- und Verwaltungsform, ein für den Orient weder paſſendes noch wünſchenswerthes ſey. Was die geſteigerten Bequemlichkeiten des Lebens betrifft, ſo haben die unſeren die Empfindungsweiſe des Morgenländers gegen ſich. Daß die Ausbildung der Intelligenz uns das Wohnen behaglicher und das Land dazu tauglicher mache, wer zweifelt daran? Aber wem wohl iſt, der entbehrt das Beſſere nicht; auch würde viel des Bequemen dem Orientalen nicht ſo ſcheinen, anderes geradezu mit ſeinen Sitten in Widerſpruch kommen und noch anderes mit den Eigenheiten ſeines Klima's und ſeines Bodens ſich ſchlecht vertragen. Dem Beduinen, der ſeit Jahrtauſenden wandert und den die großartigſten Civiliſationen in ſeiner Nachbarſchaft nicht von ſeinem Wandern abſtehen machten, dem würden die Beſtimmungsgründe nicht von vielem Gewichte ſeyn, welche der europäiſchen Provinz das Leben in der Hauptſtadt als verlangenswerth darſtellen. Der Türke, der Araber verſteht Lebensgenuß, Ehre, Anſtand anders als wir. Er hat ſeinen Pomp, neben dem der unſere arm erſcheint; er hat ſeine Genüſſe, die eben ſo koſtbar als die unſeren ſind; er hat ſeine Bequemlichkeiten, die ihn die unſeren beinahe verachten machen; er hat endlich durchaus die Haſt des Lebens nicht, die vielen unſerer Einrichtungen allein Werth gibt, weshalb er dieſen auch nicht verſteht. Was Lamartine über die Stellung der unterjochten oder auf andere Weiſe unterworfenen Völker, wie der Griechen, der Druſen u. ſ. w. zu den dermaligen Herren, den Türken, ſagt, iſt völlig richtig. Aber warum ſollte dieß Verhältniß ein anderes ſeyn? Was würden dieſe Völker bei der Näherung an europäiſche Verhältniſſe gewinnen, als eine größere Abhängigkeit? — Die chriſtlichen Sieger tilgten, wo ſie es vermochten, die muhamedaniſchen Bewohner

aus; ſie erklärten, ſelbſt in unſeren Tagen, das Zuſammenwohnen mit ihnen für unmöglich, und trieben Tauſende von Familien von dem Erbe der Väter: die muhamedaniſchen Sieger nahmen ſie in ſich auf, achteten Religion und Beſitz und häufig ſogar Geſetz und Verfaſſung.

Lamartine bricht den Stab über des Sultans Reformen. Wir thun dieß auch, inſofern ſie von Außen hinein und nicht von Innen herausbilden wollen, inſofern ſie das Kapital der Sitten und des Glaubens angreifen; nicht aber inſofern ſie die Unordnung in der Verwaltung aufzuheben und der Willkühr der Untergeordneten einen Damm zu ſetzen beſtrebt ſind. Wir haben einen Aufſatz über die Reformen im türkiſchen Reiche, in den Wiener Jahrbüchern vom Jahre 1832 abgedruckt, mit folgender Aeußerung geſchloſſen, die hinlänglich unſere Anſicht über dieſe Frage an Tag legt: „Welch ein Grund von Rechtlichkeit, von Sitte, von Religion iſt nicht heute noch in dieſem Volke! Aber er wird dem dermaligen Syſteme nicht widerſtehen. In der Hauptſtadt ſowohl als in den Provinzen erſcheint die Verläugnung jener Tugenden als ſicheres Mittel, der Regierung den Hof zu machen. Die Franken nachäffen, in ihrer Geſellſchaft die Nächte verſchwelgen, das betrachtet der leichtſinnige Türke als ſichere Belege ſeiner Anhänglichkeit für das neue Syſtem. Er ſtürzt ſich in alle Laſter der Franken, aus Furcht, den Türken noch nicht genug abgeſchüttelt zu haben. Das Volk bleibt dieſem Taumel fremd, und betrachtet denſelben mit Kummer und Schmerz, und ſelbſt diejenigen, die ſo tief ſinken, haben in ihren Zügen noch etwas, das ihren Verfall verdammt. Die Religion führt ſie von Zeit zu Zeit zu ihrem beſſern Selbſt zurück, zu jener Schätzung der Tugend, die ihrem Unſchuldſtande angehört. Aber dieß Band muß nach und nach lockerer wer-

den und reißen; dann wird die Welt das Beiſpiel der traurigen Entartung ſehen, die aus der Vermählung der Jugendkraft mit den Laſtern abgelebter Jahre entſpringt.“ Das galt für 1832. Seit dieſer Zeit, durch Unglück und vielleicht durch verſtändigen Rath belehrt, überdieß durch eine unerwartete Wendung der Verhältniſſe begünſtigt, ſcheint der Sultan die Bedürfniſſe des Reichs erkannt und einen richtigeren Weg eingeſchlagen zu haben. Die neueſten Beſtrebungen, das Volk gegen den Mißbrauch der Amtsgewalt, gegen die Bereicherungsſucht der Statthalter und gegen die Anmaßungen der Kriegsleute ſicher zu ſtellen, andrerſeits aber die Diener der Religion und des Geſetzes zu ihren Pflichten anzuhalten, können als Beweiſe dafür gelten. Lamartine ſieht den Untergang des Reiches als vor der Thüre; wir nicht. Die Türkei, als ein europäiſches Gebäude betrachtet, müßte allerdings als ihrem Verfalle nahe angeſehen werden; aber ſie iſt ein aſiatiſches, das nur zufällig ein paar Säulen auf europäiſchem Boden hat. Von Außen angegriffen, kann ſie morgen fallen; von Außen gefoltert durch Einmiſchungen, wie die von Navarin war, kann der Sultan den Thron aus Konſtantinopel flüchten müſſen: aber ſich und ſeinem eigenen Geiſte überlaſſen, woran ſoll dieß Reich erliegen? — An Selbſthülfe und Fehden im Inneren wird es nie fehlen; dieſe greifen das Leben des Reiches durchaus nicht an. Revolutionairer Geiſt beſteht im Orient nicht; den Sultan halten der Gott und der Prophet des Muſelmanns. Es gibt im Innern dermalen noch kein Element, welches das Leben des Staats bedrohe. Was uns als Auflöſung, als Zerfallen erſcheint, iſt der natürliche Stand der Verfaſſung, deren Band nicht weniger ſtark, aber viel lockerer geſchlungen iſt als das einer europäiſchen. Was die fremdartigen Elemente in der Be

völkerung betrifft, das iſt die Anhänger nicht muſelmänniſcher Religion, ſo ſind dieſelben weder kräftig genug, noch haben ſie einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt, noch können ſie einen ſolchen erhalten, noch iſt in ihnen irgend eine Spur des Wunſches ſichtbar, gegen ihren Machthaber gewaffnet aufzutreten. In vielen, wie z. B. in den Armeniern, welche die größte zuſammhängende Maſſe bilden, iſt kein europäiſches Element. Jahrhunderte können über das Volk gehen, ohne daß aus ihm ſelbſt eine Veränderung ſeines Verhältniſſes zum Herrſcher entſtehe. Abfallen vom Körper des türkiſchen Reichs konnte das Fremdartige, was an den Extremitäten deſſelben angeknüpft war; ſo Griechenland. Abtrennen kann ſich bis zu einer gewiſſen Ferne Aegypten und was damit verbunden iſt, d. h. Osmanen und Araber können ſich ſpalten; das türkiſche Reich würde auch in dieſem Falle nicht aus ſich ſelbſt zu Grunde gehen, und das Band der Religion immer noch dieſe Theile zu einem Ganzen binden. Lamartine ſchlägt, im Falle des Todes der europäiſchen Türkei an Altersſchwäche oder ſonſtiger Krankheit, die Vertheilung dieſes Reiches unter den Schutz der europäiſchen Mächte vor, mit Verpflichtung für dieſelben, Sitten, Gebräuche, Religionen, Rechte, Souverainitäten u. ſ. w. zu achten, mit Verpflichtung auch im Falle des Krieges unter ſich, dieſe Schutzgebiete als neutral zu betrachten. Nach welchem Maaßſtabe die Vertheilung? Und wenn man, ohne bis zum offenen Streite zu gelangen, ſich darüber vergliche, welche Mittel zur Aufrechthaltung dieſes ewigen Friedens? Und wenn man dieſe ausgefunden und durch einen allgemeinen Vertrag angenommen hätte, wie die Leidenſchaft der Parteien, die Verſchiedenheit in den Anſichten der Regierenden, die Störungen des anfänglichen Gleichgewichts durch ungleichartige Entwickelung, die daraus

hervorgehende, wirkliche oder erträumte Gefahr wegschaffen? Wie die Nachwirkung hindern, die jede Veränderung im politischen Systeme Europa's auf diese Pflegeländer machen müßte? ... Wenn nicht die Geschichte von Amerika, von den afrikanischen Küsten und Inseln, von beiden Indien, von allen Ländern der Erde, wo Europäer Niederlassungen gründeten, Schutzrechte ausübten, duldeten oder geduldet wurden, den Vorschlag Lamartine's unter die Träume verwiese, so würde der Anblick des Menschen überhaupt dazu hinreichen. Wer ein Blatt der Weltgeschichte liest und solche Hoffnungen nähren kann, dem muß man freilich Glück wünschen. Aber Lamartine meint über diese Uebelstände wegzuschiffen, durch ein großes System von Kolonisirung. Rom hätte ohne dies System nicht die Welt beherrscht, sagt er, und das mag wahr seyn; aber lockend ist dieser Grund für den Morgenländer nicht, und wir dürften uns nicht wundern, denken wir, wenn er das Heil als ein verdächtiges zurückstößt, das mit seiner Unterjochung beginnt und endet. Uebrigens hatte Rom leicht kolonisiren: es fand überall seine Religion, d. h. es konnte überall die vorgefundene mit der seinigen in Eins zusammenschmelzen. Kann das der Christ? Er kann überwinden, den Muselmann wegjagen, wie er es in Morea gethan hat, oder ihn förmlich als Unterthan behandeln, wie er es im südlichen Rußland thut, aber er kann nicht mehr. Serbien ist uns in diesen Tagen ein Beispiel. „Hätte Rom seinen Demagogen keine Provinzen zu beherrschen geben können, keine Ländereien unter seine Veteranen zu vertheilen gehabt, es wäre zwanzigmal zu Grunde gegangen durch sich selbst," sagt Lamartine. Daß auch dieß Bild nicht lockend für den Orient sey, wird man demselben verzeihen; und daß die türkische Regierung, wenn sie bis zum letzten Hauche gegen diese Zu-

muthung Europa's ſich wehrte, keine ſelbſtmörderiſche Politik befolgte, wie ſie unſer Philanthrop zu bezeichnen beliebt, fällt in die Augen. Jetzt haben wir aber den Schlüſſel berührt zu den geſammten Aeußerungen Lamartine's. „Inmitten der herrlichen Civiliſation, die wir beſitzen," ſagt er, „leidet, klagt das Volk." Das iſt alſo das Ergebniß der Civiliſation, die er dem Orient ſchenken will? Dieſe demüthigende Unzufriedenheit, die den aus dem Morgenlande Kommenden anſchaudert, wenn er den Fuß in das civiliſirte Europa ſetzt, dieß Kleid der Dejanira will er ihm verkaufen? Die Krankheiten eines abgenützten Körpers will er impfen auf den geſunden Sohn der Natur? Als Ableiter für Europa weiſet er Aſien an, damit die Sphäre dieſes krankhaften Zuſtandes, den er richtig ſchildert, ſich erweitere und die innere Kraft der Krankheit durch ihre Verbreitung abnehme. Dieſe Philanthropie verſtehen wir nicht. Sie kann nicht im Herzen des Mannes entſtanden ſeyn, der die Méditations poétiques ſang. Sie iſt ein Irrthum ſeiner Liebe.

Gegen Romarinos Vertheidigung seines Angriffs auf Savoyen.

(31. März 1834.)

(Allgemeine Zeitung 1834.)

Der General Romarino hat seine Vertheidigung geschrieben. Die Broschüre ist so unbedeutend als irgend eine, aber sie ist nützlicher, als dergleichen Waare gewöhnlich zu seyn pflegt, und wahrscheinlich das Beste, was Romarino irgend zu Stande gebracht hat. Das scheint ein Räthsel, doch die Auflösung liegt nahe. Diese Vertheidigung hebt den Vorhang von dem gräulichen Possenspiele weg, das der revolutionäre Auswurf mit den Völkern zu treiben versucht; sie deckt auf erschöpfende Weise die Verkehrtheit der Begriffe, die bodenlose Eitelkeit und die Erbärmlichkeit der Leute auf, die sich für die Bevollmächtigten der Civilisation und aller Völker ausgeben, um das Bestehende über den Haufen zu werfen und durch eine neue, von ihnen auserlesene Ordnung zu ersetzen. Wirklich, dies Büchelchen ist eine heilsame Erscheinung; es ist eine Dosis Nießwurz unter die Abderiten geworfen; man kann es nicht genug verbreiten. Wer kennt nicht das Bild, die verkehrte Welt genannt, womit man Kinder zu unterhalten pflegt? Romarino und seine Gefährten verdienen einen Platz darin. Gehen diese Leute damit um, ein Land anzuzünden, so nennen sie das: dessen heilige Rechte vertheidigen. Säen sie Bürgerkrieg, Aufruhr, Mord und Todtschlag, so heißt das, die Ordnung begründen, Glück und Wohlfahrt verbreiten. Hängt ein Volk an seinem Boden, an seinem Eigenthum, an dem was beide schützt, an der Regierung und an dem Gesetze, so ist es an das Joch geschirrt. Lehnen sich in einem Lande ein Paar Müßiggänger gegen das Gesetz auf,

umgehen ſie das Recht, ſtören ſie die öffentliche Ruhe, ſo ſind das Helden der Freiheit. Trug, Raub, Hochverrath ſind Tugenden, Treue, Ordnungsliebe, Gehorſam, Laſter. Wer herrſcht, heißt Tyrann; wer gehorcht, Tyrannenknecht. Fremde Bettler aber, Weltvagabunden, ohne Achtung für irgend eine der unerläßlichen Grundlagen der Geſellſchaft, das ſind nach ihrer Lehre die Leute, welche die Welt zu regieren beſtimmt ſind. Sie ernennen ſich zu Regenten, zu Miniſtern, zu Generalen; ſie borgen dem Gebäude, das ſie umwerfen wollen, die Eintheilungen, den Aufputz, die Bürgſchaften ab; ſie möchten ſich gar gern darin einquartieren und ſtellen ſich verwundert, daß Herrſcher und Völker ſich nicht eine Ehre daraus machen, ihnen die Thüren zu öffnen. Dieſe ſcheußliche Jonglerie, wie Romarino ſie richtig nennt, muß zuletzt in der allgemeinen Verachtung erſticken. Es iſt begreiflich, daß es überall einige Narren gibt, die hinter ihr herlaufen, aber unſer Jahrhundert iſt nicht ſo tief gefallen, daß deren Zahl ſich nicht täglich minderte. Romarino beſchreibt ſeinen Feldzug. So ſchrieb Cäſar ſeine Kommentarien. Die jämmerliche Geſchichte iſt belehrend und unterhaltend. Hier ein getreuer Auszug derſelben. Ein Wortträger der Giovane Italia fordert Romarino zur „Wiedergeburt Italiens“ auf. Man ſollte glauben, er habe hunderttauſend Mann hinter ſich und wäre von allen italieniſchen Staaten auserleſen, um den Hannibal über die Alpen zu rufen. Aber es iſt weiter nichts als eine Taſchenſpielerei im Winkel eines Kaffeehauſes erſonnen. Der General ſcheint dies zu ahnen, der Mißbrauch, der mit ſeinem Namen getrieben werden könne, beunruhigt ihn, aber der Glaube an die Größe dieſes Namens überwiegt ſeine Zweifel. In Piemont, in Polen, in Portugal, überall wo Aufruhr war, war Romarino ge-

weſen; er hatte bei jeder Gelegenheit ſeinen Arm erhoben gegen die heilloſe Ungerechtigkeit der Regierungen, die, ſtatt die Aufrührer zu Würden und Ehren zu bringen, ſie zum Lande hinaus zu treiben bemüht waren; ſeine Feldzüge waren zwar kurz und unglücklich; in Piemont wurde er nach einigen Tagen, in Portugal nach einigen Wochen, in Polen nach einigen Monaten fortgejagt; aber er hatte das Gewicht ſeines Namens in den Straßen der franzöſiſchen Hauptſtadt kennen lernen und ſeine Geſinnungen ſind ja rein, ſo ſagt er, ſeine Fahne iſt die des Rechtes. Er widerſteht alſo der Einladung nicht — er geht — er kommt — er frägt — er nimmt zu Rolle Einſicht in die Depeſchen, die von allen Seiten ſein verborgenes Zimmer aufſuchen — er hört von einem Abgeordneten des ſichtbaren Oberhauptes der neueſten Weltverbeſſerung, Mazzini, daß Savoyen, Italien, Europa ſeiner harren. Auf Umwegen ſchleicht er ſich am nächſten Tage nach Genf. Da ſind die Mitfeldherren verſammelt — die Armee, 800 Mann ſtark, iſt auf dem Papier aufmarſchirt — der große Aufruf an die Helden wird entworfen; „Waffenbrüder," heißt es am Eingange, und „in Koth verſunkene Fröhner der Despotie," im Konterte. Alles iſt gethan. — Einige Unarten der Polizei beſchleunigen den Beginn des Feldzuges. Bedroht, in der nächſten Stunde ſammt Generalſtab und Abgeordneten der Regierung auf ſeinem Zimmer aufgehoben zu werden, ſetzt ſich der General en Chef in Marſch nach Plant-des-Quates. Der Gendarmen am Thore wegen, bilden er und ſeine Uniform zwei getrennte Kolonnen und vereinigen ſich erſt auf dem ebengenannten allgemeinen Sammelpunkte. Dort treffen nach und nach 160 Mann ein; die Kolonne, die über den See kommen ſollte, bleibt aus. Der General betrachtet ſein Heer; es ſcheint ihm ein Haufe Lumpen-

gesindel, ohne jede Haltung, ohne Gehorsam, ohne Abrichtung. Was soll er thun? Bleibt er stehen, so läuft es auseinander. Kann er St. Julien angreifen? Zwei Züge Soldaten hatten auf der Straße dahin am Morgen dieses Tages exerzirt. Muß er nicht vielmehr der Kolonne, die von Nyon erwartet wird, entgegen gehen? Dies thut er. Er rückt nach Bossey, dem ersten savoyischen Dorfe, wo eine Menge Verstärkungen stehen sollen. Niemand ist dort. Er rückt nach Anemasse, wo ihm der tiefgedrückte Bewohner mit offenen Armen entgegen fliegen soll. Die Ankunft des Freiheitsheeres zu verkündigen, soll die Trommel gerührt werden — ach, statt eilf Trommeln, die völlig ausgerüstet ihm versprochen worden waren, findet sich nur eine einzige, und diese ohne Schlägel! Dieser Unfall beugt den General en Chef tief — es ist der Wendepunkt seines Glückes. Von nun an nur Unfall auf Unfall. Die fünfzehn Gränzsoldaten von Anemasse, diese Hoffnung der Freiheit, fraterniſiren nicht, sondern räumen den Ort. Die Bewohner desselben lachen über die Proklamationen der provisorischen Regierung; die Armee verliert einen Finger, den sich ein Italiener, der mit den Waffen nicht umzugehen weiß, abschießt; sechzig Mann von den 160 betrinken sich in den Wirthshäusern; größere Skandale drohen. — Man marschirt ein Stück weiter nach Cara, aber keine Nachricht von der Kolonne von Nyon; — da sammeln sich in der Nachbarschaft sardinische Soldaten, worunter der Muth der Armee leidet; ein Erzieher, aus Genf nachgeeilt, hat die Frechheit, vor die Reihen zu treten und zwei seiner Zöglinge herauszuverlangen; diese, der gewaltigern Stimme der Gewohnheit gehorchend, verläugnen diejenige des Generals en Chef und der hohen Kommissarien der Regierung, und verlassen das Heer. Ein Lichtblick scheint

zu kommen, aber er bereitet eine gräßliche Täuschung vor. Savoyarden eilen herzu und begehren Gewehre; zwei Wagen voll hat die Armee mit sich gezogen, um Savoyen zu bewaffnen, und da dies Palladium mehrmals stecken blieb, Romarino selbst sich daran gespannt, um seine Leute anzueifern, und die Pferde, die nicht mehr weiter konnten, entbehrlich zu machen; nun werden sie vorgeführt — der General lieset seinen Aufruf — die Gewehre werden vertheilt — und fünf Minuten darauf sind Savoyarden und Gewehre verschwunden! Dieser traurige Vorfall trägt bei, die Bande des Gehorsams völlig aufzulösen — die Italiener wollen fort — die Polen wollen bleiben — Romarino versucht beiden Recht zu thun durch eine Bewegung nach Villegrand, das nicht vorwärts, nicht rückwärts liegt. Dort will er viele Feuer angemacht, um sich durch das Ansehen von Stärke sicher zu stellen — aber die Armee lagert, wie er erzählt, im Bivouak des Hauptquartiers und stiehlt ihm das Stroh unter dem Leibe weg. Nun kommen die letzten Stöße — einige Flintenschüsse fallen um Mitternacht — die Armee tritt in's Gewehr — 42 Mann fehlen — sie sind desertirt! Während der Nachweisung dieser Thatsache entweichen andere; ein neuer Alarm bringt panischen Schrecken in den Rest, Alles flüchtet auf's neutrale Gebiet, d. h. auf dasjenige von Genf, aber die Moral der Armee ist unheilbar gebrochen! Sie vergißt sich so weit, dem General vorzuschlagen, sie auseinander laufen zu lassen. Kriegsrath wird gehalten, während welchem die Nachricht kommt, daß die Kolonne, von Nyon über den See zurückgeworfen, in ein paar Barken so gut als gefangen gesetzt ist. Mazzini, der Insurrektions-Oberagent, in weiße Tücher eingehüllt, erklärt sich für krank und erscheint nicht im Kriegsrath; der Insurrektions-Kommissär für Savoyen er-

ſcheint gleichfalls nicht, denn er war Abends vorher durchgegangen. Der Kriegsrath entſcheidet für Auflöſung und Flucht. Nun folgt die größte Thätigkeit, Offiziere und Gemeine überbieten ſich im Eifer, nach einer Viertelſtunde ſitzen noch Romarino, ſein Neffe und zwei Gefährten am Feuer. Das iſt der Reſt der Armee. Eben da dieſe ſich aus dem Staube machen wollen, werden ſie vor den Maire des Ortes gefordert. Eine demüthige Scene folgt. Romarino, von einigen zwanzig ſeiner wieder zuſammengelaufenen Helden mit Schimpf und Spott überhäuft, kann kaum ſein Leben retten. Die Gendarmen helfen ihm aus Mitleid fort, er entkommt über den See, iſt in der ſchmerzlichen Nothwendigkeit, die Patrouillen von Verſoir anzulügen, und gelangt nach allerlei Gefahren in's Waadtland. So ſcheiterte die Befreiung Italiens! Zum Nachſpiele fuhren ſich, wie natürlich, die Unternehmer des Aufſtandes in die Haare, und kämpften in ihren Journalen den Kampf aus. Alle Lügen, alle Täuſchungen, die im Glaubensbekenntniſſe der Revolution geboten ſind, wurden nun verſchrieen, viele Wahrheiten auch dem unredlichen Willen durch Aerger und Leidenſchaft abgedrungen. Mazzini und die Seinigen einerſeits, Romarino anderſeits klagten einer den andern des Diebſtahls und des Verraths an. Es war ein Kampf, worin beide ſich mit Koth bewarfen, ein Kampf der Perſonen und der Sache würdig. Das iſt es, was wir aus dieſem Büchelchen lernen. Das ſind die Leute, welche an der Spitze der Civiliſation zu ſtehen behaupten; die Leute, welchen die Völker Eigenthum, Ruhe, Ordnung, Leben und Pflicht opfern ſollen! Frechere Verhöhner der Würde der Völker, die ſie fortwährend im Munde führen, hat uns die Geſchichte menſchlicher Verirrungen und Anmaßungen kaum jemals gezeigt.

Die Quadrupel-Allianz.

(24. Juni und 30. Aug. 1834.)

(Allgem. Zeitung 1834.)

Das Journal des Débats vom 16. Juni enthält eine Apologie der Quadrupel-Allianz oder vielmehr der Weisheit, welche das französische Kabinet in diesem diplomatischen Werke an Tag gelegt hat. (S. Allg. Zeitung vom 23. Juni.) Durch lange Zeit wird der Flimmerglanz dieses Artikels in den Spalten des ministeriellen Journals unverdunkelt bleiben. Die Oberflächlichkeit im Gedanken, der kecke Leichtsinn im Urtheile, die Unwahrheit in den Zusammenstellungen und die unbefangene Vergeßlichkeit, mit welcher unter andern das englische Kabinet darin behandelt wird, machen ein komisches Stück daraus, das nichts desto weniger auch seine ernste Seite hat. Es ist dem Journal darum zu thun, darzulegen, wie diese Allianz ausschließend die Erfindung und das Verdienst Talleyrands sey; wie sie als Antwort auf Münchengrätz, Töplitz und Wien, das europäische Gleichgewicht hergestellt und gesichert habe; wie sie Frankreich einen herrlichen Stützpunkt liefere, um seinerseits dasselbe wieder aufzuheben, dazu dessen Rücken decke, und ihm eine Angriffsstellung gebe, die bis in's ferne Asien alle Länder als ein Feld seines Ruhmes vor ihm hinbreite. Das Alles hat die Regierung der Julustage vermocht und gethan; Madrid, London und Lissabon folgen huldigend ihrem Wagen, und das übrige Europa steht in Furcht und Bewunderung und weiß, daß der Frieden in ihrer Hand

liege. Solche Artikel nimmt im Grunde Niemand dem französischen Kabinette übel; man beklagt es höchstens, daß es deren bedarf. Sie sind fertige Paragraphe für einen künftigen Cervantes. Ihre ernste Seite bleibt aber, daß sie die Noth und Abhängigkeit, den Bettelzustand, wenn man so sagen darf, dieses Kabinettes aufdecken und zu ernsten Betrachtungen über eine dadurch immer näher gerückte Wahrscheinlichkeit auffordern. Was ist Leuten zuzutrauen, die, sonst eifrige Verlacher des Gleichgewicht-Systemes, heute allen Ernstes glauben oder glauben machen wollen, es handle sich noch darum, Staaten den Staaten entgegen zu setzen und nach Ausmittelung ihres Gewichtes die einen gegen die anderen anstreben zu machen, damit der gesammte Bau feststehe. Freilich gibt es heute nur zwei Lager in Europa. Wäre nach einem Gleichgewichte zu streben, wozu, Gott sey Dank, noch keine Nothwendigkeit da ist, so würde es durch das Abwiegen der Kräfte der Erhaltung gegen die der Zerstörung zu suchen seyn. Der Quadrupel-Traktat mag allerdings die Julirevolution der französischen Diplomatie seyn. Was auf den ersten Blick ein Schmeichelwort für den Pöbel scheint, ist bei näherer Beleuchtung nicht ganz ohne Wahrheit. Der Traktat ist ein Sieg, den die französische Diplomatie über England, Spanien und Portugal zum Vortheile der Revolution davon getragen hat, und dessen Folgen nun, wo durch die Austreibung der Kronprätendenten die gegen diese verbunden gewesene liberale und radikale Partei auch in der Halbinsel in den Stand gesetzt worden ist, die Waffen gegen sich selbst zu kehren, nicht lange auf sich warten lassen werden. Ob diese Länder, ob Frankreich selbst dabei gewinnen würde, konnte ein Kabinet, das zu leben verurtheilt ist, als Nebenfrage behandeln. In allen anderen gilt die Weisheit, gegen sich

ſelbſt für die Revolution gearbeitet zu haben, für Thorheit. Allerdings hatten die Begegnung zu Münchengrätz und die Konferenzen zu Wien den Zweck, das Band zwiſchen den betreffenden Regierungen enger zu ziehen, nicht aber um eine größere materielle Maſſe andern Staaten gegenüber zu bilden, die zur Bildung einer Gegenmaſſe aufforderte, ſondern um ſich über die Wege und Mittel zum Kampfe gegen den allen Regierungen gemeinſamen Feind einzuverſtehen. Ein Kabinet, das dieſe Zuſammenkünfte beargwohnt, beweiſet, daß es weder ſie, noch die Zeit, noch ſein eigenes wichtiges Bedürfniß verſteht. Es gibt heute kein öſtliches und weſtliches Europa, ſo wenig wie es zur Zeit der Reformation ein ſolches gegeben hat. Es gibt nur Ein Europa, das für ſeinen politiſchen Glauben mit dem Schwert in der Hand daſteht, und eines das denſelben niederzuwerfen beſtrebt iſt. Beider Fahnen ſtehen vom Süden zum Norden über alle Länder gebreitet. Jede andere Eintheilung iſt heute enge, falſch und verderblich, und nicht beſſer iſt der Gegenſatz einer unité de force im Oſten, die wieder eine unité de force im Weſten nothwendig gemacht habe, als wenn Flüſſe und Berge heute die Verbündeten für die eine oder für die andere Sache ſchieden. Die Quadrupel-Allianz iſt dennoch ganz richtig die Antwort auf Münchengrätz und Wien, aber nicht die Antwort des franzöſiſchen Kabinets, ſondern diejenige der revolutionairen Faktion, die ſich dieſes Kabinets als ſeines Werkzeuges bediente. Auf ſolche Weiſe ſchreibt ſich der Entwurf dieſer Allianz allerdings ſeit den Juliustagen her. Derſelbe Geiſt hat beide erzeugt. Die Brauchbarkeit dieſes neuerfundenen Gleichgewicht-Syſtems, wo auf der einen Seite Frankreich und England, geſtützt auf Spanien und Portugal, auf der anderen Oeſterreich, Preußen und Rußland

erſcheinen, gibt ſich der Artikel die Mühe, auf ſeine Art nachzuweiſen. „Belgien und die Schweiz gehören," ſagt er, „bereits dem Syſteme des Südens an; deren Unabhängigkeit bleibt eine der Grundlagen der franzöſiſchen Politik; jeder Verſuch, dieſe beiden Staaten in's Syſtem des Nord hinüber zu ziehen, wäre eine Kriegserklärung." Wenn dies heißen ſoll, daß die Unabhängigkeit Belgiens und der Schweiz eben in ihrer Abhängigkeit von Frankreich beſteht, ſo iſt dies im Widerſpruche mit ſich ſelbſt und eine läppiſche Verirrung der Großſprecherei. Die Neutralität der Schweiz iſt unter aller europäiſchen Mächte gemeinſchaftlichen Schuz geſtellt, und dieſe werden wiſſen zu verhindern, daß ſie in der Abhängigkeit von Frankreich ihr Ende finde. Belgien ſteht gleichfalls unter dem Schuze der Großmächte, und ſeine Neutralität iſt eben deßhalb feſtgeſtellt, damit es ſelbſtſtändig ſeyn und bleiben könne. Ob bei dieſem Stande der Dinge, den umzuwerfen franzöſiſche Armeen erſt in Wien und Berlin ſtehen müßten, die Schweiz und Belgien Verbündete Frankreichs genannt werden können, ergibt ſich von ſelbſt. Das Syſtem des Südens, durch dieſe ſichern Verbündeten verſtärkt, rückt nun nach Deutſchland vor. Da gibt es wieder, ſagt der Artikel, Inſtitutionen zu protegiren, im Streite materieller Intereſſen den Schiedsrichter zu machen, und fremden Einfluß zu bekämpfen. Daß die Betheiligten nicht protegirt ſeyn, noch franzöſiſche Schiedsrichter haben wollen — daß wenn ſie ſolche wollten, die Einmiſchung nicht gegen das deutſche Bundesverhältniß aufkommen würde und die Großmächte Deutſchlands ſtark genug ſind, einen fremden ſchädlichen Einfluß zu entfernen: das hält das Syſtem des Südens in ſeinem Siegeslaufe nicht auf. Schon iſt es durch Deutſchland und ſtößt nun auf Oeſterreich. „Warum da anhalten?" fragt es mit merk-

würdiger Herabſtimmung ſeines Tones zu naiver Heuchelei; „Oeſterreich iſt ja kein Feind von uns. Der Traktat der Quadrupel-Allianz paßt ganz wunderbar mit der öſterreichiſchen Politik zuſammen; er iſt eine herrliche Operationsbaſis gegen die Zukunft, und bietet ſich ganz natürlich als Mittelpunkt für alle Intereſſen dar, die an der Erhaltung des dermaligen Territorialſtandes von Europa hängen.“ Wenn die Quadrupel-Allianz kein anderes Ziel hätte, als dasjenige, welches ſie am wenigſten haben kann, das Gleichgewicht Europa's, dann dürfte ſie allenfalls erwarten, daß Oeſterreich, bei ſeiner vorzugsweiſe friedlichen Stimmung, derſelben ſeinen Beifall gäbe. Ob es das heute kann, und was das heiße zu ſagen, man habe öſterreichiſche Politik in dieſer Allianz gemacht, iſt eben ſo klar als das Schickſal der Zumuthung an Oeſterreich, dem die Territorialveränderungen gewiß als ſehr untergeordnete Fragepunkte neben dem Feſthalten des Bodens überhaupt erſcheinen, ſich mit der Revolution gegen Eroberungsplane, an die Niemand denkt, und die heute nicht möglich ſind, zu verbinden. Nun wendet ſich das Syſtem nach dem Süden. Das Mittelmeer iſt ſein. Neapel ſieht es bereits als einen Verbündeten an, und Piemont kann, ſo meint es, ſeinem Einfluſſe nicht widerſtehen. Dort alſo glaubt es die Revolution ſo gut als gemacht, und hier im Begriff ſich zu machen. Es ſchweigt über die Lombardei und Mittel-Italien, und ſpringt nach Griechenland hinüber, das eines der Werkzeuge zu den Umwandlungen werden ſoll, „denen der Orient nicht mehr entgehen kann,“ wie und auf welche Weiſe, begreift ſicherlich Niemand, der Griechenland, den Einfluß der Franzoſen in dieſem Lande und den Orient kennt. Das andere Werkzeug zu eben dieſem Zwecke ſoll Aegypten ſeyn, welches Frankreich als ſein Geſchöpf zu betrachten pflegt, eine Aus-

zeichnung, mit der es Mehemed Ali schriftlich und mündlich sehr häufig beschenkt, und die um so schmeichelhafter auf diesen Wessier wirken muß, je kräftiger durch Admiral Rousſin Frankreich im vergangenen Jahre sein Ansehen dort hob. Mit Griechenland und Aegypten geht das System nach Kleinasien — da ist die neue Bahn — da ist das große Feld seiner wichtigsten Thätigkeit. Da zieht es das Schwert gegen die Russen und civilisirt nach dem Vorbilde Algiers. Bleibt doch der Orient immer das Feld der Fabeln und Mährchen! — Am Schlusse zählt das System die bereits gemachten Eroberungen auf. England steht in der Einleitung und hat keine besondere Zahl, Belgien aber Nr. 1, dann folgen die Schweiz — Spanien und Portugal und zuletzt Neapel. Es schildert seine Gränzen, die von der Maas bis ins Herz von Asien reichen — es rühmt seine Beweglichkeit, die ihm eben so leicht mache, sich nach Norden als nach Süden zu drehen. „Das ist das wunderbare Werk unserer Diplomatie und Talleyrands — ruft es — und das ist Alles in der Zeit geschehen, während die Opposition schrie, Frankreich krieche vor Europa.“ — Da jede Sache, die verständige wie die unverständige, irgend einen Grund haben muß, so auch dieser Artikel. Die Wahlen sind vor der Thüre. Vielleicht wirkt er.

Durch den Eindruck der Ereignisse in Spanien auf die öffentliche Meinung gedrängt, haben die Bevollmächtigten von England, Frankreich, Spanien und Portugal am 19. August vier Zusatz-Artikel zum Vertrage vom 22. April unterzeichnet. Im ersten verpflichtet sich die französische Regierung nicht zu gestatten, daß aus ihrem Gränzgebiete Waffen und was immer für Namen habende Kriegshülfe

der gegen die Königin Isabella feindlichen Partei zugeführt werden; im zweiten verpflichtet sich England der Königin, auf Verlangen, Kriegsmittel und Hülfe zur See zu geben. Im dritten verspricht Don Pedro der Königin, auf Verlangen und mit Wissen und Willen der beiden andern Mächte, militärische Hülfe zu leisten. Der vierte endlich bestimmt die Frist der Ratifikation dieser Verpflichtungen. — Für den Denker sind diese Zusatz-Artikel ein charakteristisches Aktenstück; sie bezeichnen das zweite Stadium des Irrthums, die Unmacht. Wenn man sich über irgend einen Schritt der heutigen französischen Regierung wundern dürfte, wenn sie nicht unter dem Unstern läge, den Leidenschaften, aus denen sie geboren wurde, von Zeit zu Zeit ein Stück ihres Lebens zum Opfer zu bringen, so könnte man billig fragen, wie kam es, daß sich Frankreich der Demüthigung unterzog, diese Artikel zu unterzeichnen? — — Der Art. 1 gewährt Frankreich nichts, was nicht jedem freistehenden Staate vermöge seiner Machtvollkommenheit zu allen Zeiten und unter allen Umständen zukäme; er beschränkt das unbestreitbare Recht, seine Gränze nach Gutdünken zu öffnen oder zu sperren, durch die Verpflichtung, das letztere zu thun, und da Frankreich seit längerem dies bereits gethan hat, so verwandelt er eine freiwillige Handlung in eine gezwungene. Der Art. 2 räumt England gleichfalls nur ein gemeines politisches Recht ein; da derselbe in seiner Richtung aber weiter geht als der Art. 1, so steht England in einer mehr vorgeschobenen Stellung als Frankreich. Obgleich der Vorbehalt, daß für die Lieferung der Kriegsmittel und für die Hülfe zur See, die spanische Regierung die Kosten zu tragen habe, nicht in dem Artikel selbst ausgesprochen wurde, so besteht derselbe nach sicherer Kunde dennoch in einem geheimen Versprechen.

Der Art. 3 dürfte der spanischen Regierung eben nicht sehr genehm seyn; was ihm auf dem Papier einen Platz geben konnte, ist seine Unausführbarkeit. Die Absichten Don Pedro's auf Spanien sind längst von jedem Unbefangenen gekannt und gewürdigt. Darf die spanische Regierung es jemals wagen, seine Hülfe sich auf den Hals zu ziehen? — und wenn sie es thäte, welche Folgen würde dieser Mißgriff nicht haben? Portugiesische Hülfe in Spanien ist an sich schon ein in diesem Lande so verhaßter Gedanke, daß die Regierung, welche durch diese Stütze sich zu halten versuchte, schon von vornherein als eine verlorne zu betrachten seyn würde. Hiezu kommt noch die Art der Truppen, welche Don Pedro abzugeben in der Lage wäre. Den Kern des portugiesischen Heeres müßte er zu seinem eigenen Schutze im Lande behalten; es würden ihm also zur Abgabe nur die militärischen Glücksritter bleiben, welche in den letzten beiden Jahren aus allen Theilen der Welt Don Pedro zugeströmt sind. Welche Dienste diese Leute dem spanischen Juste-Milieu leisten würden, fällt in die Augen. Was soll also ein Zusatz-Vertrag, der in die spanische Frage nichts bringt, was nicht bereits bestanden hätte und folglich im günstigsten Falle überflüssig, durch die ausgesprochene Bedrohung mit der Hülfe Don Pedro's sogar die öffentliche Meinung in Spanien verletzend ist? — Man kann sagen, und es ist wahr, der Zusatz ist abgenöthigt durch den Vertrag, und dann beweist er durch seine Nichtigkeit den Mißgriff dieses Vertrages. Man begreift die Verirrungen der Gewalt, aber das Geständniß der Unmacht kann kein freiwilliges, und muß, wo kein Zwang von außen ist, ein durch organische Fehler im ursprünglichen Verhältnisse abgedrungenes seyn.

Ueber die französische Kammersitzung vom 13. August

(21. August 1831.)

Gegen das Journal des Débats.

(Allgemeine Zeitung 1834.)

Das Klaglied, welches das Journal des Débats vom 14. Auguſt über die Berathung oder vielmehr Nichtberathung der Antwort auf die Thronrede anſtimmt, zerfällt in zwei wichtige Theile, in ſcharfen Tadel gegen das Miniſterium, weil es nicht den Mund aufthat, um ſich zufrieden oder unzufrieden zu bekennen, und das Geſchenk der Kammern als Erwerb geltend zu machen oder als eine magere Abfindung von ſich zu ſtoßen; und in wehmüthige Ausrufe über den Verfall des parlamentariſchen Ernſtes bis zum Wettſtreite kleinlicher Eitelkeit und bis zur erbärmlichen Komödie. Dieſe Klagen verdienten wohl kaum beachtet zu werden, wenn ſie nicht aus einem Munde kämen, aus dem ſonſt gewöhnlich nur gemäßigte und verſtändige Worte fließen. Aber man muß zugeben, es iſt etwas an den Vorwürfen über den Vorgang bei Berathung dieſer Adreſſe, die, als die erſte der neuen Kammer, allerdings einiges Gewicht haben oder wenigſtens zu haben ſcheinen ſoll. So viel iſt gewiß, daß von den Herren, welche über die Adreſſe zu ſprechen gingen, keiner über ſie ſprach, ein Umſtand, der auf den Zuhörer einen ſeltſamen Eindruck machen mußte. Es ſprachen überhaupt 12 Deputirte. Der erſte, für den das Journal des Débats, wie uns ſcheint, ſelbſt in ſeiner Mißſtimmung, noch ein Wort des Lobes hätte finden ſollen, trug daranf an, den König zu vermö-

gen, Spanien nicht zu erlauben ſeine Staatsſchuld auf andere Weiſe, als im Intereſſe Frankreichs, zu regeln. Der zweite flocht eine Krone aus alten Lorbeeren und neuen Palmenzweigen, und wies auf das Feld der Induſtrie„ als dasjenige weniger glänzender, aber fruchtbarer Eroberungen. Der dritte begehrte eine Amneſtie für politiſche Verbrechen; der vierte empfahl die Freiheit der Preſſe und der Tribune einer breiten Verbeſſerung; der fünfte ſchlug eine Nachhülfe im Wahlſyſtem durch den vote universel vor; der ſechste kündigte ein Amendement in Betreff des tief verfallenen Ackerbaues an, und hatte den ſiebenten zur Stütze; der achte behandelte den Seehandel; der neunte klagte gegen Willkühr in Aufhebung der Nationalgarde in ſeinem Departement; der zehnte machte die Beamten auf die dringende Nothwendigkeit der Rückkehr zur Moralität, Redlichkeit und Vaterlandsliebe aufmerkſam; der eilfte vertrat den Landbau gegen den zu ſehr begünſtigten Handel und die Induſtrie. Der zwölfte endlich wollte ein Geſetz für die höheren Schulen und einen code rural. Zwiſchen dieſen Epiſoden fiel die Abſtimmung über die einzelnen Paragraphen, und ſo wie die Epiſoden endeten, war auch die Adreſſe fertig. Dieſer Hergang iſt freilich nicht ganz vereinbarlich mit einer gründlichen Erörterung — aber wir fragen billig, iſt er des Skandals des Abfalles des Journal des Débats vom Miniſterium werth? Iſt er werth, daß das Journal dem Miniſterium ſogar ſeine nothwendigſte Tugend, die Friedensliebe, mit tadelnden Worten anfeindet, und wie ein Chamäleon bei Gemüthsbewegungen die eigene Farbe wechſelt. Was iſt denn am Ende an der ganzen Scene eines beſondern Aufhebens werth? Eine ſolche Sitzung, wenn ſie nichts nützt, ſchadet auch nichts, und in dieſer Rückſicht wird Niemand in den Ausruf des Journals einſtimmen: Bewahre

uns der Himmel vor ähnlichen Sitzungen! Weiter, was iſt eine Adreſſe in den Augen der Mehrzahl der Kammer? Ein Stück Papier, das hergebrachter Weiſe dem König überreicht wird, und worauf mit oder ohne Worte nichts geſchrieben ſteht; wozu alſo ſich viel damit abgeben, da doch weit wichtiger iſt, daß das Land kenne, was jeder Deputirte zu deſſen Heil und Beſten weiß und will. Die ganze Zukunft eines Deputirten kann in einer ſolchen Schildaushängung liegen; liegt ſie jemals an der Adreſſe? Daß ein ſolcher Hergang ein Bild der Anarchie gibt, iſt wahr; aber was macht das? In den Worten iſt die Anarchie am wenigſten gefährlich und überdieß nur für die Zuhörer, nicht aber für den jedesmaligen Redner langweilig. Aber es iſt und bleibt eine auffallende Verirrung, daß das Journal des Débats ſeinen Artikel überdieß mit einem Lobe des Herrn Janvier ſchließt, eines Redners, der, obgleich das Journal zu ſeiner Vertheidigung ſagt, daß es ihn nicht verſtanden habe, in offenbarer Ideen-Verwandtſchaft mit der Gazette ſteht. Was hat das Miniſterium gethan, um dieſen Abfall zu verdienen, und was wird das Journal nicht thun müſſen, um den Glauben ſeiner Anhänger wieder zu befeſtigen!

Von der Donau, 22. Auguſt. Es gehört unter gleichgeſtellten Perſonen der Geſellſchaft ein ſicherer Takt der Achtung, die man ſich gegenſeitig ſchuldig iſt, dazu, um den Drang der Eitelkeit, in die rechtliche Wirkſamkeit der andern einzugreifen, von ſich entfernt zu halten. Es iſt zwiſchen Völkern dasſelbe. Das Wenigſte und Meiſte, was

ein unabhängiges Volk von den unabhängigen Nachbarvölkern fordern kann, iſt, daß ſie ſeine Freiheit in ihrer rechtlichen Bewegungsſphäre nicht beeinträchtigen. Dazu verſteht ſich im Durchſchnitt ein Franzoſe ſehr ſelten, und das ſonſt gemäßigte Journal des Débats vom 13. Auguſt gibt ein Beiſpiel dafür in der Art, wie es ſich über die Spanien betreffende Stelle im Entwurfe der Adreſſe auf die Thronrede ausſpricht. Dieſer Entwurf ſtellt die ſpaniſche Frage auf das Feld der Freiheit der Spanier, ihren Hader unter ſich auszufechten. Damit iſt das Journal nicht zufrieden. Ihm gilt Spanien nur als ein Planet im Syſteme Frankreichs; es erklärt mit den gewöhnlichen doktrinairen Phraſen, daß das Schickſal Spaniens nicht Spanien, ſondern Frankreich angehöre. Es ſpricht den Zweck der Allianz dahin aus, daß Frankreich ſich mit Kraft gegen den Norden wenden könne, ſteckt alſo die Fahne des Angriffs aus, und fühlt nicht, wie unklug oder unpaſſend dieß iſt. Wenn eine der ſogenannten nordiſchen Mächte, oder alle zuſammen, eine ſolche Sprache führten, welch' ein Zettergeſchrei würden nicht alle franzöſiſchen Blätter und das Journal des Débats mit ihnen anheben — nicht etwa weil dieſe Sprache die Vorläuferin des Krieges wäre, denn das Journal ſelbſt will ja auch mit der ſeinigen nicht den Krieg — ſondern weil es Frankreichs Ehrgefühl als angegriffen betrachten würde! Daß doch einem franzöſiſchen Journaliſten es ſo ſchwer einfällt, daß andere Mächte auch ein ſolches Gefühl und ein Recht auf die Achtung deſſelben haben! — Zu was überhaupt die ganze Abhandlung, dieſe ſo oft wiederholte Prunkdeklamation der franzöſiſchen Journaliſtik? Iſt ſie wahr gemeint, ſo ſpricht ſie einer völkerrechtswidrigen Handlungsweiſe das Wort. Sie kann aber nicht wahr

gemeint ſein, weil man die Rechte Anderer nur mit Gewalt, nicht aber mit Worten niedertritt. Sie iſt alſo weiter nichts als eine unkluge, unabgeforderte Offenbarung der Unmacht. Wer kann, der ſpricht entweder gar nicht, oder nur dann, wenn er zugleich auch handelt.

Druckfehler.

pag.	100	Zeile	26 und 29	statt:	ſehe	— lies:	ſähe
„	102	„	letzte	„	Lebensweiſe	„	Lebensreiſe
„	312	„	19	„	Weiſeheit	„	Weichheit.

Kleine Schriften

von

Ritter Anton von Prokesch-Osten.

Gesammelt von einem Freunde.

Sechster Band.

BIBL. UNIVERS. LIBS.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1844.

Gedichte

von

Ritter Anton von Prokesch-Osten.

Gesammelt von einem Freunde.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Stuttgart.
Hallberger'sche Verlagshandlung.
1844.

Inhalt.

	Seite
I. Sonette	7
II. Wanderung	
Venedig.	
Leyerlieder	65
Abend	78
Treue Liebe	79
Verlangen	80
Auf einem Grabe	81
Nacht	82
Ai giardini. Juli 1824.	86
Fahrt.	
Hafen von Pola. August 1824	93
Höhe von Durazzo. August 1824	95
Höhe von Antivari. August 1824	96
Cap Linguetta. August 1824	97
Höhe von Panormus. September 1824	98
Corfu. September 1824	100
Cap Leukymna. September 1824	102
Leukadischer Fels. September 1824	103
Ithaca. September 1824	104
Cap Chelonites. September 1824	105
Aetnäischer Busen. September 1824	106
Cythera. September 1824	107
Cap Malea. September 1824	109
Delos. September 1824	111
Levante.	
Abydos am Hellespont. October 1824	117
Heilige Berge in Thrazien. October 1824	119
Bujukdere. October 1824	120
Küste von Methymna. November 1824	121
Am schwarzen Vorgebirg (Golf v. Smyrna). Novemb. 1824	122
Clazomenä (Jonien). November 1824	123

	Seite
Smyrna. Dezember 1824	126
Desgleichen. Dezember 1824	127
In der See. Sylvester-Abend 1824	128
Am Ida in Creta. Jänner 1825	129
Creta. Jänner 1825	130
In der See. Februar 1825	134
Messenischer Wechselgesang. 1825	136
Cretischer Wechselgesang. 1825	139
Smyrna. März 1825	143
Ephesus. März 1825	145
Desgleichen. März 1825	148
Burnabat. April 1825	151
Chiotisches Lied. Juli 1825	153
Golf von Lepanto. Juli 1825	155
Athen. August 1825	157
Mythilene. October 1825	165
In Lydien. November 1825	167
Sardis. November 1825	168
Thyatira. November 1825	169
Desgleichen. November 1825	171
In Phrygien. November 1825	172
Desgleichen. November 1825	175
Am bithynischen Olymp. November 1825	176
In Bithynien. November 1825	178
Türkisches Lied. 1825	181
Libyssa. Dezember 1825	182
In Thrazien. Dezember 1825	184
Constantinopel. Jänner 1826	186
Rodosto. 1826	187
Therapia. April 1826	188
Am Bosphor. Mai 1826	190
Auf dem Propontis. Juni 1826	192
Ibagebirg in Mysien. Juni 1826	194
Thebaische Ebene in Aeolien. Juni 1826	195
In einem Thale des Ida, in Troas. Juni 1826	196
Gebirge von Pergamos. Juni 1826	198

	Seite
Adramytti (Aeolien). Juni 1826	199
Pergamos. Juni 1826	201
Golf von Sandarlik. Juni 1826	203
Bucht von Phokäa. 29. Juni 1826	204
Mytilene (Lesbos). Juni 1826	205
Ebene von Menimèn (Jonien). Juni 1826	207
Die Brüderberge. Juni 1826	209
Methymna auf Lesbos. Juli 1826	211
Fahrt nach Aegypten. September 1826	212
Im Libyschen Meere. Oktober 1826	214
Arabische Wüste Dezember 1826	215
Auf dem Nil. 1. Jänner 1827	217
Desgleichen. Januar 1827	219
Theben. Februar 1827	220
Ibrim in Nubien. Februar 1827	222
Nubien. Februar 1827	224
Rhebus. 1827	226
Güselhissar. April 1827	228
Am Mäander. Mai 1827	230
Pella. August 1828	231
Thasos. August 1828	232
Smyrna. 1829	233
Bei Nazareth. April 1829	234
Gebirg von Juda. April 1829	236
In Syrien. 1829	238
Am Jordan. Mai 1829	240
Ebene der Turkomanen. Mai 1829	242
Hales. Mai 1829	244
Cypern. Mai 1829.	246
Pathmos. Juni 1829	248
Budgia. September 1829	250
Desgleichen. Oktober 1829	251
Smyrna. November 1829	252
Gewässer von Ipsara. 1830	254
Jonisches Meer Jänner 1830	256
Adriatisches Meer. Jänner 1830	257

Seite

Campagna di Roma. 1831 259
An Eulalia von St. Aulaire. 1834 260
Früheres.
An eine Quelle bei Bärneck. 1811 263
Hesper. 1812 264
Sie. 1813 265
Allgegenwart 1813 266
Liebe und Dichtkunst. 1813 267
Lied. Nach dem Rheinübergange. Jänner 1814 . 269
Im Elsaß. 1814 272
Als ich auf einem Grabe die Nacht hindurch schlief. 1814 273
Der Verwundete auf dem Schlachtfelde. 1814 . . 274
Jahresfeier des Abschieds. 1814 276
Rheinkab. 1815 278
Gute Nacht. 1816 280
An Horsy. 1817 281
Wiederkehr. 1819 283
Leipzig. Sommer 1820 290
Taumel. 1820 291
Ober-Ungarn. September 1821 298
Desgleichen. September 1821 299
In ein Stammbuch. 1821 301
An Ihrigen von Görgey. Ins Stammbuch 20 Oct 1821 303
Wien. 1821 304
Wien. An *. Februar 1822 305
Seeberg in der Steyermark. April 1822 . . . 310
An * *. 1822 311
An * *. 1822 312
1822 313
1823 314
1823 316
1824 318
Istrien. Mai 1824 319
1824 321
Abschied. 1824 322
Adriatischer Golf. 1824 323

Gedichte.

„Jugendsehnsucht, Jugendwahn,
Heißes Suchen, gläubig Finden,
Ungenügendes Verbinden,
Windgetriebne Lebensbahn.
Liebeständeln, Liebesleiden,
Thränen, ach, wie zu beneiden!
Reicher Schwermuth Vollgenuß,
Lieben Lebens Ueberdruß.

Lichte Bilder schnell erzeugt,
Keckheit die zum Himmel steigt,
Muthlos Schwanken, Sinken, Fallen;
Allen trotzend, Diener Allen.

Frühe Blüthen duftversprechend,
Unter frühem Welken brechend!“

II.

Sonette.

„Ben son, ben son Beatri[illegible]!“

I.

Mir ward noch keine Deutung von dem Leben,
In deiner Bruſt ſie liebend zu ergründen,
In deinen Armen ſchauernd ſie zu finden,
Das iſt mein Ziel, mein Hoffen und Beſtreben.
Ward mir doch andre Kunde nicht gegeben,
Nu was ich ſoll die ſüßen Wünſche binden;
Drum folg' ich gern dem innigen Empfinden
Und meines Herzens wunderſamen Beben.

Könnt' ich denn noch nach andern Wegen fragen,
Nach andrem Ziele meine Blicke ſenden?
Könnt' ich, und ſäh' ich tauſend Morgen tagen,
Denn noch von dir, du Himmliſche, ſie wenden?
Lehr' mich das Leben grauſam auch Entſagen,
In deiner Bruſt iſt mein Beginn und Enden!

2.

Ein glänzend Schloß auf ſchroffem Felſen ſteht,
Weit ringsum Meer und lichter Himmelsſegen.
Am zweiten Fenſter dünkt mich ſich's zu regen, —
Da thut ſich auf — beglückte Augen, ſeht!
Sie iſt's! Sie iſt's! — In reichen Locken weht
Das goldne Haar dem Tag der Wang entgegen!
Die Erd', das Meer durchzuckt ein ſüß Bewegen,
Und Wald und Wellen flüſtern ihr Gebet! —

Mein Aug', entdurſtet das hohe Licht zu trinken,
Verſagt und ſchwankt und trübt ſich und in Thränen
Verſinkt die Luſt und läßt mir Schmerz und Sehnen.
Da ſteht Sie plötzlich ſtrahlend mir zur Linken —
Das trag' ich nicht — laut rufend ſtürz' ich nieder
Und milder Tod entfeſſelt meine Glieder.

3.

Der Welt entfremdet ſeit ich Sie nur liebe,
Hab' ich verlernt den Menſchen zu gefallen;
Verſchmäht, vergeſſen, überſehn von allen
Fand' ich vergolten mir mit gleichem Triebe.
O daß ſich treu des Himmels Ausſpruch bliebe!
Daß auch die Seufzer, die zu Ihr nur wallen,
Des Grames Kinder, Beiden meiner Qualen,
Begegnung fänden in demſelben Triebe!

Doch alſo ward mein Leben nicht begnadet;
Im Dunkel irr' ich, der das Licht verſchmähet,
Auf ſchroffem Pfad, den nie die Hoffnung gehet,
Vom Bann erdrückt, mit dem Sie mich beladet.
Und wo ich bin die milde Stimme ſende,
Find' ich kein Ohr, das horchend Troſt mir ſpende! —

4.

Vermag ein Wort treu das Gefühl zu ſagen,
Das ich im Innerſten der Bruſt empfinde?
Daß wahrer es der Saiten Klang verkünde
Deß' hab' ich Ueberzeugung lang getragen.
Und dennoch bangt mir, nimmer will ich wagen
Zu trau'n den Flügeln der gezähmten Winde;
Der Laut iſt Hauch und daß der Hauch entſchwinde,
Der ſüßen Beute lüſtern, iſt mein Zagen.

Drum hab' ich andre Bothen mir erkoren;
Die eilen ſchnell, doch ohne zu entweichen,
Und keines Liedes Gluth kann ihrer gleichen;
Sie werden in dem Herzen ſelbſt geboren,
Und aus der Augen treuen Friedensſternen
Verſprechen ſich die Helden in den Fernen.

6.

Verſtich noch nicht, o ſüße Melodie!
Klinge fort in mir, daß ich dich mit mir trage
In Herz und Ohr an's Ende meiner Tage,
In Luſt und Leid, in ſpäter Stund und Früh!
Wirf Blumenſtaub auf dieſes Lebens Müh!
Komm, ſprich zu mir, wenn ich entmuthigt zage!
Erwecke mich wenn mich betäubt die Klage!
Und wo ich ſey, du nur verklinge nie!

Ich ſtand, das Aug' geſenkt, die Wange blaß;
Ich ſprach, ich weiß nicht wie, ich weiß nicht was.
Die Stunde ſchlug — ach, Sie erreicht ſie ſchnell!
Da tagt es auf in Ihrem Auge hell —
Es ſang — es ſprach — es wußte ſchon — es ſchwieg,
Indeß der Bruſt das leiſe Ach! entſtieg.

61.

Ich bin nicht Ich, sobald ich dich erblicke,
Mein Geist verfällt an höhere Gewalten,
Mein Herz bevölkern zaub'rische Gestalten
Und zwischen Wahn und Sinn schwebt auf die Brücke.
Ob jetzt wie sonst der Zeiger vorwärts rücke,
Ob jetzt wie sonst die Sinne mit mir schalten,
Ob Stirn und Wange glühen und erkalten,
Ob ich im Jammer schweige, ob im Glücke:

Ich weiß es nicht. Unendlich Weh und Freuen
Steigt auf vor mir, ein unzertrennlich' Paar;
Und was ich je gedacht und was ich war
Und was sich noch an Wünschen mag erneuen,
Vergeht ein eitel Farbenspiel der Zeit
Im Sonnenstrahle deiner Herrlichkeit.

7.

All was das Herz begehrt, das Herz voll Liebe,
Nur du begreifst, du kannst allein es geben,
Drum häng' ich auch mit ewig jungem Streben
An deinem Bild, Gesangner meiner Triebe.
Und daß ich fern und nah in Ketten bliebe
Gibt süßen Trugs sich Hoffnung meinem Leben;
Was beide Tag für Tag an Träumen weben
Vermehrt mir Scham, daß ich's der Welt beschriebe.

Ein Kind, das Kränze flicht aus Frühlingsblüthen,
Und Mücken hascht, und Schiffchen baut am Bache,
Hängt treuer nicht als ich an Spiel und Wahn;
Und wo ich bin und unter welchem Dache
Da ist kein Ort auf meiner irren Bahn
Wo Thränen nicht mein höchstes Leid verriethen.

8.

Die Flammen wechseln, doch die Gluth verbleibt,
An der aus eigner Wahl ich mich verzehre;
Bald nenn' ich's Pflicht, bald Mannesſinn, bald Ehre,
Daß ich dem Mann entſpringe, der mich treibt.
Dann bieth' ich auf, was mir an Kräften bleibt,
Was ich an Schätzen kenne, was ich ehre,
Daß ich der dunklen Macht mich noch erwehre,
Die lächelnd mir das Schmerzensurtheil ſchreibt.

Doch ſeh' ich wieder in die milden Züge,
Die, friedenreich, mit jungfräulichem Zagen,
In lichter Schönheit mir entgegen lagen,
Dann ſcheint mir's Luſt, daß ich dem Wahn mich füge,
Ich laſſe treulos, was mich kam zu retten,
Und wie ein Löw' verflecht' ich meine Ketten.

9.

O ſpricht mir nicht! ich kann dein Wort nicht tragen!
Ein Engel iſt es, der den Tod verkündet.
Wem er erſcheint, deß Augenlicht erblindet,
Der Tag wird Nacht und ſtumm ſind alle Fragen.
Du haſt von Liebe mir ja nichts zu ſagen,
Und welches Wort dein Mitleid auch erfindet,
Und welchen Ehrenkranz die Hand mir windet,
Sie ſind nur Spott und Thränen meinen Tagen.

Du trägſt nicht Schuld, ſo wenig du als ich.
Mein Sehnen, ſchnell verleitet, ſprang in die Bahn,
Und Jugend nennt es, nicht mehr ſie zu laſſen.
O ſeig' es ihr! das Schickſal wählte mich
Der Liebe Leid, der Liebe treuem Wahn
Ein Opfer zu ſeyn, von jedem Troſt verlaſſen!

10.

Ich habe mich dem Leben nicht verpfändet,
Ein ſchuldlos Herz in frommer Bruſt getragen,
Mit Luſt erlernt ich Dulden und Entſagen,
Denn nur in Dir war all' mein Seyn geendet.
Nun fühl' ich's ſchwer, wie das Geſchick ſich wendet;
Doch nimmer brech' ich aus in laute Klagen,
O nimmer künd' ich meines Herzens Zagen,
Nur eine Thräne ſey zu Gott geſendet.

Du Vater! der der Liebe Saiten ſchuf,
Der ſie geſtimmt zu ew'gen Harmonieen,
Ich folgte glühend ihrem Flammenruf;
Nun ſteh' im Schmerz mich troſtlos vor Dir knieen!
Nichts nenn' ich mehr auf dieſer Erde mein;
O führe mich in deinen Frieden ein! —

II.

Wärſt du mir Wahl, ſo wärſt du längſt verloren.
Von mir geſchüttelt hätt' ich dich als Bürde,
Gewaffnet ſtänd' ich in dem Reſt der Würde
Und ſchlöß dem Feind den Zugang zu den Ihoren,
Du aber biſt mit mir in mir geboren,
Der Frühling biſt du meines Lebens, der
Die Blumen ſchuf und tödtete, — das Meer
Das mir zur Bahn das Schickſal auserkohren.

Ob du mich liebſt, ob haſſeſt, kann mein Herz
Mit Freude fullen wie mit Todesſchmerz,
Doch kann dein Bild nicht ändern noch verhüllen!
Getrennt von dir zu ſeyn iſt nur ein Wahn,
An den du glauben magſt, ich glauben kann,
Doch der ſich niemals wird erfüllen.

12.

Ihr Steine, horcht! Ihr hörtet meine Klagen!
Ihr Rieſenſtämme, die den Sturm beſiegen,
Ihr Läſte, die ſich wonnezitternd wiegen
Als hätten ſie des Engels Hauch zu tragen, — .
Ihr Wellen, die ſich kaum an's Ufer wagen,
Ihr Strahlen, die ſich ſchmeichelnd an ſie ſchmiegen,
O laßt euch ſprechen von beglücktern Tagen!

Die Menſchen flieh' ich, wie der Hirſch die Stelle
Wo ihn des Jägers Pfeil zuerſt getroffen;
Wie er die Wunde zeigt der klaren Quelle,
Iſt dir, Natur, mein wunder Buſen offen —
Wie er die Oede ſucht in Todeswehen,
Treibt mich mein Leid hier einſam zu vergehen.

13.

Hätt' ich dich nie gekannt, wär' ich in Nacht
Des Lebens Pfad gewandelt an sein Ende —
Hätt' ich dem Armen gleich die müden Hände
Am Tagesschluß voll Tagerwerb gebracht —
Hätt' nie des Zaubers Lockung mir gelacht,
Hätt' nie das Herz versucht des Glückes Spende,
Wohl mir, nicht träfe dann was ich empfände
Mit Dolchen mich und mit des Giftes Macht!

Doch was geschah, nicht ich hab' mir's gegeben,
Nicht meine Wahl war, was mein Wollen schien —
Zur Unterjochung führten meine Siege!
Hier lieg' ich matt auf meiner Dornenwiege,
Im Busen Stolz und schau der Sterne Glühn —
Man wählt den Tod, doch wählt man nicht das Leben.

14.

O glücklich, wem Natur zu ſeinen Leiden
Die hohe Gunſt des freien Ausſpruchs lieh!
Er kennt des Schmerzens höchſte Folter nie,
Wie groß das Maß, noch bleibt er zu beneiden.
Er kann das Bild in holde Farben kleiden,
Er ſchmückt es aus voll Andacht ſpät und früh,
Wem dies Geſchäft, erliegt dem Schickſal nie,
Sein Elend ſelbſt iſt ja der Quell der Freuden.

Mir aber ward ſolch' Tröſtung nicht gegeben;
Das ſtarre Wort, unfügſam, ohne Leben
Soll meinem Leid zum treuen Ausſpruch dienen!
Wie Spott und Hohn iſt mir dies arme Zeichen;
Solch harter Stoff kann keine Form gewinnen,
Und ſelbſt die Thräne kann ihn nicht erweichen.

15.

Laß' den gemeinen Stoff den Ausdruck finden,
Die Lüge laß' in Worte reich ſich kleiden —
Was ich empfinde muß den Tag vermeiden,
Den Tag der Nacht, den Tag des Traums der Blinden.
Wenn einſt, o Stunde, dürft' ich dich ergründen!
Des Todes Sonne kömmt, die Nacht der Leiden
Durchſtrahlt vom Glanz der ew'gen Himmelsfreuden
Zum Morgen wird, und alle Schatten ſchwinden:

Dann, dann, wenn das was nun wir Leben nennen,
Als Tod ſich zeigt; wenn ſelbſt das Licht der Liebe
Kaum noch ein Dämmern iſt, das Tag verkündet,
Dann wird ſich klar und herrlich ja erkennen,
Was, ſelbſt enthüllt, hier noch verborgen bliebe,
Was keinem Worte Sklav' ſich nur empfindet.

16.

Hätt' ich vergeudet, was des Himmels Huld
Zu manchem Fehl an Gutem mir gegeben;
Hätt' ich, gedankenſatt und todt für höh'res Leben,
Mich tändelnd fortgeſpielt von Schuld zu Schuld;
Hätt' ich voll Falſch, ſo herzlos als verbuhlt,
Für Liebe Schmach, für Treue Hohn gegeben,
Gejubelt bei gebrochner Unſchuld Leben,
Und frech getäuſcht, ſo Hoffnung als Geduld!

Dann, Himmel, würd' ich betend zu dir ſagen:
Du ſtrafſt gerecht! und meine Strafe tragen.
Nun aber wächſt in meiner tiefſten Seele
Ein Geiſt des Aufruhrs groß, und was ich fehle
Gejagt von dieſes Geiſtes wilder Kraft,
Dein iſt die That! dein ſey die Rechenſchaft!

17.

„Mein Schickſal will, daß ich auf Wochen ſcheide,"
Ich ſprach's und ſchwieg — und deine Wangen blaßten;
Da war's als wenn mich Engelshände faßten,
Denn hell ſtieg's auf: du fühlſt, du theilſt mein Leiden!
Tief in die Bruſt (o Schmerz, den zu beneiden
Die Himmel kämen, wenn ſie ihn erfaßten!)
Senkt' ich die Sehnſucht dir, die nie zu raſten
Gewohnt, nun ſüße Folter iſt uns Beiden.

Die Schatten ſah ich, die den Sieger fanden!
So wie dem Winter folgt des Frühlings Segen,
So ward's du ſelbſt vom Wechſel überkommen;
Noch ſprachſt du nicht, doch hatt' ich dich vernommen;
Und Schön'res, als du ſchweigend mir geſtanden,
Vermag kein Menſch in menſchlich Wort zu legen.

18.

Es war nicht Weh, es war nicht Luſt zu nennen,
Viel mehr als beide war's, in ſich verwandt.
Noch faſſ' ich kaum, wie ich die Sprache fand,
Um was ich mir verſchwieg, ihr zu bekennen.
Tiefdunkle Glut ſah' ich im Auge brennen —
Da fiel das Bangen ab, der Zweifel ſchwand —
Ich wußt' es klar, daß ſie mein Herz verſtand —
Und rief nun aus: Nichts wird von dir mich trennen! —

Sie aber ſprach in wunderbaren Lauten,
Wie ich ſie nie gehört, ſo mild und ſüß;
Glanz floß um ſie gar ſeltſam, daß gewiß
Die Kniee beugten Alle, die ſie ſchauten.
Dann ging ſie fort — nicht ſo wie Menſchen gehen —
Und meinem Blick war ſie noch lang zu ſehen.

19.

Seyd mir gegrüßt, ihr ſanften Friedensſterne!
Beſeligt der, ob deſſen Haupt ihr ſchimmert!
Ihn trifft kein Leid, er wandelt unbekümmert
Von Land zu Land, für ihn iſt keine Ferne.
Wie weilt es ſich in eurem Licht ſo gerne,
Wie ſchnell verblaßt, was ſonſt auf Erden flimmert,
Der kalte Ruhm, die Macht, die glutroth glimmert,
Das Geld, deß Reiz kein Froher je erlerne.

O ſinket nicht! Die dunkelſte der Nächte
Umgäbe den, der euch gewohnt zu ſehen.
Was zum Erſatz die Freundſchaft ihm erdächte,
Er würde nie zur frühern Kraft erſtehen,
Und forſchte nicht, wohin man ihn auch brächte,
Denn jeden Ort genügt um zu vergehen.

20.

Mein Tag beginnt und meine Sonnen glänzen!
Es lacht das Blau im klaren Himmelsauge,
Ich aber lieg' am Buſen dir und ſauge
Lebend'ge Kraft und weit're meine Gränzen!
Natur! Natur! du ſchmückſt mit üpp'gen Kränzen
Die Höhen aus, wahrſt diamantne Spangen,
Der Alpen ſtolze Häupter zu umfangen!
Der Saal der Erde harrt den Hochzeittänzen.

Einzieht die Braut — die Freiheit ihr zur Seite,
Das Glück, der Sieg, des Ruhmes ſtolze Freuden,
Die heil'ge Jungfrauſchaar verklärter Leiden!
Und wie ſie wandeln auf den Sonnenwegen,
Ertönen Jubelruf und Sieggeläute,
Und alle Himmel drängen ſich entgegen! —

21.

In deinem Arm zu ruhn, o welch Entzücken!
An deinem Mund zu hangen, welche Luſt!
Geſchmiegt an dich, herzinnigſt, Bruſt an Bruſt,
Bis Hauch in Hauch erſtirbt und Blick in Blicken!
O Gluthempfang, o ſeliges Beglücken!
Wenn dann der Bund ſich löst, uns kaum bewußt,
Du meinen Lippen deine rauben mußt,
Und Blaß und Roth die feuchten Wangen ſchmücken;

Wenn dann der Mund in luſtgebrochnen Tönen
Den erſten Ausruf wagt, den erſten Dank,
Das Aug' von Liebe heiß, in Wonne krank,
Nur zögernd mag dem Lichte ſich gewöhnen:
Was ſchwören Puls und Blick uns und Umfangen
Als ew'ge Treu' und ewiges Verlangen?

22.

Wie es geſchah — ich hab' es oft bedacht;
Ließ oft den Tag an mir vorüber gehen,
Der Anfang war von allen meinen Wehen
Und jenem Wahn, den nur ein Thor verlacht.
Wenn ſonſt die Zeit ein Leiden mir gebracht,
(So nannt' ich es, eh' Schlimmres mir geſchehen)
Im Traume kannt', an Zeichen ich es ſehen;
Die Sonne ſinkt, dann erſt beginnt die Nacht.

Das aber kam, wie lichter Himmelsfrieden,
Dem Engel gleich, der uns zum Schutz beſchieden!
Des Herzens Herz ſchloß ſich ihm jubelnd auf,
Und alle Pulſe hielten ein im Lauf.
Doch was ſonach geſcheh'n — verſiegt, ihr Klagen!
Gibt es ein Wort dafür, und darf ich's ſagen?

23.

Den Schätzen gleich im Prunkgemach des Reichen,
Hab' den Beſitz ich ringsum ausgeſtellt,
Den Sie mir gab. Da wird geprüft, gezählt;
O ſüßes Spiel, dem keines zu vergleichen!
Des Auges erſte wundervolle Zeichen —
Kein Wink, kein Schritt, kein Wort, kein Lächeln fehlt,
Kein Seufzer, der die junge Bruſt geſchwellt,
Vor deren Glanz die Lilien erbleichen.

Und Eines heg' ich ſorglicher vor Allen
Der zarten Hand herzinniges Erbeben,
Da ich die meine Ihr zuerſt gegeben!
Wo iſt der Schatz, dies Gut zu überſtrahlen?
Gäb's ein Geſtirn, das edlern Zauber übte,
Wenn ſchwarz Gewölk nicht ſeinen Schimmer trübte? —

24.

In deinen Augen ſeh' ich Wolkenſchatten,
Die Flammen löſchend, ſchwer vorüber ziehen;
Ich ſehe, ſich ein angſtvoll ſtreng Bemühen
In deinem Wort mit weichen Tönen gatten;
Der Liebe ſelbſt willſt nimmer du geſtatten,
Mit dir für deine Schmerzen zu erglühen,
Birgſt lächelnd mir dein inneres Verblühen
Und eines tiefen Wehes Trauerſaaten.

Willſt du mir Troſt durch dieſes Schweigen geben?
Und ſiehſt du nicht aus meiner Blicke Bangen,
Wie Ahnungsqualen folternd mich umfangen?
O muß ich nicht, du mein geliebtes Leben,
Daß ich dir nimmer bin, was ich geweſen,
Auf dieſen ſorggeſchloßnen Lippen leſen?

25.

Wie ſich's enthüllt, ich kann es nicht ergründen;
Doch lebt die Hoffnung noch in meinem Herzen,
Ein treuer Stern in dieſer Nacht der Schmerzen,
Ihm folgend wird der Ausweg ſich wohl finden.
Wie mich das Schickſal engen mag und binden,
Wie ſich mit Wettergrau die Tage ſchwärzen,
Du biſt des Lebens Sonne mir im Herzen,
In deinem Strahle werd' ich überwinden!

Wach auf, o Geiſt! In heil'ger Andacht Schauer
Erbete dir des beſſern Glaubens Ruh'!
Entflügle dich dem Wohnſitz deiner Trauer,
Und ſteure muthig ſchönern Landen zu!
Iſt erſt umſchifft des Lebens eiſ'ge Zone,
Dann trittſt du ein in's Heimathland der Wonne! —

26.

Genöß ich doch von deinen Lippen Gift!
Durchbohrte mich, indeß mit Gluthverlangen
Die Lippe ſchwelgt im Zauberkelch der Wangen,
Der Pfeil des ew'gen Schlafs, der nie vergebens trifft!
Willkommen wär' er mir, denn wie der Seemann ſchifft
Jahr aus, Jahr ein mit Wagniß und mit Bangen,
Und ſtrebt die Heimath endlich zu erlangen,
So ſehn' ich mich nach dunkler Grabesſtrifft! —

Käm' die Erlöſung mir von deinem Munde,
O dreimal ſelig dann die letzte Stunde!
O reicher Lohn für jahrelange Leiden!
Gib, gib, wornach du zitternd ſiehſt mich ſtreben,
In dieſem Kuſſe gib und nimm mein Leben!
Den ſünd'gen Bund verſühnt das ew'ge Scheiden.

27.

Du ſprichſt nicht mehr, du wirfſt mit fremder Miene,
Des Schweigens Hülle ſtreng und ernſt um dich.
Du blickſt mich an, und Gluth fährt auf um mich,
Als wenn ein Blitz die wilde See beſchiene.
Ich, der ich treu in Schmerz und Lieb' dir diene,
Trägſt du für mich nicht Bürgſchaft in dir, ſprich?
Dein Zweifel, nicht ſein Inhalt, foltert mich
Und taucht in neuen Irrthum meine Sinne.

Wähnſt du, ich habe Wahl vom Pfad zu weichen,
Ich, deſſen Thun du Anfang biſt und Ende?
Bedarfſt auch du der Wunder und der Zeichen?
O ſchone mein und laß die Furien ſchlafen!
Zum Himmel heb' ich meine reinen Hände,
Dort wohnt ein Gott, er wird den Meineid ſtrafen!

28.

Du zeigſt mir Spott und wähnſt mich zu erbittern,
Du ſchwelgſt im Anblick deſſen, was ich leide,
Bekriegt wird jeder Augenblick der Freude,
Und jeder Bau des Troſtes muß zerſplittern.
Thu, was du willſt! du wirſt mich nicht erſchüttern.
Mein Leib verfällt, weil ich die Nahrung meide,
Weil ich von Lebensluſt und Hoffnung ſcheide;
Doch mag, was Staub nur iſt, zu Staub verwittern!

Mein Geiſt erſtarkt mit jeder Marterſtunde;
Und wie die Schlange heilt die Schlangenwunde,
So gibſt du Heilung ſelber mir zur Stelle.
Du trägſt den Schein, doch trägſt du nicht Gefühl!
Was ich dir bot, iſt deiner Kraft zu viel,
Mein Irrthum nur iſt meines Elends Quelle.

20.

So wie ein Schiff, das Vieler Hoffnung trägt,
Dort zieht es hin im Stolze ſeiner Maſten,
Prüft Stäng und Tau, und will nicht ruh'n noch raſten,
Bis es von Welt zu Welt ſich Brücken ſchlägt!
Doch eines Tags, eh' ſich die Sorge regt,
Rauſcht auf die See, ſich wüthend zu entlaſten,
Wie Rohr zerbricht und ſtürzt der Stolz der Maſten,
Und Trümmer treiben, da der Sturm ſich legt.

So bin auch ich. Wohl Mancher Blicke ſahen
Voll Luſt und Hoffnung auf den Jüngling hin;
Kühn trat er auf mit zuverſicht'gem Sinn,
Schritt wagend vor und ſah den Sturm nicht nahen.
Ein Blitz, ein Schlag fuhr aus dem Himmel nieder,
In Trümmern treibt er elend hin und wieder.

30.

Vergeſſen will ich, ja ich will vergeſſen,
Was ich gelitten in ſo vielen Tagen,
Was ich gehofft und ſchon zu Grab getragen,
Was ich erwarb und das, was ich beſeſſen —
Die Qualen, die an meinem Glauben freſſen —
Die Reize, ſo die Quelle meiner Klagen,
Wozu kein Wort genügt, um ſie zu ſagen,
Wozu kein Maßſtab reicht, ſie zu ermeſſen;

Den milden Mund, beredt im tiefſten Schweigen,
Den Blick, vor dem ſich alle Herzen neigen,
Der Stirne Stolz, der Locken goldne Pracht,
Der Seele Glanz, ein Licht um Mitternacht!
Ich will — wohin, du eitles Liebesſtreben
Das Gift mir reicht und Heilung meint zu geben? —

31.

O daß mein Kuß auf deinen Lippen lebte!
Daß er beredſam mit allmächt'gem Schweigen,
Ein Sieger, dem ſich alle Kräfte beugen,
Dein Herz beherrſchte, deinen Sinn umſchwebte!
Von dannen geh' ich. Und was ich erlebte
An Schmerz und Luſt, auf ſeh' ich's vor mir ſteigen!
Noch einmal zieht's vorbei im bunten Reigen —
Kein Nerv iſt an mir, der nicht tief erbebte.

Jetzt tagt ein Licht — ein Glanzmeer gießt ſich aus —
Der Farben kühnſter Schmelz belebt das Leben —
Du kommſt! Nur du kannſt dieſen Zauber weben.
Doch wie die Sonne dort am Himmelshaus
Kommſt du und gehſt. Bald hält dich Nacht verborgen,
Tiefſchwarze Nacht; der aber folgt kein Morgen.

32.

Du ſinkſt hinab und birgſt in dunkle Schleier
Des Abſchieds feuchtes Weh, o letzter Strahl!
Tief Schweigen deckt und Trauer allzumal
Die Heimathhöhn, die Thäler, ſo mir theuer.
Der Geiſt der Nacht greift in die ſtille Leyer,
Und ruft die Träume wach, die ſonder Zahl
Mit leiſem Flug und dienſtbar ſeiner Wahl,
Beſänft'gend ſchweben über Weg' und Feuer.

Ihr Glücklichen, in deren müden Herzen
Der Traumgott ſiegt und Meiſter wird der Schmerzen;
Beglücktes Thal, dem, wie der Tag entſchwindet,
Ein neues Licht den neuen Tag verkündet:
Mir bricht das Herz, will ich mich euch vergleichen!
Was ich verlor, iſt's wieder zu erreichen?

XX.

Mir gilt es gleich, ob man der Schmerzenstöne
Dem ſchwachen Ausdruck deſſen, was ich fühle,
Klugſpöttelnd lächelt, ſo wie müß'gem Spiel,
Womit ich eitlem Wahn und Träumen fröhne;
Ob man mit falſchem Lobe mich verhöhne,
Ob man mit Tadel feig mich unterwühle:
Mein Herz, mein Geiſt ſtrebt nur nach einem Ziele,
O ſtolzes Ziel, deß ich mich nie entwöhne!

Die Welt veracht' ich, ſeit ich ſie erkenne,
Seit ich das Wort entfernter Zeit vernommen,
Und ſo das Bild vom Jetzt und Einſt bekommen;
Es will fortan darauf mein Blick nicht weilen —
Dich will wie Geiſt und Herz das Aug' ereilen,
Du, mir zu heilig, als daß ich Dich nenne!

34.

Des Lebens Ernſt, er nagt an meinem Leben.
Drum will ich friſchen Sinnes um mich ſchauen,
Aus Traum und Wahn mir lichte Welten bauen,
Und mit dem Flug des Glaubens mich erheben,
Des Glaubens, der den Künſtlern ward gegeben,
Daß ſie aus Berggeklüft und öden Auen
Dahin, wo ſüßer Wolluſt Thränen thauen,
Den Göttern lieb mit ſicherm Flügel ſchweben.

Geweihte Bilder der vergangnen Stunden,
Mir Freunde längſt und Pfleger meiner Wunden,
Laßt euch vom Lebensſtrahl des Lichts durchdringen!
Erhebt das Haupt und reicht die milden Hände
Der Hoffnung, die zur Bürgſchaft und zur Spende
Euch lächelnd weiſt, wohin ſie euch will bringen!

35.

Sind's Jahre nur? es iſt das halbe Leben!
Erſt war es Nacht, doch hoch am Himmel ſtand,
Und wies nach Morgen hin mit lichter Hand,
Ein milder Geiſt, dem jedes Herz ergeben.
Und plötzlich riß ſich los ein Zauberweben,
Ein neues Licht, bis dahin unbekannt,
Sein eigner Künder zogs von Land zu Land,
Und Tod und Schlummer rief es auf zum Leben.

„Ich bin der Tag!“ ſo ſcholls mit Siegeswehen
Die weite Schöpfung durch, „ich bin der Tag!“ —
Ich aber voll von Angſt und Wonne lag
Am Boden feſt, nicht wiſſend was geſchehen;
Und als die Sinne wieder mir gekommen,
War andre Zeit — und jedes Maß entnommen.

36.

Von Berg zu Bergen rollt ein dumpfes Tönen,
Gewitterzorn umzieht die Inſellande!
Ich aber lieg' am unbekannten Strande,
Das Auge feucht, das Herz bewegt in Sehnen.
Und plötzlich hebt die herrlichſte der Schönen
Sich aus der Fluth, und tritt zum Uferrande
In glanzumfloßnen edlem Prachtgewande,
Mit mildem Wort gebietend meinen Thränen.

„Was rufſt du mich mit nimmer müden Klagen?
Iſt Liebe das, was mein' ſo wenig ſchont?
Du mußt wie ich, was das Geſchick will, tragen;
Hoff' du gleich mir, daß uns das Jenſeits lohnt!"
Sie ſprach's und ſchwand. Licht ward's vor meinen Blicken,
Und ſtolze Donner ſprachen mein Entzücken.

37.

Mein Leben auch, es gleicht dem engen Thale,
Vom Sonnenglanz nur mittelbar beſtrahlt.
Tiefſchweigend ſteht, in Schwarz gehüllt, der Wald;
Jetzt rauſcht es leis, als ob ein Geiſt d'rin walle.
An Formen reich, die ich vergeblich mahle,
An Ausdruck arm, doch mächtig an Gewalt
Bald zaubriſch ſchön, bald hart und ungeſtalt,
So liegt's vor mir und ſteht, daß es gefalle.

Ein Ausblick lockt nach blauer Wunderferne,
Und Melodieen trinkt mein waches Ohr;
Spring auf vor mir, erhabnes Felſenthor!
Ich wandle ſtill, hoch über mir die Sterne,
Rings Mondenglanz mehr wehmuthvoll denn heiter,
Mein Schatten nur mein Freund und mein Begleiter.

III.

Was trüg' ich nicht? Auch das werd' ich ertragen.
Im tiefſten Herzen werd' ich es verſchließen
Und einſam ſollen meine Thränen fließen,
Indeß mein Mund ſich ſtolz verſagt den Klagen.
Komm du, o Bild, von andern, beſſern Tagen!
Komm, ſey mein Troſt, hilf mir das Jetzt verſüßen,
Beug' die beſiegte Qual zu meinen Füßen
Und gib mir Muth zu trotzen und zu wagen.

Seh' ich die Krone nicht von oben winken?
Es thut der Tag ſich auf — die Berge trinken,
Die Erd' — das Meer — die Lüfte Sonnenglanz,
Und nieder ſchwebt aus milder Hand der Kranz!
Ich aber neige ſchweigend mich zur Erde,
Und von mir weichet jegliche Beſchwerde.

39.

Die Nacht beginnt die Waſſer zu betreten,
Sie ſchreitet vor, in Nebel eingehüllt,
Die Welle bebt, die ihr entgegen ſchwillt,
Und blickt zurück, wo ſich die Strahlen betten.
Mein Geiſt, aus ödem Dunkel ſich zu retten,
Beſchaut der Sterne ſchimmerndes Gefild, —
Da ſchwebt vor ihm der Heimath heilig Bild,
In Jugendſchmuck und in der Liebe Ketten.

Ich ſehe Dich, wie Du in Demuth ſtolz
Ein Engel trat'ſt aus ſchimmerndem Gemach;
Ich folge Dir die hellen Straßen nach,
Und jeder Ort, wo ich in Thränen ſchmelz,
Durch Schmerz geweiht, durch Wonne mir bekannt,
Dort in den Sternen ſind' ich ihn genannt.

10.

Jetzt, da dein Aug' nicht mehr aus lichter Höh'
Auf mich herab den Strahl des Lebens sendet,
Da ich, dem Sterne gleich, mich abgewendet,
Als wenn ich wollend meinem Tag entflöh' —
Da ich dem Druck der schönsten Hand der See
Gewalt'gen Schlag, — die Wüste, die nicht endet,
Dem Eden vorzog, das du mir gespendet,
Was klag' ich nun und zürne meinem Weh?

Verlassen, schmerzverfolgt, mein eig'ner Feind,
Der Pflicht ein Held und doch der Reue Beute,
So wandr' ich ruhlos an des Bosphors Strande;
O gib mir Trost, Gedankenrufer, Freund,
Versunkne Zeiten führ' im Traumgewande,
Das Leid beschwichtigend an meine Seite!

41.

Komm', heil'ge Nacht, und führe deine Bilder,
Auf daß ſie Tröſter ſeyen, mir vorüber!
Breit' Schatten aus, die mächtiger, nicht trüber,
Als wie mein Leid, ihm ähnlich ſind, doch milder!
Umhüll' mein Aug', das ängſtlich jetzt, dann wilder
Die weiten Gräber mißt, und was mir lieber
An Wunſch und Hoffen, und was ſchon hinüber
In's Nichts verging, wie eitle Gaukelbilder!

Führ' ein zu mir den Himmelsſohn, den Traum,
Des Sklaven Troſt, des Armen milden Freund,
Ihn, der in Kerkernacht ein Tag erſcheint,
Und Heimath ſchafft auf ödem Meeresraum,
Führ' ihn zu mir! ihm aber folg' als Sonne,
Sie, die mein Herz verlangt in Weh und Wonne.

12.

Gebt, Berg und Thal, gebt Waſſer mir, die Thränen,
Die ich geweint um Sie, viel Jahre lang!
Gib mir die Seufzer, Luft, die ich im Drang
Von Angſt und Weh gehaucht in Leid und Sehnen!
Gib mir mein Elend, Weib, und mein Entzücken,
Der Blicke Schwelgen, ach, in deinen Blicken,
Des Kuſſes Bund auf glaubenvollen Lippen!
Verſuchen will ich an dem Kelch zu nippen,

Der vor mir ſteht; noch einmal mich dem Leben,
Gibſt du mich ſelbſt mir wieder, hinzugeben!
Komm, Hoffnung, komm mit deinen Kinderſagen!
Auch Wahn iſt Glück, und Kampf dafür zu wagen,
Iſt ja des Kriegers Troſt und letzte Pflicht,
Eh' Mann und Wall auf immer fällt und bricht.

43.

Der Donner ſchweigt, der Blitze zürnend Dräun
Verliſcht, ein Abendſtrahl in ſtillen Fernen,
Aufglüht ein Jubeltanz aus goldnen Sternen,
Und führt den Mond als Friedensboten ein.
Sey heilig, Herz! weil dieſe Stunde dein!
Der Andacht Hymne ſollteſt du erlernen,
Die fort ſich ſchwingt durch alle Weltenfernen,
Bis Cherubime ihr die Flügel leihn!

Doch nicht der Erde willſt du dich entheben,
Ach, nach der Heimath luſtbekränztem Hügel
Eilſt du, zu ſuchen dein geliebtes Leben!
So eile denn; auch Lieb' trägt Engelsflügel;
„Gott iſt die Liebe," lehrten Chriſtus Worte,
„Und Lieb' allein ſchließt auf die Himmelspforte!"

XX.

O Sterne, reiner als der Künſtler ihr,
Auf ſeinen Pinſel zürnend, ihr gedacht!
Ihr Augen, Zauberſchein um Mitternacht,
Der einſam ſchifft auf traumbewegter See!
Ihr Lippen, Träger ſo von Luſt als Weh,
Und ihr, o Wangen, wo der Tag erwacht
Von kaum geborner Sehnſucht angefacht —
Ihr Locken, deren Glanz ich vor mir ſeh':

O bleibt mir nah, ihr Reize, die ich kenne,
Die ich mit tauſend Seufzern weinend nenne!
Ihr ſchwebt mir vor, ſo wie entzückten Frommen
Ein Bote, der von Himmelshöh'n gekommen —
In ſeinem Glanz erſterben Sonn' und Sterne,
Der Tag wird Nacht, das Leben müß und ferne.

45.

Mein Auge reicht in meines Herzens Tiefen,
Mein Licht erleuchtet die verſunkne Welt,
Die ihre Trümmer karg zuſammen zählt,
Als ob des jüngſten Tages Engel riefen.
O daß auch mir Gedank' und Auge ſchliefen!
Daß mir ſich bürge, was zu ſeh'n mich quält,
Was mich an Jammer knüpft, der Qual vermählt,
Die längſt mit Aelterarmen nach mir griffen!

Die ihr zu treu dem Unglück euch verbündet,
Geſpenſter der Erinnerung, entweicht!
Was ich durch euch noch jetzt erleide, kündet,
Was ich erlitt, da mich der Pfeil erreicht.
Die Seele brach und konnte nicht entſchweben,
Und was mich tödten ſollte, gab mir Leben.

III.

Und wenn mich auch, getrennt durch Raum und Glaube,
Von dir entfernt ein feindlich Schickſal hält —
Und wenn die Thräne, die das Auge ſchwellt,
Ein Zwitter iſt, zwiefachem Schmerz zum Raube:
Vom Himmel ſchwebt mir eine lichte Taube,
Es kommt Erguß vom Sitz des Heils und ſchwellt,
Wie Segen träufelt und wie Manna fällt,
Die Früchte in der jungen Lebenslaube;

Und Troſt zieht ein in die geſtärkte Seele,
Es wird ihr klar, daß, welchen Weg ſie wähle,
Hienieden Jammer nur und Wahn ihr Theil;
Doch eine Segenspforte ſieht ſie winken,
Die Bande löſen ſich — die Hüllen ſinken —
Und durch die dunklen Thore glänzt das Heil!

17.

Mir iſt das Herz von ſolchem Gram zerfreſſen,
Daß ich nach Troſt umſonſt ſeit Jahren ſpähe.
Mich täuſcht kein Wahn, ich fühl's, daß ich vergehe,
Und kann was iſt an dem, was war ermeſſen.
Und dennoch, welch ein Geiſt hält mich beſeſſen,
Daß ich mein ärgſter Feind, mit meinem Wehe
Wahnſinnig Bündniß ſchließend, Kampf erflehe,
Kampf, gegen wen? — gen Rettung und Vergeſſen!

Es lechzt die Lippe nach dem Foltertranke,
Dem ſolche Kraft mein böſer Stern gegeben,
Daß er verzehrt und neu erſchafft mein Leben;
Und dieſes Giftes Quell iſt der Gedanke,
Der eine, herrliche, deß Strahl die Sonne
Mit Glanz betäubt und Qual beſiegt mit Wonne!

18.

O mildes Licht, bleib' meinem Auge treu!
Dort, wo der Kindheit goldne Lande liegen,
Seh' ich an Berg und Flur so weich dich schmiegen,
Als wenn dort Dir, wie mir, die Heimath sey.
O stieg' ich auf aus dieser Wüsteneі!
O hätt' ich Kraft, so wie den Wunsch, zu fliegen!
O fänd' ich Schwingen, die von dannen trügen,
Aus dieser Wasser ödem Einerlei!

Bald fühlt' ich neue Kraft mich dann durchdringen,
Der Jugend lichtes, ätherleichtes Leben
Mein Herz, mein Haupt, mein ganzes Seyn durchweben!
Und daß mir dann auf dieser heil'gen Erde
Des Lebens höchster Wunsch zur Wahrheit werde,
Müßt', wie Sie war, ein Traum Sie wieder bringen! —

19.

Der Tag erſtirbt der ſchwärzeſten der Nächte.
Im hohlen Meere treib' ich auf und nieder,
Von Froſt und Wellenſchlag gelähmt die Glieder,
Entwaffnet im entſetzlichen Gefechte.
Das Segel reißt — der Stricke wirr' Geflechte
Verſagt den Dienſt — die Raaen ſtürzen nieder,
Das Schiffvolk heult, der Sturm gellt wilde Lieder
Als wenn er ſchon das Todesopfer brächte.

Du thronſt indeß auf leuchtendem Balkone,
Das Ohr vielleicht dem Sänger zugewandt,
Das Auge feucht, das Herz gewiegt in Bangen.
Und ſchreckt dich Ahnung nicht auf deinem Throne?
Ja, du vernimmſt des Scheidenden Verlangen —
Die letzte Welle ſchlägt an deinen Strand!

III.

Weil ich dich einſt geſehen und erkannt,
Weil mir auf meines Lebens irren Wegen
War's auch für Monden nur, das Loos entgegen
Dich hat geführt, — weil gläubig du die Hand
Mir doch gereicht — weil an demſelben Strand
Dein Schiff wie meins zerſchellt und ohne Segen
Wir gleicher Schuld und gleicher Straf' erlegen:
So bindet uns ein unzerreißbar Band.

Geh deinen Pfad und laß mich meinem Sterne!
In meiner Bruſt iſt Raum für jede Ferne
Die zweier Menſchen Wege je getrennt.
Blick' nicht zurück! In meinem Herzen brennt
Mehr Gluth, als du und Zeit verlöſchen, mehr
Als daß ſie deines Blicks bedürftig wär'.

51.

Du ſtehſt vor mir, ein Räthſel, doch verſtanden;
Ich ſeh dich an und was das Wort nicht lehrt,
Das Auge ſagt's, das düſtre Gluthen nährt;
Und Fragen nennt, die keine Antwort fanden.
Ich ſteh vor dir wie in entlegnen Landen
Tiefſtraurig ich vor Tempeltrümmern ſtand.
Was ſoll der Bau in ungeweihter Hand?
Er bricht in Staub, verwaiſt und unverſtanden.

O laß dein Herz zu meinem Herzen ſprechen,
Das deiner Sprache Laut und Sinn verſteht!
Ich weiß, wie Hoffnung, Liebe, Glaube brechen
Wenn der Gemeinheit gift'ger Samum weht!
Ich kenn' den Schmerz, wenn im verfehlten Streben
Schon vor dem Tod geendet iſt das Leben! —

32.

Du ſchrittſt einher und Viele neben Dir,
Gefolge war es, Dir, der Schönſten, dienend,
Dein großes Aug' hing an dem Boden ſinnend,
Jetzt blickt es auf; ich aber ſtand vor Dir.
Da zuckt ein Glanz, ſchnell wie der Blitz und irr,
Dein Antlitz durch, und Faſſung kaum gewinnend,
Mit ſüßem Mund viel goldne Fäden ſpinnend,
Fingſt Du ſtatt mich Dich ſelbſt in dem Gewirr.

Ich aber ſtand ein Sieger Dir zur Seite,
Der ſeines Sieges nimmer ſich erfreut;
Was mir verfällt iſt böſen Schickſals Beute,
Und meiner Liebe Brautgab iſt das Leid.
Ich ſah Dich an, in meinem Auge Gram,
Der nun Beſitz von deinem Herzen nahm.

53.

Ich ſah dein Aug' in Stolz und Kraft ſich heben.
Den Kampf des Herzens las ich in den Zügen,
Da wußt' ich ſchon, daß deine Würfel liegen,
Und du in meine Ketten biſt gegeben.
Von nun an dunkelt dir das helle Leben,
Die Ruhe wird der edlen Bruſt entfliegen,
Verborgnes Leid des Auges Strahl beſiegen,
Und bleicher Gram um deine Wangen ſchweben.

Und dennoch wirſt du nimmer von mir laſſen,
Wirſt, da der Fluch ſchon kömmt an deine Lippen,
Den Becher mir zum ſüßen Danke nippen,
In Wonne glühen und in Angſt erblaſſen,
Und naht der Tod erhörend deine Leiden
Das Leben nur um ſeinen Schmerz beneiden.

34.

Die Zeit wird kommen, wo der Liebe Gluthen
In deiner Bruſt als Haß ihr Leben friſten.
Dem Boden nicht gabſt du die Saat, den Fluthen,
Die gaben ſie den nachbarlichen Küſten.
Geboren ward aus ſchmerzvermählten Lüften
Der Mißverſtand, der Tödter alles Guten,
Und großgenähret an entlehnten Brüſten
Wuchs er empor, da ſelig die Stürme ruhten.

Du forderſt Treu und haſt ſie mir gebrochen,
Mein Leben forderſt du, und gabſt [illegible]eine
In edle Hand fürwahr, [illegible]nicht in meine,
Und an dir ſelbſt haſt [illegible] gerochen.
Geh' deinen Weg und [illegible]einen wehre!
Gelöste Trümmer treiben auf dem Meere.

II.

Wanderung.

Venedig.

Leyerlieder.

I.

Da ſtehn ſie rings und ſehn mich an
Und horchen meinem Sang,
Doch Niemand nimmt recht Theil daran
Weiß, wie mein Herz ſo bang.

Weiß, was da in die Saiten ſtrömt,
Was jeder Laut mir gilt,
Und was, eh's noch zur Hälfte kömmt,
Mein Aug mit Thränen füllt.

Sie wundern meines Ausdrucks ſich
Und nennen ihn wohl Trug,
Und meinen, ſie bezahlen mich
Mit ihrem Sold genug.

O Noth, du laſteſt ſchwer auf mir,
Kaum überwindbar ſchwer!
Doch trüg' ichs gerne für und für
Wenn Er mir nahe wär! —

2.

Du fragſt, ob ich dich liebe,
Indeß mich Lieb verzehrt
Und keine Macht dem Triebe
An dem ich leide, wehrt.

Du klagſt, daß Dir mein Sehnen
Nicht freie Sprache ſpricht;
Verſtehſt du denn der Thränen
Beredtes Schweigen nicht?

O haſt du denn das Zagen
Des Herzens nie geſehn?
Und kann man Liebe tragen,
Und Liebe doch geſtehn?

3.

Du lagſt zu meinen Füßen
Bleich wie des Morgens Licht,
Es kam der Tod dich zu küſſen,
Doch er behielt' dich nicht.

Es war am Morgen der Tage
Am Morgen von Luſt und Lieb'
Am Morgen, aus deſſen Blume
Kein Tag, kein Abend trieb.

Wie ich dich damals getragen
An Kraft und Lieb ſo reich —
Da hätt' ich ſollen verſinken
Und du mit mir zugleich.

4.

Wohin die Wellen mich tragen
Sie bringen mich nicht zu dir!
Sie kommen in deine Nähe,
Sie bringen mich nicht zu dir!

Ich werde dein Auge ſehen
Viel dunkleren Brand in der Bruſt;
An Dir vorüber gehen
Des Lebens nicht bewußt;

Doch wiſſend was ich verloren,
Und was ich nie wieder erlang' —
Und weinen, daß mich die Erde
Die See mich nicht verſchlang!

6.

Hätt' ich nur mich verloren,
Und blühteſt in Frieden und Luſt;
Es käm zu Zeiten ein Segen
Heim in die wunde Bruſt.

So bin ich doppelt gebrochen
Und doppelt iſt mein Schmerz —
Und wie dem Mann an dem Felſen
Wächst und verzehrt ſich mein Herz.

6.

Ich hab nicht Länder und Kronen
Nicht Gold und Edelſtein,
Doch einen Schatz der größer,
Und dieſer iſt einzig mein.

Es mag ihn Niemand heben,
Es hat ihn auch Niemand geſehn;
Säh ihn ein frommes Auge,
Es würd' in Kummer vergehn.

Die Freuden mag man theilen —
Sein Leid, das theilt man nicht;
Man trägt und hegt es im Herzen,
Bis daß es mit dieſem bricht.

7.

Ach, wär mein Leid ſo ferne
Wie du, mein Lieb, mir biſt!
Ach, wärſt du mir ſo nahe
Als mir mein Leiden iſt!

Wohl gehn an mir vorüber
Viel Küſten, Berg' und Thal —
Doch da ſie dich nicht bringen,
Was bringen ſie als Qual?

Wohl wühlen Bug und Steuer
Die wilden Waſſer auf —
Doch, da ich dir nicht nahe,
Zu was mein Weg und Lauf?

Zu was mein Spiel und Wagen,
Zu was Gefahr und Muth?
Du biſt ja doch verloren,
Mein einzig Ziel und Gut!

8.

Wer mich am Morgen ſiehet
Im ſtillen einſamen Haus,
Der wird mich nicht erkennen
Tret ich zur Thür' heraus.

Ich hab' mein Leid gar liebe
Wie eine theure Braut
In dunkler Schickſalsſtunde
Dem Herzen angetraut.

Dein Herz iſt meine Perle,
Pfleg' ſüße Lieb' mit ihr,
Und was ich zu ihr ſage,
Kömmt nie über die Lippen mir.

Ich lebe für die andern
Und leb' doch Dir allein —
Werd' ewig ziehn und wandern,
Und ewig bei Dir ſeyn.

9.

Mein Herz verlangt nach Dir
In Weh und Luſt!
Biſt du verloren mir,
Iſt deine Burg doch hier,
Hier in der Bruſt.

Mein Auge, heimathlos,
Sucht Berg und Thal —
Trägt dich in ſeinem Schoß,
Sieht dich ſo licht und groß,
Dich überall.

Wärſt du mein trautes Weib,
Trüg' ich die Seligkeit?
Biſt auch verloren mein,
Bin auch verloren dein
Jetzt und in Ewigkeit.

10.

Stille, ſtille, Wortſpiel ende!
Ruht ihr ſorgbewegten Hände —
Bis ins tiefſte Herz hinein
Will ich ohne Regung ſeyn.
Augen, die ihr Bild geſehen,
Die geſchwelgt in ſüßen Wehen,
Oeffnet nimmer euch dem Licht,
Tödtet mein Entzücken nicht!

Wiegt mich ein ihr ſanften Wellen,
Tragt mich fort, ihr flügelſchnellen,
Die ihr mit den Segeln ſpielt,
Abendlüfte, lau und mild, —
Fort, bis aller Welt entnommen
Jedes Erdenlicht verglommen,
Nur ihr heilig Bild allein
Vor mir flammt in Zauberſchein!

11.

Sanftbewegt und klein
Soll die Wiege ſeyn,
Drin das Kindlein liegt,
Das du eingewiegt.

Leg' ein Kränzchen drauf
Lilg' und Rosmarin —
Wie die Well' im Lauf
Fließt das Leben hin.

Haſt im Arm geruht
Mir, in Seel' und Leib;
Warſt mein Herz, mein Blut,
Aber nicht mein Weib.

Nicht ein holdes Kind
Ging zu Grab und Ruh —
Was die Erd' verſchlang
Waren ich und Du.

12.

Nimm mich auf, o Fluth,
Viel beſſres Gut
Schlangſt du hinab.
Bin ich fern von Ihr,
Find' ich Ruh in dir
Die ich längſt nicht hab.

Wär ich Ihr zur Seit'
Welche Seligkeit!
Nur Ihr Aug zu ſehn,
Ihren ſüßen Mund,
Und, in ſolcher Stund
Ach, zu vergehn!

Komm, o Tröſter Tod,
Brich des Herzens Noth
Brich das Herz dazu —
Ohne Sie nur Weh,
Wo ich geh und ſteh,
Nur im Grabe Ruh! —

Abend.

Herrlich ſteigt der Abend nieder,
Weiche Weſte wehen wieder,
Säuſeln ſüß wie Liebesflöten
Und ein wunderſam Erröthen
Wacht am ganzen Himmel auf,
Herz, o Herz, jetzt ſchließ' dich auf!

Schweigend ſtehn die dunklen Bäume,
Ueber ſich die ew'gen Räume,
Mondbeglänzte Sternenfluren,
Und der Milchbahn Silberſpuren
Weiſen eines Gottes Lauf;
Herz, o Herz, jetzt ſchließ' dich auf!

Funken glühn vor meinen Augen,
Licht' und dunkle Weſen ſaugen
Liebeglühend, liebverlangend
An der ew'gen Mutter hangend
Luſt und Kraft für ihren Lauf;
Herz, o Herz, jetzt ſchließ' dich auf!

Treue Liebe.

Treue Liebe gilt fürs Leben,
Treue Liebe endet nicht;
Was dem Wechſel ſich ergeben
Treue Liebe iſt es nicht.

Was durch Leiden kann vergehen,
Was der Freude Hand zerbricht,
Aehnlich mags der Liebe ſehen,
Treue Liebe iſt es nicht.

Was des Worts bedarf hienieden,
Was nicht zittert, wenn es ſpricht,
Bringen mag es tiefern Frieden,
Aber Liebe iſt es nicht.

Liebe, Liebe birgt die Thränen,
Liebe ſieht Beſitz und Licht,
Liebe ſchwelgt in Angſt und Sehnen,
Treue Liebe endet nicht.

Verlangen.

Es ſchläft die See in dunkler Nacht,
Kein Sternchen iſt heut aufgewacht,
Kein Lüftchen iſt gekommen;
So ſchläft ein Herz von Leid erfüllt,
In Schweigen dicht und tief verhüllt,
Und jedem Wunſch entnommen.

Es tönt von ferne Schifferſang
Voll Wehmuth und voll ſanftem Klang
Und ſingt ſich ſelbſt den Frieden;
O Hoffnung komm, o Lebensluſt,
Zieht ein in die bewegte Bruſt!
Wo ſind' ich euch hienieden? —

Auf einem Grabe.

Goldne Sterne über mir,
Unter mir den Frieden —
Ruhend auf dem Grabe hier
Bin ich noch hienieden?

Schlägt in der erſtarrten Bruſt
Noch des Blutes Welle?
Lieg' ich doch ohn' Leid und Luſt
An des Jenſeits Schwelle.

Oeffne dich, o Friedensport,
Abſchied iſt genommen —
Bin ich doch an dieſen Ort
Hoffend nicht gekommen.

Nacht.

Rückt die ſtille Nacht heran
Wirds auch ſtill im Herzen,
Tagesqual iſt abgethan,
Müde ſind die Schmerzen,

Herz und Körper ſchlummern ein,
Holde Träume kommen
Und die Seele kann ſich freun
Ihrem Leid entnommen.

Zürne nicht, daß die Götter vergängliche Gaben nur geben,
Wenn die Blume verwelkt, hebet die Frucht ſich hervor;
Trägſt du die Freude zu Grab, ſo wird die Erinnrung geboren,
Und der ſeligen Nacht folgt der verlangende Tag.
Alſo wandelt das Glück durch alle Geſchlechter und Zeiten
Sterblich im Sterblichen nur, aber im Segnen ein Gott.

Sey du ein Starker auch, du wirſt den Stärkeren finden,
Den, der den Leuen gezähmt, zähmet am Ende das Weib.
Alſo iſt's Recht. Im Bund mit beſtändigem Siege
Ueberwüchſe der Stolz üppig den Bau des Verdienſts.

Sieh es liebet der Trieb den unendlichen Raum und die Freiheit
In dem engen Geſchirr ziehſt du die Eiche nicht auf.
Was dir ein Zaum jetzt erſcheint, wird bald zur Feſſel und tödtet,
Wenn die Kraft ſich beſchränkt, wähle die Schranken ſie ſelbſt.

Al giardini.

Juli. 1824.

Leiſe, leiſe quill' heran
See aus unendlicher Ferne;
Grün iſt's Ufer angethan,
Blümchen, licht wie Sterne,
Nicken dir in ſüßer Ruh
Friedlichen, freundlichen Willkomm zu.

Linde, linde
Abendwinde,
Auf dem Buſen
Sanfter Wellen

Sollt ihr ruhn!
Sollt ſie ſchwellen!
Schweb' aus dichten Lorberſchatten
Wo ſich ſüße Düfte gatten,
Schweb' aus lichten Roſenkronen,
Von der Reitze ſel'gen Thronen,
Aus Jasmin und Myrthenſtrauch,
Schwebe nieder, milder Hauch!

Am Geſtade
Häuslich Regen;
Ruderſchlag,
Gruß entgegen —
Fern Geläute,
Abendſegen!
Und der Tag,
Holde Beute
Süßem Sehnen,
Stirbt in Nacht.
Sternenpracht
Legt ſich dar
Wunderbar!
Still, wie Träume,

Unten, oben
Zieh'n die Sterne
Ihre Bahn.

Tiefe Stille
Senkt sich nieder,
Und das Leben
Ringsum schweigt.
Nur im Herzen
Klingen Lieder,
Jugendschmerzen
Kommen wieder,
Milde Thränen
Werden wach,
Liebessehnen!
Liebes-Ach!
Früh Verlangen,
Längst besiegt, —
Zweifel, Bangen,
Eingewiegt —
Hoffnungbilder
Die das Leben
Neu geschaffen

Neu gegeben,
Sieh, ſie raffen
Noch ſich auf,
Schweben, Schatten
Gleich, im Lauf
Mir vorüber! ...

Wie der Bettler
Wiederkehrt
In die Heſburg
Seiner Ahnen,
Alſo folg ich
Deinem Schimmer,
Alſo ſuch' ich
Deine Zinnen
Heilige Vergangenheit!
Wie er weinend,
Ausgeſtoßen,
Vor der Schwelle
Niederſinket,
Rückgewandt
Herz und Blick,
Alſo blick auch ich zurück!

Quill heran, o Fluth,
Beſprich die Gluth
Die mich verzehrt!
Friede wohnt in dir,
Friede bringe mir,
Wie das Herz begehrt! ....

Fahrt.

Hafen von Pola.

August 1824.

Einſam tret' ich vor dich, der weltbeherrſchenden Roma
Heiliger Schützling, o du, der flüchtigen Kolchier Tochter!
Folg', vom venediſchen Schiff, voll Sänger des heiteren Welſchlands,
Deines mächtigen Ports weit ausgebreiteter Einbucht.
Schlummer wohnt in der Fluth — die ewigen Sterne dort wachen,
Sich beſpiegelnd in Luft; es ſenkt ſich nieder vom Hügel
Luna, ſchweigend und blaß; ſie beſucht die hohe Arena,
Bogen auf Bogen empor zu luftiger Höhe geflügelt.
Schließt, Verſammelte, mir — die in weiße Toga gehüllet,
Ihr die Stufen erfüllt, des Männerkampfes Beſchauer, —
Schließt die Thore mir auf, daß ich eintret' züchtigen Schrittes,
Unterſtem Platze mich nah', der gebührt der Jünglinge Letztem.
Fernher komm' ich zu euch, erwachender Dämmerung folgend,

Heimath ließ ich und Bahn der Prachtkarossen der Hauptstadt,
Lächelnder Freunde Gespiel und Kirchhofumfriedungen, reich an
Vätergebein, dich, Licht, im Auge der Liebenden strahlend;
Zog von dannen, den Blick geweiht versunkenen Zeiten,
Herz in Fesseln gelegt, den Geist weitschweifend in Willkühr.

Höhe von Durazzo.

August 1824.

Dulde, heilige Fluth, die der weltentzündenden Roma
Dunkele Schiffe trug voll erzgepanzerter Männer,
Dulde, daß ich dich furch' mit donnergerüſtetem Fahrzeug,
Leicht dem Winde vermählt und trotzig beherrſchend die Wogen.
Wandernd komm ich hieher, ein hyperboreiſcher Jüngling,
Ließ Gefährten und Haus und abgemüdete Zeiten.
Thue freundlich mir auf das Thor zur Halle der Vorwelt,
Das an Italias Spitz und an akrokeraunſchen Bergen
Eingeriegelt dir ſteht, ſo Göttern als Menſchen erkennbar.
Opfer ſchütt' ich dir aus des herzerfreuenden Weines,
Opfer edelen Sinns, gebracht mit wagendem Herzen!
Nimm gewährend ſie an, und laß an Scherias Küſten
Fahrlos kommen das Schiff, eh' Dunkel laufcht an den Klippen!

Höhe von Antivari.

August. 1824.

Dunkle, heilige See, vom roſigen Gürtel des Mondſtrahls
Lieblich umſchlungene Braut! Dir hauchen ſcherzende Lüftchen
Frohe Verkündigung zu, die heiteren Kinder des Aethers,
Leicht geflügelt und glatt. Dir ſchwellt den Buſen mit Sehnſucht
Süß Verlangen und Furcht und feuchte, ahnende Wonne.
Sieh es kommet die Nacht, die Mutter der Erd' und des Himmels!
Pfleg' des Schlummers auch Du! Es wachen die ewigen Sterne
Gleicher Bewunderung voll und hellaufleuchtender Sorgfalt! —

Cap Linguetta.

August 1824.

Dank Dir, emſiger Nord! Dich ſendet die ſchirmende Heimath
Ihrem Geborenen nach auf daß ſich beeile die Meerfahrt.
Grüße bringeſt du mir, wie der Mann vom geſegneten Mürzthal
Gibt dem Mann vom Gebirg und dem, der wandelt zur Hauptſtadt.
Fördre mir wacker mein Schiff, das die heilige Salzfluth durchſchneidet.
Morgen, wenn uns die Sonn' vom hohen Epirus herabſteigt,
Landen wir heiteren Blicks am meerumrauſchten Corcyra,
Reich an unſterblichem Ruhm in unſterblichen Liedern geſungen.

Höhe von Panormus.

September. 1824.

Unglückſeliger Flug! Weit her aus der dunkelen Linken
Kam er eiligen Schwungs, der meerdurchſpähende Vogel.
Jetzt hoch über dem Schiff und den dreifach gegürteten Maſten
Schlug er Kreiſe voll Scheu und unruhvoller Beeilung,
Stürzte zur Rechten ſodann herab in die kräuſelnde Salzfluth.
Wer der Unſterblichen iſt's, der mich warnt an Scherias Küſten,
An der Phäakier Land, die ſelig leben wie Götter:
Iſt es Eos, die roſige ſelbſt, die eben Panormos
Höhen beglänzt und Schimmer ausgießt und durchglommene Feuchte
Ueber Theſproten Geſtad und Kaſſiopeiſche Berge?
Biſt es du, des Zeus blauäugige Tochter Athenä
Tritogeneia, der ich vor Allen geopfert an Gaben,
Was mir das köſtlichſte war und am ſchwerſten weg in Entbehrung?
Nein, du laſſeſt mich nicht. An dir hab' ich treulich gehangen
Mit feſtgläubigem Sinn, wie der Knab' am roſigen Mägdlein.

Führe mich ein in die Bucht, daß ich athme heiligen Lufthauch,
Schaue heiligen Strand, das Herz voll laſtender Andacht,
Und betrete den Grund, den olympiſche Sieger betreten!
Hier, den Becher des Weins, aus üppigen Trauben des
Rheinlands,
Unter Geſängen gepreßt und hochaufjubelnden Tänzen,
Spend' ich, Göttliche, dir, auf daß du die dunkele Deutung
Schirmend wendeſt von mir, dem hyperboreiſchen Jüngling.

Corfu.

September. 1821.

Schweigend beug' ich das Haupt; unendliches Bangen und Ehrfurcht
Preßt mir im Buſen das Herz und die männlich drängenden Pulſe.
Zwiefach ragende Burg, die hinausſchaut weit in die Meerbucht,
Dich begrüß' ich zuerſt, wo Alkinous heilige Stärke
Spendete glänzendes Mahl dem großen Dulder Odyſſeus!
Heilige Höh'n dann euch, die mit weitgebreiteten Armen
Gürten den mächtigen Port, von felſiger Klippe beſchirmet!
Dich dann Iſtheme auch, der fern aus dem Herzen des Eilands
Schaut über Hügel und Stadt nach ſtolzem Gebirg der Theſproten!
Stille Fluth dich zunächſt, in die der zitternde Mondſtrahl
Schimmernde Kreiſe verwebt, ein Bild der Sterblichen Leben!
Euch, Geſtirne, zuletzt, geheimnißbergende Wächter,
Dich, Antinous, hier, und dich, ferntreffender Schütze,
Der nach Epirus zielt; euch dann, unſelige Gatten,
Die ihr Andromeden ſchaut, mit Ketten am Himmel gefeſſelt,
Und den Retter ihr nah', der nimmer löſet die Bande! —
Erde, Himmel und Meer, euch Geiſtern verſunkener Helden,

Und euch Göttern zumal, Bewandlern dieſer Geſtade,
Allen künd' ich mich an, ein Sohn entlegenen Landes,
Wo ihr niemals getagt (nur zweifelnd ſchmückte der Nachglanz
Eures geſunkenen Throns die nachtbelaſteten Fluren).
Kummer drängte mein Herz; in Zwang und Oede verging es.
Deßhalb nahm ich den Stab, durchzog die dunkele Salzfluth
Zwiſchen italiſchem Land und Felſengehäg' der Illyrer;
Liſſa erreicht' ich bald und Fanno, die einſame Inſel,
Die mit trotzigem Haupt, gebleicht im Kampfe der Jahre,
Hier nach Scheria ſchaut und dort in die endloſe Ferne.
Nun gewann ich den Port. Es leuchten hell mir die Ufer
Wo die Jungfrau den Ball, die blühende Fürſtin, geſchwungen.
Flammen lecken empor am Uranidengebeine,
Warnend in drohender Nacht. Es tönen krieg'riſche Hörner
Durch die gepanzerte Stadt. Es gellt der Wachruf des
Fremdlings,
Der vom Kreidengeſtad der Meerbeherrſcherin kommend,
Hier ein Sieger thront mit allgewaltigem Dreizack.
Aber weiche mir, Jetzt! — nur du, o heiliges Einſtmal,
Hülle täuſchend mich ein, und gib mir Wachenden Träume
Wie Homeros ſie ſang, und wie ſie geben die Götter!

Cap Leukymna.

September. 1824.

Male der Trauer erheb', wo einſt weitleuchtendem Siege
Stolzes Denkmal du hobſt, Drepanums wagendes Seevolk!
Syvota liegt in Nacht und Stille ruht in der Waldbucht,
Die aus beſeindetem Land dir zeigt den ſchützenden Buſen.
Frieden alſo mit dir, die hebt die glänzende Stirne,
Leukymna! Frieden dann euch, toronäiſche Hügel,
Frieden des Grabs und der Nacht; denn euch verließen die
Götter! —

Leucadiſcher Fels.

September. 1824.

Du gabſt Heilung dem Brand, der verzehrt die Blüthe der Jugend,
Dreimal heiliger Fels, in dunkelen Gluthen erglänzend!
Täuſcht mich ſpielender Wahn? erklingt mir Rufen der Tiefe?
Schweig, wildrollende Fluth! und du der Muſe von Lesbos
Töne, ſchmerzlichſtes Lied, das nur die Götter vernahmen,
Schauernde Lüfte rings und ſanftauftauchende Nymphen.
Leiden ſang es, unendlicher Art, tieftreffenden Meineid,
Bittere Klagen auch und überſeliges Wehe, —
Bis die Erlöſung kam. Sie führten die heiligen Keren
Wortlos, ſtaunenden Blicks und wehmuthvoller Bewund'rung
In der Geheimniſſe Reich. Da rührt die allmächtigen Saiten
Noch die beſeligte Hand. Es tönet Sterblichen manchmal
In begeiſternder Nacht, den Träumen der Liebe vergleichbar,
Ihr Geſang noch herauf und Sehnſucht ſchattet die Seele.

Ithaca.

September. 1824.

Wie das Auge der Nacht mit reglos ſinnendem Frieden
Niederſchauet auf euch, ihr männlichen Felſen von Pythos –
Alſo ſah euch ſein Blick, eh' noch die unſterblichen Götter
Nacht in ſein Auge geſenkt, der Erde Verherrlichung neidend!
Ich, in Gluthen entbrannt, den Jammer der Völker im Herzen,
Und des eigenen viel, ich fühle mit Ruh' mich geſtärket,
Da auch ich dich erſchau, auf luſtigem Tauwerk mich wiegend.
Wie dein Jahrtauſend ſelbſt, und wie die Geſänge von damals,
Alſo liegſt du vor mir, ruhmwürdiges Eiland, im Dunkel
Der vermählenden Nacht, verhüllt, doch rieſig, ein Halbgott,
Dem der heilige Schlaf die gewaltigen Glieder entfeſſelt.

Cap Chelenites.

September. 1821.

Du von Araxos Fels bis hinab, wo der göttliche Alpheus
Sich, ein wieherndes Roß, die Mähne voll Stolz, in die Bahn ſtürzt,
Land des unblutigen Siegs, ſanft hingebreitetes Elis!
Elatus ſiehet dich an und Aenus rieſiges Waldhaupt,
Und des Neritons Kraft und der weitvorragende Felsſpitz
Aus Leukadiſchem Land, und näher, in trotziger Armuth,
Das verlaſſne Geſchlecht der ſchroffen Echinaden;
Aber im mächtigen Kreis, auf dem die Himmel ſich ſtützen,
Steht Akarnanien ſelbſt und Arakynthos und Chalkis,
Panachaikos dann, und was um Samikum wohnet,
Dir ein Bewunderer da: ich aber, wandernder Jüngling,
Lebend vergangener Zeit, auf daß ich der Gegenwart fliehe,
Eil' auf flüchtiger Well', ein Bild des Wechſels, vorüber.

Aſinäiſcher Buſen.

September. 1824.

Ruht, ihr Männer der Kraft, ruht ſanft in heiliger Heimath!
Uns wird decken die Erd', da ihr, den Führern vergleichbar,
Denen das Mal ſich hebt, indeß die Schaar der Gemeinen
Ruhmlos ſchlummert, euch nennt den fernen Enkelgeſchlechtern.
Einſt auch kommt euch der Tag, denn alſo will's das Verhängniß,
Da ihr verſinkt, auch ihr! — denn erſt aus Wahrheit zur Mythe
Führt der entfernende Lauf, der langſam rücket die Bilder
Und allmälig entrückt, erſt farbverwirrend, dann löſchend.
Alſo wartet der Schooß der alles bergenden Mutter
Eurer, die keiner erforſcht; Vergeſſenheit heißt ſie hienieden,
Herrin von allem, was iſt, an deren Thron das Verhängniß
Dienend harrt, das Göttern ſowohl als Menſchen gebiethet.
Jedem theilet ſie gleich die Gabe des ewigen Schlafes.

Cytherä.

September 1824.

Sanfterzitternde Fluth voll tiefaufleuchtender Strahlen
Milden Grüns, die du rührſt an der lichtumſchimmerten Inſel
Schroffes Felſengeſtad, Lakoniens hehrer Gefangnen!
Jetzt, wie vormals, vernimm des weithin ſegelnden Meerſchiff's
Flehn um glückliche Fahrt, Unendliche, die aus des Schaumes
Schwanenbuſen gebar die roſige Aphrodite.
Morgen kam über die See, da feuchten Haupts ſie emporſtieg;
Um die ſchneeige Bruſt und die weicherbebenden Glieder
Drängten Zephyre ſich vollathmend in ſeliger Wolluſt.
Sieh! die Himmliſche ſchritt zu der Myrthe heiligem Feſtlaub,
Daß es berge den Reiz, von dem unendlicher Wonne
Süßes Lächeln auszog und ſtummhinblickender Sehnſucht
Seliger Schmerz, ſo weit mit Hellas melodiſchen Lauten
Spricht der Sterblichen Mund. Die aber bauten den Tempel
Ihr, Lakonien nah und Maleas felſigem Berghaupt,
Wo der Nord hinbraust, vom Glanz Cytheräs verlocket,
Und den Schiffer verſchlägt, der heim nach Ithaka ſegelt.
Holde Tochter des Zeus, von ewiger Jugend durchglühte,

Wiedergeborne im Land der andersredenden Manner,
Wiedergeborene mir! Mich traf, wie Pfeile das Waldthier,
Deiner Reize Gewalt, da ich lauſcht' melodiſchem Nachklang.
Fliehend ließ ich das Haus und die ſüßen Fluren der Heimath,
Suchend am luftigen Seil des unbeſiegten Geſchickes
Ferner Meere Geſtad' und deinen heiligen Altar!
Kühle weht um mein Haupt und bringt in die innerſte Bruſt mir
Heilend. Das Loos iſt erfüllt! Ich erkenn' dich, Tochter des Himmels,
Reicher an Strahlen und Macht, denn all die olympiſchen Herrſcher!
Noch umwandelt dein Fuß, du Geberin ſüßer Gefühle,
Den verlaßnen Altar; und wer mit erfahrenem Herzen
Sich ihm naht, dem ſendeſt du Heil und löſenden Schlummer.

Cap Maleia.

September. 1824.

Mir auch winket die Kron', aus ewigen Sternen gefüget,
Unentweiheten Strahls, der ich auf lakoniſchem Meere
Schwebe, Leid in der Bruſt, das heilende Vaterland ſuchend;
Das nicht, was mich gebar, und das mir theuer im Herzen
Wie der heimiſche Herd und wie die Tage der Kindheit;
Jenes, wo ſich mein Geiſt erholt von dem Jammer der Zeiten.
Erde, die du geſehn der Herakliden Geſchlechter,
Die du Lykurgus vernahmſt und Sokrates heitere Scherze
Die du Plato gehört, den liebelehrenden, die du
Eingehn ſahſt zum ewigen Ruhm Thermopylä's Helden ...
Eitel iſt ſterblicher Will! Drum weil du die Zeiten nicht wandelſt,
Wandle ſelber mich um! Verhülle mit ſpielendem Wahnſinn
Mir, Verhängniß, den Sinn, auf daß ich mit Bildern von vormals
Täuſchend ſchmücke das Jetzt, ein Wandrer verſunkener Zeiten!

Oder laſſe die Nacht, jetzt da ich Kretas Gebirge
Schau und Baäs Haupt und die Schattengeſtalt der Egile,
Oeffnen den tröſtenden Schoos der heldenbergenden Salzfluth,
Daß ich ſchlummernd verſink' und nie erwache zur Wahrheit.

Delos.

September. 1824.

Eile, herrliches Schiff! und ihr, urewigen Wellen,
Brauſendem Norde vermählt zu Gluthempfang und Umarmung,
Tragt nach Delos mich hin! — Zwar führt nicht goldene Ruder,
Feſtliche Schaaren nicht, die über blumenbekränzte
Borde jauchzen, mein Schiff; noch hab' ich purpurnen Segeln
Mich vertraut, daß zum Heil mir werde die wagende Seefahrt.
Arm an Gaben und Schmuck, ſo komm ich, Himmliſche, die du
Floheſt von Venus Strand auf die unſtät ſchwebende Inſel.
Frohſinn iſt hier Gebot. O laß mich finden Gehorſam!
Laß Vergeſſenheit mir die jungen Schläfe bekränzen!
Gib mir Scherz, gib heiteres Spiel, gib jubelnden Ausruf!
Daß ich dem Manne gleich, dem ein Gott in dunkeler Feldſchlacht
Plötzlich verdoppelt die Kraft, vorſchreite mit glänzendem Antlitz.

Cynthos, hebſt du das Haupt? ich ſende jubelnden Gruß dir!
Wild ergreift mich der Geiſt, und führt zu Inopiſcher Nymphen
Heiliger Jungfrauſchaar den tiefaufſtaunenden Jüngling.
Tönet, tönet um mich, ihr doriſchen Feiergeſänge!
Steige, Opfergedüft, hoch auf zum olympiſchen Vater,
Seligen Tanzes mit dir und gemeinſam gepflognen Gebetes

Hochbegeiſternde Luſt! — Es ſitzen in weiter Verſammlung
Die Unſterblichen all' und freu'n ſich der heiligen Hellas.
Doch wo führſt du mich hin, o Geiſt, der mich treibet? des Cynthos
Gipfel ſelber hinauf, auf daß in unendlicher Salzfluth
Ich die Cycladen erſchau, wie Schwäne ruhen im Teiche.
Herrliche, ſeyd mir gegrüßt! Ihr, die Aegyptos beherrſchte,
Tyrus dann und die ſinnige Creta und heiterer Griechen
Wechſelgeſchlecht und der goldreichen Perſis threnende Knechte.
Aber wie nennet ihr euch? Ich will euch kennen, euch alle
Die ihr wie Perlen erglänzt um Delos herrlichen Buſen.
Rhene ſeh' ich zunächſt, die Wehr erhabener Gräber;
Mykonos dann, die thürmend ſich hebt; die quellige Tenos;
Andros auch, Theſſalien gleich; und die wüſte Gyaros
Die mit neidiſchem Trotz hinſchaut nach der fruchtreichen Ceos
Wo Jenlis ſich hebt, die Leben verachtende Feſte.
Cythnos, ſeh' ich auch dich? du Nährerin welliger Herden,
Weideberühmt gleich ihr, die dir nah, die heitere Syros,
Wo Pythageras weint', da ihm der heilige Lehrer
In den Armen entſchlief, der weiſeſte unter den Menſchen.
Dich vergeß ich auch nicht, die am Eingang ſtehet, ein Wächter,
Melos, farbreiche Flur, du, athenienſiſcher Sieger
Blutiges Opfer, Unſterblichen lieb, von ihnen gerochen.
Seriphos Felſengeſtad, und Siphnos, goldüberglänzte,
Die Poſeidon gehaßt, der Fluthenthürmer im Abgrund.

Aber den heiterſten Gruß dir, immerblühende Naxos,
Wo die Grenade ſich ſchmiegt an ſtolzgebreitete Feige,
Trauben, des Gottes voll, die zarte Mandel umkränzen
Und der Olive Stamm, die da gibt unſäglichen Reichthums.
Milde Wiege des Gotts, des Freudenbringers, wie ruft du
Wolluſt mir in die Bruſt und leichtaufathmende Klarheit!
Aber auch dich gewahr ich voll Stolz, hochſtrebende Paros,
Wo im glänzenden Fels, den Unſterblichen lieblich, die Götter
Schliefen, bis Phidias kam, mit begeiſterndem Meiſel ſie weckend.
Schlangen die Grazien nicht den goldenen Reihen zu Paros?
Klagte Minos nicht dort, der glücklichſte Vater und König?
Und gebar den Sänger ſie nicht, dem vom pythiſchen Dreifuß
Verſieg kündender Ruf, — ihn, der zur Rechten Homeros
Niederſaß, ein ſiegender Gott im Solde der Eryx?
Schlummernd wiegt es ſich dort, ein Kind in friedlicher Schaukel,
Feuchten Schlaf im Geſicht und Morgengluth auf den Wangen.

Ach, was wieg' ich mich ſelbſt! — Verlaſſene Inſelgeſtade, —
Weißes Klippengebirg und Todesſchweigen der Thäler, —
Meer, von Flüchtigen voll, in ärmlichen Booten, ein Wurfſpiel
Zwiſchen Leben und Tod, Gebeine der Väter zu retten, —
Kinder, den Müttern verſtreut und Mütter jammernd der Kinder,
Männer, verſtümmelt vom Schwert, und Mädchen, dem
Sieger entrennen

Opfer unwilliger Schuld, der Schmach verfallen, dem Mitleid,
Das abwendend gewährt, — vom Loos unſchuldig gebrandmarkt,
Sprecht, ſprecht alle geſammt, laut auf wie Rollen der Feldſchlacht,
Sprecht wie Donner des Zeus, wie hochaufſchäumender Wogen
Wuthgeheul, wie Jammer der Angſt und Rufen des Todes!
Sprecht wie Lachen des Wahns, wie Krampfgeſeufz der Verzweiflung!
Erde, Himmel und Meer vermählt die ſchrecklichen Stimmen
Mitternächtlich, und dann wenn die Sonne brennt aus dem Scheitel,
Wenn ſie kommt, wenn ſie geht! . . . vielleicht vernimmt ein Gott euch! —
Roll' die Geſchichte mir zu, Vergangenheit, fürſtliche Jungfrau,
Gramverſchönte! hinweg den Blick und trete mir abſeits!
Noch beherrſcht mich dies Seyn; in der Erde haftet die Wurzel.
Nahe Gegenwart, du! die Schlangengeiſel in Händen,
Nahe, ſo wie du biſt, und üb' dein trauriges Handwerk!

Levante.

Abydos, am Helleſpont.

Oktober. 1824.

Laue, linde
Mitternacht,
Allverſöhnend
Schlummerhütend
Neigſt du dich.
Und die Erde
Schmiegt ſich kindlich
An den warmen
Buſen Dir.

Deinen Segen
Spende ringsum! —
Müden Armen
Gib Erholung! —
Müden Herzen
Sende Ruh! —
Augen, die der
Kummer feuchtet,
Trockne Du! —

Einſam Klagen
Wieg' in Schlummer!
Einſam Seufzen
Höre Du! —

Ihr vor Allen
Sende Träume,
So Ihr gleichen,
Paradieſes-
Lichtgeſtalten,
Maienfriſche,
Frühlingsgrün,
Und im Herzen
Treuer Liebe
Schwellende Befriedigung!

Heilige Berge in Thrazien.

Oktober. 1824.

Der Pilger geht aus frommen Abendlande
Nach Aufgang hin weit über Berg' und See,
Und was er wag' und wirklich bald an Weh,
Er hofft Erſatz am ſichern Gnadenſtrande.
Der Schiffer, der die köſtlichen Gewande
Aus heißer Ferne bringt in unſre Näh,
Er nimmt den Kampf auf mit der wilden See
Und denkt dabei der heimathlichen Bande.
Was aber treibet mich an dieſe Stelle?
Was zog ich aus, zu ſuchen, zu gewinnen?
Was wartet meiner auf der Heimathſchwelle?
Laß, armes Herz! Laß deinen Wahn verrinnen!
Dem fliehſt du nicht, was einmal dir beſchieden,
Doch vor dir flieht, wohin du kommſt, der Frieden.

Bujukdere.

Oktober 1821

Der Mondſtrahl ſpielt auf leisbewegter See,
Die Feſte wirft, des Bosphors Eiſenzügel,
Die Schatten nieder vom bekränzten Hügel,
Der feuchte Schlaf erlaubt des Fremdlings Näh'.
Mein Geiſt gejagt durch unſrer Zeiten Weh
Durcheilt Jahrtauſende mit raſchem Flügel,
Was iſt, was war, zieht wie im Zauberſpiegel
An mir vorbei, der ich am Ufer ſteh.

Da faßt mich tiefer Gram und tiefes Schweigen;
Bis in die Bruſt hinab zum müden Herzen
Wird's Nacht und ſtill. Ich fühl' mein Haupt ſich neigen.
Und was auf eigner Wanderung ich erfuhr
An Hoheit, Glanz, an Seligkeit und Schmerzen
Es wird zu Staub und Wind verweht die Spur.

Küſte von Methymna.

November 1824

Kämpfe, brittiſches Schiff! Du wirſt dem Tod dich entringen
Donnerndem Sturme zum Trotz und wuthaufſchäumenden Wogen.
Tenedos haſt du erſiegt, die vielfach drohende Inſel,
Lesbos winket dir Schutz und Lectos, das fünffach geſtufte,
Birgt dir des Gargazus Haupt, des nebelſendenden Stürmers.
Machtloſe Feſſeln nur ſchafft des Meeres grauſe Umarmung,
Dir vom Steuer zum Bug, von Bord zu Bord überwerfen.
Oeffne die Hölle ſich auch; ſie wirft dich mit ſchimmerndem Geiſer
Nothgedrungen empor, verwahrſt du nur eiſern dein Herz ihr.
Reißen die Segel, es ſey! ſie ziemen nur ſchwächerem Gegner,
Fühlſt du das Steuer doch noch und bietheſt lautſchallendem Andrang
Erzgepanzert die Bruſt, gerecht in jeglicher Lage.
Zürnet Poſeidon, wohlan! Noch leuchtet mit zögerndem Strahle
Phoibos, der Helfer in Noth; und biſt du Methymnen nicht nahe
Wo die Schützerin thront ſo lesbiſcher Leiden als Liebe?
Kämpfe muthig, mein Schiff! Noch iſt (ſo kündet ein Gott mir)
Unſeren Kräften gewährt zu fliehn das dunkle Verhängniß.

Am ſchwarzen Vorgebirg (Golf v. Smyrna).

November 1824

Finſtergelocktes Haupt, in deſſen Zauber gefangen
Dreißig Stunden ich lag, dem Nord ein Spiel und den Wellen, —
Hüll' dich in Nebel und Nacht, den drohenden Stürmeverkündern;
Länger ſcheu' ich dich nicht! — Schon führt dem heiligen Hermus
Schützender Hauch mich zu, und mein Geſtirn erkenn' ich
Herrſchend über Dir glühn. Leb' wohl, tiefſtrauernde Chios!
Lesbos, Liebenden hold und ſüßer Geheimniſſe Sängern,
Dir auch gelte das Wort! Dich aber perſiſche Jungfrau
Grüß' ich zunächſt, dich inſelthronende Clazomenä!
Brüder, euch dann, dem Seemann ein Hort, euch Ordner der Einfahrt
Am luſtſchwellenden Golf *), und euch Magneſiſche Berge
Jeniens Glanzdiadem, des Himmels hehre Vermittler!

*) Die beiden Vorder zwei Felshäupter, nach welchen der Schiffer die Einfahrt in den Golf von Smyrna richtet

Clazomenä (Jonien).

November. 1821

Welche Stille
Auf den Waſſern!
Welche Klarheit!
Welche Ruh!
Süßes Wiegen
Ohne Laut,
Leiſe Lüfte,
Kaum vernehmbar,
Kaum den Sinnen
Unterthan!
Berggeſtalten
Tauchen auf, —
Sternenſchimmer
Unten, oben —
Geiſterwalten
Unenträthſelt
Unbegriffen
Doch dem Herzen
Roh und klar.

Heilge Nacht,
Lebensmutter!
Tauſend Blicke
Wacher Sorge
Heftest Du
Schweigend nieder,
Und dem Kinde
Schließet Frieden
Mild das Auge.
Traumgeflatter
Gaukelt auf und
Gaukelt nieder,
Schwebet hin und
Schwebet her —
Lebensbilder
Früher Wanderung;
Neugefügte,
Andrer Sinne
Erstes Dämmern.

Alle Schmerzen
Abgewandt, —
Leid, mit Lächeln
Auf den Wangen, —

Süße Tröſtung
Alles glättend
Milder Löſung
Reich und voll!
Frieden endlos
Grambeſchwicht'gend —
Aller Farben
Widerſpruch
Ausgeglichen, —
Alles Streiten
Längſt geendigt, —
Alles Streben
Zielvermählt! —
Frieden ringsum,
Frieden endlos,
Allbeſchwicht'gend
Fried' und Ruh! —

Smyrna.

Dezember 1824.

Auf manchem Feld der Schlacht hab' ich gelegen,
Das müde Ohr dem Seufzerruf verſchloſſen,
Aug', Geiſt und Sinn von mildem Traum umfloſſen,
Der Frieden gab und mir entwand den Degen.
Doch ſchwererm Kampfe bin ich ſelbſt erlegen!
Viel Jahre rang ich muthig, unverdroſſen,
Doch warb ich ſelbſt dem Feinde die Genoſſen;
Kampf ſchien mir Pflicht, doch Untergang mir Segen.

Was klag' ich jetzt das dunkle Schickſal an,
Und zieh Vergleiche, ſeine Schuld zu mehren?
Häuf' Wünſche, die es nicht erfüllen kann,
Und raſe dann: kein Gott will mich erhören? —
Gerecht bezahlt, wer ſich das Spiel verloren,
Und Klugheit lacht des Blinden, wie des Thoren.

Smyrna.

Dezember 1824.

Der Menſch braucht wenig für ſein Bischen Leben,
Doch iſt das Meiſte ſelbſt ihm nicht genug.
Von Wahn zu Wahn verlockt ihn eitles Streben,
Ein Spielball dient er der Begier, dem Trug.
Und was ſo nah' ihm liegt, ſo gern gegeben,
Auf daß er wähle bis ſein Herz genug —
Er ſieht es nicht, ſtürmt vor mit wildem Trachten,
Und hat nicht Zeit, was um ihn, zu beachten.

Doch daß er nie ans Ziel gelange, weckt,
Obwohl nur ſpät, doch endlich ſeine Sinne.
Er hält, — blickt um; die weite Ferne ſchreckt
Sein ahnend Herz; er wird des Irrthums inne.
Wohl, daß er weint, — die Arme vor ſich ſtreckt
Der Heimath zu, als ob er ſie gewinne!
Es iſt zu ſpät. Der Abend ſteigt hernieder,
Und halben Wegs löſt ihm der Schlaf die Glieder.

In der See.

Sylveſterabend. 1824.

Das iſt die Stunde, tiefem Sinnen hold,
Ein dreifach Dunkel über Aug' und Erde,
Der Nacht, des Wetterſturmes, der Beſchwerde.
Spring auf, Erinnerungsſchacht, und gib dein Gold!

Es kommt, wie Jahr an Jahr vorüber rollt,
Mir Abendſang am heimathlichen Herde,
Des Freundes Gruß, des Lehrers Throngeberde,
Gar manches Leid, geſchaffen und gewollt.

Verſchollner Glockenklang erwacht dem Ohr,
Das Stundenhorn und ferner Ströme Rauſchen,
Der Wachen Ruf, die vor dem Lager lauſchen —
So aus dem Grab ſteigt Bild auf Bild hervor.
Ich aber lieg', das Haupt zurückgewandt,
Vor mir die See, und hinter mir das Land.

Am Ida, in Creta.

Jänner. 1825.

Herrlich am Morgen
Wehen die Lüfte!
Schwindet, ihr Sorgen,
Hin wie die Düfte!
All' ſey vergeſſen,
Was mich gequält,
Kühnes Vermeſſen,
Hoffen der Welt,
Wankende Treue,
Stechende Reue,
Alles und Alles, ich werf' es von mir!
Schimmernde Kuppe zu dir, zu dir! —

Creta.

Jänner. 1825.

Am Felſenhang, an tiefen Schlünden hin,
Gefällt es mir auf ſchnellem Roß zu zieh'n,
Gewehr zur Hand, Piſtolen, Dolch und Schwert;
Nur wer es wagt, dem wird das Leben werth.

Der Waldbach rauſcht, von Myrten überhangen;
Der Nordwind faust um Stirne mir und Wangen;
Der Schakal heult, — ihm heult die Oede nach,
Und nirgends winkt ein gaſtlich Dach.

„Der Stunde Heil!" — Auch Dir. — „Woher?" —
Vom Schloſſe. —*)
„Was führſt du auf dem Berberroſſe?" —
Ein griechiſch Weib. — „Zu welchem Preiß?" —
Für Feindesblut und Kampfesſchweiß.

*) Castro, die gewöhnliche Benennung für den Hauptort. Hier die Stadt Candia

„Du haſt den Mann. Zieh' aus dein Schwert!
„Da gib und nimm, was Du begehrt."
Vom Waffenſchlag die Bergſchlucht gellt,
Die Kugel ſchwirrt, der Moslim fällt.

Sie ſpringt von dem erſtaunten Thier
Und beugt das edle Haupt vor mir.
„Mein Retter, Herr, nimm mich dahin,
„Da ich fortan Dir Sklavin bin."

Der Schleier bebt vom Angeſicht,
Wie Sonne brennt der Augen Licht,
Und eine Thräne dankt und fleht,
Drin Scham und Scheu geſchrieben ſteht.

Woher, Du unglückſel'ge Maid? —
„Aus Schreck und Tod, aus Mord und Leid." —
Die Aeltern Dir? — „Dort oben, Herr!
„Dem Joch nicht unterworfen mehr." —

Du aber? — „Braut, am Altarrand
„Entriſſen von Barbarenhand!
„Von Blut ſo Erd' und Himmel roth,
„Und wo ich bin nur Er und Tod."

Mir ſteht ein Schiff an Sudas Strand,
Such' auf das neue Vaterland!
Cerigo's Löwe ſchützt das Kreuz,
Und Sira ſcheut Barbarengeiz.

„Hab' Dank! — Dir folg' ich, wo du willt,
„Weil alſo ſich das Loos erfüllt;
„Denn andre Heimath hab' ich nicht,
„In Dir mein Will', in Dir die Pflicht."

Ich zieh' hinab, das Mägdlein mit —
Drei Tage folgt ſie Aug' und Schritt.
Was will das Boot am Felsgeſtad,
Voll Männer, kühn und raſch zur That?

Sie ſteht, — ſie ruft, — ſie raſ't, — ſie ſcheut!
Im Kampfe zwiſchen Angſt und Freud';
Ein Jüngling ſtürzt vor mir auf's Knie —
„Nichts hab' ich, Herr, als Gott und ſie!"

Geh' hin mit ihr, — ich halt' ſie nicht.
Bewahrt im Unglück Treu' und Pflicht! —
Sie reißen weit das Segel auf,
Mein Blick folgt ſpät noch ihrem Lauf.

Das Meer wächſt groß, die Welle ſtrebt,
Das Boot vom Meer zum Himmel ſchwebt, —
Die Nacht bedroht, beginnt, bedeckt —
Kein Morgen mehr die Schiffer weckt. —

In der See.

Februar. 1825.

Lied.

Leb' wohl, leb' wohl! Um Mitternacht
Iſt Dir der letzte Gruß gebracht.
Viel hundert Meilen trennen mich
Und thürmen zu Gebirgen ſich!
Leb' wohl! leb' wohl! und denke mein!
Durch tauſend Leiden bin ich Dein.

In Thränen ſchwimmt mein Aug' und ſchaut
Hinaus, wo dunkle Meerfluth graut.
Der Wellen wildem, wüſtem Ringen
Seh' ich dein Bildniß ſich entſchwingen,
Urew'gen Frieden im Geſicht
Und Lebenstroſt und Seelenlicht.

Ich aber treib in wüſter Noth,
Und ſchwelge zwiſchen Angſt und Tod,
Zu ſterben tauſendmal bereit,
Beklagend die verlebte Zeit,
Und dennoch durch die Leidenſchaft
Gefeſſelt mit des Ankers Kraft.

Leb' wohl, leb' wohl! und denkſt du mein,
So mag dir mild die Stunde ſeyn!
Wenn Sehnſuchtqual ein Recht erwirbt,
Wenn Leben, das jetäglich ſtirbt,
Verdient der müß'gen Stunde Blick,
So ſehe du nach mir zurück!

Du ſchwebſt in Licht und Prunk und Zier,
Vergeſſen reicht die Hände dir,
Begraben iſt vielleicht in Nacht,
Was deiner Bruſt einſt Leid gebracht,
Begraben tief, begraben lang,
Nur Ahnung macht die Bruſt dir bang.

Ich aber ring' in mir nach Kraft,
Daß ich, dem höchſten Drang entrafft,
Bekämpfe der Erinnerung Drängen,
Und, einſam unter Luſtgeſängen,
Noch eh' das Grab mich rettend faßt
Mir löſe der Gedanken Laſt!

Meſſeniſcher Wechſelgeſang.

1825.

Er.

Lebe wohl, lebe wohl, mein Weib!
Muß von dannen gehen,
Unſer Viel' zuſammen ſtehen
So mit Seel' als Leib.

Sie.

Zieht ihr hin zur Stadt,
Kargen Sold dort aufzutreiben?
Magſt wohl bei den Deinen bleiben,
Da noch Brod die Mutter hat.

Er.

Leg' die Segel in das Boot,
Laß uns nichts am Tauwerk fehlen,
Gott wird es mit Haltkraft ſtählen!
Diesmal, wahrlich, thut es Noth.

Sie.

Mußt du fort in Türkenfrohn?
Komm' mir bald und glücklich wieder,
Keine Sorge beug dich nieder,
Deines Hauſes hüth' ich ſchon. —

Er.

Reich den Gurt mir von der Wand,
Atagban, Gewehr, Piſtolen
Sollſt du aus der Kammer holen;
Segen gibt mir deine Hand.

Sie.

Weißt du Räuberzug uns nah'?
Willſt nur du Gefahren tragen?
Laß ſie denken andern Tagen,
Mir ein Schützer bleibe Du! —

Er.

Weib, ein Schützer geh' ich Dir!
Will Dir edlen Schutz erwerben,
Oder auf dem Schilde ſterben,
Denn, ich weiß, Du ſtirbſt mit mir.

Griechenvolk und Griechenland
Sind vom Tode auferſtanden!
Alſo tönt's in allen Landen,
Und der Himmel gibt ein Pfand!

Sie.

Griechenvolk und Griechenland!
Auf! die Feſten ſeh' ich brennen,
Türken ſtürzen, flüchten, rennen,
Unſer Glaube wahrt das Pfand!
Hier das Schwert und hier die Hand!
Dir zur Seit' in Tod und Leben!
Jubelruf und Waffenſtreben!
Griechenvolk und Griechenland! —

Cretiſcher Wechſelgeſang.

1825.

Jüngling.

Wildes Roß, halt an den Lauf!
Süße Schatten, nehmt mich auf!
Dunkelnde Granatenbäume,
Hüter meiner erſten Träume,
Heimathnahe, Liebeszeugen,
Meine müden Kniee beugen
Eurer heil'gen Erde ſich,
Und geſtärkt erheb' ich mich.

Mädchen.

Jüngling, ſcheue Gluth im Blicke,
Weiß umwunden Haupt und Bruſt,
Dieſes Wagen führt zum Glücke?
Dieſen Jammer nennſt Du Luſt?
Unter Palmen laß uns thronen,
Myrten und Leanderkronen
Ueber unſerm Haupte weh'n
Wenn die Sterne auferſteh'n.

Jüngling.

Komm, betritt die heil'ge Schwelle,
Auf die Trümmer knie hin!
Band der Treue frommt der Stelle,
Die hier wohnten, ſegnen ihn.
Laß, o laß die Jubeltänze!
Ueber Gräbern welken Kränze.
Meine Brautgab' iſt das Schwert
Und ein Herz, das dn geehrt.

Mann.

Idas Lüfte wehen nieder,
Späht die Flur durch, edle Brüder,
Schwingt den Säbel, raubt der Scheide
Griechendolches ſcharfe Schneide!
Endlos, unberechenbar,
Nehm' ich Saat der Rache wahr.
Ruhe, ſüßer Segen werde
Unſer auf der freien Erde;
Ruhe, ſüßer Segen kömmt,
Wenn der Bruſt das Blut entſtrömt.

Jüngling.

Süßes Mädchen, das ich liebe,
Ziel der Wünſche, Preiß der Triebe,
Von dem Heimathboden fort
Reißt mich ein gewaltig Wort.
Mitten in des Feindes Horden
Leuchtet deiner Augen Licht,
Und in dunkler Feldſchlacht Morden
Läßt dein lichtes Bild mich nicht.

Mädchen.

Kämpfe, ſiege, kehre wieder!
Meinen Armen bleibſt du nah'.
Lebſt im ſtolzen Klang der Lieder,
Lebſt im Staunen fern und nah'.
Reiß den Halbmond von den Thürmen,
Willſt du deine Liebe ſchirmen!
Nur dem Sieger wird die Braut
Oder treuem Tod getraut.
Und ihr Andern, die ihr ſtrebt,
Rieſenahnen euch zu gleichen,
Schande, dem das Herz erbebt!
Schande, dem die Füße weichen! —

Chor.

Einen einz'gen Faden gab,
Aus dem Irrhau uns zu leiten,
Gott, der über Welt und Grab,
Ueber Land und Meeresbreiten
Die gerechten Arme ſtreckt,
Er, der uns zum Kampf erweckt!
Dieſen Faden, leicht und licht
Wie der Blitz durch Wolken bricht,
Wie das Schwert ihn furcht im Sande,
Heimathlieb' und Heimathbande
Schlingen ihn von Mann zu Mann,
Haltet wackre Brüder d'ran!

Smyrna.

März 1825.

Joniſches Lied.

Horch, es kommt der Freund gegangen,
Leiſen Schrittes naht er Dir!
Straft mit liebendem Umfangen
Deine Scherze, dein Gezier.
Reich' die Hand und folge mir!
Dieſer Kuß weck' dein Verlangen!
Wie ſich Lipp' an Lippen hangen,
So die Herzen für und für.
Sieh, wie hold die Sterne glüh'n!
Fühl' den Zauber ſüßer Düfte,
Den des Abends Schmeichellüfte
Aus der Blumen Buſen zieh'n! —
Laß uns wandern, laß uns flieh'n!
In verborgner Myrten Schatten
Laß ſich Lipp' mit Lippe gatten,
Lorbeer und Orangengluth,
Zauber miſchen unſerm Blut! —
Blumenkronen, Laubgezier
Gaukelt, ſcherzet für und für!

Schwell' empor, gewählte Stätte,
Schmück' dich aus zum Hochzeitbette!
Laß dich nieder, die du bebeſt,
Wehrenden Verlangens ſtrebeſt!
Deines Körpers ſüße Laſt
Löſt der Seele Bande faſt.
Ruhe, ruhe mir am Herzen,
Mir vermählt durch Luſt und Schmerzen!
Mir der Pulſe heiß Verlangen!
Mir der Arme Gluthumfangen!
Mir der Augen feuchten Glanz!
Mir der Haare loſen Kranz!
Mir der Lippen heil'gen Bund
Zu geheimnißvoller Kund'!....

Tönt herüber, Flötentöne!
Liebesſeufzer am Geſtade
Führe du der Liebe Wort!
Laß in ew'gen Melodien
Erd' und Himmel Lob durchziehen,
Daß es frei von Zeit und Ort
Herrſche durch die Welten fort! —

Epheſus.

März. 1825.

Der Hirtenknabe.

Es kömmt die Nacht das Thal herauf,
Sie ſetzt 'ne goldne Kron' ſich auf,
Mit Perlen und Karfunkelſtein,
Es kann wohl keine ſchöner ſeyn.

Sie breitet auf's Gebirg ſich hin,
Und thut gar ſtolz in ihrem Sinn;
Sie ſchaut hinab in's Phrygerland,
Jetzt hat ſie ſich zu uns gewandt.

Sie mag nur immer weiter geh'n,
Sie kann uns jetzt doch nicht mehr ſeh'n.
Sie geht, was gilt's, wohl bis an's Meer,
Der Nebel baut ihr Brücken her.

Leb' wohl! das macht mir keine Qual;
Die Schafe liegen allzumal,
Kameel' und Roſſe ſind zur Ruh',
Und Niemand wacht, denn ich und du.

Ja, wenn's Dir eben eines wär',
So früg' ich gerne hin und her,
Und wollt', du ſagteſt, Gruß zuvor,
Ein gutes Wörtchen mir in's Ohr.

Auf Trümmern alter Herrlichkeit
Treib' ich die Herd' ſeit langer Zeit,
Das Auge ſtaunt, die Seele ſchwillt,
Und faſt wie Schmerz iſt, was ſie fühlt.

Sag' an, du, die ja Alles kennt,
Vom Abend bis zum Morgen rennt,
Erzähl' mir was du eben weißt,
Und denk', daß du mein Herz erfreuſt.

Wann ſtieg vom Himmel das Geſchlecht,
Und macht ſich hier die Erd' zurecht?
Wann ging es heim? auch dieſes ſag',
Ich brauch's nicht eben auf den Tag. —

Ach, du biſt ſtumm! und ich ein Thor.
Es kommt mir wahrlich ſeltſam vor,
Denn wo ich geh' und wo ich bin,
Steh'n mir die Trümmer da im Sinn.

Epheſus.

März. 1825.

Rauſchet vorüber
Glühende Wellen!
Himmel wird trüber,
Wolken beſtellen
Eilende Botſchaft
Bergen und Meer.

Trümmer der Vorwelt
Lauſchen um mich,
Mächtige Bogen,
Epheu-umzogen,
Glänzender Säulen
Schlanke Geſtalt.
Erde wird alt,
Zeiten enteilen,
Trümmer verweilen,
Jugend vergeht,
Alter beſteht.

Dien' mir zum Sitze
Heiliger Altar,
Blumenumwundener,
Wiedergefundener;
Seyd ihr mir Stütze
Kräftige Pfeiler,
Du, wo der dunkle Aar
Wohnt in Granit und lebt,
Du, wo zu Himmelshöh'n
Sehnſuchterregend ſchön
Ungern der Knabe ſchwebt! —
Welt hab' ich viel durchſtrebt,
Stieg in des Wiſſens Schacht
Lampenerhellte Nacht, —
Diente mit Kopf und Wehr
Dem, der des Landes Herr, —
Sah, Herz und Auge kühn,
Schlachtenroth um mich glüh'n;
Laß mich auf Gräbern nun
Weilen und ſchweigend ruh'n,
Daß ich Vergangenheit
Zukunft und jüngſte Zeit
Mir vor die Augen hin
Lege mit Prüferſinn.

Abend vom Berge ſchaut
Friedlicher Bruſt vertraut;
Dunkel aus Klüften zieht,
Licht von den Wellen flieht;
Doppelt gewölbt das Thor
Schaut aus Cypreſſen vor.
Mondenſtrahl kommt und ſacht
Drinn an die Lamp' der Nacht,
Iſt auch ein Hügel dort,
Scheint ein geweihter Ort.
Tret' ich zum Thor hinein?
Wird wohl das Beſte ſeyn.
Nehm' ich ein Lager da?
Denk' wohl, ich ſage ja.

Barnabat.

April. 1825.

Gib, großer Gott! daß ich zu Staub und Erde
Den Blick zu beugen endlich noch erlerne!
Daß, was erreichbar iſt, mir theuer werde,
Was nah mir liegt und nicht was in der Ferne!
Gib, daß mein Stolz nicht ſchweig' in der Gefährde,
Nicht wandernd zieh' nach jedem neuen Sterne!
Gib, daß Beſitz und Ruh und ſcheinlos Walten
Nach edlem Maaß, ſich lieblich mir geſtalten!

Gib, Herr, daß ich den Willen treu erfaſſe
Zu reißen meiner erſten Wünſche Band!
Gib, daß ich Schein und eitel Träumen haſſe,
Und nimmer bau' auf wüſtem Fels und Sand!
Gib, wenn ich einſt von meinem Wandern laſſe,
Ein treues Weib mir an die treue Hand
Und an Beſitz, ſo viel du grad gewähreſt,
Für ſie und mich und die du uns beſcheereſt.

Dann laß zum Dank hochſelig uns vereinen
In jedes Aug' die ſüße Labung zieh'n, —
In uns, um uns die lichte Sonne ſcheinen,
Und Frühlingsgluth im tiefſten Buſen glüh'n;
Dann gib den Segen, den du gibſt den Reinen
Auch mir, der Sieger ward durch ſtreng Bemüh'n,
Der Seele Tag, — des Herzens heil'ge Stille,
Das gib, o Herr, mir, ſo es iſt dein Wille.

Chiotiſches Lied.

July. 1825.

Deinen Schwüren gab ich Treue,
Deinen Schwüren gab ich Herz:
Eng umkreiſet mich die Reue,
Und mich trifft ihr glühend Erz!

Reich', Geliebter, aus der Ferne
Reiche des Vertrauens Schild,
Gib mir Waffen, licht wie Sterne,
Scharf, wie deine Worte mild! —

Ach, du legſt am fremden Herde
Blumen, Gold und Kleider aus,
Daß der Braut der Einzug werde
Schmückt ſich ſchon dein Vaterhaus!

Deiner Stimme ſüßes Flehen
Träum' ich in mein Ohr zu zieh'n,
Deiner Blicke Schmelz zu ſehen,
Deiner Wangen Lufterglüh'n ...

Und ich wandle am Geſtade —
Tiefe Waſſer unter mir —
Hör' mein Flehen, Gott der Gnade!
Nimm mich hin, zu Dir! zu Dir!

Golf von Lepanto.

July. 1825.

Horch, er ſäuſelt
Aus der Ferne,
Auf den Wogen,
Die er kräuſelt,
Angezogen
Kommt der Wind.
Auf, geſchwind!
Reißt der Segel Buſen auf,
Daß ſich flügle unſer Lauf!

Nicht der Heimath
Zugewandt!
Ach, entferntem
Fremden Strand!
Aber wie die Zeit verrinnt
Sich auch manches Fädchen ſpinnt,
Abend folgt dem ſchwülſten Tag,
Schweigen endet jede Klag'! —

Süßes Lauſchen
Leiſen Stimmen
Der Natur!
Süßes Wandern
Durch der Sterne
Heil'ge Flur!
Gebt mir Troſt, auf
Daß ich trage
Strenge Folge
Schwerer Tage!
Weiter — weiter
Immerfort
Ohne Raſt von
Ort zu Ort!
Einſtens wird die
Nacht ja kommen,
Die beſchieden
Allen Frommen —
Einſtens lang' auch ich noch an! —
Raſch die Segel aufgethan!

Athen.

August 1825.

Sie trat heran mit ernſtgemeßnem Schritte
Das feuchte Aug', das feine Feuer ſchärft,
Auf mich gewandt, im blaſſen Antlitz Schweigen;

Und hinter ihr der Jungfrau'n lichter Zug,
In Schönheit prangend und in Schmuck des Kleides,
Den Lilienkranz vermählt dem dunklen Haar.

Ich fuhr empor, jedoch erwacht' ich nicht.
Die Hände legt ſie mir auf Bruſt und Stirne
Und Ruhe wird, wo nimmer Ruhe war.

Drauf zieht die erſte ſtill an mir vorüber;
Sie neigt das Haupt mir zu — der Jugend ſchönen
Unſel'gen Traum erkenn' ich alsbald wieder;

Die Hände ſtreck' ich aus .... ſie aber weicht
Und weicht — und weicht. So ſinkt der letzte Strahl,
Der Blick ihm nach, und Nacht bedeckt die Erde.

Da ſteht die zweite heldenkühn vor mir,
Den Lorbeer ſchwingt ſie über ferne Reiche
Und Freiheit ſtrahlt im Aug' und Bundestreu';

Umwandelt iſt zum Siegesfeld die Scene
Der Kampf glüht auf — das Schlachtroß ſteigt — der Tod,
Geſucht, geliebt, häuft Hügel ſich an Hügel.

Jetzt trifft mein Blick die dritte. Sie verweilt.
Klar wird der Tag und wolkenlos und ſtille.
In mildes Sinnen wiegt ſie meine Seele.

Erkenn' ich recht? — Sie iſt's, die langgeſchiedne!
Im Antlitz leſ' ich heit're Jahre nach.
Den Thyrſus ſchwingt ſie, lächelt und entſchwindet.

Und kalt und fremd tritt mich die nächſte an,
Und ſcheidet ſchon, noch ehe ſie gekommen;
Wer biſt du? ruf' ich aus, ich kenn' dich nicht.

Da hält ſie an und weiſt nach Süd und Nord
Nach Oſt und Weſt; ſie nimmt den Kranz vom Haupte
Und wirft entblättert ihn zu meinen Füßen.

Der Wehmuth Gifthauch hitzt mein Blut zum Rasen;
Verzerrte Schemen über Grab und Leichen,
Weltuntergang erzeugt mein wüſter Traum. —

Da fühl' ich plötzlich ſanft mich angefaßt;
Die Jungfrau reicht, die andre, die da kommt,
Die Hand mir dar, ſo fremd und doch vertraut!

Mit andern Kleidern iſt ſie angethan,
Geht andern Schritt; ihr folg' ich ſchüchtern erſt,
Doch ſicher dann und nicht mehr blick' ich um.

Der ſchönern winket ſie. Durch Prachtpaläſte,
Auf goldnem Teppich, auf Araberroſſen
Führt die mich fort im königlichen Schritt;

Glanz lähmt mein Aug' und Fülle macht mich darben;
Am Herzen nagt unſättliches Verlangen;
Beſitz iſt Staub, und Nichtbeſitz iſt Helter.

Da naht die Herrlichſte, die Fürſtenkrone
So einfach wie ein Mayenkranz im Haar!
Sie gleicht nicht denen, die auf Erden wandeln.

Lang ruht ihr Blick auf mir, des Himmels Segen!
Der Wehmuth Perlen tauſchen wir uns ein
Beredtes Schweigen auf den keuſchen Lippen.

Sie ſchwindet nicht und dennoch iſt ſie fort —
Der Herbſtwind rauſcht — die gelben Blätter fallen —
Am Altar lieg' ich, dem Gebet entwandt.

Die nächſte kömmt. Zu müd für Wunſch und Wollen
Gehorch' ich ſtumm. Auf weiter Wand'rung neigt
Mein dankbar Herz ſich ihren milden Weiſen.

Sie legt der Welt vielfaches Treiben aus,
Was jedes Klima bringt und was der Menſch
Durch Fleiß erſchafft und durch gewandtes Rathen.

Der ſchwere Irrthum fällt aus meinem Leben;
Der Jugend Bilder treten wieder vor,
Und grüßen mich mit rührendem Verzeihen;

Entwohnter Sprache Wohlthat wird dem Ohr,
Die Melodien, einſt begonnen, weben
Sich ſüßen Zaubers zur Vollendung aus .....

Und ſo geheilt, gibt ſie der Schweſter mich,
Die führt den Staunenden durch hehre Säle,
Wo Bild an Bild, in Farben und in Stein,

Einſamer Geiſter Umgang, mächtig waltet!
Der Dichter heil'ge Zeichen legt ſie aus,
Des Wiſſens Schatz, gefunden und erworben.

Was ob des Lebens ſchneller Flucht die Jugend
Beſah, verließ, — das breitet ſorgſam ſie
Dem Auge hin und pflegt den Baum des Willens.

Sie reift Entſchluß zu lobenswerther That;
Das Segel legt ſie und den Maſt zurecht,
Und lenkt den Kiel zum lichten Morgenlande.

Auf Hella's Strand erklingt ein Ruf des Weh's
Tönt Waffenſchlag und ſtrahlt des Krieges Sonne,
Der Städte Brand!... Vorbei! — Vorbei!...

Schön glüht der Mond in Lacedämons Kronen, —
Der Fluth entlaucht Cytherens Eiland ſchen,
Und Meles Haupt und Serphos öde Klippe;

Der Inſelkranz, auf reiner Fluth gereiht,
Verwelkt, verdorrt um Delos heil'ge Stätte, —
Und Samos Stolz und Pathmos hohe Fackel.

Wo Homer einſt der Welt Geſchichten ſang, —
Wo Cyrus ſiegt' und Krösus unterlag, —
Wo Philipps Sohn dem Meer die Feſſel gab —

Wo Troja war und Heldenmale zeugen,
Bis hin zu Stambuls wunderbarer Stadt
Folg' ich entzückt, der reichen Deutung horchend.

Und See und Land ruft ſie zu Sprechern auf,
Was ziert und ſchreckt, was rühret und ergreift
Naht folgſam, an des Kreiſes Umfang bauend.

Propontis Fels und Seſtos falſche Fluth
Bedroht mit Nacht des Todes und Verderbens;
Methymnens Hauch reißt Maſt und Segel ein;

Der Blitz, des Sturmes todtbewehrter Arm
Wirft Schreck und Brand auf's rettungsloſe Schiff
Und ſprengt dem Tod, der draußen pocht, die Thore.

Du hohe Chios, trauerndes Geſtad',
Du Pſarras Fels mit Blut noch überronnen,
Bekränzte Höh'n in Sappho's Mutterland,

Hat je das Aug' des Schiffers euch geſucht,
Geſcheut, geſteht, ſeit Theramenens Tagen!.....

Und wenn auf Smyrna's Bay der Mondſtrahl ſchläft,
Die Lüfte duftberauſchet ſich beſprechen,
Im Pappelhain und in Cypreſſennacht
Der Liebe Lied in heil'gen Weiſen flötet —

Und wenn von Tmolos Herrſcherthron bis hin
Zu Magneſias weitgeſtreckten Bergen
Der Morgen glüht und hehre Feier hält —

Dann tritt ſie leis an mich heran und läßt
Die Blicke mild in meinen Blicken ruhen —
Und neuer Wand'rung Wechſel ſchließt ſie auf.

In manches Land — zu manchem Inſelſtrand
Führt ſie mich ein und löſet meine Blicke:
Auf Ida's Höh'n, dem Himmel ſelbſt vermählt,

In Minos Bau und in Gortynens Trümmern.
Sie läßt mich ruh'n auf Naxos Felſenkiſſen,
Sie weiſt in Paros ird'ſchen Götterſtoff —

Geheimnißvolle Tiefen ſchließt ſie auf
Und ſenkt ſich ein mit mir — So See und Land,
Und was die Erde birgt und was ſie zeigt,

In dieſem Welttheil bald und bald in jenem
In regelloſer Ordnung mir entrollend. —

An Kayſtris Strande wandl' ich wehmuthvoll,
Dianens Tempel ſuch' ich unter Trümmern,
Bis daß mein Schiff, von günſt'gem Hauch beflügelt,
Der heil'gen Hellas endlich zu mich führt.

Wo Argos war und Perſeus mächt'ge Stadt,
Korinthos Herrſcherſitz und Siegesſpiele,
Wo ſich die Fluth in hochberühmter Enge

Noch um das Grab des Siegers huld'gend ſchmiegt,
Dort geht mein Weg!... Piräus Grund betret' ich,
Von Cimons Bau folg' ich die karge Spur...

So führt ſie mich zu Cekrops Stadt hinauf,
Und weist vom Felſenſtuhl der Demoſthene,
Von Marathonas halbverſunk'nen Malen,
Der That Triumph, der jungen Menſchheit Siege!... —

Jetzt da ich ſchwelgend an dem Traum geſunde,
Die Bruſt mit Kraft und Schöpfungstrieb erfüllt,
Schreckt mich ein Schrei aus meinem tiefen Schlafe —

Ich fahr' empor — ich ſeh', den Dolch gezückt,
Im Arm des Höllenthiers die Jungfrau ringen, —
Tag trifft mein Aug', — doch halt' ich feſt am Traum —

Und was da iſt, unglaublich ſcheint's den Sinnen!
Biſt du, Hymettus, nah? — und ſeh' ich dort
Die Krone nicht auf Athenäas Mauern,

Parthenon dich? zerſtört, doch nicht zerſtörbar! —
Du biſt's! — der Traum iſt wahr! dich grüß' ich, Hellas!
Und Cekrops heil'ge Stadt beherbergt mich! —

Mytilene.

Oktober. 1825.

Auf! jungfräulicher Tag! Die Sterne blicken der Ruhe
Nach mit brechendem Aug'. Wach' auf! Geſchiedener Liebe
Bring' den heiligen Tag des Wiederſehns, der Verſöhnung! —
Tritt auf Pergamos Höh'n und blick' in den Spiegel des Meeres,
Blick' auf Sappho's Geſtad und rings und tief in den Aether,
Denn dein Blick iſt Licht! — Du kommeſt. Heilige Klarheit
Geht, ſo wie du dich hebſt, weit aus vom enthüllten Lager.
Wolken trotzen dir noch, und Berg', und ſchattiger Hügel
Dunkle Brauen, und unten im Thal geborgenes Mohnhaupt;
Doch der Odem der Früh' weht ab den laſtenden Schlummer.
Baum Athenäas, der weithin bedeckt die melodiſche Inſel,
Glänzeſt in Silber du ſchon? und ihr, gethürmte Cypreſſen,
Strebt ihr dunkler empor an ragenden Zinnen des Schloſſes?
Halbmond, trinkſt du die Gluth, du flammendes Zeichen der
Herrſchaft?

Komme, lächelnder Tag, du ſchönſter! Fülle das Auge
Mir mit Glanz, die Seele mit Schwung und Segen der Hoffnung!
Hebe den Buſen mit Kraft und ſchwelle die Pulſe mit Jugend!
Gib mir nochmals die Luſt des unternehmenden Wollens,
Welt vor mir und Völkergewühl und Funkeln der Feldſchlacht,
See mit Stürmen und Noth, und Unglück ringend am Abgrund,
Sieg der Fahne des Rechts, Triumph verſchmäheten Dankes!
Gib — nein! gib es mir nicht, der Liebe ſüßes Entzücken,
Schlangengebährender Kelch wie Hygäens Schale des Lebens!
Sucht mein Auge nach ihm, auf daß der Kreis ſich vollende,
Gaukle Träume dahin und was nicht geweſen, noch ſeyn wird!
Schweigen bewohne den Mund und lindablockende Täuſchung!
Bring' den verſchlungenen Tanz der heiligen Neun! und der Künſte
Zaubergeſchäft; reiß' auf die Bahnen des Wiſſens; der Leyer
Goldener Schlag ertön', dem alle Herzen gehorchen,
Der den Adler des Zeus mit friedlichem Schlummer beſänftigt
Unter dem Blitze des Gott's! — und bin ich der Himmliſchen müde,
Geb' mir hienieden Geleit die Braut des Wechſels, Geſchichte!

In Lydien.

November. 1825.

Mir däucht, der Tag iſt nicht geheuer,
Laßt uns im Chan zur Ruhe geh'n,
Bei Kaffee, Pfeife dort am Feuer
Der beſſern Stund' entgegen ſeh'n.

Der Himmel droht mit finſtern Brauen
Von Magneſia's Bergen her, —
Auch ſaht Ihr ja, beim Morgengrauen
Ritt uns der Grieche in die Quer.

Es ruht ſich hier ſo warm und ſtille,
Des Moslims Zither lullt uns ein.
Der Herr iſt groß und iſt's ſein Wille,
Wird morgen auch ein Tag noch ſeyn.

Sardis.

November. 1825.

Der Sonne Bahn, der Sterne Gang
Sind meinem Pfad ein ſichrer Leiter.
Die Seele frei, die Stirne heiter,
Macht Nacht und Oede mir nicht bang.

Es trieb mich fort zur Pilgerfahrt,
Es treibt mich über Land und Meere,
Und wie ich wandre, weicht die Leere,
Dem Leid wird ſüßer Troſt gepaart;

Er zeigt ſich mir in jedem Thal,
Er ſteigt von Bergen zu mir nieder,
Er klingt mir aus der Hirten Lieder,
Er liſpelt in des Bächleins Fall.

So eilet weiter Aug' und Fuß!
Nach Aufgang ſollt ihr wandernd ſtreben,
Bis daß im Untergang das Leben
Uns aller Fahrt entheben muß.

Thyatira.

November. 1825.

Ich weiß nicht eben was ich will,
Doch kümmert mich das Ding nicht viel.
Ich wandre fort von Land zu Land,
Ich leg' den Stab nicht aus der Hand,
Mag' Städt' und Menſchen gerne ſeh'n
Und darauf wieder weiter geh'n.

Der rennt nach Schätzen, Ehr' und Rang,
Die Zeit iſt kurz, der Weg iſt lang.
Der ringt nach Kronen und nach Land
Und ſtirbt auf ödem Inſelſtrand.
Der fährt im Schacht des Wiſſens ein,
Kann niemals ſagen: das iſt mein.

Das hab' ich denn mir recht bedacht
Und dann mich auf den Weg gemacht,
Nam manches andre noch dazu,
Gebrochne Lieb', verlorne Ruh',
Erträumtes Leid, zu ſchwer der Bruſt,
Das Gift mir warf in jede Luſt.

Seit ich dem Lärmen ferne bin,
Wird Ruhe dem bewegten Sinn.
Der Anhauch der Vergangenheit
Das milde Blau der Ferne leiht,
So Schmerz als Kummer, was ihn ehrt,
Und macht ihn der Erinnrung werth.

O Vater Aller, der da wohnt,
Wo Recht und Tugend ſich belohnt,
Du weckſt am frühen Tag uns auf,
Du gibſt das Ziel, du zeigſt den Lauf,
So Herz als Sinn nach dir gewandt
Durchmeß ich fröhlich Meer und Land.

Thyatira.

November. 1825.

Was mich der Heimath Berge fliehen hieß,
Das Haupt zurückgewandt wie mein Verlangen;
Was über Land und See mich unſtät trieb,
Mir immer näher, wie die Ferne wuchs;
Es kommt zu mir nun wie ein Gruß der Lieben,
Und ſpricht voll Milde, wie es niemals ſprach.
Es ſucht mich heim auf Sardis öden Trümmern,
Es kommt im Traum zu mir am Gygesſee,
Es blickt nach mir wie Freunde, die ſich kennen,
Da ich auf Thyatirens Spuren wandle....
Mein wundes Herz, der Heilung lang' entſagend,
Fühlt Balſam träufeln auf der Wunde Schmerz
Seit mich des fremden Welttheils Boden trägt.

In Phrygien.

November. 1825.

Mein treues Roß das liebet mich,
Ich aber lieb's noch mehr;
D'rum fragt's beim erſten Blicke ſich,
Wer Diener und wer Herr.
Es geht ſo grad' nach meinem Sinn,
Und wird nicht müd', bis ich's nicht bin.

Streif' ich durch Berg und Thal und Feld
Den menſchenleeren Pfad:
Wer iſt's, der mir Geſellſchaft hält,
Der ſteht zu Rath und That? —
Es iſt mein Roß; ich ſag' es frei,
Daß unſ're Meinung eine ſey.

Vernimmt es meinen Morgenſang,
So wiehert es mir zu,
Es fliegt die Berge fort entlang,
Als fänd' es nimmer Ruh'.
Es ſchwelgt in Leben, Kraft und Muth
In Sehnenſtolz und edlem Blut.

Am Schattenquell erzähl' ich oft
Was mir das Herz beſchwert,
Was ich gewollt und was gehofft,
Bekämpft und doch verehrt;
Wie ich das weite Meer durchſtrebt,
Um das zu flieh'n, was in mir lebt.

Es horcht. Ich ſeh's und freue mich.
Sein Auge glänzt mir Troſt,
Dann drängt es, hebt und ſchüttelt ſich
Und ſtellt ſich faſt erboßt.
Ich weiß wohl, was das helfen ſoll,
Stell' ruhig mich und werd's auch wohl.

Ich pfleg' es treu, ſo wie ich kann,
Das iſt auch meine Pflicht.
Ich rühr's mit keinem Blümchen an
Und es bedarf's auch nicht.
Im Chan, das iſt ſchon ausgemacht,
Wird ihm der beſte Platz zur Nacht.

Was ſtutzt dein Fuß? — So Berg als Flur
Hüllt dichter Nebel ein.
Verſchwunden iſt des Weges Spur,
Wo mag ſie wieder ſeyn?
Ich denk', ich geb' dir freie Hand,
Du kennſt doch mehr als ich das Land.

In Phrygien.

November. 1825.

Ein Damaszener Säbel iſt
Das höchſte Gut auf Erden.
„Du zeigſt, daß du erfahren biſt,
„Doch ſoll ein Roß, wie deines iſt,
„Nicht gleich geſchätzt ihm werden?“

Mein Tartarroß? Da haſt du Recht.
Des Sultans Turban ausgenommen,
Wär' Stambul mir dafür zu ſchlecht.
„Ihr ſeyd ein Kenner; aber ſprecht,
„Wär's für ein Weib nicht zu bekommen?“

Ein griechiſch Weib? In's Ohr geſagt,
Kannſt du mir's, wie ich's wünſche, ſchaffen,
Nimm, was du willſt; nicht lang' gefragt.
Doch bis ein ſolches Licht mir tagt,
Behalt' ich beſſer Roß und Waffen.

Am Bithyniſchen Olymp.

November. 1825.

Gewitter hängt am Himmel ſchwer;
Das ſieht mich wenig an.
Die Welt liegt vor mir aufgethan,
So viel es immer regnen kann,
Es regnet doch kein Meer.
Ja regnet' es ſtatt Waſſer Wein,
Dann würd' der Fall bedenklich ſeyn.

Durch Oeden führet unſer Pfad;
Das ſtört mich eben nicht.
Seht, Mond und Sterne geben Licht,
Und wenn's nur nicht an Rath gebricht,
Und wenn der Sack noch Vorrath hat,
So ſchläft ſich's unterm Himmelszelt
So gut als irgendwo um's Geld.

Am Berge hält des Räubers Schaar;
Das hat er ſchlecht bedacht,
Das Thal iſt auch zum Weg gemacht,
Am Berg dort wird er ausgelacht,
Und iſt ſein eigner Narr.
Doch wenn er uns zu ſeh'n begehrt,
Sind unſ're Waffen ſeine werth.

In Bithynien.

November. 1825.

Früh Morgens, eh' der Tag ſich hebt,
Mit raſchem Fuß der Wandrer ſtrebt,
Sein Ziel iſt fern, ſein Glaube groß,
Er wandert feſten Muth's d'rauf los
Und denkt bei ſich in ſeinem Sinn:
Die Wandrung ſelbſt iſt mir Gewinn.

Er legt ſich, wenn der Mittag kömmt,
Wo ihm ein Quell entgegenſtrömt,
Wo weitverbreitet, reich an Schatten
Platanen ſich mit Eichen gatten,
Er iſßt ſein Brod, trinkt Honigwein
Und ſpricht: er könnt' nicht beſſer ſeyn.

Und hat er Stirne, Bruſt und Hand
Genetzt und ſich zu Gott gewandt,
Dann ſchmaucht er aus dem Waſſerglaſe
Der Pfeifen drei, geſtreckt im Graſe;
Er überläßt ſich kurzer Ruh',
Und denkt nun eben nichts dazu.

Hin eilt er, da die Sonne ſinkt,
Wo fromm ein Minaret ihm winkt.
Da iſt geräumig, ſchmuck der Chan
Mit breiten Bogen aufgethan;
Sind Wandrer d'rin, gar viel an Zahl,
Bereitend jeder ſich das Mahl.

Der kommt herab vom Perſerland,
Von Basra der und Indusſtrand,
Der ließ erſt kurz den Lauf des Frat,
Der kommt, der geht nach Mekka's Stadt,
So ſchwarz als weiß, ſo gelb als braun
Iſt dort der Muſelmann zu ſchau'n.

Und draußen ruhen allzumal
Kameel und Roß nach eigner Wahl;
Die Waaren liegen Schicht bei Schicht
Im Kreis; es fehlt der Wächter nicht;
Der alten Sitte ſey die Ehr'!
Nicht etwa, daß es nöthig wär'.

Das Alles ſchaut der Wandersmann
Und knüpft gar manche Zwieſprach an.
Die Luft wird lau, die Erde ſtill,
Man ſieht es, daß ſie ruhen will;
So ruht auch ihr in guter Nacht,
Und habt die Morgenſtund' in Acht! —

Türkiſches Lied.

1825.

Von Bruſſa's Höhen kommt's gezogen
Und rauſcht den beiden Meeren zu, —
Es ſchwingt den Säbel, ſpannt den Bogen,
Früh auf zur Schlacht, und ſpät zur Ruh'.

Es bricht den Damm der Chriſtenhunde,
Baut Brücken ſich von See zu See,
Und Sieg bezeichnet jede Stunde
Und Allah's Lob und Feindes Weh.

Was glänzt voraus den tapfern Schaaren?
Der Halbmond iſt's und Ilderim!
Der Blitz der Weisheit in Gefahren,
Der Blitz der Kraft in Zorn und Grimm.

Sieh', Allah leitet ihre Schritte,
Er läßt ſie nicht ſo dort als hier!
Ich aber ſing' in ſichrer Hütte
Zum Zeitvertreib dies Liedchen mir.

Libyſſa.

Dezember. 1825.

Das eine Ziel iſt bald erreicht!
Schon ſeh' ich Stambuls Zauberkronen,
Die ſieben Hügel überſonnen; —
Noch eh' der muntre Tag erbleicht,
Tret' ich, Skudars Cypreſſenhain,
In deine heil'gen Schatten ein.

Und Morgen, ſo es Gott gefällt,
Zieh'n ja die Nachen, leicht wie Schwäne,
Schnell wie der Pfeil gehorcht der Sehne,
Hinüber in die and're Welt.
Berühr' ich erſt Europa's Strand,
So denk' ich mich im Heimathland.

Ich eil', den Fuß von Freude ſchwer,
Hinauf zu Sankt Sophiens Dome
Den Weg zum hohen Hippodrome,
Dort, wo von Pracht umthronet, hehr
Sich Achmed's Silberkuppel hebt
Und ſechsfach nach dem Himmel ſtrebt.

Dort beug' ich mich in Demuth tief,
Dem Boden weih' ich ſüße Thränen,
Die Ketten löſ' ich meinem Sehnen,
Und weck', was in Erſchöpfung ſchlief;
Dann manche Wünſche ſprech' ich aus
Für Freunde, Liebe, Vaterhaus.

Ich ziehe wandernd durch die Welt;
Doch hat von hundert Ländern allen
Mir keines jemals ſo gefallen,
Wie mir das Heimathland gefällt.
Ja denk' ich mir der Alpen Schnee,
So bebt das Herz in Luſt und Weh.

D'rum dünkt mir eins das ſchwerſte nun:
Nicht in der Heimath einſt zu ſterben,
Nicht dort das Grab mir zu erwerben,
Wo Vater, Mutter, Schweſter ruh'n!
Und denk' ich dies, ergreift mich Eil'
Und Angſt, daß ich zu lang' verweil'!

In Thrazien.

Dezember. 1825.

Es zieh'n die Wolken dicht und ſchnell
Von Laſt des Winters traurig hell;
Es hüllt die Berge wüſtes Grau,
Vergeblich frag' ich, wo ihr Blau?
Es rieſelt auf dem öden Meer
Ein wildes Toben hin und her.

Ich weiß, es wird ein Tag einſt ſeyn,
Für mich nicht Tag, der ſchürft mich ein;
Wenn nicht die See mich ſchon verſchlang,
Der Mörder nicht in Eil' und Drang
Mich ohne Grab am Wege ließ,
Des Schakals Zahn mich nicht zerriß.

Wer aber gibt das Häuflein Erd'
Der Bruſt, die größre Laſt beſchwert?
Iſt es des Moslims fromme Hand?
Ach, oder iſt's im Heimathland
Ein Unbekannter, der als Freund
Mir nicht den letzten Dienſt verneint?

Von den Gefährten ſelbſt vielleicht —
Ich fühl's, mir wird das Auge feucht! —
Lebt mancher noch und eilt herbei
Und fragt, wer wohl der Fremdling ſey?
Da nennt man mich. Er aber bebt,
Und ruft: Ach, daß er nicht mehr lebt!

Und malt der Jugend goldne Zeit
Mit raſchen Worten dem Geleit —
Den Wettlauf auf des Wiſſens Bahn,
Gar manche That, gewagt, gethan,
Den Blitz der erſten Leidenſchaft
Und Liebeswahn und Liebeskraft.

Und ſenkt er mich im Boden ein,
So ſpricht er: mag er leicht dir ſeyn!
Er ſucht der Freunde Kreis erſt ſpät,
Er ſinnet, wenn er einſam geht,
Und klingt ein altes Lied ihn an,
Er kaum die Thränen bergen kann.

Conſtantinopel.

Jänner 1826.

Der Baum, vom Sturm gebeugt, er ſteht;
Das Rohr, bald hin, bald her geweht,
Deß Schwäche längſt zum Sprichwort dient,
Es zittert, doch es trotzt dem Wind.

Ich aber, Menſch, dem Gottes Hand
Zu Ankern gab Herz und Verſtand,
Verglichen mir, erſcheint der Baum,
Das Rohr ein Fels, die Kraft ein Traum.

Der Wellen Spiel im weiten Meer
Treib' ohne Segel ich umher,
Kein Steuer lenkt den ſcharfen Kiel,
Kein Stern am Himmel weist das Ziel.

Und hinter mir und vor mir ſteigt
Gethürmt die Nacht empor und ſchweigt...
O Jugendroth, o Heimathlicht,
Bewahrſt auch du den Strahl mir nicht? —

Rodoſtó.

1826.

Der Adler liegt mit blitzgebrochnen Schwingen
In Schmach und Staub, um ihn die ſchnöde Menge
Theils frech zum Hohn, theils ob ſie Mitleid dränge,
Theils um ein eitel Sterblied ihm zu ſingen.

Er ſieht ſie nicht, und ſeine Blicke dringen,
Als ob dem Leib die Seele ſich entſchwänge,
Voll bittrer Frage aus des Lebens Enge
Bis wo das Schaffen quillt und das Vollbringen.

Dort aber iſt unendliches Bewegen,
Es flicht Geſetz, unwandelbar, die Fäden
Und wirkt am Stoff nach unbekanntem Rath.

Dort wohnt der Grund, dort der Begriff der That,
Dort paßt ein Ach! ſich ein in Jubelreden,
Und was wir Fluch genannt, dort heißt es Segen.

Therapia.

April. 1826.

Verarmt an Glück ſeit meinen frühſten Tagen,
An Wünſchen ſpät und früher kaum an Klagen,
Mir nun die Welt, Geliebte, Freund und Haus,
Steh' ich getroſt auf weiter Wandrung aus.

Der Springquell rauſcht von Epheu überhangen,
Der Hügel glänzt mit jugendlichem Prangen,
In Blüthen ſchwärmt der Nachtigallen Chor
Und Hirtenſang beſucht mein Ohr.

Erinnrung kommt mit leiſem Tröſterſchritte
Und führt mich ein in holder Bilder Mitte,
Ich ſeh' ſie an in Staunen und in Schmerz,
Und Jugendgram erquickt das Herz.

Sie ſind dahin, erſtorben und begraben,
Verſunken iſt, was ſie an Segen gaben,
Nur Schatten gleich, ſo mild als klar,
Umwandeln ſie den heimiſchen Altar.

Lebt wohl, lebt wohl! Der Frühling iſt gekommen,
Aufwacht die Welt, dem Winterſchlaf entnommen;
Geht Berg und Flur in neue Segnung ein
Wird auch für mich ein Hauch des Troſtes ſeyn! —

Am Bosphor.

Mai. 1826.

Lied.

Komm', verlaß des Beuters Schwelle,
Komm', beſchiff das freie Meer!
Ruft uns nicht des Bosphors Welle?
Rauſcht der Nord nicht ſtolz und hehr?

Sieh, die Barke dort zur Hand,
Zwanzig Männer, ſeegewandt,
Mir verbunden, mir vertraut,
Retten die geliebte Braut!

Dem erſiegten Vaterlande
Führ' ich wieder dich zurück.
Wolle du; ich ſpreng' die Bande;
Friſchem Muth gehorcht das Glück.

Dort an Pfara's Felſenküſte
Schöner, ob auch öd' und wüſte,
Als Barbaren Prunkgemach
Bau' ich dir das Heimathdach.

Türkengold iſt unſer Gut,
Handel ſchließen Kraft und Muth,
Todesblei und Schwertesſchlag
Zahlen richtig den Betrag.

Unſer Schutz iſt die Gefahr;
Unſern Muth verbürgt der Wille;
Trug mag ſuchen Nacht und Stille,
Rache wandelt offenbar.

Auf dem Propontis.

Juni 1826.

Nacht im Oſten, Tag im Weſt, —
Hoch am Himmel Sternenfeſt, —
Dunkler Wogen friſches Regen —
Leiſer Lüfte linder Segen —
An das Steuer hingelehnt
Blick' ich auf zum Firmament.

Lebe wohl, lebe wohl, o Braut!
Mir verloren, eh' getraut!
Abgeriſſen meinem Leben,
Andern Armen hingegeben, —
Noch durch Lieb' und Leiden mein,
Kannſt du gleich es nimmer ſeyn!

Magſt auch du am Fenſter ſteh'n,
Gern mein Bildniß vor dir ſeh'n;
Wieder ſtellen manche Frage,
Milden Nachblick heller Tage;
Traumgeliſpel Ohr verleih'n,
Dich an dem, was nicht iſt, freun!...

Wolken, ſeh', zieh'n auf am Himmel,
Kron' und Leyer hüllt die Nacht;
Unruh' in der See erwacht,
Ferner Winde nah' Getümmel —
An das Steuer hingelehnt
Blick ich auf zum Firmament.

Idagebirg, in Myſien.

Juni 1826.

Den Säbel zur Seite, Geſchoß in der Hand
Durchſtreif' ich mit fröhlichem Muthe das Land.
Wohl hauſt auf dem waldigen Ida die Schaar
Wildherziger Räuber, voll Trotz in Gefahr,
Mit blinkenden Waffen und wieherndem Roß,
Mit Heerden und Weibern und dienendem Troß.

Sie ſenden die Blicke weit über die Flur,
Erſpäh'n in der Ferne des Wanderers Spur,
Beherrſchen der edlen Kameele Geläut',
Sind immer zu Handen ſo morgen als heut',
Sie lauſchen am Felſen, ſie lauſchen im Wald,
Und üben das älteſte Handwerk, Gewalt.

Nur muthig und vorwärts! 'S iſt jedwedem Land
So mancherlei eigen, — dem Weiber und Sand,
Dem anderen hohe Cypreſſen und Wein,
So muß auch dem Ida ſein eigenes ſeyn,
Homeros und Räuber und pfadloſer Wald,
Und erzreicher Felſen erhabne Geſtalt. —

Thebaiſche Ebene in Aeolien.

Juni 1826.

Früh Morgens zu Pferde, ſpät Abends in's Haus,
So treibt ſich's am beſten durch's Leben hinaus.
Hier Ausſaat und Ernte im blühenden Feld;
Dort Handel und Wandel für Ehren und Geld;
Hier Kämpfen und Siegen und Sterben und Schlacht,
Dort Ruhe des Todes und Schweigen der Nacht.

Heil, goldene Jugend! des Wanderers Erb'!
Ein blühendes Kind iſt der Stunden Erwerb.
Er ſieht es nicht altern, verwelken, vergeh'n
Im Schmutze des Lebens, der Schuld und der Weh'n;
Es wandelt vorüber mit lächelndem Blick,
Und läßt ihm ein heitres Gedächtniß zurück.

Wie Roſen die Stirne der glücklichen Braut,
Wie Perlen, dem glänzenden Haare vertraut,
Wie köſtliche Steine um Nacken und Hand,
Wie Träume, dem lieblichſten Schlummer geſandt,
So ſchlingen und weben im Jubelverein
Dem Wandrer die fröhlichen Stunden den Reih'n!

In einem Thale des Ida, in Troas.

Juni. 1826.

Die Sonne wirft den erſten Strahl
In's ſchlummertrunkne Frühlingsthal.
Sie facht, ſo weit ſie reichen kann,
Jedweder Blum' ein Lichtchen an.
Sie ruft: „erwacht, erwacht zur Luſt!"
Und öffnet jeder ſelbſt die Bruſt.

D'rauf, als ſich's kaum noch regt im Haus,
Schickt ſie ein kühles Lüftchen aus;
Das geht von Baum zu Baum, und ſpricht,
Doch was es ſagt, das weiß ich nicht.
Genug, der Schlummer fällt, und ſehen
Ertönt der Lerche Orgelton.

Und jetzt wird Waſſer, Erde, Luft
Mit einem Mal lebendig, ruft
Den erſten Gruß der Sonne zu
Und athmet leicht in Morgenruh';
Die Herden zieh'n, der Hirte ſingt,
Und Leben alle Welt durchdringt.

Auch ich, ein früher Wandrer, bin
Schon über Berg und Thäler hin.
Mein Herz wird weich in deinem Strahl,
Der Lieben denk' ich allzumal, —
Wunsch, Hoffnung, was ich war und bin,
Umschwebt in Bildern meinen Sinn.

Gebirge von Pergamos.

Juni. 1826.

Ein frommer Mann, ein rechter Degen,
In ſtarker Fauſt ein tücht'ger Degen,
Die kommen, gibt das Sprichwort kund,
Jedweder Sache auf den Grund.

Am erſten Punkt, geſteh' ich frei,
Glaub' ich, daß nicht viel Wahres ſey:
Der letzte läßt ſchon auf ſich wagen,
Ich wüßte ſelbſt davon zu ſagen;
Der zweite, wie ich heut' erfahr',
Iſt ausnahmlos und üb'rall wahr.

Adramytti (Aeolien).

Juni. 1826.

Mich grüßt, wie er den Giaur grüßt,
Der ſtolze Muſelmann,
Denn alles Volk auf Erden iſt
Ihm, meint er, Unterthan;

Und alle Chriſtenthrone ſchenkt
Des Sultans Gunſt allein; —
Er aber, ob er bettle, denkt
Ein König ſich zu ſeyn.

Ich reich' ihm meine Pfeife hin,
Er nimmt ſie, damit Dank.
Er fragt: woher mein Weg? — wohin?
Um Rath auch, wenn er krank;

Dann wendet er ſich ſorglos ab,
Und ſchweigt gedankenſatt;
Er geht, wenn das Geſchenk ich gab
Um das er herriſch bat.

Und wenn ihn Großmuth recht befällt,
Ruft er in's Kaffeehaus:
„Man bring' (verſteht ſich, für mein Geld)
„Ihm eine Taſſ' heraus." —

Pergamos.

Juni. 1826.

Auf Trümmern wandl' ich
Gedankenvoll,
Das Herz in Ruhe,
Nicht weh, nicht wohl.
Uralten Sagen
Den Geiſt geweiht,
Uralte Bilder
Um mich gereiht.

Was einſt beſtanden,
Was jetzt beſteht,
Iſt Spreu, vom Hauche
Der Zeit verweht.
All unſer Wirken
All unſer Seyn,
Blitzt auf und löſchet
Wie Wetterſchein.

All unſer Sehnen,
All unſer Leid,
Iſt ihrer Blüthe
Denn längre Zeit?
All unſer Hoffen
Wem führt es zu?
Das Grab iſt offen,
Und dort die Ruh.

Golf von Sandarlik.

Juni 1826.

Sprich, Geſtein, wem wareſt zur ſchützenden Wehr du gefüget,
Lariſſa wohl, der Tochter des Nils? — dir, weidende Cumä,
Die den Sänger gebar, der, ſüße Weiſen Homeros
Singend, lächelnd ſich gab den ſanften Armen des Todes?..
Sprecht, ihr Namenloſen! — Vergeblich ſuch' ich des Wortes
Feſtgehaltene Spur. Ihr ſchweigt, verſunkene Gräber
Hüthend. Nicht was war, doch ſagt ihr ſchweigend, was
ſeyn wird.

Bucht von Phokäa.

29. Juni. 1826.

Heilige Nacht, ſternenklare,
Birg in deinen Armen mich!
Rett' aus Sturm und Feindesnoth
Mich und mein zerſchoßnes Boot!
Mühſam ſtreb' ich heiße Stunden
Dem verwaisten Ufer zu;
Gib mir Schutz, ach! gib mir Ruh!
Räuber fliehend, Räuber findend,
Ihren Waffen Unterthan
Kämpf' ich ein verlorner Mann!

Oede, Stille dieſer Bucht
Sende Segen meiner Flucht!
Leih' mir Kraft, bis ſie vollbracht,
Friedensmutter, heil'ge Nacht! —

Mytilene (Lesbos).

Juni. 1826.

Leiſe, leiſe
Fort im Gleiſe
Das uns führt!
Blumenzweigen,
Die ſich neigen,
Nachgeſpürt!
Ueber Fluren
Ihre Spuren
Treu bewahrt,
Bis der Bäume
Schattenräume
Uns gepaart!

Flüſtert leiſer
Myrthenreiſer!
Lorberſtrauch,
Zähm' dein Rauſchen,
Laß mich lauſchen,
Ihrem Hauch!

Nahet minder
Frühlingskinder,
Weckt ſie nicht!
Träume weben
Zauberleben, —
Himmelslicht
Glüht die Wangen
Zu umfangen!
Engel ſteigen
Aus den Höh'n,
Dieſen Tempel
Zu beſeh'n! —

Schmeichellüfte,
Roſendüfte,
Weicht von ihr
Mir nur iſt ſie!
Mir nur blüht ſie!
Mir nur, mir!

Ebene von Menimén (Jonien).

Juni. 1826.

Die Lorberroſe.

Du gleichſt dem Kind an Mutterhand
An unbefangner Stille;
Du gleichſt der Braut am Altarrand
An reicher Jubelfülle;
Du gleichſt der ſchönſten Königinn
In Pracht und Stolz, in Zier und Blüh'n.

Welch' Kränze flichſt du wunderſchön
Der quellenreichen Kreta Höh'n!
Welch' Blumenteppich legſt du aus
Um Bruſſa's reichbeſtelltes Haus!
Welch' ſinnig fromme Opfergabe
Bringſt du allein noch Cuma's Grabe!

Du liebſt am muntern Spiel der Wellen
Dich zu Platanen zu geſellen,
Der ſchönſte Strauch dem ſchönſten Baum!
Du liebſt, holdwechſelnd Raum für Raum
Mit Agnus Caſtus im Verein,
Der reinſten Liebe Bild zu ſeyn.

Du haſt mein Aug' ſo oft erfreut
In menſchenferner Einſamkeit.
Dein warmes Roth, dein edles Grün
Erheitern mir auch jetzt den Sinn,
Da ich, dem Lauf des Hermus treu,
Herniederſteig' zu Smyrna's Bay.

Die Brüderberge.

Juni. 1827.

Die Sonne brennt. Daß ich euch sehe
Ihr beiden Brüder, hält die Kraft.
Ihr kündet mir ja Smyrna's Nähe,
Die sich're Ruh' dem Müden schafft.

Dort schließt der Orient die Pforten
Zu seinem lichten Tempel auf,
Und Wandrer nah'n von allen Orten,
Zieh'n ein und aus, hinab, hinauf.

Dort weiset Asiens Herrscherbinde
Die reiche Karawane sich,
Und fröhlich grüßt im Spiel der Winde
Die Flagge beider Welten dich.

Dort war es, wo zuerst die Küste
Von Asien mein Fuß betrat, —
Von dort durchzog ich Flur und Wüste,
Und horchte alt' und neuer That.

Daher wohl, daß der holde Name
Mir faſt wie eine Heimath klingt,
Und jetzt, obgleich ich faſt erlahme,
Euch nah zu ſeyn, mir Kräfte bringt.

Methymna auf Lesbos.

Juli. 1826.

Der Strand iſt ſo öde,
So müde das Meer,
Das Herz mir ſo düſter,
So ſchweigend und leer.

Wovon ſoll es glänzen
In Farben und Licht?
Ihm ſcheinet die Sonne
Des Lebens ja nicht.

Was ſoll es erfüllen?
Verwaiſt ſteht das Haus.
So Menſchen als Götter
Entwichen daraus.

Fahrt nach Aegypten.

September. 1826.

Sey mir gegrüßet,
Spiegel der Wellen!
Sieh', wie die muthigen
Pulse mir ſchwellen!
Wind in die Segel ſauſt,
Kiel durch die Fluthen brauſt, —
Wandern ohn' Ziel und End' —
Herrliches Element!

Kühn iſt des Roſſes Lauf
Sitzt ihm ein Reiter auf;
Kühner iſt Schiffes Eil',
Tag und Nacht ohne Weil',
Stürmebeflügelt fort,
Ruhe an keinem Ort.

Reich iſt Kameeles Laſt,
Reicher, was Schiffraum faßt.
Basra und Jspahan
Senden die Karawan:
Schiffart die ganze Welt
Siegend umſchlungen hält.

Heil dir, ohn' Ziel und End'
Herrliches Element!
Kennſt mich ſeit manchem Jahr,
Sind alte Freund' fürwahr,
Bleibe mir diesmal treu,
Wie auch die Laune ſey!

Im Libyſchen Meere.

Oktober. 1826.

Sieh', es tagt! Schon thront auf oberſter Stufe des Himmels
Perſeus mit leuchtendem Schwert und der unſtät flammenden
Gorgo.
Nah anſtrebt ihn der Held, Orion, funkelnden Gürtels,
Drängt mit geändertem Schild und weithin reichender Keule
Stark den gewaltigen Stier, im Glanze prangend, ein Sieger;
Doch ihm ſchwindet die Bahn, ſie verblaßt, ſo will das Ver-
hängniß!
Milderer Strahl geht aus, auf zwölffach bezeichnetem Wege
Rollet der Teppich ſich vor, wo Geheimniß birgt die Behauſung.
Hauch des Wachens ſchwellt den bebenden Vorhang des Tempels;
Außen ruh'n, als Wächter beſtellt im Wechſel der Zeiten,
Noch der mächtige Bär, der glühende Löwe, die Hunde.
Doch an den Buſen dem Tag in wundervollem Entzücken
Schmiegt, vergeſſend ſich ſelbſt, die himmliſche Braut ſich, die
Jungfrau.

Arabiſche Wüſte.

Dezember. 1826.

Es ſenket die Sonne
Den glühenden Schild,
Ich folg' auf gewundenen
Spuren dem Wild.

Es ſtäubet, es woget
In Wellen der Sand,
Es trotzet hellfunkelnd
Die felſige Wand.

Wie weithin das Auge,
Das fragende, blickt,
Kein Halm, kein Blümchen
Entgegen ihm nickt;

Es hebt keine Palme
Die herrliche Kron' —
Kein Fußtritt verkündet
Den Wüſtenſohn.

Doch Menſchen und Fluren
Sind nicht, was ich will;
Ich ſuch' meinem Rohre
Das ſichere Ziel.

Es fliegt die Gazelle
Weit über die Trift,
Es lauſchet der Schackal
Aus ödem Geklüft,

Es ziſchet die Schlange
Und weichet mir nicht,
Es ſchwebet der Geyer
Durch Nebel und Licht.

Auf dem Nil.

1. Jänner. 1827.

Komm', komm' o Tag, du erſter Tag im Jahr!
Führ' an den Reih'n, die Bahn iſt aufgeſchloſſen!
Beginn' den Tanz! Es harren die Genoſſen;
Das Opfer raucht vom dampfenden Altar.
Komm' und entroll' dem ſehnſuchtvollen Blicke
Den raſchen Zug verborgener Geſchicke!

Dich ſah ich oft, im Schnee der Alpen prangend,
Im ſchönſten Land, im Vaterland, mir nah.
Am Rheine dann, von dem mein Blick verlangend
Zurück nach dem, was nicht mehr mein war, ſah;
Am Donauſtrom und wo die kräft'ge Saat
Dem Grund vertraut der Mähr' und der Sarmat.

Du kamſt mir auch, wo Othmans Eiſenzügel
Vom Roſt zernagt, der Helleſpontos trägt, —
Und wieder dann, wo an die ſieben Hügel
Die Fluth des buntbekränzten Bosphors ſchlägt.
Den dritten Welttheil haſt du aufgethan;
Froh folg' ich dir — ſchreit' muthig mir voran!

Ob du auch nochmal kommſt, mich zu begrüßen,
Und wie und wo, wird nicht mein Kummer ſeyn;
Kehrſt du, um neue Bahn mir zu erſchließen,
So will ich herzlich deiner mich erfreu'n —
Doch iſt's beſtimmt, daß du der letzte biſt,
Als ſolcher auch ſey freundlich mir gegrüßt!

Auf dem Nil.

Jänner. 1827.

Es zieht ein Pilger den Nil hinauf,
Weit über den Bord geneigt;
Sein Blick hängt an der Wellen Lauf,
So Herz als Lippe ſchweigt.

Er ſtand in manches Königs Zelt,
An manches Bettlers Herd;
Doch ſchien ihm leer die ganze Welt,
Nichts des Verlangens werth.

Er hat ſo manches Land geſeh'n,
Mit manchem Volk gelebt, —
Doch ſchien ihm nichts, was er geſeh'n
Und nichts, was er erſtrebt.

Nach Fried' und Ruh' verlangt ſein Sinn
Sein Herz nach Fried' und Ruh, —
Er wandelt über Gräber hin
Dem eig'nen Grabe zu. —

Theben.

Februar. 1827.

Lied.

Der Harfner ſitzt vor des Königs Zelt,
Und ſingt von Lieb' und Leiden.
Der König den Becher geſchwungen hält;
Er war der reichſte Mann der Welt,
Doch wenig zu beneiden.

Er blickt dem Harfner in's Auge tief
Und ſinnt und ſinnt und ſchweigt —
Was lang im Herzen geborgen ſchlief
Auf vor die Seel' ihm ſteigt.
Da wird's gar trüb in ſeinem Sinn!
Er ſetzt den Becher zur Seite hin.

D'rauf, als der Harfner zu Ende war,
Der König das Haupt verhüllt, —
Die erſte Thräne ſeit manchem Jahr
Ihm aus dem Auge quillt —
Und ſeit der Harfner geſungen hat, —
Keinen frohen Trunk mehr der König that.

Ibrim in Nubien.

Februar 1827.

Heimath.

Ich weiß nicht, wo die Heimath iſt,
Doch iſt ſie nicht, wo Du nicht biſt.
An Vaterhand, an Mutterbruſt,
Im Arm der Unſchuld und der Luſt
Würd' ich mich ohne Dich nicht freu'n,
Nicht in dem Schooß der Heimath ſeyn.

Der Krieger liegt auf blut'gem Feld
Und ſchlägt ſich dort das Heimathzelt;
Der Seemann treibt durch Noth und Graus
Von Welt zu Welt ſein keckes Haus;
Dem Sohn der Wüſte iſt die Erd',
So weit er reichet, Haus und Herd.

Im Krieg, in See, im heißen Sand,
Ach! wäreſt Du an meiner Hand!
Ich frag' nicht, wo die Heimath iſt.
Was kann dort nicht ſeyn, wo Du biſt!
Und lägſt Du tief im kühlen Grab,
Wär' dort mein Haus, mein Herd, mein Hab'.

Nubien.

Februar. 1827.

Ich habe einen ſüßen Freund,
Seit erſter Kindheit mir vereint,
In Freud' und Leiden unverwandt
Ein Leiter mir von höh'rer Hand;
Doch nenn' ich ihn, ſo glaubt ihr's kaum,
Es iſt, — fürwahr, es iſt der Traum.

Er trägt, indeß von Gluth beſiegt
Mein Körper unter Palmen liegt,
Der Heimath zu den treuen Geiſt,
Und ſagt mir: Du biſt nicht verwaiſt!
Sieh' in der Augen Himmel ein
Sieh' dort die alte Liebe dein!

Er bringt mir wieder, was einſt war,
Gereinigt von dem Sühnaltar;
Und was in keiner Zeit wird ſeyn
Er legt's vor mich und nennt es mein;
Und was ich wachend nie empfand,
Glück! dank' ich einzig ſeiner Hand.

Sey mir gegrüßt auf dieſer Flur,
Inmitten alter Tempel Spur!
Im Wachen ſelbſt erſcheinſt du mir
Als wirklich und als nahe hier,
Denn was ich ſtaunend ſehe, kann
Es mehr als Traum ſeyn oder Wahn?

Rhodus.

April. 1827.

Blick' ich zu den Sternen auf,
Blickt mir Ruh' entgegen;
Und im ganzen Lebenslauf
Will ſich nichts mehr regen.

Alle Qualen ſchlummern ein,
Alle Zweifel enden,
Alſo mag's dort eben ſeyn,
Dort, in Gottes Händen!

Liebestäuſchung, Glaubenswahn
Grüßen mich wie Kinder;
Was man hart an mir gethan,
Alles fühlt ſich linder.

Was mir einſt für wichtig galt,
Spielwerk iſt's geworden,
Ehre, Schätze, Machtgewalt,
Pöbellob und Orden.

Ausgeſöhnt mit aller Welt,
Frieden in dem Herzen,
Blick' ich auf zum Himmelszelt,
Heil' von allen Schmerzen.

Weiß, wohin mein Schritt auch zielt,
Wie ich mich auch kleide,
Ob in Armuth eingehüllt,
Ob in Gold und Seide,

Geh' ich in die Heimath ein!
Alles muß ſich wenden!
Herrlich wird's dort oben ſeyn,
Dort, in Gottes Händen! —

Güſelbiſſar.

April 1827.

Es glänzt hoch von dem Minaret
Der doppelte Sternenkranz;
Laut ſchwelgen beim köſtlichen Nachtbanquet
Die Männer in Feſt und Tanz.
„O holder Jüngling, gedenkſt du mein,
So mußt du nah' der Geliebten ſeyn!"

Sie ſchickt der heiligen Leyer Klang
Hinaus in die ſtille Nacht.
Es rauſcht im dichten Akaziengang,
Er iſt es, den ſie gedacht!
Er greift an die Leiter — ſchwingt ſich — fliegt —
Ihr zu den Füßen der Jüngling liegt.

Sie nimmt ein köſtlich Geſchmeid' von der Hand;
„Dies laß dir theuer ſeyn!
Es ſchließt in dem goldenen Strahlengewand
Den kräftigſten Talisman ein,
Es ſtimmt zur Treue das ſchwankende Herz
Und wehrt vom Geliebten Gefahr und Schmerz."

Der Jüngling in ſeliger Küſſe Rauſch
In ihren Armen glüht;
In Wort um Wort, in Tauſch um Tauſch
Die koſtbare Stunde flieht.
„Vom Himmel ſchaut das Morgenlicht!“
O laß uns ſterben, nur ſcheiden nicht.

„Entflieh! entflieh! O ſelige Nacht
Bleib deinem Segen treu,
Bring', den du glücklich zu mir gebracht
Durch Mauer und Warten frei!
Der Muezin ſingt das Morgengebet,
Vom Thurme hochflatternd die Fahne weht!“

Der Jüngling flieht — der Jüngling weilt
An ſchernder Gräber Rand —
Sein Blick noch das ſelige Fenſter ereilt —
Dort winkt durch das Gitter die blendende Hand!
Zum guten Zeichen ſey mir gegrüßt!
Mit wagender Liebe dein Engel iſt.

Am Mäander.

May. 1827.

Dem Hirten gleich, der dort am Hügel ſitzend
Der Abendſonne nachblickt in ihr Grab,
Das müde Haupt mit müdem Arme ſtützend,
Vor ſich die Heerde, neben ſich den Stab;
Um ihn, in ihm ſcheint Frieden nur zu weben:
So biſt Du ſelbſt! Doch wer erräth dein Leben!

Ein tiefes Schweigen kam in deinen Buſen,
Wo ſonſt ein leichtes heitres Wort gewohnt;
Vergeſſen iſt das ſüße Spiel der Muſen,
Die Wiſſenſchaft, die Herrſcherin entthront;
Verwaiſt, verlaſſen, einſam, unbekannt
Nach eigner Wahl, durchſtrebſt du Meer und Land.

Und wenn es ſchwarz vom Himmel niedergeht,
Der Donner rollt und Berg' und Ufer zittern,
Der heiße Sand die Karawan verweht,
Das feſte Schiff erbebt in Ungewittern:
Dann ſchweigt alsbald des innern Sturmes Toben,
Ruh' lacht dich an und heitres Blau von oben.

Pella.

August 1828.

Diſteln decken dieſen Pfad,
Diſteln auch das Leben;
Läuft im Kreiſe um das Rad,
Bleibt die Bahn doch eben.

Diſteln hier und Diſteln dort,
Eine wie die andern, —
Wär's gethan mit einem Ort,
Ließ ich wohl das Wandern.

Aber weil's denn weiter muß
Tret' ich unverdroſſen
Nieder ſie mit meinem Fuß;
Mögen wieder ſproſſen!

Thaſos.

August. 1828

Ich bin kein Fürſt, ich bin kein Knecht,
D'rum iſt mir auch die Welt nicht recht,
Die kleine mit der ſchwachen Hand,
Voll Wiſſen, Dünkel, Unverſtand,
Die weder Kraft noch Wahrheit kennt,
Und läppiſch ſich die große nennt.

Du große Welt, dich flieh' ich nicht,
Du Welt vor Gottes Angeſicht!
Wie prangſt du ſtolz von Berg zu Thal
In Gluth und Farben überall —
O nimm mich auf, ſo Bruſt an Bruſt,
Und heile mich mit deiner Luſt! —

Smyrna.

1829.

Im Frühling.

Komm', goldnes Licht, gieß deine Strahlen aus
Bis wärmend ihre Fluth die Bruſt umſpühlet!
Zieh' ein, du Quell des Lebens, in das Haus,
Schmück' mit der Farben reichen Lebensſtrauß
Das Blatt vor mir, das meinen Schmerz nicht fühlet!

Und fällſt du auf benetzte Stellen hin,
So wandl' in Glanz und Perlenſchein die Thränen!
Scherz' Jugendbilder auf vor meinem Sinn!
Gib was ich war, und nimm mir was ich bin!
Hör' mein Gebet aus Schmerz gewebt und Sehnen! —

Du biſt wie ich des ew'gen Schöpfers Kind,
Komm' ſpiel' mit mir! du wirſt mich ſpielend heilen.
Vom Froſt erſtarrt, gebrochen von dem Wind
Des kalten Nords, wie meine Blüthen ſind,
Kannſt du mich ſeh'n und willſt nicht mit mir weilen? —

Bei Nazareth.

April. 1829.

Die Sonne kocht in Flammenglut
Sein Haupt, ſein Herz, ſein Aug', ſein Blut.
Er zieht aus Galiläas Land
Zu Akkas windgepeitſchtem Strand,
Im Buſen Ruh', im Auge Schmerz,
Auf matten Lippen Lied und Scherz.

Ihm war das Leben wenig hold,
Zwar mehr als er bedarf an Gold,
An Lob und Schmuck und eitler Macht
Hat ſeine Hand ihm zugebracht;
Doch iſt die Welt ein ödes Haus,
Das Lied verklang, das Spiel iſt aus.

Was einſt an ſeiner Bruſt geruht,
Iſt, lang verloren, fremdes Gut.
Er zog vom Auf- zum Niedergang
Durch Land und Meer viel Jahre lang;
Nicht um Erſatz hat er gefleht,
Vergeſſen nur! war ſein Gebet.

Er hing ſich an das Rad der Welt,
Half pflügen der Geſchäfte Feld;
Der Völker Treiben ſprach ihn an,
Er ſtand in Schlachten ſeinem Mann;
Er rang mit Noth, ſchwelgt' in Gefahr,
Doch blieb er elend, wie er war.

Manch Kind führt' er mit Gold und Erz
Zurück an's theure Mutterherz;
Schlug manche Feſſel keck entzwei,
Durch Willen ſtark, durch Armuth frei.
Er ſah der Dankesthränen Licht,
Doch ſeine Thränen ſah man nicht.

Nun iſt es Herbſt in ihm und Nacht,
Die Wünſche ſind zu Grab gebracht.
So weit das Meer die Küſte ſchlägt,
So weit ſein ſtarker Gaul ihn trägt,
Iſt nichts, was er erſtreben will,
Und nur das Wandern iſt ſein Ziel.

Gebirg von Juda.

April. 1829.

Seit ich mein Haus auf dich gebaut,
Du, Yemens Stolz, mein Roß!
Mein Herz, in Weh und Wahn ergraut,
Der Heilung auf ſich ſchloß.

Seit ich ein früher Wandrer bin
Durch's ſonnenhelle Land,
Wohnt Zuverſicht in meinem Sinn
Und Kraft in meiner Hand.

Seit ich ein Fremdling in das Zelt
Des Beduinen trat,
Begreif' ich endlich, was die Welt
An Werth und Wahrheit hat!...

Wohlauf, mein Roß, greif' muthig aus,
Wohlauf durch Berg und Thal!
Schon prangt dort Zions hohes Thor
Und königlicher Wall.

Da will ich an des Heilands Grab
Mit Oſt und Weſten knien,
Dann aber Jordans Lauf hinab
Zum todten Meere zieh'n.

Wohlauf, du ſollſt Damaskus Pracht
Und goldne Hügel ſeh'n,
Und manchen Tag und manche Nacht
In Tadmors Wüſte ſteh'n.

Dann trägſt du mich zu Haleb hin,
Der gottgetroffnen Stadt,
Zu Menbeks Licht und Antabs Grün,
Bis an den heil'gen Phrat;

Und abendwärts durch's breite Land,
Das keinem Dränger weicht,
Wo Kurd' und Turkoman die Hand
In Treu' und Haß ſich reicht.

Selbſtwandelnd, was im Wandel frommt,
Laß heitern Aug's uns ſeh'n,
Bis daß auch uns der Abend kommt,
Und wir zur Ruhe geh'n.

In Syrien.

1829

Gebet.

Du biſt, o Herr, mein Stern bei Nacht,
Du meine Sonn' am Tage,
Du meine Zuverſicht und Macht,
Was ich auch immer wage.
Mit Dir zieh' ich durch Wüſtenei
Getroſten Muthes ohne Scheu.

Gib meinem Arme Sehnenkraft,
Und meinem Säbel Treue,
Auf daß, bevor mein Will' erſchlafft,
Kein Feind ſich meiner freue.
Stell' Du des Gegners Bruſt mir bloß,
Und leit' mein Aug' und mein Geſchoß!

Gib meinem Roſſe ſichern Schritt,
Wenn ich am Abgrund hänge,
Und ſende Deinen Engel mit
Durch Moor und Waldesenge.
Sey Du im zeichenloſen Sand
Mein Fingerzeig und meine Hand!

Schenk' mir der heil'gen Lüfte Weh'n,
Und quellenreichen Schatten,
Eh' Kopf und Herz in Gluth vergeh'n,
Und Fuß und Aug' ermatten;
Und laß, hüllt mich der Schlummer ein,
Im Traum mich in der Heimath ſeyn!

Am Jordan.

Mai. 1829

Ich reit' durch Wall und Burg und Haus,
Reit' Thor hinein und Thor heraus;
Mich ſieht, wenn ſie im Morgen ſteht,
Die Sonn', und wenn ſie untergeht;
Mich ſieht der Sterne Hochverein
Noch meines wilden Gauls mich freu'n.

Was will ich wandernd in der Welt?
Vergeſſen will ich, was mich quält.
D'rum ſeh' ich Berg und Länder an,
Den Wüſtenſohn, den Pilgersmann,
Und ſuch' im zeichenloſen Sand
Mir Zeitvertreib und Vaterland.

Ich mag die Würfel gerne ſeh'n,
Wenn Tod und Leben darauf ſteh'n;
Blitzt mir Gefahr in's Angeſicht,
Erhebt ſich meiner Augen Licht,
Und jeder Nerv im Körper ſagt:
Auf, muth'ges Herz, und friſch gewagt!

Hab' ich nur recht die Hände voll,
Und dreht ſich's um mich raſch und toll,
Dann wiegt ſich ſelbſt der Kummer ein;
Betäubt will die Grimm'rung ſeyn;
Die Geiſter der erſtorbnen Luſt
Entflieh'n der ſturmbewegten Bruſt.

Ebene der Turkomanen.

May. 1829.

Gebrochen iſt des Schlummers Joch
Eh' noch mein Roß den Morgen roch;
Im Sattel feſt, Geſchoß zur Hand,
Reit' ich in's Turkomanenland;
Sind wackre Männer mir zur Seit',
Bewaffnet, thut es Noth, zum Streit.

Es hebt ſich ſchwarz das flücht'ge Haus
Geſpreitet wie die Fledermaus —
Es hebt ſich dort, es hebt ſich hier,
Geſondert nach dem Waidrevier,
Und was ſich d'ran im Graſe regt,
Das iſt die Heerde wohlgepflegt.

Den bunten Teppich webt die Frau,
Das weiße Feß, den Mantel blau;
Es wacht die Magd dem jungen Thier,
Die Knaben folgen für und für
Mit heiterm Lied und Flötenklang
Der Heerden wunderlichem Gang.

Der Mann zäumt auf ſein ſchwarzes Roß,
Wirft Säbel über und Geſchoß;
Er trägt, im Aug' tiefdunklen Brand,
Die Lanze keck durch's ganze Land;
Ein Fürſt tritt er den Wandrer an,
Und zwingt zum Zoll die Karawan.

„Groß iſt der Herr! Heil, wer ihn ehrt!
Tritt Fremdling ein! Hier iſt mein Herd!
Sollſt meines Mahles dich erfreu'n!
Sollſt mir ein Gaſt und Bruder ſeyn!
Auf, Mägde, Brod und Lamm beſtellt,
Denn Ehre widerfährt dem Zelt!“ —

Die Hunde ruh'n, Kameel und Rind
Im ſtillen Kreis gelagert ſind;
Das Feuer liſcht, die Sterne glüh'n,
In Silber glänzt der Bäume Grün,
Und ſtänd' des Sultans Heer zu Wach',
Nicht treuer wär' bewahrt dies Dach.

Haleb.

May. 1829.

Bekämpf' des Abſchieds Leiden,
Löſch' aus der Thränen Gluth, —
Mein Kommen und mein Scheiden
Iſt wie des Stromes Fluth.

Ich geh' an dir vorüber,
Du herrliche Tochter des Phrat;
Kein Land hinüber, herüber
Ein edler Kleinod hat.

Du gleichſt dem Thurm in Dana,
Du gleichſt der Ceder im Hayn,
Der Turban des Imams von Sana
Kann nicht hellſtrahlender ſeyn.

Dein Aug' iſt Lieb' und Verlangen,
Dein Aug' iſt Brand in der Nacht,
Indeß auf deinen Wangen
Der goldne Tag erwacht.

O reich' noch einmal die Rechte,
Des blinkenden Bechers Zier,
Und net' der Locken Geflechte
Mit duftenden Salben mir!

Cypern.

May. 1829.

„Schließ' auf — ſchließ' auf um Mitternacht,
Der Bräut'gam wartet dein!"
Das Mägdlein horcht und aufgemacht
Ward Thor und Kämmerlein.

„Wohin? — wohin?" — In fernes Land,
Weit über Flur und Meer und Sand. —
Da, horche, wilder Roſſe Trab,
Zwei Brüder ſteigen vor ihm ab.

Erſt Hand, dann Schwert um Haupt und Bruſt,
Und Kampfesblitz und Kampfesluſt —
„Erſiegt führt ihr die Dirne heim
Doch wird ſie Keinem von euch ſeyn."

Wohlan, wohlan, zieh' aus dein Schwert
Laß ſehen, wem ſie Gott beſcheert,
Laß theilen, was ſich theilen kann,
Die Maid gebührt nur einem Mann.

Es ſchwirrt und ſaust und fällt und trifft
Erſt Augendolch, dann Schwertesgift —
Zum erſten ſtürzt der zweite hin,
Der andre zieht nach ſeinem Sinn.

Das Mädchen auf dem Söller ſteht,
Mit Thränen in die Ferne ſpäht,
Sieht her und hin und hin und her
Doch ihrem Leid kein Ende mehr.

D'reb bricht dem Reitersmann das Herz.
„Ich bot dir nicht die Hand zum Scherz;
Kannſt du mich lieben, wohl; wenn nicht,
Geh' hin, ich halt' dich länger nicht."

Sie ging. Wohin? — der Reitersmann
Legt d'rauf den härnen Habit an.
Zwei Schritte von des Bruders Grab
Legt er ihn bald auf immer ab. —

Pathmos.

Juni. 1829.

Hätt' ich ein Kloſter zu bauen,
Es müßte wie dieſes ſeyn —
Und, ach, von allen Frauen
Dürfte nur eine hinein.

Doch dieſe wär' mein Heiland,
Mein Muttergottesbild —
Ich läg.... vor ihr auf den Knieen
Das Herz mit Andacht erfüllt.

Auf meinen Lippen ſchwebten
Gebete wunderſam —
Und in dem Herzen lebten
Die Heil'gen und Engel zuſamm'.

Ich wohnte viele Jahre
In St. Johannes Grott'
Und glaubte mich im Himmel
Und glaubte mich ein Gott.

Und wenn es käm' an's Sterben
Riß ich ihre Seele mit mir —
Des Paradieſes Pforten
Die thäten ſich auf vor ihr,

Und alle Engel jauchzten
Dem neuen Lichte zu —
Und alle Sphären erklängen
In Sturm zugleich und Ruh.

Da ſpräch' der ewige Vater:
„Heran an meine Bruſt!“
Die Ewigkeiten fänden
Uns trunken in Lieb' und Luſt.

Budgia.

September. 1829.

Verlaß mich nicht, jetzt nicht! der Abendhauch
Erwacht ja kaum; ſoll er uns nicht mehr finden?
Glänzt dir im See ein zitternd Lichtchen auch,
Glaub' nicht, es komm' aus jenen Himmelsgründen;
Es iſt mein Aug', das widerſtrahlt und ſpricht:
Verlaß mich nicht!

Jetzt nicht! die leiſen Stimmen der Natur
In Feld und Wald, noch ſchweigen ſie; dein Ohr
Vernimmt des eignen Herzens Pochen nur;
Sie flieh'n den Tag, und Tag iſt's noch! Am Ther
Der Nacht ſiehſt du ihn nicht ganz waffenhell und licht?
Verlaß mich nicht!

Mein Herz iſt ſo wie die Natur; es ſchweigt
Bis daß der Thau die Erde netzt, die Nacht
Sich ſternenreich zu ihr herunter neigt.
Dann kömmt auch ihm der Muth — es wird die Macht
Des ſüßen Worts auch ihm. O harre, bis es ſpricht!
Verlaß mich nicht! —

Budgia.

Oktober. 1829.

Es ſtehen viel Wolken am Himmel,
Und dunkel iſt die Nacht —
Doch dunkler wird's unten im Herzen,
Das einſam pocht und wacht, —
Das ſeine Fremde fühlet
Als ging es durch Wüſten und Sand,
Als wär' es ein ſtummer Pilger
Im fernen heiligen Land.

Smyrna.

November. 1839.

Wie der Schaum der See,
Wie der Gletſcherſchnee,
Glänzend weiß, glänzend hell,
Todtesnah, todtesſchnell,
So erſchienſt du mir
Lagſt am Buſen hier!

Warſt ſo blaß und ſchön
Wie das Mondenlicht;
Chios blut'ge Höh'n
Waren ſchöner nicht!
Warſt ſo mild und rein —
Fingſt mit Perlenſchein
Aug' und Wangen ein,
Und, ach, warſt mein!

Was du nahmſt und gabſt
War's nicht Alles, ſag'?
Hatt' die Bruſt dir Raum
Noch für andern Traum?
War der Tag dir Tag,
Der nach mir nicht hieß?
Konnteſt laſſen mich
Eh' die Seel' dich ließ?

Haſt mich nie gekannt;
War ein Zaubertand!
Dieſem Unterthan
Traf ſich unſre Bahn.
Fremd durch Raum und Zeit,
Ringsum Ewigkeit,
Treibt nach Süd und Nord
Unſer Leben fort.

Gewäſſer von Ipſara.

1830.

Iſt die Strafe nicht groß, des Lebens blühende Stunden
So zu leben wie ich, ferne dem heimiſchen Land?
Auge, wo dein Troſt auf gewohnten Fluren der Kindheit
Heilige Schrift zu ſchau'n, ſüßer Beſchwichtigung voll?
Ohr, wann pulſet in dir Muſik der heimiſchen Sprache,
Die ein geiſtiges Blut Einzelne bindet zum Volk?
Steyermark heißet mein Land! mir bebt das Herz, da ich's denke —
Alpenumgürtetes Land, ſtrahlend in Farben und Licht!
Wiege war mir die Stadt, der Grazien nächſte Verwandte,
Ach, ich nenne ſie nicht, — nenn' die Verlorene nicht!
Deine Hügel ſind mein, die mit Grün und Schatten bekränzten,
Mein durch Leiden und Luſt — Hügel der Todten für mich! —
Bäume grüßten mich noch und Fluren und Höhen und Tiefen
Und die Geſtirne ſelbſt brächen ihr Schweigen mir dort!
Süße Heimath, du kommſt ein Geſchenk dem Gedächtniß des Sohnes,
Der die täuſchende Fluth griechiſcher Küſten befährt,

Der von Chios Geſtad' und von der ſapphiſchen Lesbos
Dir entgegen die Bruſt wendet in Sehnſucht und Treu' —
Der mit Kummer, ach, denkt daß wenn die See ihn hinab-
ſchlingt,
Nicht die Fluth ſein Gebein trägt an das heimiſche Land!

Joniſches Meer.

Jänner. 1830.

Es glänzt ein einſames Feuer
Hoch über dem dunklen Meer.
Es breiten d'rüber den Schleier
So Nebel als Ferne her.

Zwei Wächter ſtehen zur Seite
Chimäras und Sulis Höh'n —
Ich hab' ſie als ſtrahlende Wächter
Am Altar der Freiheit geſeh'n.

Das Feuer iſt erloſchen,
Der Altar iſt Staub und Sand,
Nun ſteh'n ſie als Wächter am Grabe,
Und unten liegt Griechenland.

Adriatiſches Meer.

Jänner. 1830.

Möchte wie das Kind beginnt,
Möchte ſo beginnen —
Trinken Luft und Sonnenſtrahl
Mit allmächt'gen Sinnen —
Möchte lieben, wie ich liebt',
Seel' und Leib zuſammen, —
Sterben, wie ich nie gekonnt
Sterben in den Flammen!

Goldne Heimath, ſey gegrüßt!
Grüne Flur und Berge,
Dieſer Gruß der letzte iſt,
Denn ihr ſeyd mir Särge,
Särge meiner Jugendzeit,
Särge meiner Liebe —
S'iſt zu kalt und einſam heut'
Daß ich bei euch bliebe.

Kommt mit Farben angethan
Die ihr einſt getragen, —
Farbe, die dem Blut entrann
Heiß wie Liebesklagen —
Abendroth und Laubengrün
Sehnſuchtvolles Purpurglüh'n,
Hoffnungweckend, geiſterhebend,
Wie Muſik im Auge bebend, —
Kommt, o kommt zu meinem Traum,
Denn im Wachen ſeyd ihr Schaum!

Campagna di Roma.

1831.

Dürr iſt das Land, nicht wie die Wüſte, die
Ihr eignes Leben lebt, uns unverſtanden;
Dürr wie das Feld, auf dem ſeit Monden nie
So Halm als Keim den Thau des Himmels fanden;
Dürr iſt mein Herz, in Gluth verglommen, wie
Der Bündel, den des Hirten Hände banden —
Die Pulſe dürr, wie Waſſerriſſe die
Der Sommer bleicht in dieſen öden Landen.

So nah' ich dir, du Herrſcherin der Welt,
So biſt du ſelbſt, ſo weit die Blicke reichen;
Dein eigner Grabſtein ragſt du über Leichen;
Von dem der Schmuck im Sturm der Zeiten fällt;
Die Klage ſelbſt erſtickt in Gluth und Schweigen,
Und ſtarrer Tod wohnt in den welken Zweigen.

An Eulalie von St. Aulaire.

Mit einem Stück Parthenon.

1834.

Längſt im Staub die edle Hand!
Längſt in Trümmern Burg und Tempel!
Doch am kleinſten Reſt der Stempel
Heiliger Vergangenheit!

Längſt in Staub Subiakos Blumen,
Rom, Albano, längſt entſchwunden,
Blühend doch der Kranz der Stunden
Heiliger Vergangenheit!

Früheres.

An eine Quelle bei Bärneck.

1811

Kühle Quelle, dich nennt kein Name dem durſtigen Kinder,
Durch die lachende Flur fließeſt du unbekannt hin,
Dankles tränkſt du das Thal, und dunkle grünende Wälder,
Und die üppige Saat, die das Gefilde bedeckt.
Segenſpend'rin! womit kann ich Erquickter dir danken?
Sieh, drei Veilchen, wie du liebend das ſtille Verdienſt,
Opfr' ich, Heilige, dir. Nimm dieſe beſcheidene Gabe
Von dem Wanderer an, der dich ermuntert verläßt.

Hooper.

1812.

Dunkel lauſcht im Roſenduft der Ferne,
Lüfte ziehn, die Abendſonne ſinkt;
Vaterland, biſt du auf jenem Sterne
Der mir hold aus blaſſem Weſten winkt?

Wird der Bruſt der bange Drang entweichen
Athm' ich einſtens deine Lüfte ein?
Werd' ich wiſſen, ach, werd' ich erreichen?
Werd' ich dort vielleicht noch glücklich ſeyn?

Harre mein, du lichtbekränzter Frieden,
Waffenhell beginn ich meinen Lauf.
Nicht den Preis, den Sieg gib mir hienieden,
Nimm, o Stern, den müden Kämpfer auf!

Sie.

1814.

Betend gedenke ich dein, du Strahl des liebenden Himmels,
Der in der finſteren Bruſt herrliches Leben entflammt!
Wär ich ein Blümchen doch nur, das freundlich vom Hügel dir lächelt,
Und erſtürbe, der Wuth ſeliges Opfer, im Kuß.

Allgegenwart.

1813.

Biſt du auch ferne von mir, ſo ſpricht aus dem Säuſeln der Bäume,
Spricht aus dem Lispeln des Quells mir dein bezaubernder Mund.
Blumen zeichnen dein Bild, und Wolken, und Strahlen des Abends;
Erden und Himmel ſind voll, — Erden und Himmel nur du!
Immer ſtehſt du mir nah, ob Thäler und Berge uns trennen;
Es erhaſcht dich mein Herz blühend an jeglichem Ort.

Liebe und Dichtkunſt.

1813.

Wenn mir deiner Augen Feuer winken,
Glaub' ich Morgenſonnenglanz zu trinken,
Glaub' ich in der Liebe Himmelstraum
Sterbend zu verſinken!

Aufgedämmert iſt ein neues Leben!
Cherubime ſeh' ich um mich ſchweben,
Und mit Aeolsharfenharmonien
Gelden mich umweben. —

Gleich des Himmels Gottentzückten grüßen
Unſre Lippen ſich im Wechſelhauch und fließen
In einander wie ſich thauberauſcht
Roſenknospen ſchließen.

Wonne faßt mich wie ein Abendweben
Lichter Welten, die im Weſt ſich drehen,
Dich nur fühl' ich — Himmel, Erd' und Zeit
Kommen und vergehen! —

Weh, wenn ich der Seligkeit entbunden
Schaudernd deinem Arme mich entwunden,
Flieht mein Leben, wie ein Flötenlaut
Zögernd hingeſchwunden.

Doch aus Himmeln wiederkehrend ſchwimmen
Jene nieder und am Sternenſtimmen
Lichter Saiten ſängt das Aſchenherz
Wieder an zu glimmen! —

Lied.

Nach dem Rheinübergange

Jänner. 1814.

So ſtehn wir denn an deinem Strand,
Du edler, deutſcher Rhein!
Erkämpft iſt unſer Vaterland,
Und du biſt wieder ſein!

Wohl ruhet mancher brave Mann
Und theuer kam das Spiel;
Die Fahnen wehn! Voran! Voran!
Ein Leben gilt nicht viel.

Was zieht dort dunkel durch das Feld
In enggeſchloßner Schaar?
Der Adler blitzt, die Kugel gellt,
Das iſt der Feind, fürwahr!

Du grüßeſt uns in Waffenpracht,
Wie's den Soldaten ehrt;
Willkommen denn zu Kampf und Schlacht
An deinem eignen Herd!

Wir geben dir den Todesgruß
Mit voller Kraft zurück.
Dein Arm iſt ſtark und raſch dein Fuß,
Doch unſer iſt das Glück. —

Schaut nicht auf den, der ſinkt und fällt,
Trifft euer Schwert nicht auch?
Graf Wrede hoch! Es winkt der Held
Aus Gluthen uns und Rauch! —

Was jagſt du vor, Tragonerſchaar,
So ſchweigſam und ſo kühn?
Was ſtreifſt du, muthiger Huſar,
Durch Feld und Fluren hin?

Vertraut auf unſern feſten Schritt,
Wir ſind euch Schutz und Halt.
Muſik voran! Kanonen mit!
Der Todesruf erſchallt.

Glückſeliger Soldatentod,
Willkommen jeder Bruſt!
Aus Schlachtgeſang und Schlachtenroth
Sproßt Leben auf und Luſt! —

Und magſt du mit uns untergehn,
O Feind auf Feindesland!
Wir reichen dir zum Wiederſehn
Dort oben wohl die Hand. —

Im Elſaß.

1814.

Wilde, wüſte, weite Nacht
Liegt auf dieſen Fluren —
Einſtens iſt der Tag vollbracht,
Schwindet ohne Spuren.

Einſtens brennt die Liebe aus,
Endet alles Denken,
Einſtens wird auch mir ein Haus
Stille Ruhe ſchenken.

Sey gegrüßt, o Todeskampf!
Hoffnung aller Müden!
Vor uns Licht, und um uns Dampf,
Unter uns der Frieden! —

Als ich auf einem Grabe die Nacht hindurch ſchlief.

1814.

Nimm mich auf in deinen Schoos!
Will nichts mehr auf Erden,
Lob' und tadle nicht mein Loos,
Will nichts ſeyn noch werden.

Lebenshoffnung, Lebensglück
Liegen ſchon begraben;
Erde! nimm auch mich zurück,
Mußt auch mich noch haben.

Menſchentroſt iſt Menſchentand,
Laß ihn gerne Andern.
Heimathpforte, Heimathland
Will zu dir jetzt wandern! —

Der Verwundete auf dem Schlachtfelde.

1814.

Weile noch, o Lebensmorgensunken!
Scheide nicht, da noch die Sonne weilt!
Eingebrochen bin ich, eingesunken! —
Wie der Hirsch, den das Geschoß ereilt.

Hebt noch einmal, heimathliche Lüfte,
Hebt noch einmal die verwaiste Brust,
Bringt mit euch verwehte Blumendüfte,
Bringt mit euch vergang'ner Stunden Lust.

Bringt die Stimmen meiner Lieben wieder,
Wähnen werd' ich, daß sie um mich steh'n,
Und des süßen Wortes weich Gefieder
Wird dem Brand der Wunde Kühlung wehn.

Muthig zog ich mit den Kampfgenossen,
War der Nächsten Einer an den Feind,
Trotzte kühn dem Tod, der unverdrossen,
Was sich haßt und liebt, in Treu' vereint. —

Jetzo lieg ich hülflos und zerſchlagen,
Wie ein Same in das Feld geſtreut, —
Donner rollen, finſtre Schaaren jagen,
Und die Erde zittert weit und breit.

Sieg! ertönt es, Sieg! von tauſend Lippen,
Hallt im Buſen der Gefallnen nach!
Mag auch ich am ſüßen Becher nippen,
Heil euch, Brüder, die der Sturm nicht brach!

Doch ihr andern mir zur Seite, Brüder,
Jammert nicht, — erhebt den müden Blick!
Oben ſeht ihr eure Lieben wieder,
Unten bleibt der Schmerz zurück.

Jahresfeier des Abſchieds.

1814.

Komm, ſprich zu mir, o Stunde meines Lebens,
In der mein Schickſal ſich entſchied!
Komm, ſprich zu mir; auf daß ich nicht vergebens
Den lauten Kreis des Taumels mied!

Steig' auf vor mir, o Zauberbild der Liebe!
Du mildes Gift, das meine Kraft verzehrt,
Daß nicht mein Geiſt, verlockt durch wilde Triebe,
Des theuren Stachels ſich erwehrt!

Du folgteſt mir, wenn durch den Dampf der Schlachten
Der Tod mit ſtolzem Feſtzug brach,
Verzweiflung ſang, und Wuth und Qualen lachten,
Und Sterbegröcheln Segen ſprach.

Nimm meinen Gruß in dieſer ſchweren Stunde!
Vielleicht, daß jetzt, von Ahnung aufgeweckt,
Mit der Erinnerung im Rächerbunde
Ein Geiſterzug auch deine Seele ſchreckt.

Ein Zug des Weh's, von Hoffnungen begonnen,
Die abgebleicht das Grab dir wieder leiht,
Gefolgt von Träumen, die in Nichts zerronnen,
Von Wahn, von Qual und von Unendlichkeit! —

Denk' dann an mich, dem kein Beſitz beſchieden,
Jedoch ein Herz, das innig dich geliebt!
Und, wenn du kannſt, ſo ruf herbei den Frieden,
Den dir, wie mir, das Grab nur gibt! —

Rheinbad.

1815.

Träumeriſch linde
Ziehen die Waſſer,
Fliegen die Wolken
Oben dahin . . .

Und in den kühlend verrinnenden Strahlen
Seh' ich die himmliſchen Bilder ſich mahlen,
Tauche hinunter mit wonnigem Sinn.

Da in Paläſten
Seliger Freude
Tanzet der Niren
Lächelnde Schaar;

Schmachtend, wie Liebe und jugendlich Leben
Ewig die blendende Stirne umgeben,
Rollet den Nacken hinunter das Haar.

Selig am Buſen
Ihnen zu liegen
Tief in der Arme
Juniger Ruh!

O wie die wallenden Pulſe mir ſchwellen!
Nehmet mich auf, ihr befreundeten Wellen,
Bringet die Grüße den Lieblichen zu!

Gute Nacht.

1816.

Gute Nacht!
Allen Müden ſey's gebracht!
Hoch am dunklen Himmelsbogen
Kommt der Sterne Heer gezogen,
Balſam unnennbarer Luſt
Senkt ſich in die wunde Bruſt.

Gute Nacht!
Brüder, die ihr um mich wacht.
Einſtens ſchwinden eure Sorgen,
Einſtens kommt ein holder Morgen,
Und im beßren Vaterland
Reicht der Frieden euch die Hand!

Gute Nacht!
Allen Müden ſey's gebracht!
Bis zum frohen Wiederſehen
Laßt uns muthig vorwärts gehen!
Schließt ſich einſt des Pilgers Lauf,
Thut der Sternendom ſich auf.

An Horky.

1817.

Wenn in der Dämm'rung ſtillen Feierſtunden
Des Friedens Weihe jeden Laut gebunden
Das Leben ruht, nur leiſe Weſte rauſchen
Und Küſſe tauſchen —

Wenn auf der Berge zartbemaltem Saume
Der Purpur blaßt, wie Wonnegluht im Traume,
Und rings erwacht das liebliche Frohlocken
Der Abendglocken;

So war mir deine Stimme jüngſt erklungen,
Als du „des Sängers Klagen" uns geſungen;
Ich fühlt' ein wunderſames ſüß' Bewegen
Sich in mir regen.

Und ein Erinnern, wie das Weh'n der Lüfte
Von meiner Heimath Bergen, wie die Düfte
Der Kindheitsfluren weckt' Entzücken
In meinen Blicken.

Da ward's mir klar, ich müßt' den Sänger grüßen,
Und die verwandten, hohen Laute gießen
In meine Bruſt, wie Frühlingsmorgengrauen,
Ein kühn' Vertrauen.

So ſend' ich nun den Gruß in deine Ferne!
Wach' über dich der freundlichſte der Sterne!
Mög' dir und uns das liederreichſte Leben
Die Parze weben!

Wiederkehr.

1819.

Dulce natale solum!

Sey mir gegrüßt du Land der ſchönen Auen,
Du theures Vaterland, ſey mir gegrüßt!
Ich faſſe dich, ich darf dich wieder ſchauen —
Es iſt dein Hauch, der meine Stirne küßt!
Nacht liegt auf dir, doch aus dem Schleier blicken
Mit mildem Aug mich Thal und Höhen an —
Und ſicher, mit errathendem Entzücken
Verfolg' ich die bekannte Bahn.

Laßt mich zu euch, ihr ſieben Bäume, wanken,
Empfange mich, du ſtille Raſenbank!
Da ſchweiften ſeligträumend die Gedanken
Von Berg zu Bergen, wenn die Sonne ſank.
Einſenkt ich mich in unbekannte Klüfte,
Zog Wälder durch, die noch kein Arm berührt,
Stieg Alpen auf, wo hoch im Reich der Lüfte
Die Jungfrau ſonnennah die Herrſchaft führt.

Und wenn die Vögel nach dem Süden zogen,
Da zog ich mit im Traum von Land zu Land,
Beſchifft' des Meeres unermeßne Wogen,
Durchſtrich der Wüſten unermeß'nen Sand,
Ruht' unter Palmen, horcht' den Zauberſagen
Von Lieb und Kampf, von Wagen und Gefahr,
Und flocht' den Kranz aus blumengleichen Tagen
In Demuth um den heimiſchen Altar.

Und wann es rauſcht' in euren heil'gen Zweigen,
Erhab'ne Tannen, die der Sturm nicht bricht,
Fühlt' ich das Schickſal ſich herunter neigen,
War's wie Muſik, aus der die Zukunft ſpricht —
Mein Herz ſchwoll auf in Thatkraft und Verlangen,
Mein Auge ſchwamm in unbegriff'ner Luſt,
Die Welt war mein, Entſchluß und Ernſt durchdrangen
Die hoffnungsſtarke Knabenbruſt.

Willkommen mir, du wohlbekannte Quelle,
Auch deine Perlen waren einſtens mein —
Ein Wand'rer kehr' ich an die Weiheſtelle
Und ſprech' bei ihr zu kurzer Labung ein;

Willkommen, Bach, der aus dem Felſen ſchäumet,
Willkommen, Pfad! den hoch Gebüſch umflicht,
Ob auch mein Fuß bald zögernd bebt, bald ſäumet,
Er kennt dich wohl, das Dunkel birgt dich nicht.

Jetzt ſieh! der Mond betritt des Berges Rücken
Und ſinkt der Stille an die feuchte Bruſt —
Ich grüße dich zu Jammer und Entzücken,
Ich grüße dich mit ſchmerzverwandter Luſt!
Mein Führer ſey den Pfad hinauf zur Stelle,
Wo einer Jungfrau gleich im Sterbekleid
Das Kirchlein ruht in blaſſer Leichenhelle,
Mit Mayenblüthen überſchneit —

In dieſen Hügeln, wo die Saaten keimen,
Die Gott der Schöpfer ſelber ſich geſä't,
In dieſen gäſtevollen Wanderräumen,
Um die ein Hauch erwachter Geiſter weht —
Wo find' ich dich, die mir den Tag gegeben,
Der ich hieher gefolgt vor langer Zeit,
Ach, deren Züge unbeſtimmtes Schweben
Sich nimmer mir zum ſichern Bilde reiht?

Tritt leiſe, Fuß! drück' nicht die Halme nieder,
Verſchwiſtert mir in meines Lebens Quell!
O Mutter, kehr' aus deinem Grabe wieder,
Steig' auf vor mir und mach mein Auge hell!
Zu früh entbehrt' ich deiner Liebespflege,
In dieſer Stunde bring dem Sohn ſie ein!
Vernimm den Mund, den an das Grab ich lege —
Ich zitt're nicht — erſchein! erſchein! —

Und du, o Vater, mit dem ſtrengen Worte
Und mit dem weichen Herzen in der Bruſt,
Verlaß auch du des Grabs entlegne Pforte,
Und pfleg' mit uns des Wiederſehens Luſt!
Die langentbehrte Stimme ſchenkt mir wieder,
Die klaren Züge laßt mich wieder ſehn,
Ein frommes Kind, ein Knabe treu und bieder
Mich, ach, wie einſt in eurer Mitte ſteh'n!

Kommt! kommt herbei! gewähret meinen Thränen,
Sie ſind Gebet zu Euch! — Ihr kommt! ihr ſeyd's!
Die Bruſt ſpringt auf, entlaſtet von dem Sehnen,
Und vor euch liegt die bittre Saat des Leids, —

Was ich gefehlt, verſchuldet und verloren,
Was ich gehofft, gewollt, Euch bring' ich's dar!
Ich werf's von mir und trete neu geboren
Herunter von dem Sühnaltar.

Der Tag bricht an — der Morgen kömmt gegangen —
Und was die Nacht erzeugt verſchwand mit ihr.
Auf Bergen iſt der Teppich ausgehangen
Von blauem Stoff mit goldner Strahlenzier —
Das Thal erwacht — viel tauſend Stimmen grüßen,
Und wecken mich aus meinem wachen Traum —
Und bräutlich liegt zu meinen Füßen
Das Dörfchen und enthüllt ſich kaum.

Ich blick' um mich. In dieſen reichen Auen
Wie reich iſt auch vergang'ner Tage Spur —
Doch, die mich im Vorüberwandeln ſchauen,
Sie ziehen fort; ich bin ein Fremdling nur.
Fliegt Niemand mehr dem Kommenden entgegen?
Ach, iſt hier keine Hand mehr, die mich grüßt?
Wo wartet auf den oftbetretenen Wegen
Ein Freundesarm, der mich umſchließt?

Hinblick' ich nach des Schloſſes weiten Hallen,
So ſeh'n Verbannte nach dem Heimathland;
Ach, leuchtet denn aus dieſen Fenſtern allen
Kein Auge, das den Bruder ſucht' und fand? —
Wer ruft mir zu: hier lege deine Bürde?
Wo öffnet ſich zum Willkomm mir ein Mund?
Neu glänzt der Bau, und die gehäufte Zierde
Gibt mir den fremden Willen kund.

Klag' ich des Wechſels? — Meine Zeiten ſtarben,
Und neu Geſchlecht ſchafft neue Zeichen an;
Nur du, Natur, bewahrſt die alten Farben,
Bleibſt treuer Liebe treulich zugethan! —
So will ich euch, ihr Hallen, nicht erkunden,
Denn nicht nach Luſt und Leben zielt mein Lauf;
Was ich gewollt, ich hab' es ſchon gefunden,
Die Wohnung ſucht' ich meiner Todten auf. —

Ruht ſanft und wohl, ihr heiligen Gebeine!
In Trauerandacht knie ich über euch.
Seht ihr die Thränen, Aeltern, die ich weine?
An dieſen Thränen fühl ich mich noch reich

Ein armer Pilger komm' ich aus der Ferne
Und ruh auf Gräbern von dem Wandel aus;
Bang frag' ich oft die ewig ſtillen Sterne:
Sagt an, wo iſt mein Vaterhaus? —

An dieſem Strom, wo ich mit Euch gegangen
In jener hehren lauen Frühlingsnacht,
Wo mir des Lebens Leuchten aufgegangen,
Wo Ihr der Andacht Flammen angefacht:
Hier will ich mich an eine Weide legen,
Auf Vatergrund den Sonnenaufgang ſeh'n;
Dann folg' ich muthig wieder meinen Wegen
Will treuen Stabs von dannen gehn. —

Leipzig.

Sommer 1820.

Erwacht aus eitlem Taumel leerer Freuden
Starrt in des Lebens nebelgraue Wüſte
Das Aug hinaus — und, horch, des Herzens Schlag
Verkündet noch die beſſ're Seele mir;
Hinüber ſeh' ich in die Kinderzeit
Und denk' der Berge Blau, des Abends Purpur,
Das Grün der Flur, auf dem ſo gerne einſt
Der keuſche Blick geweilt! — Der Dichtung Quell
Rauſcht wieder auf in mir — mich grüßt die Kunſt
Aus ihren heitern Höhen, — Segen ſchaut
Auf meine Stunden nieder. Nimm mich auf,
Du ewig ſtilles All! der wunden Bruſt
Gib, was ſie heilt, die Liebe; laß die Hoffnung
Dem müden Herzen ſtärkend nahn; breit aus
Des Glaubens Friedenslandſchaft vor dem Auge,
Daß ich in ihr die feſte Burg mir baue! —

Taumel.

1820.

1.

Mein erſter Blick auf dich, wenn ich erwache,
Mein letzter du! —
Und wenn mein Aug' ſchon lange ſich geſchloſſen,
Die Welt in Farbenbildern mich umgaukelt,
Du weicheſt nicht! Vom Traum in's Leben
Vom Leben in den Traum
Führſt du, der ſchönſte Genius, den Ueberglücklichen! ...
Ich ſehe dich, ſchön wie du biſt, Geliebte,
In ewig gleicher Jugend vor mir ſtehen!
Dein Blick iſt heiter, frei; auf deinen Lippen ſchwebt
Des Kuſſes hohe namenloſe Wonne.
Du winkeſt mir, denn du biſt überall
Es üben Zeit und Raum nicht Herrſchaft über dich,
Du biſt wohin ich komm; biſt wo ich war,
Denn dir iſt alles Gegenwart! — mir aber
Mir iſt die Zeit ein Werden und Geweſen.

Mit deinem Bild im Herzen geh' ich muthig
Dem unbekannten Land der Zukunft zu;
Es weicht die Nacht, die Sonne ſteigt empor,
Die Wetter flieh'n ſo wie ich ihnen nahe,
Es weckt ihr Ruf die Eumeniden nicht,
Es wird das Land zum Tempel rings um mich,
Zum Altar wird die Stelle, wo ich ſtehe! —

2.

. . . . . Iſt mir's doch
Als hätt' ich lange, lange dich gekannt,
Von erſter Kindheit an durch alle Zeiten
Bis an die lebensreiche Gegenwart!
Ein Sinnbild alles Schönen biſt du mir,
Ein Löſungswort für tauſend, tauſend Räthſel!
Und wie dem unbekannten Gott der Grieche
So hab' ich in der Sehnſucht Vorgefühl
In jeder ſchönen Stunde dir geopfert.
Du warſt's, was oft mir Muth und Stärke gab,
Du warſt's, was meine Hoffnung aufrecht hielt,
Du warſt's, was mir zur Stütze meines Lebens
Den Stolz in der verſchloſſ'nen Bruſt entflammt! . . .

3.

Verſinkt mein Blick im Anſchaun deines Bildes,
Dann weicht die Fremde, das Geräuſch der Welt
Vernehm' ich nur aus weiten Fernen noch,
Wo ſich der Mißton ſelbſt in Wohllaut wandelt.
Dann freu' ich mich im Zweigeſpräch mit dir,
Denn es entſchwingt dem engen Rahmen ſich
Die herrliche Geſtalt; der Trug der Farben
Er wird verſöhnt; des Auges Lebensgluth
Sie leuchtet mir in zauberiſchen Flammen;
Der ſüße Mund ruft das Verlangen wach,
Im Blüthenkelch der Wangen ſchläft die Freude,
Und wie das Heiligthum des Herzens feſt
Bewahret wird durch Schweigen und durch Nacht,
So ruhet um der Stirne Majeſtät
Des goldnen Haars geheimnißvolle Pracht.
Das Tuch, in Farbenſchrift von roth und blau
Von grün und gold iſt eine ſchöne Krone
Als je die Treue ſie den Herrſchern ſchnitt,

Sie deutet auf die wahre Herrſchaft hin,
Die Schönheit übt ſo weit die Sonnen leuchten!
Der Reihe Thron, des Buſens ſtiller Himmel,
Der Liebe Hüther und der Treue Heimath,
Dem ſelbſt im Rauſch des ſeligſten Entzückens
Das Auge nur geſchloſſen nahen darf,
Das weiße Kleid, es hüllt ihn ſittſam ein —
In leiſen Wogen ſchwelgt ſein inneres Leben —
Der Gürtel aber ruht in Klarheit dort
An ſich ein ſchwaches Band, doch durch der Sitte Kraft
Die diamantne Pforte eines Himmels.
Um Arm und Hand ſchmiegt ſich in reichen Falten
Das weiche Tuch, von Farbe wie das Land
Das öſtliche, wo es der Fleiß gewoben —
O reines Bild, ſteh ewig ſo vor mir!
Sieh einen Altar will ich dir erbauen
In tiefer Bruſt, von jedem Blicke ferne
Und meiner ſtillen Andacht nur geweiht!

. . . . . .

4.

Ich fühl' den Kuß auf meine Lippen brennen!
Die Welt verſinkt um mich — die Sonne liſcht —
Des Alltaglebens abgenützte Farben
Erblaſſen und ein neues Blüthenreich
Steigt vor dem luſtverſchloßnen Aug' empor.
Ein Traumbild iſt's und iſt doch mehr!
Auf ſanftbewegten Wellen trägt die Luft
Mir deines Hauches ſüßes Gift entgegen!
In Sehnſucht zehrt mein widerſtrebend Blut,
Im wilden Kampf ſich Geiſt und Körper auf!
Sollt Sünde ſeyn — ſo laß uns ſündigen!
Laß meiner Lippen heiße Huldigung
Zum Dollmetſch werden, wo das Wort verſtummt!
Laß meinen Arm um deines Körpers Fülle
Im ſeligen Beſitz ſich ſchlingen! Halten dich
Mit Rieſenkraft, wie ſie die Liebe gibt!
Laß mich in deiner Reitze Himmel ſtürzen,
Und lockt er mich wie aus dem ſtillen See

Das dunkle Blau mit Zauberbildern lockt,
Und ging ich unter, wenn mein kecker Sprung
Die trügende Kryſtallendecke theilt —
Im Sinken jauchzt' ich noch — mein letzter Hauch
Verkörperte zum Jubelworte ſich! –

Wie ich dich heute hielt in meinen Armen!
O mag des Tags verhaßtes Licht entweichen!
Die ſchwärmeriſche Nacht, der Liebe Mutter,
Die ſende den beſcheidnen Strahl,
Der Liebe Tempel ſchüchtern zu erhellen! . . .
Berechne du — ich aber kann nicht rechnen,
Ich weiß nur, daß ich dein bin ganz und ewig,
Und wie die Sonne in des Meeres Wellen
So möcht' ich untergehn in dir, in Dir!

Ober-Ungarn.

September. 1821.

Hier ſteh ich einſam an der Straß,
Still bis ins tiefſte Herz;
Wohin ihr Lauf auch immer führt,
Mir gibt's nicht Luſt noch Schmerz.

Des Lebens Fluth ſteht träg und ſtarr,
Kein Lüftchen regt ſich mehr —
Es drängt, es rauſcht die Zeit vorbei,
Sie reicht zu mir nicht her.

Kein Sturm erhebt die müde Bruſt,
Kein Licht erfreut das Aug —
Erſtorben iſt die Lebensluſt,
Erſtorben iſt der Glaub.

Ich geh, ich komm' — bin hier, bin dort —
Mir gilt es einerlei —
Und wie ich zieh von Ort zu Ort,
Zieht auch die Welt vorbei. —

Ober-Ungarn.

September 1821.

Wenn einſt des Lebens bänglichſte Stunde kommt,
Die Scheideſtunde, die mich nach Jenſeits ruft,
Breit', o Vergeſſen, deinen Schleyer
Ueber die dunkleren Lebenstage,

Die Tage, die mir Leichtſinn und ſtürmend Blut
Mit Wolken füllte, hülle ſie freundlich zu,
Führ' die Geſtalten meiner Fehler
Abſeits, daß ich ihr Klaggeſtöhne

Und ihrer Ford'rung traurigen Ruf nicht hör'!
Denk, daß ich gut war, war, und noch immer bin,
Denn, was an Sünden ich geſäet,
Nicht aus dem Herzen war's entſproſſen;

Und manche Thräne (einſame Stunden, zeugt!)
Hab' ich verſöhnend ſelber mir nachgeweint;
Trüb' nicht den letzten, letzten Schlummer!
Laß mich die Ruh, die erſehnte, finden!

Deck' auch mein traurig' werthloſes Schickſal zu,
In deine Arme, gütige Göttin, nimm,
Was ich gehofft, und nicht gefunden,
Was ich geglaubt und dennoch Wahn war!

Verhüll' die Tafel meiner Erinnrung ganz!
Laß ungeſtört den lächelnden Geiſt der Ruh
Mein Herz beſprechen, und in Frieden
Brechen mein Aug' zu höherm Frieden!

In ein Stammbuch.

1821.

Das Leben rauſcht, es treibt die Zeit
Das ewige Fahrzeug fort!
Und wandern muß ich weit und breit
Verſchloſſen gegen Luſt und Leid
Und ziehn von Ort zu Ort.

Das iſt des Joches ſtrenge Pflicht,
Dem ſich mein Haupt gebeugt;
Und ob das Herz in Sehnſucht bricht,
Das trockne Aug verräth es nicht,
Der Mund gehorcht und ſchweigt.

Doch wenn des Hauſes ſtille Ruh
Mich manchmal ſanft umfängt,
Und einer Mutter Bild wie du
So mild und ſo voll edler Ruh
Mir Umgetriebnen ſchenkt;

Da wird mir's in der Bruſt ſo bang
Und vor den Augen Nacht!
Den Krieger lohnt, ſtatt Hochzeitſang
Und häuslich Glück, der Grabgeſang
In dunkler Männerſchlacht.

An Iphigenie v. Görgey.

Ins Stammbuch

20. Oktober 1821.

Jugendfreude, Jugendſorgen
Füllen deine reine Bruſt,
Und des Lebens goldner Morgen
[illegible]

Mag die Zukunft treu geſtalten,
Was die Gegenwart verſpricht,
Und ſo ſchön die Blum' entfalten
Als ſie aus der Knospe bricht.

Nimm des Vaters Kraft und Willen,
Von der Mutter nimm das Herz,
Und um ganz den Kreis zu füllen
Von der Schweſter Lieb und Scherz.

Und ſo wirſt du glücklich werden,
Glücklich, wie der Menſch es wird,
Den durch dieſes Thal der Erden
Nur ein ſchwanker Fußſteig führt.

Wien.

1821.

Leer iſt Alles um mich her,
Unbeweglich, träg und ſchwer;
Und der Menſchen öde Menge
Mahnt mich nur an das Gedränge,
Mahnt mich an das Leben nicht,
Nicht an Luft und nicht an Licht.

Unverſtanden, unerkannt
Hab' ich ſelber mich verbannt,
Lebe wie auf fernem Strande
Unbewohnter Inſellande,
Weſen um mich ſonder Zahl,
Einſam dennoch in dem All.

Wo das hin mich führt?
Wie es enden wird?
Hab' ich oft im tiefſten Herzen
Wohl bedacht voll Gram und Schmerzen,
Aber alles Denken gab
Keine Löſung als das Grab.

Wien.

An *.

Februar. 1822.

I.

In der Locken ſtolzer Pracht,
Dunkelfärbig wie die Nacht,
Glänzend wie des Meeres Wogen,
Purpurn wie vom Licht durchzogen
Durch den Diamanten Bogen; —
In der Perlen Zaubermacht,
Unſchuld häucheind, Thränen kündend,
Doppelt Herz an Herzen bindend —
Siehſt du jede Kraft gefangen!
Und mit flehendem Verlangen
Selig noch vor dir zu büßen,
Sinkt ſie hin zu deinen Füßen
Wartend ohne Widerſtand
Des Gerichts von deiner Hand! —

2.

Deiner Augen Aufgangsglühen,
Deines Roſenmunds Erblühen,
Straflos kann es Niemand ſehen;
Doch kein frohes Morgenwehen,
Keiner Lebenshoffnung Luft
Zieht in die gepreßte Bruſt.
Spielwerk ſind des Lebens Wonnen
Spielwerk dir der Liebe Sonnen,
Und die zarte Marmorhand
Bricht ein Herz wie nicht'gen Tand.

Liebe, dein' Ahnungsfreuden
Wandeln ſich in bittre Leiden!
Was als Segen uns umſchlang,
Reißt uns in den Untergang.

3.

Roſen zieren deine Haare,
  Roſen zieren deine Bruſt;
Und die ausgeſchmückte Waare
  Macht dem Käufer wahrlich Luſt.

Will mir nichts zum Herzen ſprechen,
  Bleibt mein Herz auch völlig ſtumm.
Schönheit dünkt mich ein Verbrechen
  Trägt man ſie zu Kauf herum.

4.

Ueberſtrahlt vom Prachtgeſchmeide
Gehſt du durch die Säle hin;
Daß dich jedes Auge neide,
Trägſt du ſtolz in deinem Sinn.
Und du legſt der Liebe Schlingen
Ringsum mit geübter Hand,
Spöttelſt derer, die ſich ſingen,
Spielwerk dir und müß'ger Tand.

Blicke glühen
Pfeile ſprühen,
Ach, vergeblich ſcheint das Fliehen!
Unbekannter Zauber ſchafft,
Und umſchlinget jede Kraft.

Aber ſieh! der Stolz erwacht!
Mächtiger als deine Künſte
Tritt er ſiegend durch die Dünſte,
Und dem Lichte weicht die Nacht.

Mich, der deinem Gaukelſpiel,
Deinen Wünſchen, deinem Ziel
Lang den Inhalt abgewonnen,
Meinſt du, eh' die Nacht verronnen,
In der Feſſeln Schmach zu ſchlagen?
Und am hohen Siegeswagen
Mehr' ich, alſo hofft dein Wahn,
Liebgebändigt das Geſpann?

Deine Blicke, deine Worte
Finden nicht des Herzens Pforte.
Gleiche Waffen biet' ich dir,
Falſchheit, Trug und ſcheinbar Leiden,
Sorgſam Suchen, ängſtlich Meiden;
Was dir frommt, es frommt auch mir.
Keinen Stillſtand geh' ich ein,
Sclave will ich dir nicht ſeyn!
Liegt daran, mich dein zu nennen,
Sollſt du mich als Herrn erkennen,
Deiner Wünſche Frevel rächt
So durch mich mein ganz Geſchlecht.

Seeberg in der Steiermark.

April. 1822.

Ich zieh' beim Tagesgrauen
Von Fels zu Felsen hin,
Hinab ins Thal zu ſchauen
Das iſt mein Will' und Sinn.

Der Nebel liegt darüber
Und birgt die Ausſicht mir,
Und einſamer und trüber
Wird's auf dem Bergrevier.

Und wie ich ſinn' und denke
Und ſchau ins Meer hinab —
Da wird mir's faſt, als ſänke
Die ganze Welt ins Grab.

Der Nebel nimmt Geſtalten
Von meinen Träumen an,
Und dieſen Wahngewalten
Wird Alles unterthan. —

An **.

1822.

Was lockſt du mich mit Zaubermacht
Hinaus in hoffnungsloſe Nacht?
Mein Loos kann nie an deines ſich
Mit ſüßen Liebesbanden binden.
All', was wir müſſen, du und ich,
Iſt raſtlos kämpfen, überwinden!
Ach! überwinden, bis der Tod
Den Kranz uns auf dem Schlachtfeld bot! —

An **.

1822.

Auf deines Buſens ſanften Wogen
Werd' ich in's wilde Meer gezogen.
Der Friede winkt, jedoch der Krieg iſt dort,
Und wildes Wehen reißt mich fort!
Geheimnißvolle Zauber greifen
Bis in mein tiefſtes Weſen ein,
Und meine heißen Blicke ſchweifen
Durch Paradies' und Wüſtenein.
Von meinen Wünſchen fällt der Zügel,
Kühn nehmen die Gedanken Flügel
Und jagen, Sonnenroſſen gleich,
Hinaus ins weite Lebensreich!
Da iſt kein Halt, kein Ziel, kein Ende.
Das Wollen wächſt mit dem Beſitz,
Und wenn es auch, wie dort der Blitz,
Im kecken Flug ſein Sterben fände,
Ob untergehen oder nicht:
Der Körper bricht, der Wille nicht!

1822.

Die du auf der Töne Schwingen
Dich dem Irdiſchen enthebſt,
Siegend zu den Himmeln ſchwebſt,
Wagt mein Lied zu dir zu dringen?
Liebe, Liebe will ich ſingen!
Liebe folgt mit ſicherm Flug
Deinem kühnen Wolkenzug.

Unverfolgbar, unermüdet,
Keinem Gleichniß unterthan
Kreiſen wir im Weltenplan!
Du, im Zauber Alles bindend,
Ich der Einz'ge, der empfindend
Dich begriffen, dich gedacht!
Alſo iſt der Kreis vollbracht.

Nahrung gibt der Liebe Leben,
Nahrung gibt das Licht der Kunſt;
Erdengut vergeht wie Dunſt;
Himmelsgüter mehrt das Streben;
Liebe muß ſich Leben geben,
Liebe iſt des Ew'gen Braut —
Kunſt iſt nicht dem Tod getraut!

1823.

Du beugteſt dich und Frühlingsmorgenſchimmer
Tagt' auf in dir und überfloß auch mich —
Du ſahſt, du ſchwiegſt — doch ſchon verſtand ich dich —
Geſchloſſen ward der Liebe Bund auf immer.
Was dann gefolgt, ach, das erzählt' ich nimmer;
Die Sprache hinkt ein Bettler krank und ſiech
Dem Halbgott nach, der ſchon dem Aug' entwich,
Zeigt Königſchmuck und Siegeswagentrümmer.

Sprich, was verkünden die geprieſ'nen Reſte,
Als daß verging, was nicht vergehen ſollte?
Als daß die Zeit in Staub und Aſche rollte,
Was ſie bekränzt zum herrlichſten der Feſte?
Wir aber — ſieh, die Bahn iſt leer und Schweigen
Bewohnt das Haus, dem ſich die Sterne neigen.

1823.

Es brennt ein Licht im Dunkel deiner Augen,
Das mich verlockt mit zaubervollem Schein;
Es reißt mich nach, ſieh, alle Pfade taugen,
Durch Moor und Wald, Gebirg und Wüſtenein.
Gewaffnet keck und jedem Kampf gerecht
So folg' ich dir, ein treuergebner Knecht.

Es kommt ein Lächeln, deinen Mund zu ſchmücken,
Das Hoffnung zeugt und ſchnell zu Grabe trägt.
Aufbebt die Bruſt in Bangen und Entzücken;
O brich nicht, Herz! Sie iſt's, die in dir ſchlägt!
Der Würfel liegt. Ich muß den Preis erwerben.
Was Kühnheit ſä't, das hat den Sieg zum Erben.

Es webt ein Morgen auf den Blüthenwangen
Und kündet an den luſtberauſchten Tag.
Aufblüht das Aug', an dem noch Tröpfchen hangen,
Aufblüht der Mund, der an dem meinen lag.
Komm, Glauben, zieh in dieſen Tempel ein!
Gebet, Geſang, Entzückung, Ruh ſey dein!

Du legſt die Hand auf meine Hand; es ſtrömt
Wie Feuergluth durch alle meine Glieder.
Gegrüßet ſey die Stunde, die da kömmt!
Du ſelber ſteigſt in meinen Buſen nieder.
O weile da! Was wär' dies frohe Haus,
Zögſt du, die ſüße Eignerin, daraus!

1824.

O wärſt du Tod und nicht ſein Trugbild nur,
Was mir ein Retter kam in ſchwerer Stunde!
Du lähmſt den Schmerz — doch heilſt du nicht die Wunde,
Und weiſeſt nur der ächten Heilung Spur.

Halt! rieſs in mir. Die zitternde Natur
Erſchrack und ſtarrte ſchon. Aus von dem Munde
Ging bleicher Glanz, mit jenem Glanz im Bunde,
Der mir das Aug' mit ſcheuer Kraft beſchwur.

Und Klänge, ſüß und wehmuthvoll und leiſe,
Und Bilder ganz nach andrer Sinnes Weiſe
Verieſen meinen Geiſt in neue Welt.
Ein einz'ger Pfad, von Ihrem Bild erhellt,
An dem die Sehnſucht rang mit meinem Streben,
Wies ſchweigend nach dem ſchon vergeßnen Leben! —

Iſtrien.

May. 1824

Im düſtern Schweigen ſteht der Wald,
Und ich in ſeiner Mitte,
Bis in das Herz des Herzens kalt,
Als wenn ich nichts mehr litte;
Ich wandle her — ich wandle hin —
Ein einzig Bild vor meinem Sinn.

Die ew'gen Sterne ſehn mir zu
Als wenn ſie Freunde wären —
Die wechſelloſe ernſte Ruh
Will faſt die Bruſt beſchweren.
Was ſoll mit euch mein wundes Herz —
Für das kein Troſt, für das nur Schmerz.

Ihr habt auf mich herabgeblickt
In längſtverſunknen Tagen,
Da, über alles Maaß entzückt,
Ich hohe Lieb getragen —
Was blickt ihr jetzt auf mich herab,
Da meine Bruſt ein öbes Grab?

Wollt ihr von der Vergangenheit
Mir leiſe Kunde geben,
So ſprecht, und laßt das tiefe Leid
Ein Freund ſeyn meinem Leben,
Ein Freund, der mich aus Wüſteneyn
Führt in die lichte Heimath ein!

1824.

. . . . . .

Was das Verlangen jetzt zum Diener macht,
Der vor dir steht und deines Winkes harret, —
Was dir die Sehnsucht mit entzücktem Blick
Voll theurer Angst und immer wachen Thränen,
Auf deinen Pfaden lebend, folgen macht —
Was vor die Seele tritt mit Blitzesschnelle,
Allmächtig, glühend, unbesiegbar, siegend:
Es kommt die Stunde, da es von dir fällt.
Gemeinen Mißbrauch wird Gemeinheit treiben
Mit dem, was himmlisch ist und Engelgabe —
Verlieren wirst du, was, wenn es verschenkt,
Ein Indien ist, weit reicher als die beiden,
Verlieren in gewöhnlicher Umarmung,
Du selber freudlos, unvollendet, fremd...

. . . . . .

Abſchied.

1824.

Lebe wohl!
Unſrer Tage Maaß iſt voll!
Mir den Krieg und dir den Frieden,
Alſo hat ein Gott entſchieden!
Thränen ſind des Herzens Zoll.
Lebe wohl!

Wachſt du auf
Iſt begonnen ſchon mein Lauf;
Führt mich fort in weite Fernen,
Unbeſchützt von deinen Sternen —
Abgelöst von deiner Bruſt,
Ohne Luſt!

Weile du
In der heimathhellen Ruh!
Schmück' mit Roſen deine Haare,
Schmück' mit Freuden deine Jahre —
Unſrer Tage Maaß iſt voll.
Lebe wohl! —

Adriatiſcher Golf.

1824.

Sieh Abendroth und Wolkengrau,
Die See im tiefen Dunkelblau, —
Sieh, wie die ſtarken Schiffe ziehn,
Und Ufer ſuchen, Ufer fliehn.
Die Segel ſchwellt geheime Kraft,
Man weiß nicht, was da wirkt und ſchafft.

Die Möve ziehet flügelſchwer
Die ſcheuen Kreiſe um uns her.
Was kräuſelt ſich die Well' empor?
Sieh, lichthell aus des Oſtens Thor
Kömmt uns der Sturmwind nachgerannt!
Friſch auf, Matroſen, ſeyd zur Hand! —

Es wächſt — es wächſt — es wogt heran —
Mit Rieſenkraft iſt's angethan —
Bis in des Meeres tiefſten Grund
Thut ſich ein gräßlich Toben kund;
Und was da unten raſ't und kämpft
Den Muth im kühnſten Herzen dämpft.

Und Zwieſprach halten Sturm und Meer,
Sie bieten auf ihr Kriegesheer,
Die Wolken ſtürzen ſich herab,
Die Wellen ſteigen aus dem Grab,
Die Blitze, Schreckensbothen, ziehn
Im grauſen Wechſel her und hin.

Laßt brauſen was da brauſen will,
Seid ihr an Bord nur ſtark und ſtill!
Denkt betend eurer letzten Pflicht,
Wer Gott vertraut, den läßt er nicht!
Und legt die Hände kräftig dran,
Denn ſo wills Gott, ſo ziemts dem Mann.

Ich lieg am Deck und ſeh hinaus
Ins Schauſpiel dieſer Nacht voll Graus.
Ein heller Stern gewährt mir Ruh,
Den deckt mir keine Wolke zu;
Gebrochne Liebe, heißt der Hort,
Tief drinn im Herzen iſt ſein Ort.

Kleine Schriften

von

Ritter Anton von Prokeſch-Oſten.

Geſammelt von einem Freunde.

Siebenter Band.

Stuttgart.

Hallberger'ſche Verlagshandlung.

1844.

Krieg

des Vizekönigs von Aegypten

Mohammed Ali's

gegen den Sultan.

In den Jahren 1831—1833.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Stuttgart.
Hallberger'ſche Verlagshandlung.
1844.

Vorwort.

In Verhältniſſen wie die heutigen, thut vor allem die geſchichtliche Wahrheit Noth, damit man für ſein Urtheil wenigſtens eine ſichere Unterlage habe. In dieſer Abſicht werden dieſe vor zehn Jahren geſchriebenen Blätter dem Druck übergeben. Sie ſind von einem Augenzeugen, von einem in den Ereigniſſen, wie ſie geſchildert, ſelbſt thätig geweſenen Manne, der die genaueſte Kenntniß der Vorgänge und Perſonen für ſich hat. Aller Parteileidenſchaft entkleidet, durch

keine Rückſicht zur Entſtellung der Thatſachen genöthigt erzählt er ganz einfach den Vorgang, und überläßt dem denkenden Leſer, ſeine Schlüſſe ſelbſt daraus zu ziehen.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Natürliche Verbindung zwiſchen den heutigen Bewohnern von Syrien und Aegypten. Band der beiden Länder unter ſich. Nicht-arabiſche, nicht-mohamedaniſche Theile der Bevölkerung. Allgemeine und beſondere Gründe für die Pforte, dem Kriege auszuweichen. Lage gegen Rußland. Vergleich der Kriegsmittel. Gefahr der Abtrennung der arabiſchen Provinzen. Gefahr für die Dynaſtie im Falle des unglücklichen Krieges. Verſchiedenheit in der Natur eines Aufſtandes im türkiſchen Reiche und einer Revolution in europäiſchen Staaten. Abfall vom Reiche oder Sturz der Dynaſtie nicht in der Abſicht Mechmed Ali's. Irrige Meinung darüber in Europa. Der Seriasker Chosrew Paſcha. Irrige Schilderungen von dem Zuſtande Aegyptens verblenden die Pforte, täuſchen Europa. Veranlaſſung des Zwiſtes zwiſchen Mohammed Ali und Abdullah Paſcha. Dreijährige vergebliche Klagen des Vizekönigs. Einmarſch in Syrien im Herbſt 1831. Gaza und Jaffa öffnen die Thore. Marſch nach Akka. Begehren des Vizekönigs um Belehnung. Befehl an ihn, Syrien zu räumen. Verkehr der Pforte mit den Miniſtern der europäiſchen Mächte darüber. Haltung derſelben unter ſich. Schritte des engliſchen Conſuls von Beirut. Beſorgniß der Pforte vor

Einmiſchung Frankreichs und Englands. Stratford Canning nach Konſtantinopel. Milde des Sultans gegen die beſiegten Statthalter von Bagdad und Skutari. Vorkehrungen gegen Bosnien und Van. Eifer des Sultans für die Religion. Meinung in Syrien, der Einmarſch der Aegypter geſchehe auf Befehl des Sultans. Die Araber des Gebirges von Samaria erklären ſich für Ibrahim. Umſchließung von Akka. Angriff. Vormarſch längs der Küſte. Raſif Efendi bringt den kaiſerlichen Ferman nach Alexandria. Erklärung des Vizekönigs hierauf. Die ſyriſchen Seeſtädte und Jeruſalem öffnen ſich den Aegyptern. Der Fürſt der Druſen verbündet ſich mit Ibrahim. Zweite Aufforderung der Pforte an den Vizekönig. Ernennung des Paſcha von Haleb zum Seriasker. Tewdſchihat vom Jahre 1832. Huſeyn Paſcha zum Feldmarſchall von Anatolien ernannt. Kaiſerlicher Ferman gelangt nach Akka. Der Platz vertheidigt ſich. Intriguen, um England zu Schritten gegen Mehmed Ali zu bringen. Rückkehr Raſif Efendi's nach Konſtantinopel mit Anträgen des Vizekönigs. Ankunft dieſes Abgeordneten in der Hauptſtadt. Verblendung dort. Vergeblicher Sturm auf Akka, am 9. März. Die ägyptiſche Flotte ſegelt nach Kandia. Griechiſche Branderführer treten in den Dienſt Mehmed Ali's. Osman Paſcha mit den Vortruppen des kaiſerlichen Heeres von Antiochia und Tripoli. Dieſe Stadt durch Muſtapha Berber vertheidigt. Belagerung von Akka in Umzingelung verwandelt. Ibrahim marſchirt nach Tripoli, treibt Osman Paſcha nach Homs, ſchlägt dort die Vorhut des Seriaskers von Haleb, bezieht ein Lager bei Baalbeck. Die ägyptiſche Flotte vor Tripoli. Abmarſch des kaiſerlichen Heeres von Skutari nach Konia. Bannfluch und Kriegserklärung gegen Mehmed Ali. Aufforderung an die Mächte wegen ihrer Handelsſchiffe. Kapudan Paſcha nach den Dardanellen. Pil-

gerkaravane aufgeſchoben. Abdul Mallab, Scherif von Mekka. Das kaiſerliche Heer in Konia; geht über den Taurus. Ibrahim eilt nach Mekka; nimmt den Platz mit Sturm, am 27. Mai. Abdullah Paſcha in Alexandria. Der Vizekönig wiederholt ſeine Vergleichsvorſchläge an die Pforte. Geſinnungen, Drohungen des Vizekönigs. Seine Vorſchläge verworfen. Zuſtand der kaiſerlichen Armee. Geldverlegenheit der Pforte. Ausſpruch der Kabinete gegen Mechmed Ali. Rußland ruft ſeinen Konſul aus Aegypten ab. Der Vizekönig befiehlt ſeinem Sohne den Marſch nach Damask und Haleb. Damask beſetzt von Ibrahim. Einrichtung der Landesverwaltung dort. Treffen bei Homs, am 7. Juli. Marſch der Aegypter nach Haleb. Bewegungen, Flucht des kaiſerlichen Heeres. Kaiſerliche Flotte. Pilae Syriae. Werden durch die Aegypter erſtürmt, 29. Juli. Ganz Syrien den Aegyptern unterworfen. Die kaiſerliche Armee aufgelöst, Flucht nach Konia. Ibrahim rückt bis an den Taurus und macht Halt. Die kaiſerliche Flotte nach Rhodus, von den Aegyptern beobachtet. Entſchluß Mechmed Ali's.

Erſter Abſchnitt.

Vom Ausbruche des Krieges bis zum Vormarſch der Aegypter bis an den Taurus.

Wenn gemeinſamer Urſprung, dieſelbe Religion und Sprache, gleiche Sitten und Gebräuche, wenn politiſche Verbindung unter ſich, die durch Jahrhunderte die innigſte war, und ſelbſt den Verluſt der Unabhängigkeit unter der Hand des aus der Fremde gekommenen Eroberers überlebte, wenn endlich wechſelſeitiges Bedürfniß und täglicher Verkehr dazu berechtigen, die Bewohner zweier Nachbarländer als getrennte Theile eines und deſſelben Ganzen zu betrachten, ſo haben die Araber von Syrien und die Araber von Aegypten auf ein ſolches Urtheil Anſpruch. Dieß Verhältniß unter ſich erklärt das Trachten beider, die Schranken, die der Eroberer zwiſchen ihnen aufrichtete, niederzuwerfen, und den geringen Erfolg der Bemühung deſſelben, die einen gegen die andern zu waffnen.

Zu dieſen allgemeinen Urſachen, welche die Grundlage der Unternehmung der Aegypter auf Syrien

bilden, kommen beſondere von nicht geringerem Gewichte. Aegypten, in ſeinem Verfalle wie unter den Mameluken, konnte Syriens entbehren; Aegypten, in der Entwickelung ſeiner Bodenkraft, bedarf Syriens mit eben der Nothwendigkeit, als man vor einem Hafen der See, und zwiſchen zwei Häuſern des Weges bedarf. In jeder Epoche der Blüthe des Landes ſtrebten die Herrſcher Aegyptens nach dem Beſitze von Syrien. In den Zeiten, wo beide Länder durch Völker unter ſich verſchiedenen Urſprungs, verſchiedener Religion und Gebräuche bewohnt waren, führte dieß zu blutigen Kriegen, ſo unter den Pharaonen und Ptolemäern; in Zeiten, wo dieſes Hinderniß nicht vorhanden war, führte es zu freundſchaftlicher Annäherung und Verbindung, ſo unter Mohammed Ali.

Die Epochen, wo wirkliche und gänzliche Trennung zwiſchen beiden Ländern beſtand, ſind überdieß kurzdauernde, im Vergleiche mit denen ihrer mehr oder weniger innigen Vereinigung unter ſich. Man muß bis in die älteſte Zeit zurückgehen, um die gänzliche Trennung zu finden, und ſelbſt in dieſer, wie ſchon die Züge der Juden nach und aus Aegypten beweiſen, beſtand eine Art von Band, welches die Nachbarſchaft mit ſich bringt. Zur Zeit Salomo's war der Einfluß der Aegypter im ſüdlichen Syrien groß und

nahm in den nächſten Jahrhunderten zu. Die Herrſchaft der Perſer machte beide Länder zu Provinzen eines und deſſelben Reiches. Wenn nach der mazedoniſchen Eroberung dieß Band gelöſet wurde, ſo bewahrten die unabläßigen Verſuche, es wieder zu knüpfen, die Erinnerung an daſſelbe. Von dem Falle unter römiſche Herrſchaft bis zum heutigen Tage, d. i. über 2000 Jahre, fand keine gänzliche Trennung mehr ſtatt, und in dieſen Zeitraum fällt überdieß die Bevölkerung beider durch ein und daſſelbe Volk, die Araber, welche das Band der Nachbarſchaft und Gewohnheit in das der innigſten Verwandtſchaft umwandelte.

Es ſind aber der Bevölkerung von Syrien nichtarabiſche, ja nicht mohammedaniſche Elemente beigefügt und zwar in hinlänglicher Menge, um auf die Richtung der Geſammtmaſſe Einfluß zu nehmen. Die einen waren aber für ſich allein zu geringfügig, flohen, wurden überwunden oder unterwarfen ſich, und die bei weitem größere Mehrzahl, die anderen, ſchloßen ſich an die Richtung des arabiſchen oder Grundelementes, aus Urſachen, die zu Tage liegen. Die erſten ſind die Türken, die in ſehr geringem Verhältniſſe zu der übrigen Bevölkerung ſtehen; die anderen theilen ſich in Druſen, Mutualis, Heiden und Chriſten. Die Druſen und Mutualis ſind Schismatiker und ſchon

deßhalb lebhafte Hasser der Herrschaft ihrer unmittelbaren Religionsgegner, aber der Haß gegen den Sultan als Oberhaupt der von ihnen verworfenen Lehre ist wie natürlich größer als der gegen Mohammed Ali, der für sie in Beziehung der Religion als eine untergeordnete Zahl erscheint. Der Gottmensch der Drusen ist überdieß ein Fatimite, ein Herrscher Aegyptens*). Heiden, wie z. B. die Stämme der Anseyren, der Kesstin und der Ismaeliten, sind nur gering an Zahl, und die Bedrückungen, die sie von lange her durch die türkischen Statthalter erlitten, konnten sie nicht für die türkische Herrschaft gestimmt haben. Die Christen endlich, in derselben Lage, neigten sich eben deßhalb nach derselben Seite; ihnen war überdieß Mohammed Ali der Freund der europäischen Bildung und sonach ein ihnen von Gott gesendeter Schützer.

Schon diese Betrachtungen konnten die Minister und Räthe der Pforte abhalten, das Reich ohne augenscheinliche Nothwendigkeit in einen Krieg um Syrien gegen Aegypten zu werfen. Weit wichtigere Erwägungen aber mußten ihnen die Vermeidung dieses Krieges zur heiligen Pflicht machen, die Lage der

*) Hakim-b'amr-Allah, der dritte Kalipy auf dem Throne Aegyptens 996 n. Chr.

Pforte nämlich gegen Rußland, der Vergleich ihrer Mittel mit denen Aegyptens, die Gefahr der Abtrennung der gesammten arabischen Völkerschaften von den osmanischen, und diejenige des Zerfallens des Reiches in sich selbst.

Die Lage der Pforte gegen Rußland war seit dem Adrianopler Frieden die eines Schuldners, der auf halbe Rente gesetzt bleibt, bis er gezahlt hat. Die Moldau und Wallachei lagen als Pfand in Rußlands Händen. Dieser Umstand war drückend, war gefährlich für die Pforte und wurde es im Verhältnisse seiner Dauer immer mehr und mehr. So bald als möglich Rußland in die Nothwendigkeit zu setzen, die Fürstenthümer zu räumen oder durch die That zu erklären, daß es sie nicht räumen wolle, das war die natürliche Aufgabe der Pforte, und für ihren Vortheil von Wichtigkeit, daß diese noch innerhalb der Zeit gelöset würde, wo die Geschichte der Ereignisse seit dem Londner Vertrage vom 6. Juli 1827 bis zum Adrianopler Frieden frisch im Andenken Europa's war. Ohne die größte Noth sich in kostspielige Kriegsrüstungen zu werfen, den Rest aller Mittel des Reiches zu wagen und die Hülfen zurückzustoßen, die für die Hauptsache durch die freiwillige Uebertragung Syriens auf den Pascha von Aegypten von diesem reichen

Vizire gewonnen werden konnten, war ein ſchweres Verbrechen. Daß dieſe Noth nicht beſtand, werden wir ſpäter erweiſen.

Der Vergleich der Mittel war nicht minder entſchieden zum Nachtheile der Pforte. Dieß Geſtändniß, ſo bitter es dem Divan gegenüber dem Sultan geweſen wäre, würde als eine Handlung muthvoller Treue den Dank des Herrſchers und des geſammten Reiches verdient haben. Im Vergleiche der Geldmittel war die Täuſchung unmöglich. Die Pforte lag völlig daran auf, und die ohne Erfolg gebliebenen Verſuche, ſich Anleihen zu verſchaffen, bewieſen, daß ſie keines Kredites genoß. Der Vizekönig von Aegypten dagegen, mit einem Einkommen von wenigſtens fünfzehn Millionen ſpaniſcher Thaler, einer geregelten Verwaltung und unverſiegbaren Quellen, die er im Laufe der Jahre ſich geſchaffen, konnte auf die Beihülfe mächtiger europäiſcher Handelshäuſer rechnen, wenn er je deren bedurft hätte. Die Seekraft der Pforte war, wenn nicht an Zahl und Stärke der Schiffe doch an Abrichtung der Mannſchaft unter derjenigen des Vizekönigs. Die Pforte konnte mit einigen 30 Schiffen, wovon die Hälfte aus kleineren Fahrzeugen beſtand, gegen die Aegypter in den Kampf treten, welche 7 Fregatten von 58 zu 62, und 17 kleinere Fahrzeuge,

im Ganzen 24 Segel mit 744 Kanonen bewaffnet, zur Verwendung, und fünf Linienschiffe von 100 zu 140 Kanonen auf den Werften hatten. Nicht günstigere Aussichten eröffnete der Pforte ihr Landheer, das aus 3 Garde-Infanterie-Regimentern, zusammen 8720 M., und 1 Bataillon des zu Smyrna gebildeten 4. Garde-Inf.-Regiments zu 1000 M., aus 17 Regimentern geregelter Infanterie, zu 2400 M. im Durchschnitt, aus 3 Garde-Kavallerie-Regimentern zu 1000 Pferden, aus 8 Regimentern Spahis zu 600 Pferden, aus 80 neuen Feldstücken, und aus den Aufgeboten und Haustruppen der Statthalter mit 150 Geschützen bestand. Die geregelte Truppe stieg nicht über 50,000 Mann und die Hälfte derselben war durch Besatzung festgehalten. Die rumelischen Statthalter hatten überdieß mit dem im Aufruhr begriffenen Mustapha Pascha von Skutari, die natolischen mit Damask und Bagdad zu thun. Die in das Mark des Staates greifende Neuerungswuth des Sultans und die durch die neuen Einrichtungen, durch die Unruhen und durch die Verpflichtungen gegen Rußland nothwendig gewordene größere Bedrückung hatten den Sultan dem Reiche entfremdet, und ihm nur auf geringe Hülfe von Seite seiner Völker Aussicht gelassen.

Das Heer des Vizekönigs vor Eröffnung des

Krieges bestand aus 20 Regimentern geregelter Infanterie zu 3200 M., aus 1 Regiment Leibgarde zu 3200 M., aus 10 Regimentern Reiterei zu 579 Pferden, aus 1 Regiment Artillerie zu 3200 M., aus 1600 Sappeurs und 800 M. Fuhrwesen, hiezu 1200 Beduinen zu Pferde, im Ganzen aus 79,790 M. Davon standen im Hedschas das 9. Inf.-Regiment, in Sennaar das 1., in Oberägypten das 16., in Kandia das 2. und 11., so daß, rechnet man zwei Regimenter für Kairo und Alexandria, im Nothfalle 14 Inf.-Regimenter für Syrien verwendbar blieben, nebst dem größten Theile der Reiterei und der übrigen Waffen.

Was die Ausbildung der geregelten Truppe betrifft, so hatten die Aegypter die längere Lehrzeit, die Uebung in der Morea, die weit gediegenere Abrichtung und die vorzügliche Brauchbarkeit des Arabers zum Soldaten für sich. Sie hatten bereits mehrere fähige Offiziere, den Beginn eines Generalstabes und in Ibrahim Pascha einen jungen, tüchtigen, in dem Vizekönige sich selbst und die eigene Zukunft verfechtenden Führer. Sie hatten endlich ein geregeltes Verpflegsystem, welches bis zu dieser Stunde dem Heere des Großherrn mangelt.

Die Gefahr der Abtrennung der gesammten arabischen Völkerschaften von

dem Reiche war eine dritte Rückſicht, welche von dem Kriege abhalten konnte und ſollte. Araber und Türken, obwohl ſeit drei Jahrhunderten unter demſelben Scepter vereinigt, ſind durch Sprache, Gebräuche, Sitten und durch eine in der Natur beider Völker liegende Verſchiedenheit unter ſich getrennt geblieben. Die Verträge mit dem Eroberer Selim haben die Erinnerung an die verlorene Unabhängigkeit, und die unabläßigen Aufſtände arabiſcher Häuptlinge die Hoffnung auf den Wiedergewinn derſelben im Volke wach gehalten. Ueberdieß wurde das Band zwiſchen Konſtantinopel und den von Arabern bewohnten Provinzen im Laufe der Jahre immer loſer und loſer, und in Bagdad, Damask, Haleb und Saida mußten die der Pforte treuen Statthalter hinter Mauern liegen oder fortwährend zu Pferde ſitzen. Sie und ihre Leute blieben Fremde. Wenn der Vizekönig, auf das Aeußerſte getrieben, die heilige Mekka anrief, die Erinnerung an das Kaliphat weckte und die Fahne für Wiederherſtellung deſſelben und der Austreibung der Eroberer aufrichtete, ſo war er gewiß, Hunderttauſende hinter ſich her zu reißen, und, von Religion und Vaterland begeiſtert, gegen die natoliſchen und rumeliſchen Haufen zu führen, die nur ungern, gezwungen, ohne eine erwärmende Idee der Fahne

des Sultans folgten. Die Macht Mohammed Ali's im Hedschas, seine Verbindung mit den vorzüglichsten arabischen Häuptlingen, die Auszeichnung und Liebe, die er dem arabischen Volke in jedem Einzelnen beweiset, der Ruf endlich, dessen er und sein Sohn bis an den persischen Golf und an das indische Meer genießen, mußten seinen Mitteln eine günstige Wirkung sichern. Auch sprach Mohammed Ali, nach dem Marsche der Russen über den Balkan im Sommer 1829, wo man das Reich verloren glaubte, die Idee aus, Arabien unter sich zu vereinen und zu retten. Niemand im Orient zweifelt an der Ausführbarkeit dieser Idee.

Aber noch einer drängenderen Gefahr setzte sich die Pforte durch den Krieg gegen Aegypten aus, derjenigen, daß die vielen Elemente der Unzufriedenheit im Innern zu gähren begännen und der vermehrte Druck, die mögliche Niederlage der Heere und die geheimen Bemühungen des Vizekönigs den Sultan stürzten und das Reich auflösten. Die Reste der durch Selim und durch Machmud zu Grunde gerichteten großen Familien in Rumelien und Natolien, die Tausende und wieder Tausende von Janitscharen, über das ganze Reich vertheilt, welche die im Jahr 1826 erlittene Schmach und Aufhebung noch nicht

verwunden hatten, die zahlreichen Gegner des Nizzam Geddid, oder der geregelten Truppe, die eifrigen Muſelmänner, welche den Sultan für einen Läſterer der Religion betrachteten, die Anhänger der in Aufruhr begriffenen Statthalter, die Mächtigen endlich in Konſtantinopel, welche durch das Gold des Vizekönigs geblendet waren, konnten die Ereigniſſe vergangener Jahre in Konſtantinopel erneuern, und das geſammte Reich in Trümmer werfen, ſo daß es dem ägyptiſchen Bajonette oder europäiſchen Berechnungen anheim fiel.

Wenn der Divan mit Ruhe und Einſicht dieſe Vergleiche zog, und dennoch für den Krieg entſchied, ſo muß man vorausſetzen, daß er ſeinem in vielen Fällen befolgten Syſteme entgegen dießmal die Erdrückung der Empörung durch Gewalt für den einzigen Weg der Rettung anſah, alſo dem Vizekönige den Entſchluß zutraute, ſich von dem Reiche gänzlich abzutrennen oder zum Herrn deſſelben aufzuwerfen. Wenn jede Regierung überhaupt gegen die Empörung in ihrem Lande zu Felde zieht, und, ſo lange ſie Leben hat, mit dem Prinzip ihres Todes ſich nicht vertragen will, ſo übt ſie nur ihre Pflicht. Wenn insbeſondere in unſeren Tagen die europäiſchen Mächte dem Kampfe gegen die Revolution alle übrigen Wünſche

und Rückſichten untergeordnet haben, ſo beweist dieß nur, daß ſie die Zeit und ihre Lage verſtanden. Der Aufſtand eines Statthalters im türkiſchen Reiche iſt jedoch weſentlich von dem Trachten der Revolution in Europa verſchieden; er berührt das Prinzip des Staates nicht. Jedes Zeitungsblatt in Europa, welches die Souverainität des Volkes, die Nothwendigkeit einer Konſtitution im heutigen Sinne des Wortes verficht und die Machtgewalt des Herrſchers in Zweifel zieht, iſt für das Prinzip der Mächte gefährlicher, als die Siege des empörten Statthalters über die Heere des Sultans. Selbſt der Fall der Dynaſtie würde keine Theilung der Souverainität zur Folge haben. Der Divan konnte daher im Kriege gegen Mohammed Ali nicht einen heiligen Krieg für das Prinzip führen wollen; er konnte nur die Trennung des Reiches oder den Sturz der Dynaſtie, die eine oder den andern für beſchloſſen vom Vizekönig annehmend, abwehren wollen.

Was erlaubte aber dem Divan, Mohammed Ali einen ſo ungeheuren Entſchluß zuzutrauen? — Niemals, im Laufe von dreißig Jahren und im Beſitze großer Mittel der Ausführung, hatte dieſer Vizir weder durch Wort, noch That denſelben geoffenbart, aber häufig Beweiſe der entgegengeſetzten Geſinnung gegeben. Für

die Pforte ging aus der Geſchichte Mohammed Ali's zwar ein ſtetes Streben dieſes Mannes nach Macht, aber die Verwendung derſelben zum Einkauf europäiſcher Induſtrie und eine durch die größten Opfer bewieſene Treue gegen das Reich hervor. Er hatte ſich nach dem Beiſpiele vieler Andern, mit den Waffen in der Hand, zum Herrn des Landes gemacht; aber ſeine erſte Handlung darnach war, ſeinen Sohn Ibrahim nach Konſtantinopel zu ſchicken und die Belehnung anzuſprechen, die ihm zu verweigern der Sultan ſich nicht berufen ſah. Er hatte, auf Befehl der Pforte, die Wehabiten bekriegt und den Namen des Sultans in Arabien verherrlicht. Seine Flotte, ſein Landheer dienten dem Sultan gegen die Griechen; Mittel, die weit über ſeine Verpflichtungen gingen, und deren Verbrauch ſeine liebſten Pläne ſtörte, legte er in dieſer Kriſe dem Sultan zu Füßen, und nicht der Mißgriff der Pforte, des Vizekönigs unverſöhnlichen Neider Chosrew Paſcha ſeinem Sohne als Kapudan Paſcha an die Seite zu ſetzen, welches die Unterwerfung der Morea ſcheitern machte, nicht die Aufforderung von Seite Frankreichs und Englands, nach dem Julivertrage dem Vizekönige vorgebracht, ſich abzureißen von der Pforte, nicht die Drohungen dieſer Mächte, noch die Gefahr, durch das Beharren in der Treue gegen

das Reich Flotte, Heer und Sohn zu verlieren, nicht der Tag von Navarin und die Opfer, die demſelben folgten, nicht die Ohnmacht der Pforte während dieſem Zeitraume und das mit ihrer Schwäche im ſchreienden Widerſpruch ſtehende, herausfordernde Benehmen gegen Mohammed Ali, nicht die Gelegenheit des ruſſiſchen Krieges endlich vermochten dieſen, den Abfall vom Reiche oder den Sturz der Dynaſtie zu verſuchen. Zu dem einen wie zu dem andern war die Gelegenheit ſicher und leicht; der Vizekönig aber wählte das ſchwierigere Ziel, das der Treue. Seit der Eroberung hat Aegypten dem Sultan niemals ſo reichlichen Tribut und mit ſolcher Pünktlichkeit gezahlt, wie unter Mohammed Ali. Wenige Statthalter zu irgend einer Epoche des Reiches werden überhaupt hierin die Vergleichung mit dieſem aushalten.

Daß Europa, mit Ausnahme weniger mit dem Oriente vertrauter Männer, dem Vizekönige den Plan des Abfalls zutraute, war natürlich. Wenige Europäer hätten die Kraft der Treue Mohammed Ali's gehabt. Sie ſchoben ihre Gedanken an die Stelle der ſeinigen. Den Männern aber, die im Rathe des Sultans ſaßen, war ſolch oberflächliches, aus Unwiſſenheit und der mit ihr verbundenen Eitelkeit, ſo wie aus der Entartung der Geſellſchaft hervorgehendes

Urtheil nicht zuzutrauen. Wenn ſie es dennoch vorſchoben, ſo konnte es nur eine Larve ſeyn, welche mächtige aber ſchlechte Diener des Sultans über ihren Haß und Neid warfen, und das Gelingen der Täuſchung ſetzte die Bedingung voraus, daß der Sultan und die ihm aus dem Reiche wirklich treuen Räthe den Vergleich der Mittel und Wechſelfälle des Kampfes nicht zogen.

Und ſo war es auch. Der Sultan blieb in der Ueberſchätzung ſeiner Kräfte befangen. Die wenigen Stimmen, welche die Wahrheit wagten, wurden durch Schmeichler als laue Freunde des Thrones und des Reiches geſchildert, verdächtig gemacht, mit Schmach und Strafe von dannen gewieſen. Es iſt heut zu Tage überhaupt ſchwer, eine gemäßigte Meinung auszuſprechen, weil faſt überall die Leidenſchaft voranſteht; unter dem Szepter des Sultans, welcher Chosrew Paſcha an der Seite hatte, ſetzte dieſe Tugend im Rathe die Kraft eines Märtyrers voraus.

Die Männer, welche den Sultan zum Werkzeuge ihres Haſſes gegen Mohammed Ali und gegen deſſen Syſtem der Civiliſation zu machen ſtrebten, und deren Seele eben der genannte Günſtling Chosrew Paſcha war, derſelbe, welchen Mohammed Ali geſchlagen, gefangen und aus Aegypten verdrängt hatte, und der im

Jahr 1827 in seinem Bestreben, Ibrahim Pascha zu Grunde zu richten, abermals gegen ihn scheiterte, — diese Männer fanden große Hülfe für ihre Pläne in den irrigen Schilderungen über die Kräfte des Vizekönigs und über den Zustand Aegyptens, welche sie durch bezahlte Federn oder durch unrichtige Beurtheiler erhielten. Unter diesen Letzten thaten sich mehrere Europäer hervor, die zu Pera, wo man nach ihren Berichten urtheilen mußte, ein mächtiges Echo weckten. Nach den Schilderungen dieser Personen war Aegypten durch die Verwaltung Mohammed Ali's so gut als aufgerieben; es gab unter tausend Fellah im Alter von 15 bis 30 Jahren nicht fünf, die noch im Stande wären, die Waffen zu tragen; die letzte Aushebung hatte die Unmöglichkeit einer andern an den Tag gelegt; die Finanzen waren am Ende ihres Bestehens und alle Mittel, Geld zu erpressen, erschöpft; in diesem Elende wären die Schätze Abdallah Pascha's von Akka der Strohhalm der Hoffnung für den Vizekönig. Bei dem ersten Anzeichen der Reibung zwischen beiden Statthaltern bewiesen diese Stimmen denen in Konstantinopel, die es gern hörten, Mohammed Ali ginge mit einem Streiche der Verzweiflung um, indem es außer seinen Kräften läge, länger in seinem unmöglichen Systeme zu beharren, ohne sich

neue Auswege für ſeine Produkte und neue Hülfsquellen zu verſchaffen. Durch dieſe Erklärung ſuchten ſie ihre ſeit Jahren unabläßig wiederholte und nie eingetroffene Prophezeihung zu rechtfertigen, daß der Vizekönig am Abgrund ſtehe, das Land den letzten Tropfen Lebensöl gegeben habe und beide nicht mehr drei Monate ſo fort gehen könnten. Als einen anderen Grund für den Vizekönig, die Fahne des Aufruhrs zu erheben, gaben ſie deſſen Furcht an, von dem Sultan wegen des Einverſtändniſſes mit dem rebelliſchen Paſcha von Skutari zur Rechenſchaft gezogen zu werden, das ihnen ſeit der Reiſe des Dſchelaleddin Bey nach Alexandria für erwieſen galt *). Sie ſcherzten über die Anmaßung des, wie ſie ſagten, durch Glück und Schmeichelei verdorbenen Vizekönigs, Akka, was dem größten Feldherrn der Zeit widerſtanden hatte, nehmen zu wollen, und verkündigten den Untergang Mohammed Ali's als eine unausbleibliche Folge dieſer Unternehmung. Die Beweggründe zu einer ſolchen Sprache lagen bei Einigen im Mangel an Urtheil, bei Anderen im perſönlichen Haſſe, entweder weil ſie

*) Dieſer Abgeordnete des Paſcha von Skutari kam, um für ſeinen Herrn Geld und Kriegsmittel zu erbitten. Der Vizekönig gewährte dieß Begehren nicht und wies jeden Verkehr mit Skodrali zurück.

dem Vizekönige nicht verzeihen konnten, daß er seine Verwaltung nicht nach einem Pariser-Konstitutions-Recepte eingerichtet hatte, oder weil er sie nicht in die Zahl derjenigen aufnahm, die unter dem Schutze seiner Verwaltung sich bereicherten.

Diese Sprache hallte in Europa wieder, die irrige Voraussetzung hinsichtlich der letzten Absichten Mohammed Ali's galt dort für ausgemachte Wahrheit. Die Einen priesen, die Andern verdammten ihn aus einem und demselben irrigen Grunde. Die Regierungen, durch die Frechheit der Feinde, der Ordnung, und durch den in Pera feststehenden Irrthum verleitet, nahmen denselben an. Die ruhiger urtheilenden, wie z. B. Oesterreich, konnten doch die Verwandtschaft, die zwischen jedem Aufstande und der Revolution überhaupt besteht, nicht übersehen. Das Geschrei, das sich gegen jeden höheren oder außergewöhnlichen Menschen zu erheben pflegt, erhob sich auch gegen Mohammed Ali. Man schalt seinen Ehrgeiz, sprach viel von dem Danke, den er der Pforte schuldig wäre, bedauerte, daß er seine Verblendung nicht einsehe, behauptete, daß er, trotz seinen ausgezeichneten Eigenschaften und großen Mitteln, doch nur durch Unterwürfigkeit sich erhalten könnte, tadelte ihn als kurzsichtig, den Augenblick gewählt zu haben, wo die Pforte

eben ihre mächtigen inneren Feinde, Daud Paſcha von Bagdad und Muſtapha Paſcha von Skutari, beſiegt, und keinen äußeren Krieg auf dem Hals hätte, und meinte, das Klügſte für ihn wäre, bei Zeiten die Verzeihung des Sultans anzuflehen.

Stark durch dieſen Beifall und durch die Folgerungen, die ſie für ihre Abſichten daraus zu ziehen wußte, bereitete die Parthei Chosrew Paſcha's den Sultan zum Ausſpruch in dem Streite vor, der zwiſchen Mohammed Ali und Abdullah Paſcha von Seida, Tripolis und Akka, ſeit längerer Zeit obwaltete, und von beiden vor die Pforte gebracht worden war.

Abdullah Paſcha hatte kurz vor dem griechiſchen Kriege die Waffen gegen die Pforte ergriffen, und war durch ſie vergeblich in Akka belagert worden. Mohammed Ali ſöhnte ihn mit der Pforte aus. Eben damals mit der Gründung vieler Fabriken in Aegypten beſchäftigt, bedung er ſich weiter nichts als ungehinderten Abſatz ſeiner Erzeugniſſe und ungehinderten Durchzug derſelben nach Bagdad und Armenien. Er hoffte Abdullah durch das Band der Dankbarkeit an ſich geknüpft zu haben, erfuhr aber bald ſeinen Irrthum. War es Sucht, Geld zu machen, oder Neid ob der ſteigenden Wohlfahrt Aegyptens, genug, der Paſcha von Akka, der das Thor zwiſchen Aegypten

und Mittel-Aſien in Händen hielt, ſetzte dem Handel Aegyptens ſo viele Hinderniſſe entgegen, daß es ſchon im Jahr 1824 zum offenen Kampfe gekommen wäre, hätte die der Pforte zu leiſtende Hülfe gegen die Griechen nicht die Mehrzahl der Kräfte Aegyptens in Anſpruch genommen. Um die Blüthe ſeiner Fabriken nicht von Abdullah abhängig zu laſſen, ſprach Mohammed Ali im Dezember 1826 die Belehnung mit den ſüdlichen Bezirken von Syrien für ſich an. Die Pforte, die ſeiner damals dringend bedurfte, und das feindliche Spiel Chosrew Paſcha's in den Feldzügen von 1825 und 1826 gegen Ibrahim, den Sohn Mohammed Ali's, gut zu machen hatte, ſprach kein beſtimmtes Nein auf dieſe Anforderung aus, und da ſie in die übrigen Bedingungen des Vizekönigs einging *), ſo ließ auch dieſer die Frage ſchwebend. Abdullah, der von dieſem Zeitpunkte an Mohammed Ali als ſeinen entſchiedenen Feind betrachtete, fügte ſich in die Befehle der Pforte, dem Vizekönige keinen Anlaß zur

*) Abſetzung und Verbannung des Chosrew Paſcha, Sendung der großherrlichen Flotte nach Alexandria, Ernennung des Ibrahim Paſcha zum oberſten Befehlshaber aller gegen die Griechen zu verwendenden Land- und Seekräfte. — Gegen dieſe Combination hatten die drei Schutzmächte kein anderes Mittel als die Schlacht von Navarin. —

Unzufriedenheit mit ihm zu geben, bis die Lage der Dinge und die aus Konſtantinopel erhaltenen Winke ihm zu erlauben ſchienen, die frühere Rolle wieder aufzufaſſen. Er ſchloß ſich innig an Chosrew Paſcha, deſſen Ernennung zum Seriasker im Jahr 1828 ein unzweideutiger Beweis von der Verminderung des Einfluſſes Mohammed Ali's in Konſtantinopel war. Im Frühjahre 1829 war er bereits ſtark genug, um die Pforte zu vermögen, die Hülfe von 12,000 M., wozu Aegypten verpflichtet iſt und die Mohammed Ali bereit hielt, trotz ihrer Bedrängniß von Seiten der ruſſiſchen Heere, eher abzulehnen, als ſie durch Syrien nach Erzerum marſchiren zu laſſen. Um dieſe Zeit ſchnitt Abdullah Paſcha, durch Chosrew Paſcha dringend hiezu aufgefordert, auch jede offene Verbindung ſeines Landes mit Aegypten ab, unterſtützte die Schwärzung verbotener Waaren, lockte ägyptiſche Fellahs zur Auswanderung, waffnete den Fanatismus gegen Mohammed Ali, und erlaubte ſich Gewaltthätigkeiten gegen Jedermann, der irgend eine Berührung mit Aegypten hatte.

Der Vizekönig brachte durch zwei Jahre, d. i. bis in's Frühjahr 1831, Klage auf Klage vor den Divan zu Konſtantinopel, der keine Abhülfe gab. Im dritten Jahre drohte er dem Paſcha von Akka,

und brachte die Drohung zur Kenntniß der Pforte. Auch dieſer Schritt blieb ohne Wirkung. Die Antworten der Pforte waren ſchmeichelnd, aber ausweichend. Im Herbſt 1831 ſammelte der Vizekönig an der Gränze der Wüſte das Regiment der Garde, das 8., 10., 12. und 13. Infanterie-, das 3., 5., 6. und 7. Reiter-Regiment, 1 Bataillon Artillerie mit 40 Feldſtücken, 20 Stücken Belagerungsgeſchütz und 8 Haubitzen, 1 Bataillon Sappeure, 400 M. vom Train, und 1200 Beduinen zu Pferde, im Ganzen 21,516 M., darunter 3,516 Reiter.

Dieſes Heer brach im Oktober nach Gaza auf, wo deſſen Vorhut ohne Widerſtand einrückte. Die Beſatzung hatte die Flucht ergriffen und ihr Befehlshaber trat kurz darauf in ägyptiſche Dienſte. Während es den Marſch nach Jaffa fortſetzte, ging Ibrahim Paſcha, mit 7 Fregatten, 6 Corvetten, 3 Brigg, 7 Goeletten, 10 Kanonierſchaluppen und 17 Transporten von Alexandria nach Jaffa unter Segel und erſchien, mit ſeiner Fregatte dem Geſchwader vorauseilend, gleichzeitig mit den Landtruppen vor dieſer Stadt. Sie öffnete ihm ihre Thore. Die Beſatzung, aus 700 Reitern beſtehend, trug, gegen Bezahlung ihrer Rückſtände, den Aegyptern ihre Dienſte an. Ibrahim verſprach ihnen Sold für die Zukunft, wollte aber von

dem für die Vergangenheit nichts wiſſen; darüber ſchlugen die Reiter in der Nacht den Weg nach Akka ein. Er erreichte ſie am 13. November mit der Vorhut bei Kaipha, am Fuße des Karmel an der Bucht von Akka gelegen. 552 derſelben traten da in ſeine Dienſte. Der Reſt warf ſich ins Gebirge und Wenige vereinigten ſich mit den Truppen Abdullahs innerhalb der Mauern von Akka.

Bevor die Bewegung ſeiner Truppen begann, hatte Mohammed Ali dem Sultan dieſelbe gemeldet, die Verſicherung ſeiner Unterwürfigkeit erneuert, und mit dem Verſprechen, den ſeit langen Jahren von Abdullah nicht mehr bezahlten Tribut genau in Baarem zu entrichten, Anſpruch auf die Belehnung mit den von ihm beſeſſenen Statthalterſchaften gemacht. Er erwartete, daß die Pforte, in Erwägung ihrer Verpflichtungen an Rußland, ihm ein bedeutendes Geldopfer abverlangen würde, und war bereit, ihr bis vier Millionen ſpaniſcher Thaler im Laufe zweier Jahre zu bezahlen.

Anders faßte die Pforte die Schritte des Vizeköniges auf. Sie gab ſich noch die Miene der Hoffnung friedlicher Beilegung des Streites, rüſtete und ließ zugleich (am 1. Dec. 1831) durch das ganze Reich einen Ferman verbreiten, worin ſie beide Statthalter

tadelte, ſich ſelbſt Recht verſchaffen zu wollen, und ſie aufforderte, ihre Beſchwerden vor den Thron des Sultans zu bringen und deſſen Entſcheidung einzuholen. Mohammed Ali wurde darin angewieſen, ſeine Truppen alſogleich nach Aegypten zurückzurufen, dem Abdullah Paſcha aber bedeutet, ſich künftighin jeder Einmiſchung in Dinge zu enthalten, die in den Bereich der rechtlichen Wirkſamkeit des Statthalters von Aegypten gehörten. Mit dieſer Angelegenheit verwob der Sultan aus Stolz und Klugheit die Unruhen von Damask, und kam mehrmals auf die Fürſorge zurück, welche er für die allen Muſelmännern ſo heilige Wallfahrt nach Mekka habe *).

Die europäiſchen Mächte, in dem Wunſche der Aufrechthaltung des Friedens und in der Abwehr der Revolution unter ſich vereinigt, konnten dieſen Erlaß nicht anders als billigen. Ihre Miniſter beeilten ſich, der Pforte die Befriedigung über den Ton der Würde und Klugheit auszudrücken, der in dem Ferman herrſche. Sie hofften das Beſte von der Wirkſamkeit deſſelben auf Mohammed Ali. Seid Suleiman Nedſchib Efendi, der den Poſten des Reis-Efendi bekleidete, eröffnete ihnen: noch wüßte er ſich nicht klare Rechenſchaft von deſſen Wirkſamkeit zu geben, jedoch dächte die

*) Siehe Beilage Nr. 1.

Pforte, ein Mann von ſo viel Klugheit, wie der Vizir von Aegypten, hätte ſich durch Leidenſchaft oder eine trügende Lockſpeiſe allenfalls können zu Schritten verleiten laſſen, die wie Aufruhr ausſehen, aber es ſtände nicht zu erwarten, daß er darin verharrte. Geſchähe es dennoch, ſo würde die Pforte ihn zu beſtrafen wiſſen. Redſchib Paſcha wäre aus dieſer Urſache beauftragt, 40,000 M. zu Konia zu ſammeln und die kaiſerliche Flotte mache ſich ſegelfertig.

Die Miniſter lobten die Weisheit dieſes Entſchluſſes. Jeder für ſich in der Beſorgniß befangen, daß, wenn der Kampf lange unentſchieden bliebe, der Sultan oder Mohammed Ali die Dazwiſchenkunft einer europäiſchen Macht anſprechen, dieß aber neue Verwickelungen zur Folge haben könnte, ließ in vertrauten Beſprechungen mit dem Reis-Efendi ſich angelegen ſeyn, der Pforte die Geſchichte der Einmiſchung in die griechiſche Frage wie eine Schreckgeſtalt vor die Augen zu führen, und ſie zu beſchwören, dieſen Kampf, wenn er nöthig werden ſollte, nicht zu leicht zu nehmen, ſondern genügende Mittel aufzubieten, um denſelben eheſtens und ſiegreich zu beendigen. Aus der Stellung der Mächte unter ſich gingen die kleinen Unterſchiede hervor, die in ihrer Sprache merkbar waren. So verwarf der ruſſiſche Geſchäftsträger,

Herr von Butenjeff, von vorn herein jeden Entschuldigungsgrund, den Mohammed Ali vorbringen konnte, und rieth unbedingt zum Kriege. Der österreichische Internunzius, Freiherr von Ottenfels, führte dieselbe Sprache, beklagte aber ganz leise und hingeworfen die dem Ferman gegebene Oeffentlichkeit, welche dem Divan den Weg des Verträgnisses mit dem Vizekönige faſt unmöglich mache. Der französische Geschäftsträger, Herr von Barennes, wagte den Weg des Verträgnisses vor demjenigen der Gewalt zu rühmen, war übrigens in Besorgniß über die englische Einmischung versunken. Ganz in ähnlicher Noth saß der englische Geschäftsträger, Herr Mandeville, die Umtriebe der Franzosen fürchtend. Beide bewachten sich mit eifersüchtigem Auge. Veranlassung zur Meinung selbst des Divans, daß Frankreich seine Hand im Spiele habe, war das Benehmen der Franzosen in Aegypten und Asien, die laut für Mohammed Ali und für das Gelingen seiner Unternehmung, deren Ziel, nach ihnen, kein anderes als die Unabhängigkeit seyn könne, sprachen. Zur Voraussetzung des französischen Geschäftsträgers aber gaben Verhandlungen Anlaß, die im Augenblicke, als der ägyptische Feldherr von Akka erschien, zwischen Abdullah Pascha und dem englischen Konsul von Bairut, Herrn Farren, statt

gefunden hatten *). Der Paſcha, unbekannt mit den europäiſchen Verhältniſſen und bedrängt durch die Nähe des Feindes, ſandte dieſem Konſul Geſchenke und forderte ihn auf, der Stadt Akka engliſchen Schutz zu erwirken, wie zur Zeit Bonaparte's ihr derſelbe geworden war. Der Konſul hob das Unzuläßige dieſer Zumuthung nicht hervor, ſondern ließ ſich bewegen, ſie nach Konſtantinopel und Malta durch Eilboten zu bringen. Er verſtand ſich ſogar zu einem Ritte ins ägyptiſche Lager, wo er am 24. November an Ibrahim die Frage ſtellte, ob er mit Berechtigung von Seite der Pforte feindlich vor Akka erſchiene? „Hier iſt meine Berechtigung," antwortete, auf ſeinen Säbel weiſend, der über die Anmaßung dieſer Frage erzürnte Sohn Mohammed Ali's.

Zu welchem Gerede das gutgemeinte Benehmen des Herrn Farren in der ganzen Levante Veranlaſſung geben mußte, iſt leicht zu begreifen. Dieſer Konſul that noch Weiteres, das von der Art war, um es zu nähren. Gegen den Gebrauch ſandte er

*) Herr Farren iſt derſelbe, gegen den ſich kurz vorher die Bewohner von Damask hart ausgeſprochen hatten. Die Bedingungen, welche ſie Selim Mohammed Paſcha ſetzten, waren: keine Soldatenaushebung, keine Militair-Uniform, keinen engliſchen Konſul.

unmittelbar an den Sultan und an den Reis-Efendi Geſchenke, aus engliſchen Toilettenwaaren beſtehend. Beide nahmen die Geſchenke an, und der Sultan ließ an den engliſchen Geſchäftsträger eine mit Brillanten beſetzte Doſe für Herrn Farren übergeben. Herr Mandeville wies ſie mit der Aeußerung zurück, daß kein engliſcher Beamteter Geſchenke zu geben oder zu nehmen die Erlaubniß habe und mißbilligte das Benehmen des Konſuls. Dieß hinderte nicht, daß das Mißtrauen des Herrn v. Varennes in die Abſichten ſeines Kollegen Nahrung fand.

Herr Mandeville, beſorgt, Mohammed Ali benütze das Verlangen Abdullahs nach engliſchem Schutze zum Vorwand, um ſich an die franzöſiſche Regierung mit einem ähnlichen Begehren zu wenden, und dieſe ihrer Natur nach empfänglich für ſolche Einladungen vorausſetzend, richtete ſeine Bemühungen dahin, die Pforte mit Mißtrauen gegen Frankreich zu erfüllen, und rieth eben deßhalb zum ſchleunigen Kriege. Der Divan war ſehr zugänglich für dieſe Sprache. Die Wirkung derſelben wurde einigermaßen gelähmt durch die Nachricht, daß Stratford-Canning, deſſen Name in Konſtantinopel ſo ſchmerzliche Erinnerungen wecken mußte, mit einer außerordentlichen Sendung dahin beauftragt käme. Die türkiſchen Miniſter

vermutheten, wie natürlich, daß dieſe Sendung vorzüglich auf die griechiſchen Angelegenheiten Bezug haben würde, aber ſie wagten ſich nicht zu verſprechen, daß ſich dieſelbe darauf beſchränkte. Zwei Umſtände, unter denen dieſe Sendung erſchien, verſetzten ſie in Unruhe, nämlich daß der franzöſiſche Geſchäftsträger durch mehrere Wochen der Erſte davon unterrichtet blieb, und daß ſie dem Petersburger Hofe mißfiel. „Der Londner Hof" ſchrieb, wie der Divan erfuhr, im November ein ruſſiſcher Miniſter an Herrn von Butenjeff „wird Herrn Stratford-Canning nach Konſtantinopel ſenden, um dort einen eifrigen Wortführer ſeiner Intereſſen zu haben; ich bedaure Sie, mit dieſem Menſchen zu thun zu haben."

Die Partei, welche im Divan herrſchte, nahm aus der Sprache der europäiſchen Miniſter ſo viel, als ſie zur Entſcheidung des Sultans brauchte. Der Sturz Mohammed Ali's wurde ihm als für die Würde des Thrones und für die Intereſſen des Reiches unerläßlich geſchildert. Die Triumphe über die Statthalter von Bagdad und Skutari, denen ſie den Vizekönig von Aegypten gleich ſtellte, befeſtigten ſie in der Hoffnung, dieſen Sturz herbeizuführen. Um das Vertrauen in ihre Stärke an den Tag zu legen, hatte die Pforte Daud Paſcha von Bagdad begnadigt.

Daſſelbe that ſie dem Skodrali Muſtapha Paſcha, der in den erſten Tagen des Novembers dem Großvizir erlag. Je gefürchteter dieſer Gegner geweſen war, deſto größeren Glanz gab der Sultan der Begnadigung deſſelben. Nicht wie einen, durch ſeine Macht gebrochenen, Aufrührer empfing der Sultan dieſen Mann in der Hauptſtadt, ſondern wie ein Beiſpiel ſeiner Großherzigkeit und Milde. Es wurde ihm und ſeinem Gefolge ein eigenes Gebäude eingerichtet; er gab und empfing die Beſuche der Großen des Reiches und der Sultan rief ihn ſelbſt vor ſeinen Thron. Dieſe Milde hatte auch in dem Wunſche einen Grund, die Vorausſetzung des Einverſtändniſſes Mohammed Ali's mit dem Statthalter von Skutari beſtätigt zu finden. Mit Eifer wurde an der Beruhigung von Bosnien gearbeitet. Gegen den gleichfalls im Aufſtande befindlichen Paſcha von Van waren die dem Sultan treuen Truppen ſiegreich; ſie gewannen die Stadt und zwangen den Paſcha, nach Kurdiſtan zu flüchten.

Um dieſelbe Zeit wurde, um den Hebel des Bannfluches, von dem man ſich alles verſprach, wirkſam vorzubereiten, der Eifer für die Religion zur Schau getragen. Der Sultan hatte, auf dem Wege der Neuerungen, Sitten und Religion, die Grundſäulen ſeines Thrones, angegriffen. Er fühlte den Mißgriff.

Daher wurde die Sorgfalt für fromme Anſtalten, für Moſcheen und ihre Diener verdoppelt und jeder Schritt, der geeignet war, den Sultan als eifrigen Muſelmann zu zeigen, auf alle Weiſe zur Oeffentlichkeit gebracht. Wie entſchieden der Sultan in ſich darüber war, ſich des Mannes zu entäußern, der bereits zu viele Macht für einen treuen Unterthan hatte, ſo that er doch manches, was auf die Milde ſeiner Denkweiſe ſchließen laſſen ſollte. Dahin gehört die Ernennung des Radſchid-Bey, des Sohnes des einſtigen Konferenz-Vorſitzers Aarif-Bey, eines Verwandten Mohammed Ali's, zum Molla von Kairo.

Noch in den erſten Tagen des Dezembers erhielt ſich in Syrien die Meinung, der Angriff der Aegypter geſchehe auf Befehl des Sultans. Die Umlaufſchreiben Abdullah Paſcha's gegen dieſes Gerücht machten geringe Wirkung. Es ſchien der großen Mehrzahl unglaublich, daß die Pforte die Vertheidigung eines Statthalters wie Abdullah übernehmen, und den Wurf des Krieges gegen Mohammed Ali verſuchen wolle. Was ſie hierin beſtätigte, war der Umſtand, daß kurz vor dem Erſcheinen der Aegypter vor Akka die türkiſche Flotte unter Halil Paſcha ſich dort gezeigt, aber ſich jeder Beſprechung mit Abdullah Paſcha, ſelbſt der gewöhnlichen Begrüßung enthalten hatte.

Ungehindert ſetzte das ägyptiſche Heer den Marſch von Jaffa nach Kaipha fort, wo es bis zum 27. November geſammelt war. Die Araberhäuptlinge des Gebirges von Samaria und Jeruſalem, ſeit Jahren mit dem Statthalter von Akka im Streite, zogen freundlich den Aegyptern entgegen und ſandten ihnen Erfriſchungen nach Cäſarea und Tor. Am 20. November ſchon hatte Ibrahim mit den in Dienſt genommenen Reitern aus Jaffa und mit 3000 M. Fußvolk die Berennung von Akka vorgenommen, wobei es zu einem leichten Gefechte gekommen war. Am 24. ließ er den Platz auffordern, und durch den engliſchen Konſul Farren das Begehren ſtellen, die nicht Waffen-Tragenden, alſo der Vertheidigung nur ſchädlichen Einwohner, abziehen zu laſſen, um nicht unnütz die Opfer des Krieges zu mehren. Abdullah wies Aufforderung und Antrag zurück. Am 29. rückte das ägyptiſche Heer vor Akka und ſchnitt die auf einer Landzunge liegende Stadt von dem Feſtlande ab. Das Feuer von den Wällen war am 30. November und 1. December lebhaft, hinderte aber die Aegypter nicht, ſich einzugraben und Schutzwehren für ihre Batterien aufzuwerfen.

Akka, in älteſter Zeit mit eben dieſem Namen belegt, ſpäter Ptolemais und von den Franken

St. Jean d'Acre benannt, war in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein offenes Dorf. Dabber, der Häuptling eines Beduinenſtammes aus dem Thale des Jordan, nahm es dem Paſcha von Saida im Jahr 1749 ab, und umgab es mit Mauern. Achmed-el-Dſcheſar, einer ſeiner Gegner und der Erbe ſeiner Macht, verſtärkte die Werke von Akka und vertheidigte den Platz ſiegreich gegen Bonaparte. Seine Nachfolger Ibrahim, Soleiman und endlich Abdullah Paſcha hielten die Werke in Ordnung, und der Letzte rüſtete ſie, in der Zeit des Aufſtandes gegen die Pforte, mit hinlänglichem Geſchütze aus. Die Stadt iſt ein Viereck von nicht viel über 500 Schritten, auf zwei Seiten von der See beſpühlt. Vor den beiden Landſeiten iſt ſeit der Belagerung durch die Franzoſen eine zweite Mauer vorgelegt worden. Das Landthor befindet ſich an der Oſtſeite nahe am Geſtade. Dieſe Seite hat drei, die Nordſeite vier baſtionirte Thürme, die Mittelwälle zwiſchen jenen ſind jedesmal für drei, zwiſchen dieſen für vier Geſchütze eingerichtet. Es zieht ſich ein tiefer Graben vor den Landſeiten hin. Hinter der Mitte der nördlichen baute Abdullah einen hohen und ſtarken Thurm, welcher die Citadelle bildet und insbeſondere mit Wällen umgeben iſt. Faſt alle Gebäude der Stadt ſind hoch ummauert, was den

Sturm ungemein erſchwert. Außen nach Nord und Oſt iſt Wellengrund und Ebene. Einige Landhäuſer zieren dieſe und im Nord eine ſehr lange Waſſerleitung, von Hügel zu Hügel geführt. Hebpfeiler bringen das Waſſer nach der Stadt. Das Seethor geht nach dem kleinen, engen und offenen Hafen. Kriegsſchiffe können nur auf der Rhede ankern. Auch dieſe iſt wegen der Gewalt der Weſtwinde gefährlich. Die Mauern der Seeſeiten ſind durch die Geſtaltung des Ufers ſtark. Akka zählt 10000 Einwohner, darunter 2000 Chriſten, 2000 Bosniaken, etwas über 4000 andere Türken, und 800 Dehlis bildeten die Beſatzung. Es fehlte an Waſſer, Lebens- und Kriegsmitteln nicht. An 400 Geſchütze ſtanden auf den Wällen oder lagen in den Magazinen.

Die Aegypter lehnten ihr Lager einerſeits an die See, anderſeits an das kleine Flüßchen, das auf eine Viertelſtunde vor Akka in die Bay ſich ergießt, von den Alten Belus genannt. Das Luſtſchloß Abdullah's am Dorfe Abu-Hattabe, eine halbe Stunde entlegen, richteten ſie zum Spitale für die Schwerverwundeten ein, für ihre Kranken und Leichtverwundeten beſtimmten ſie ein Gebäude auf dem Karmel. Ihre Nachhut lag zu Kaipha. Am 2. December fiel ein Haufe Reiter aus dem Thore von Akka auf das Erdwerk, welches die

Aegypter, auf Entfernung eines Flintenſchuſſes vom öſtlichen Walle, am Grabe Scheik Umbarak aufwarfen; zwei Kanonen wurden darin vernagelt und einige zwanzig Gefangene gemacht. Ibrahim zog am 6. das 6. Jäger-Regiment zu Pferde von Kaipha an ſich, und ließ am 8. die Feſtung bewerfen, die mit keinem Schuſſe antwortete. Am 9., da das Meer ruhig, der Wind ſanft und günſtig war, ging mit dem frühſten die ägyptiſche Flotte von Kaipha nach Akka. Fünf Fregatten legten ſich vor den Hafen, die Kanonierſchaluppen blieben unter Segel, vier Korvetten und zwei Brigg ankerten im Nordweſt. Um 9 Uhr eröffneten die Schiffe zugleich mit den Batterien der Landtruppen, die 60 Stücke und 14 Mörſer eingefahren hatten, das Feuer, welches bis 4 Uhr Nachmittags ohne Unterbrechung dauerte, ſo daß an dieſem Tage 10,000 Kugeln und über 2000 Bomben in die Stadt flogen. Dieſe antwortete mit Eifer und Erfolg, mehrere Schiffe wurden hart mitgenommen, eine Kanonierſchaluppe ſank, die Fregatten verloren zum Theile ihre Stängen und Raaen, die Flotte hatte 30 Todte und 135 Verwundete und kehrte auf die Rhede von Kaipha zurück. Während des Feuers langte Abbas Paſcha, der Enkel des Vizekönigs, mit dem Reſte der geregelten Reiterei und den Beduinen im Lager an. Dafür

brachen am nächſten Morgen 4000 M. aller Waffen nach Sur, Saida, Bairut, Tripoli und Attakia auf, um von der Küſte Beſitz zu nehmen. Die Batterien der Belagerer unterhielten faſt ununterbrochen bis zum Morgen des 19. December das Feuer. An dieſem Tage trug Ibrahim ſeinem Gegner freien Abzug an. Abdullah, der ſelbſt an dem Thore der Stadt erſchien und ſich mit dem ägyptiſchen Abgeordneten beſprach, ſchlug den Antrag aus, bekannte ſich aber im Unrecht gegen Mohammed Ali und verſuchte Ausgleichung. Nun ließen die Aegypter ihre Breſchebatterien ſpielen. Am 23. December wurde die Breſche für gangbar gehalten.

Einſtweilen war, und zwar am 20. December, Muſtapha Nazif Effendi, Vorſteher des Rechnungsweſens der beiden heiligen Städte, mit dem kaiſerlichen Ferman nach Alexandria gelangt. Der Vizekönig lud die, zum Theil aus Franken beſtehende, Sanitäts-Kommiſſion ein, ihres Amtes zu thun und den Geſandten mit allen zuläßigen Bequemlichkeiten in einem abgeſonderten Hauſe am Meeresſtrande unterzubringen. Am 22. beſuchte ihn der Vizekönig, nur von dem Armenier Boghos-Juſſuf, ſeinem Miniſter, begleitet. Sechs Tage ſpäter bekam der Geſandte freien Austritt. Bis zum 30. hatten mehrere Unterredungen zwiſchen ihm und dem Vizekönige ſtatt

gefunden, worin dieſer die feindſeligen Handlungen Abdullah's, deſſen zweifelhafte Neigung für den Sultan und die Unmöglichkeit, die Erlaubniß zu einer Unternehmung abzuwarten, die nur durch Schnelligkeit und Geheimniß gelingen konnte, auseinander ſetzte. Er entwickelte mit vieler Klugheit die Gründe, warum ſein Angriff auf Akka kein Aufſtand gegen die Pforte ſey, noch als ſolcher betrachtet werden dürfte. Unter den freundſchaftlichſten Beſtrebungen für den Geſandten vermochte er denſelben, dieſe Gründe und die Verſicherung ſeiner unverrückten Treue und ſeiner Bereitwilligkeit, Akka nur als Unterthan gegen reichlichen Tribut und als von der Gnade des Sultans empfangen zu beſitzen, der Pforte ſchriftlich zu übermachen, ihr die Unerläßlichkeit dieſes Beſitzes für Aegypten zu ſchildern und die Antwort in Alexandria abzuwarten. Gegen die Perſonen, die ſich dem Vizekönige zu nähern in der Lage waren, gab er ſich den Schein, nicht daran zu zweifeln, daß auf dieſe Vorſtellung der Sultan ihm erlauben, ja befehlen werde, ſich Syriens, im großherrlichen Namen, zu bemächtigen.

Die Pforte war über die Aufnahme, welche der kaiſerliche Ferman bei Mohammed Ali finden würde, nicht im Zweifel, aber deſſen Wirkung ſollte keine verſöhnende, ſondern nur die Einleitung zum Kampfe ſeyn

und war auf das berechnet. Aus Schmeichelei oder Unwiſſenheit wurden der Pforte aus Syrien und aus Aegypten aufmunternde Verſicherungen über die Stimmung des Volkes zugeſchrieben, und die Wirkung der Achterklärung und des religiöſen Bannes, wenn ſie erfolgen ſollten, als entſcheidend verbürgt. Während in dieſen Mittheilungen die Bewohner Syriens als den Aegyptern gänzlich abgeneigt dargeſtellt wurden, nahmen die ſyriſchen Seeſtädte ohne Widerſtand ägyptiſche Beſatzungen ein, zog der Fürſt der Druſen in's Lager Ibrahims, unterwarf ſich Jeruſalem und Damask, das in der vertrauteſten Umgebung Ibrahims in der Perſon des Hanna-Bachari ſeinen Vertreter hatte, und nahm den von der Pforte geſendeten Statthalter Ali Paſcha nur unter der Bedingung auf, daß er nicht mehr als 200 Mann mit ſich führte. Ibrahim pflegte mit Klugheit die Freundſchaft der Araber, überhäufte die Druſen mit Ehren, ſchuf durch eigenen Ferman jede auf chriſtliche Pilger gelegte Laſt ab, und ſtellte ſich den Muſelmännern als den wahren und eifrigen Vertheidiger des Glaubens dar.

Die Pforte erhielt am 19. Jänner 1832 den Bericht ihres Abgeordneten in Alexandria. Zufrieden mit der Antwort des Vizekönigs, weil ſie für eine verneinende genommen werden konnte, verbreitete ſie,

durch ihr in türkiſcher Sprache erſcheinendes Blatt, das Beharren des Vizekönigs im Ungehorſam, nannte deſſen Forderungen anmaßend und mit den religiöſen und adminiſtrativen Satzungen des Reiches unverträglich, und machte bekannt, ſie habe, in Folge der Milde und Barmherzigkeit des Sultans, eine neue und letzte Aufforderung an Mohammed Ali ergehen laſſen. Weigere ſich dieſer, Syrien zu räumen, fahre er fort, Akka zu belagern und die heilige Wallfahrt, für welche der Sultan gerade in dieſem Jahre mit beſonderer Liebe geſorgt habe, durch die Gegenwart ſeiner Truppen in jenem Lande zu ſtören, ſo werde die Pforte ihn und ſeine Truppen, nach Weiſung des heiligen Geſetzes, beſtrafen. Um ihren Worten Achtung zu ſichern, habe ſie bereits kräftige Maßregeln genommen. Aliſch Paſcha von Konia, Osman Khairi Paſcha von Käſarea, der Verwalter der kaiſerlichen Bergwerke, Osman Paſcha, und andere hohe Beamte ſeyen beauftragt, alſogleich Streitkräfte zu ſammeln und damit nach Haleb aufzubrechen, deſſen Statthalter, Mohammed Paſcha, einſtweilen zum oberſten Befehlshaber ernannt werde.

Dieſe Erklärung ließ keinen Zweifel darüber, daß die Pforte ihren Entſchluß gefaßt hatte. In Uebereinſtimmung mit demſelben enthielt die Liſte der

Tewdschihat, oder der Beförderungen und der Bestätigung der Statthalter, welche jährlich nach dem Bairamsfeste ausgegeben wird, dießmal keine Verfügung über Aegypten, Dschedda und Kandia. Ein kaiserliches Hatischeriff erklärte, daß der Wille des Sultans in Bezug der Verleihung dieser Provinzen bis zur Kenntniß der Antwort Mohammed Ali's auf die letzte Aufforderung ausgesetzt bliebe.

Eine solche Sprache der Pforte konnte zu keiner friedlichen Ausgleichung führen. Der Mann, der seit dreißig Jahren Aegypten verwaltete und dessen heutigen Zustand sein Werk nennen durfte, der Dschedda durch die Besiegung der Feinde der Staatsreligion erworben, und Kandia vom Sultan erkauft hatte, sah sich dieser Provinzen verlustig erklärt; nach diesem Vorgange auf Unterwerfung hoffen, konnte nicht ernstlich gemeint seyn. Auch war dem Divan um diese Zeit der weitere Wille des Sultans rücksichtlich dieser Provinzen bekannt, und Mohammed Ali frühzeitig davon unterrichtet. Dieser Wille ging dahin, selbst für den Fall, daß Mohammed Ali sich unterwürfe, dieselben nicht länger in seinen Händen zu lassen, und insbesondere Aegypten dem Husseyn Pascha anzuvertrauen, der in den schrecklichen Tagen der Vernichtung der Janitscharen des Sultans rechte Hand, später Seriasker der neuen

Truppen gewesen war, nun aber in Bosnien gegen die Rebellen zu Felde stand. Nach der Hauptstadt berufen, traf er in den ersten Tagen des März dort ein und wurde ohne Verzug vor den Sultan gelassen. Dieser übertrug ihm die Führung des gegen die Aegypter bestimmten Landheeres, und Husseyn Pascha war nunmehr der Hebel, durch welchen der leitende Mann im Ministerium, Chosrew Pascha, die Kräfte des Reiches zu mächtigen Rüstungen trieb.

Diese Wahl war am 26. März durch kaiserliches Handschreiben und Ferman feierlich bekannt gemacht worden *). Sie deutete auf die Absicht gewaltiger Anstrengung, denn Husseyn Pascha war sonst kein Mann für halbe Mittel gewesen. Auch fand sie Billigung bei allen denen, welche die Ueberwindung Mohammed Ali's wünschten, und folglich bei den Ministern der europäischen Mächte. Diese wünschten der Pforte Glück zu derselben, sie priesen den Muth, die Festigkeit, die Umsicht und die, nach ihrem Ausspruche, in so vielen Proben erwiesenen Feldherrngaben Husseyn Pascha's, sie erklärten durch diese Eigenschaften die Wahl des Sultans und ihre unabhängige Meinung gerechtfertigt, sie beeilten sich, dem mit erweiterter Macht bekleideten Serdari Ekrém oder Feldmarschall

*) Siehe Beilage Nr. 2.

Natoliens ihre Ehrfurcht zu bezeugen, und ihre besten Wünsche darzubringen. Obwohl sie auf die Rettung Akka's nicht mehr zu hoffen wagten, so hielten sie nun den Verlust dieses Platzes nicht für bedeutend und zweifelten, in diesem Zeitpunkte, an dem nahen Untergange Mohammed Ali's nicht.

Einstweilen war der kaiserliche Ferman von Konstantinopel auch nach Akka gelangt. Der Träger desselben hatte die syrischen Seestädte bereits von den Aegyptern besetzt gefunden und sich nach Haleb begeben, von dort aber seinen Auftrag an Abdullah Pascha gesendet. Die begleitenden Briefe des Seriaskers enthielten den Rath, dem Vizekönige von Aegypten Entschuldigungen für das unnachbarliche Benehmen zu machen, und zugleich den Trost, daß wenn sich dieser nicht damit zufrieden stellte, die Pforte Akka zu vertheidigen wissen würde. Abdullah Pascha erließ das Entschuldigungsschreiben; es traf zur Zeit in Alexandria ein, als dort Nazif Efendi die weiteren Befehle der Pforte erwartete, und erhielt keine Antwort.

Akka fuhr fort, sich zu vertheidigen. Die Flotte der Aegypter hatte gelitten, ihre Munition war fast verbraucht. Der Ingenieur Chianti, aus der Romagna, leitete die Arbeiten der Belagerer mit wenig Erfolg, ihm folgte hierin im Laufe des Jänner 1832 der

Piemonteſe Romei, der den Aegyptern in der Morea gedient hatte. Der Wall an dem Landthore lag in Breſche, aber die innere Mauer hatte wenig gelitten, und im Kampfe Mann gegen Mann, zu welchem die Breſche führte, hatte der Bosniake entſchiedenen Vortheil über den Araber.

Am 29. Jänner traf der Admiral Osman Paſcha auf einer Korvette von Kaipha in Alexandria ein, und meldete dem Vizekönige die Bedürfniſſe und Lage des Heeres. Dieſer tadelte mit Offenheit, ſelbſt vor dem Abgeordneten des Sultans, den er auch nach Kairo reiſen und dort nach Gutdenken ſchalten und walten ließ, die Mißgriffe ſeiner Offiziere. Am 3. Februar brachte er im Miniſterrathe, zu dem der Abgeordnete wie gewöhnlich gezogen wurde, ſelbſt die Beſorgniß Ibrahims zur Sprache: im Verſuche eines Sturmes auf Akka zu viele Leute einzubüßen, und gab die Meinung dahin, daß die Gefahr, den Platz nicht zu nehmen und dann ſich auf verſchiedenen, unter ſich entfernten Punkten ohne ſichern Anhalt ſchlagen zu müſſen, größere Opfer nach ſich ziehen würde. Er trug daher auf den Sturm an, und wandte ſich zuerſt mit der Frage: ob er das richtige wähle? an Nazif Efendi, der ſich bejahend verbeugte. Alle Stimmen fielen dem Vizekönige bei.

Die Zuverſicht und unermüdete Thätigkeit dieſes

Fürsten erschütterten das Vertrauen selbst seiner entschiedenen Gegner in Alexandria. Zeugen der Rüstungen, in denen er fortfuhr, der unabläßigen Bildung und Abrichtung neuer Bataillone, der Ausbesserung der alten Schiffe und des Baues neuer, überhaupt der riesigen Arbeiten im Arsenale, welche der Vizekönig durch seine Gegenwart antrieb, konnten sie weder den Ernst seines Entschlusses noch den Reichthum seiner Mittel verkennen. Durch einige, die Unternehmung der Aegypter mißbilligende Worte Stratford Cannings, wodurch dieser seinem Geschäfte in Konstantinopel nachgeholfen hatte, getäuscht, richteten sie ihre Hoffnung auf eine gewaffnete Dazwischenkunft Englands. Um diese herbeizuführen, schilderten sie den Erfolg als mit unbedeutenden Mitteln erreichbar. „Vier Fregatten, riefen sie, und es ist geschehen um Mohammed Ali!" Sie bemühten sich zugleich, dem englischen Ministerium Gründe zur Unzufriedenheit mit dem Vizekönige in die Hand zu spielen, und wurden hierin von dem General-Konsul Barker unterstützt *).

*) Die Klagen desselben bezogen sich auf die verweigerte Auslieferung von ein paar jonischen Griechen, welche in der Morea gegen die Aegypter fechtend gefangen worden waren, und auf die Schließung zweier Kramladen gleichfalls jonischer Griechen. Diese Fälle schienen dem englischen General-Konsul wichtig genug, den Vizekönig keines Besuches mehr zu würdigen.

Ihre Hauptwaffen aber waren das Gewicht, das sie der Ausbreitung Frankreichs im Mittelmeer, durch die Besetzung von Algier, Ankona und Navarin, gaben; die Versicherung geheimer Verständigung Mohammed Ali's mit Frankreich, um sich durch dessen Hülfe vom türkischen Reiche abzureißen, und überhaupt die Vorgabe gefährlicher Hinneigung des Vizekönigs zu den Lehren der Revolution. Sie versicherten, was in Aegypten geschehe, wäre im Grunde nichts als Carmagnole und Marseillaise, und malten den Widerspruch aus, einen so unruhigen und unternehmenden Menschen an die Ausführung seiner Umwälzungspläne in eben der Zeit gehen zu lassen, wo ganz Europa sich die Erhaltung des Friedens und des Bestehenden zum Ziele gesetzt habe.

Ihre Stimmen drangen bis in die Kabinete, da verhallten sie unter dem Gelärme näherer Bedrängnisse.

Am 13. Februar empfing Mohammed Ali, als Antwort auf seine Vorschläge, die abermalige Aufforderung der Pforte, sich ihrem Willen zu fügen. Sie überraschte ihn nicht, denn er war durch seine zahlreichen Anhänger in Konstantinopel zu genau von den Gesinnungen und Absichten der Partei Chosrew Pascha's unterrichtet, aber die Briefe einiger seiner einstigen

Freunde, wie ſeines Geſchäftsträgers Negib-Efendi u. a. m. betrübten ihn. Noch an demſelben Tage ließ er 3200 Mann einſchiffen und gab ihnen Befehl, nach Alexandretta zu ſegeln, ſich in die pilae Syriae zu werfen, und dieſe Engpäſſe den aus Kleinaſien kommenden Truppen des Großherrn zu verſchließen. Der Abgeordnete der Pforte ſah ſein Geſchäft zu Alexandria geendet und bereitete ſich zur Rückfahrt. Mit erneuten Verſicherungen ſeiner Unterwürfigkeit und mit der erneuten Bitte, ihm die Paſchalike von Saida und Tripoli anzuvertrauen, entließ denſelben Mohammed Ali. Am Vorabend ſeiner Abreiſe, 29. Februar, empfing Nazif Efendi, in ganz vertrauter Beſprechung, die letzten Worte des Vizekönigs. Sie gingen dahin, den Abgeordneten zu beſchwören, dem Sultan ein treues Gemälde von dem Stande der Dinge zu geben, dieſem darzuthun, wie er ein Spielwerk in der Hand des Seriaskers und anderer Gegner ſey, und wie das heiligſte und wichtigſte Intereſſe des Thrones und Reiches erheiſche, daß er ſich nicht in einen Krieg würfe, durch welchen er, ſelbſt als Sieger, nur verlieren könne. Der Vizekönig gab dem Abgeordneten die Ueberſicht ſeiner Mittel, um die Unwahrſcheinlichkeit des Sieges für die Pforte darzuthun, er bat ihn, dem Sultan zu bemerken, daß die Waffen der Religion ſich gegen

ihn ſelbſt kehren würden, und dieß um ſo leichter, als Mechmed-Bin-Ava, Scheriff von Mekka, nicht des Sultans Geſchöpf ſey. Im Jahre 1829 nämlich hatte der Vizekönig, müde der Zänkereien der Scheriffe unter ſich, dieſen ihm ganz ergebenen Mann mit der geheiligten Würde bekleidet. Dieß ſetzte ihn nun in die Möglichkeit, dem Sultan zu drohen, im Falle dieſer die Religion gegen ihn waffnen wollte, die Streitfrage vor den Stuhl des wahren Sprößlinges des Propheten zu bringen, Machmud, als gegen die Satzungen des Korans regierend, des Thrones verluſtig erklären zu machen und die Geſammtkräfte Arabiens mit den ſeinigen unter ſeinem Sohne, dem Befreier der heiligen Städte, zu vereinigen.

Am 29. Februar ging Nazif-Efendi unter Segel und langte am 27. März, am Tage nach der feierlichen Ernennung des Oberbefehlshabers Huſſeyn Paſcha zum Feldmarſchall von Natolien, in Konſtantinopel an. Der Ferman des Krieges war erlaſſen, jedes Wort kam zu ſpät und fand überdieß in der nun bereits in's Spiel gebrachten Ehre des Thrones und in der Zuverſicht des Sieges übermächtige Gegner. Es galt zu Konſtantinopel für Glaubensſatz, daß die Truppen Ibrahims nur eine Niederlage erwarteten, um ſammt und ſonders die Fahnen

zu verlaſſen und nach Hauſe zu eilen. Ein anderer Glaubensſatz war, den Vizekönig am Ende ſeiner Mittel zu betrachten. Wer daran zweifelte, galt für einen Verbrecher. Dieſe Zuverſicht, dem Heere unerläßlich, war im Rathe des Großherrn verderblich. Sie beruhte zum Theile auf den falſchen Schilderungen, welche die Pforte fortfuhr, aus Aegypten zu empfangen, und welche die Verwaltung Mohammed Ali's als das Land durch und durch verderbend darſtellten. Schon vor dem Jahre 1830 war dieſer Verwaltung von Monat zu Monat das Leben abgeſprochen worden, und dieſe Sprache wurde dringender, ſeit, in dieſem Jahre, der Vorſchlag des Kriegsminiſters Machmud-Bey in Ausführung kam, dem zu Folge alle Bezirke des Landes unter ſich für die Geſammtheit der an die Regierung ſchuldigen Abgaben verantwortlich erklärt wurden. Die Schilderung des Elends, welches die Folge dieſer Maßregel geweſen ſeyn ſoll, konnte im Grunde nicht viel weiter gehen, als die früheren Schilderungen. Welche ernſtlich daran glaubten, vergaßen, daß unter derſelben Verwaltung aus Nichts Armeen und Flotten entſtanden waren, hunderte von Fabriken und Kanälen den Gewerbfleiß hoben, die Bevölkerung zugenommen hatte, der bebaubare Boden um nahe an 200,000 Morgen angewachſen war, neue Feldfrüchte, neue

Erzeugniſſe aller Art dem Lande geſchenkt wurden und die jährlichen Einkünfte, die ſich der Vizekönig durch Geiſt, Betrieb und Ordnung geſchaffen hatte, über 30 Millionen Silbergulden in den Schatz brachten, aus welchem ſie auf tauſend Wegen über das Land ſich ausgoßen.

Der Februar ging vorüber und Akka hielt noch. Mehrere Stürme waren abgeſchlagen worden; ein großer Theil der Mittel der Belagerer war verbraucht, noch ehe die Mauer in wirklich gangbarer Breſche lag. Abdullah bewies Muth und Kraft, und ſeine Beſazung Ergebenheit; aber ohne Nachricht von außen ſchlich ſich mehr und mehr die Beſorgniß ein, von der Pforte aufgegeben zu werden. Im Jänner war es zwar einem Manne aus Damaskus gelungen, Ibrahim zu täuſchen und in die Feſtung zu kommen, aber er brachte keine Zeile aus Konſtantinopel, ſondern nur einige wenig beſtimmte Nachrichten von dem Paſcha von Haleb und nichts Gewiſſes über die Anſtalten der Pforte. Abdullah gab mit vollen Händen Geld unter ſeine Soldaten; er beſchwichtigte, aber er hob dadurch die Zweifel nicht, welche aus der Vernachläßigung von Seite der Pforte entſprangen.

Die Aegypter hatten ſeit Längerem die beiden Landſeiten mit vier mächtigen Werken umſchloſſen. Von

der Flotte durch 16 Feldstücke und 12 Mörser verstärkt, hatten sie im Ganzen 96 Stücke im Lager, von denen 48 Kanonen und 20 Mörser und Haubitzen in den Batterien standen. Die Belagerten konnten ihnen nur 36 Stücke entgegensetzen, weil die Wälle der Angriffseiten nicht Raum für mehrere gewährten. Am 9. März war die Bresche gangbar. Tags darauf befahl Ibrahim den Sturm. Die arabischen Bataillone rückten muthig über den ausgefüllten Graben und wurden von den Bosniaken tapfer empfangen. Diese hatten zwei Kanonen auf die Bresche geschleppt, verloren sie aber an ihre Gegner, welche die Bresche erstiegen, die innere Mauer erklommen, und nach allen Seiten in die Stadt sich ergoßen. Da fanden sie sich durch Abschnitte aufgehalten und aus den Häusern mit Gewehrfeuer begrüßt. Pulver, in Fässern von den Belagerten eingegraben und entzündet, schreckte die Stürmenden; sie wichen, nachdem sie über 200 Todte zurückgelassen hatten, krönten aber den äußern Wall und hielten sich gleichsam das Thor geöffnet, die Stadt Haus für Haus zu erobern.

Die für Alexandretta bestimmten ägyptischen Truppen, Theile des 5. und 19. Inf.-Regiments, waren durch widrige Winde in Alexandria gerade so lange zurückgehalten worden, bis dort die Nachricht von der

Beſetzung der pilae Syriae durch den von der Pforte neu ernannten Osman Paſcha von Tripoli eintraf. Dieſe Truppen erhielten daher eine andere Beſtimmung. Um die Mitte März nahm die Flotte, durch den Schiffbaumeiſter Serify, einen Franzoſen im Dienſte des Vizekönigs, mit erſtaunlicher Schnelligkeit ausgebeſſert, beide Regimenter ein, und ſegelte nach Candia, um die junge Mannſchaft gegen die alte und tüchtige der beiden dort liegenden Regimenter, des 2. und 11., auszutauſchen. Um dieſe Zeit traten auch einige ſechzig griechiſche Seeleute, zum Theil Branderführer, die unter Canaris gedient hatten, in den Sold des Vizekönigs. Ihr Führer war derſelbe Anagnoſtis aus Ipſara, der mit Lord Cochrane vor Alexandria gekommen war und dort eines der ägyptiſchen Fahrzeuge verbrannt hatte.

Der Widerſtand Akka's begann die Freunde des Vizekönigs zu erſchrecken und die Zuverſicht ſeiner Gegner zu mehren, aber er weckte zu Konſtantinopel die Thatkraft nicht, welche hieraus hätte Nutzen ziehen können und ſollen. Doch begannen die vorderſten Truppen der Türken ſich zu regen. Osman Paſcha brach, in der zweiten Hälfte des März, mit 6000 Mann von Antiochia nach Tripoli auf. Er gab ſich für die Vorhut des kaiſerlichen Heeres, und es flog ihm der Ruf

voraus, als zähle er 20,000 Mann. In Tripoli befahl für Ibrahim Pascha Muſtapha Berber, ein in Syrien viel bekannter Mann und perſönlicher Feind des Paſcha von Akka; er hatte an 1500 Mann ägyptiſchen Fußvolks, zu dem 500 Araber aus dem Gebirge von Samaria und 2000 Druſen, durch den Sohn des Emir-Beſchir ſelbſt geführt, geſtoßen waren. Mit dieſen Truppen wies er den Angriff der Türken auf Tripoli zurück, aber ein ganzes Infanteriebataillon, durch ſeinen Oberſten Dris-Bey mit Unbeſonnenheit vorgeführt, erlag der Reiterei Osmans.

Die Nachricht von dieſen Vorfällen machte keinen günſtigen Eindruck im Lager vor Akka. Manche hatten noch an der Nothwendigkeit, gegen den Sultan aufzutreten, gezweifelt; jetzt war der Wurf gethan und die Stunde der Probe nahe. Es gab Leute in der Umgebung Ibrahims, welche vorſchlugen, nach Gaza zurückzugehen, dort ſich zu verſchanzen und den Großvizir zu erwarten. Ibrahim verwarf dieſen kleinherzigen und thörichten Rath, ſetzte die Belagerung aus, ohne die Umzinglung aufzugeben, und ging mit 10,000 Mann Osman Paſcha entgegen. Dieſer, der eben Tripoli hart bedrängte, überraſcht durch die Bewegung des Gegners, erwartete ihn nicht, ſondern floh, ſobald er deſſen Ankunft in Batrun, 6 Stunden ſüdlich von

Tripoli, erfahren hatte, mit Zurücklaſſung ſeines Geſchützes, ſeiner Zelte und Verwundeten, über das Gebirge nach Homs. Ibrahim folgte ihm dahin, wandte ſich aber wieder, entweder weil er ſich zu gering an Truppenzahl hielt oder noch den offenen Kampf gegen die Truppen des Sultans entfernt halten wollte. Er ging über Khan-Kaſſir in die Ebene von Zeraa. Da erreichten ihn, am 14. April, die von Hamah, dem Hauptlager Mechmed Paſcha's von Haleb, herbeigeeilten Statthalter von Madün und Kaiſſeri mit Osman Paſcha, den ſie aufgenommen hatten. Ibrahim bildete ſogleich ſeine Truppe in zwei Kolonnen, jede aus einem Infanterie-Regimente und einer Diviſion Reiter beſtehend, während er ſeine wenigen Beduinen zur eigenen Bedeckung nahm. Er warf dieſe Kolonnen auf die feindlichen Flügel, die den Stoß nicht aushielten und auf der Flucht etwa 300 Mann und eben ſo viele Pferde verloren. Ibrahim ging auf Baalbeck zurück; Mechmed Paſcha aber rückte am 20. April auf Homs vor und gab das am 14. ſtattgefundene Gefecht für einen Sieg. Ueberzeugt, daß der Fall von Akka von der Fernhaltung der vereinigten Statthalter abhinge, und bis zu dieſem Falle der Vertheidigungskrieg ſeine Aufgabe war, blieb Ibrahim zu Baalbeck. Die Flotte, unter Osman Nurredin Bey, war am 12. in Suda

auf Kandia eingelaufen, hatte am 13. und 14. den Austauſch der Mannſchaft in den beiden Regimentern bewirkt, war am 15. wieder unter Segel gegangen, erſchien am 1. Mai auf der Rhede von Tripoli und ſchiffte da die Truppen aus, die zum Theile zu Ibrahim ſtießen, zum Theile aber bei Saida Stellung nahmen, und dadurch die Vertheidigung der Seeſtraße ſicherten.

Der Vormarſch der Statthalter war eine vereinzelte Unternehmung geweſen und das kaiſerliche Heer noch zu ferne, um ſie zu unterſtützen. In den erſten Tagen des Aprils ſtand dieſes Heer, an 60,000 Mann ſtark, darunter 45,000 Mann geregelte, gutgekleidete und ziemlich abgerichtete Truppen, mit 160 Geſchützen noch bei Skutari. Am 12. April ſetzte der Feldmarſchall feierlich über den Meerarm, der dieſe Stadt von Konſtantinopel trennt; aller rückſtändiger Sold wurde bis auf den Tag bezahlt, eine große Beförderung durch alle Grade bekannt gemacht; der alte Seriasker Chosrew Paſcha ritt von Regiment zu Regiment und ſprach zu jedem aufmunternde Worte; die Armee trat an dieſem Tage noch den Marſch nach Konieh an, den der Feldmarſchall, am 17., mit der Gardebrigade ſchloß. Am 21. gab der Moniteur Ottoman, der lange über die ägyptiſchen Verhältniſſe

geſchwiegen hatte, die Erklärung, daß Mechmed Ali die Aufforderungen des Sultans zurückgewieſen habe, alſo zu ſeiner Beſtrafung geſchritten werde. Am 23. wurde auch der letzte und äußerſte Schritt gethan. Vier und vierzig Ulema unterzeichneten den religiöſen Bann gegen Mechmed Ali; der Mufti erklärte dieſen als des Verrathes an den Propheten und an dem Sultan ſchuldig; die förmliche Kriegserklärung gegen den Vizekönig wurde erlaſſen; er und ſein Sohn Ibrahim aller Ehren und Würden entſetzt und mit dem Fluch der Religion belegt, die Statthalterſchaft von Aegypten, Dſchedda und Kandia aber auf den Feldmarſchall Huſſeyn Paſcha übertragen *). Am 4. Mai gab Elhadſch-Aakif-Efendi, der im Laufe des April den wegen Kränklichkeit entfernten Seid-Suleiman-Nedſchib Efendi im Amte des Reis Efendi erſetzt hatte, den Miniſtern der europäiſchen Mächte von dieſen Verfügungen Kenntniß und forderte ſie auf, ihren Handelsſchiffen die Fuhr von Lebens- und Kriegsmitteln nach Aegypten zu verbieten **). Am 15. Mai ging der Kapudan Paſcha mit dem Dreidecker Machmudieh zu 120 Kanonen nach den Dardanellen unter Segel, wo die Flotte zum Auslaufen bereit lag. —

*) Siehe Beilage Nr. 3.

**) Siehe Beilage Nr. 4.

Um der religiösen Maßregel den äußersten Nachdruck zu geben, hatte der Sultan unter dem Vorwande der Gefahr, welche durch die Aegypter und Araber der Pilgerkarawane drohte, dieselbe von Damask nach Haleb zurückkehren und für dieses Jahr aufheben machen; auch bekleidete er, um die Unruhen in Arabien zu fördern und die Wirksamkeit Mechmed-Bin-Aras zu lähmen, am 22. Mai den nach Brussa geflüchteten Abdul Matlab, den Sohn des Scheriff Galib-Zadeh, mit der Würde des Scheriff von Mekka und sandte ihn in's Hauptquartier des Feldmarschalls *).

Nun war der Sturm losgelassen. Die unverständigen Freunde des Sultans und die durch Leidenschaft verblendeten Feinde des Vizekönigs froh-

*) Scheriff Bahya, mit den Großen in Mekka zerfallen, war nach Aegypten geflohen. Die Häuptlinge sprachen die Vermittlung Mohammed Ali's an, um Abdul Matlab zum Scheriff zu erhalten. Die Pforte überließ dem Vizekönige die Wahl. Dieser wählte Mechmed-Bin-Aya, aus dem Tribu Abadilo, um die Uebermacht des Tribu Zuzeid zu brechen und die Ruhe im Lande zu sichern. Die Pforte bestätigte diese Wahl, erlaubte aber dem einstweilen nach Bagdad geflohenen Abdul Matlab, in Brussa sich niederzulassen. Nun, da der Scheriff in Mekka ihr verdächtig geworden war, stellte sie ihm diesen Mann entgegen, gab dessen Ansprüchen die kaiserliche Billigung und befahl dem Feldmarschall, ihn in der neuen Würde anerkennen zu machen.

lockten. Langſam bewegte ſich das kaiſerliche Heer nach Konieh, wo es ſich vom 5. bis 8. Mai ſammelte; am 10. langte der Feldmarſchall dort an. Am 12. ließ er die Diviſion Bekir, aus dem 7., 11. und 15. Infanterie- und einem Reiterregimente beſtehend, den Marſch über den Taurus eröffnen; am 13. folgten das 2. Reiterregiment der Garde; am 16. das Truppenkorps des Mechmed Paſcha von Siliſtria; am 20. die Infanteriebrigade des Skanderpaſcha und das 6. Reiterregiment; am 24. die Infanteriebrigade des Redſchib Paſcha und das 9. Reiterregiment; am 28. die Infanterie der Garde unter Dilawar Paſcha und das 1. Garderegiment. Die ganze Armee nahm die Richtung nach dem acht und zwanzig Märſche entlegenen Antiochia. — Zu Satalia ſammelte ſich ein abgeſondertes Korps. Zu dieſem ſollte das 6. Infanterie-Regiment unter Oberſt Ferhad Bey ſtoßen; da es aber von der Flotte aufgenommen worden war, ſo erſetzten die Bataillone von Smyrna deſſen Platz. Das Korps von Satalia ſollte die Armee-Reſerve bilden und, von der Flotte unterſtützt, dieſen oder jenen Punkt Syriens, ja ſelbſt Aegypten bedrohen.

Kaum hatte Ibrahim Paſcha ſichere Nachrichten über den Stand und die Bewegung des kaiſerlichen Heeres eingezogen, ſo erkannte er, daß ihm die Zeit

bliebe, Akka zum Falle zu bringen. Schnell legte er einige Unruhen im Gebirge unter den Druſen bei, zog 15,000 Mann bei Baalbeck zuſammen, ließ ſie unter Abbas Paſcha da ein befeſtigtes Lager beziehen, damit ſie den 20,000 Mann, mit welchem Mechmed Paſcha bei Homs ſtand, bequem die Stirne bieten konnten, und ging für ſeine Perſon nach Akka zurück. Dort angekommen, erkannte er den Zuſtand des Platzes, der in engſter Einſchließung gehalten worden war, berief am 26. Mai alle Generale und höheren Offiziere zu ſich, vertheilte die Rollen zum Sturm für den nächſten Morgen, und ließ bis zu dieſem entſcheidenden Augenblicke alle Batterien ſpielen. Am 27., wenige Minuten nach Sonnenaufgang, brachen die Aegypter über drei Breſchen bis an den innern Wall; ſie machten ſich Meiſter der Aufwürfe, krönten dieſelben, ſetzten über den zweiten Graben, erſtiegen die Thürme und eroberten die daranſtoßenden Gebäude. Die Vertheidiger ſchlugen ſich mit großem Muthe im Thurm Koraim und im Schloſſe Abdullah's, trieben mehrmals die Araber zurück und hielten den Kampf unentſchieden bis gegen 4 Uhr Nachmittags, wo ſie, bis auf 600 Mann aufgerieben und ohne Ausſicht auf Rettung, die Gnade des Siegers anflehten. Der Muſti, der Imam der Stadt und einige Haupt-

leute kamen um dieſe Stunde aus der Burg und warfen ſich Ibrahim zu Füßen. Dieſer empfing ſie mit Würde und Güte, und ließ ihnen ihre Waffen. Er forderte die unbedingte Uebergabe von dem Reſte der Stadt und ſicherte Abdullah Paſcha das Leben. Nach Sonnenuntergang ſandte er den Brigadegeneral Selim Bey an dieſen, ließ ihn begrüßen und ihm andeuten, daß er ſich um Mitternacht in's ägyptiſche Lager zu begeben habe. Da empfing er ihn und deſſen Kiaja mit Anſtand und Achtung, lud ihn nach einem außerhalb der Stadt liegenden Sommerhauſe ein, ſonſt Abdullah's Eigenthum, ſeit der Belagerung aber für Ibrahim eingerichtet, und bewirthete ihn dort; dann übernachteten Beide friedlich neben einander. — Der Sturm hatte den Aegyptern an Todten 23 Offiziere und 489 Soldaten, an Verwundeten 61 Offiziere und 1368 Soldaten, im Ganzen beinahe ſo viel als die geſammte Beſatzung ſtark war, gekoſtet; denn dieſe betrug am Morgen des Sturmes nur noch 2000 Mann. Die Stadt wurde geplündert. Tags darauf gab ſich indeß Ibrahim Mühe, an die Eigenthümer zurückzugeben, was noch zu finden war. Am 29. wurde Abdullah Paſcha, der ſich auf die Frage, ob er ſich nach Konſtantinopel oder nach Alexandria begeben wollte, für dieſen letztern Punkt entſchieden hatte,

nach Kaipha und auf die Goelette Schabas-Dſchihad gebracht. Dieſe lief am 2. Juni in Alexandria ein.

So war Akka gefallen. Der Platz hatte nach ſeinem Vermögen alles gethan, um ſich zu erhalten, die Pforte nichts, um ihn zu retten. Munition und Lebensmittel waren aufgezehrt, die Vertheidiger auf ein Zwölftheil geſchmolzen. In ſieben Monaten hatte die Pforte nicht eine einzige Gelegenheit geſucht, um auch nur ein Wort der Aufmunterung an die Beſatzung gelangen zu machen. Die Entfernung der ägyptiſchen Flotte lud ſie ein und machte ihr leicht, den Platz zu verpflegen, engliſche Kauffahrer hatten ihr Getreide angetragen und waren ihr ſogar mit der Bedingung entgegen gekommen, erſt in Akka dafür bezahlt zu werden. Die Pforte war nicht zu beſtimmen geweſen, ihre Flotte lag unthätig in den Dardanellen. Sechshundert Mann friſcher Truppen als Nachſchub, und Akka würde um 2 Monate länger gehalten haben.

Mohammed Ali knüpfte unmittelbar an den Sieg über Akka zwei andere Siege, welche die öffentliche Meinung immer mehr zu ſeinen Gunſten ſtimmten, den Empfang Abdullah's und die Vergleichvorſchläge an die Pforte. Die frühere Geſchichte Abdullah Paſcha's läßt keinen Zweifel, daß er den Gegner, wäre dieſer in ſeine Macht gefallen, hätte hin-

richten laſſen. Mohammed Ali nahm eine klügere Rache, er überhäufte ihn mit Auszeichnungen. Sein eigenes Boot ſchickte er dem Schiffe, das den Gefangenen brachte, entgegen, um dieſen abzuholen, und mit dem Boote, das ihn ſelbſt vom Arſenale, wo ihn die Nachricht gefunden hatte, nach dem Pálaſte führte, Kengi-Osman, den Schiffzahlmeiſter, der dem Abdullah Paſcha ein bekannter und gerne geſehener Mann war, damit aus ſolchem Munde ihm Troſt und Verſicherung der Gnade genehmer käme.

Auf ſeinem Divan, wortlos, faſt wehmüthig geſtimmt, in Mitte ſeiner Großen erwartete der Sieger den Beſiegten. Die Quarantaine wurde für dieſen ausgeſetzt. Die Kanonen des Platzes begrüßten ihn, ſo wie er an's Land ſtieg, und eine beträchtliche Zahl Offiziere und Diener des Vizekönigs erwarteten und begleiteten ihn und ſeinen Kiaja nach dem Palaſte. Die Sonne ging eben unter. Abdullah wankte, wie Jemand, der zum Tode geführt wird. Todesbläſſe bedeckte ſein jugendliches Antlitz, er trug einen ſchwarzblauen Ueberrock, der wie ein Kleid der Trauer ausſah, ein farbiger Shawl umgab nachläßig gewunden das Haupt. So wie er die Treppe hinauf und in der prächtig erleuchteten Vorhalle bis an den Divanſaal gelangt war, hielt er an, und zitterte, denn ſein

Auge entdeckte durch die geöffnete Thüre die ernſte Geſtalt Mohammed Ali's. Dieſer war ſeiner kaum anſichtig geworden, ſo erhob er ſich vom Divan, und ſeine Züge erheiterten ſich bis zur Milde. Da ſtürzte Abdullah durch die Menge bis zu ihm, warf ſich auf auf die Kniee, faßte den Saum ſeines Mantels und rief: „Verzeihung! Nicht als Vizir, als ein König handelt an mir!“ Mohammed Ali hob ihn auf und ſetzte ihn neben ſich. Seine Sprache fand jetzt Laute, wie ſie deren ſelten wählt und doch nie verſagt, weiche, tröſtende Laute, er tadelte ſanft, verſprach zu vergeſſen und nannte den bis zu Thränen gerührten Gegner ſeinen Sohn. Auch den Kiaja ließ er niederſitzen und beiden die Ehre der Pfeife bieten, die ſie, gedrungen durch freundliche Worte, annahmen. Nachdem alle Diener abgetreten waren, unterhielt ſich der Vizekönig allein mit beiden Gäſten durch längere Zeit, entließ ſie dann mit Wünſchen für ihre Erholung und Ruhe, lud ſie ein, ihn täglich zu ſehen, erklärte beide für frei, und befahl, ſeine Leibpferde vorzuführen, um ſeine Gäſte nach dem für ſie beſtimmten Palaſte zu bringen. Abdullah, leidenſchaftlich bewegt, fragte, als er in den Hof trat: welchen dieſer Sättel hat Mohammed Ali berührt? und als man ihm denjenigen wies, der das Pferd, das ihn erwartete, deckte, ſo küßte er ihn. Am

nächſten Morgen ließ ſich Mohammed Ali nach dem Befinden ſeiner Gäſte erkundigen und ſandte beiden koſtbare Geſchenke. Abdullah Paſcha beſuchte an dieſem Tage bereits Stadt und Arſenal. Im letztern traf er den Vizekönig. Dieſer, um ſeinem Gaſte einen Beweis von Achtung zu geben, ließ alle Galeerenſclaven ihrer Ketten entledigen, und ſchenkte ihnen die Freiheit. Zum Aufenthalte für Abdullah Paſcha wurde auf der Inſel Roda in Kairo ein Palaſt eingerichtet, dort auch ein Landhaus für deſſen Kiaja. Beider Frauen und ganzes Haus wurden dahin gebracht. Der Vizekönig übernahm die Sorge für ihren Unterhalt. Was er an Schmuck und koſtbarem Eigenthum ſeiner Gäſte oder ihrer Frauen auftreiben konnte, gab er an dieſelben zurück.

Dieſe Behandlung eines ſo erbitterten Gegners war neu im Orient. Sie erſchien als Großmuth und erwarb dem Vizekönige viele Anhänger. Desgleichen that ſein Benehmen gegen die Pforte. Er benützte den Augenblick des Sieges, um durch einen Mann aus dem Gefolge des Nazif Efendi, den er bei der Abreiſe dieſes Abgeordneten zurückgehalten hatte, der Pforte die früheren Vergleichsvorſchläge zu wiederholen. Er bat um die Belehnung mit Saida, Tripoli und Akka, verſprach Treue und Tribut und drückte ſeinen Kum-

mer aus, genöthigt geweſen zu ſeyn, gegen Abdullah Paſcha ſein Recht mit den Waffen zu verfechten.

Dieſelbe Sprache führte der Vizekönig öffentlich an ſeinem Hofe und gegen die Konſule der europäiſchen Mächte, die er bat, ſeine Worte treu ihren Miniſtern in Konſtantinopel zu berichten. Es ſcheine ihm unmöglich, ſagte er, daß die Pforte ſeiner einfachen Sprache das Ohr verſchlöße, daß ſie den Vortheil von ſich ſtieße, ihm geben zu können, was ſie ihm zu nehmen nicht mehr im Stande wäre. Er ſey derſelbe Mohammed Ali noch, der ihr ſo viele Dienſte geleiſtet, ſo viele Opfer gebracht habe. Akka brauche einen Statthalter, er ſetze ſich auf die Liſte der dieſen Poſten Anſprechenden, er wolle denſelben aus der Hand des Sultans nehmen, als ſey er eine freie Gabe deſſelben. Die Pforte könne nicht Nein ſagen, nicht den Wurf der Waffen wagen, wobei ſie nichts zu gewinnen und alles zu verlieren habe. „Die Zeitung von Konſtantinopel, fuhr er fort, ſpricht von 60,000 Mann. Wo ſind ſie? Wie viele werden davon bis Haleb kommen? Wie werden ſie genährt werden, wie ihre Lebensmittel, Waffen, Gepäcke, Geſchütze durch ein Land ohne Straßen bringen? Ich muß monatlich 16,666 Ardeb Getreide nach Syrien ſenden, wie käme die Pforte dazu, eine ſolche Menge Getreides durch mehrere Monate aufzubringen?

Wäre der Sultan Herr zur See, dann vielleicht. Aber warum hat er mir ſechs Monate Zeit gegeben, und mich das Uebergewicht nehmen laſſen?..... Hätte er mir auf meine früheren Bitten Akka gegeben, ſo würde er mir heute nicht in Verlegenheit für ſeine Würde ſeyn. Aber ich rette ihn ja aus dieſer Verlegenheit, ich bitte um dieſe Provinz mit Unterwürfigkeit, er wird ſie mir als Gnade und in Rückſicht dieſer Unterwürfigkeit zugeſtehen. Niemand wird ihn fragen, ob er freie Wahl gehabt habe. Wenn er bei Beſinnung iſt, ſo muß er mir dankbar ſeyn, iſt er es nicht, deſto ſchlimmer für ihn! Ich brauche nur den Finger zu heben und Damaskus iſt mein. Er wird mich nicht hindern, Haleb zu nehmen. Kleinaſien erwartet mein Erſcheinen an der Gränze, um ſich an mich zu ſchließen. Ich habe die Bitten und Verpflichtungen aller Angeſehenen dieſes Landes in Händen. Beharrt der Sultan im Kriege, ſo iſt es um ihn geſchehen, ich ſetze ſeinen Sohn an die Stelle, die er entwürdigt."

Die Pforte empfing die Nachricht von dem Falle von Akka am 18. Juni, faſt gleichzeitig mit den Vorſchlägen des Vizekönigs. Sie ſuchte den Eindruck jener auf die öffentliche Meinung dadurch zu mindern, daß ſie gleichzeitig den Sieg der kaiſerlichen Truppen über die Bosnier, die Flucht oder Vernichtung der

Rebellen und die Unterwerfung ihres Landes verbreitete. Was die Anträge Mohammed Ali's betraf, so verwarf Chosrew Pascha sie mit Verachtung. Das Annehmen derselben wurde für unvereinbar mit der Würde des Sultans betrachtet. Die Armee hatte noch nicht geschlagen. Alle Hoffnungen waren dort. Eifersüchtig auf ungetheilten Einfluß, zeigte sich Chosrew Pascha gegen die europäischen Minister empfindlich, welche die von dem Vizekönige an die Konsuln gesprochenen Worte dem Reis-Efendi mitgetheilt hatten. Er bat sie, künftighin in jeder Mohammed Ali betreffenden Angelegenheit ausschließend ihn zu sprechen und über die Anträge desselben kein Wort fallen zu lassen, denn der Sultan wäre nun einmal entschieden, den Verräther zu verderben. Es scheint, daß die erneuerten Anträge dem Divan nicht einmal vorgelegt worden waren, denn auf die Mittheilung der Berichte der Konsuln an den Reis-Efendi äußerte dieser an den österreichischen Internunzius und an den französischen Geschäftsträger, die Pforte würde sich vielleicht herbeilassen, aus Rücksicht für die Macht, die er verträte, die Vorschläge Mohammed Ali's in Erwägung zu ziehen, doch müßten diese ihr unmittelbar zukommen. Der Internunzius beschränkte sich auf die Antwort: Oesterreich wäre fern davon, sich zwischen Herr und Diener

eindringen zu wollen. Der franzöſiſche Geſchäftsträge erneuerte ſeine Bemühungen, ſeine Stimme in Alexandria geltend zu machen.

Dennoch und obwohl die türkiſche Hofzeitung den entſchiedenen Willen des Sultans ausſprach, glaubten die beſonnenen Freunde deſſelben an einen Vergleich. Sie fußten ihre Hoffnung auf die Sendung des langjährigen Geſchäftsträgers des Vizekönigs, Redſchib-Efendi, in's Hauptquartier des Feldmarſchalls, die aber, weit entfernt, einen friedlichen Zweck zu haben, vielmehr den thätigeren Betrieb des Krieges bewirken ſollte. Der Zuſtand der Armee und die Stimmung mehrerer Statthalter in Kleinaſien hatten dieſe Sendung veranlaßt. Die nächſte Zukunft lag in dieſem Bedürfniß, aber gegenüber der Leidenſchaft der herrſchenden Partei ging jeder Wink verloren. Zwei Monate waren noch nicht verfloſſen und ſchon Geiſt und Willen des Heeres gebrochen. Die Lebensmittel wurden verſchleudert, die Bande der Ordnung und des Gehorſams in der Truppe hingen ſchlapp, Offiziere und Soldaten ſchlenderten auf den Bazaren und Dörfern umher, kein militäriſches Schauſpiel friſchte den Eifer auf, die Armee war geſchlagen, bevor ſie ſchlug. Der Hauptgrund zu dieſem Uebelſtande lag in der Unthätigkeit des Feldmarſchalls, der ohne Vertrauen in ſich

ſelbſt und von der Luſtſeuche ſchmerzlich ergriffen, nur mit der Erinnerung an ſeinen bequemen Aufenthalt in Adrianopel und mit ſeiner Pflege und Heilung beſchäftigt ſchien. Der Inſtrukteur der Reiterei, Caloſſo, ein fähiger und um die Ausbildung der Armee ſeit Jahren redlich bemühter, in piemonteſiſchen Dienſten geſtandener Offizier hatte den Muth, am 23. Juni dem Sultan eine treue Schilderung des Zuſtandes der Armee zu überreichen. Er klagte darin viele der jungen Obriſten und Offiziere der Garde, Schützlinge des Serails, des Uebermuthes und der Verſchleppung an, deckte die Vergehen mehrerer derſelben, die hauptſächlich von dem Geheimſchreiber des Sultans, Muſtapha Nuri Efendi, gehalten wurden, z. B. des Dilaver Paſcha, Avni Bey u. ſ. w. auf, und veranlaßte dadurch die Entfernung dieſes Günſtlinges, der als Statthalter nach Trikala geſendet wurde *). Für den Stand der Pforte zu Mohammed Ali ſproß aus dieſer Veränderung eher Nachtheil. Denn Nuri Efendi war ein Gegner des Seriaskers, der ihn ſeit lange ſchon durch Achmed Paſcha, General der Reitergarde, zu verdrängen beſtrebt geweſen war und nun wirklich die Ernennung dieſes kräftigen aber rohen Mannes, einſt Ruderer im Boote

*) Caloſſo wurde bald darauf des Dienſtes entlaſſen und entfernt.

des Sultans, zum Paſcha von drei Roßſchweifen und Oberſthofmeiſter des Serails durchſetzte. Somit war Chosrew Paſcha im ungetheilten Beſitze des Einfluſſes.

Die größte Schwierigkeit, welche der Ausführung ſeiner Pläne entgegenſtand, war die finanzielle Lage der Pforte. Schon vor Ausbruch des Krieges verſuchte er, gedrängt, angeblich durch die an Rußland abzutragende Schuld, eigentlich durch den Bedarf der Unternehmung gegen Aegypten, die Pforte auf die ſchlüpfrige Bahn der Anleihen zu werfen. Der Grieche Vogorides, ſein Günſtling, der ſich den Schein einer beſondern Vorliebe für Oeſterreich gab, wandte ſich an den kaiſerlichen Internunzius, um von Wiener Kaufleuten auf Pfand, oder gegen Deckung durch die Einkünfte der Fürſtenthümer ſechsmalhunderttauſend Dukaten zu erhalten. Dieſe Einkünfte waren allerdings eine ſehr unſichere Hinweiſung, denn die Ruſſen hatten die Fürſtenthümer inne, und die Rückgabe dieſer Länder an die Pforte gehörte wenigſtens damals unter die zweifelhaften Fügungen. Waren es dieſe Bedenken oder andere, genug der Internunzius ſcheint nicht am bereitwilligſten geweſen zu ſeyn, Wiener Kaufleuten zu Vorſchüſſen an die Pforte zu rathen. Bald darauf wandte ſich Vogorides unmittelbar an das Haus Rothſchild um die Summe von 3 Millionen

Dukaten, für welche die Pforte die Hafenmauten von Konſtantinopel und Smyrna und einige Gefälle der Fürſtenthümer verpfänden, ein Monopol auf die Ausfuhr des Opiums u. ſ. w. geben wollte. Auch dieß Geſchäft gelang nicht, und es blieb der Regierung nichts übrig, als den Druck zu vermehren, den zu vermindern ihr Vortheil geboten hätte. Wenn Chosrew Paſcha, durch Urtheil weit über dem Pöbel im Divan ſtehend, nicht ſtrahlende Siege von dem Heere des Feldmarſchalls erwartete, ſo fürchtete er doch die gänzliche Niederlage deſſelben nicht, er hoffte, daß es lange genug den Streitkräften Mohammed Ali's die Stirne bieten werde, bis dieſer erſchöpft ſeinen Untergang fände. Auch ſtützte ſich ſeine Hoffnung auf die Wirkung, die das Wort, die Drohung, und, wenn das Aeußerſte nöthig werden ſollte, die Hülfe europäiſcher Mächte gegen Mohammed Ali verſprachen. Er zögerte nicht, ſie zum Ausſpruche der Verdammung des Unternehmens Mohammed Ali's zu bringen, darin mußten ſie alle unter ſich einig ſeyn, denn, welches auch ihre eigene Geſchichte war, ſie konnten, wenn aufgefordert zur Erklärung, der gewaffneten Widerſetzlichkeit des Unterthans gegen den Herrſcher nicht das Wort reden. Die entſchiedenen Verſicherungen des Herrn von Butenjeff und die Aeußerungen Stratford Cannings, mit

denen er ſich den Weg zum Abſchluſſe der griechiſchen Frage erleichterte und welche die Pforte für halbe Verſprechungen nahm, führten Chosrew Paſcha zur Erwartung, daß Rußland leicht und England nach und nach über die Linie der Mißbilligung hinaus bis zu derjenigen der Drohung gebracht werden könnten, er ſchmeichelte ſich, die eine Macht ſowohl als die andere auf der geneigten Fläche dann feſtzuhalten, und ſah, wenn ihm dieß nicht gelingen ſollte oder wenn es nicht genügend wäre, die Rettung gegen den Mißbrauch der gewaffneten Beihülfe der einen ſo wie der andern in der Stimmung der übrigen Mächte, und überhaupt im Syſteme des europäiſchen Gleichgewichtes.

Die Mächte beeiferten ſich, im Grundſatze, die Verdammung der Rebellion Mohammed Ali's auszuſprechen; aber in Bezug der an ihre Kauffahrer und an ihre Handelsagenten zu erlaſſenden Weiſungen folgten ſie unter ſich verſchiedenen Richtungen. Rußland, deſſen Rolle eine ganz einfache war, gewährte unbedingt, was die Pforte verlangte, es that mehr, es rief ſeinen Generalkonſul aus Aegypten ab und gab ſeiner Erklärung, die bereits eine beſtimmte Drohung enthielt und die thätige Beihülfe vorbereitete, die größte Oeffentlichkeit. Die Pforte brachte dieſelbe, dem Wunſche des Herrn von Butenieff gemäß, in ihrem Blatte zur

Kenntniß des gesammten Volkes, und stellte das Benehmen Rußlands in einem mit diesem Geschäftsträger bereiteten Artikel den übrigen Mächten als Muster auf *). Trotz dieser Aufforderung und trotz dem Eifer, mit welcher der österreichische Generalkonsul in Alexandria, Herr Acerbi, seine Abberufung herbeizuführen bestrebt war, hatte der Internuntius Mäßigung genug, eine Maßregel nicht nachzuahmen, die Rußland, das ohne Schifffahrt in Aegypten ist, genehm war, aber dem österreichischen Handel seine reichste Quelle verschlossen haben würde. Das Wiener Kabinet beschränkte sich darauf, seinen Kauffahrern die Zufuhr von Kriegs- und Lebensmitteln an beide kriegführende Theile zu verbieten. England war für die Pforte in diesem Zeitpunkte ganz in der Person Stratford Cannings. Das Ende der griechischen Gränz- und Entschädigungsfrage, durch sein kräftiges Benehmen ihr abgedrungen, hoffte sie als Nachgiebigkeit geltend zu machen und den Botschafter zu bewegen, in der ägyptischen Angelegenheit England die ihren Wünschen entsprechende Stellung nehmen zu machen. Sie sprach das Begehren der Abberufung des englischen Generalkonsuls aus und überhäufte Canning mit Auszeichnungen noch in der Stunde der Abfahrt (12 August). Sie hoffte in ihm

*) Siehe Beilage Nr. 5.

ihren Anwalt in London, aber das engliſche Kabinet verharrte im Schweigen während der ganzen Dauer des Jahres. Von Frankreich verſprach ſich die Pforte nichts jenſeits der Linie der Mißbilligung im Grundſatze; ſie hielt das Pariſer Kabinet im Verdachte lebendiger Wünſche für Mohammed Ali und hatte gegen daſſelbe überdieß die Klage wegen Algier, die es in London anhängig zu machen ſich vornahm; auch trat dieß Kabinet über jene Linie nicht. Griechenland endlich hatte die Gefälligkeit für die Mächte, an ſeine in Dienſten Mohammed Ali's ſtehenden Seeleute die Aufforderung zu thun, dieſelben zu verlaſſen.

Mit dieſen Mitteln und mit dieſen Hoffnungen beſtand die Pforte darauf, den Kampf fortzuführen, den auf billige, ihre Würde nicht verletzende Weiſe zu enden ihr von Mohammed Ali in die Hand gegeben war. Kaum hatte dieſer in dem gegen ihn ausgeſprochenen Banne und in der Entſetzung von ſeinen Würden die unverſöhnlichen Geſinnungen des Gegners erkannt, ſo erließ er an Ibrahim den Befehl, nach Damaskus und Haleb vorzurücken, zog das 7. und 14. Inf.-Regiment von Kairo nach Alexandria, das 1. und 8. Reiter-Regiment ließ er von eben dort nach Syrien aufbrechen, wohin im Laufe dieſer Monate bereits das 5., 18. und 20. Inf.-Regiment ſo wie die

Reiter-Regimenter 2 und 4 nachgerückt waren, und von acht um dieſe Zeit aus England bezogenen Schiffsladungen Munition einen beträchtlichen Theil ſeinem Sohne zuführen. Dieſer übertrug dem Ingenieur Romei die Herſtellung und Rüſtung von Akka, womit durch mehrere Monate 2000 Bauern und 400 Sapeurs beſchäftigt blieben, ließ zu Kaipha drei Strandbatterien, jede zu 6 Stücken, bauen, ein Infanterie-Regiment und etwas Reiterei vor Akka lagern, und brach mit den übrigen Truppen am 8. Juni nach Damaskus auf. Noch donnerten auf dem Libanon die Freudenſchüſſe über den Fall von Akka, als er, am 14. Juni, vor Damaskus erſchien, und nach einem leichten Gefechte Tags darauf von dieſer Stadt Beſitz nahm. Der Statthalter Ali Paſcha, von 1500 Reitern, 500 Mann Fußvolk und den höchſten Beamten begleitet, floh nach Salehie. Die Einwohner ſtrömten dem Sohne Mohammed Ali's entgegen, der ſeinem Neffen Ibrahim die Ehre ließ, mit dem 8. Reiter-Regimente, dem 2. Inf.-Regimente und einem Bataillon des 5. die berühmte und wichtige Stadt zu beſetzen. Die Reiterei und die Diviſion des Emir-Beſchir lagerten in der Ebene Gök-Medani. Der Reſt der Armee war noch im Anmarſch. Die Pforte ſuchte die öffentliche Meinung über dieſen neuen Verluſt zu täuſchen,

indem ſie kundmachen ließ, die Stadt, als eine heilige, wäre auf Befehl des Sultans, um ſie zu ſchonen, geräumt worden. Ibrahim Paſcha blieb nicht länger in Damask, als bis er die Verwaltung des Landes, als deſſen Hauptort er dieſe Stadt beſtimmte, eingerichtet hatte. Ein Rath von zwanzig Gliedern, für deren jährlichen Unterhalt er 2000 Börſen auswarf, wurde von ihm als oberſte Verwaltungsbehörde beſtellt. Einige Wochen ſpäter ernannte der Vizekönig den Statthalter in Oberägypten Scheriff-Bey zu ſeinem Statthalter in Syrien und wies ihm Damaskus zum Sitze an.

In den letzten Tagen des Juni brach Ibrahim Paſcha mit dem 2., 3., 4. und 7. Reiter- und 11. Inf.-Regiment, mit der Garde, 2000 Beduinen zu Pferde und zwei Batterien nach Haleb auf; der Reſt der Armee rückte, nach Zurücklaſſung einiger Truppen in Damask und Baalbeck, nach. Erſt vor Homs, 30 Stunden von Damask entlegen, ſtießen am 7. Juli die Beduinen auf den Feind, der in 3 Kolonnen heranrückte, ſo bald er ihrer anſichtig wurde, Halt machte, bis auf eine Stunde Weges zurückging und dann in Schlachtordnung aufmarſchirte. Ohne Vortheil von der ummauerten Stadt, noch von den ausgebreiteten Gärten zu ziehen, entwickelte er 10,000 M. geregelten

Fußvolkes frei in der Ebene von der Stadt, an 6000 Reiter bildeten die Mitte und eine gleiche Zahl ungeregelten Fußvolkes den rechten Flügel. 30 Kanonen waren in die Zwischenräume der Regimenter vertheilt. Den Oberbefehl führte Mechmed Pascha von Haleb, den ungeregelten Truppen standen die Statthalter von Madün, Kaisseri, Damask und Tripoli, den geregelten Bekir-Dilavar- und Mohammed Pascha aus Kandia vor. Diese letzteren Truppen, von dem Feldmarschall, während er über den Taurus zog, vorausgesendet, aus irriger Zuversicht in die Wirkung ihres Erscheinens in Syrien, hatten sich wenige Stunden früher mit Mechmed Pascha vereinigt.

Es bestand für den Seriasker durchaus keine Nothwendigkeit, die Schlacht anzunehmen, noch weniger, sie herauszufordern; für Ibrahim enthielt dieser Fehler die Bürgschaft des siegreichen Feldzuges. Er ließ die feindliche Linie sogleich durch Beduinenhaufen festhalten, entwickelte das Garde-Infanterie-Regiment in erster, das 11. Inf.-Regiment in zweiter Linie, nahm das 2. und 4. Reiter-Regiment auf den rechten, das 3. und 7. auf den linken Flügel und die Beduinen zur äußersten Linken. Sechs Kanonen vor der Fronte der Garde eröffneten das Treffen. Nach halbstündigem Feuer brach die Infanterie der Garde aus der feind-

lichen Mitte im Sturmſchritte vor, wurde aber von der ägyptiſchen Garde mit beträchtlichem Verluſte zurückgewieſen. Die kaiſerliche Reiterei müdete ſich in vergeblichen Angriffen ab, weil ſie, ſchlecht geführt, nur gebrochen und mit ganz ermatteten Pferden an den Feind kam. Ibrahim, der den Mangel an Führung im Gegner ſah, ließ ſeine ganze Schlachtlinie Kolonnen bilden und während Kurſchid und Selim Bey die Garde auf die feindliche Mitte führten, warf er ſich mit dem 2. und 4. Reiter-Regiment auf die linke Flanke. Dieſe Bewegung entſchied. Die kaiſerlichen Truppen wichen in Unordnung und geriethen bald in wilde Flucht. Ueber 2000 Mann blieben auf dem Platze, eben ſo viele wurden noch an dieſem Abende gefangen, eine gleiche Zahl in den nächſten Tagen von den Arabern der Umgegend niedergemacht, 20 Kanonen und ein Mörſer, alles Gezelt und Gepäcke, ſelbſt dasjenige des Seriasker Mechmed Paſcha fielen den Siegern in die Hände, die 102 Mann an Todten, 162 an Verwundeten und 172 Pferde verloren hatten. Die Nacht hinderte die Verfolgung.

Dieſer Sieg brach den Stab über das türkiſche Heer. Der Zauber des kaiſerlichen Namens war gelöſet, das Uebergewicht an Abrichtung, Geiſt und Leitung der arabiſchen Truppen erwieſen. Von dieſem

Tage an trugen die Aegypter in jedes Gefecht die Zuverſicht des Sieges.

Am 8. Juli rückten die Aegypter in Homs ein; am 9. gingen ſie bei Raſten über den Orontes; am 10. erreichten ſie Hamah, die bedeutendſte Stadt zwiſchen Damask und Haleb, wo ſie Erfriſchungen in Menge fanden. Die flüchtigen Gegner hatten dieſe Stadt nicht zu berühren gewagt, ſondern in dem zwölf Stunden entlegenen Schloſſe von Medyk übernachtet. Eine Menge Gefangener wurden fortwährend eingebracht; der Weg war mit Gepäcke und Armeevorräthen bedeckt; eilf Kanonen, die letzten, welche man vom Schlachtfelde gerettet hatte, fielen bis Hamah in die Hände der Aegypter.

Dieſe rückten in ſtarken Märſchen nach Haleb. Am 10. und 11. Juli gingen ſie bis Mahnukeh, (15 Stunden), am 12. bis Maar (9 St.), am 13. bis Tel-es-Sultan (8 St.), am 15. bis Zeytan (10 St.), und noch an dieſem Tage war Ibrahim mit ſeiner Reiterei in Haleb, deſſen Bewohner ihm gleich einem Befreier entgegen zogen. Alle ungeregelten Truppen des Gegners hatten ſich verlaufen, die geregelten waren im vollen Rückmarſch auf Antiochia und Bilan, und dies Heer, die Hoffnung des Sultans, ohne Schlacht als aufgelöst zu betrachten.

Dies ungeheure Ergebniß zu begreifen, müſſen wir einen Blick auf die Bewegung des Feldmarſchalls werfen, den wir auf dem Marſche über den Taurus verließen. An allem Mangel leidend ſtieg das kaiſerliche Heer das Gebirge hinab und wandte ſich über Tarſus nach Adana. Das Gebiet dieſer beiden Städte vereinigte der Feldmarſchall unter dem Militairkommando des Sadik Paſcha von Nikopolis und rückte dann nach Antiochia vor. An demſelben Tage, als ſeine Vorhut bei Homs ſchlug, brach er mit 800 Reitern und 700 mit Munition beladenen Kameelen von Antiochia auf, in der Hoffnung, Homs zu erreichen, bevor Ibrahim Damaskus verlaſſen haben würde. Zu Antiochia blieben etwas über 7000 Mann; der Reſt des Heeres lag zu Alexandretta, oder ſtack in den Engpäſſen von Bailan. Am 9., kaum über den Orontes bei Geſſerſchur gelangt, ſtieß er auf die Flüchtigen von Homs, und zugleich verbreitete die falſche Nachricht von dem Herannahen ägyptiſcher Truppen Schrecken unter den Seinigen. Er war genöthigt, nach Haleb zu eilen, wo er am 14. Juli gleichzeitig mit den geſchlagenen Statthaltern anlangte. Verlaſſen von den ungeregelten Truppen, die Abneigung der Bewohner fürchtend, ohne Lebensmittel und von der Annäherung Ibrahims benachrichtigt, verließ er an demſelben Tage

eiligſt die Stadt, ohne auch nur das Schloß zu beſetzen, ließ den größern Theil der Munition und des Gepäckes, ſo wie 16 Kanonen, die einſtweilen von Antiochia dort angelangt waren, zurück und nahm die Richtung nach Aintab, um auf dieſem Umwege ohne Verluſt Adana und Alexandretta zu erreichen, den Punkt, der ihm zur Verbindung mit der Flotte dienen, Lebensmittel, an denen er Mangel litt, geben ſollte, und von welchem aus er das Gebirge, das Syrien im Norden begränzt, vertheidigen konnte. Die Flotte, aus 6 Linienſchiffen, davon zwei zu 120 und vier zu 80 Kanonen, 7 Fregatten zu 60, 13 Korvetten, 10 Briggs und einigen kleinern Fahrzeugen beſtehend, hatte eine koſtbare Zeit in Mytilene, dann in Rhodos verloren. Sie brach am 7. Juli mit 60 Transportſchiffen nach Cypern auf, wo mehrere Getreideſchiffe auf ſie warteten. In Alexandretta ſollte ſie die Lebensmittel und die Brigade, die ſie an Bord hatte, an's Land ſetzen. Auch ihre Bewegungen waren falſch berechnet; ſie kam, als ihr Kommen die Unfälle nur noch vergrößern konnte. —

Ibrahim beſtellte am 16. Ibrahim Aya-Siah-Zadé zum Statthalter in Haleb, und ſobald ſein Fußvolk angelangt war, ließ er den Feind auf den Straßen von Aintab und Adana verfolgen. In den nächſten

Tagen ſtießen das 8., 13. und 18. Inf.-Regiment, ſo wie das 5. Reiter-Regiment und die geſammte Artillerie der Armee zu ihm. Er gab dieſen Truppen einige Tage Ruhe und ließ ſie dann durch die Ebene der Turkomannen bis an den Fuß des Gebirges von Bailan rücken, daſſelbe, das die Alten Amanus nannten und an deſſen nördlichem Abhange das Heer des Darius, in der Schlacht bei Iſſus, dem mazedoniſchen Eroberer erlag.

Der Amanus zieht wie eine Mauer von Nord-Oſt nach Süd-Weſt zwiſchen Syrien und Cilicien hin; wie Zinnen ſtehen die kahlen, zum Theil bis in den Sommer mit Schnee bedeckten Felsgipfel neben einander in Reihe; der weſtliche, über 5000 Fuß hoch, ragt aus der See gleich einem ungeheuren Thurm, der die Vertheidigung ſchließt. Im Norden dieſer Bergwand liegen das Becken des Golfes von Alexandretta und die Ebene von Adana, im Süden die Ebene von Antiochia und die der Turkomannen. Zwei Wege führen über dies Gebirge, 26 Stunden unter ſich abſtehend, der eine bei Bailan von Alexandretta nach Antiochia, der andere aus dem nordöſtlichen Theile der Turkomannen-Ebene, den Alten unter den Namen Sochos bekannt, nach Maraſch und Adana; zwiſchen dieſen Päſſen gibt es nur Steige für einzelne Saumthiere und Fußgänger.

Der Feldmarschall sammelte, was er an Truppen festhalten konnte, in der Umgegend von Adana und Pajas am Golf von Alexandretta, hielt seine Nachhut auf der Höhe von Bailan, in der Hoffnung, den Paß zu vertheidigen: aber er that nichts, um von der Stärke dieses Punktes Vortheil zu ziehen. Von den Sümpfen von Alexandretta, über waldige Hügel und durch Schluchten, steigt der Weg drei Stunden aufwärts bis an den Ort, der, den Ursprung tiefer Thäler krönend, nach allen Seiten von senkrechten Felszacken wie von Trümmern alter Burgen umgeben ist. Jede Fußbreite Weges kann mit Vortheil von Wenigen vertheidigt werden; die Verbindung mit Alexandretta ist offen und nicht zu umgehen; Bailan endlich, über 400 Häuser zählend, von reicher Vegetation und Hunderten von Quellen umgeben, eine der gesündesten Stellen im Lande, ist durch wenige Schanzen, Verhaue und Durchschnitte in einen festen Platz zu verwandeln, den eine zehnfache Truppenzahl nur mit großen Opfern gewinnen wird. Es hat vor sich die Straße, noch auf eine Stunde zwischen Abgründen aufsteigend, dann senkt sich dieselbe, in zwei Arme getheilt, über unzählige Bäche und Risse durch zwei Stunden in die baumlose, sumpfige Ebene des Orontes hinab.

Der Feldmarschall beschränkte sich darauf, viele Truppen in Bailan zu häufen und auf einige Spitzen, vorzüglich auf den Punkt, wo sich die Straße theilt, Kanonen schleppen zu lassen. Die Aegypter, welche am frühen Morgen des 29. Juli aus der Ebene des Orontes die Höhe hinanstiegen, erwarteten Hinterhalt und List; so unwahrscheinlich galt ihnen die Vernachläßigung der großen Vortheile, welche den Boden dem Gegner in die Hand gab. Ibrahim ließ am Khan Karamut, am Ausgange des Thales von Pagrä gelegen, seine Truppen halten und durchsuchte mit wenigen Kompagnien die Aufgänge. Als er sie entblößt von Vertheidigung fand, schickte er rasch das 13. Inf.-Regiment, das 5. Reiter-Regiment und 4 Kanonen auf dem Wege zur Rechten vor, während er mit dem 18. und 8. Inf.-Regimente, mit der Garde und 12 Kanonen den etwas kürzeren zur Linken nahm. Die Reiterei unterhielt nach Möglichkeit die Verbindung zwischen beiden Kolonnen. Am Vereinigungspunkte beider Wege, unmittelbar unter dem Kamm des Gebirges, standen die vordersten Truppen des Feldmarschalls; ihre Kanonen suchten die heranrückenden Kolonnen zu bestreichen, überschoßen sie aber und wurden durch diejenigen der Aegypter zum Schweigen gebracht. Die kaiserlichen Truppen, unklug dem Feuer

bloß gegeben, hatten ſchon beträchtlichen Verluſt erlitten, als die ägyptiſche Garde und das 8. Inf.-Regiment den Bergrücken erſtiegen, ſie in die Flanke nahmen und gegen die Abgründe drängten. Die aus Bailan herbeigezogene Bataillone, die ſich nirgends entwickeln konnten, vermehrten die Verwirrung. Mit Sonnen-Untergang ſtürzte das aufgelöste Heer, ohne an die Vertheidigung von Bailan und der Felſenpäſſe zu denken, nach Alexandretta hinunter, 39 Kanonen, Waffen, Gepäcke, Munition dem Sieger überlaſſend, der die Nacht durch auf dem Gebirge blieb und am nächſten Morgen mit ſeiner geſammelten Reiterei den Fliehenden nachſetzte. Der Tag von Bailan koſtete den Türken 2500 Mann an Todten und Verwundeten; 1900 Gefangene wurden am 30. Juli von den Reitern eingebracht, die Aegypter hatten kaum einige zwanzig Mann verloren. Der Tag von Bailan öffnete auch alles Land bis an den Taurus und gab die zu Alexandretta aufgehäuften ungeheuren Vorräthe an Lebensmitteln und durch ſie die Möglichkeit der raſchen Fortſetzung des Krieges den Aegyptern in die Hände.

Ibrahim hatte die reiche Antiochia hinter ſich gelaſſen, ohne ſie zu berühren. Am 1. Auguſt kamen die Vornehmſten der Stadt in's ägyptiſche Lager und huldigten dem Sieger. Atakia hatte ſich gleichfalls

den Aegyptern aufgethan. Alisch-Pascha, der dort befehligte, war genöthigt worden, nach Cypern zu fliehen. Die Besatzung, 660 Mann stark, ging Ibrahim entgegen, um sich ihm auszuliefern und wurde frei gelassen. Mustapha Pascha und Khalil Bey, die Herrn im Gebirge von Bailan, begrüßten Ibrahim wie den lang erwarteten Retter. Die äußersten Bezirke von Haleb, Killiz und Aintab waren in seiner Gewalt, denn der Seriasker Mechmed Pascha hatte die Flucht bis Malatia jenseits des Taurus fortgesetzt, alle Stämme bis an den Euphrat huldigten Ibrahim Pascha, ganz Syrien war sein und schon trugen ihm die Häuptlinge von Orfa und Diarbekir und aus anderen mesopotamischen Städten ihre Unterwerfung an, während ihm aus Kleinasien Einladungen zuströmten, dieß Land zu betreten.

Ibrahim, durch den Willen seines Vaters geleitet, hielt in seinen Siegen an. Er ging nach Haleb, versicherte sich mit militärischer Pünktlichkeit der Wege über den Euphrat und der Stimmung der Beduinen bis Bagdad, ordnete die Verwaltung von Syrien, ließ erst die Trümmer des kaiserlichen Heeres ruhig nach Konia ziehen, brach dann, am 25. August, mit 12,000 Mann nach Adana auf, besetzte das Gebiet dieser Stadt, Tarsus, Seleske und die Ausbrüche der Wege

über den Taurus, hielt in Alexandretta, Bailan und Haleb 10,000 Mann in zweiter Linie vereinigt, den Reſt der Armee aber in den übrigen ſyriſchen Städten vertheilt.

Die kaiſerliche Flotte, als ſie den Unfall des Heeres vernahm, zog ſich nach Rhodus zurück. Die ägyptiſche, unter dem zum Admiral und Paſcha ernannten Osman Nurredin, folgte ihr, aber beide vermieden die Schlacht und beſchränkten ſich auf Beobachtung. Die Ladungen faſt aller Transporte der Türken, ſelbſt die Kriegskaſſe des Feldmarſchalls, noch 7000 Börſen ſtark, fielen in die Gewalt der Aegypter.

So war dieſer Feldzug geendet, geendet, weil Mohammed Ali, den der Sieg nicht verlockte, ſeinem Sohne anzuhalten befahl. Nichts ſtand ihm entgegen, Kleinaſien zu durchziehen und in wenigen Wochen vor der Hauptſtadt zu erſcheinen, aber er wollte die Unterwerfung, nicht die Unabhängigkeit, und ohne Eindruck auf ihn blieben die Vorſtellungen derjenigen, welche ihm dieſe Mäßigung zum Fehler anrechneten, und vorherſagten, daß ſeine Gegner ſie nicht erkennen, wohl aber mißbrauchen würden.

BEILAGEN.

Beilage Nro. 1.

Kaiserlicher Ferman vom 2. December 1831.

Firman.

La conduite de l'ex-visir Sélim-pacha, ex-gouverneur de Damas, ayant inspiré des soupçons et des craintes aux habitans de cette ville, des troubles y ont éclaté. Comme ces mouvemens, toujours funestes au bien-être de nos sujets, sont particulièrement nuisibles dans cette contrée, où il est essentiel de veiller à la sûreté des pélerins musulmans, nous avons fait remplacer ce pacha par celui de Caramanie, hadji Méhémet Ali pacha. Mais l'arrivée de ce dernier ne pouvant être assez prompte, voulant cependant que l'ordre se rétablît sans délai, et que tout fût prêt pour le pélerinage, nous expédiâmes en qualité de vice-gouverneur l'un de nos kapidjis-bachis.

nommé Hammet, avec ordre de se rendre en hâte à sa destination.

Avant que la nouvelle de ces décisions fût parvenue à Damas, des assassins poussèrent l'audace jusqu'à ôter la vie à Sélim pacha.

Après cet événement, le bruit parvint jusqu'à nous qu'à la suite de quelques dissentions survenues depuis quelque temps entre Méhémet Ali pacha, gouverneur de l'Egypte, et Abdoullah pacha, gouverneur de Saint-Jean-d'Acre, le premier, sans recevoir aucun ordre de notre part, avait osé diriger des troupes de terre par la route d'Arich et quelques vaisseaux sur Saint-Jean-d'Acre.

La tranquillité et l'ordre public étant l'objet de notre plus vive sollicitude, tous nos sujets doivent se conformer à notre volonté suprême. Les deux pachas ont méconnu ce principe, et persisté dans une mésintelligence qui expose le sang musulman à être versé, et les sujets qui nous sont confiés par la Providence à éprouver de grands malheurs. Quoique cette conduite fût contraire aux lois saintes et à notre volonté impériale, puisque ces deux pachas sont investis de la confiance de notre gouvernement, toutefois dans le but de leur éviter une fin malheureuse dans ce monde et dans l'autre, et pour prévenir des événemens dans lesquels nos sujets auraient à souffrir,

nous avons résolu de prendre connaissance de leurs griefs respectifs, et ordonné que les deux pachas en exposassent les motifs aux pieds de notre trône, afin de les terminer ainsi que le cas pourrait l'exiger.

A cet effet, nous avons nommé des commissaires parmi les ministres de notre empire, et nous les avons envoyés séparément auprès de chacun des deux pachas, avec ordre de leur remettre les lettres qui leur prescrivent ce qu'ils auront à faire après les avoir reçues. Ils transmettront à Méhémet Ali pacha l'injonction de retirer d'abord toutes ses troupes de terre, et de les faire rentrer à Alexandrie, et à Abdoullah pacha celle de ne pas s'ingérer à l'avenir dans des affaires qui regardent uniquement le gouvernement d'Alexandrie.

Nous avons envoyé également à Damas un de nos ministres, muni de nos ordres suprêmes. Quelques mauvais sujets de la dernière classe du peuple ayant osé commettre le crime d'assassinat sur la personne d'un visir, il devenait nécessaire d'envoyer contre eux des forces, et de faire tomber sur les coupables un châtiment exemplaire. Néanmoins nous avons ordonné que toutes les mesures fussent prises pour que les innocens ne soient pas confondus avec eux, et qu'ils soient

épargnés comme ils méritent de l'être. Elles auront également pour objet de préserver les pélerins de toute espéce de dommage, et de les faire respecter par les habitans. En un mot, les auteurs du forfait seront punis, et les pachas rétabliront l'ordre troublé par les malfaiteurs. S'ils font acte de soumission et de repentir en s'obligeant à pourvoir à l'approvisionnement complet et à la sûreté des pélerins, la voix de la clémence pourra alors se faire entendre. Mais ils doivent rentrer dans l'obéissance la plus prompte et la plus parfaite.

En notre qualité de chef et protecteur de la religion musulmane, et conformément à un verset du Coran sur l'obéissance, chacun la doit pleine et entière à nos ordres. La soumission des deux pachas soulevés l'un contre l'autre devrait être d'autant plus prompte, qu'ils jouissent tous les deux de faveurs particulières, et qu'ils occupent les emplois les plus honorables de notre empire. Nous espérons aussi que les habitans de Damas, en reconnaissance de la sollicitude que leur monarque témoigne pour épargner leur ville et leurs propriétés, se conduiront, à l'arrivée de nos envoyés, d'une manière conforme à notre volonté et aux ordres qui leur seront donnés. Si, au contraire, excités par des suggestions perfides, ils

persistaient dans leur erreur, et ne renonçaient pas à leur projet de faire répandre le sang musulman, nous nous déciderons à mettre en oeuvre les moyens de faire tomber sur eux une punition terrible et exemplaire.

Vous tous, intendans, juges, etc., qui connaissez dès à présent notre volonté suprême sur ce qui se passe dans les villes de Damas et d'Alexandrie, c'est pour que vous exécutiez nos ordres que nous envoyons le présent firman. Après en avoir médité et compris le contenu, en attendant que nos instructions ultérieures vous soient parvenues, vous vous occuperez de remplir sans retard les devoirs qui vous sont prescrits, sans vous permettre d'agir dans un autre sens. Sur ce même objet, des firmans ont été expédiés aux juges, musselims, notables et fonctionnaires des îles de Chio, Rhodes, Mytilène, Stancho et Chypre, des villes situées sur les côtes de l'Asie, Boudroum et Adalia, des gouvernemens d'Alep, Seïd et Tripoli de Syrie, des sandjaks de Jérusalem, Naplouse, Adana, Tarsous et les districts qui en dépendent.

Beilage Nr. 2.

Kaiserlicher Ferman und Handschreiben wegen Ernennung Hosseyn Paschas zum Feldmarschall von Natolien.

Ordre autographe.

Toi dont le noble caractère m'est connu, Hussein pacha!

Par cet ordre suprême je t'investis d'une autorité absolue et des pleins-pouvoirs qu'elle confère, et je te nomme Serdari-Ekrem ou feldmaréchal d'Anatolie. Je verrai ce que tu peux, et ton empressement à agir suivant mes intentions. Tes premiers soins seront de bien administrer et de diriger glorieusement mes troupes de la garde et de la ligne, et celles de toute classe qui seront placées sous ton commandement. Tu récompenseras ceux qui, avec l'aide du Tout-Puissant, déploieront de la bravoure sur le champ de bataille, ceux qui, dans toutes les occasions, se distingueront par du dévouement et de la capacité. Tu élèveras les officiers à des grades supérieurs, les sous-officiers aux grades d'officiers; tes récompenses atteindront également ceux qui, dans les

différens services de l'armée, auront su faire remarquer leur zèle.

Par le même principe de justice, ceux qui seront reconnus coupables de délits, à quelque arme ou à quelque classe qu'ils appartiennent, seront, après sentence d'un conseil de guerre, dépouillés par ton ordre de leurs grades et décorations. Tout fonctionnaire qui apportera de la négligence dans le service qui lui est confié, recevra de toi la punition méritée.

Enfin, tu auras le droit d'exercer le pouvoir de récompenser et de punir, dans toute l'étendue de l'Anatolie.

Souviens-toi de veiller sans cesse à la protection que méritent les habitans; épargne avec soin mes sujets et mes rayas.

Illustre ta personne par des actions d'éclat conformes à l'honneur de notre religion et de mon empire. Puisse les Très-Haut, pour la gloire de son nom et par son amour envers notre Prophète, t'accorder dans ton commandement la protection de sa toute-puissance.

Firman.

(Après les titres affectés à la dignité et qui se terminent par ces mots: que Dieu accorde la permanence à sa félicité, qu'il fasse croître sans cesse son pouvoir et son bonheur!)

A toi Hussein pacha, gouverneur de Tchirmen.

que je viens d'investir de l'autorité absolue et de pleins-pouvoirs en te nommant Serdari-Ekrem d'Anatolie et général en chef de toute la cavalerie et de l'infanterie de ma garde et de la ligne, qui seront confiées à ton commandement.

Il n'est pas ignoré de toi que Méhémet-Ali pacha, gouverneur de l'Égypte, mu par une querelle futile, a osé, sans en avoir obtenu l'autorisation de la Sublime-Porte, envoyer des troupes par terre et par mer contre le gouverneur de Saïda, s'emparer de Jaffa, une des places fortes de mon empire, et cerner celle d'Acre. Cette démarche étant contraire aux lois saintes et à ma volonté impériale, il lui a été notifié par l'un de mes ministres expédié auprès de lui, et muni de dépêches contenant les ordres et les conseils nécessaires, de faire rentrer immédiatement ses troupes en Egypte, et de renoncer à une vengeance illégale dans les moyens employés pour la satisfaire. Ses prétextes sont vains, ses réponses évasives; ses prétentions ne sauraient être admises, opposées qu'elles sont aux lois et aux principes de l'administration. Toutefois ma bienveillance impériale, lente à punir, n'a point voulu s'écarter des voies de la clémence; des dépêches lui ont été expédiées une seconde fois, propres à le tirer de son erreur et à lui faire adopter des résolutions plus sages.

Elles sont demeurées jusqu'à ce moment sans réponse, et ses intentions ne sont pas encore exactement connues. Mais la persistance qu'on remarque dans ses démarches peut faire croire que son aveuglement ne se détournera pas de la fausse route où il est entré. Dès-lors, avec l'aide de la divine Providence, une punition légale et exemplaire devient nécessaire, elle est un des devoirs imposés à mon trône. Ainsi les probabilités, la prévoyance qu'elles réclament, exigeaient des mesures énergiques. Il était indispensable de choisir parmi les visirs de mon empire celui qui serait reconnu comme le plus distingué par son dévouement, sa fidélité, ses talens, son courage toujours le même, celui qui aurait fait preuve d'une conduite sans reproche, d'une ame ferme et élevée. C'est à celui-là qu'il s'agissait de confier de hautes fonctions, en l'investissant d'une autorité absolue, et le nommant général en chef, ayant sous son commandement les pachas, généraux de division, mirimirans, généraux de brigade de la garde et de la ligne, et des autres troupes qui ont reçu l'ordre de marcher successivement sur différents points. Placé dans cette position d'honneur et de confiance, ses devoirs l'appelaient à passer dans l'Anatolie.

C'est sur toi que mon choix est tombé; les

qualités qui te distinguent me sont connues, et plaise à Dieu que tes succès dans cette importante mission répondent à ceux que tu as obtenus dans toutes celles dont tu as été précédemment chargé. Tu y as développé une fidélité à toute épreuve et une conduite irréprochable. J'ai déposé sur toi ma confiance impériale, et en vertu de l'autorité que j'ai mise en tes mains en te créant Serdari-Ekrem et général en chef, tes ordres seront promptement exécutés par tous ceux qui vont se trouver sous ton commandement; tous prêteront à tes paroles respect et obéissance.

Méhémet pacha, gouverneur d'Alep et de Racca, qui a été précédemment nommé séraskier des côtes de Syrie et d'Arabie; Alish pacha, gouverneur de Caramanie, qui, sous les ordres du premier, commande un corps considérable de cavalerie et d'infanterie; Méhémet pacha, gouverneur de Silistrie, qui est envoyé à Adalia; Osman pacha, begler-bey de Tripoli de Syrie et commandant de Tcherdé; Osman Khayri pacha, miriniran et gouverneur actuel de Césarée, et Osman Nouri pacha, inspecteur des mines, passent dès ce moment sous tes ordres, et exécuteront strictement les dispositions que tu croiras devoir leur prescrire. Des instructions spéciales leur ont été expédiées à cet effet. Jusqu'à ton arrivée

dans les contrées où sont réunies mes troupes. le gouverneur d'Alep conservera le commandement supérieur et la direction générale des affaires. Il a été également notifié à Méhémet pacha, général de division de la ligne, ainsi qu'aux généraux de brigade de la garde et de la ligne, de te reconnaître pour leur chef supérieur, nommé par moi et dépositaire de mes volontés.

Ainsi, conformément aux instructions impériales que tu as reçues verbalement, et avec l'assistance de la Providence divine, tu te mettras en marche d'ici pour Alep, et tu donneras immédiatement les directions nécessaires à ceux qui doivent t'y suivre. Dès le premier jour, tu agiras en exécution de la commission importante confiée à ta prudence, et selon les pleins-pouvoirs dont tu es muni. Les circonstances dirigeront ta conduite, et tu suppléeras, suivant ce qu'elles exigeront, à ce qui n'aurait point été prévu dans les instructions que tu as reçues. Tu es libre d'ordonner dans toute l'Anatolie pour l'accomplissement de ta mission; et pour la prompte exécution de dispositions importantes, si le cas le requiert, tu es autorisé à munir tes ordres des armes impériales, et à employer les moyens qui peuvent donner toute la puissance nécessaire aux pouvoirs dont tu es investi.

L'obéissance étant le premier devoir de tous ceux qui vont agir sous ton commandement, tu récompenseras ceux qui le rempliront avec zèle et fidélité, et tu puniras sans retard ceux qui le méconnaîtraient.

Telles sont les facultés que j'attache au commandement supérieur auquel je viens de t'élever. Ainsi ta dignité exige que toute responsabilité pèse sur toi. En implorant l'assistance divine et la coopération spirituelle du Prophète, tu agiras dans toutes tes opérations d'après mes instructions impériales, avec prudence par des mesures sages et promptes. Songe à ce que j'attends de tes efforts, qui vont continuer, je n'en doute pas, la chaîne des loyaux services que tu as déjà rendus à ma personne et à mon empire.

C'est à cet effet que cette ordonnance impériale, contenant ta nomination, a été rendue et remise entre tes mains. Mes volontés te sont connues, ma confiance en toi vient de se montrer par un éclatant témoignage. Agis en conséquence et en exécution des ordres impériaux que tu recevras verbalement. En servant la religion et l'empire, tu seras ce que tu as été jusqu'à ce jour, un musulman fidèle et un sujet dévoué."

Donné à la fin du mois de chevval, 1247, à Constantinople.

Beilage Nro. 3.

Traduction du Firman impérial adressé à Hussein pacha.

A Hussein pacha, dont Dieu conserve la gloire et augmente à jamais la puissance, gouverneur actuel du sandjak de Tchirmen, Feldmaréchal d'Anatolie, investi par moi de l'autorité absolue et de pleins-pouvoirs, séraskier des troupes régulières de ma garde et de la ligne réunies sous ses ordres, auquel le gouvernement des contrées de l'Egypte, de la Crête, de l'Abissinie et de leurs dépendances, vient d'être confié.

A toi qui es le Feldmaréchal de ferme courage et séraskier du drapeau victorieux!

Il est connu à tous que Méhémet Ali pacha, gouverneur de l'Egypte, de simple individu qu'il était obtint le commandement de cette vaste et belle contrée. Récemment même, la plupart de ses demandes ayant été agréées par ma munificence impériale, à l'ombre de mon gouvernement il acquérait chaque jour gloire et renommée. Cette situation aurait dû l'affermir de plus en plus dans ses devoirs de sujet obéissant; la mesure de sa fidélité devait être celle de mes faveurs envers

lui. Loin de là; engagé dans la route de l'ambition et de l'orgueil, entraîné par l'ingratitude, le plus odieux sentiment d'un mauvais cœur, sa mauvaise foi, ses desseins perfides envers mon gouvernement se sont montrés à nu. L'année passée, ce sont ses instigations qui égarèrent Mustafa pacha de Scodra; ce furent ses efforts qui jetèrent le trouble dans l'Albanie et la Roumélie. Il avait proposé successivement à Mustafa pacha, par l'intermédiaire de Djélal, bey d'Ochrie, et de Khavalali Mustafa, ci-devant douanier du tabac, qui s'étaient rendus en Egypte, de lui fournir des secours en argent, en troupes, munitions et provisions. Ces faits résultent de la correspondance qui a été saisie, et des aveux même de Mustafa pacha de Scodra, qui a dévoilé ces menées en les reprochant amèrement à leur coupable auteur.

Toutefois la dissimulation la plus profonde n'a cessé de couvrir ses démarches; car cet homme perfide ne sait agir que dans la honte du mystère et des ténèbres. C'est lui qui, à plusieurs reprises, a tenté d'ébranler la fidélité d'Abdoullah pacha, gouverneur de Sayda; il voulait l'entraîner dans son parti. Celui-ci a résisté à ces insinuations; il n'a point succombé devant des offres tant de fois renouvelées pour trahir ses

devoirs envers le gouvernement son bienfaiteur. Là, sans doute, sont les principaux motifs de la haine que lui a vouée Méhémet-Ali. C'est alors qu'il a envoyé, sous le commandement de son fils Ibrahim pacha, traître comme lui, des troupes de terre et des bâtimens pour assiéger Saint-Jean-d'Acre. Ibrahim, en rebelle décidé, s'est emparé, contre ma volonté et les dispositions de nos saintes lois, de la forteresse impériale de Jaffa et du gouvernement de Tripoli de Syrie; il ose, encore en ce moment, poursuivre ses efforts contre la forteresse d'Acre.

Ces actes formels de désobéissance méritaient une punition prompte. Ma clémence impériale a néanmoins laissé sommeiller les mesures de rigueur; je voulais ouvrir à l'homme coupable la voie du repentir, et lui éviter sa condamnation dans ce monde et dans l'autre; je voulais en même temps épargner aux sujets que la Providence divine m'a confiés, des charges et des inquiétudes. Mes ordres ont été répétés une seconde fois, ils étaient accompagnés de conseils bienveillants; un commissaire a eu la mission spéciale de les porter à Méhémet-Ali, et de lui faire entendre ces mots au nom des lois: „Ta conduite est celle d'un rebelle; si tu n'y renonces, le châtiment légal tombera sur ta tête."

Mais ni le langage des lois, ni les conseils de ma bienveillance n'ont trouvé accès auprès de lui; il a persisté dans ses insolentes prétentions, et se déclarant ouvertement en rébellion, il s'est souillé du crime de lèse-majesté. Par ces actes il a été la cause unique que les Croyans ont été, cette année, privés de la consolation d'accomplir leur pieuse visite aux Lieux Saints. Ainsi, incrédule envers notre religion, traître envers mon empire, il a mis au jour ce double crime de son ame, qui est maintenant visible comme la lumière.

L'exigence des lois saintes par rapport à des faits de cette nature ayant été consultée, la question a été posée dans les termes suivants:

„*Amr* (nom supposé, suivant l'usage de rédac„tion de ces actes), qui, de la part du souverain „légitime des Musulmans, et serviteur des Lieux „Saints, dont l'arrêt et le firman imposent le devoir „de l'obéissance, a été nommé gouverneur d'une „contrée, vient de s'écarter de ce devoir de l'obéis„sance. Il a envoyé des troupes et des chefs, ses „complices, contre *Beke* (nom supposé), autre gou„verneur investi comme lui par le souverain légi„time de la fonction de défendre une place; il l'a „fait dans le but de verser le sang musulman; il „a investi la place et commence l'attaque."

„Le sultan des Musulmans, instruit que *Amr* „s'est laissé entraîner au dernier degré de la ré„volte, et convaincu de ce fait par la demande de „secours de la part du gouverneur *Bekr*, conçoit, „pour première pensée, l'espoir de ramener l'agres„seur à l'obéissance, et d'éviter le mal que sa con„duite va amener. Il envoie à *Amr* un commissaire „et des dépêches successives. Les ordres souve„rains, les intentions généreuses du sultan des „Musulmans sont méconnus par lui; l'insensé n'é„coute ni représentations, ni conseils; il insiste „dans les prétentions qu'il a émises; de plus, il „ose, conjointement avec ses complices, faire pas„ser sous sa main oppressive quelques-unes des „forteresses de l'empire; le premier, il attaque *Kha„lid* (nom supposé), nommé à son poste par le sul„tan des Musulmans, qui est accouru au secours „de l'une de ces forteresses."

D'après cet exposé, le flagrant délit de rébellion armée a été constaté; et conformément aux articles des lois dont l'application est décidée par les hommes savants appelés à résoudre les questions qu'elles régissent, l'acte légal de fetva, signé par le grand mufti, le vertueux Yésindji Zadé Esséid Abdoul Véhab, par tous les cadilesskers et les principaux des ulémas, a été émis en ces termes:

Fetva.

Demande. L'extermination des provocateurs et fauteurs d'insurrection étant prescrite comme un devoir, et la démarche de *Amr*, exposée ci-dessus ayant pour but la révolte et la provocation à ce crime; dans le cas où il ne serait pas possible d'étouffer la révolte d'aucune autre manière que par l'extermination jusqu'à dispersion de leur rassemblement, la mort de *Amr* et de ses complices devient-elle légale?

Réponse. Ils sont rebelles, et leur extermination devient un devoir sacré au Sultan des Musulmans et à tous les Croyans.

Demande. Ainsi ceux qui, ayant, de leur propre et pleine volonté, embrassé le parti de la révolte *d'Amr*, ont osé engager le combat, devant être considérés comme des rebelles; et ceux qui proclameraient qu'il ne serait pas juste de soumettre par l'épée les auteurs de la révolte, devant être regardés comme des impies qui bravent les prescriptions de l'Alcoran; la mort de ces deux partis devient-elle légale?

Réponse. Oui.

Demande. Ainsi pour étouffer la révolte, si le sultan des Musulmans donne l'ordre de les combattre, ceux qui reçoivent cet ordre sont-ils dans l'obligation sacrée de s'y soumettre?

Réponse. Oui.

Demande. Ainsi les troupes impériales ayant été envoyées pour combattre les rebelles, ceux qui tuent ces rebelles sont-ils considérés comme légitimes vainqueurs? et ceux qui sont tués par les rebelles sont-ils considérés comme des martyrs?

Réponse. Oui.

Suivent les signatures apposées au présent fetva rédigé et présenté par le cheikh-islam (grand mufti), au nombre de quarante, qui sont celles de:

3 Grands-muftis émérites.
14 Kadileskers.
12 Mollahs.
9 Professeurs du sérail et des écoles impériales.
2 Cheikhs (supérieurs) des mosquées de Sainte-Sophie et de Sultan-Achmet.

Telle est la sentence prononcée. Le désir ardent de ne point troubler le repos de la nation musulmane et de mes pauvres rayas, a motivé la longue patience que j'ai opposée aux premiers actes coupables de l'ex-gouverneur de l'Egypte. Mais la destruction de sa personne est devenue une nécessité impérieuse, et il est du devoir de mon trône de mettre à exécution contre lui l'arrêt des lois saintes.

Parmi ses enfans, ses parens, ses administrés, ses serviteurs et ses troupes, tous ceux qui n'ont

point été engagés de leur propre volonté dans la rébellion et auront recours à la protection de ma puissance, ceux-là trouveront ouvertes les portes de ma clémence impériale. Mon juste courroux tombera sur les chefs qui ont embrassé volontairement son parti; en exterminant lui et ses complices, ma volonté n'est autre que de délivrer de leurs vexations cette portion de mes sujets, faibles et infortunés, écrasés sous leur main de fer, et d'assurer par là les moyens de les rendre à la tranquillité et au bonheur.

A cet effet est émané mon ordre impérial autographe. Les gouvernemens de l'Egypte, de la Crète et de l'Abyssinie, avec leurs dépendances, sont enlevés aux rebelles, et c'est à toi que je les confie.

Le traître Méhémet-Ali et son fils, l'insolent Ibrahim pacha, en foulant aux pieds mes bienfaits; en se jetant dans le déshonneur de la révolte, lorsque je n'avais d'autre pensée que de les ramener dans la voie qui pouvait seule assurer leur salut; en commençant le combat contre leur maître; en faisant répandre le sang des Musulmans, et en les privant du droit sacré de pélerinage, ont couru d'eux-mêmes au-devant de leur perte. La justice divine assurera leur punition, et les malheurs qu'ils ont cherchés ne tarderont point à les accabler.

Maintenant ce sont tes œuvres que j'attends: le courage et la fidélité que je te connais suffiront, je l'espère, à la haute mission que je t'ai confiée. Avec l'assistance de Dieu, tu conduiras rapidement mon armée à Alep, et de là tu dirigeras tes pas vers l'Egypte. En implorant l'appui du Tout-Puissant et l'intervention spirituelle du Prophète, toi et les tiens vous courrez de toutes parts sur les traitres, tu les saisiras, tu te rendras maître de l'Egypte, tu ne négligeras rien enfin pour arracher les pays de l'Arabie à leurs mains dévastatrices. Souviens-toi que leurs enfans, leurs parens, leurs serviteurs, leurs troupes, qui se trouveront forcément avec eux sans partager le crime de leur révolte, et qui recourront à ma justice impériale, souviens-toi qu'ils ne doivent point souffrir, qu'au contraire ma clémence leur est assurée, et que je veux que la sécurité de leurs biens et de leurs personnes n'éprouve aucune atteinte.

Le présent ordre suprême, joint à mes ordonnances impériales, te sera remis par N.....; en te faisant connaître mes dernières volontés, il t'autorise de nouveau à agir suivant ce qu'exigeront les circonstances.

Hâte-toi, et que des efforts nouveaux ne

prouvent que je n'ai point eu vain compté sur ton zèle et ton dévouement à ma personne.

Donné à Constantinople à la fin du mois de zilkadé, 1247.

Beilage Nro. 4.

Traduction de la note officielle remise par la Sublime Porte aux ambassadeurs des puissances amies, residants à Constantinople.

Méhémet-Ali pacha, ex-gouverneur de l'Egypte, de simple particulier qu'il était s'est vu élevé à la dignité de chef supérieur de cette vaste province. Depuis ce tems la Sublime Porte n'a pas cessé d'accéder à la plupart de ses demandes, et si, tant qu'il agissait sous la direction du gouvernement, il a rendu quelques services à l'Etat, il en a trouvé une ample récompense dans des faveurs et des bienfaits sans nombre.

Cependant, non seulement il n'a pas su apprécier la bienveillance impériale, mais encore méconnaissant, dans les fonctions qui lui étaient confiées, l'influence du gouvernement dont il dépendait, il a regardé ses succès comme le seul produit de son propre mérite; plus d'une fois,

aveuglé sur sa position de sujet essentiellement obéissant, il manifesta par sa conduite l'opinion qu'il s'était formée d'avoir trop fait pour l'empire. Inspiré déjà par des intentions coupables, au moindre service rendu il élevait des prétentions pour incorporer tel ou tel pays aux possessions placées sous son administration.

De telles démarches pouvaient être envisagées par la Sublime Porte comme contraires aux principes de la subordination et aux lois générales qui régissent l'empire. Mais agissant toujours dans une ligne de modération et d'indulgence, obéissant d'ailleurs aux sentimens bien connus de bonté qui animent en particulier l'auguste personne de S. H., elle ne voyait dans les concessions qu'elle se plaisait à faire à Méhémet-Ali, qu'un moyen de l'honorer et de le récompenser de quelques actes utiles. Il revenait dès-lors à une soumission apparente, pour former bientôt de nouvelles demandes, dont le rejet ou même l'examen dilatoire exigé par les intérêts de l'empire provoquait de sa part de nouvelles doléances sur les sacrifices qu'il avait faits pour le bien de l'Etat, comme si le gouvernement pouvait admettre comme tels les services d'un fonctionnaire chargé d'exécuter ses ordres. Néanmoins la générosité de la Sublime Porte envers lui ne s'est pas démentie un seul instant.

L'un des faits qui témoignent des plans subversifs de Méhémet-Ali, est d'avoir, l'année passée, poussé à l'insurrection Mustafa pacha de Scodra, et excité le trouble dans l'Albanie et la Romélie. Les lettres écrites par lui à ce pacha font foi des offres de secours en argent, troupes et munitions, qu'il lui adressait par l'entremise de Djélal, Bey d'Ochrie, qui s'était rendu en Egypte, et de Cavalali Mustafa, ex-douanier du tabac. Ces lettres, interceptées, se trouvent en mains de la Sublime Porte, et Mustafa pacha confesse le fait de l'instigation, en maudissant le provocateur perfide qui a causé sa perte.

Décidé à n'exercer son influence funeste que pour tromper et égarer, il a fait les mêmes tentatives auprès d'Abdoullah pacha, gouverneur de Saïda, pour le détourner du droit chemin. Abdoullah conserva les sentimens d'un sujet fidèle envers le gouvernement, son bienfaiteur; sa résitance aux vues infâmes de l'ex-gouverneur de l'Egypte a allumé la haine implacable que celui-ci lui a vouée. Prenant pour prétexte de ses griefs des démêlés sur quelques intérêts particuliers entre eux, il a osé, sans l'assentiment de la Sublime Porte, diriger des troupes par terre et par mer, investir et assaillir la place impériale de Saint-Jean-d'Acre.

Des dépêches lui furent expédiées: elles l'en-

gageaient à se désister de ses projets hostiles, et lui portaient des conseils sur sa conduite. Un commissaire lui fut envoyé pour l'inviter à rentrer dans le devoir. Le gouvernement n'obtint aucun résultat; Méhémet-Ali persista dans des prétentions qu'il exprimait vaguement, il ne voulut point abandonner les plans odieux qu'il avait commencé à mettre à exécution. Il exposait, il est vrai, que ses hostilités se bornaient à la personne du gouverneur de Saïda et à sa résidence; mais l'ingratitude dont il avait fait preuve, ses actes antérieurs laissaient voir trop clairement jusqu'où s'étendaient ses pensées coupables; la convoitise déréglée d'un vieillard aveugle, sa cupidité et son ambition aspiraient à la conquête d'un pays entier, et ses insidieux préambules dans les demandes qu'il faisait des gouvernemens de Damas et de Saïda, trahissaient ouvertement l'insolence de ses vues. Le doute à cet égard ne fut plus permis.

Le gouvernement dut alors songer sérieusement à prendre des mesures, principalement pour délivrer la place d'Acre vers laquelle l'agresseur tournait tous ses efforts; il se vit forcé de faire des préparatifs par terre et par mer. Un général en chef, investi du haut titre de feldmaréchal d'Anatolie, a été nommé pour remplir cette mission.

Ainsi Méhémet-Ali a opposé une résistance opiniâtre aux conseils, aux représentations de la Sublime Porte; il a continué à agir comme il avait résolu de le faire; levant le masque sur ses intentions coupables, il a renvoyé le commissaire du gouvernement avec des réponses évasives; ses troupes ont attaqué Osman pacha Beyler bey de Tripoli, et l'ont empêché de prendre possession de sa résidence; les armemens dont il dispose ont saisi les navires chargés de vivres que la Sublime Porte avait expédiés dans ces contrées, où la disette se faisait sentir. Enfin ils s'est déclaré ouvertement en révolte contre l'empire, contre son souverain légitime et son bienfaiteur. Dès-lors il a été patent que ses hostilités n'étaient pas dirigées seulement contre le gouverneur de Saïda, mais que sa cupidité visait à agrandir les possessions qui lui étaient confiées; c'est dans ce but qu'il a attaqué le gouverneur de Tripoli et refusé de lui remettre la place.

Ces preuves nombreuses et irrécusables ont formé la conviction du gouvernement sur ce fait, que Méhémet-Ali avait conçu l'insolent projet de s'emparer de force de la contrée de Damas et des côtes de Syrie, et de réduire ces pays à la triste condition de passer sous son administration oppressive. Il a été reconnu que, rebelle une première

fois pour avoir dépassé, contre la volonté impériale que les limites de l'Egypte, il avait encouru la peine que les lois prononcent contre de pareils actes; que ni l'indulgence de S. H., ni les conseils du gouvernement, ni la crainte des résultats que devait entraîner sa conduite n'étaient capables de l'arrêter, que l'opiniâtreté de sa révolte ne laissait plus aucune voie ouverte aux mesures conciliatrices du gouvernement.

Les lois saintes, par l'organe de leurs interprètes, ont prononcé que la punition de l'ex-gouverneur de l'Egypte et de son fils, l'ingrat Ibrahim pacha, était devenue indispensable; le fetva a été rendu, et l'empire se voit obligé, par devoir religieux, à exécuter l'arrêt des lois.

Un décret impérial récemment émané a confié le gouvernement de l'Egypte, de l'Abyssinie et de la Crète au Feldmaréchal d'Anatolie, et des firmans spéciaux contre le traître ex-gouverneur de l'Egypte et son fils ont été publiés dans toutes les parties de l'empire.

Les puissances amies, qui entretiennent des relations avec la Sublime Porte, voudront assurément lui donner un nouveau témoignage d'intelligence et de bonne harmonie en ne prêtant aucun secours, soit ouvertement, soit clandestinement, aux rebelles et à leurs complices. Mais quelques-

uns de leurs sujets, entraînés par l'appât du gain, pourraient s'aventurer à fournir à l'insurrection des vivres, des munitions et autres moyens de la soutenir. Les puissances amies voudront bien, sans doute, prévoir ce cas, et donner des instructions en conséquence aux autorités qui les représentent, et aux négocians leurs sujets, en leur faisant connaître que jusqu'à la soumission complète des révoltés, l'entrée des bâtimens marchands pour Alexandrie et les autres ports de l'Egypte, est et demeure prohibée, afin qu'aucune assistance ne puisse être fournie aux rebelles.

Ces faits devant être communiqués à nos amis les ambassadeurs et chargés d'affaires des puissances amies, résidants à Constantinople, la présente note officielle a été remise à Son Excellence l'ambassadeur de.....

Beilage Nro. 5.

Constantinople, 27. Juillet 1832.

S. Exc. l'ambassadeur de Russie a communiqué à la Sublime Porte les résolutions adoptées par le cabinet impérial de St. Pétersbourg, en conséquence de la notification qui lui avait été faite de la rébellion de Méhémet-Ali, ex-gouverneur de

l'Egypte. S. M. l'empereur a ordonné que le consul résidant à Alexandrie fût immédiatement rappelé, la présence d'aucun agent russe dans cette contrée ne pouvant plus se concilier avec l'état des choses actuels. Le même décret, qui a été signifié par le ministre des finances aux négocians russes qui ont des relations avec l'Egypte, exprime que la volonté de S. M. l'Empereur est qu'aucun bâtiment appartenant à ses sujets, ne puisse fournir des secours au pacha rebelle, en vivres, armes ou toute autre sorte de munitions de guerre. Cet ordre a été publié dans les journaux à Pétersbourg.

La révolte de Méhémet-Ali sera sans doute envisagée par les autres cabinets amis de la Sublime Porte, ainsi qu'elle vient de l'être par celui de S. M. l'empereur de Russie, comme un acte coupable, sans excuse d'aucune nature, et qu'il est nécessaire de flétrir par la retraite des représentans de tous les gouvernemens qui voient dans l'ordre et la légalité leurs intérêts et ceux de leurs sujets. L'insurrection que combattent en ce moment les troupes du Sultan appartient aux moins nobles et aux plus dangereux de tous les motifs, à l'ambition individuelle et à la cupidité. En même temps qu'elle est une excitation pour les passions basses des ennemis de toute société, elle menace

de violentes secousses le commerce des nations amies, attiré en Egypte par les riches produits de cette province. Le plus sûr moyen de lui donner dans l'opinion européenne le caractère que lui reconnaissent les gouvernemens, est l'isolement. L'homme ingrat, ambitieux, qui dévaste un pays pour avoir plus de pouvoir et plus d'argent, dans le but unique d'une jouissance personnelle, cet homme se convaincra bientôt de l'impossibilité du succès quand il se verra abandonné de tous ceux qui représentent auprès de lui les intérêts politiques et commerciaux de l'étranger. La leçon parviendrait peut-être à dissiper son aveuglement et à l'éclairer sur sa position.

Cette mesure, dont S. M. l'empereur de Russie vient de donner l'exemple, n'est donc pas moins réclamée par l'amitié qui unit la Sublime Porte aux puissances de l'Europe, que par l'avantage de leurs sujets et le danger pour elles-mêmes de rester muettes et passives devant un fait d'un si funeste exemple. Elle aura pour but de hâter le terme de cette guerre, désastreuse surtout pour l'Egypte, et d'arrêter dans son cours la dévastation d'une province dont la population mâle est ramassée en masse pour aller soutenir en Syrie les projets insensés d'Ibrahim et de son père.

Zweiter Abschnitt.

Inhalt.

Mohammed Ali bietet nochmals die Hand zum Vergleiche. Keine Antwort. Huſſeyn Paſcha des Oberbefehles entſetzt. Redſchid Paſcha zum Großvizir ernannt. Deſſen Charakter, Ruf, Fähigkeiten, Stimmung. Deſſen Ankunft in der Hauptſtadt, Haltung, Wirken. Die europäiſchen Miniſter in Konſtantinopel. Schritte der Franzoſen in Alexandria. Herr Laviſon. Sendung Tewzi Paſcha's auf die Flotte. Halil Paſcha Großmeiſter der Artillerie. Tahir Paſcha Kapudanpaſcha. Aufforderung an Mohammed Ali zu unbedingter Unterwerfung. Deſſen Maßregeln hierauf. Aegyptiſche Flotte. Landheer in Syrien. Deſſen Mittel. Stimmung in Meſopotamien und Kleinaſien. Bosniſche Abgeordnete in Alexandria. Treffen in den Päſſen des Taurus. Marſch über das Gebirge. Mohammed Ali läßt nach Kleinaſien vorrücken und ſteigert ſeine Forderungen. Erklärung an die Konſule. Die Pforte ſendet Namik Paſcha über Wien und Paris nach London, Rußland den General Murawieff nach Konſtantinopel. Major von Butenjeff in Alexandria. Marſch des kaiſerlichen Heeres über den Bosphor und Propontis. Der Großvizir geht zur Armee. Bewegungen des kaiſerlichen Heeres. Ibrahim vertreibt Reuff Paſcha aus Konia.

Volks-Bewegung in Kleinaſien zu ſeinen Gunſten. Sammlung des kaiſerlichen Heeres zu Alſchehr. Marſch deſſelben nach Konia. Einleitende Bewegungen Ibrahims. Niederlage des kaiſerlichen Heeres bei Konia. Der Großvizir gefangen. Ibrahim hält zu Konia an. Schrecken in Konſtantinopel. Rußland nimmt ſich der Pforte an. Eifer des franzöſiſchen Geſchäftsträgers dagegen. Ruſſiſcher Antrag abgelehnt. Sendung Halil Paſchas nach Alexandria. General Murawieff eben dahin. Weiſung des Internuncius an den öſterreichiſchen Generalkonſul in Aegypten. Die ägyptiſch-türkiſche Frage wird eine europäiſche. Frankreich will engliſch-franzöſiſche gewaffnete Vermittlung; dringt nicht durch in London; ſolche Vermittlung mit Beziehung Oeſterreichs und Rußlands in London angenommen. Rußland und Oeſterreich lehnen ab, daran Theil zu nehmen; die Abgeordneten der Pforte verwerfen die ungebetene Einmiſchung. Spaltung zwiſchen England und Frankreich. England verſteht ſich mit Oeſterreich. Sendung des Oberſten Campbell und des Ritters von Oſten nach Alexandria. Weiſungen des Vizekönigs an Ibrahim auf die Nachricht des Sieges von Konia. General Murawieff in Alexandria. Befehl zur Einſtellung der Feindſeligkeiten. Ibrahim rückt nach Kutaija. Der Sultan ſpricht Hülfe zu Waſſer und zu Lande von Rußland an. Fruchtloſe Drohungen des franzöſiſchen Geſchäftsträgers. Eiferſucht in Paris und London. Admiral Rouſſin als franzöſiſcher Botſchafter nach Konſtantinopel. Die Pforte nimmt ihr Begehren um ruſſiſche Hülfe zurück. Ruſſiſche Flotte erſcheint im Bosphor. Ankunft des franzöſiſchen Botſchafters in Konſtantinopel. Convention zwiſchen demſelben und der Pforte vom 22. Februar. Offizier des franzöſiſchen Botſchafters nach Alexandria und Kutaija; Begehren der Entfernung der ruſſiſchen Flotte. Würdige Gegenhaltung des ruſſiſchen Geſchäftsträgers. Vorfälle in Smyrna.

Empfang Halil Paſcha's in Alexandria. Der Großvizir freigegeben. Der Vizekönig verwirft die Zumuthung des Admiral Rouſſin. Ibrahim verwirft das Begehren des Admiral Rouſſin. Anlangen des Achmedſchi Efendi aus Alexandria in Konſtantinopel mit dem Ultimatum des Vizekönigs. Admiral Rouſſin auf den Rath beſchränkt, ſich demſelben zu unterwerfen. Die Pforte ſpricht Verſtärkung der ruſſiſchen Hülfsmacht an. Der Achmedſchi und Herr von Varennes mit dem Antrage, ganz Syrien an Mohammed Ali zu überlaſſen, nach Kutaija. Oberſt Campbell und der Ritter von Oſten in Alexandria. Das franzöſiſche Kabinet billigt öffentlich und mißbilligt insgeheim die Schritte des Admiral Rouſſin. Die zweite ruſſiſche Flottenabtheilung langt im Bosphor an. Erklärung des Petersburger Cabinets über die Dauer des Verweilens ſeiner Truppen im Bosphor. Ibrahim nimmt den Antrag der Pforte an, macht die Räumung Kleinaſiens abhängig von der Belehnung mit dem Gebiete am Taurus. Die Pforte will die Belehnung mit Syrien zurücknehmen, fordert Admiral Rouſſin auf, die erhaltene Billigung zu bewahrheiten. Dieſer lehnt es ab. Mohammed Ali weiſt die Anforderungen des Pariſerkabinets zurück. Nachricht von der Belehnung mit Syrien langt in Alexandria an. Friedensfeier dort. Die Pforte verſagt das Gebiet am Taurus. Wird durch die Miniſter der europäiſchen Mächte unterſtützt. Der Herr Bois le Comte in Alexandria. Ablehnende Antwort des Vizekönigs an ihn. Oberſt Campbell und der Ritter von Oſten fordern Räumung von Kleinaſien und Verzichtleiſtung auf das Gebiet am Taurus. Halil Paſcha nach Konſtantinopel zurück. Der Vizekönig befiehlt die Räumung von Kleinaſien, verzichtet auf das Gebiet am Taurus, und wird gleich darauf durch die Verzichtleiſtung der Pforte ihrerſeits auf dies Gebiet überraſcht. Lord Ponſonby in Konſtantinopel.

Admiral Rouſſin gibt die Verzichtleiſtung der Pforte für ſein Werk. Dritte ruſſiſche Flottenabtheilung. Politik des engliſchen Kabinets. Die Pforte verbietet die Einfahrt engliſcher und franzöſiſcher Kriegsſchiffe in die Dardanellen. Graf Orloff langt in Konſtantinopel an. Auszeichnungen, die der Sultan den Ruſſen gewährt. Ibrahim zieht über den Taurus. Abzug der Ruſſen. Schutz- und Trutz-Bündniß zwiſchen Rußland und der Pforte. Engliſch-franzöſiſche Flotte. Erklärung des ruſſiſchen Botſchafters in Paris gegen die Einfahrt derſelben in die Dardanellen. Schluß.

Hätte ſich Mohammed Ali nach ſeinem Siege übernommen, hätte er ſeine Forderungen höher geſpannt oder die Würde des Sultans verletzende Formen daran geknüpft, ſo würde die Pforte vielleicht nach der erlittenen Demüthigung weniger als vor derſelben den Weg des Vergleiches haben einſchlagen können. Aber gleichzeitig mit dem Haltbefehle an ſeinen Sohn ſandte er an Chosrew Paſcha ein eben ſo freundſchaftliches als dringendes Schreiben, worin er ihn beſchwor, dem Sultan zum Vergleiche zu rathen, und ſeine früher ausgeſprochenen Begehren weder vermehrte, noch auf irgend eine Weiſe änderte. Er beſchränkte ſich auf dieſen Schritt nicht, ſondern gab die beſtimmte Erklärung an den noch bei Rhodus ſtehenden Kapudanpaſcha, daß er, ſobald es dem Sultan gefallen würde, ihn mit Saida, Tripoli und Akka zu belehnen, Ibrahim innerhalb die Gränzen dieſer Statthaltereien zurückzuziehen, und den von der Pforte

zu bestimmenden Tribut zu entrichten entschlossen wäre. Er forderte den Kapudanpascha auf, dieses Versprechen ungesäumt zur Kenntniß des Sultans zu bringen, ja er ermächtigte ihn, auf diese Bedingungen ohne weitere Anfrage abzuschließen. Seine Sprache war würdig und ehrend. Er schloß mit der Aeußerung, wie schmerzlich es für ihn wäre, mit den Waffen seinem Souverän gegenüber zu stehen, er böte, obwohl ohne Zweifel auch fortan Sieger, gerne seine Hand zum Verträgniß dar, alles läge nur daran, ob auch der Sultan dieß aufrichtig wollte. Die englische Fregatte Alfred, welche im Laufe des August dieses Schreiben an den Kapudanpascha trug, brachte die Antwort desselben nach Alexandria, darin bestätigte dieser den Empfang der Zuschrift, ver[illegible]ach sie nach Konstantinopel, von seinen besten Worten begleitet, zu senden, und fügte einige fromme Wünsche bei.

Die herrschende Partei im Divan berücksichtigte die Lage des Reiches und das Anerbieten Mohammed Ali's nicht. Sie wollte im schnellen Vordringen Ibrahims bis an den Taurus, in der Mäßigung dort anzuhalten, in den Vergleichs-Vorschlägen endlich nur die Furcht des Gegners, einen zweiten Feldzug machen zu müssen, erblicken. Der Seriasker Chosrew Pascha sprach sich in seinem Blatte, dem **Moniteur Ottoman**, am 10. No-

vember in folgenden Worten aus: „Stände Ibrahim auch bereits auf dem Geſtade von Skutari, der Sultan könnte auf ſeinem Throne zu Konſtantinopel ihn ruhig erwarten. Der ſiegreiche General müßte auch dann noch zu ſeinen Füßen Verzeihung des verderblichen Vormarſches und die Erlaubniß erflehen, ungehindert Syrien räumen und ſich in Demuth und Unterwürfigkeit unter den alten Scepter, vor welchem ſein Heer ſich ohne Verzug beugen würde, nach Aegypten zurückziehen zu dürfen. Das wiſſen freilich diejenigen nicht, welche von einer ihrem Durſt nach heftigen Empfindungen gemäßen Beilegung träumen, aber Mohammed Ali weiß es ſehr gut, er, den der Vormarſch ſeiner Truppen nicht hindert, ohne Unterlaß die Gnade des Sultans zu ſuchen.“ Der Irrthum, daß Mohammed Ali am Ende ſeiner Mittel ſey, war lebendiger als je zuvor und jede Vorſtellung gegen dieſen Wahn zum Verbrechen geſtempelt. Der Sultan, ſchlecht unterrichtet oder nur den Eingebungen des verletzten Stolzes folgend, machte die Vernichtung des Rebellen zu einer Ehrenfrage, und dieſer perſönlichen Rückſicht wurde das Bedürfniß des Reiches zum Opfer gebracht. Trotz der erlittenen Verluſte und trotz der Schwierigkeit, die Mittel zur Fortſetzung des Krieges herbeizuſchaffen, erklärte er den Weg des Verträgniſſes für den gefähr-

lichſten und ſchlechteſten. War ſein Vertrauen in ſeine Räthe oder die Stärke ſeiner Gründe nicht groß, genug, er berieth die Frage des Friedens mit dem Divan nicht, ſondern legte demſelben nur die Weiſung, neue Kriegsmittel aufzubringen, vor. Es verdient bemerkt zu werden, daß Pertew-Efendi, dieſer in der ruſſiſchen und griechiſchen Frage ſo ſtarre Mann, ſich muthvoll für das Verträgniß mit Mohammed Ali ausgeſprochen hatte. Freilich warfen ſeine Gegner ihm vor, daß dennoch er es geweſen war, der durch die vorſchnelle Bekanntmachung des Bannfluches dem Sultan den Weg zur Ausgleichung verſchloſſen hatte.

Chosrew Paſcha befand ſich in der ſeltſamen Lage, den Sultan auf dem Wege, auf den er ihn ſelbſt geführt hatte, ſich entwiſchen zu ſehen. Seine Berechnungen und Verſicherungen hatten ſich irrig, ſeine Maßregeln unzulänglich erwieſen, ſeine Günſtlinge und Geſchöpfe, die Führer des Heeres und der Flotte, waren bei Hofe im Verfall, und ſchon im Auguſt von dem Sultan jedem ſein Nachfolger bezeichnet. Chosrew Paſcha, um ſich rein zu waſchen von den Fehlern, die er begangen oder zu denen er verleitet hatte, ſetzte in einem Berichte an den Sultan die Urſachen der in dieſem Feldzuge erlittenen Unglücksfälle auseinander, er überhäufte Huſſeyn Paſcha mit dem Vorwurfe

der Unfähigkeit gab ihm allein die Schuld, erklärte die Niederlage des Heeres durch die Zersplitterung desselben und schloß mit der Unmöglichkeit für Mohammed Ali, einem zweiten, besser geführten Heere der Pforte zu widerstehen. Dieser Bericht, auch auf Europa berechnet, wurde in getreuer Uebersetzung im **Moniteur Ottoman** vom 25. August abgedruckt und ging zum Theile in das Hattischeriff und in den Ferman über, die am 26. August an den Kaimakan des Lagers, Reuff Pascha, erlassen wurden. Der Feldmarschall ward des Oberbefehls und seiner Würde als Großvizir entsetzt, jener einstweilen dem Kaimakan anvertraut, der Seriasker Rumeliens, Redschid Pascha, aber zum Großvizir ernannt und aus Bosnien abberufen, um die Trümmer des Heeres gegen Ibrahim zu übernehmen. Diese Wahl war des Sultans eigene. Redschid Pascha hatte und verdiente den Ruf eines Ehrenmannes, er war unbestechbar, streng, thätig und eines an Kühnheit gränzenden persönlichen Muthes, das Volk liebte die Mischung von Ritterlichkeit und patriarchalischem Sinne in diesem Manne, achtete die Rechtlichkeit seines Charakters, und fühlte sich hingezogen zu ihm, weil er nie von dem Schwindel der Neuerungen sich hatte ergreifen lassen, die alte Weise in Religion und Sitten aufrecht hielt, und dem

neuen Syſteme zwar ohne Widerſpruch oder Tadel ſich unterzog, aber niemals unter die Zahl derer ſich drängte, welche die Thore des Serails mit Lobgeſängen bettelnd umlagerten. Die Wahl dieſes Mannes war von Seiten des Sultans ein Zugeſtändniß an das Volk. Kein Anderer im ganzen Reiche war im Stande, unter den dermaligen Verhältniſſen eine Armee gegen Ibrahim auf's Schlachtfeld zu führen. Kein Anderer hatte auch ſo ausgebreitete Erfahrung im Kriege. Ueberdieß ſtand Redſchid Paſcha mit Chosrew Paſcha, der Seele der Verwaltung, auf gutem Fuße, er war dieſes Günſtlings Sklave geweſen und von ihm zum Sohne angenommen worden.

Dieſe Wahl, ſonach die beſte, war dennoch keine genügende. Der Feldzug vom Jahr 1829 hatte für den perſönlichen Muth, aber gegen die Feldherrngaben Redſchid Paſcha's gezeugt. Das Verlaſſen des durch den Feldzug von 1828 bewährten Kriegsplanes, um ſich im ebenen Felde mit einem noch ganz unbehülflichen Heere den ruſſiſchen Truppen entgegen zu ſtellen, bewies völlige Unbekanntſchaft mit der höhern Taktik und mit dem Gegner, und überhaupt mit europäiſcher Kriegsweiſe. Gegen dieſe aber wurde Redſchid Paſcha nun wieder in die Bahn berufen.

Nur mit Widerwillen nahm er die Ehre des

Oberbefehles an. Alle Gnadenbezeugungen des Sultans täuschten ihn nicht über die Schwierigkeit der Aufgabe. Die Ungeduld des Sultans, ihn angenommen zu wissen, fand wenig Echo in der Brust des Seriaskers, der noch die Frage nach dem eigentlichen Stande der Mittel fürchtete. Jeder Tag verminderte aber diesen Uebelstand, und die Thätigkeit des obersten Ministers that Wunder. Wie in den Jahren des griechischen Aufstandes die Pforte jedem aufgeriebenen oder verlaufenen Heere ein neues folgen ließ, so füllte sie auch jetzt in wenig Monaten die ungeheuern Lücken aus; damals aber genügte es, Leute zusammen zu treiben, heute mußten diese bekleidet und nach einem ihrer Erziehung entgegenstehenden Systeme abgerichtet werden. Chosrew Pascha gab das Versprechen, noch im Laufe des Herbstes die geregelten Truppen auf 40,000 Mann zu bringen. Redschid Pascha konnte an 20,000 Mann Arnauten und Rumelioten hinter sich herziehen. Osman Pascha von Tripoli, nun Statthalter von Trebisond und Seriasker, erhielt die Paschalike von Siwas, Jermusch-Khané, Amasia und Tokat unter seinen militärischen Oberbefehl und sollte, im Laufe derselben Zeit, 20,000 Mann in Siwas vereinigen. An alle Statthalter im Reiche erging der Befehl zum Aufgebot der äußersten Kräfte. Die

Anträge des Vizekönigs wurden vor der Hand keiner Antwort gewürdigt, Chosrew Pascha, der zu keiner Zeit den Briefwechsel mit ihm unterbrochen hatte, that ihm zu wissen, daß unbedingte Unterwerfung und augenblickliche Räumung von ganz Syrien das einzige Mittel wäre, das Ohr des Sultans zu öffnen.

Der neue Großvizir traf endlich am 25. September in der Hauptstadt ein. Achmed Tewzi Pascha, einer der Günstlinge des Sultans, war ihm zwei Tagreisen entgegen geeilt. Alle Minister der Pforte begrüßten ihn unmittelbar nach seiner Ankunft, und der Sultan empfing ihn fast in derselben Stunde. Das Reich war so tief gefallen, daß die Ankunft dieses einen Mannes demselben ein Ereigniß von nicht minderer Wichtigkeit war, als dem Spieler der Wurf, worauf sein letztes Goldstück steht.

Der einfache, strenge Ton Redschid Pascha's, seine militärische Sprache gegenüber den Ministern, seine Abneigung, sich mit Schein zufrieden zu stellen und die Brauen eines Günstlings zu belauschen, wurden von eben denen in den Himmel erhoben, die am wenigsten diese Eigenschaften zu achten verstanden. Redschid mußte sich des Hofes verwehren, der ihn umdrängte. Er schloß sich eng an Chosrew Pascha,

als den Mann, der ihm die Mittel zu ſchaffen hatte, fiel aber nie in blinde Abhängigkeit von ihm, und hielt eben dadurch in dieſem Miniſter die Sorgfalt wach, ihn durch Aufmerkſamkeiten ſich zu verbinden. Er friſchte alle Federn der Verwaltung auf. Im ganzen Reiche verdoppelte ſich die Thätigkeit der Beauftragten der Regierung.

Die Miniſter der europäiſchen Mächte ſahen den Entſchluß des Sultans, bevor ſie die dienſtliche Mittheilung davon erhielten. Sie ſtimmten, aus Gründen unter ſich verſchieden, in die Sprache der Pforte ein. - Rußlands Meinung blieb entſchieden gegen jedes Verträgniß. Deſſen Geſchäftsträger überhäufte die Pforte mit Aufmerkſamkeiten. Während der Anweſenheit Stratford Cannings hatte er mit dem Betrieb der Ausführung des Adrianopler Friedens eingehalten, er machte nach der Abreiſe dieſes Botſchafters ſein Zögern als einen Beweis geltend, wie wenig ſein Hof die Verlegenheit der Pforte zu mißbrauchen beabſichtigte. Wenn er wieder ſeiner Forderungen erwähnte, ſo geſchah es nur, um ſie lau zu betreiben und der Pforte beſonders durch Vertagung der Geldfrage darzuthun, wie ſehr ſich Rußland zur Pflicht machte, ihr die Mittel zur Bekämpfung des Empörers nicht zu verkürzen. Dieſe Schonung war freilich ohne Gefahr

für Rußland, da die Summe der Schuld dieselbe blieb, die Einkünfte der Fürstenthümer in die russischen Kassen flossen, und das Pfand für die Zukunft gutsagte.

Oesterreich und Preußen sahen nur den Grundsatz, und mußten daher die Fortsetzung des Krieges billigen. Hätten ihre Minister genau den Stand der gegenseitigen Mittel gekannt, so würden sie daraus entnommen haben, wie die Fortsetzung des Krieges mit weit größerer Gefahr als das Verträgniß den Grundsatz bedrohte. Ihre Sprache wäre dann ohne Zweifel eine friedliche gewesen. So aber beschränkten sie sich darauf, der Pforte zu rathen, den ägyptischen Krieg baldmöglichst zum glücklichen Ende zu bringen. Dieser Rath vermehrte freilich die Mittel dazu nicht.

Stratford Canning hatte Mohammed Ali so oft einen Rebellen und Verräther genannt, daß die Pforte sich beinahe gegen England hätte verpflichtet halten können, den Kampf fortzusetzen. Herr Mandeville, ohne Weisungen von seinem Hofe, sprach für das, was er nicht hindern konnte, für den Krieg.

Auf einem andern Felde stand der französische Geschäftsträger, Herr von Varennes. Er bemühte sich, den österreichischen und russischen Minister zu überzeugen, daß der wahre Vortheil der Pforte im Verträgniß mit Mohammed-Ali läge. — Es war gefähr-

lich für den Vertreter einer erſt vor Kurzem aus Aufruhr hervorgegangenen Regierung, die man überdieß für ſehr vertraut im Rathe Mohammed Ali's hielt, dieſe Meinung zu äußern; man konnte im günſtigſten Falle darin höchſtens das Beſtreben, eine Rolle zu ſpielen, vorausſetzen. Auch bekämpften beide Miniſter die Anſicht des franzöſiſchen Geſchäftsträgers. Dieſer, ohne Vertrauen in ſeine junge Regierung, wagte kaum vor dem Reis-Efendi die Zweckmäßigkeit des Vergleiches zu vertheidigen und ſtimmte, ſobald dieſer die Stirne verzog, in den Preisgeſang der übrigen. Am 18. September endlich mit beſtimmteren Weiſungen verſehen, erklärte er ſich dem Reis-Efendi ermächtigt, der Pforte die Vermittlung ſeines Hofes zum Vergleiche anzutragen. Die Pforte, welche jede Einmiſchung fürchtete und die franzöſiſche am meiſten, erſchrack nicht wenig über dieſen Antrag; ſie lehnte ihn ab. Herr von Varennes erneuerte denſelben einen Monat ſpäter; er beſtand auf der Unwahrſcheinlichkeit des Sieges und legte viel Gewicht auf die Gefahr, daß der Vizekönig verleitet werden könnte, in Konſtantinopel Aufſtand zu erregen, um Abdul, den neunjährigen Sohn des Sultans, an die Stelle des Vaters zu ſetzen. Ein öffentlicher Beauftragter Mohammed Ali's hätte nicht weniger Vertrauen ge-

nießen können, als der franzöſiſche Geſchäftsträger nach dieſen Schritten. Aakif-Efendi aber verbarg dieſe Geſinnung und meinte nur, man müßte abwarten, was die Erklärung, die nach Herrn von Varennes Verſicherung der franzöſiſche Generalkonſul Herr Mimaut an Mohammed Ali gemacht habe, bewirkte oder bewirken würde. Mimaut ſollte nämlich den Vizekönig bewegen, den erſten Schritt zur Verſöhnung zu thun.

Ohne Dünkel der Macht, und ohne jene Ueberklugheit, die in den Anträgen Mohammed Ali's nur das Bekenntniß der Furcht erblicken wollte, war Redſchid-Paſcha beſtrebt, die Kräfte ſeines Gegners kennen zu lernen. Alles, was aus den Berichten der Armee, der Miniſter der Pforte und aus den Mittheilungen der Beauftragten der europäiſchen Mächte ſich erheben ließ, wurde ihm vorgelegt. Die alten Irrthümer vererbten ſich zum Theile auch auf ihn. Sie hatten dadurch keine Minderung erfahren, daß Chosrew Paſcha Herrn Laviſon, den aus Aegypten abberufenen ruſſiſchen Generalkonſul, zu dem Großvizir bitten ließ, um demſelben die Mittel dieſes Landes zu ſchildern.

Redſchid Paſcha forderte Rechenſchaft über das Benehmen der Flotte. Dieſen Punkt zu berühren, hieß dem Seriasker an die Seele greifen, denn Halil Paſcha, der ſie befehligte, war ſein Pflegeſohn, ſein

Zögling, sein Geschöpf. Dennoch stand Redschid Pascha von seiner Forderung nicht ab; der Sultan machte sie zu seiner eigenen, und sandte am 6. Oktober Tewzi-Pascha nach Rhodus, die Gründe zu ermitteln, warum die Flotte sich nicht geschlagen hatte. Der Abgeordnete traf sie auf der Rückfahrt nach dem Hellespont, war am 20. wieder in Konstantinopel und erklärte die Flotte für schlecht besorgt und ihren Befehlshaber für einen Mann ohne Zuversicht in seine Mittel, der in diesem Feldzuge nur eine Korvette und eine Brigg eingebüßt zu haben für Verdienst ansah.

Nun war der Fall Halil Pascha's entschieden und es bedurfte des ganzen Einflusses seines Pflegevaters und eines seltenen Muthes in einem so vollendeten Höflinge, um die Ungnade des Sultans nicht schwer auf ihn fallen zu machen. In der Rathsitzung des versammelten Divans am 23. Oktober trat Chosrew Pascha mit dem Geständniß auf, dem Kapudan-Pascha die geheime Weisung ertheilt zu haben, nicht zu schlagen, ohne den Sieg geradezu in Händen zu halten. Seine Beredsamkeit drang durch; der Sultan und Redschid Pascha wurden beschwichtigt, und der Seriasker hatte den Triumph, als Weisheit gepriesen zu hören, was erst als Feigheit verdammt worden war. Dennoch wurde beschlossen, Halil Pascha durch

Tahir Pascha zu ersetzen; jenem aber die Stelle eines Großmeisters der Artillerie zu geben, eine Verfügung, die wirklich am 17. November die kaiserliche Bestätigung erhielt. Der Flotte, am 5. November im Hellespont eingelaufen, wurden die Mittel zugesendet, sich wieder in Stand zu setzen, später aber einige Fahrzeuge nach Konstantinopel gezogen. In eben diesem Ministerrathe wurde auch entschieden, Mohammed Ali, zur Antwort auf seine durch den Kapudanpascha gemachten Vorschläge, aufzufordern, sich der Gnade des Sultans unbedingt zu unterwerfen. Von dieser Aufforderung beschloß die Pforte, die Minister der europäischen Mächte in Kenntniß zu setzen, und ihnen zugleich den unabänderlichen Entschluß des Sultans mitzutheilen, von keinem Verträgniß mit dem Rebellen zu hören.

Bis gegen Ende September hatte Mohammed Ali die Hoffnung genährt, der Entschluß des Sultans würde ein anderer seyn. Die Wahl Redschid Pascha's zum Großvizir und was er sonst aus Konstantinopel vernahm, ließ keinem Zweifel Raum. Der Kampf war für ihn eine Lebensfrage, jeder Weg des Vergleiches vom Gegner ausgeschlagen: dennoch griff Mohammed Ali nicht zu den außerordentlichen Mitteln, die seine und des Reiches Lage ihm darboten; er sah die gewöhnlichen für zureichend an. Von den in

Aegypten ſtehenden 5 Infanterie- und 2 Reiter-Regimentern ließ er nur eines der beiden letztern unter Cany-Bey nach Syrien rücken, ordnete die Bildung eines 11. und 12. Reiter-Regiments zu Cairo an *), friſchte den Betrieb der Artillerieſchulen in Turrah auf, überließ ſeinem Sohne, den Abgang an Fußvolk aus Syrien, das eine Million Einwohner zählt, zu erſetzen, und verwandte ſeine Thätigkeit hauptſächlich auf die Marine, die er als den Schild und Schlüſſel ſeiner Größe betrachtete. In den erſten Tagen des Septembers ließ er das Linienſchiff Akka von 140 Kanonen vom Stapel; drei Linienſchiffe zu 100 Kanonen und eines zu 90 machten ſich ſegelfertig; die Flotte, nach Suda berufen, war, nachdem ſie den Kapudanpaſcha bis an die Dardanellen verfolgt hatte, im Oktober in jenem Hafen von Kandia eingelaufen. Das Uebergewicht dieſer Flotte, im Vergleiche zu derjenigen der Pforte, hinſichtlich des Baues, der Betackelung, Rüſtung und Führung der Schiffe, wurde von keinem europäiſchen Seeoffizier mehr in Zweifel geſtellt. Der oberſte Schiffsbaumeiſter in Alexandria, Seriſy, in völliger Freiheit, jede Verbeſſerung anzubringen und ein Mann von Kenntniß und Eifer, hatte den neuen

*) Jedes zu 6 Schwadronen; die Schwadron zu 101 Gemeine und 35 Unter- und Oberoffiziere, 834 Pferde im Ganzen.

Schiffen die Vollkommenheit gegeben, welche heut zu Tage der Stand der Wiſſenſchaft zuläßt. Die Stärke der Flotte wurde nun auf 4 Linienſchiffe, 7 Fregatten, 5 Korvetten, 3 Brigg, 5 Goeletten, 5 Brander und 21 Transporte gebracht; 5 dem Gegner abgenommene Fahrzeuge (1 Corvette zu 40 Kanonen, 2 Brigg und 1 Kutter) waren theils zu Transporten verwendet, theils ſonſt zum Dienſte ſegelfertig gemacht. Fünf Dreidecker lagen auf den Werften, oder bereits vom Stapel gelaſſen im Arſenal. Das Landheer in Syrien beſtand aus 10 Infanterie-Regimentern, 9 Reiter-Regimentern, aus 1250 Mann Artillerie, 800 Mann Sappeurs, 800 Mann Train, 2000 Beduinen und 6000 Mann ungeregelten Hülfstruppen, zuſammen nahe an 50,000 Mann. Es konnte ohne Schwierigkeit durch den Zulauf aus Meſopotamien, Syrien und Kleinaſien auf 60,000 Mann gebracht werden, war mit verſtändiger Sorgfalt verpflegt, mit jedem Bedarf verſehen, und durch die zweimonatliche Ruhe geſtärkt. Der gewöhnliche Ertrag Syriens, an 45,000 Börſen, floß in die Kaſſen Ibrahims. Die Pforte büßte außer demſelben noch den Tribut Aegyptens ein, 12,000 Börſen, was für den kaiſerlichen Schatz in dieſem Jahre eine Minderung von 4 Millionen Silbergulden betrug.

Mit Strenge hatte ſich Ibrahim Paſcha bis zur

Mitte Oktobers auf die Vertheidigung beſchränkt. Die Einladungen mehrerer Städte aus Kleinaſien, durch die Obrigkeiten, die Geiſtlichkeit und die vorzüglichſten Einwohner unterzeichnet, die beſtimmten Anträge von Maraſch, Orfa und Diarbekr, das Anſuchen der Kurden, ihnen zu erlauben, mit acht- bis zehn tauſend Reitern Bagdad in ſeinem Namen in Beſitz zu nehmen, hatten ihn eben ſo wenig die gewählte Linie aufgeben machen, als die Ankunft von Abgeordneten aus Bosnien, die Geld und Hülfe gegen die Pforte verlangten, zu Alexandria den Vizekönig von der ſeinen weichen machte *). Ibrahim glaubte ſich ſogar über ſeinen Vormarſch nach Adana und Aintab und zuletzt über den Vortheil rechtfertigen zu müſſen, den in den Päſſen des Taurus ſeine Vorhut über die kaiſerlichen Truppen am 16. Oktober erfocht. Die Veranlaſſung hiezu gaben die faſt täglichen Neckereien, welche dieſe aus ihren Verſchanzungen im Gebirge den Aegyptern anthaten, der Erfolg hievon aber war die Beſetzung von Erekli, am nördlichen Abhange des Taurus, vier Märſche

*) Saly-Aga und Beger Saſſar, zwei Türken, an Bord der öſterreichiſchen Handelsbrigg Temeswar, um die Mitte Juni zu Alexandria angelangt. Sie brachten Vollmacht von Huſſeyn-Kapitan, dem Chef der Rebellen, und Bittſchrift von mehr als zwei hundert aus den Angeſehenen des Landes.

von Konia gelegen. Wenige Tage darauf erhielt Ibrahim von ſeinem Vater die Mittheilung des Standes mit der Pforte und die Weiſung, in Kleinaſien einzubrechen.

Dieſen Entſchluß begleitete Mohammed Ali mit einem freien Ausſpruche an die Konſuln der europäiſchen Mächte, denen er auch zu wiſſen that, daß er ſich dermalen nicht mehr mit Theilen von Syrien, ſondern nur mit Syrien ſelbſt, jedoch immer gegen den Tribut, den der Sultan ihm beſtimmen würde, zufrieden ſtellen könnte. Er werde die Waffen nicht aus der Hand legen, ſagte er, bis dies Ziel erreicht ſey. Er griff mit offener Stirne die Beſorgniß an, welche ein paar aus ihrer Mitte, wie ihm nicht unbekannt war, ihren Regierungen ausgeſprochen hatten, die Beſorgniß, welche unverſtändige Freunde und gewandte Feinde durch ganz Europa verbreiteten. Was man ihm hinter Syrien für Abſichten unterſchiebe, ſprach er, das ſey Träumerei oder Bosheit. Er wolle den Umſturz des Reiches weniger als irgend Jemand in der Welt; ſein Kummer ſey vielmehr, dies ſchönſte Reich auf Erden, das an Mitteln jedes andere übertreffe, in ſo tiefem Verfalle und den Sultan zu einem ruſſiſchen Diener entwürdigt zu ſehen. Er wolle wenigſtens einen Theil

des Reiches pflegen, wie das ganze gepflegen werden ſollte, demſelben eine Stütze, um daran ſich aufzurichten, geben; jeder wahre Muſelmann theile ſeine Geſinnung und begleite ſein redliches Streben mit hoffendem Blicke. Wenn der Sultan die Lage des Reiches begriffe, ſo müßte er ihn, den Vizekönig, für ſeinen wärmſten Diener und Freund erkennen. Desgleichen müßte das Urtheil aller Kabinete ſeyn und darnach ſich ihr Benehmen regeln. Das ſeinige ſey beſchloſſen; er werde das zweite Heer der Pforte eben ſo ſchnell als das erſte aufreiben, für ſich nie mehr als Syrien anſprechen, aber wenn der Sultan, um perſönlichem Haſſe genug zu thun, das Beſtehen des Reiches auf das Spiel ſetze, ihn für einen Wahnſinnigen betrachten und als Solchen behandeln. Dieſe Drohung erklärte Mehammed Ali im vertrauten Geſpräche dahin, daß er, wenn kein anderes Mittel helfe, das Reich von einem Narren, Wüſtling und Thoren befreien und den Sohn des Sultans an die Stelle des Vaters ſetzen wollte. Dem franzöſiſchen Generalkonſul Herrn Mimaut bemerkte er überdieß, daß er von nun an nur mehr in Alexandria unterhandeln würde.

Während das kaiſerliche Heer mit lobenswerther Schnelligkeit vollzählig gemacht und gerüſtet, auch die

Flotte, deren Oberbefehl Tahir Pascha am 16. November übernahm, ausgebessert und die See-Mannschaft, 6000 Mann an der Zahl, für den Winterfeldzug bekleidet wurde, that die Pforte einen Schritt, der ihr geringes Vertrauen auf sich selbst und ihre Schwäche offenbarte, und seiner Natur nach ihr nur Nachtheil bringen konnte. Sie verließ das bis dahin befolgte System, jede fremde Einmischung ferne zu halten. Ihre Hoffnungen auf die Person Stratford Cannings setzend, sandte sie um die Mitte Octobers den Divisionsgeneral der kaiserlichen Garde, Namik Pascha, über Wien und Paris nach London, um England zu vermögen, ihr eine Anzahl bewaffneter und bemannter Kriegsschiffe zur Verwendung gegen Mohammed Ali zu gewähren. Sie versprach, dieselben nach Wiedereroberung von Syrien und Aegypten zurückzustellen, den Sold und die Kosten aber zu tragen. Die Idee dieser Sendung soll im Kopfe des Sultans selbst entsprungen seyn. Der Reis-Efendi und die meisten Glieder des Divans mißbilligten sie. Sie wurde als strenges Geheimniß behandelt und erst nach der Abreise des Beauftragten vertraulich den Ministern von England, Oesterreich und Frankreich mitgetheilt. Der Geschäftsträger der Pforte am Wiener Hofe, Herr Maurogeni, der kurz vorher nach London geschickt worden war, um Zeitun

und einige andere an Griechenland abgetretene Bezirke zurück zu erbitten, erhielt den Auftrag, Namik Pascha zu unterſtützen.

Dieſer junge Mann, der mit Halil Pascha nach dem Adrianopler Frieden nach Petersburg gegangen und in europäiſchen Sprachen erfahren war, kam gegen Ende Novembers in Wien und in den erſten Tagen des December in Paris an. Er theilte dem Fürſten Metternich ſowohl als dem Herzog von Broglie und Grafen Sebaſtiani ſeinen Auftrag mit, ſprach den Rath beider Kabinette an und verſicherte jedem insbeſondere, daß die Pforte ſich deſſen Weiſung völlig hingeben wollte. Zugleich ſuchte er die Niederlage des erſten kaiſerlichen Heeres durch die Fehler ſeines Führers zu erklären und den Glauben auf den Sieg des neuen Großvizirs als unbezweifelbar aufzuſtellen. Fürſt Metternich entwickelte mit der ihm eigenen Klarheit den Stand der ägyptiſch-türkiſchen Frage und brachte ſie auf die einfache Löſung, daß die Pforte vor allem ſich ohne Leidenſchaft und Vorurtheil Rechenſchaft über das Verhältniß ihrer Mittel zu denen des Vizekönigs geben müßte; fände ſie dieſelben zureichend, ſo hätte ſie den Gegner zu verderben; fände ſie dieß nicht, ſo müßte ſie nicht den Beſtand des Reiches auf das Spiel ſetzen, ſondern den Vizekönig auf die

ihre Würde am wenigſten verletzende Weiſe mit Syrien belehnen. Dieſe Antwort, einem Beauftragten gegeben, der bei einer fremden Macht Mittel zu erbitten ging, war eine hinlänglich klare, und beweiſet, daß der öſterreichiſche Miniſter ſich über den eigentlichen Stand der Sachen nicht täuſchte. Der franzöſiſche ſchien weniger dieſen, als die Gelegenheit in's Auge zu faſſen, den Einfluß ſeines Kabinets voranzuſtellen. Er behandelte Namik Paſcha mit vorzüglicher Auszeichnung, verſprach ihm die Unterſtützung des Pariſer Hofes und war bemüht, der Geſinnungen des Abgeordneten ſich ſo zu verſichern, daß dieſer eigentlich unter der Vormundſchaft des franzöſiſchen Botſchafters in London auftreten und handeln ſollte. Fürſt Metternich hatte ihm die Wahrſcheinlichkeit, die von England verlangte Hülfe zu erhalten, abgeſprochen, und rieth, ſie aufzugeben, wenn ſie um den Preis der Einmiſchung des Londner Kabinets zwiſchen dem Sultan und deſſen Unterthan, dem Vizekönig, erkauft werden müßte. Der Herzog dagegen ſchien wenig Gewicht auf die angeſprochene Hülfe zu legen und ſprach von gewaffnetem Schutze, den Frankreich und England der Pforte, ſo bald es Noth thun ſollte, angedeihen laſſen würden. So ausgerüſtet langte Namik Paſcha nach Mitte Decembers in London an, wo er die Wärme nicht fand,

die er nach den zu Paris erhaltenen Verſicherungen zu erwarten berechtigt war. Lord Palmerſton lehnte ſein Begehren ab, und durch innere Angelegenheiten vielſeitig und mächtig angeſprochen, ſchien das engliſche Miniſterium an die Gefahr nicht zu glauben, welche Konſtantinopel und dem Sultan drohte.

Richtiger beurtheilte Rußland die Lage des Sultans. Schon im Laufe des Novembers wurde die Sendung des General-Lieutenant Murawieff nach Konſtantinopel beſchloſſen. Es war in ſo ferne hiezu aufgefordert, als keine Macht größeren Einfluß in Konſtantinopel genoß und durch ſein gefälliges Benehmen gegen die Pforte in eben der ägyptiſchen Frage mehr thatſächliches Vertrauen von Seiten des Sultans zu erwerben im Stande geweſen war. Die Pforte pries auch das Benehmen Rußlands auf eine Weiſe, die Tadel für die übrigen Mächte enthielt. Um die Abberufung des Herrn Laviſon aus Alexandria zu lohnen, hatte der Sultan in einer Audienz am 4. November Herrn von Butenjeff ſein mit Brillanten umgebenes Bildniß für Kaiſer Nikolaus, für ihn aber eine reiche Doſe eingehändigt, und Herrn Laviſon und den ruſſiſchen Dollmetſcher Herrn Franchini mit ſeinem Orden behängt. Der Moniteur Ottoman kündigte die Würdigung des Benehmens des ruſſiſchen Hofes mit

warmen Lobsprüchen an *). Für diese Auszeichnung zu danken und sie zu erwiedern, war der scheinbare Zweck der Sendung Murawieffs. Das russische Kabinet war auch auf das Genaueste über die Mittel und die Stimmung des Vizekönigs berichtet. Hätte es Zweifel gehabt, so würde der Bericht des Majors von Butenjeff, des Bruders des Ministers, der in den ersten Tagen des Novembers mit einer Kriegsbrigg in Alexandria einlief, um Ersatz für eine russische Prise zu begehren, es völlig aufgeklärt haben. Die Schnelligkeit, mit welcher Mohammed Ali der Forderung dieses Offiziers Genüge that und die Art, auf welche er ihn auszeichnete, deckten die Besorgniß auf, welche der Vizekönig wirklich in Hinsicht der russischen Einmischung hegte. Auch sprach er sich gegen diesen Offizier über seine letzte Absicht wie gegen einen Beauftragten aus, stieß die Idee von sich, daß er damit umginge, Konstantinopel für sich oder seinen Sohn zu erobern; und versicherte, ganz Europa würde seiner Mäßigung Beifall geben. Diese Erklärung nahmen alle Kabinette für einen Beweis der Furcht, welche der Vizekönig vor den europäischen Mächten und namentlich vor Rußland hege.

Während die Augen Europa's auf den Orient

*) Siehe Beilage Nr. 1.

geheftet waren, bereiteten sich dort die Ereignisse, welche die leidende Stellung der Kabinette plötzlich in eine thätige umwandelten. Bis um die Mitte Novembers hatten im Lager bei Konia sich das 1., 7., 11., 13., 14. und 15. Infanterie-Regiment *) das 1. und 2. Garde-Infanterie-Regiment, die Reiter-Regimenter Nr. 1, 2, 3 und 4, nach Möglichkeit wieder ergänzt; aus Konstantinopel waren die durch Redschid- und Chosrew Pascha gebildeten Infanterie-Regimenter Nr. 2, 3, 4, 5, 19 und 20, das 3. Garde-Infanterie-Regiment, und die Reiter-Regimenter Nr. 5 und 11 mit 8 Batterien, jede zu 8 Kanonen und 4 Haubitzen im vollen Marsche nach Konia; über Gallipoli brachen die ungeregelten Haufen der Albanesen und Bosniaken unter Seif-Eddin Pascha von Jakowa, Hakki Pascha, Arsilan Pascha, Ali Pascha von Stolitza, Hifzi Pascha von Uskiub, Abdurrahman Pascha, dessen Bruder, Husseyn Pascha von Ivrania, Karensil Bey, Dschelil-Aya, Schach Suwar Zade Ismail Pascha von Aladscha-Hissar, Bachtiar Pascha von Pristian, Machmud Bey von Butzitria, Malik

*) Das 13. Infanterie-Regiment bestand aus den Evladi-Fatihans oder Kindern der Sieger, d. i. der beiden Vizire, die unter Amurat Rumelien eroberten; es hatte seinen ursprünglichen Stand in Salonich.

Bey von Ghaylan u. a. m. nach Natolien hinüber. Der Sultan beſah alle Truppen, welche durch Konſtantinopel zogen, mit ermunternder Aufmerkſamkeit, gab jedem Regimente ein Feſt und unterließ nichts, was deſſen Eifer ſteigern konnte. Von den über Gallipoli ziehenden Truppen ließ er wenigſtens die Führer nach der Hauptſtadt kommen, um ſie zu beſchenken, zu ehren und aufzuregen. Der Großvizir, Chosrew Paſcha und alle Großen des Reiches überboten ſich in Beſtrebungen dieſer Art auf eine bis dahin unbekannte oder wenigſtens nie ſtatt gehabte Weiſe. Am 3. November ſchlug Redſchid Paſcha ſein Quartier auf aſiatiſchem Boden bei Skutari auf, wo er bis zum Tage ſeines Abmarſches auf das Glänzendſte von dem Sultan freigehalten und von allen Gliedern des Divans gefeiert wurde. Ein kaiſerliches Handſchreiben bekleidete ihn mit den Statthalterſchaften, die ſein unglücklicher, nun in Ruheſtand verſetzter Vorgänger beim Antritte des Oberbefehls erhalten hatte, mit Aegypten, Dſchedda (Abyſſinien) und Kreta *). Auch Said, Haleb, Rikka und die Bezirke von Jeruſalem, Naplus und Tripoli wurden ihm anheimgeſtellt; die Statthalterſchaft von Tſchirmen aber, die erſte und letzte, welche Huſſeyn Paſcha beſeſſen hatte, zum Theile

*) Siehe Beilage Nro. 2.

an Chosrew Pascha gegeben. — Am 14. November kam der Sultan selbst nach Skutari, um von dem Großvizir Abschied zu nehmen, der im Gefolge von Truppen aus Albanien an diesem Tage aufbrach. Vor sich ließ er dreißig Millionen Piaster, aus dem kaiserlichen Schatze empfangen, zur Aufmunterung des Heeres einhertragen; Redschib Pascha aber mit dem 10. und 12. Infanterie-, dem 9. Reiter-Regimente und zwei Batterien bildete die Nachhut.

Gleichzeitig rückten Osman Pascha von Trebisond und sein Namensgefährte, der gewesene Beglerbeg von Tripoli, mit nahe an 20,000 Mann, worunter zwei Bataillone des zu Erzerum gebildeten 16. Infanterie-Regiments sich befanden, von Siwas gegen Cäsarea vor. Soleiman Pascha, mit etwa 10,000 Mann, suchte sich in der linken Flanke der Aegypter auf dem Taurus festzusetzen und Satalia sicher zu stellen. An Reuff Pascha erging der Befehl, im Falle er angegriffen würde, sich nach Akschehr zurück zu ziehen, wo ihn das Hauptheer aufnehmen sollte. Wirklich brach auch Ibrahim Pascha um die Mitte Novembers, während er seinen Neffen Ibrahim den Euphrat hinauf und gegen Malatia rücken ließ, auf beiden Straßen über Karaman und Erekli, ohne Widerstand zu finden, vom Gebirge herab und griff Reuff Pascha bei Konia an.

Dieſer zog ſich, nicht ohne Verluſt, nach Akſchehr zurück, wo der Großvizir um dieſelbe Zeit eintraf. Dieſer unternahm ſogleich mit dem größeren Theile ſeiner Reiterei, an 10,000 Mann, eine Erkennung gegen Konia, bei der er ſich von dem abgeneigten Geiſte, der in Kleinaſien herrſchte, überzeugen konnte. Alle Städte, vor welchen Ibrahim erſchienen war, hatten ihm freiwillig die Thore geöffnet und die Aegypter pflegten keine derſelben zu betreten, ohne ſich zuvor bei den Bewohnern unter freundlichen Formen die Erlaubniß des Eintrittes auszubitten. Abulludub Paſcha von Cäſarea erklärte ſich offen für Ibrahim. Zu Koſtamboli, Sinope und an anderen Orten fanden Volksbewegungen zu Gunſten der Aegypter ſtatt. Die Pforte war dadurch ſo beunruhigt, daß ſie Tewzi Achmed Paſcha mit dem Auftrage abſandte, durch alle Mittel der Ueberredung oder Gewalt ſolche üble Beiſpiele zu verhüten: Ibrahim aber ſandte Truppenabtheilungen nach Cäſarea und gegen Juzgbat, um ſeine Rechte zu decken und ſeine Freunde zu ermuntern.

Zu Akſchehr ſtanden in den erſten Tagen des Decembers 54 Bataillone und 28 Schwadronen geregelter Truppen, mit 160 Geſchützen und an 20,000 Mann Ghekas, Toskas und Bosnier, im Ganzen über 65,000 Mann geſammelt. Der Abgang eines

geordneten Verpflegsſyſtems machte ſich in den erſten Tagen des Zuſammenſeyns fühlbar, aber der kräftige Wille Redſchid Paſcha's hielt die Truppen vereinigt; und gedrungen zu raſchen Bewegungen durch den Mangel, rückte er in der Hoffnung, Ibrahim zur Schlacht zu bringen, auf das 27 Stunden entlegene Konia los. Der ägyptiſche Feldherr, ſeiner Truppen ſicher, und das Bedürfniß des Gegners kennend, wich langſam aus Konia über die likaoniſche Ebene auf das Gebirge. Redſchid Paſcha beſetzte die Stadt. Dies Ereigniß, durch Tataren am 19. December in Konſtantinopel bekannt gemacht, wurde wie ein Sieg geprieſen; es war der Anfang der Niederlage.

Ibrahim, auf ſeinem Rückzuge über Tſchumra und Kaſſaba, am 16. December in Karaman angelangt; wandte ſich plötzlich und brach in zwei Märſchen nach dem 20 Stunden entlegenen Konia herab. Dieſe Bewegung, verhältnißmäßig mit geringer Zahl aber mit großem Nachdrucke ausgeführt, überraſchte die Vorhut des kaiſerlichen Heeres dergeſtalt, daß ſie am 19. die Stadt räumte, welcher die ägyptiſchen Vortruppen ſich unverzüglich bemächtigten. Ibrahim nahm Tags darauf ſein Quartier darin und ſammelte, was er an Truppen heranziehen konnte; er griff die feindliche Vorhut, aus einem Haufen ungeregelter Trup-

pen und fünf Kanonen bestehend, alsogleich in dem anderthalb Stunden entfernten Dorfe Silah an, nahm ihr das Geschütz, 8 Fahnen und über 1000 Mann und trieb den Rest in's Gebirge. Darüber war Redschid Pascha herangerückt, von Kälte, Schnee, schlechten Wegen und Mangel an Lebensmitteln sehr erschöpft. Er hatte keine Wahl als zu schlagen, da jeder Tag das Zusammenhalten der Truppen schwieriger machte. Er berief in größter Eile die starken Haufen, die zum Theile bis Akschehr auf Eintreibung von Lebensmitteln verstreut waren. Nicht alle konnten auf dem Schlachtfelde im entscheidenden Augenblicke eintreffen. Mit dem, was er von dem Heer in der Hand hatte, bezog er am 20. auf geringe Entfernung vor dem letzten Auslaufe der Hügel der Stadt eine Stellung in vier Treffen, die er am Schlachttage in zwei auflöste. Er lehnte sich mit der rechten Flanke an das Gebirge und an das Dorf Silah, kreuzte die Straße von Akschehr und stützte sich mit dem linken Flügel an schwache Höhen. In erster Linie entwickelte er vier und dreißig Infanterie-Bataillone, zwischen welche 72 Kanonen und 36 Haubitzen eingereiht waren. Hinter dem linken Flügel hielt er vier Reiter-Regimenter und zwei hinter der Mitte des rechten. In dritter Linie standen die Truppen, auf deren Muth, Kraft und Ergebenheit er

am meiſten zählte, die Albaneſen und Bosniaken, in zwei große Maſſen Reiter und eben ſo viel Fußvolk getheilt, dort war auch der Reſt der Geſchütze. Die Führung des linken Flügels, als des ſchwächſten Punktes der Stellung, übernahm er ſelbſt, die Mitte vertraute er Saad-Allah Paſcha, den rechten Flügel dem Hayreddin Paſcha, die Ungeregelten ordnete er Ror Ibrahim Paſcha unter, und ſetzte insbeſondere den albaneſiſchen und natoliſchen Reitern Oglu Mohammed Paſcha, dem albaneſiſchen Fußvolke Gorumſil-Bey, den bosniakiſchen Reitern Juſſuff Ali Paſcha und ihrem Fußvolke Menſchi-Achmed-Paſcha vor. Die Stärke des auf dem Schlachtfelde befindlichen Heeres belief ſich auf 42,000 Mann, darunter etwas über 12,000 Ungeregelte, oder auf 30,000 Mann Fußvolk und 12,000 Mann Reiter. Die Zahl der Geſchütze war 142.

Dieſen Truppen entgegen rückte, am 21. December früh, Ibrahim mit drei Kolonnen auf, und neben der Straße nach Akſchehr von Konia heraus. Er war kaum mehr tauſend Schritte von der Mitte der feindlichen Linie entfernt, als er anhielt, und in vier Treffen zu beiden Seiten der Straße aufmarſchirte. Das erſte, unter Monaſtivle Selim Bey, entwickelte 8 Bataillone und drei Batterien; das zweite, unter Soleiman Bey, gleichfalls 8 Bataillone; das dritte

Treffen wurde durch die 4 Bataillone der Garde unter Selim Bey gebildet; das vierte durch die 4 Reiter-Regimenter des Stambuli und des Menlüklü Achmed Bey. Die Artillerieresерve stand hinter der Garde auf der Hauptstraße. Da die Flügel in der Luft und vom Feinde weit überragt waren, so ließ Ibrahim die beiden äußersten Bataillone des zweiten Treffens jedes ein Viereck bilden, und eine Flankenstellung zur Deckung des ersten Treffens nehmen, auch hielt er die Dehli und Beduinen zur äußersten Rechten im Hintertreffen zur Hand, und zwei in Kairo kürzlich gebildete Bataillone des 20. Inf.-Regimentes sandte er als Plänkler längs dem Gebirge bis Silah vor, um die Rechte des Feindes festzuhalten und zu beschäftigen. Die Stärke des ägyptischen Heeres betrug nicht viel über 22,000 Mann, darunter 4000 Mann Ungeregelte, oder 16,000 Mann Fußvolk und 6000 Mann Reiter. Die Zahl der Geschütze war 48.

Sobald das kaiserliche Heer den Gegner mit den Kanonen erreichen konnte, eröffnete es aus der Mitte das Feuer, hinderte aber dessen Aufmarsch nicht. Ibrahim ließ die 32 Kanonen aus seinem ersten Treffen vorfahren und antworten. Es entspann sich ein Artilleriegefecht, dem die Türken mit vieler Unerschrockenheit Stand hielten, das sie als neue Truppen aber

und wegen ihrer größern Fronte und weil die Artillerie der Aegypter aus der Nähe feuerte, mehr als die Gegner erschütterte. Nachdem es von Mittag bis gegen 5 Uhr gedauert hatte, und das kaiserliche Heer außer einigen Hurrah's der Reiterei keine Bewegung ausführte, ließ Ibrahim das dritte Treffen und die Reiterei des Menlüklü Achmed Bey in Kompagnien und Schwadronen rechts abschwenken und führte diese Truppen, vom Pulverdampfe begünstigt, fast unbemerkt in die linke Flanke des Gegners. Dort angekommen, schwenkte das Garderegiment in Bataillone auf und drang mit dem Bajonette in den Flügel des Feindes, während die beiden Reiterregimenter der geregelten kaiserlichen Reiterei sich entgegen warfen und den Sieg der Garde sicher stellten. Die Verwirrung, welche dieß ausgezeichnete Manövre hervorbrachte, war so groß, und die Führung geregelter Truppen dem Großvizir sowohl als allen Paschen des kaiserlichen Heeres so neu, daß keiner ein anderes Mittel kannte, als sich Ibrahim Pascha gerade entgegen zu werfen. Da aber die Linie mehr und mehr aufgerollt wurde und die geregelte kaiserliche Reiterei in Flucht und Unordnung in die heranstürmenden Haufen albanesischer Reiter und Fußvolkes fiel, so kamen auch diese nur gebrochen an, und vermehrten die Verwir-

rung. Ehe die erste Stunde verging, waren die 17 Bataillone des linken Flügels trotz der tapferen Gegenwehr des 1. Infanterie-Regiments, das zwei Drittheile seiner Mannschaft auf dem Platze ließ, über den Haufen geworfen, die ungeregelten Truppen hielten noch und zwar mit großer Tapferkeit, die bei den Arabern nur durch die Ordnung und durch die Kenntniß, daß sie keine Gnade von diesen Gegnern zu erwarten hatten, aufgewogen wurde. Bei einem vereinzelten Angriffe, den um 6 Uhr der Großvizir noch gegen Sadik Bey mit etwa 600 albanesischen und bosniakischen Reitern ausführte, fiel er verwundet, und nachdem fast alle die Seinigen niedergeschossen und niedergehauen waren, in die Hände Ibrahims. Dieser Schlag traf das kaiserliche Heer wie der Fluch des Verhängnisses, Niemand dachte an Befehl und Gehorchen, Alles floh. Die Paschen von Konia und Bosnak Ali Pascha wurden eingebracht. Die Beduinen und Dehlis jagten den Fliehenden nach bis in die späte Nacht, und an dem nächsten Tage fast bis an die Thore von Akschehr. Ibrahim aber führte sein Heer um 8 Uhr Abends nach Konia zurück und ließ es ruhen. So war an einem einzigen Tage das zweite und letzte kaiserliche Heer so gut als vernichtet, und dessen Feldherr gefangen. 3000 Mann deckten das schneebedeckte Feld, eine drei-

fache Zahl wurde gefangen, 44 Geſchütze und eine Menge Fahnen fielen in die Hand des Siegers. Es wäre möglich geweſen, vielleicht an 30,000 Mann bei Akſchehr zu ſammeln, da aber Niemand den Großvizir zu erſetzen verſtand, ſo verliefen ſich die Truppen. Kaum 10,000 Mann konnten, nach Wochen, zwiſchen der Hauptſtadt und Ibrahim aufgeſtellt werden. Die Entſcheidung, ſo völlig und in ſo kurzer Zeit bewirkt, überraſchte ſelbſt den Sieger, der ſeinen Triumph dadurch vollendete, daß er den gefangenen Großvizir mit der Auszeichnung, die deſſen Range und perſönlichem Charakter gebührte, mit der Ehrfurcht des Jünglings für den geprüften Mann, mit der Achtung des denkenden Menſchen für das Unglück, deſſen Blitz ein würdiges Haupt getroffen hatte, empfing. Auch hielt er in ſeinem Marſche an, obwohl alle militäriſchen Gründe ihn beſtimmen mußten, raſch bis an den Bosphor und bis an die Dardanellen vorzudringen, ſich der aſiatiſchen Schlöſſer zu bemeiſtern oder den Gegner zu zwingen, ſie zu räumen, Bruſſa, die alte heilige Hauptſtadt der Sultane, zu beſetzen und über Smyrna der Flotte die Hand zu geben. Nichts, auch keine europäiſche Macht, hätte dieſes Ergebniß des Sieges von Konia abwehren können, denn zwanzig Tage genügten hiezu. Das Erſcheinen der Aegypter

auf den Höhen von Skutari hätte die Hauptstadt in Aufruhr gebracht und dem Sultan wahrscheinlich das Leben, wenigstens den Thron gekostet. Eben dieser Stand der Dinge bestimmte Ibrahim, anzuhalten, und die Weisungen seines Vaters einzuhalten. Konstantinopel, der Sultan selbst, Europa endlich, mißkannten den Sohn Mohammed Ali's, indem sie ihm den Entschluß zutrauten, die Früchte seines Sieges ohne jede Schonung und Rücksicht einzuärndten.

Welch' einen Eindruck der plötzliche Fall von der Höhe aller Hoffnungen und Wünsche in den Abgrund gänzlicher Mittellosigkeit und der äußersten Gefahr im Sultan und in der Partei Chosrew Pascha's hervorbringen mußte, ist an dem Maßstabe des Hasses zu ermessen, mit welchem sie gegen den Vizekönig zu Felde gezogen waren, und an demjenigen der Rache, die sie, ihre eigene Gesinnung zur seinigen machend, befürchteten. Es ist schwer zu bestimmen, zu welchen Schritten die Angst den Divan verleitet hätte, wäre nicht zur Zeit der Nachricht von dem Verluste aller eigenen Stützen eine fremde sie zu ersetzen bereit gewesen. Auch ergriff sie der Sultan mit völliger Hingebung, sie war für die erste Zeit seine einzige und wäre es geblieben, würde Ibrahim weniger der gehorsame Sohn seines Vaters gewesen seyn. Diese Stütze war Rußland.

Am 22. December, alſo am Tage nach der Schlacht von Konia, deren Ausgang man damals zu Konſtantinopel noch weit entfernt war, zu ahnen, langte der Generallieutenant Murawieff auf einer Fregatte von 60 Kanonen im Bosphor an. Das kluge, in ſeinen Berechnungen beſonnene, in ſeinen Schritten entſchiedene und überdieß von jugendlichem Glücke begünſtigte Kabinet von St. Petersburg hatte dieſen Abgeordneten für den Fall, der eingetreten war, mit Weiſungen verſehen. Bis zum 27. ließen, wie billig, weder er noch Herr von Butenjeff gegen den Divan oder gegen die europäiſchen Miniſter über dieſen eigentlichen Zweck der Sendung ſich aus, an dem Tage aber, an welchem das Unglück von Konia in ſeinem ganzen Umfange bekannt und beſtätigt wurde, begehrte Murawieff die Häupter des Divans zu ſprechen. Am 29. erklärte er in der Verſammlung, die bei Chosrew Paſcha gehalten wurde, daß er den Auftrag habe, nach Alexandria zu gehen, nicht um den Vermittler oder Unterhändler zu machen, ſondern um in einfachen Ausdrücken dem Vizekönige zu wiſſen zu thun, daß deſſen ſtrafbarer Aufſtand gegen die Pforte dem Freunde und Nachbarn derſelben, Rußland, nicht gleichgültig ſeyn könne, und daß Mohammed Ali, wenn er zögere, zu Unterwürfigkeit und Gehorſam zurück zu kehren, in

Kaiser Nikolaus den Gegner des Aufruhrs und den treuen und warmen Freund des Sultans finden werde. Gleichzeitig trug der Generallieutenant dem Divan an, einen seiner Offiziere an Ibrahim zu senden, um denselben aufzufordern, die Feindseligkeiten abzubrechen und in seinem Marsche einzuhalten.

Dieser entschiedene Schritt Rußlands war gemacht, um die Pforte zu beruhigen. Unterstützt durch die Sprache der übrigen Mächte wäre die schnelle und für die Pforte günstigste Entwirrung der Verlegenheiten, in denen sie verwickelt lag, die Folge davon gewesen. Aber nur der österreichische Internuncius unterstützte den russischen Abgeordneten. Der französische Geschäftsträger arbeitete mit Leidenschaft entgegen, sah in der Einmischung Rußlands nichts als den Untergang des türkischen Reiches, beruhigte Chosrew Pascha über die letzten Absichten Mohammed Ali's, verbürgte die günstigste Ausgleichung unter französischer Dazwischenkunft, und schlug, um die Gefahr des Augenblicks abzuwenden, die Sendung eines seiner Sekretäre in's Lager Ibrahims vor, dort und in Alexandria das große, durch den Einfluß so vieler im Dienste Mohammed Ali's stehender Franzosen verdoppelte Gewicht der Sprache Frankreichs rühmend. Er verlangte dafür, daß die Pforte auf

das Bestimmteste jeden Antrag Rußlands zurückwiese, und einen Unterhändler nach Alexandria sende, den er durch ein Schreiben an den Vizekönig durch den ganzen Einfluß Frankreichs und durch die Rathschläge des Herrn Mimaut zu unterstützen versprach. Schon am 25. hatte er diesen Generalkonsul und den die Station in der Levante befehlenden Admiral Hugon von der Ankunft Murawieff's auf die seinen Absichten dienliche Weise in Kenntniß gesetzt; am 30. noch unsicher über den Erfolg seiner Bemühungen, trug er Herrn Mimaut auf, Alles anzuwenden, um dem russischen Generallieutenant eine abschlägige Antwort von Seiten des Vizekönigs zu bereiten und diesen zu beschwören, einen Unterhändler nach Konstantinopel zu senden, um durch schleunigen Vergleich, den er unter seiner Vermittlung auch dem Vizekönige auf die günstigste Weise verbürgte, das Reich aus der drängenden Gefahr, von Rußland verschlungen zu werden, zu retten.

Der Sultan sah mit richtigem Auge den Zweck dieser Umtriebe und die Bürgschaft, die in der Natur des russischen Schrittes lag. Chosrew Pascha aber sah anders und warf sich am 31. December dem Sultan mit der Bitte zu Füßen, die Einmischung Rußlands zurückzuweisen. Der Sultan gab nach, und

entſchied ſich in der Sitzung vom 2. Januar 1833 für die Zurücknahme des Bannfluches und für die Sendung des von dem Seriasker bereit gehaltenen Halil Paſcha nach Alexandria, er bequemte ſich alſo nach den Wünſchen des franzöſiſchen Geſchäftsträgers. Dieſer wurde von Chosrew Paſcha eingeladen, im Sinne der für Halil Paſcha beſtimmten Weiſungen an Ibrahim zu ſchreiben. Der Grieche Stefanachi Vogorides, an dieſem Tage zum Fürſten von Samos ernannt, machte den Vertrauten zwiſchen Herrn von Varennes und dem Reis-Efendi. Die Pforte dankte ablehnend für die nachbarlichen Geſinnungen ſeines Hofes dem Generallieutenant Murawieff, der ihr mit Ruhe hierauf erwiederte, daß dieß ihn nicht hindern dürfte, ſeine Aufträge an Mohammed Ali auszuführen. Er reiste nach Alexandria, und ſandte gleichzeitig einen ſeiner Offiziere, den Oberſten Duhamel, an Ibrahim. Die Pforte ließ dieſen nicht begleiten. Vogorides und Varennes entwarfen das Schreiben, das Halil Paſcha an den Vizekönig bringen ſollte und dem ſie die Form einer Antwort auf deſſen letzte Anträge gaben, um, wie ſie meinten, die Würde der Pforte zu retten. Auch verſtanden ſie ſich über die Schreiben, welche Herr von Varennes an Ibrahim und den Renegaten Soleiman Bey, einen Franzoſen, den er für die Seele im ägyptiſchen

Lager hielt, richtete. Dieſe gingen durch einen franzöſiſchen Botſchaftsſekretär unter Begleitung von türkiſchen Offizieren dahin ab. Der Moniteur Ottoman ſprach nun viel von der Betrübniß des Sultans bei dem traurigen Anblicke des Krieges zwiſchen Muſelmännern, von ſeiner Mäßigung und ſeinem Wunſche, dem Blutvergießen Einhalt zu thun und brachte die übrigen Gemeinplätze vor, hinter welche der gedemüthigte Hochmuth oder der zurecht gewieſene Uebermuth ſich zu verſtecken pflegen. Dieſe Heuchelei wurde von den Europäern nach Konſtantinopel gebracht, und gehört zu den Schätzen ihrer neuern Civiliſation. Halil Rifat Paſcha, durch den Achmedſchi des Divans, Muſtapha Redſchid Bey, begleitet, und die Belehnung für Mohammed Ali mit Akka und Damask in der Taſche, ging am 7. Jänner 1833 nach Alexandria unter Segel. — Generallieutenant Murawieff war am 4. dahin abgereist, und am 6. Jänner von Seiten des öſterreichiſchen Internunzius ein Eilbote an den Generalkonſul Acerbi mit dem Auftrage gegangen, in Allem und Jedem den ruſſiſchen Abgeordneten zu unterſtützen, dem Vizekönige gleichlautende Erklärungen wie dieſer zu machen und ihn aufzufordern, ſich durch Halil Paſcha ohne fremde Dazwiſchenkunft mit dem Sultan auszuſöhnen, von deſſen

nachgiebigen Geſinnungen er ihn verſichern ſollte. So ſtanden die Sachen in Konſtantinopel, wo man, von Tag zu Tag aus dem Lager berichtet, daß Ibrahim nicht vorrückte, wieder Muth gewann, als die Nachricht von dem Schlage von Konia und deſſen nächſten Folgen die Hauptſtädte Europa's erreichte, und die Kabinette plötzlich zur Thätigkeit weckte. Für die Erhaltung des türkiſchen Reiches unter ſich einig, nahmen ſie dieſe für gleichbedeutend mit der Erhaltung der herrſchenden Partei in Konſtantinopel. Sie waren überdieß zum Kampfe gegen die Revolution verbunden, und hatten in dieſe Klaſſe das Unternehmen Mohammed Ali's gereiht, mußten alſo deſſen Sieg aus dieſem höheren Geſichtspunkte als ein gefährliches, ſie zur Gegenwehr auffordernes Ereigniß betrachten. Wien und Berlin hielten an dieſer Anſicht feſt, und billigten eben deßhalb die Schritte Rußlands, das franzöſiſche Kabinet, aus wirklicher oder durch die öffentliche Meinung und durch die Schritte Varennes ihr abgedrungenen Eiferſucht gegen dieſe Macht, ſchob das Hauptziel zur Seite und ſteckte das Londner Kabinet mit Beſorgniſſen vor den Eroberungsplänen und letzten Abſichten Rußlands an. Nun war die ägyptiſch-türkiſche Frage mit europäiſchem Zwieſpalt verſetzt, und von dieſem Augenblicke durften die Anhänger der

Revolution einen Theil ihrer Furcht, und mußten die Freunde der Pforte einen Theil ihrer Hoffnungen fahren laſſen.

Der erſte Gedanke des franzöſiſchen Kabinetts war eine gewaffnete Vermittelung. Ob ſie nur Mohammed Ali, ob zugleich die Pforte bedrohen ſollte, darüber war das franzöſiſche Kabinet mit ſich nicht einig, auch ſchien ihm dieß weniger wichtig, als daß dieſe Vermittelung überhaupt ſtatt fände. Sie war eine Fortſetzung von Navarin, von Algier, von Ankona, von Antwerpen, ein Mittel, ſich zu erhalten und zu regieren, von ſicherer Wirkung auf Frankreich ſelbſt, wenn auch wirkungslos oder nachtheilig nach außen. Ohne Verzug ließ das franzöſiſche Kabinet zu Toulon waffnen. Da ihm aber die Zuſtimmung und Mitwirkung Englands unerläßlich war, ſo ſetzte es, ohne ſich vorerſt des Beifalls der Pforte zu verſichern oder das Gewicht ſeiner Stimme in Alexandria mit dem der Stimme Rußlands zu vergleichen, im Laufe des Jänners 1833 alle Mittel in Bewegung, um das Londner Kabinet für die Sendung einer gemeinſchaftlichen Flotte nach dem Orient zu gewinnen. Fürſt Talleyrand drang auf Berufung des Rathes der Miniſter und legte vor demſelben die Anſichten ſeines Hofes aus, die dahin gingen, der Pforte erklären zu

laſſen, daß die beiden Mächte die Ausgleichung ihres Zwiſtes mit Mohammed Ali über ſich nehmen, Rußland von dieſem Beſchluſſe der Mächte in beſtimmtem und feſtem Tone Kenntniß zu geben, dem Vizekönig aber, in Gegenwart einer zahlreichen Flotte, anzudeuten, daß er ſich mit dem tributären Beſitze von Syrien zu begnügen haben. Das engliſche Miniſterium, vielleicht in Berückſichtigung der unbequemen Rolle, die es in der belgiſchen Frage hatte übernehmen müſſen, vielleicht aus Beſonnenheit und Achtung für die übrigen Mächte, änderte dieſen Vorſchlag dahin, daß man Rußland und Oeſterreich einlüde, an der Sicherſtellung des Sultans Theil zu nehmen. Wie unzufrieden Talleyrand mit der Erklärung der engliſchen Miniſter auch war, welche, wie er damals ſagte, im Augenblicke, wenn gehandelt werden ſollte, erſt ihren Pitt und Fox nachſchlügen, er mußte die beiden anderen Großmächte in ſeinen Plan aufnehmen, der nun dahin ging, Frankreich und England wenigſtens die handelnde Rolle zuzumitteln. Bei den Beſorgniſſen, mit welchen er die engliſchen Miniſter zu erfüllen verſtand und welche durch die Weiſungen des General-Lieutenant Murawieff, von dem Fürſten Lieven ihnen dienſtlich mitgetheilt, nicht vermindert worden waren, machte Talleyrand ſeinen Vorſchlag annehmen, und

die gewaffnete Einmiſchung von Seiten beider Mächte wurde am Tage nach der Ankunft der Nachricht der Schlacht von Konia zwiſchen dieſem Botſchafter und Lord Palmerſton beſchloſſen.

Ein ſehr natürliches und doch unerwartetes Hinderniß warf kurz darauf dieſen Bau über den Haufen. Der ruſſiſche Botſchafter, Fürſt Lieven, und der öſterreichiſche Geſchäftsträger, Baron Neumann, lehnten die Theilnahme an der vorgeſchlagenen Vermittelung, als den Grundſätzen ihrer Höfe entgegen, ab, und beantworteten die Aeußerungen Talleyrands, daß Frankreich und England ſich der Ausführung allein unterziehen würden, mit der Frage: was ſie zu thun erachteten, wenn die Pforte dieſe Vermittlung nicht wollte? Die Antwort des Fürſten Talleyrand: In dieſem Falle würde man ſie zu ihrem Beſten zwingen, deckte die Blöße des Vorſchlages ſo ſichtbar auf, daß ſich das Gerechtigkeits-Gefühl des Lord Palmerſton ſträuben mußte, wenn der Fall der Proteſtation von Seite der Pforte wirklich eintreten ſollte, ſich zu dieſem Werke der Gewalt herzugeben.

Dieſer Fall trat aber ein. Aus dem Munde des Fürſten Talleyrand unmittelbar nach der Uebereinkunft dieſes Botſchafters mit dem engliſchen Miniſter erfuhr Namik Paſcha zugleich mit der Nachricht der Niederlage

von Konia das eben Beſchloſſene und zwar als ein Werk des Botſchafters allein, da es dieſem gelungen wäre, England aus ſeiner Gleichgültigkeit heraus zu reißen und zu dem entſcheidenden Schritte zu beſtimmen. Da dieſe Mittheilung im Vorzimmer Lord Palmerſtons ſtatt fand, ſo war Namik Paſcha an der Hand, aus dem Munde des engliſchen Miniſters die Beſtätigung des angekündigten Beſchluſſes zu vernehmen. Am 29. Jänner begaben ſich Namik Paſcha und Herr Maurogenj gemeinſchaftlich zu Lord Palmerſton und zu dem Fürſten Talleyrand, um beiden zu erklären, die Pforte würde ſich nie und nimmermehr eine ungebetene Einmiſchung gefallen laſſen. Vergeblich ſchien Fürſt Talleyrand ihnen den Unterſchied zwiſchen Einmiſchung und Vermittlung beſchwichtigend aus einander zu ſetzen, und ihnen darzuthun, daß dieſe auf das Beſtimmteſte die Pflicht in ſich ſchließe, den Streit durch Ueberredung oder Gewalt nach dem Geſetze der richtigen Mitte zu ſchlichten. Die türkiſchen Beauftragten erwiederten, daß durch die richtige Mitte, welche die Mächte in der griechiſchen Sache gefunden hätten, die Pforte ein für allemal gegen jede Vermittlung geſtimmt bliebe. Namik Paſcha wiederholte am Schluſſe ſeiner Weigerung das Begehren, das ſeine Sendung ausmachte. „England und Frankreich haben

bei Navarin uns ſchweres Unrecht angethan, ſagte er, jetzt iſt die Gelegenheit da, es gut zu machen. England laſſe eine Zahl ſeiner Kriegsſchiffe zu den unſern ſtoßen und helfe uns den Rebellen zu Boden ſchlagen, das iſt der Weg, uns die vielverſicherte Freundſchaft durch die That zu beweiſen und jede andere Hülfe entbehrlich zu machen. Mein Souverain ſpricht Frankreichs Vorwort bei England, und England um Beihülfe an, die es verweigern oder geben kann, nicht aber, um Schiedsrichter zu ſeyn zwiſchen ihm und ſeinem rebelliſchen Unterthan." Dieſe entſchiedene Erklärung, im Vereine mit derjenigen der Miniſter von Rußland und Oeſterreich, brachte eine Spaltung zwiſchen den Anſichten Lord Palmerſtons und des Fürſten Talleyrand hervor, deren nächſte Folge das Aufgeben der gewaffneten Vermittelung war, und deren Beſtehen für das erfahrene Auge bis zum völligen Abſchluſſe der orientaliſchen Frage ſichtbar blieb, wie viel ſich auch Frankreich Mühe gab, ſie zu verhüllen. Schon am 30. Jänner eröffnete Palmerſton den türkiſchen Abgeordneten: England halte die gewaffnete Einmiſchung nicht länger für nöthig und werde ſein Benehmen hinſichtlich der orientaliſchen Frage nach demjenigen Rußlands und Oeſterreichs richten. Tags darauf vereinigte er ſich mit Baron Neumann über die

folgende Punkte: 1) das Zerfallen des türkiſchen Reiches oder die Abtrennung von Theilen deſſelben muß verhindert werden; 2) England iſt dem Sultan Freundſchaft und für den Abſchluß der griechiſchen Sache ſogar Erkenntlichkeit ſchuldig; 3) England wird dieſe Geſinnungen dem Vizekönige durch einen eigenen Abgeordneten erklären laſſen.

In dieſer Erklärung hoffte Palmerſton das zureichende Mittel gefunden zu haben, um den Vizekönig von dem Verſuche, ſich unabhängig zu machen oder die Dynaſtie zu ſtürzen, zurückzuſchrecken. Er lud Oeſterreich ein, ſeinerſeits denſelben Schritt zu thun und drückte ſeine Hoffnung aus, Frankreich auf dieſelbe Linie zurückzuführen. Mit Vergnügen ſah Fürſt Metternich das engliſche Kabinet auf ſein Feld ſich ſtellen. Er beruhigte es über das Ziel, das ſich Rußland vorgeſteckt haben konnte und über welches ſich nicht zu täuſchen keiner Macht wichtiger ſeyn mußte als eben Oeſterreich, er erklärte den dermaligen Augenblick für einen durchaus nicht geeigneten zur Ausführung von Vergrößerungsplänen Rußlands auf Koſten des Sultans, und das Petersburger Kabinet für zu klug, um denſelben nicht zu erkennen, er wies darauf hin, daß das Benehmen dieſes Kabinets dem Intereſſe der übrigen Mächte und des Sultans ſonach

förderlich wäre und hob die Unterschiede heraus, die in der letzten Absicht Frankreichs im Vergleiche zu derjenigen der drei Großmächte bestanden. Während der Oberst Campbel, früher Geschäftsträger bei der Columbischen Republik, im Auftrage Lord Palmerstons nach Alexandria segelte, und aus Rücksicht für die Wünsche des Vizekönigs als Agent und Generalkonsul Herrn Parker ersetzte, ging als Abgeordneter von Seiten Oesterreichs der Ritter von Osten dahin, der im Oriente viel gekannt und insbesondere dem Vizekönige eine geachtete Person war. Beide Herrn hatten in der Wesenheit gleichlautende Weisungen.

Die Schritte waren in ihrem Hauptziele richtig berechnet, aber dieß Hauptziel war nicht mehr die Pforte oder Mohammed Ali, sondern der Kampf gegen die Revolution überhaupt, und in der besondern Anwendung, Frankreich. Die Voraussetzungen über den Stand der Frage zwischen dem Sultan und dem Vizekönige, worauf sie scheinbar ruhten, waren ihrer Natur nach, oder durch die Entwicklung, welche die Verhältnisse einstweilen genommen hatten, irrige.

Am 2. Jänner 1833 war die Meldung von dem Siege von Konia nach Alexandria an den Vizekönig gelangt. Das erste Wort dieses Fürsten war, daß er das Schicksal des Großvizirs beklagte und hinzusetzte:

„Ich werde ihm bis an's Geſtade entgegen gehen, er iſt ein höherer Beamteter der Pforte als ich, ich aber bin wie er ihr treuer Diener.“ Weit entfernt, den Sieg zu mißbrauchen, und das allgemeine Urtheil beſchämend, ſandte er ſogleich an ſeinen Sohn Befehl, nur langſam, nur ſo weit als die Bedürfniſſe des Heeres und die militäriſche Vorſicht es erheiſchten, vorzugehen, den Anträgen aus der Hauptſtadt zu Aufruhr und Umſturz der Dynaſtie durchaus kein Ohr zu leihen und ſich überhaupt ſo zu verhalten, daß eine ſolche Cataſtrophe wo möglich vermieden werde.

Um die Mitte Jänner traf Generallieutenant Murawieff in Alexandria ein. Deſſen Ankunft war ein wichtiges Ereigniß für den Vizekönig. Keine europäiſche Macht hatte bis dahin weniger ſich um ihn zu bekümmern geſchienen, keine hatte ihm weniger Gelegenheit gegeben, ihre Geſinnungen in Bezug auf ihn kennen zu lernen, als eben Rußland. Das Petersburger Kabinet hielt den Poſten des ruſſiſchen Generalkonſuls in Aegypten ſeiner Aufmerkſamkeit nicht werth, denn es überließ denſelben an Leute, welche weder die Achtung des Vizekönigs noch die der Konſuln und Perſonen von Einfluß zu gewinnen im Stande waren. Keine unmittelbare Berührung zwiſchen dieſem Kabinette und Mohammed Ali hatte ſelbſt in der Zeit des

griechiſchen Krieges ſtatt gefunden. Der Empfang des Generallieutenant Murawieff war der glänzendſte. Nicht ohne Beſorgniß ſah der Vizekönig der erſten Beſprechung entgegen, und Murawieff ſeinerſeits erwartete, für ſeine Forderungen ein wenig geneigtes Ohr zu finden. Beide ſahen ſich angenehm getäuſcht. Das Begehren Murawieffs war Einhalt der Feindſeligkeiten, Beharren in der Unterthänigkeit und Vergleich mit dem Sultane. Dieſe drei Punkte lagen in den Wünſchen Mohammed Ali's. Ueber den Weg des Vergleiches wies Murawieff auf Halil Paſcha und rieth zwiſchen ſich und dem Sultan keinen Fremden ſich eindrängen zu laſſen. Auch das war Mohammed Ali's Wunſch. Ueber die Bedingungen endlich ſprach er ſich nicht aus, ſein eben erwähnter Rath bewies, daß er ſich darüber kein Recht zuerkannte. Als alleinigem Herrn der ſeiner Herrſchaft unterworfenen Länder ſtände es dem Sultan frei, ſagte er, die Verwaltung derſelben unter beliebigen Bedingungen wem er wollte zu ertheilen. Rußland ſpränge ſeinem Nachbar und Freunde bei, um zu verhüten daß deſſen Beſtehen getaſtet werde, es verlangte daher den Vergleich, das wie deſſelben wäre einzig des Sultans und des Vizekönigs Sache.

Dieſe Handlungsweiſe erſchien dem Vizekönig

würdig und achtungswerth, sie ließ ihm die Aernte der Früchte des Sieges. Den russischen Abgeordneten hatte der österreichische Generalconsul unterstützt, indem er sich des Auftrages vom 6. Jänner entledigte, die Gesinnungen des Wienerhofes für einerlei mit denen des Petersburger erklärend. Der Vizekönig erneuerte den Befehl an seinen Sohn, mit den Feindseligkeiten und dem Vormarsche einzuhalten. Er versprach, den Muschir Resaat Halil Pascha mit den einem Abgeordneten seines Souverains geziemenden Ehren zu empfangen und auf die Grundlage der Abhängigkeit zu unterhandeln. Der Vizekönig und Generallieutenant Murawieff trennten sich in voller Befriedigung. Dieser verließ Alexandria ohne Verzug und traf am 7. Februar wieder in Konstantinopel ein.

Dort hatten unterdessen gefährliche Uebereilungen statt gefunden, die den einfachen Gang des Vergleiches hemmten. Die Versprechungen des französischen Geschäftsträgers waren weiter gegangen, als sie sollten. Das Schreiben desselben an Ibrahim Pascha hatte die Antwort gefunden, die allein die natürliche war, nämlich: daß er, General des Vizekönigs, seines Vaters, nicht ohne dessen Ermächtigung mit dem Vormarsch einhalten, noch in Unterhandlungen treten könnte. Er hielt dennoch, war es Verlegenheit des Sieges, war es

Nothwendigkeit, ſeinen Truppen Erholung zu gönnen, bis zum 20. Jänner an; an dieſem Tage brach er in der Abſicht auf, bis Kutaija vorzurücken und ſeinen linken Flügel in die Thäler des Mäander und Hermus auszudehnen.

Die Zuverſicht der Pforte war ſo groß geweſen, als nun ihr Schrecken. Man glaubte Bruſſa, die alte Kaiſerſtadt der Gründer des Reiches, die Hüterin ihrer Gräber, verloren. Obwohl alle nur immer bewegbaren Truppen auf das aſiatiſche Ufer geworfen waren und Reuff Paſcha, der nun den Oberbefehl führte, für einen Mann von Muth und Einſicht galt, ſo lag doch die Ueberzeugung der Vergeblichkeit des Widerſtandes in allen Gemüthern. Der Sultan warf ſeinen Räthen den falſchen Schritt vor, zu dem ſie ihn, gegen ſeine Empfindung, gebracht hatten, er fürchtete, die mit der Hoffnung auf Frankreichs Vermittlung verſplitterte Zeit mit ſeinem Throne, mit ſeinem Leben zu bezahlen, er beſchloß, ſich Rußland in die Arme zu werfen. Am 2. Februar richtete der Reis-Efendi an Herrn Butenjeff das Erſuchen um Hülfe zu Waſſer und zu Lande, er bat, daß die zu Sebaſtopol ſtehende Flotte im Bosphor erſcheine, daß ſie Landtruppen mitbringen, und 25,000 Mann über die Donau rücken möchten, zum Marſch

nach Konſtantinopel bereit. An demſelben Tage antwortete der ruſſiſche Geſchäftsträger, ohne durch ein Wort der Empfindlichkeit einen unwürdigen Triumph zu zeigen: die Flotte ſtände dem Sultan zu Dienſten, auch hätte er bereits einen Eilboten abgeſandt, damit ſie unverzüglich im Bosphor erſcheine; an das Landheer ein ähnliches Begehren zu ſtellen, wäre er nicht ermächtigt, und er fürchtete überdieß, daß der Marſch deſſelben nach der Hauptſtadt gefährliche Unruhen erregen könnte.

In einer Zeit, wie die unſere, wo Treue und Glauben vor den Sophismen des Eigennutzes ſelten Stich halten, iſt das Begehren des Sultans eine muthvolle und das Benehmen Rußlands eine edle Ausnahme. Die Lärmer in ganz Europa, und hauptſächlich in Frankreich, bewarfen beide mit Geifer, predigten den Untergang des türkiſchen Reiches und den Kreuzzug der Civiliſation gegen die Barbaren des Nordens. Herr von Varennes ſuchte durch Geld, das er unter die Ulema warf, in geheimen und öffentlichen Zuſammenkünften das verlorene Feld wieder einzunehmen. Er drohte dem Divan, daß, wenn die ruſſiſche Flotte im Bosphor erſchiene, die franzöſiſche ſich mit Mohammed Ali vereinigen, und unter den Mauern von Konſtantinopel die Ruſſen bekämpfen

würde. Dieſe Sprache bewog den Diwan zu Vorſtellungen an den Sultan, welch' gefahrvolle Wirkung das Erſcheinen der Ruſſen auf die geſpannten Gemüther der Hauptſtadt haben könnte, wie viele Ulema die Annahme der ruſſiſchen Hülfe als eine Verletzung der Religion betrachteten u. ſ. w. Der Sultan blieb ſtandhaft und wies die Räthe zurück.

Der Eindruck, den die Anſprache um ruſſiſche Hülfe in den Kabineten hervorbrachte, war kein angenehmer. Berlin und Wien fanden dieſelbe natürlich, zweifelten an der Rechtlichkeit der Geſinnung des Petersburger Hofes nicht, erkannten das Erſcheinen einer ruſſiſchen Flotte im Bosphor für das kleinere Uebel, fürchteten aber die Verwickelungen, welche aus der Abhängigkeit des franzöſiſchen Kabinetes von der Unwiſſenheit und Leidenſchaft der öffentlichen Meinung in Paris hervorgehen konnten. Das Londner Kabinet erſchrak, es traute den Ruſſen Abſichten auf Trebizond und Mytilene zu. Erklärungen des ruſſiſchen Hofes und die Bemühungen des öſterreichiſchen, der ſich gleichſam für die Reinheit der Abſicht des Kaiſers Nikolaus verpfändete, beruhigten es bald. Nicht ſo war es in Frankreich. Alle Parteien vergaßen ihren Haß, um gemeinſchaftlich Zeter gegen Rußland zu ſchreien. Das Miniſterium, faſt des Hochverrathes angeklagt, hatte

bei dem Stande ſeiner Kraft keine Wahl, als Chor mitzumachen. Die öffentlichen Blätter in dieſem Lande, die in der Unſchuld ihrer Unwiſſenheit ſich für Lehrer und Meiſter des geſammten Erdkreiſes halten, ſtimmten den Ton der Anmaßung, der ihnen der gewöhnliche iſt, bis zu frecher Beleidigung gegen Rußland. Die Sprache des Miniſteriums ging auf demſelben Wege. Drängend, wie der Augenblick war, mußte der Admiral Roussin als Botſchafter nach Konſtantinopel eilen, die ſchleunigſte Ausrüſtung einer Flotte wurde angeordnet, England aber zu denſelben Maßregeln um ſo dringender eingeladen, als für Talleyrand die Gelegenheit gekommen ſchien, den verlornen Boden zu London wieder zu gewinnen.

Ibrahim, in Kutaija ohne Widerſtand eingerückt, erhielt dort am 12. Februar die Weiſung ſeines Vaters, mit den Feindſeligkeiten einzuhalten. Er ſetzte die Pforte ſogleich davon in Kenntniß. Dieſe Nachricht, die Rückkunft des Generallieutenant Murawieff, der bereits am 5. Februar an den Dardanellen war, und die Note des öſterreichiſchen Internuncius an den Reis-Efendi vom 7., worin er ihn von der Bereitwilligkeit Mohammed Ali's, auf die Grundlage der Unterwerfung ſich mit dem Sultan zu vergleichen, benachrichtigte, gaben Herrn von Varennes neue Waffen.

Er zeigte die ruſſiſche Hülfe nun als unnöthig. Die Miniſter von England, Oeſterreich und Preußen beſtärkten auch ihrerſeits Chosrew Paſcha in derſelben Anſicht, die ohnedies die ſeinige war. Die Vorſtellungen des Divans fanden ſonach bei dem Sultan Gehör. Am 15. Februar empfing er, zugleich mit Ibrahims Mittheilung, die erſten Berichte Halil Paſcha's aus Alexandria und am 16. nahm die Pforte ihr Begehren um ruſſiſche Hülfe zurück. Herr von Butenjeff ſandte ohne Vorzug einen Eilboten nach Sebaſtopol, um die Flotte zurückzuhalten, aber dieſe war einſtweilen ausgelaufen, und am 20. Februar erſchien ſie, 4 Linienſchiffe, 4 Fregatten und 1 Brigg ſtark, unter den Befehlen des Contre-Admiral Lazareff, zum Schrecken Aller, den Sultan ausgenommen, im Bosphor. Der Sultan ſah in ihr das, was ſie war, ſeinen Schild gegen Ibrahim, ſelbſt gegen Aufruhr in der Hauptſtadt, und einen Keil, der die übrigen Mächte trieb, ihren Einfluß zu Alexandria zur Beſchleunigung des Friedens anzuwenden. Daß dieſe Hülfe nicht mißbraucht würde, dafür bürgte ihm die Eiferſucht dieſer Mächte.

Um dieſelbe Zeit langte Admiral Rouſſin in Konſtantinopel an. Er hatte auf den Triumph gehofft, das Erſcheinen der ruſſiſchen Flotte zu verhindern,

fand ſie im Bosphor geankert, und hoffte nun mit nicht minderer Zuverſicht auf den größeren, ſie zu entfernen. Aus der Schule einer Zeit, wo Frankreich einem großen Manne zum Werkzeug diente, um dem ganzen Feſtlande Geſetze vorzuſchreiben, hielt er nicht für nöthig, ſich auf dem Boden, den er eben betreten hatte, erſt umzuſehen. Noch am 21. beſprach er mit Chosrew Paſcha und mit dem Reis-Effendi die Mittel, zu dem von allen Dreien gewünſchten Ziele zu gelangen. Er trat als mit unumſchränkter Vollmacht von Seite ſeiner Regierung bekleidet auf, verpflichtete ſich feierlich, Mehammed Ali, den er als von ſeinem Winke abhängig zu betrachten ſchien, zur Unterwerfung auf geringere Bedingungen ſelbſt, als wozu die Pforte Halil Paſcha ermächtigt hatte, zu bringen, nämlich blos gegen den tributären Beſitz der Bezirke von Akka, Naplus, Jeruſalem und Tripoli, er verſprach, im unwahrſcheinlichen Falle, daß der Vizekönig ſich dieſem ſchiedsrichterlichen Spruche Frankreichs nicht unterziehen wolle, ihn hiezu zu zwingen. Dafür verlangte er von den türkiſchen Miniſtern die alſogleiche Zurückweiſung der ruſſiſchen Flotte, drohte im Weigerungsfalle, mit der geſammten Botſchaft Konſtantinopel zu verlaſſen, und machte die an einen unabhängigen Souverain merkwürdige Forderung, daß der Sultan unter keinem

anderen Einfluſſe als demjenigen Frankreichs handeln ſollte. Seine überraſchende Ankunft, ſein entſchiedener Ton, ſeine Hinweiſung auf die Bewaffnung Frankreichs, ſein Rang und ſeine Haltung waren Chosrew beruhigende Bürgen, er ſah, wie — eine unerwartete Gnade der Verſehung — die Gelegenheit gekommen, ſeinen ſiegreichen Gegner zu demüthigen. Der Entwurf eines Vertrages zwiſchen Frankreich und der Pforte wurde noch an dieſem Abende aufgeſetzt, am nächſten Tage vom Sultan eben deßhalb gebilligt, weil er Frankreich als einen Beauftragten Mohammed Ali's betrachtete, und von dem franzöſiſchen Botſchafter und dem Reis-Efendi unterzeichnet *). Der Admiral ſandte Herrn Olivier, einen ſeiner Offiziere, an Mohammed Ali, und einen andern an Ibrahim Paſcha, um beiden das Verdienſt Frankreichs, das türkiſche Reich den Ruſſen entriſſen und Europa vor einem allgemeinen Kriege gerettet zu haben, nebſt den Bedingungen anzudeuten, unter denen dieß geſchehen ſey, und welchen ſich beide (wollten ſie nicht die Waffen der Macht, der das heutige Aegypten zum Theile das was es ſey verdanke, gegen ſich kehren,) zu unterwerfen hätten. Der engliche Geſchäftsträger unterſtützte dieſen Schritt durch eine beſtimmte Weiſung

*) Siehe Beilage Nro. 3.

an seinen Generalkonsul in Alexandria, in welcher er als entschieden voraussetzte, was noch in der Frage stand *). Die Pforte richtete an Herrn von Butenjeff das Begehren, die Flotte als nicht mehr nöthig und, um den französischen Botschafter zufrieden zu stellen, nach den russischen Häfen zurück zu senden.

Wenn diese und die spätern Schreiben des Admiral Roussin merkwürdige Beispiele von Anmaßung sind, so verdient das Benehmen der russischen Diplomaten in diesem seltsamen Geflechte als ein Muster von der eines großen Staates würdigen Haltung und Ruhe gepriesen zu werden. Herr von Butenjeff, von dem ganzen Getriebe und dem Inhalte der geheimen Convention vom 22. auf das Genauste unterrichtet, beschränkte sich darauf, der Pforte ihre Note, als in der Form der Würde seines Monarchen und derjenigen des Sultans entgegen, zurück zu senden, und die Erklärung beizufügen, daß die Flotte, wie sich das von selbst verstände, sobald die Pforte ihrer nicht mehr bedürfe, unverzüglich die Anker lichten und bis auf weitern Befehl nach Sisepolis absegeln würde, doch fände er billig, daß dies Ansinnen auf eine geziemende Weise gemeldet würde.

Indessen war, wie oben gesagt, Ibrahim

*) Siehe Beilage Nro. 4, 5 und 6.

Paſcha nach Kutaija auf 50 Stunden von der Hauptſtadt gelangt, hatte Magneſia am Ausgange der lydiſchen Ebene beſetzt und bedrohte Bruſſa und Smyrna. Ueberall ward er mit ſichtbarer Neigung empfangen; von allen Seiten kam ihm die Aufforderung, ſich den Bereitſtehenden zuzuwenden; an manchen Orten griff man, wie das zu geſchehen pflegt, ihm ſogar vor, ſo z. B. in Smyrna, wo ein gewiſſer Manzuri-Sade-Emir Efendi ſich für die Aegypter erklärte und den von der Pforte beſtellten Gouverneur abſetzte. Im Verhältniſſe als der Schrecken in Konſtantinopel zunahm, neigte ſich der Sultan mehr zu den Ruſſen. Die Erklärung, daß die Pforte der ruſſiſchen Flotte nicht mehr bedürfe, wurde nicht wiederholt. Chosrew Paſcha war nicht mächtig genug, um dem drängenden und immer wiederholten Verlangen des Admirals Rouſſin zu genügen. So nützte ſich die erſte Wirkung des Eifers dieſes Botſchafters ab, der durch die Schreiben des Namik Paſcha und durch die Eröffnungen des öſterreichiſchen Internuncius an die Pforte über die kürzlich von England angenommene Stellung eine weitere Beeinträchtigung erlitt. Die größte wartete ſeiner aber aus Alexandria.

Dort war bald nach Murawieff Halil Paſcha angelangt und wurde mit Auszeichnungen, Ehren und

Geſchenken empfangen. Der Vizekönig wiederholte ihm die an den ruſſiſchen Generallieutenant gemachten Verſprechungen, ordnete zum Belege ſeiner friedlichen Geſinnung die Freilaſſung des Großvizirs an, und ſprach ſein Begehren und die Belehnung mit dem Lande bis an den Taurus aus, ſetzte ihm auch ſeine Wünſche für das Beſte des Reiches und ſeine Abſichten, wie er daſſelbe zu befördern gedenke, auseinander. Beide kamen unter ſich überein, daß Mechmed Achmedſchi Efendi das Begehren Mohammed Ali's als Bitte vor den Sultan bringen ſolle, und es machte ſich derſelbe eben zur Abreiſe nach Konſtantinopel bereit, als am 6. März die franzöſiſche Kriegsgoelette Meſange mit Herrn Olivier eintraf. Das Erſtaunen des Vizekönigs über die von dem Admiral Rouſſin an ihn und ſeinen Sohn gerichteten Schreiben war groß. Er begriff den Rechtstitel nicht, unter welchem ein franzöſiſcher Botſchafter, oder Frankreich für ihn, den Vizir des türkiſchen Reiches und den Mann, der vom Herzen von Afrika und Arabien bis in's Herz von Kleinaſien gebot, ohne ihn auch nur der Mühe einer Anfrage Werth zu halten, den Vergleich mit den Sultan zu ſchließen ſich ermächtigt fand, und überdieß zu Bedingungen, ungünſtiger als diejenigen, welche der Abgeordnete des Sultans, auf welchen der

Botſchafter ſich berief, eben angeboten hatte. Er zweifelte keinen Augenblick, daß die Abſicht des Admirals, die ruſſiſche Flotte zu entfernen, auf dieſem Wege nicht erreicht werden konnte und beſchloß, keine Rückſicht auf den ſo ungeziemenden Schritt zu nehmen. Er ſchrieb in dieſem Sinne zurück und beantwortete die Bedrohung einer franzöſiſch-engliſchen Flotte, die ihn zu zwingen kommen ſolle, in beſcheidenen aber feſten Worten mit der Verſicherung, daß er ſich ihrer zu erwehren beſtrebt ſeyn würde. — Mit dieſer Antwort ging die Meſange am 10. März nach Konſtantinopel zurück *). Halil Paſcha benützte dieſe Gelegenheit, was die Franzoſen gerne ſahen, um den Achmedſchi Efendi mit dem Berichte deſſen, was zwiſchen ihm und dem Vizekönig verhandelt worden war, nach der Hauptſtadt gelangen zu machen. Er ſandte auch eine Schilderung der aufgeregten Stimmung ein, in welche die Anmaßung des franzöſiſchen Botſchafters den Vizekönig verſetzt habe, und deren Folge der Beſchluß geweſen ſey, keine Vorſtellung mehr anzuhören, ſondern die Pforte an ſeinen Sohn Ibrahim zu weiſen, der, wenn ſein Begehren angenommen würde, den Frieden unterzeichnen, und im anderen Falle den Krieg fortſetzen ſollte. Mit richtigem Takte ſprach Mohammed Ali

*) Siehe Beilage Nro. 7.

die Unterſtützung des Botſchafters für dieſen Beſchluß an. An demſelben Tage ſandte er an Ibrahim die Weiſung, wenn die Pforte die geforderten Bedingungen nicht einginge, vorzurücken.

Noch bevor die Meſange in Konſtantinopel anlangte, war bereits eine einfache ablehnende Antwort von Seiten Ibrahim Paſcha's auf das herriſche Schreiben des Admirals dort eingetroffen; die Meſange brachte am 20. März den Achmedſchi Efendi nach der Hauptſtadt. Sogleich ließ ihn der Sultan zu ſich rufen, empfing ſeinen Bericht, ließ hierauf den großen Divan zuſammentreten und hatte den traurigen Triumph, ſein von den meiſten Gliedern bekämpftes Mißtrauen in den franzöſiſchen Botſchafter gerechtfertigt zu ſehen. Der Beſchluß des Divans fiel dahin aus, dieſen Botſchafter am nächſten Tage zu einem Zuſammentritte mit dem Reis-Efendi einzuladen und durch denſelben befragen zu laſſen: „welche Folge er, nach der abſchlägigen Antwort Mohammed Ali's, der im Vertrage vom 21. Februar für dieſen Fall der Pforte zugeſicherten Bürgſchaft zu geben gedenke?“ — Der Botſchafter war in der demüthigenden Nothwendigkeit, ſein Unvermögen, das gegebene Verſprechen zu erfüllen, einzugeſtehen; er bemäntelte es durch die Verſicherung, daß die Umſtände (die leider dieſelben geblieben waren,)

gänzlich verändert wären und gestand, er hätte auf Nachgiebigkeit Mohammed Ali's gerechnet. Mittel zu schneller Hülfe wären nicht vorhanden. Die Pforte, um ihr durch die Anwesenheit der Russen bedrohtes Leben nicht auf's Spiel zu setzen, würde am Klügsten handeln, wenn sie den obgleich sehr harten Bedingungen Mohammed Ali's nachgäbe. Hätte die Pforte ausschließend Frankreich vertraut, so würde dieses den Rebellen heute zu zwingen wissen; so aber überließe es die Pforte ihrem Schicksale.

Die Entrüstung des Sultans war groß; größer diejenige des Admirals, der gerne ganz Frankreich im Bosphor und ganz Europa in Brand gesehen hätte, um den durch Schweigen erhöhten Triumph der von ihm Angegriffenen zu entgehen. Er drängte sein Kabinet durch Eilboten, die von ihm verfochtene Sache zu derjenigen Frankreichs zu machen. — Der Divan, den Rath des Admirals verwerfend, holte die Meinung der Minister von Rußland, Oesterreich und England ein, sprach abermals russische Landtruppen an und bat um möglichste Beschleunigung dieser Hülfe. Herr von Butenjeff hatte am 16. aus Petersburg die Antwort auf das erste Ansuchen der Pforte um Landtruppen erhalten und am 17. mitgetheilt; es ging dahin, daß 5000 Mann aus Odessa

und 25,000 Mann, die durch die Fürstenthümer heranrücken sollten, ihr zu Gebot gestellt wurden. Zu seinem und des Generallieutenant Murawieff, der ihn begleitete, nicht geringem Erstaunen, stellte der Reis-Efendi ihrer Eröffnung das Begehren entgegen, die Flotte nach dem schwarzen Meere zurückzuziehen. Der russische Geschäftsträger verlangte damals zu seiner persönlichen Deckung, daß dies Begehren vom Sultan selbst käme. Statt diesem kam nun die neue, dringende Bitte. Er hatte Mühe, die Ungeduld der Pforte zu beschwichtigen. Er stellte ihr vor, daß so freundschaftlich auch sein Kaiser für den Sultan gesinnt wäre, die Hülfleistung Bedingungen unterworfen bliebe, welche zu beseitigen in keiner menschlichen Macht liege; als die erste derselben bezeichnete er die große Entfernung der Streitkräfte, welche, obwohl früher von der Pforte verlangt, wieder von ihr abgelehnt worden wären. Am 30. wiederholte die Pforte schriftlich ihre Bitte an Herrn von Butenjeff, die 5000 Mann aus Odessa nach dem Bosphor zu rufen. Diese Zahl schien ihr hinreichend, den Sultan gegen den Ausbruch der Unzufriedenheit in der Hauptstadt oder in den nächsten Gebieten Kleinasiens sicher zu stellen. Das Korps des General Kisseleff in den Fürstenthümern bat sie, marschfertig zu halten. Herr

von Butenjeff willfahrte den Wünſchen der Pforte. Am 1. April ging ein Dampfboot deßhalb nach Odeſſa. Dies begegnete dem nach Siſipolis ſegelnden Landungstransporte und beſchleunigte deſſen Ankunft im Bosphor.

Von Frankreich getäuſcht, von England lau und ungleich behandelt, von Oeſterreich und Preußen der Natur ihrer Lage nach keiner entſcheidenden Hülfe gewärtig, von Rußland zwar vor dem Aeußerſten geſchützt, aber ohne Hülfe gelaſſen in den Verhandlungen, beſchloß der Sultan, auch Halep dem Vizekönige zu gewähren, ganz Syrien alſo bis an den Amanus, und dieſen Beſchluß durch den Achmedſchi Efendi dem Ibrahim Paſcha eröffnen zu laſſen. Das dringende Begehren des Admirals Rouſſin, den türkiſchen Abgeordneten durch Herrn von Varennes begleiten zu laſſen, war dem Divan ſchwer abzuſchlagen. Der franzöſiſche Geſchäftsträger begleitete daher den am 30. März nach Kutaija abgehenden Achmedſchi Efendi, ohne Auftrag der Pforte, aber mit Schreiben des Admirals *) an Ibrahim Paſcha und an den Vizekönig verſehen, worin er beide erſuchte, die ihnen durch Frankreich erwirkte Gnade des Sultans nicht von ſich zu ſtoßen. Der Achmedſchi Efendi trug auch

*) Siehe Beilage Nro. 8.

ein Schreiben Mechmed Redschid Pascha's an Ibrahim. Dieser Großvizir war einstweilen in Konstantinopel angekommen, von dem Sultan mit würdiger Nachsicht aufgenommen worden und dort eine Stimme des Friedens.

Einstweilen traten der Oberst Campbel und bald darauf der Ritter von Osten in Alexandria auf. Der Vizekönig hatte beide mit Ungeduld erwartet, den ersten, weil er ihn über die eigentliche Stellung Englands aufklären sollte, auf welches die Franzosen zu Konstantinopel sowohl als zu Alexandria als auf ihr Hintertreffen zu weisen pflegten, ohne daß die englischen Agenten hiezu Ja oder Nein sagten; der Ritter von Osten aber, weil er der erste ihm von Oesterreich zugeschickte Abgeordnete war und der Vizekönig von dem Glauben ausging, daß über die so viel und leidenschaftlich besprochenen letzten Absichten Rußlands keine Macht schärfer und sicherer sehen müßte, als eben Oesterreich. Er empfing beide mit Auszeichnung und mit der Offenheit, welche die Lage der Dinge erforderte. Der englische Agent ging von dem Gesichtspunkte der Hinneigung seiner Regierung zu Frankreich aus, aber er fühlte das Ungeziemende in den Schritten des Admirals Roussin, und hielt deßhalb mit dem bestimmten Ausspruche zurück. Er

theilte die Beſorgniſſe der Franzoſen wegen Rußland. Der öſterreichiſche Abgeordnete dagegen arbeitete dahin, Frankreich in der Meinung des Vizekönigs ganz von England zu ſondern, dieſes als der That nach dem Syſteme des Wiener Kabinetes angeſchloſſen darzuſtellen, den Vizekönig auch über die Abſichten Rußlands zu beruhigen und ihn auf dem Wege der unmittelbaren Verbindung mit der Pforte mit Ausſchluß jeder Einmiſchung zu beſtärken. Herr Campbel ſowohl als der Ritter von Oſten verwahrten ſich gegen den Charakter der Einmiſchung, und ſtellten ſich als Wortführer des Friedens und der Erhaltung des türkiſchen Reiches, ſo wie der baldigen Ausgleichung, dem Vizekönige nicht gegenüber, ſondern an die Seite *).

Die franzöſiſche Regierung, durch die mißlungenen Schritte ihres Botſchafters und das Verbleiben der Ruſſen im Bosphor in peinliche Verlegenheit gebracht, griff zu einem der Mittel, die ihre Lage gegenüber dem franzöſiſchen Volke gebot, was aber nicht gemacht war, um ihren Einfluß herzuſtellen. Der Herzog von Broglie billigte nicht nur in den entſchiedenſten Ausdrücken die Konvention vom 22. Februar, ſo wie überhaupt jeden Schritt des Admirals,

*) Siehe Beilage Nro. 9 und 10.

sondern er forderte den französischen Generalkonsul unterm 19. März auf, den Vizekönig davon in Kenntniß zu setzen, alsogleichen Rückzug bis hinter den Taurus zu verlangen, und im Weigerungsfalle auf die starken Divisionen zu weisen, welche aus Brest und Toulon nach der Levante zu segeln im Begriffe ständen, um diesem Begehren und den Bedingungen Achtung zu verschaffen, die Frankreich sich gezwungen sähe, dem Vizekönige aufzuerlegen *). Während dieser offizielle Schritt die Mißgriffe des Botschafters zu denen der Regierung machte, hob der Herzog von Broglie durch geheime Schreiben an den Admiral sowohl als an Herrn Mimaut den Inhalt dieses Erlasses auf. Das Ergebniß hievon war in Konstantinopel und Alexandria gleich ungünstig für das Ansehen der französischen Regierung. Im Bosphor waren am 5. April die 5000 Mann russischer Landtruppen von Odessa angekommen und hatten auf dem Gestade von Asien ein Lager aufgeschlagen. Die Flotte, nun 4 Linienschiffe, 5 Fregatten, 2 Korvetten und einige kleine Schiffe stark, lag demselben gegenüber in der Bucht von Bujukdere. Das Schwanken der Pforte hatte dem russischen Kabinete mißfallen müssen. Auch schrieb Graf Nesselrode am 26. März an Herrn von Butenjeff:

*) Siehe Beilage Nro. 11.

er ſolle dem Divan und dem franzöſſiſchen Botſchafter erklären, daß Land- und Seekräfte ſeines Herrn den Bosphor nicht eher verlaſſen würden, bis Ibrahim ſich hinter den Taurus gezogen hätte, und die Pforte zufrieden geſtellt wäre in ihrem Vergleiche mit Mohammed Ali. Wollte Frankreich der Pforte aufrichtig dienen, ſo möchte es den Rückmarſch Ibrahims beſchleunigen. Dieſe Erklärung fand am 8. April ſtatt. Das war die Antwort der Ruſſen auf die wortreichen Herausforderungen der Franzoſen. Faſt gleichzeitig hatte Ibrahim die Vorſchläge des Sultans angenommen, dafür das Verſprechen gegeben, Waffenſtillſtand zu halten, aber die Räumung von Kleinaſien von der Belehnung ſeines Vaters mit Adana und Tarſus abhängig gemacht. Von den übrigen Bezirken zwiſchen dem Amanus und Taurus, ſo wie von Orfa und Diarbekr, die er, als dem Paſcha von Haleb unterworfen, verlangt hatte, ſtand er ab. Eben damals erhielt Admiral Rouſſin die Depeſche ſeines Kabinets, welche ſeine Eigenliebe retten ſollte. Er beeilte ſich, dem Divan davon Kenntniß zu geben und die Flotten von Breſt und Toulon als Vollſtrecker ſeines Wortes anzukündigen. Der Divan, doppelt beruhigt, befand ſich durch die ruſſiſche Erklärung in die Lage geſetzt, den Reſt der Forderungen Mohammed Ali's abzuweiſen; die

franzöſiſche ſchien ihm günſtigere Ausſichten zu eröffnen. Statt an dem Geſchehenen feſtzuhalten, ging er mit dem Gedanken um, die dem Achmedſchi ertheilten Vollmachten zurückzunehmen; er drang ſogleich bei dem Admiral darauf, nunmehr der am 22. Februar geſchloſſenen, von ſeiner Regierung gebilligten Convention genug zu thun und deßhalb an Ibrahim Paſcha zu ſchreiben, daß ſein Vater ſich mit den vier Bezirken von Akka, Naplus, Jeruſalem und Tripoli zufrieden zu ſtellen habe. Der Admiral, durch die geheimen Weiſungen gebunden, war genöthigt, dies Begehren abzulehnen, und der Divan wußte ſonach, was es mit der Billigung der Convention für eine Bewandniß hatte.

Der Generalkonſul Mimaut legte ſeinerſeits die Originaldepeſche des Herzogs von Broglie dem Vizekönige vor Augen, und forderte die Beauftragten von England und Oeſterreich auf, das Begehren des franzöſiſchen Miniſteriums zu unterſtützen. Dieſe, im Geiſte ihrer Weiſungen handelnd, hatten bereits mündlich von dem Vizekönige die Räumung von Kleinaſien verlangt, wiederholten dies Verlangen jetzt auch ſchriftlich, verwahrten ſich aber ausdrücklich gegen die Unterſtützung der franzöſiſchen Drohung und bemerkten vielmehr, daß ſchon das Datum derſelben die Möglichkeit einer Ueber-

einkunft zwiſchen ihren Höfen und dem franzöſiſchen ausſchlöße. Der Vizekönig antwortete auf die Eröffnung des Generalkonſuls: das Pariſer Kabinet habe am 19. März nur die Schritte des Admirals, nicht aber deren Wirkung gekannt, nur deſſen Schreiben, nicht aber die erhaltene Antwort; es wäre demnach billig, den Eindruck derſelben abzuwarten. Er hob mit Klugheit hervor, wie der Miniſter einerſeits in allem und jedem die Bedingungen zu billigen vorgäbe, die der Botſchafter beliebt hätte zu ſetzen, und wie dennoch der eine den Rückzug bis hinter den Taurus, der andere den bis innerhalb die vier Bezirke verlange; es ginge daraus hervor, daß ſich die beiden Herren nicht verſtanden hätten und nichts wäre gerechter, als abzuwarten, bis ſie ſich über ihren Willen unter ſich vereinigt haben würden. Der Admiral habe für gut befunden, eine Convention abzuſchließen, worin er über die Ruſſen und über ihn verfügte, ohne zuvor die Ruſſen oder ihn gefragt zu haben. Hieraus habe ſich, da die Verfügung überdieß für beide Theile eine entehrende ſey, wie natürlich, ergeben, daß beide, ſowohl die Ruſſen als er, des Admirals Ausſpruch nicht anerkannten; ihm ſchiene mit dem Charakter eines vernünftigen und gerechten Mannes, und für das hielte er den Herzog von Broglie, die Billigung eines ſo

unklugen und ungerechten Verfahrens unverträglich; er glaube also an den Ernst dieser Depesche nicht. Was die Drohung mit einem französischen Geschwader beträfe, das nach Alexandria kommen würde, um ihn nach der Willkür des Botschafters zu beugen, so wäre dies offenbar das Glücklichste, was ihm geschehen könne, denn er würde es bald unverrichteter Dinge abziehen machen, und dadurch den Ruhm erlangen, die Sieger von Algier besiegt zu haben. Diese Antwort an den französischen Generalkonsul theilte der Vizekönig unverzüglich dem Beauftragten von England und Oesterreich mit, die fest vereinigt unter sich und der Einmischung Frankreichs entgegen, sie billig fanden, aber ihr Begehren wegen Räumung von Kleinasien erneuerten. Seine Antwort war, daß eben die Anwesenheit seiner Truppen in Kleinasien das triftigste Mittel liefere, das zu erzielen, was sie selbst wünschten, nämlich den Abschluß des Friedens. Die Pforte, einmal wieder im Besitze der Einkünfte der von Ibrahim besetzten Landestheile, würde die Erwartungen Aller täuschen und die Europa bedrohende Verwicklung in die Länge ziehen. Ueberdieß müßte die Antwort des Sultans auf die Vorschläge vom 8. März schon gegeben seyn und nächstens bekannt werden. Es wäre billig, diese abzuwarten.

Sie kam auch wirklich kurz darauf, am 12. April. Der Vizekönig empfing an diesem Tage die Meldung seines Sohnes von den Anträgen, die ihm der Achmedschi Efendi neuerlich gemacht und welche er angenommen hatte. Der Vizekönig sowohl als Halil Pascha waren angenehm überrascht durch die Nachgiebigkeit der Pforte. Die Fragen wegen des Gebietes zwischen dem Taurus und Amanus und wegen der von dem Sultan zu ertheilenden Amnestie standen zwar noch aus; aber deren Regelung drohte keinen besonderen Schwierigkeiten zu unterliegen. Diese erste Nachricht wurde am 16. durch den General der Garde, Selim Bey, bestätigt, der aus dem Lager von Kutaija die Meldung von der von Ibrahim bereits befohlenen Zusammenrückung der Truppen, das Versprechen des Achmedschi Efendi von dem unverzüglichen Erlasse der kaiserlichen Belehnungs-Firmane, ein Dankschreiben Mechmed Redschid Pascha's und Briefe des Seriaskers Chosrew Pascha an Halil Pascha brachte, worin derselbe diesem die Abschrift des am 13. April zu Konstantinopel kundgegebenen Tewdschihat übermachte und ihm zu wissen that, die Pforte wünsche zwar über Adana und Tarsus anders zu verfügen, sollte aber Mohammed Ali einen besonderen Werth darauf legen, so würde durch eine billige Erhöhung des Tributes

ſich die Sache ausgleichen. In demſelben Sinne hatte der Achmedſchi Efendi zu Ibrahim Paſcha geſprochen. Mohammed Ali verſprach das Doppelte des für Adana bezahlten Tributes, und um der Pforte die Verleihung dieſes Gebietes zu erleichtern, erbat er ſich daſſelbe nicht für ſich, ſondern für ſeinen Sohn. Dieſer brachte die Bitte um die kaiſerliche Gnade gleichzeitig vor den Sultan. Mit den üblichen Feierlichkeiten wurde der Friede durch alle Länder des Vizekönigs bekannt gemacht *).

Die Firmane kamen aber nicht in der Zeit, in der ſie verkündigt waren, dafür Nachrichten von der Ausſchiffung ruſſiſcher Truppen auf dem aſiatiſchen Geſtade des Bosphors, begleitet durch das Gerücht des Anmarſches eines ruſſiſchen Landheeres, zugleich die Entſchuldigung des Achmedſchi Efendi, welcher der Ueberbringer der Firmane hätte ſeyn ſollen, aber Krankheit vorgab. Der Vizekönig errieth ſchnell, was in Konſtantinopel vorgegangen war, und die Mittheilungen von ſeinen Freunden in der Hauptſtadt ließen ihn nicht lange im Zweifel. Einſtweilen hatte ſich aber die Pforte bereits wieder anders beſonnen. Die Weigerung des franzöſiſchen Botſchafters, der Convention vom 22. Februar Folge zu geben, hatte den Sultan

*) Siehe Beilage Nro. 12.

von der Idee abgebracht, ſeine durch den Achmedſchi Efendi gemachte Zuſage zurück zu nehmen. Während von Alexandria der Befehl nach Kutaija ging, keinen Schritt zurück zu thun, weder mit den Truppen noch mit den Anſprüchen, trafen (am 28. April) die Firmane für die vier Statthaltereien von Syrien zu Alexandria an. Auch die von Ibrahim für Kleinaſien begehrte Amneſtie war zugeſagt; es blieb alſo nur die Frage wegen Adana und Tarſus ſchwebend.

An dieſe aber ſchien die Pforte entſchieden feſtzuhalten. Zwar hatte ſie im Tewdſchihat den Namen des Statthalters für dieſe Bezirke offen gelaſſen, aber durch Halil Paſcha neuerlich an Mohammed Ali erklärt, daß ſie Kleinaſien durchaus nicht angreifen laſſen, alſo dieſe Bezirke nicht abtreten würde. Auch den Miniſtern der europäiſchen Mächte theilte ſie dieſen Entſchluß mit und forderte dieſelben auf, ſie zu unterſtützen. Für den franzöſiſchen Botſchafter konnte nichts wünſchenswerther ſeyn, als dieſe Aufforderung. Er hatte, über die Verhandlungen in Kutaija, an Mohammed Ali geſchrieben, daß die Belehnung mit den vier Statthaltereien Syriens vorzugsweiſe Frankreichs und ſein Werk wäre; er hoffte nur auf die Gelegenheit, der Pforte daſſelbe in Hinſicht der Erhaltung

von Adana und Tarsus zu sagen. Am 12. April erließ er die seltsame Erklärung an den Reis-Efendi, daß Frankreich die Abtretung Adana's nie zugeben würde und, auch diesmal über die Linie des Wahren und Rechten gehend, schrieb er am 27. April in drohenden Worten an Ibrahim, daß ganz Europa sich gegen diese Abtretung, auch wenn die Pforte sie wollte, setzen würde *). Die Minister von England und Oesterreich, nicht durch die Sucht getrieben, ihren Einfluß hervorleuchten zu machen, wohl aber durch das Beste der Pforte, forderten auch ihrerseits die Beauftragten ihrer Hülfe in Alexandria auf, dem Vizekönige vorzustellen, daß die Pforte nie und nimmermehr das Gebiet von Adana und Tarsus ihm überlassen, und England insbesondere nicht zugeben würde, so viele Mittel zur Vermehrung der Flotte in seine Hand gelangen zu sehen. Die Minister bestanden auf der unbedingten Räumung von Kleinasien. Auch Preußen in seiner Entfernung nahm einen thätigen Antheil an diesen Vorstellungen. Es beauftragte Herrn Roquerbe mit gleichlautenden Erklärungen, und der Ritter von Osten wurde eingeladen, diesen Agenten bei dem Vizekönige einzuführen.

Gleichzeitig mit diesen Aufträgen langte der im

*) Siehe Beilage Nro. 13.

Miniſterium des Aeußern zu Paris angeſtellte Herr Boislecomte in Alexandria an. Die Sendung dieſes Diplomaten ſollte die Kränkung gut machen, welche der Vizekönig durch Admiral Rouſſin erfahren hatte, und die Erfüllung der Bedingung, welche die Ruſſen ihrem Abmarſche geſetzt hatten, und die Frankreich zu achten ſich genöthigt ſah, die Räumung Kleinaſiens, erwirkten. Herr Boislecomte hat ſowohl in ſeiner erſten Mittheilung an den Vizekönig, als in der Anzeige ſeiner Ankunft an die Agenten und Generalconſuln als bevollmächtigter Miniſter auf und verlangte und erhielt die dem G.-L. Murawieff gewährten Ehren des Empfanges. Der Ritter von Oſten verweigerte ihm den Beſuch bis zur Beantwortung der Frage: bei wem er als bevollmächtigter Miniſter beglaubigt ſey; ſchloß ſich aber, ſo wie Herr Boislecomte die Erklärung gab, daß er den Titel weder habe noch anſpreche, unter welchem er ſich Tags vorher eingeführt hatte, mit dem engliſchen Abgeordneten für die Beſchleunigung der Räumung warm an den franzöſiſchen. Dieſer hatte ſich angelegen ſeyn laſſen, im Vizekönige den Eindruck zu verwiſchen, welchen die Schritte des Admirals gemacht haben konnten. Er entſchuldigte ſie durch den Drang der Umſtände und durch die Unmöglichkeit, in welcher ſich derſelbe befunden hatte,

Weiſungen von ſeiner Regierung einzuholen. Die Räumung von Kleinaſien begehrte er als Zeichen der Achtung für ſeine Regierung, als Anerkennung der Vorliebe, durch die Frankreich ihn von jeher ausgezeichnet habe, als ſicheres Mittel, der thätigen Freundſchaft dieſer Macht ſich fernerhin zu verſichern, als Rückſicht endlich für den Sultan und für ſo viele Staaten Europa's, die alle durch die Gegenwart der Ruſſen im Bosphor in ſo hohem Grade beunruhigt wären *). Dem Vizekönige fiel auf, daß dießmal Frankreich ſich nicht auf England ſtütze und ſchloß hieraus, daß auch dieſer Schritt ein vereinzelter wäre. Er hatte bis zur Stunde feſtgehalten an ſeinem Grundſatze, Niemanden ſich eindrängen zu laſſen zwiſchen den Sultan und ſich, was ſollte ihn jetzt dazu bewegen, wo alle Hauptfragen abgeſchloſſen waren und es ſich nur mehr um eine Nebenfrage, um ein Geſchäft von wenigen Thalern, wie er zu ſagen pflegte, handelte? Eben deßhalb äußerte der Vicekönig gegen ſeine Freunde: Wenn den Franzoſen nach der Entfernung der Ruſſen verlangte, ſo wäre das für ihn kein Grund, ihrem Vortheile den ſeinigen zu opfern und ſich hinterher durch den Unrath ihrer Journale ziehen zu laſſen. Er wüßte wohl, daß es am Ende auf einen

*) Siehe Beilage Nro. 14.

Journal-Artikel berechnet wäre. Dem franzöſiſchen Abgeordneten gab er zur Antwort: Sein Wunſch des völligen Abſchluſſes ſey gewiß eben ſo lebhaft als derjenige Frankreichs. Auch habe er ſich mit dem Sultan bereits verſtanden und ihr Zwiſt ſey geendet. So betrachte der Sultan die Sache; ſo er; jener habe es allen europäiſchen Miniſtern erklärt; er allen bei ihm beglaubigten europäiſchen Abgeordneten. Heute ſey er nur noch der treue und ergebene Diener. Nach ſeinem eigenen Wunſche und zufolge des Rathes der europäiſchen Mächte habe er mit der Pforte unmittelbar verhandelt; dieſe halte eben deßhalb einen Beauftragten in Alexandria, ſo wie einen im Lager Ibrahims. Keiner von Beiden habe ihm das Begehren geſtellt, ſeine Truppen innerhalb Grenzen zurückzuziehen, die noch nicht einmal beſtimmt ſeyen. Der Sultan, der ihn mit Gnade überhäuft habe, nähre ob der Gegenwart ägyptiſcher Truppen in Kleinaſien kein Mißtrauen in ſeine vor den Augen des geſammten Volkes und der Welt durch die That belegten Geſinnungen. Was die Ruſſen betreffe, ſo ſeyen auch ſie Verpflichtungen vor den Augen der Welt eingegangen, und er fände ſich durch nichts berechtigt, vorauszuſetzen, daß ſie dieſelben zu brechen beabſichtigten. Uebrigens erwarte er von Tag zu Tag die Nachricht, daß alles abgeſchloſſen

ſey und ſein Sohn habe die beſtimmteſten Befehle, alſogleich nach Empfang dieſer freudigen Botſchaft die Räumung zu beginnen.

Auf dieſelbe Weiſe ſprach er ſich gegen die Abgeordneten von England und Oeſterreich aus und bemerkte Beiden, wie das Beſtreben des franzöſiſchen Botſchafters, der Pforte mit der Erhaltung von Adana und Tarſus zu ſchmeicheln, den völligen Abſchluß nur verzögerte. Er belächelte auch den Dünkel Frankreichs, den Sultan gegen ihn, ihn gegen den Sultan, ganz Europa gegen die Ruſſen, überhaupt alle Welt gegen alle Welt beſchützen zu wollen und ſich berufen zu glauben, für alle Kabinete zu denken, als wenn keines die eigenen Intereſſen verſtünde. Er befragte insbeſondere den Ritter von Oſten, ob ſein Hof wirklich Mißtrauen gegen die feierlichen Verſicherungen Rußlands hege? Dieſer verneinte es auf das Beſtimmteſte; Oberſt Campbel ſchloß ſich dieſer Erklärung an; Beide wiederholten aber das Begehren der Räumung und forderten den Vizekönig auf, ſeine Anſprüche auf Adana und Tarſus fahren zu laſſen. Kein Zweifel, daß der Beſitz dieſer Bezirke dem Vizekönige große Vortheile verſprach, nicht nur wegen der Hochwälder des Taurus und wegen der Umfaſſung des Golfes von Skanderum, ſondern hauptſächlich wegen der Gebirgspäſſe

von Kleinaſien, die dadurch in die Hände der Aegypter gegeben wurden, was Karamanien und überhaupt Kleinaſien unter ihren ſtrategiſchen und moraliſchen Einfluß ſezte und ihnen eine drohende Angriffſtellung gegen die Pforte gab. Der Vicekönig verſprach, ſie nur als die beſte Vertheidigung, was ſie freilich war, zu betrachten und meinte, daß mit dem Gebirge von Bailan als Gränze kein aufrichtiger Friede mit der Pforte beſtehen könne, weil Syrien dadurch zu ſehr ausgeſezt bliebe.

Briefe aus Konſtantinopel befeſtigten ihn auch in der Ueberzeugung, daß die Pforte nicht auf den ſtreitigen Bezirken beſtehen würde. Halil Paſcha ſah dies als ausgemacht an und kehrte, die Sache ſo gut als abgeſchloſſen betrachtend, in großer Freundſchaft vom Vizekönige entlaſſen und mit reichen Geſchenken für den Sultan und die Großen des Divans ausgerüſtet, am 8. Mai nach Konſtantinopel zurück. An demſelben Tage ſandte Mohammed Ali den General Selim Bey an Ibrahim mit der Weiſung, die Räumung zu bewirken.

Der Vizekönig war gegen alle Gründe, welche die europäiſchen Abgeordneten wegen Adana vorbringen konnten, gewaffnet; gegen einen nur nicht, nämlich daß die eine oder andere Macht die Frage zu

ihrer eigenen mächte. Das war aber der Grund, den Oberſt Campbel und der Ritter von Oſten in einer mehrſtündigen Beſprechung mit dem Vizekönige am 10. Mai vorbrachten. Sie erklärten, wie ihnen befohlen war, daß, wenn auch die Pforte Adana und Tarſus abträte, England dies nicht zugeben würde. Die Drohung des engliſchen Admirals Malcolm, nach Alexandria zu kommen, die eine Folge auf die dermaligen Verhältniſſe nicht mehr paſſender Entſchließungen des Londoner Kabinets war, gab den Worten Beider Gewicht. Der Vizekönig, der ſich in demſelben Verhältniſſe mehr an England und Oeſterreich ſchloß, als er ſich von Frankreich entfernte, und dem insbeſondere der Charakter und das Benehmen der beiden Abgeordneten angenehm war, gab nach, und verſprach, ſeine Anſprüche auf das Gebiet zwiſchen dem Taurus und Amanus aufzugeben, gegen die Bedingung jedoch, daß der Sultan den Frieden redlich zu halten feierlich verſpreche. Die Abgeordneten verlangten und erhielten dieſe wichtige Erklärung des Vizekönigs ſchriftlich *).

Aber ſie hatten dieſelbe kaum in Händen, ſo brachten Eilboten aus Konſtantinopel die Nachricht, daß der Sultan am 4. Mai Adana, Tarſus und die Eng-

*) Siehe Beilage Nro. 15.

wege des Taurus den Bitten des Ibrahim Paſcha gewährt und am 7. ihm Emin-Bey, den Bruder des Kiaja Pertew Efendi, mit dem Ferman der Belehnung geſendet habe. Kein europäiſcher Miniſter ſetzte ſich dagegen. Lord Ponſonby, am 2. Mai zu Konſtantinopel angelangt, erklärte, daß der Sultan Herr ſey, über ſein Gebiet nach Belieben zu verfügen. Die an die Unterhändler in Alexandria gegebene Verſicherung von Englands Gegenwehr war nur ein Mittel geweſen, den Vizekönig zu beſtimmen! Ein Schreiben des Admiral Rouſſin vom 8. Mai wünſchte dem Vizekönig Glück zum Gewinn von Adana! Was im Bosphor vorgeht, ſagte er darin, hat Frankreich von der Nothwendigkeit überzeugt, Aegypten zu verſtärken*). Das Erſtaunen Aller war groß. Der Vizekönig nahm an dem engliſchen und öſterreichiſchen Abgeordneten, die nicht Schuld trugen, keine andere Rache, als ſie zu bitten, die an ſie geſtellte Note zu behalten und als einen Beweis ſeiner Geſinnungen an ihre Höfe einzuſenden. Das Schreiben des Admirals vom 8. Mai hielt er mit demjenigen eben deſſelben vom 27. April zuſammen und verbarg ſeine Heiterkeit nicht, wenn er in dieſem las: „Die Conceſſionen, die Frank-

*) Siehe Beilage Nro. 16.

reich erwirkt hat, können nicht weiter vermehrt werden; Adana ist namentlich davon ausgeschlossen ... Frankreich ist entschlossen, dem, was zu Konstantinopel vorgeht und was ganz Europa beunruhigt, ein Ende zu machen, und sechs Linienschiffe und sechs große Fregatten werden in den ersten Tagen des Mai bei der Hand seyn, um die schleunige Beilegung auf die von ihm erwirkten Bedingungen zu erzwingen ..." u. s. w. Der Vizekönig beschloß, auf die Zuschrift des Admirals nicht zu antworten.

Um die Pforte so plötzlich von ihrem erst als unwandelbar angekündigten, durch die Haltung der Russen und durch das Wirken des englischen und österreichischen Abgeordneten in Alexandria verbürgten Entschlusse wegen des Gebietes von Adana und Tarsus abstehen zu machen, wirkten verschiedene Gründe zusammen. Die ablehnende Antwort, welche auch das Schreiben Roussins vom 27. April bei Ibrahim gefunden hatte, das Anlangen einer dritten russischen Flottenabtheilung am 22. und 23. April mit einigen Landtruppen im Bosphor, in so ferne es die Thätigkeit des französischen Botschafters und diejenige der ihm ergebenen Partei im Divan auf das Aeußerste steigerte, und die Ankunft Lord Ponsonby's am 2. Mai sind die sicht-

baren Gründe hievon, obwohl nicht gerade die wirkſamſten geweſen. England, ſo zurückhaltend in ſeiner Unterſtützung der franzöſiſchen Umtriebe, hatte ſich von denſelben nicht losgeſagt. Die Vermehrung der ruſſiſchen Streitkräfte im Bosphor, wie unzulänglich ſie auch für die dem Hofe von Petersburg zugedachten Eroberungsplane war, neigte das engliſche Kabinet wieder mehr zu dem franzöſiſchen. Admiral Rouſſin zu Konſtantinopel und Herr Boislecomte zu Alexandria hatten ſich beide häufig auf England berufen, aber Herr Mandeville, ohne Weiſung gelaſſen, unterſtützte den Admiral nur lau, und Herr Campbel, in derſelben Lage, ging offen mit dem Ritter von Oſten, welcher ſeinerſeits den Ruſſen das Wort führte. Dagegen neigte ſich der Lord wieder mehr zu dem franzöſiſchen Botſchafter. Er entzog der Pforte die Möglichkeit, wegen des Gebietes am Taurus an Englands Weigerung feſtzuhalten. Auch eröffneten beide gemeinſchaftlich der Pforte, daß England und Frankreich Seekräfte in den levantiſchen Gewäſſern zuſammen zögen, um im Nothfalle die Unabhängigkeit der Pforte zu vertheidigen. Das vereinigte Geſchwader würde vor den Dardanellen Stand faſſen, bis Ibrahim über den Taurus und die Ruſſen aus dem Bosphor wären.

Der Sultan dankte für die Sorgfalt, erklärte, er habe durch das Herbeirufen ruſſiſcher Hilfe von ſeiner Unabhängigkeit Gebrauch gemacht, übrigens die Stärke dieſer Hilfe ſelbſt beſtimmt und wäre ohne jede Beſorgniß darüber; er verbat ſich die Einfahrt in die Dardanellen. Admiral Malcolm, an die Meerenge gelangt, fand dort dieſe Entſcheidung der Pforte und den Rath Lord Ponſonby's, ſich derſelben zu fügen. Aber die Pforte, um mit einem Male den Kampf fremder Intereſſen auf ihrem Boden zu enden, gab das Gebiet von Adana und Tarſus hin. *)

Die höchſt beſcheidene Rolle, die England in der ägyptiſchen Frage geſpielt hatte, fand heftigen Tadel bei den Parteimännern des Landes. Diejenigen, welche die Miniſter anklagten, Frankreich nicht mit Nachdruck unterſtützt zu haben, kannten jedoch die Intereſſen ihres Landes nicht. Die Anderen, welche ihnen die Lauigkeit vorwarfen, mit der ſie das Vertrauen der Pforte aufnahmen, als dieſe Namik Paſcha nach London ſandte, haben für ihren Ausſpruch die Wahrſcheinlichkeit, daß ein anderes Benehmen von Seiten Englands die ruſſiſche Hilfe unnöthig gemacht haben würde. Die im Unterhauſe vorgebrachte Entſchuldigung Lord Palmer-

*) Siehe Beilage Nro. 17 und 18.

ſions, daß Niemand den ſchnellen Gang der Ereigniſſe vorausſehen konnte, iſt im Munde eines Miniſters ein wenig ehrendes Bekenntniß, weil vielmehr wahr iſt, daß Niemand von denen, welche den Stand der Pforte und Aegyptens kannten, an dieſem ſchnellen Ausgange je gezweifelt hatte.

Das nähere Anſchließen des Londoner Hofes an den von Paris hatte auch Rußland zur Sendung eines außerordentlichen Botſchafters nach Konſtantinopel beſtimmt. Es wählte dazu den Grafen Orloff, Adjutanten des Kaiſers, der am 5. Mai dort eintraf. Er hatte Weiſungen für die möglichen Fälle und Vollmacht zum Abſchluß eines Bündniſſes mit der Pforte, das ſie ſicher ſtellen ſollte gegen die Erneuerung des Angriffes von Seiten der Aegypter. Die Flotte ſammt den gelandeten Truppen, die am linken Ufer der Donau zum Vormarſch bereit ſtehenden Diviſionen und die Reſerven von Odeſſa wurden dem Grafen untergeordnet. Wäre er um einen Tag früher nach Konſtantinopel gekommen, er hätte das Gebiet vom Amanus zum Taurus der Pforte erhalten. Die Pforte fühlte dies, aber es war zu ſpät.

Der Sultan überhäufte die ruſſiſchen Truppen mit Vertrauen und Auszeichnung, was einen ſonderba-

ren Gegenſatz zu dem Bedauern bildete, welches die Franzoſen ob der Anweſenheit derſelben für den Sultan zu nähren vorgaben. Er hatte jede Abtheilung, ſo wie ſie eingetroffen war, begrüßt und machte ſich es zum Geſchäft, dafür zu ſorgen, daß es dem ruſſiſchen Soldaten an nichts mangele. Die im Bosphor ſtehende Fregatte des Admiral Rouſſin hatte wenig anderes zu thun, als den Sultan zu begrüßen, wenn er zu Beſuchen bei den ruſſiſchen Land- und Seekräften hin- und zurückfuhr. Zum erſten Male ſah man, bei der Revue vom 27. April, über die geſammten ausgeſchifften ruſſiſchen Truppen, nemlich über 11 Bataillone, 8 Schwadronen und 36 Geſchütze, auf der Sultanswieſe gehalten, ruſſiſche und türkiſche Bataillone in einer und derſelben Linie neben einander ſtehen, die ruſſiſchen Fahnen vor dem Sultan ſich ſenken, dieſen die Reihen der ruſſiſchen Krieger durchgehen, ſo wie ruſſiſche Generale die der türkiſchen. Am 1. Juni beſuchte der Sultan die zu Buſukdere liegende Flotte. Alle ruſſiſche Kriegsſchiffe zogen die türkiſche Flagge auf und gaben den kaiſerlichen Gruß; alle Schlöſſer des Bosphor antworteten. Der Sultan koſtete auf dem Admiralſchiffe die Speiſe der Matroſen, pries die Ordnung und Gewandtheit ſeiner Bundesgenoſſen und

ergötzte sich vom Bord aus an dem Feuer der Landtruppen, die längs dem Gestade aufmarschirt standen. Am 29. Juni veranstaltete Graf Orloff, auf Begehren des Sultans, im Thale von Kunkiar-Jskelessi ein Manoeuvre, dem der Sultan mit allen Großen des Reiches und mit den Ministern der europäischen Höfe beiwohnte. Am 6. Juli, wo die Russen das Geburtsfest ihres Kaisers feierten, fuhr der Sultan selbst mit einbrechender Nacht bis an das Gestade von Bujukdere, um an dem rauschenden Balle, den der Großvizir auf seine Befehle besuchte, wenigstens aus der Ferne sich zu ergötzen und seinen Namenszug mit dem des Kaisers von Rußland in den glänzenden Farben des Feuerwerks verbunden zu sehen. Bis tief in die Nacht dauerte der Kanonendonner der prächtig erleuchteten Schiffe und der Jubel im Palaste. Die fernsten Spitzen des Bosphors waren erleuchtet und von der Höhe des Riesenberges flogen mit einem Male fünf tausend Raketen in die Luft und überschütteten mit ihren klaren Sternen die Umgegend. Der Großvizir brachte die Gesundheit des Kaisers, Graf Orloff die des Sultans, dem Freunde und Verbündeten seines Kaisers, aus.

Dieser Verkehr war ohne Zweifel ein würdiges Bild der Lauterkeit der Gesinnungen von Seiten Russ-

lands und der Dankbarkeit von Seiten des Sultans. Auch blieb das Wirken der Russen unangefochten durch die Bemühungen der Franzosen. Graf Orloff war mit der Wiederholung der Erklärung aufgetreten, daß die russische Hilfsmacht den Bosphor nicht verlassen würde, bis nicht Ibrahim über den Taurus zurückgegangen wäre. In Petersburg glaubte man, oder gab sich den Schein zu glauben, daß ihrerseits die Aegypter nicht früher sich zurück zu ziehen Willens wären, bis die Russen den Bosphor verlassen hätten. Diese Voraussetzung war eine irrige. Den Aegyptern fiel dieser Wettstreit nicht ein; die Idee hiezu war eine mißglückte französische Waffe gewesen. Ibrahim Pascha hatte vielmehr schon im Mai den Rückmarsch begonnen; am 9. Juni traf er in Konia ein; am 13. verließ er diese Stadt und führte die Nachhut seines Heeres über den Taurus. Am 20. Juni war kein Aegypter mehr auf dem Boden, der geräumt werden sollte. Es verdient hier bemerkt zu werden, daß der Rückmarsch in größter Ordnung statt fand, Ibrahim keinen Ort verließ, ohne durch öffentliche Ausrufer Jedem, der Forderungen an sein Heer hatte, zur Angabe derselben einzuladen und zu befriedigen, und überall den Behörden des Sultans die Verwaltung

mit Achtung und Regel übergab. Auch sprach er in einem eigenhändigen Schreiben an den Sultan seinen Dank und seine Unterwürfigkeit aus.

Obwohl Graf Orloff bald nach seiner Ankunft der vierten, zu Odessa zum Absegeln bereit stehenden, Flotten-Abtheilung und auch der 21. Armeedivision, welche, zufolge erneuertem Befehl des Kaisers, bereits über den Pruth gegangen war, Gegenbefehl gesendet hatte, so wollte er die im Bosphor stehenden Truppen nicht abziehen lassen, bis nicht die vollbrachte Räumung dienstlich erhoben und nachgewiesen war. Am 28. Mai gingen zu diesem Zwecke, als Kommissäre der Pforte und Rußlands, der türkische Oberst Hasso Bey und der russische Hauptmann des Generalstabs, Freiherr von Lieven, nach Konia ab. Sie kamen von dort am 6. Juni nach Konstantinopel zurück und nun trug Graf Orloff ohne Verweilen schon am 7. auf die Rückkehr der russischen Streitkräfte nach der Heimath an.[1] Am 8. gab die Pforte die Einwilligung hiezu. *) Der Sultan dankte den versammelten Generalen in feierlicher Audienz für die ihm geleisteten Dienste und überreichte ihnen seinen Orden in Brillanten. Um auch die Untergeordneten zu lohnen

[1] Siehe Beilage Nro. 19 und 20.

ließ er 700 goldene und 24,000 silberne Medaillen, mit seinem Tugra, Halbmond und Stern und der Jahreszahl bezeichnet, unter die russischen Truppen austheilen. Diese hatten am 5. durch einen von Baltaliman nach ihrem Lager geschleppten Felsblock von 30,000 Pfund Gewicht ihrer Anwesenheit im Bosphor ein Denkmal errichtet, schiffen am 9. sich ein und gingen am 10. Juli nach dem schwarzen Meere und der Heimath unter Segel. Graf Orloff nahm an diesem Tage von dem Großherrn Abschied, empfing aus dessen Händen das Dankschreiben an seinen Kaiser und reiche Geschenke für sein Gefolge, und wartete auch dem zehnjährigen Erbprinzen Abdul Medschid, dem er von Seiten des Kaisers Nikolaus ein Gewehr zu überbringen die Ehre gehabt hatte, auf. Er nahm den von dem Günstling des Sultans Tewzi Achmed Pascha angesprochenen, von Rußland zugegebenen und ausgearbeiteten, am 8. Juli von ihm und Herrn von Butenieff einerseits und von Chosrew Pascha, Tewzi Achmed Pascha und dem Reis-Efendi andrerseits unterzeichneten Entwurf eines Schutzbündnisses mit sich, das von der Pforte als der sicherste Schild gegen Aegypten und als eine Bürgschaft des Friedens betrachtet wurde. Am 13. Juli verließ Graf Orloff an

Bord des Linienschiffes Tschesme den Bosphor und langte am 16. zu Odessa an. Am 21. August wurde die Ratification des eben erwähnten Vertrages ausgewechselt *). Keiner der früheren Verträge erlitt durch denselben eine Aenderung, auch gewann Rußland darin keinen Vorwand zur Einmischung, sondern es begab sich des Antrages, indem es sich verpflichtete, der Pforte auf jedesmaliges Begehren derselben die von beiden Theilen dann zu bestimmende Hilfe an Land- und Seekräften zu geben. Graf Orloff mag übrigens Recht gehabt haben, im Divan zu äußern, daß er im Rathe des Kaisers zu diesem Vertrage nicht würde gerathen haben.

Die französischen Kriegsschiffe hatten sich im Laufe des Mai und Juni in den Gewässern von Smyrna gehäuft, die Pariser Blätter aber, mit der ihnen eigenen Unklugheit, als Zweck dieser Sammlung von Streitkräften das Vertreiben der Russen aus dem Bosphor angekündigt. Auch hätte das Pariser Kabinet, in seiner Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung, die Flotte nach Konstantinopel senden müssen, wäre es auch nur gewesen, damit die französische Flagge dort neben der russischen wehte; aber die Pforte und das Peters-

*) Siehe Beilage Nro. 11 und 12.

burger Kabinet ersparten ihm diesen Mißgriff, jene durch die schon erwähnte Weigerung, dieses durch die Erklärung seines Botschafters in Paris, daß Rußland die Einfahrt französischer Kriegsschiffe in die Dardanellen für eine Kriegserklärung ansehen würde. An die französische Flotte schloß sich im Laufe des Juni die englische; beide kreuzten vor den Dardanellen oder lagen auf verschiedenen Rheden und trennten sich in den ersten Tagen des Juli wieder, ohne etwas anderes verrichtet, als etwa den Abschluß des russisch-türkischen Bündnisses beschleunigt zu haben, das auch für ihre Kabinete, insoferne diese Lust bekommen sollten, Mohammed Ali gegen den Sultan zu unterstützen, dem Aufnehmen des Handschuhes gleich kam.

So war der Krieg zwischen Mohammed Ali und dem Sultan geendet, der ohne Nothwendigkeit und der Klugheit entgegen von diesem eröffnet worden war, die Mittel und Mäßigung des Vizekönigs von Aegypten auf eine für Europa unerwartete Weise darthat, die seltsame Erscheinung russischer Truppen unter dem Befehle des Sultans an den Pforten von Konstantinopel gebar, den vielleicht nicht mehr zu tödtenden Keim der Absonderung der arabischen Provinzen vom Reiche ausbildete, ganz Europa auf das Gewaltigste

anſprach und in ſeinen Folgen noch mehr anſprechen wird. Rußland ward darin eine glänzende Rolle zu Theil; es verſtand dieſelbe und führte ſie meiſterhaft durch. Man muß ſie, bei einiger Kenntniß der diplomatiſchen Verhältniſſe, in allen ihren Theilen als ein Kunſtwerk erkennen, das mit Schärfe bedacht, mit Klarheit geordnet und mit Weisheit und Kraft ausgeführt wurde. Gedanke und Anordnung ſind das Verdienſt des Kaiſers und ſeines Kabinets, die Ausführung dasjenige des Grafen Orloff, eines Mannes, der mit heiteren und glücklichen Formen die Gewandtheit des vielerfahrenen Weltmannes, die Entſchloſſenheit des Kriegers, die Zuverſicht des Günſtlings und den geſunden geraden Verſtand verbindet, der heut zu Tage bei Geſchäftsleuten zu den ſeltenſten Eigenſchaften gehört. Die Kabinete von Wien und Berlin unterſtützten Rußland mit Mäßigung und Ruhe. Die Beſtrebungen des franzöſiſchen Kabinets und die Zulaſſungen des engliſchen dienten nur, den Glanz der ruſſiſchen Einmiſchung zu erhöhen und dieſelbe um einige Wochen zu verlängern. Die treue Erfüllung ihrer Verpflichtungen war für die Ruſſen nicht nur der würdigſte, ſondern auch der nützlichſte Entſchluß. Erwerbung an Gebiet oder Be-

ſatzung in dieſem oder jenem Punkte würde ihre militäriſche Stellung um wenig verbeſſert und ihre politiſche um viel verſchlimmert haben. Ihre Freunde werden ihnen um deſto feſter anhängen, je redlicher ſie gehandelt zu haben beweiſen; und gegen ihre Feinde ſind ſie ſchon um das ganze Maß der vermehrten Achtung ſtärker geworden. Alles iſt Gewißheit und Vortheil in dieſem Syſteme; alles wäre Wagſtück und Gefahr in einem anderen.

BEILAGEN.

Beilage Nro. 1.

Article du Moniteur Ottoman du 17 Novembre 1832

La rébellion de Mehémet-Ali envers son souverain légitime a été jugée par S. M. l'empereur de Russie comme n'étant que l'explosion de passions coupables, et n'ayant d'autre but que de bouleverser la tranquillité publique pour se frayer par le désordre un nouveau chemin. L'honneur et la dignité de S. M. n'ont point permis que son consul continuât à résider auprès d'un chef de révolte, et ce fonctionnaire a été rappelé à Constantinople. Cet acte de l'Empereur a prouvé sa cordialité et la franchise de ses sentimens à l'égard de S. H.; et en manifestant ses dispositions amicales pour l'empire ottoman, S. M. a fourni un noble exemple des principes de justice qui l'animent.

Mohammed Ali.

Le Sultan, appréciant, comme il mérite de l'être, ce témoignage d'amitié, a saisi cette nouvelle occasion de montrer la réciprocité de ses sentimens envers S. M. l'empereur de Russie. Le 11 de djémasiulakhir (4 Novembre) S. H. a fait inviter à une audience à son nouveau palais M. de Boutineff, envoyé extraordinaire et ministre plénipotentiaire de Russie près la Sublime Porte, en engageant S. Exc. à se faire accompagner de M. Franchini, premier interprète de la légation, et de M. le consul russe à Alexandrie. Mr. de Boutineff a été introduit à l'audience impériale, à laquelle assistaient le séraskier-pacha, Akhmet Fevzi pacha, conseiller militaire du palais, et le ministre des affaires étrangères. S. H. adressa la parole à M. l'envoyé, et lui exprima dans les termes les plus flatteurs la satisfaction que lui avait fait éprouver le rappel du consul russe à Alexandrie. Elle remit à M. de Boutineff une tabatière avec son portrait, ornée de magnifiques brillans, pour être offerte de sa part à l'Empereur comme un gage de l'amitié qui unit les deux souverains. S. H. voulant de plus témoigner en cette circonstance son estime particulière pour la légation de S. M., a fait présent à M. l'envoyé de son portrait enrichi de diamans, et a donné la la décoration d'honneur à M. Franchini, ainsi qu'à

M. le consul de Russie à Alexandrie. Après avoir pris congé de S. H., M. de Boutineff a visité les appartemens du nouveau palais et s'est retiré, pénétré de l'accueil qu'il avait reçu de S. H.

Beilage Nro. 2.

Disposition provisoire du Sultan pour les Gouvernemens de l'Egypte, de Djedda et de la Crète. Novembre 1832.

„Mon visir courageux!

„Il t'est connu qu'à la suite de la révolte de Méhémet-Ali, Hussein pacha, nommé par moi feld-maréchal, a été chargé de conduire mon armée dans l'Anatolie pour mettre à exécution par la force des armes ce que les lois prescrivaient à l'égard du rebelle. Les gouvernemens de l'Egypte, de Djedda et de la Crète lui furent confiés. La fatalité s'est attachée à ses opérations, et il n'a pu réussir dans aucune d'elles. De nouvelles dispositions devinrent nécessaires. Soutenue par l'assistance divine, ton habileté a conduit à leur fin les affaires de l'Albanie et de la Bosnie; la protection du Très-Haut ne te manquera pas dans celle que tu vas entreprendre, et je me repose

sur cet appui souverain pour le succès que j'attends de tes efforts.

„Les habitans de mon empire, mes pauvres rayas souffrent de cet état de choses; leur bien-être en est fortement atteint. Le plus ardent de mes voeux est que la tranquillité reparaisse promptement au milieu de mes sujets, que la population de l'Arabie retrouve la paix et la sécurité, que nos lois saintes reprennent leur empire en rétablissant la puissance de leur équité là où la guerre et ses coups arbitraires se font seuls sentir en ce moment.

„Ayant donc, s'il plaît à Dieu, accompli ton importante mission, et rétabli l'ordre dans les contrées de l'Arabie, souviens-toi que chacun des gouvernemens qui composent ce pays doit être confié à des visirs et à des mirimirans éprouvés déjà pour leur probité et leurs bonnes dispositions envers les faibles. Tu es chargé de les choisir, et tu feras connaître dans un rapport spécial ceux qui te paraîtront dignes de remplir ces fonctions. Pour le moment, c'est entre tes mains qu'est remis le commandement général des pays occupés par les rebelles. Ainsi Hussein pacha n'ayant plus de poste dans mon armée active, tu lui feras connaître ma volonté qu'il se rende dans la capitale de mon empire.

„Puisse le Dieu tout-puissant veiller sur toi et protéger tes oeuvres!"

Beilage Nro. 3.

Arrangement conclu entre le Reis-Efendi et l'Ambassadeur de France.

Le soussigné, après avoir conféré avec S. E. le Reis-Efendi, est convenu que S. H. le Sultan, plein de confiance dans les sentimens de bienveillance de la France, la plus ancienne amie de l'Empire Ottoman, et dans le caractère personnel de Mr. l'Ambassadeur, accepte les bons offices de la France dans le différend survenu entre la Sublime Porte et Méhémet-Ali Pacha d'Egypte, moyennant que l'Ambassadeur, soussigné pût garantir à la Sublime Porte que les conditions accordées par l'indulgence de Sa Hautesse à la soumission de Méhémet-Ali, et transmises à lui par Halil Pacha, consistant dans l'investiture des quatre Gouvernemens de St. Jean-d'Acre, de Naplouse, de Tripoli de Syrie et de Jérusalem, seraient acceptées par Méhémet-Ali comme conditions définitives du rétablissement de ses relations de sujet avec le Gouvernement de Sa Hau-

tesse; en conséquence le soussigné déclare qu'il garantit au nom du Gouvernement de Sa Majesté le Roi des Français, la conclusion immédiate d'un accommodement à ces conditions, et qu'il donnera suite au présent engagement aussi tôt que la condition ci-dessous sera remplie.

La Sublime Porte s'engage, de son côté, à contremander immédiatement tout secours étranger dont l'appui aurait pu être invoqué antérieurement.

Fait à l'hôtel du Ministre des affaires Etrangères le 21 Février 1833.

Beilage Nro. 4.

Lettre adressée à S. A. Mechmed-Ali, par Mr. l'Amiral Roussin, Ambassadeur de France, en date Thérapia Palais de France 22 Fevrier 1833.

Le gouvernement de Sa Hautesse alarmé avec juste raison de la marche de votre fils Ibrahim Pacha et de son attitude équivoque, avait accepté, en dernier lieu, les secours matériels que la Russie lui avait offerts.

Depuis, rassuré par les démonstrations conciliantes de V. A., il avait désiré que ces secours fussent contremandés; mais par une de ces fata-

lités qui ont plus d'une fois présagé les catastrophes politiques, l'escadre russe est arrivée, et elle se trouve, à l'heure qu'il est, mouillée dans le Bosphore.

Dans cette conjoncture, qui compromet gravement la paix générale, ce premier besoin de l'Europe, et qui constitue l'Empire Ottoman dans un péril imminent, dont V. A. partage les chances, je me suis engagé vis-à-vis de la Sublime Porte, au nom du Gouvernement du Roi, „à vous faire „accepter les propositions dont Halil Pacha a été „porteur, à la condition qu'elle annoncerait immé„diatement à l'envoyé de la Russie que Votre „réconciliation avec Elle étant opérée, l'assistance „de l'escadre Russe devenait superflue, et que sa „présence était désormais sans objet."

En conséquence, je dois inviter V. A., je ne dirai pas seulement ici, au nom de ses intérêts, mais au nom de son salut, à rappeler sans délai son armée dans les limites du territoire dont l'administration lui est confiée, et à rentrer dans ses relations naturelles avec la Sublime Porte, qui lui a confié, outre les Pachalics dont elle était précédemment investie, ainsi que son fils Ibrahim Pacha, ceux de St. Jean-d'Acre, de Jérusalem, de Tripoli de Syrie et de Naplouse.

La modération est devenue pour V. A. une

nécessité, et sa persistance dans les prétentions qu'Elle a émises, appellerait sur sa tête des conséquences dont j'espère que l'énormité l'effraiera.

La France tiendra l'engagement que j'ai pris: Elle en à la puissance, et je suis garant de sa volonté.

Il ne me reste plus qu'à faire des voeux que vous ne la réduisiez pas à la cruelle extrémité d'attaquer un pouvoir qui est en partie son ouvrage, et d'altérer une gloire dont je suis un administrateur.

C'est mon premier Aide-de-camp qui aura l'honneur de remettre ce paquet à V. A.; qu'Elle me permette de le recommander à sa bienveillance.

Je joins ici Copie de la lettre que j'écris en même tems à Votre fils Ibrahim Pacha.

Je profite de cette occasion, pour Vous, etc.

Le V. Amiral Roussin.

Beilage Nro. 5.

Lettre de l'Amiral Roussin à S. A. Ibrahim Pacha. Thérapia du 22 Février 1833.

Vous verrez par le contenu de la lettre ci-jointe, que j'ai adressé à S. A. le Vice-roi d'Egypte, votre illustre père, le récit des évènemens désastreux survenus à Constantinople, ainsi que l'exposé des conséquences inévitables qu'ils entraînent.

Sous peine de voir l'Empire Ottoman devenir la proie de la Russie, il a fallu qu'une nation puissante intervînt de tout son poids, pour écarter le prétexte d'une invasion qui bouleverserait l'Europe.

Cette nation puissante est la France, c'est la France appuyée de l'assentiment de l'Angleterre, la France que le Vice-roi d'Egypte trouve depuis si long-tems au premier rang de ses amis, et qui, dans cette circonstance, a le droit de compter sur sa déférence.

Je ne doute pas un moment, magnifique Seigneur, de la coopération franche et immédiate que vous prendrez à l'exécution de ce dessein. D'après l'engagement que je viens de prendre, au nom de mon gouvernement, la paix doit être considérée comme conclue entre l'Egypte et la Porte, aux conditions de l'investiture des quatre gouvernemens de St. Jean-d'Acre, Naplouse, Tripoli de Syrie et Jérusalem: aucune modification quelconque ne pouvant être faite à ces bases, toute discussion doit être écartée à ce sujet, et les hostilités doivent cesser immédiatement.

Je vous prie donc, magnifique Seigneur, non seulement de ne pas faire faire à votre armée un seul pas en avant, mais encore de la faire rétrograder de manière à se placer sur le territoire qui vient d'être concédé à l'Egypte.

Ce mouvement est indispensable pour signaler aux populations que la guerre dont elles ont trop souffert, est enfin terminée.

Mon Aide-de-Camp, porteur de cette lettre, a l'ordre de m'apporter, sans retard, votre réponse. J'ai l'honneur de prier V. A. de ne pas différer de la lui remettre.

Recevez, etc. etc.

Signé Baron Roussin.

Beilage Nro. 6.

Therapia February 23. 1833.

Sir.

The Sublime Porte having agreed to renounce the acceptance of the Naval and Military assistance which the Emperor of Russia has offered to this Government, and to request the immediate departure of the Russian Fleet now at anchor in the Bosphorus, upon condition that the French Ambassador will guarantee to the Sublime Porte that Mehemed Aly shall accept the peace upon the terms which the Sultan has proposed to him, namely, the possession of the four Pachaliks of Syria; and H. E. having entered into a formal engagement with the Porte to this effect, has requested

me to use my best endeavours to remove any difficulty, should Mehemed Ali make any; which H. E. and Jean hardly suppose that he will, to accept peace on the above mentioned terms.

You are, therefore, instructed to acquaint to H. H. the Pacha of Egypt, that I have no hesitation to recommend to H. H. the adoption of the counsel that Admiral Roussin gives him in the letters His Excellency addressed to His Highness by occasion, well knowing that he can do nothing more agreeable to His Majesty's Government, than to make his peace with his Sovereign, or more advantageous to himself than by accepting peace upon the terms proposed to him by the Sultan; for were it possible that any difficulty should arise on his side towards the fulfilment of his part of the engagement which the French Ambassador has entered into with the Porte, the Government of France would undoubtedly enforce the execution of it and I should regret to learn that the Pacha brought down upon himself a danger as certain as it would be destructive to His Highness and to his interests.

I have the honor to be etc.

J. H. Mandeville.

John Barker Esq.
H. M. Consul General in Egypt.

Beilage Nro. 7.

Lettre responsive de S. A. Mechmed Ali à S. E. Mr. l'Amiral Roussin, Ambassadeur de France. Alexandrie le 17 Schaurval 1248. 8. Mars 1833.

J'ai reçu la dépêche en date du 22 Février que vous m'avez expédiée par votre premier Aide-de-camp.

Cette dépêche porte que je n'ai d'autre territoire à prétendre que St. Jean-d'Acre, Jérusalem, Naplouse et Tripoli de Syrie, et que je dois retirer promptement mon armée; que, dans le cas contraire, je m'exposerais aux plus graves conséquences. Mr. l'Aide-de-camp, ainsi que vous l'en avez chargé, a ajouté verbalement que, si je persiste dans mes prétentions, les flottes française et anglaise concentrées viendront se montrer sur les côtes de l'Egypte.

De grâce, Mr. l'Ambassadeur, comment avez-vous pu me sacrifier ainsi?

J'ai en ma faveur la Nation entière. Il ne tient qu'à moi de soulever la Roumélie et l'Anatolie. Uni à ma nation, je pourrais beaucoup. Maître de tant de pays, — Vainqueur sur tous les points, quand j'ai entendu les organes de l'opinion publique me décerner toute la Syrie, j'ai ralenti la marche de mes troupes dans la vue

seule d'épargner l'effusion inutile du sang, et de consulter les dispositions de la politique Européenne. — Pour prix de la mesure et de la circonscription dont j'ai usé, après tant de sacrifices pour une nation qui m'avait appelé, qui s'était jointe à moi, et qui m'a fait remporter tant de victoires, venir aujourd'hui me faire abandonner le pays que j'occupe, exiger que je retire mon armée dans une petite province composée de quatre districts, que vous appelez quatre Pachaliks, n'est-ce pas là prononcer mon arrêt de mort politique?

Mais j'en suis certain, la France et l'Angleterre ne me refuseront pas justice. Leur honneur s'y oppose. — Si toutefois mon attente était malheureusement trompée, soumis alors à la volonté de Dieu, et préférant à la honte une mort honorable, je me dévouerai avec joie pour ma nation, heureux de lui consacrer jusqu'au dernier souffle de ma vie. J'y suis bien déterminé, et l'histoire offre plus d'un exemple d'une résolution semblable.

Quoi qu'il en soit, j'espère que V. E. reconnaîtra la justice de mes droits, et qu'Elle conseillera l'acceptation des dernières propositions que j'ai faites par l'entremise de S. Exc. Halil Pacha.

C'est dans cet espoir, Mr. l'Ambassadeur, que je vous écris cette lettre amicale, et la remets à Mr. votre Aide-de-camp pour vous la porter.

Beilage Nro. 8.

Lettre de l'Amiral Roussin à S. H. Méhémet-Ali, Vice-roi d'Egypte, 31 Mars 1833.

Hautesse et magnifique Seigneur!

J'ai reçu la lettre que V. A. m'a fait l'honneur de m'écrire, en réponse à la mienne du 24 Janvier.

C'est avec autant de chagrin que de surprise que je l'ai vue me soupçonner de préventions contre Elle; outre qu'il ne me conviendrait point d'obéir à un tel sentiment envers un Prince auquel le gouvernement que je représente accorde son estime, je ne suis pas si étranger aux évènemens contemporains pour méconnaître la gloire du Vice-roi d'Egypte, et lui refuser mon admiration.

Mais, Illustre et magnifique Seigneur, une amitié récente ne doit pas faire tort aux sentimens consacrés par le tems; la France, aujourd'hui amie sincère de l'Egypte, ne l'est pas moins aussi de l'Empire Ottoman, dont l'existence est

nécessaire au repos de l'Europe. L'Ambassadeur de France a donc le devoir de cultiver en même tems ces deux sympathies politiques, et de rendre à la Sublime Porte, comme au Vice-roi d'Egypte, tous les bons offices qui dépendent de lui.

C'est un devoir que j'ai voulu remplir.

Non seulement la France, mais l'Angleterre, dont la politique est la même, tout en applaudissant à l'heureux et brillant essor de l'Egypte, sentent la nécessité de préserver l'Empire Ottoman, soit de succomber dans les déchiremens d'une guerre intestine, soit de recourir à une intervention étrangère, qui attirerait à sa suite une guerre Européenne. Ce double danger menaçait la Turquie par l'effet des dernières victoires de votre armée; et c'est dans le but de l'éviter, que, dans l'intérêt de l'Egypte, comme dans celui de la Turquie, j'ai voulu conclure la paix.

En lui donnant pour base les conditions proposées par la Porte, il ne s'agissait pas tant de les imposer absolument et sans modification aucune, que de conserver au Grand-Seigneur une attitude honorable, nécessaire pour faciliter l'accommodement, et j'ai dû espérer que V. A. avait assez de preuves de la bienveillance de la France pour qu'Elle pût croire que l'Égypte ne serait

pas sacrifiée par l'Ambassadeur de cette Puissance.

Je regrette vivement de m'être trompé.

Votre refus a mis l'Empire Ottoman à deux doigts de sa perte. Forcée de céder des territoires essentiels à son existence, ou d'appeler à son secours une intervention ennemie, qui aurait entraîné une guerre funeste, j'ai conjuré Sa Hautesse de prendre le premier parti, comme celui qui est encore le moins dangereux pour Elle, et pour le repos de l'Europe.

J'espère qu'Elle l'adoptera. Un secrétaire de l'Ambassade de France part à l'instant pour le quartier-général Egyptien avec des concessions éminemment propres à conclure la paix. J'espère toutefois que les recommandations de la France ne seront pas repoussées, en ce qu'elles pourront avoir de restrictif pour des exigences qui, en dépouillant l'Empire de toute puissance, éprouveraient de la part des Puissances influentes de l'Europe une opposition insurmontable.

V. A. apprendra bientôt que, dans cette occasion, comme dans tout le passé, l'intervention de la France a encore été plus favorable à l'Egypte que celle d'aucune autre Puissance. Et j'ose donc penser, magnifique Seigneur, que Vous regretterez le m'avoir attribué des préventions qui ne sont

moins indignes de moi qu'incapables de Vous atteindre.

Je prie V. A. d'agréer l'hommage de ma haute considération.

(Signé.) Le Vice-Amiral Pair de France, Ambassadeur près la Sublime Porte

Baron Roussin.

Beilage Nro. 9.

Mündlicher Vortrag des Königl. grossbritannischen Agenten, Obersten Campbell, an den Vicekönig in der Audienz vom 27. März 1833.

The last accounts received from H. M. Embassy at Constantinople dated January announce that the victory gained by Ibrahim Pacha, near Koniah, had induced the Porte to dispatch Halil Pacha to Alexandria to endeavour to effect an amicle arrangement of the matters in dispute, between Y. H. and the Sultan, and as Y. H. had previously intimated a disposition to treat with any person whom the Sultan might send to Alexandria for that purpose, a negociation is already on foot, and hostilities, have been suspended.

Although H. M. Government did not determine to send out to the Sultan the Naval force

which he had applied for, through Mr. Mavrogeni and Namik Pacha; yet it was not because they viewed with indifference the events which were passing in the East.

H. M. Government attach great importance to the maintenance of the integrity of the Ottoman Empire, considering that state to be a material element in the general balance of power in Europe, and they are of opinion, that any considerable encroachment upon the Asiatic Territories of the Sultan and any consequent defalcation from the resources which he might bring to bear, for the defence of his European Dominions, must operate in a corresponding degree upon his relative position with respect to neighbouring Powers, and must thereby, have injurious bearings upon the general interests of Europe. —

H. M. Government therefore deem it a matter of importance to prevent not only dissolution, but even a partial dismemberment of the Turkish Empire.

Moreover the relations which have long subsisted between Great Britain and Turkey have been those of friendship and Alliance.

For all these considerations, H. M. Government is desirous of offerding to the Sultan, in his negociations with Y. H. the assistance of its influence

and good offices, and I have been sent to Alexandria in order to state this disposition, both to Y. H. as to the Turkish Negociator.

If the negociations should at any time appear likely to be broken off, and if Y. H. should threaten to renew hostilities against the Sultan, G. B. could not see with indifference the dissolution or dismemberment of the Turkish Empire.

And H. M. Government also has written to their Minister at Constantinople under date 5. December 1832, that they will lose no time in conveying to Y. H. the expression of their regret that you should have forgot what was due to the Sovereign from whom you hold your delegated authority, and their hope that Y. H. may still be able to make peace by direct communication with the Sultan.

Beilage Nro. 10.

Mündlicher Vortrag des k. österreichischen Kommissairs, Oberstlieutenant Prokesch d'Osten an den Vicekönig in der Audienz vom 5. April 1833.

La déclaration que je suis chargé de faire à V. A. a tout l'avantage de la précision. L'Autriche ne transigera jamais avec les principes vitaux de

l'existence des Etats; elle n'aura pour la révolte victorieuse pas d'autre dénomination que pour la révolte vaincue; elle est d'ailleurs trop forte et trop loyale pour ne pas énoncer sans ambiguïté à la face de qui que ce soit sa façon de penser à cet égard. L'Autriche est l'amie de la Porte; elle n'en veut par conséquent ni le démembrement, ni tel arrangement qui équivaudrait à ce funeste résultat. L'Autriche prend, de l'autre côté, le plus vif intérêt à la prospérité de l'Égypte avec laquelle elle exerce un commerce actif; elle souhaite toute sorte de biens à V. A. dont elle apprécie les qualités éminentes; elle ne désire donc non plus que, par suite de persévérance dans une position fausse vis-à-vis du Sultan, l'Égypte et son Chef soient compromis par les graves complications qui en seraient la conséquence inévitable. L'Autriche, qui ne veut rien pour elle, et dont toute l'ambition est dans le respect le plus rigoureux pour le droit de quiconque et dans la conservation de la paix, porte la parole de la modération à Constantinople comme elle la porte ici, parce qu'elle sait que ce n'est qu'avec de la modération que le funeste conflit entre Mechmed Ali et son Souverain légitime puisse se terminer d'une manière convenable. En parlant ainsi, elle ne peut pas avoir d'arrière-pensée, car son langage

est celui de la paix; elle mérite toute la confiance de V. A., car ses intérêts vont d'accord avec la prospérité de l'Egypte. Elle est au centre de l'Europe, elle connait la pensée de l'Europe, elle sait par conséquent qu'il n'y a que les ennemis de V. A. qui pourraient La conseiller de ne pas aller au-devant de l'arrangement le plus prompt à des conditions qui s'accordent avec la dignité du Chef de l'Empire. — L'Autriche ne veut pas faire de la *médiation*; l'exemple de la médiation grecque est trop frais pour ne pas servir de leçon à qui respecte les intérêts de l'Orient; d'ailleurs V. A. n'a pas besoin de protection étrangère dans une question entre lui et son Souverain. Envoyé par ma Cour pour faire cette déclaration pure et simple, je ne doute nullement que V. A. n'y reconnaisse pas une preuve éclatante du véritable intérêt que l'Autriche accorde à l'Egypte. Je prie V. A., en conséquence, de vouloir me faire connaitre les conditions que sa modération et son respect pour son Souverain lui dictent pour venir le plus tôt possible à cet arrangement nécessaire à l'Empire Ottoman et au bien-être de V. A. J'ajoute finalement que le langage de l'Autriche est celui de toutes les grandes puissances de l'Europe.

Beilage Nro 11.

Dépêche du Duc de Broglie à Mr. Mimaut du 19 Mars 1833.

J'avais depuis peu de jours entre les mains les dépêches que Vous m'avez fait l'honneur de m'écrire jusqu'à la date du 13 Février, lorsque des nouvelles de Mr. l'Amiral Roussin, datées de Constantinople le 24, me sont parvenues. Instruit par la correspondance de cet Ambassadeur, qu'à la même époque il envoyait à Alexandrie un de ses aides-de-camp porteur de communications dont il m'a transmis Copie, je crois superflu de retracer ici ce qu'infailliblement vous savez déjà.

Vous aurez aisément pressenti, Monsieur, la profonde et pénible impression que l'évènement si grave de l'arrivée d'une escadre Russe dans le Bosphore ne pouvait manquer de produire en France. Aussi long-tems que les opérations d'Ibrahim et l'éloignement du théâtre où elles avaient lieu, laissant Constantinople et le trône du Sultan Mahmoud à l'abri de tout danger réel, paraissaient ne devoir faire de la lutte engagée entre la Porte et le Pacha d'Égypte qu'une question purement musulmane, nous nous sommes bornés à conseiller à Méhémet-Ali la prudence et la modération dans la victoire.

Mais Ibrahim franchissant le Taurus, pénétrant au coeur de l'Asie mineure, y excitant ou y encourageant la révolte, et proclamant bien plus tôt qu'il ne laissait à deviner son dessein d'opérer à Constantinople une révolution, devait attirer l'attention de tous les cabinets de l'Europe, particulièrement la nôtre, et les placer dans la nécessité de sortir d'un rôle presque passif qui ne pouvait plus se concilier avec les plus graves intérêts de la politique Européene. Ce fut alors, Monsieur, que je Vous adressai ma dépêche du 15 Janvier. Je conçois qu'à l'époque et dans les circonstances où vous l'avez reçue, vous ayez jugé moins opportun ou moins urgent de la communiquer *in extenso* à Méhémet-Ali. Vous pouviez croire, en effet, (nous l'avions nous-mêmes espéré d'abord) que, sur le premier avis de l'accueil fait à Halil pacha par le Vice-roi d'Egypte et sur la nouvelle qu'Ibrahim avait l'ordre positif de s'arrêter à Koniah, la Porte s'empresserait de révoquer sa demande de secours à la Russie. Mais nous comprenons aussi parfaitement qu'Ibrahim pacha se trouvant non plus à Koniah, mais à Kutayah, y appelant tout ce qu'il avait de forces en arrière, les étendant en avant de cette ville, et continuant à favoriser, tant par ses actes que par son langage, l'esprit d'insubordination et de

mécontentement des populations de l'Asie contre la Porte, nous comprenons, dis-je, que dans une situation pareille, le Sultan n'ait accueilli qu'avec une certaine défiance les assurances qui lui parvenaient d'Alexandrie. Aussi, Monsieur, jugeons nous que, quand bien même Mr. l'Amiral Roussin, arrivant à Constantinople, ne se fût pas trouvé inopinément en présence des complications qui naissaient de l'apparition de la flotte Russe dans le Bosphore, son devoir eût encore été de faire ce qu'il a fait, c'est-à-dire de demander avant tout et de la manière la plus formelle à Méhémet-Ali pacha et à son fils d'évacuer immédiatement l'Asie mineure et de ramener en Syrie l'armée Egyptienne. C'est ne vous laisser aucun doute, Monsieur, ni sur l'entière approbation que nous donnons à sa demande, ni sur notre ferme intention d'en poursuivre, au besoin, l'objet à l'aide de mesures énergiques, dont l'efficacité ne saurait être bien long-tems incertaine. Je crois inutile d'observer avec quel regret nous nous verrions forcés de recourir à ces mesures; nous désirons vivement que Méhémet-Ali, convaincu que les motifs les plus impérieux pouvaient seuls nous déterminer à prendre envers lui une attitude exigeante et sévère, ait cédé aux instances et aux avis de notre Ambassadeur, nous espérons: si

notre attente devait être trompée, si lorsque cette dépêche vous parviendra, le Vice-roi n'avait point encore transmis et refusait de transmettre à Ibrahim l'ordre de rentrer en Syrie avec son armée, si enfin les prétentions exagérées de Méhémet-Ali faisaient obstacle au prompt rétablissement de la tranquillité dans l'Empire Ottoman, il ne nous resterait plus qu'à prouver contre lui à la Porte que la confiance qu'elle a mise en nous n'a point été vaine: cette preuve ne lui manquerait pas.

Dans ce qui précède, j'ai particulièrement insisté, Monsieur, sur l'évacuation immédiate de l'Asie mineure par l'armée Egyptienne. J'ai dit que nous demandions, que nous exigions avant tout qu'elle entrât en Syrie. Il n'y a point en effet de sécurité, ni de liberté réelle pour la Porte, il n'y a pas de garantie pour les intérêts de la politique Européenne, tant que cette armée n'a point repassé le Taurus, tant qu'Ibrahim peut, en quelques jours de marche, se porter sur Constantinople, tant que sa présence, son attitude et ses actes entretiennent, au coeur même de l'Empire, une agitation destructive de l'autorité du Sultan. Mr. l'Amiral Roussin, dans la lettre au Vice-roi, l'invite en outre, avec une ferme insistance, à accepter sans prétendre à plus, ce que

la Porte lui concède, c'est-à-dire les gouvernemens d'Acre, de Tripoli, de Naplouse et de Jérusalem. Vous n'aurez point hésité, Monsieur, à suivre à cet égard les directions que vous a tracées l'Ambassadeur. Je crois inutile d'ajouter qu'elles ont obtenu ici l'approbation de Sa Majesté. Nous eussions désiré, sans doute, ne point avoir à imposer des conditions à Méhémet-Ali. S'il nous eût été possible de ne consulter que notre vieille affection pour ce Visir, nous n'aurions accepté d'autre rôle que celui d'une médiation toute bienveillante et amicale; mais à moins que la sagesse et le discernement du Vice-roi ne l'aient abandonné, il sentira qu'à lui seul il doit imputer le changement survenu dans sa situation vis-à-vis de nous et du reste de l'Europe; il reconnaîtra l'énorme faute qu'il a commise en permettant à Ibrahim de franchir le Taurus, d'agir en vue de renverser le Sultan et d'opérer à Constantinople une révolution, et désormais plus docile aux conseils d'une amitié désintéressée, il nous épargnera la nécessité de prendre ouvertement parti contre lui. Tel est, j'éprouve le besoin de le répéter, l'espoir que nous conservons encore, et qu'il nous en coûterait beaucoup de voir déçu.

Je ne terminerai pas, Monsieur, la présente

dépêche, que je Vous autorise d'ailleurs à placer sous les yeux de Méhémet-Ali pacha, sans Vous faire connaître que de fortes divisions navales sont prêtes à mettre à la voile, l'une de Toulon et l'autre de Brest, pour aller rallier en Levant Mr. l'Amiral Hugon. Elles vont recevoir l'ordre d'appareiller.

Agréez, etc. etc.

(Signé.) *Broglie.*

Beilage No. 12.

Auszug aus dem kaiserlichen Tewdschihat vom 24. Zilkadeh 1248. (13. April 1833).

Ibrahim Pacha, confirmé gouverneur de l'Abyssinie, commandant du sandjak de Djedda, et chargé de la surveillance générale de la Mecque.

Méhémet-Ali pacha, gouverneur de l'Égypte, nommé au gouvernement de Damas et aux fonctions de mirlihadji.

Méhémet-Ali pacha, confirmé gouverneur de l'Egypte, et nommé au gouvernement d'Alep.

Méhémet-Ali pacha, nommé au gouvernement de Safed, Seid et Beyrouth, et au gouvernement de Tripoli de Syrie.

Méhémet-Ali pacha, confirmé au gouverne-

ment de l'île de Crète et au commandement de la place de Candie.

Méhémet-Ali pacha, nommé commandant des sandjaks de Jérusalem et de Nablous.

Méhémet-Ali pacha, confirmé au commandement des sandjaks de la Canée et de Rétimo, et des places de ce nom.

Beilage N^ro. 13.

Lettre de l'Amiral Roussin à S. A. Ibrahim Pacha, général en Chef de l'armée Egyptienne, 27 Avril 1833.

Illustre et magnifique Seigneur!

J'ai reçu la lettre que Vous m'avez fait l'honneur de m'adresser en réponse à la mienne du 13 de ce mois.

J'y ai vu avec une très-affligeante surprise que V. A. prétendait encore mettre au nombre des immenses concessions obtenues de la Sublime Porte, la possession du territoire d'*Adana*.

V. A. sait bien que Mr. le Baron Varennes, que j'ai eu l'honneur de lui envoyer au commencement de ce mois, a été spécialement chargé de lui dire que ce territoire, essentiel à la sûreté de l'Empire Ottoman, ne peut en être détaché; et que

la France se bornait à garantir au Vice-Roi, Votre illustre père, la cession de la *Syrie tout entière* et *l'Amnistie de Sa Hauteese* couvrit toutes les personnes qui ont adhéré à l'affaire d'Égypte; ces conditions obtenues par la France ne peuvent plus être augmentées, et Adana en est spécialement exclu.

C'est aujourd'hui, comme je m'en suis assuré, une volonté partagée par toutes les légations ici présentes, et j'en ai la preuve, en ajoutant même que, de toutes les légations, celle de France vous est sans contredit la plus favorable.

De plus V. A. elle-même a reconnu dans la lettre qu'elle m'écrit, qu'Adana n'a pas pu lui être promis par Mr. Varennes, puisqu'elle avoue qu'il fut écrit sur cette question à la Porte par l'Ametchi. C'est en effet ce qui a été fait, et la Porte a persisté dans son refus.

Mais elle n'y persisterait pas, que j'ai l'honneur de Vous déclarer de nouveau que la volonté de l'Europe entière est que Adana ne soit point détaché de l'Empire Ottoman.

Après cette déclaration, après les efforts nombreux que j'ai faits au nom de mon gouvernement, pour conclure un arrangement d'un intérêt général, en le rendant le plus profitable qu'il m'a été possible de le faire pour l'Egypte, je n'ai plus qu'un

avis à ajouter, et je le donne à V. A. avec regret, mais avec la ferme conviction qu'il doit être écouté.

J'ai reçu de Mr. l'Amiral français commandant dans le Levant l'annonce qu'il est à Smyrne avec déjà deux vaisseaux de ligne et de frégates; que le 30 de ce mois il aura quatre vaisseaux, et que dans les dix premiers jours de Mai son escadre sera composée de six vaisseaux et de six grandes frégates.

Je ne puis dissimuler à V. A. que ces forces ont spécialement pour objet de terminer l'affaire de Constantinople, qui est devenue celle de l'Europe, et que la France est décidée à la finir aux conditions dont j'ai rendu Mr. le Bon de Varennes porteur auprès de V. A.

Je supplie donc V. A. de me répondre dans le plus bref délai, et je la conjure encore, par tous ses intérêts et ceux de son pays, de souscrire aux larges conditions que j'ai contribué plus que qui que ce soit, à lui faire obtenir, afin que les anciennes relations de bienveillance entre la France et l'Egypte puissent reprendre leur cours; elles dépendent de la réponse que j'attends de V. A.

Agréez, etc. etc.

(Signé.) *Baron Roussin.*

Beilage Nro. 14.

Discours prononcé par Mr. le Baron Boislecomte, ministre plénipotentiaire, envoyé en mission en Egypte, à Son Altesse Méhémet-Ali Pacha, Vice-Roi d'Egypte, dans l'audience du 1 Mai 1833.

Très-excellent et magnifique Seigneur!

L'Empereur des Français, appréciant la gravité des circonstances dans lesquelles l'Orient se trouvait engagé, a jugé que le moment était venu de Vous donner un témoignage éclatant et public du haut intérêt qu'il porte à Votre Altesse. C'est dans cette vue qu'il m'a envoyé vers Vous.

Il y a à peine vingt jours que j'ai reçu de sa bouche l'ordre de me rendre auprès de Votre Altesse, de lui renouveler l'assurance la plus positive de sa haute et royale bienveillance, et de rechercher avec elle les moyens de prévenir des complications dont la perspective préoccupait alors tous les esprits.

Je trouve, à mon arrivée, ces complications écartées, les inquiétudes dissipées, la paix revenue, l'union et la concorde rétablies. Le grand Seigneur a étendu sur de nouvelles et vastes provinces, l'autorité de Votre Altesse, cette autorité qui a ranimé et vivifié l'Egypte, qui y a fait re-

naître l'ordre public et la sécurité des habitans, qui a créé les merveilles dont le développement imposant a frappé mes premiers regards, en débarquant sur cette terre. Le Sultan a donné un développement et une extension plus grande encore aux témoignages de sa confiance envers vous; il s'est acquis ainsi de nouveaux titres à votre dévouement, de sorte qu'en augmentant vos forces, il se trouvera avoir accru sa propre puissance, augmenté les ressources, les richesses et les moyens d'action de l'empire Ottoman.

La paix telle qu'elle a été conclue aura donc à la fois pour effet d'étendre l'autorité de Votre Altesse, et de raffermir et fortifier l'empire Ottoman.

Ce double résultat, que l'empereur des Français aime a ne pas séparer dans sa pensée, répondra à tous ses voeux; il aura rempli complètement l'objet de ma mission.

J'étais parti, dans des circonstances difficiles, pour donner à Votre Altesse un témoignage de l'intérêt et de l'amitié de l'empereur. Je m'estime heureux de le lui apporter dans des circonstances brillantes et prospères, et de n'avoir, au lieu de conseils et d'appui, que des félicitations à lui présenter.

L'empereur sera informé sous peu de jours, par les soins du digne organe qu'il a auprès de

Votre Altesse, de la conclusion de la paix. Je me rends un fidèle interprète de ses sentimens, en Vous exprimant ici la vive satisfaction qu'il en éprouvera. Je compléterai cette satisfaction si je puis lui annoncer, très-excellent et magnifique Seigneur, que Vous avez donné des ordres pour que Votre fils victorieux fasse rentrer dans les limites du nouveau gouvernement qui Vous est confié, les troupes qu'il a guidées au combat avec tant d'éclat, et que les difficultés de détail qui accompagnent d'ordinaire ces sortes de transactions, ne retarderont pas une évacuation que l'Europe entière presse de ses voeux, parce qu'elle y voit le gage complet et définitif du rétablissement de la paix.

Toutes choses étant alors rétablies dans l'ordre où elles doivent rester, les derniers vestiges des inquiétudes passées disparaîtront, et il ne nous restera plus qu'à former des voeux pour que la Providence continue à accompagner de sa protection une vie qu'elle a rendue utile à l'humanité, et dont la France a suivi, avec une constante sympathie, les vicissitudes et le développement graduel et glorieux.

Beilage Nro. 15.

Note adressée par S. A. Mechmed Ali à Mr. Campbel, Agent-Consul-Général, et à Mr. le Chev. Prokesch d'Osten, Commissaire de S. M. I. R. A. etc. etc.

Alexandrie, 14 Mai 1833.

Son Altesse le Vice-Roi, mon Maître, ayant réfléchi mûrement sur la demande que Vous lui avez adressée à différentes reprises relativement à la question d'Adana, m'a ordonné de Vous faire la communication suivante, qui renferme toute sa pensée, et sera une manifestation éclatante de ses sentimens pacifiques et de ses égards pour la Puissance que vous représentez. J'ai l'honneur de Vous la transmettre en propres termes, en me faisant l'organe fidèle de son langage.

„Vous m'avez demandé, Mr., à plusieurs reprises l'évacuation immédiate et inconditionnée du district d'Adana. Je vous ai exposé les raisons qui m'empêchaient d'adhérer à cette demande. Vous les aurez pesées, sans doute; cependant, vous avez renouvelé avec force et instance votre démarche auprès de moi; je dois à Vous et à moi la franche

et loyale exposition de toute ma pensée sur cet objet important."

„Jamais n'a été ébranlée en moi la confiance dans l'équité et la justice de la haute Puissance que Vous représentez, ni dans les lumières et la perspicacité du Ministre dont Vous portez la parole. La ruine d'un Vassal qui ne vise qu'à la gloire et à la conservation de l'Empire, qui depuis de longues années ne travaille que dans l'intérêt de la civilisation, ne saurait entrer dans les vues de votre puissant gouvernement; telle a été, telle est encore mon espérance. Si elle devait s'évanouir, si mes loyales explications ne trouvaient pas l'accueil qu'elles méritent à si juste titre, et que la bienveillance des hautes puissances se retirait de moi, je n'en accuserais que ma mauvaise étoile ou les calomnies des malveillans qui auraient eu la fortune de trouver ouvertes les portes où mes paroles et mes actions frappaient en vain."

„La lutte qui, malheureusement, a eu lieu entre la Sublime Porte et moi, n'a pas pris son origine dans une ambition désordonnée de ma part, ou dans des vues criminelles d'un partage de l'Empire; elle a été pour moi une pénible nécessité, un acte de défense. Ayant eu des preuves irrécusables en main qu'on allait fondre sur moi dans un an, je me suis trouvé entre deux abîmes; j'ai

préféré y descendre que d'y être précipité; je suis allé au-devant du péril, parce que je ne pouvais l'éviter. La guerre éclata; nous nous livrâmes de sanglantes batailles, et la victoire se mit de mon côté. Mon langage avant, au milieu et après la guerre fut toujours celui de la paix. Je n'en ai point d'autre aujourd'hui, et tous mes voeux pour l'avenir ne sont que pour la paix."

„Ce sont ces sentimens, c'est la parfaite connaissance de ma situation, et le désir ardent de voir assuré l'état de la paix, qui me font considérer Adana, comme un point très-important à moi. Tant que la Porte persiste à ne pas m'en accorder l'investiture, elle découvre l'arrière-pensée de m'attaquer de nouveau à la première occasion favorable; par cela qu'elle me refuse la barrière naturelle du Mont Taurus, elle se ménage une position offensive contre moi; elle m'oblige de rester armé pour être toujours prêt à défendre ma famille et moi-même; enfin elle prouve de ne pas vouloir la paix solide, qui est la seule que je désire, la seule qui convient à l'Empire et qui s'accorde avec les vues magnanimes et les intérêts bien calculés des hautes Puissances de l'Europe."

„Ces considérations, que j'ai eu l'honneur de Vous détailler plusieurs fois, Monsieur, m'ont

porté à offrir à la S. P. pour le district tout désert d'Adana une augmentation du tribut ordinaire. J'ai eu l'honneur de Vous en faire part dans le temps. Je crois que la S. P. ne refusera pas cette offre, si elle peut en agir d'après sa volonté spontanée. Mais si les puissances arrêtent cette volonté; si en effet elles jugent qu'il ne convient pas de m'accorder ce district; alors, sans doute, je suis forcé d'y renoncer; mais comment garantir en ce cas la stabilité de la paix? comment empêcher que les vexations réciproques des habitans d'une frontière incomplète, les intrigues des subalternes ou le désir de vengeance du côté de la Porte ne renouvellent pas la lutte, n'inondent pas de nouveau de flots de sang les plaines d'Asie, et reproduisent des embarras que la sagesse des Cabinets cherche aujourd'hui à dissiper?"

„Je vous ai fait, Monsieur, plusieurs fois cette question, et je vous ai demandé en grace que les Puissances, en cas que je sois obligé de céder Adana, prennent sur elles de garantir la paix, afin que tout démêlé avec la Porte devienne à jamais impossible. Vous êtes revenu, pour réponse, à la demande de renoncer à Adana. Cependant vos sentimens élevés et les principes généreux de votre gouvernement me persuadent que

vous prendrez la défense de l'opprimé, et que vous ne vous lasserez pas à travailler à cette paix bonne et durable, que nous désirons tous d'une égale ardeur; l'histoire de nos jours est riche en exemples des soins magnanimes des hautes puissances pour empêcher l'effusion du sang, parer les contagions qui se répandent par la guerre, et servir l'humanité et la civilisation. Elles ont comblé de bienveillance les Grecs et les Belges, qui se sont révoltés pour se soustraire de la domination de leurs Souverains légitimes, m'abandonneront-elles, moi, qui n'ai pas pris les armes dans cette intention criminelle, mais qui ai respecté son légitime Souverain, qui ne désire que pouvoir le servir en fidèle vassal, et qui ne cherche que l'ordre et la paix? Qu'on me garantisse cette paix; voilà toute ma demande."

„Moi, de mon côté, je suis prêt à toute heure à promettre en face du monde que je ne chercherai jamais querelle au Sultan, pourvu qu'il ne m'en cherche pas non plus, mais que je vivrai en paix et en soumission. Cette garantie réciproque est de la dernière importance pour l'Europe. Sans elle, avant que trois ans s'écoulent, la guerre aura éclaté de nouveau; si même le sort des armes me favorise, il faudrait toujours marcher dans des torrens de sang, et l'Empire

serait ébranlé jusque dans ses derniers fondemens. Je prie Dieu et sollicite les puissances de m'épargner cet horrible triomphe. En assurant la paix, elles sauveront l'Orient; en ne l'assurant pas, elles le perdront. Mon langage est celui d'un homme franc et loyal qui montre le péril et le remède, et qui a la plus haute confiance dans la sagesse et dans la justice des puissances. Si je n'étais qu'un ambitieux, je demanderais la guerre et non pas la paix."

„En sollicitant et en offrant ainsi des garanties de paix pour l'avenir, mes actions marchent à l'appui de mes paroles. Vous savez, Monsieur, que sur la demande que vous m'avez faite au nom de votre gouvernement, j'ai envoyé Sélim-Bey au camp de Kutayah, pour porter l'ordre à mon fils de repasser le Mont Taurus, et se retirer à Adana. Je sais ce que cette mesure me coûte; je ne m'aveugle pas sur l'immense sacrifice que je fais; mais c'est un gage de mes intentions; — l'Europe m'en saura gré."

Ayant terminé la communication dont S. A. mon Maître m'a chargé, j'aime à croire, Monsieur, qu'elle rencontrera l'approbation formelle de Votre gouvernement.

S. A. ne s'obstine nullement sur l'investiture d'Adana; mais elle réclame de la justice et de la

sagesse des hautes puissances ce qu'Elle offre Elle-même, une garantie pour la paix.

J'ai l'honneur d'être,

Monsieur,

Votre très-humble et très-obéissant Serviteur

(Signé.) *Boghos Youssouff.*

Beilage Nro. 16.

Lettre de l'Amiral Roussin à S. A. Méhémet-Ali Pacha, Vice-Roi d'Egypte et de Syrie, etc. etc., 8 Mai 1833.

Illustre, Magnifique et Magnanime Seigneur!

J'éprouve de la satisfaction à être un des premiers à Vous annonser l'heureuse conclusion de la paix entre le Grand-Seigneur et Votre Altesse, à des conditions aussi avantageuses qu'honorables pour l'Egypte.

Déjà elle avait appris que tous les Pachaliks de Syrie lui avaient été concédés par suite de la mission que j'ai donnée à Mr. le Bon Varennes près de Votre illustre fils. Le point d'*Aduna* restait en contestation, et je ne dissimulerai pas que l'abandon de cette position par l'empire Ottoman a éprouvé beaucoup de résistance; la mu-

nificence du Grand-Seigneur l'a fait disparaître, et *Adana* est un don de sa bonté.

La paix, tant souhaitée des amis de l'Empire Ottoman, est donc conclue au regret de leurs ennemis, qui voulaient profiter de la guerre pour satisfaire leur ambition.

Votre Altesse sera assez juste pour reconnaître de quel côté la France s'est constamment rangée; attentive aux évènemens de l'Orient, elle a senti que la fin immédiate d'une guerre entre les Musulmans, était la condition de leur salut. Elle l'a voulue, cette paix, avec chaleur et sincérité. Tel a été le but de mes démarches au 23 février, en proposant des bases que les circonstances rendaient convenables alors, et que Votre Altesse aurait pu adopter en principe, bien sûr que la France n'aurait pas refusé de chercher à les améliorer.

Votre adhésion à cette époque aurait prévenu la gravité des évènemens actuels: fasse le ciel que le danger dont ils menacent se dissipe!

Malgré le juste mécontentement éprouvé par la France, elle n'a pas laissé que de suivre les vues éclairées et généreuses qui la dirigent.

Ce qui se passe dans le Bosphore l'a convaincue de la nécessité de fortifier davantage l'Egypte. Elle lui a obtenu la Syrie entière, et peut dire

qu'en cela elle a fait pour Votre Altesse plus qu'aucune autre puissance.

Tel a été le fruit de trois mois d'efforts non interrompus, dont le résultat fera connaître si l'intérêt de la France a manqué à Votre Altesse, et si les préventions défavorables attribuées à son ambassadeur ont été justifiées. Vous n'avez pas pu le croire, Magnifique Seigneur; mais je suis heureux de pouvoir Vous prouver qu'elles n'avaient rien de fondé, et que, dans tout ce qui s'est passé, les intérêts généraux seuls ont réglé ma conduite.

Je prie Votre Altesse, de vouloir bien agréer l'hommage de ma très-haute considération.

Le V. Amiral, Pair de France, Ambassadeur à Constantinople

(Signé.) *Baron Roussin.*

Beilage Nro. 17.

Déclaration de la Sublime Porte en date du 24 Mai 1833. (Moniteur Ottoman, 25 Mai 1833.)

A l'époque où Méhémet-Ali pacha, gouverneur de l'Egypte, obtint son pardon de la clémence de Sa Hautesse, Halil Rifat pacha, direc-

teur-général de l'artillerie, accompagné de Mustafa Reschid-bey, amedji du divan, fut chargé de porter à Alexandrie la nouvelle de l'amnistie, et de convenir des bases pour le rétablissement de la tranquillité dans l'Empire. Peu après l'arrivée de ces deux envoyés en Egypte, les négociations exigèrent le retour de Reschid-bey à Constantinople, d'où il fut expédié en mission à Kutayah. Là fut ouverte une conférence avec Ibrahim, pour la discussion de quelques points d'une importance secondaire. Sur le rapport adressé au Gouvernement par l'admedji du résultat de sa mission à Kutayah, fut dressée la liste de nomination aux divers pachaliks de l'Empire, que nous avons publiée dans notre avant-dernière feuille.

Reschid-bey, à son retour de Kutayah, était chargé de la part d'Ibrahim pacha d'offrir à S. H. l'hommage de sa soumission et de son dévouement comme à son légitime souverain, calife du Prophète, et de déposer aux pieds du trône les instances d'Ibrahim pacha pour que le gouvernement d'Adana avec droit de perception pour compte de la Sublime Porte lui fût conféré, comme un honneur particulier à lui et un témoignage de la bienveillance personnelle de S. H. Le Sultan, convaincu que le bienfait honore d'autant plus qu'il se joint à l'oubli de l'offense, décidé à fonder

surtout sur la confiance le retour de la paix dans ses états, vient d'investir Ibrahim pacha du Gouvernement d'Adana.

Le pardon et la clémence du souverain devant s'étendre à tous les faits, sans exception de la guerre qui vient de finir, S. H. a ordonné que des firmans d'amnistie fussent proclamés dans toute l'étendue de la Natolie. Méhémet-Emir-Seid-effendi, l'un des ministres de l'Empire, directeur-général des matériaux militaires, a été chargé de cette mission et envoyé à Kutayah. Jusqu'à son retour ses fonctions seront remplies par Hadji Saib effendi, directeur de l'Administration de l'artillerie. Quant à l'amedji effendi, il a repris ses travaux au ministère qui lui est confié.

Avant le départ d'Emin effendi, de Constantinople, l'objet de sa mission dans la Natolie a été annoncé à Ibrahim pacha, qui, dans ses dernières dépêches, témoigne en termes les plus vifs sa reconnaissance pour les témoignages de la bonté Impériale, qui vient de se manifester d'une manière si éclatante non seulement envers lui, mais envers tous les habitans de la Natolie. Ibrahim pacha fait connaître en même tems qu'il a déjà commencé son mouvement de retraite et fait partir un régiment, que dans un intervalle de cinq à dix jours il fera mettre en marche toutes

les troupes par détachemens, et que lui-même les suivra. A la première dépêche écrite de Kutayah par Emin effendi, pour informer le gouvernement de son arrivée dans cette ville, Ibrahim pacha avait joint une adresse directe à S. H. dans laquelle il renouvelle l'hommage de son obéissance, de sa profonde gratitude et de son dévouement.

Les affaires de l'Egypte étant ainsi complètement terminées, il n'existe plus aucun motif à la prolongation du séjour de Halil-Rifat pacha en Egypte; il lui a été ordonné de retourner sans délai à Constantinople pour y reprendre la haute direction dont il est chargé.

Quant à l'arrangement pour les fixations territoriales, les fermes et revenus du trésor, et généralement tout ce qui concerne la partie financière dans les provinces confiées précédemment et en dernier lieu à Méhémet-Ali pacha et à son fils, l'un des ministres de l'Empire, Elhatz-Edem effendi, ex-defterdar de l'armée, a été nommé commissaire spécial à l'effet de le conclure.

Beilage No. 18.

Amneſtie-Befehl an die Weſſire, Mirimirans, Mollas, Cadis, Naibs, Muſſelims, Woiwoden, Ayans, Notabeln und andere öffentliche Beamte der verſchiedenen Theile von Natolien.

Die Verſicherungen der Treue und der Hingebung, welche mir neuerlich der Gouverneur von Aegypten, Mechmed Ali Paſcha, und ſein Sohn Ibrahim gegeben, wurden von mir gebilligt und ich habe ihnen meine kaiſerliche Gnade zugeſtanden. Die Gouvernements von Creta und Aegypten wurden dem Mechmed Ali beſtätigt. In Bezug auf ſeine ſpezielle Forderung habe ich ihm die Departements von Damaskus, Tripoli von Syrien, Seyde, Safed, Aleppo, die Diſtrikte von Jeruſalem und Naplus, mit dem Geleite der Pilger und dem Kommando von Dſchedda bewilligt; ich habe außerdem ſeiner an mich geſtellten Forderung des Departements von Adana, das durch den Pachtplatz unter dem Titel Mohaſſil regiert wird, beigepflichtet. Nach dem Geſetze der Billigkeit, Menſchlichkeit und Gnade, womit mich Gott begabt hat, befehle ich denen, die dazu berechtiget ſind, in den verſchiedenen Theilen von Natolien niemals die Einwohner und die Notabeln wegen des Vergangenen zu unterſuchen, und die früheren Ereigniſſe zu vergeſſen. Ihr eurerſeits werdet meine großmüthigen Verfügungen gegen alle diejenigen, die unter eure Autorität

geſtellt ſind, verkündigen, ihr werdet euch bemühen, die Gemüther in dieſer Beziehung zu beruhigen und dahin arbeiten, Gebete für meine erlauchte Perſon von Seite des Volks, das ein Unterpfand Gottes in meinen Händen iſt, zu erhalten. Um euch davon zu unterrichten, iſt gegenwärtiger Ferman, meinem Hatti-ſcherif gemäß, erſchienen. Ihr werdet ſonach Jedem, den es angeht, meinen ſouveränen Willen bekannt machen; ihr werdet die Einwohner beruhigen und von ihnen Gebete für mich erhalten. Richtet euch ſorgfältig darnach und geſtattet nicht, daß irgend Jemand, meinen höchſten Abſichten zuwider, beläſtiget werde.

Beilage Nro. 19.

Copie d'une note adressée à la Sublime Porte, en date de Boujoukdéré le 25 Juin (7 Juillet) 1833.

„Le soussigné, ambassadeur extraordinaire de S. M. l'Empereur de toutes les Russies, commandant en chef des forces de terre et de mer auxiliaires, appelées par S. H. le Sultan, et stationnées dans le Bosphore, vient d'être informé par le capitaine d'état-major de la garde impériale, baron de Lieven, dont l'envoi dans l'Asie-Mineure avait été concerté avec la Sublime Porte, que l'armée égyptienne ayant effectué sa retraite

au-delà du mont Taurus, est rentrée dans les limites des provinces désignées par la volonté de S. H. pour former les nouveaux gouvernemens conférés à Méhémet-Ali, pacha d'Egypte, et à son fils Ibrahim-Pacha."

„En conséquence de ces informations, le soussigné a l'honneur de prier S. Exc. le reis-effendi de vouloir bien lui faire connaître, par une communication officielle, les avis directs que la Sublime Porte doit avoir reçus à cet égard. Il prie en même temps le reis-effendi de vouloir bien solliciter l'assentiment de S. H. pour pouvoir procéder à l'exécution des ordres éventuels de l'Empereur, son auguste maître, touchant le retour immédiat, en Russie, de ses forces de terre et de mer, dont la présence devait avoir pour terme l'évacuation de l'Asie-Mineure et le rétablissement de la paix avec l'Egypte, aux conditions fixées par S. H. le Sultan."

„En s'acquittant d'une démarche aussi conforme à la loyauté des déclarations de S. M. I. qu'au caractère de ses dispositions sincères et amicales envers la Sublime Porte, le Soussigné saisit cette occasion pour renouveler à S. Exc. le reis-effendi les assurances de sa haute considération."

„Signé Orloff."

Beilage Nro. 20.

Traduction d'une note officielle de la Sublime Porte à S. Exc. le Comte Orloff, en date du 26 Juin (20 safer) 1833.

„La Sublime Porte a pris connaissance du contenu de la traduction de la note officielle, en date du 25 Juin, présentée par S. Exc. M. le Comte Orloff, ambassadeur extraordinaire de la Russie, par laquelle S. Exc., en annonçant que les troupes égyptiennes, après avoir passé les défilés du mont Taurus, sont entrées dans les endroits qui ont été accordés au pacha d'Egypte Méhémet-Ali-Pacha et à son fils Ibrahim-Pacha, prie le reis-effendi de lui communiquer officiellement les nouvelles que la Porte a reçues à cet égard, et demande l'assentiment de S. H. pour qu'il procède à l'exécution des ordres de S. M. l'Empereur relatifs au retour immédiat des forces de terre et de mer de la Russie, dont la présence dépendait de l'évacuation de l'Asie-Mineure. Conformément aux déclarations antérieures qui ont été faites à la mission, et particulièrement à S. Exc. le comte Orloff, l'amitié et la bienveil-

lance que S. M. l'Empereur a témoignées à l'égard de l'Empire ottoman, ne sont pas de nature à être jamais oubliées par la Sublime Porte, et elles ont eu pour résultat la consolidation, tant pour le présent que pour l'avenir, de l'union et de la sincérité qui existent et qui se raffermissent de plus en plus entre les deux Empires. De même l'ordre, la discipline et la bonne volonté dont les troupes impériales ont fait preuve dans la capitale de S. H. et la bonne intelligence qui a régné entre elles et les troupes turques, et particulièrement les qualités distinguées et la conduite digne de louanges sous tous les rapports de S. Exc. le comte Orloff, ont pénétré de reconnaissance la Sublime Porte."

„Le passage des troupes égyptiennes au-delà des défilés du mont Taurus a été en effet constaté par les préposés qui ont été envoyés sur les lieux, et par conséquent la Sublime Porte s'empresse de communiquer à S. Exc. que, conformément à sa demande, S. H. consent au retour des troupes de terre et de mer de la Russie. A cet effet, et afin de répéter encore une fois l'expression de sa reconnaissance pour l'amitié et la bienveillance de S. M. l'Empereur, la Sublime Porte a donné la présente note officielle, en réitérant

à S. Exc. le comte Orloff la haute estime et la parfaite considération qu'elle a pour sa personne."

Beilage Nro. 21 und 22.

Traduction littérale du traité d'alliance défensive conclu entre la Cour Impériale de Russie et la Sublime Porte, le 8 Juillet 1833.

Traité patent.

Article I. Une paix et amitié perpétuelle existant tant par terre que par mer entre Sa Hautesse le Sultan des Ottomans et Sa Majesté l'Empereur de toutes les Russies et Leurs sujets respectifs, et cette alliance ne pouvant avoir pour objet que de préserver Leurs Etats et toute sorte d'atteinte et d'agression, les hautes parties contractantes se promettent d'aviser exactement à tous les moyens de conserver le repos et la tranquillité dans Leurs Empires et de se prêter dans ce but mutuellement des secours effectifs d'une assistance efficace.

Article II. Le traité conclu à Adrianople le 2 Septembre 1829, ainsi que toutes les transactions antérieures qui y sont confirmées, la convention

signée à St. Pétersbourg le 14 Avril 1830, l'arrangement conclu à Constantinople, le 9 Juillet 1832, relativement à la Grèce, et les articles du présent traité d'alliance, sont confirmés dans tous leurs points comme s'ils étaient insérés mot pour mot dans le traité sus-mentionné.

Article III. Comme par suite des intentions conservatrices et de défense mutuelle qui forment la base de ce traité d'alliance, le désir sincère de la Cour Impériale de Russie est d'assurer la conservation et l'entière indépendance de la Sublime Porte, quoique cette dernière ait lieu d'espérer qu'avec l'aide de Dieu, les circonstances ne la mettront pas une seconde fois dans le cas de demander à S. M. l'Empereur de Russie des secours militaires, les hautes parties contractantes se promettent, pour le cas que cela dût arriver, de se prêter par terre et par mer toute l'assistance qu'exigeront les affaires du moment. En conséquence il a été convenu que, le cas échéant, il appartiendra à la Sublime Porte de fixer le nombre des troupes de terre et de mer dont elle réclamera l'appui.

Article IV. Dans le cas que l'une des deux Puissances demanderait des secours à l'autre, les frais de provisions pour les forces de terre et de

mer devront tomber à la charge de celle qui les solliciterait.

Article V. Quoique les deux hautes parties contractantes soient animées d'un égal désir de prolonger autant que possible l'époque de l'observation de ce traité, cependant, puisque les évènemens à venir pourraient en exiger quelques modifications, l'on est convenu que le terme en sera de huit ans, à compter du jour de l'échange des ratifications. À l'échéance de ce terme, l'on délibérera sur son renouvellement d'après les circonstances d'alors.

Article VI. Ce traité sera ratifié par les hautes parties contractantes dans deux mois ou plus tôt si faire se pourra, et les ratifications seront échangées à Constantinople.

Fait le 20 de la lune de Safer de l'année 1249.

Beilage Nr. 23.

Traduction litterale de l'Article séparé du traité d'alliance conclu entre la Russie et la Porte, le 8 Juillet 1833.

Article séparé.

D'après le principe de réciprocité, la Sublime Porte fermera en cas de nécessité le détroit des

Dardanelles, de manière qu'elle n'en permettra l'entrée à aucun vaisseau de guerre étranger sous un prétexte quelconque. Cet article séparé doit être considéré comme étant inséré mot pour mot dans le texte patent du traité d'alliance défensive.

Fait le 20 de la lune de Safer de l'année 1249.

Druckfehler.

Seite 18, Zeile 11 ſtatt Feinde, der Ordnung — lies: Feinde der Ordnung.
„ 34, „ 11 nach Chriſten gehört an die Stelle des Beiſtrichs ein Punkt.
„ 38, „ 11 nach Jeruſalem ein Beiſtrich zu ſetzen, wofür Zeile 14 das und wegbleibt; der Satz muß nemlich heißen: „unterwarf ſich Jeruſalem, und Damask u. ſ. w. nahm den von der Pforte geſendeten u. ſ. w.“
„ 56, „ 7 ſtatt Aras lies: Avas.
„ 65, „ 5 das mir wegzulaſſen.
„ 70, „ 19 nach bringen ſtatt Beiſtrich ein Punkt zu ſetzen.
„ 71, „ 20 nach verlangte ſtatt Beiſtrich ein Strichpunkt zu ſetzen.
„ 78, „ 23 ſtatt Bilan lies: Vaitan.
„ 132, vorletzte Zeile ſtatt verwehren lies: erwehren.
„ 155, drittletzte Zeile ſtatt Monaſtivle lies: Monaſtirle.
„ 192, Zeile 13 ſtatt der lies: den.
„ 202, „ 12 ſtatt Hülfe lies: Höfe.
„ 203, „ 8 ſtatt erwirkten lies: erwirken.